Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
TW
v.18
GERMANIC
DEPARTMENT

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

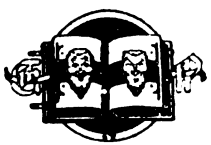
Der Türmer

Kriegsausgabe

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Achtzehnter Jahrgang · Band I

(Oktober 1915 bis März 1916)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Digitized by Google

Digitized by Google

053
TU
U.18'

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

	Seite
Bauer: Unser Weg	817
Berner: Hinter der Front	313
— Weihnacht	375
— Sieg	522
Brauer: Ein Wiedersehen	17
— Sing heut' auf den Friedhof	158
— Nachts auf Posten	302
— Reitersang	829
Britting: Vorhut	460
Engelbrecht: Sturmzeit	86
Ernesti: Abschied	749
Escherich: In der Erinnerung	172
— Der Glaube der Alten	456
— Wir Menschen	603
Findeisen: Mein Herzensjung	747
Frank: Zerstörte Brücken	306
— Krieg	450
— Dunkle Tage	528
— Einst	589
— Friedenswunsch	674
Hamerling: Den entarteten Deutschen!	239
v. Holten: Alte Mütter	15
— Wucher	595
Keller: Nikolai	6
Köhler: Nocturno	153
Krez: An mein Vaterland	527
Mothes: Den Klagenden!	229
Müller, E. Th.: Denk deiner Toten!.	217
Müller: Kriegsweihnacht	365
— Neujahr 1916	441
— Heilige Familie auf der Flucht	462
— Vergeßt den Geist von 1914 nicht!	598
Müller, Käthe: An den Tod	224
v. Münchhausen: Des deutschen Michels Tod	753
Niesel-Lessenthin: Dort unten steht der Tod im Tal	292
Rosegger: Schwert und Herz	10
Schellenberg: Deutschland	662
Schmidt: Abgesang	446
— Abend im Unterstand	524
— Stundenschlag in Pont-à-Mousson	741
Trojan: Deutschlands Kindern zum Weihnachtsfest	361
Weltzien: Leidverklärung	831
Ziel: Hymne der Freiheit	517
Zimmer: Der Herbst in Deutschland 1915	167
— Wieder Frühling	826
Zwei Gedichte von 1870	605

Novellen und Skizzen

v. Ardenne: Eine Ruhmestat; eine von Hunderten!	225
Blunck: Tiene Wollers Opfer	447
Gura-Ewald: Ein Weihnachtsabend	366
Kahlenberg: Das Kriegskind	818
Kröger: Im Hause Einsam	590
Mahler: Auf den katalaunischen Feldern	294
Müller: Die Rückkehr der Dichter	90
— Die Landsbergerstraßler	518
Murbach: Treidelweg	78
Nebinger: „Aujust"	159
— Von draußen	663
Pöhlmann: Mutter	742
Röttger: Sonate C-Moll	7
Schmidt: Auf Wachtposten	173
Schultheiß: Das Koppel	230
Spier-Irving: Ja, daheim!	461
— Zerstörung	675
Trebesius: Maulwurfsarbeit	457

353084

Digitized by Google

Aufsätze

	Seite
Adler: Die hundertjährige Furcht	531
— Milans Schatten	709
Aldinger: Das Deutschtum im Ausland und der Weltkrieg	478
v. Ardenne: Eine Ruhmestat; eine von Hunderten!	225
Auf Wachtposten	173
Barth: Mehr nationales Verantwortlichkeitsgefühl	304
Bencke: Italienische Heerführer und italienischer Kriegsruhm	32
Bovensiepen: Die wirtschaftliche und soziale Lage unseres Beamtenstandes	767
Brenner: Frankreichs und Rußlands erste Beziehungen	249
Budde: Der deutsche Wille und die deutsche Schule	585
Calwer: Die Internationale	91
Dehn: England gegen das Griechenland des Königs Otto	103
— Heinrich Heine gegen die deutschen Einigungsbestrebungen	182
— Ein Meister der Kriegslüge	261
— Soziale Verkaufspreise	616
Diederich: Das kommende Weihnachtsbühnenmärchen	40
Diers: Die Frau in der Politik	168
Donzow: Unter der Hypnose der Tatsache	73
Espriella: Das betrogene Bulgarien	154
Feldarzt im Altertum, Der	44
Feucht: Die Religion des Kindersegens	659
Freese: Der Krieg und das christliche Ideal	513
Goeckel: Zur Verdeutschung der Heeressprache	384. 712
Gr.: Die Religion der Völker im Kriege	27
— Flanderns deutsche Geschichte	34
— Wie man stirbt	41
— „Sieh umher in deinen eigenen Gauen“	46
— Das Tatarentum im Russen	101
— Der Zar und der Krieg	105
— Nach dem Weltkriege 1815	106
— Unermeßliche Siedlungsmöglichkeiten	108
Gr.: Mit Freudentränen und Jubel	109
— Ein Ehrentag des Vielgeschmähten	110
— Bismarck und die Balten	177
— Isadoras Venizelos-Apotheose	180
— Warum die Vereinigten Staaten „englisch“ sind	181
— Volksreife?	240
— Die Herkunft der Bulgaren	252
— Der Kampf wider den deutschen Geist	253
— Der Krieg nach dem Kriege	256
— Englische und deutsche Freiheit	258
— Karl August an die Jagemann	260
— Die Ungarn und ihr Staat	319
— Das russische Kaiserpapsttum	324
— Ein Ehrentag der deutschen Jugend	326
— Das rumänische Problem	327
— Der Handelskrieg mit England	329
— Der Zug nach Ägypten	386
— Den matten Seelen	389
— Die englischen „Friedensstifter“	390
— Wie denkt man in Rumänien?	393
— Kriegsspiele Weihnachten 1915	395
— „Vlamisch“	395
— Das Dogma von Rußlands Unüberwindlichkeit	471
— Die einzige Friedensbürgschaft	474
— Eine Verwirrung der Köpfe	476
— Der Franzose und die deutsche Kriegerweihnacht	529
— Skandinavische Sympathien	533
— Der Sumpf Serbien	535
— Des Zaren Gesundbeter und Rußlands Retter	539
— Der russische Liberalismus	543
— Großmut gegen Völker	547
— Das Land ohne Maßstäbe	606
— Englands Feindschaft	614
— Der Reichstag über die freie Meinungsäußerung	678
— Hohle Schlagworte	705
— Englands Trümpfe in Amerika	756
— Wie es in Rußland aussieht	765
— Franzosendienst auf deutschen Schulen	834
— Die Kleinmütigen	837

Digitized by Google

	Seite
Gr.: Die Schädlichkeit des elektrischen Lichtes	839
— Der armenische Kniff	843
v. Grotthuß: America docet	376
Heyck: Weh dem, der lügt	88
— Avalun	115
— Krieg und Kunst	116
— Volkstümliche Umgestaltungen in der Rechtspflege	760
— Ein Heller und ein Batzen	830
Junk: Über Strategie	604
Kahlenberg: Andromache	600
Kalau vom Hofe: Die Aufgabe der Flotte	145
— Die Einbuße der englischen Handelsflotte	667
Kienzl: Das neue Deutschland	1
— Das zweite Kriegsspieljahr	182
— Die Deutschen zweier Reiche	442
— Der Betrieb	548
— Die entgötterte Welt	775
Küster: Geistige Erkrankung ganzer Völker	525
Liebknecht der „Held“ und —?!	18
Lienhard: Die Reinhaltung der Bühne	618
v. Mackay: Der alten Dame silberne Kugeln	218
— Freiheit dem Iran!	809
— Weltkrieg, Bagdadbahn und wirtschaftliches Weltbild	451
v. Mailly: Kirchtürme im Kriege	113
Menghius: Können wir die Engländer im eigenen Lande fassen?	827
Miesch: Glockenläuten	528
Müller: Der Krieg hat den Superlativ getötet	16
— Die Rückkehr der Dichter	90
Munk: Bulgarien 1915	289
Nötzel: Das Volk der Bayern	175
Naebiger: Deutschland und Japan	523
Naecker: Feldgraue Hilfe gegen die Kriegsgreuel	463
Neitz: Gold	711
Niebeling: Der Kriegsbrief eines deutschen Wolgakolonisten	610
Nitzenthaler: Das geistige Frankreich im ersten Kriegsjahr	314
S.: Merkzeichen deutscher Kultur in Flandern	43
S.: Militärische Jugenderziehung	832
Schmidt: Vom Umlernen	11
Schrickel: Eine ungehaltene Schützengrabenpredigt	750
St.: Dichter und Seher	533
Stezenbach: Deutsche und Spanier	29
— „Archipirata“ — der Erzpirat	307
Storck: Der Einsiedler und sein Volk	37
— Soldatenlieder	46
— Ein Herold deutscher Ehren	94
— Die Herkunft unserer Nationalhymne	117
— Vom Notstand der deutschen Kunst	186
— Das Problem Richard Strauß	261
— Soldatengrab und Kriegsdenkmal	331
— Zu Menzels hundertstem Geburtstag	335
— Weihnachten 1915	363
— Pantenius und Trojan †	396
— Kriegsbücher auf dem Weihnachtstisch	398
— Kampf und Spiel um die Kunst	409
— Himmlische und irdische Liebe	480
— Kalender und Jahrbücher	487
— Gabriel Max †	490
— Eine Schwarzwälder Meisterwerkstätte für Holzschnitzerei	554
— Abenteuer, Wahrheit und Legende	622
— Ein Denkmal evangelischer Monumentalkunst	627
— Wilhelm Steinhausen	714
— Ein deutscher Nothelfer unserer Zeit	771
— Kretzschmars Konzertführer	773
— Gustav Falke	779
— Bardengesang	840
— Kriegsbilder-Ausstellung	844
— Militärmusik	850
v. Strantz: Das nationale Gepräge Belgiens	596
— Kriegswucher	754
Tsingtau	243
Voß: Weltkrieg und Prozeßkrieg	24
— Nationales Verantwortlichkeitsgefühl	748
Widenbauer: Englands Herrschaft in Ägypten	464
v. Wolzogen: Friedensbewegung	737

Digitized by Google

Besprochene Schriften

	Seite
Alpenkalender 1916	487
Alte Kalender-Geschichten	488
Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen	773
Bach-Jahrbuch	489
Bartsch: Er, Ein Buch der Andacht	626
Baum: Die böse Unschuld	623
Bilderatlas des Weltkrieges, Der große	408
Bley: Avalun	116
Bodensee-Buch	488
Bonde: Die Prise der Britannia	622
Bovensiepen: Zur Erneuerung der deutschen Zivilrechtspflege	762
Buchner: Kriegsdokumente	402
Chronik des deutschen Krieges nach amtlichen und zeitgenössischen Kundgebungen	402
Deutschland und der Weltkrieg	399
Dürer: Handzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians	408
Egelhaaf: Geschichte der neuesten Zeit	401
Eichendorff-Kalender	488
Fendrich: Mit dem Auto an der Front	406
Fietz: Tote Scholle	624
Franz: Deutscher Volkskatechismus	405
Grimm: Südafrikanische Novellen	623
Herzblättchens Zeitvertreib	489
Heyder: „Kunst und Leben", Kalender	268
Kammerer: Um die Heimat	404
Kellermann: Der Krieg im Westen	406
Kretzschmar: Führer durch den Konzertsaal	773
Kriegerabzeichen und Gedenktafeln	331
Kriegsstammbuch (Tägl. Rdsch.)	405
Kutscher: Kriegstagebuch	407
Liller Kriegszeitung	403
Luftkrieg, Der	404
Manz: Englandbuch, Von Flandern bis Polen, Zwischen den Fronten	403
Meyers Historisch-Geographischer Kalender	488
v. Michaelsburg: Im belagerten Przemysl	407
Natur und Kunst (Abreißkalender)	487
Oratorien und weltliche Chorwerke	774
Otto: Das Unterseeboot im Kampf	404
Popp und Seeck: Unsere Führer im Weltkriege	408
Pröhl: Das Mittweidaer Kriegstagebuch 1914/15	403
Quenzel: Vom Kriegsschauplatz	404
Rosen: Der große Krieg	404
Saager: Zeppelin, der Mensch, der Kämpfer und der Sieger	404
Schneider: Kriegergestalten und Todesgewalten	854
Seekrieg, Der	404
Seeliger: Das Paradies der Verbrecher	622
— Buntes Blut. — Das deutsche Dekameron	623
Sievers: Schwarz-Spiele. — Bilder aus einer alten Stadt. — 1915 Frankreich	121
Soldatengräber und Kriegsdenkmale	331
Schöttler: Deutsche Art	405
Schubert: Ruhm	625
Stieve: Schwedische Stimmen zum Weltkrieg	401
Storch: Vom feldgrauen Buchhändler	407
Thissen: Mit Herz und Hand fürs Vaterland	402
Thüringer Kalender	488
Töchter-Album	489
Viebig: Eine Handvoll Erde	624
Vollbehr: Kriegsbilder-Tagebuch	853
Weltpanorama	489
Werke Friedrichs des Großen	773
Wertheimer: Polnischer Winterfeldzug. Von der Weichsel bis zum Dnjestr	406
Wölfflin: Kunstgeschichtliche Grundbegriffe	628
Zoozmann: Sechzehn Armeemärsche	850

Türmers Tagebuch

Der Krieg 52. 123. 195. 269. 340. 417. 494. 559. 635. 723. 785. 855

Digitized by Google

Literatur

	Seite
Abenteuer, Wahrheit und Legende	622
Bardengesang	840
Berliner Theater-Rundschau:	
Das zweite Kriegsspieljahr	182
Der Betrieb	548
Die entgötterte Welt	775
Deutscher Nothelfer unserer Zeit, Ein	771
Dichter und Seher	533
Einsiedler und sein Volk, Der	37
Frankreich, Das geistige, im ersten Kriegsjahr	314
Falke, Gustav	779
Herold deutscher Ehren, Ein	94
Kalender und Jahrbücher	487
Kriegsbücher auf dem Weihnachtstisch	398
Nationalhymne, Die Herkunft unserer	117
Pantenius und Trojan †	396
Reinhaltung der Bühne, Die	618
Soldatenlieder	46
Trojan (Pantenius und Trojan †)	396
Weihnachtsbühnenmärchen, Das kommende	40

Bildende Kunst

Ein Denkmal evangelischer Monumentalkunst	627
Kampf und Spiel um die Kunst	40
Kriegsbilder-Ausstellung	844
Krieg und Kunst	116
v. Max, Gabriel, †	490
Menzels 100. Geburtstag, Zu	335
Sievers, Rudolf	121
Soldatengrab und Kriegsdenkmal	331
Schwarzwälder Meisterwerkstätte für Holzschnitzerei, Eine	554
Steinhausen, Wilhelm	714
Zu unseren Bildern 50. 192. 268. 408. 493.	853

Musik

Himmlische und irdische Liebe („Richardis“)	480
Kretzschmars Konzertführer	773
Militärmusik	850
Nationalhymne, Die Herkunft unserer	117
Soldatenlieder	46
Strauß, Richard, Das Problem (Alpensinfonie)	261
Vom Notstand der deutschen Kunst	186

Auf der Warte

Achtung!	280
An England	512
„Andromache“	868
Angenehme Geständnisse!	211
Annektierte Musik	66
Annexionspolitiker, Die bösen	507
Anpassung der Belgier an die Barbaren, Die	584
Auch Einer!	66
Auch ein Friedensfreund	569
Auf dem nächsten Wege	804
„Aufklärung“!	210
Aufklärung	435
Auf schiefer Ebene	433
Augenblicksaufnahmen	68
Aus Honduras	581
Banausen?!	873
Bangebüxen, Den	214
Baralong-Mord, Der	645
Barer Humbug	431
Baumwollwucher, Gegen den	806
Beschämende Mahnung, Eine	731
Bilder ohne Worte	434
Bismarckschen Imponderabilien, Die	62
Bismarck und die Erörterung der Friedensziele	871
Bis zum letzten — Irländer!	141
Briefmarken-Germania, Die	137
„Burgfrieden!“	438
Butterpreise	277

Digitized by Google

	Seite
Chamberlain, Der Fall	351
Chateaubriand und die Neutralität Belgiens	429
Damit abfinden müssen?	286
Das Ende	205
Das erhabene Bild slawischer Brüderlichkeit	212
Das konnten wir nicht wissen —?	352
„Das kulanteste Angebot aller Zeiten“	281
Das Recht zu täuschen!	579
Das Wichtigste	808
Demokratie	580
Den Nichtbewilligern	656
Der Staat mit den vielen Gesetzen	875
Deutschamerikanisches Gold	438
Deutsche	807
Deutsche Gedankenlosigkeit	72
Deutsche Gefahr, Die	646
Deutsche Geist, Der	68
Deutsche Gemüt, Das	579
Deutsche Schande in großer Zeit	653
Deutsche Schreibweise fremder Eigennamen	143
Deutsche Weihnacht in Rußland	654
Deutsches Geld für Nizza und die Italiener	512
Deutschlands Strafgewalt gegen Deutsche	283
Deutsch sein heißt —?	509
Deutsch-Schweizer, der das Deutsche nicht leiden mag, Ein	282
Die alte Geschichte!	652
Die bösen Hagestolzen	869
Die ihre deutsche Herkunft verleugnen	870
Die neueste Leimrute	215
Die politische Zensur im preußischen Abgeordnetenhause	864
Die Rückkehr zur Häuslichkeit	875
30 % Verzinsung	276
Dumm und frech	807
Ein Deutschenfresser	872
Ein „klassisches Aktenstück“	865
Ein Kunststück	64
Ein starkes Stück	573
Eine Abschüttelung	654
Eine Erinnerung	651
„Eine verpfuschte Sache“	582
Einrahmen und Anhängen!	573
Elsaß	144
„Elsaß“	428
Englische Lebensziele	437
Entartete Deutsche	209
Entartete Deutsche	579
Entrechtung durch Rechtsspalterei	141
Erörterung von Friedensbedingungen	280
Erst durch Zwang	210
Es wird nicht anders!	510
Felder für die deutsche Landwirtschaft	278
Feststellung, Eine	807
Feststellungen	358
Fleck auf der deutschen Frauenehre, Der	70
Flecken	575
Flecken, Ein	432
Folgen unseres Schweigens, Die	355
Frankreichs Nationalevangelium	216
Französisch-russische Wechselwirkung	436
Französische Ritterlichkeit	359
Französischer Kindermund	575
Frauenehre und Männerehre	511
Friedenserörterungen	354
„Friedensgedanken“	581
Friedenssehnsucht und Kriegsfreudigkeit	805
Friedrich der Große über die russische Gefahr	430
Geist	808
Gelst und Körper	438
Geistige Freiheit Rußlands	428
Geistiges Rüstzeug in die Wagschale, Unser	133
Gelehrten-Kaviar	372
Genug „bewiesen“!	436
Gerechtigkeit	649
Geschäftspatriotismus	439
Gewissen und Geldbeutel	285
Goethe und die Jugendwehr	358
Grey	429
Großdeutsche Möbel	72
Große Zeit der — Wucherer! Die	431
Großfürst, Der	65
Handeln und Verhandeln	808
Händler und Ästheten	430
Heilige Notwendigkeit, Die	62
Herd der Krankheit, Der	505
Herrn Ballins Rüstungsfieber	576
„Hinter spanischen Wänden“	865
Höhere Strafen gegen die Verfütterer von Brotgetreide	805

Digitized by Google

	Seite
100 Teile Milch — 175 Teile Wasser — vorbestraft!	274
„Ich lieg' und besitze!"	140
Ihre Taten und Leiden zeugen für sie	583
Im eigenen Hause	139
Immer die selben!	136
Immer wieder unser „Friedensbedürfnis"	281
Interessen und Ansichten	572
International-Kitsch	68
Internationale Finanzkreise	140
Ist „Boche" ein Schimpfwort?	353
Ist das noch — Schweiz?	734
Jammerbriefe aus der Heimat, Die	652
Jetzt oder nie!	875
Jubiläumsfeier, Eine befremdliche	278
Kartoffeln und höheres Walten	140
Kauderwelsch	874
Keine Extrawurst!	210
Keine Selbsttäuschung	871
Krieg als Spielzeug, Der	69
Kriegsgewinne	353
Kriegsgewinne	804
Kriegsgewinne und Kriegsgetreidegesellschaft	63
Kriegsprofit an Zucker	570
Kritik als Maske, Die	71
„Kulturfortschritt"	581
Lampe des Epiktet, Die	583
Landrat und Höchstpreise	64
Lob der englischen Freiheit, Unser	736
„Man wagt kaum ..."	433
Marie Madeleine	357
Mehr Zivilcourage!	277
Militärische Jugenderziehung	143
Militärmusik	439
Mischung von Feigling, Bluthund und Whisky	352
Mit Ausnahme	806
Mit unserem Blute bezahlt	578
Mittel, Das	277
Momentbilder aus dem französischen Heer	135
Moralischer Irrsinn	577
Munitionsstädte	735
„Nach Dorpat!"	440
Nächtliche Berichterstattung	802
Natürlich!	512
Nebenbei	512
„Neues Vaterland", Der Bund	142
„Neues Vaterland"	212
Neusprachlicher Unterricht	138
Neutrale Blatt, Das	276
Neutralität und Völkerrecht	208
Nicht überschätzen!	426
Niederländisch an deutschen Hochschulen	357
Nur nicht vorzeitig Frieden schließen!	507
Orte mit „Zwischenfällen"	733
Patria Belgica irredenta	137
Patriotismus im Herzen, nicht auf der Zunge	206
Politische Einflüsse?	139
Politische Zensur, Die	730
Potsdams Genius	872
Presse und Regierung	867
Profit über alles!	357
Przemysl — Pschöm Schnitzel — Pritsche Michel	137
Rule, Britannia	896
Rumänien	649
Rumänische Tatsache, Eine	355
Russischer Deutschenhaß	732
Rußland unter Vormundschaft	655
Schande, Eine	350
Schlaf, Kindlein, schlaf —	573
Sehr richtig !	575
Selbsterhaltungsgebote	360
„Sensationelle Enthüllung"?	279
Sextaner als Erzieher zum Nationalen, Die	67
Sie können uns nicht verstehen!	66
So ist es recht!	580
So wollen sie uns haben	510
Sonderbar, höchst sonderbar!	280
Späte Anerkennung, Eine	287
Schrei nach „Kasse", Der	135
Schundliteratur an der Front	579
Schurkerei, aber Methode	648
Schweden und Deutschland	426
Sternheim der Gastronom	359
Stuttgarter Schauspielhaus, Das	360
Theater-Vorberichte, Zwei	137
Trauer um Helden	425
Trost im Unglück	213
„Trotz erhöhter Preise" sind wir so frei!	287
Tschechische Wühlereien im Ausland	650
„Übernationale Humanität"	138
Überpatrioten?	284

Digitized by Google

	Seite
„Überspannung des Beamtenbewußtseins“	866
Umlernen	213
Unanständig	434
Und der Kriegswucher blüht!	136
Ungeschmack der neueren Familienanzeigen, Zum	808
Unser Internationalismus	647
Unsere Friedenszuträger	354
Unsere Jugend im Felde	731
Unseren Friedenszuträgern	648
Unsern Kriegsverlängerern!	867
Unter dem Streifen- und Sternenbanner	210
Väterliche Mahnung	211
Verband der Schamlosen	508
Verboten	358
Vergeßt es nicht!	584
Vergleich	288
Verkaufte Frankreich, Das	427
Verständnisvolle Bewunderung	652
Vielgeplagte Eidgenossenschaft, Die	359
Vlamen und die belgische Regierung, Die	356
Volk in Waffen, Das	506
Völkerrecht nach Bedarf	437
Wagner, Adolf	801
Warnung vor gutgemeinten Fallgruben	506
Warum „Geheimbuch“?	134
Was Frankreich und England aus Belgien machen würden	873
Was ist Kriegswucher?	651
Was sie immer vergessen	356
Wasser auf die Mühlen unserer Feinde!	736
Welschschweiz, Die tapfere	734
Weltfriedenskongreß?	279
Wie das Polenmanifest gemeint war	429
Wieder einmal	874
Wiedergestattung des Dohnenstrichs!	440
Wilsons Neutralität	509
Worauf es ankommt	288
Worauf es ankommt	803
Zeitgemäß	803
Zugeständnis	875
Zu wessen Nutzen?	504
Zum Besten	656
Zweckessen	511

Kunstbeilagen und Illustrationen

	Heft
Dürer: Randzeichnungen	6
Fahrenkrog: Opfer	4
— Schicksal	11
Faure: Parademusik auf dem Marktplatz in Brügge	1
— Der Beghinenhof in Brügge	1
— Am Spanischen Quai in Brügge	1
— Der Belfort in Brügge	1
— Türkisches Lager an den Dardanellen	5
— Dardanellenlandschaft in der Nähe Trojas	5
— Fort Anatoli Kawak am Schwarzen Meer	5
— Tschanak Kalessi (Dardanellen) vom Fort Hamidie aus gesehen	5
Graf: Fähnrich	7
Haag: Stürmischer Tag	2
Hengeler: King Eduard der „Säemann“ — John Bull hütet seine heiligsten Güter	12
Jäckel: Ev. Joh. 10, 28	1
Kluge: Versöhnung	3
— Der große Sieger	3
— Fahnenwache	3
— Der große Sieger	3
— Dämmerung	3
v. Menzel: Begegnung Friedrichs d. Gr. mit Joseph II. in Neiße 1769	5
Michelangelo: Die persische Sibylle	7
Orlik: Der verwundete Sohn	4
Schneider: Trauer	12
Schnorr v. Carolsfeld: Moses im Gebet um den Sieg über die Amalekiter	7
Schwarzwälder Meisterwerkstatt für Holzschnitzerei	8
Sievers: Nächtliches Schanzen	2
— Fahnenschwenker	2
— St. Andreas	2
Soldatengräber	1
Soldatengräber und Kriegsdenkmale (Seite 293, 303)	5
Soltau: Erschossener Kriegsfreiwilliger	11

Digitized by Google

	Heft
Steinhausen, Wilhelm	8
Steinhausen: Die Sünderin	9
— Christus' Klage über Jerusalem	9
— Die Gergesener	9
— Der Jüngling zu Nain	9
— Abendwolke über dem Haferfeld	10
Steinhausen: Selbstbildnis	10
— Zwei Mädchenköpfe	10
— Haus Schöneck am Hunsrück	10
— Blindenheilung	10
Tips: „Brüderlein mein"	6
Vollbehr: Gefechtsfeld bei Reims	12

Notenbeilagen

Daffner: Erster Schnee	7
Faißt: Kriegslied	2
Gregori: Gebet	6
Heidrich: Kriegsstimmungsbilder: Scharfer Ritt — In einem alten Schloß — Stille Stunde nach stürmischem Tag	5
Rothlauf: Wiegenlied	11
Seiler: Trauermarsch	3
Schmitt: De profundis	6
— Schlafen, schlafen, nichts als schlafen	6
Stephani: Dem Hindenburg, dem Feldmarschall	2
Wetzel: Drei alte Soldatenlieder: Reiters Morgengesang — Soldatenliebe — Der gute Kamerad	1
Wintzer: Schnee	7
— An der Schwelle	10

Briefe

Auf den Beilagen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kurt Jäckel

Ev. Joh. 10, 28: „Ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen."

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Erstes Oktoberheft 1915 Heft 1

Das neue Deutschland

Von Hermann Kienzl

Im Anfang waren die beiden Geister, die als Zwillinge und jeder für sich da waren. Unter diesen beiden Geistern wählte sich der ungläubige Geist das Schlechttun, aber der heilige Geist wählte sich die Gerechtigkeit."

Also sprach der altpersische Zoroaster in der Avesta.

In dem nachdenklichen Buch „Der deutsche Mensch" von Leopold Ziegler (S. Fischer Verlag, Berlin) finden sich folgende Sätze: „Diese Verschwörung unserer Feinde wider Wahrheit und Ehrlichkeit, diese Preisgabe von Stolz, Aufrichtigkeit und Wohlanstand, dieser Bankrott aller ritterlichen, aller europäischen Tugenden ist es, was wir nicht zu begreifen vermögen ... Leidenschaftlich fühlen wir nur eins: entweder ist die Welt für einen anthropoiden Typus ihres Schlags zugerichtet — dann haben wir auf diesem mißratenen Planeten nichts mehr zu schaffen, und es ist nicht der Mühe wert, weiter noch davon zu reden. Dann kommt und schlagt uns tot und schreibt auf unser Grab das Wort: Hier sank der deutsche Mensch als Opfer seiner kleinen Vorurteile. Oder aber, die Welt ist doch, wie wir es hoffen, daß sie sei. Dann ist die Zeit erfüllt und das Reich ist nah herbeigekommen. Dann wird das schlecht verwaltete Gut in reine Hände übergehen müssen, so und so. Dann wird, mit einem Wort, zum erstenmal in der menschlichen Geschichte die Wahrheit mit der Macht umgürtet werden. Ob dieses möglich sei,

Digitized by Google

das ist die bittere Alternative dieses Kriegs, um ihretwillen ist er kein politischer Krieg."

Leopold Ziegler sagt dann weiter, es bestreite jegliches nationale Dasein seine letzte Lebenskraft aus der unausgesprochenen Überzeugung, für eine mögliche Gemeinschaft national nicht mehr gebundener Menschheit zu wirken, — einerlei, ob dieses Ziel jemals erreicht oder immer nur erstrebt werde. Es bestehe die Sehnsucht nach einer Scheidung der Menschen nicht mehr nach Sprache und Blut, sondern nach gut und böse, wahr und falsch, edel und gemein, heilig und unheilig, beseelt und seelenlos. Rascher, als je zu hoffen gewesen, habe sich in diesem Krieg die ethische Menschenscheidung vollzogen, scharf und sauber.

* * *

Sind wir Deutschen heute so weit, daß wir im nationalen Bewußtsein, politisch und ethisch eine absolute Gemeinschaft, ein Volk vorstellen? Leopold Ziegler bejaht die Frage mit loderndem Optimismus. Er geht weiter und macht die sittliche zur ethnographischen Grenze: „Wir brauchen nur festzustellen, was im Gesichtskreis dieses höheren Bewußtseins (der deutschen Volksgemeinschaft) auftauchte, und was uns von der uns unzugänglichen Erlebnissphäre der Feinde unzweideutig unterscheidet: wer hierin mit uns einig ist, ist deutsch im Geist und in der Wahrheit, ob er dem Blute nach ein Nordgermane, Madjar oder Türke sei."

Was Fichte in seiner achten Rede verkündete („Was ein Volk sei, in der höheren Bedeutung des Wortes, und was Vaterlandsliebe"), — war damals Zukunftsmusik. „Wir glaubten bisher, ein Volk zu sein," sagt Leopold Ziegler, „aber ein einziger Augenblick hat uns erleuchtet, daß wir das zu keiner Zeit vorher gewesen sind." Der Augenblick war's, in dem die ganze Welt sich mit Vernichtungswut gegen uns erhob und wir erkennen mußten, daß wir, wir allein die „anderen" sind: ein Ding an sich, ein Volk.

So steht nun der Verfasser des „Deutschen Menschen" staunend und erschüttert vor dem Wunder, das der Weltkrieg brachte, vor dem Mysterium der Volkswerdung ... „Wir wurden deutsches Volk, kollektive Bewußtheit und Erlebniswahrheit, in welcher der einzelne nur noch insoweit Bestand und Wirklichkeit hat, als er an jener Erleuchtung teilnimmt ... Wir waren nicht mehr im Raum zusammengepferchte Knechte, zu irgendeinem Zwecke von der Allmacht des Goldes unterjochte Hörige, wir waren kein künstlich aus Einzelwesen zusammengeschweißter Zweckverband, sondern nur mehr ein einziger mit millionenfach geteilten Organen wirkender Mensch ... Wie es auch kommen mag, werden wir nach diesem Kriege anders sein, und mit uns wird die Welt ein neu Gesicht empfangen haben."

* * *

Diese schöne Begeisterung strömt mit den letzten Worten in eine Prophezeiung aus, die unser aller Wunsch ist: Ein erneutes deutsches Volk — und durch uns eine erneute Welt! Freilich, genau so, wie Leopold Ziegler sich den Zustand träumt, wird er nicht sein. Und das wäre auch nicht gut! Dem von einem gewaltigen Sturme angefachten Feuergeist darf man Einseitigkeit zugute halten. Jede elementare Bewegung, jede Durchschlagskraft ist konzentriert und einseitig. Der notwendige Ausgleich stellt sich später von selbst ein. Im Jubel über den im

Digitized by Google

Weltkrieg erwachten nationalen Gemeinsinn der Deutschen ist Ziegler bereit, unsere alten Kulturgüter und alle bisherigen Philosopheme, Staats- und Gesellschaftstheorien, Psychologien, Wirtschafts- und Sittenlehren über Bord zu werfen, da sie von dem menschlichen Bewußtsein als von einem individuellen Ereignis ausgingen. Wer sich derart gegen die Vergangenheit wendet und die Gegenwart wie ein losgelöstes Wunder ansieht, der zeigt, daß ihm der Zusammenhang von Ursache und Wirkung unklar ist. Alles, was werden konnte, ist doch nur eine Frucht der Entwicklung, und das kollektive deutsche Volksbewußtsein dieser weltgeschichtlichen Tage ist nur deshalb von so entscheidendem Schwergewicht, weil es die bedeutenden Einzelgewichte der deutschen Individualitäten eingesammelt und zu einem gemeinsamen Zwecke gebunden hat. Der Reichtum und die Größe des deutschen Geistes kommt von der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Individualitäten. Wer die Summanden schwächte, würde die Summe verkürzen. Der Sozialismus des Karl Marx, der mit dem wirtschaftlichen Wettbewerb das Recht der Persönlichkeit gestrichen hat, würde, verwirklicht, zu einer außerordentlichen Minderung der wirtschaftlichen Gesamtleistung führen. In unseren rein-geistigen Bezirken aber entstünde, wenn das persönliche Bewußtsein ganz und gar dem kollektiven weichen könnte (was es ja durchaus nicht kann!), eine traurige Verarmung und Verelendung. Sogar die Errungenschaften der Technik, die jetzt der Krieg im höchsten Maße für den deutschen Gemeinzweck benutzt, verdanken ihr Dasein dem Sondergeiste ihrer Erfinder.

Wir brauchen uns übrigens um den deutschen Individualismus nicht zu sorgen. Er ist so wenig ausrottbar, wie die Eigenart eines jeden der vielen deutschen Stämme. Viel eher scheint es nötig, dafür zu sorgen, daß der Individualismus nicht wieder zum Egoismus und zum öden Götzendienst vor dem Fetisch der Eitelkeit, nicht wieder zur Raubtierpolitik persönlicher Habsucht entarte. Gewiß, es bleibt bei dem Worte Goethes: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit"; nur daß wir nicht vergessen dürfen, dem Glück ein ethisches Recht zu geben, ohne das eine große Persönlichkeit ja nicht zu denken ist. Mit anderen Worten: nur die hingebungsfähige Persönlichkeit hat Wert; und die Hingebung eines ganzen Volkes für den Volksgedanken ist ein um so herrlicheres Opfer auf dem Altar der Gottheit (des Ideals), je reicher in dem Bunde die Fülle vollkommener Persönlichkeiten ist. Ibsen sagt es im „Peer Gynt". Nicht: „Lebe dir!" ist die große Losung, sondern: „Lebe dich!" Lebe dich als Persönlichkeit aus, aber nicht zu deinem Eigennutz, sondern zum Nutzen des großen Ganzen, des Volkes, der Menschheit.

Der Weg zur Menschheit geht durch die deutsche Nation, der Weg zur deutschen Nation durch die Individualitäten und durch die Stammeseigenarten, die innig verbunden sein sollen durch die höhere Gemeinschaft. In seiner zu den Tiefen reichenden Staatsklugheit hat das Bismarck erkannt, als er dem Deutschen Reich die föderalistische Gestalt gab und als er das deutsch-österreichische Bündnis schuf.

* * *

Ja, die Deutschen sind in diesem großen Krieg ein Volk geworden, nämlich „ein Volk in Waffen". Die Einheit erstreckt sich nicht nur auf die Schlachtfelder und

Digitized by Google

Schützengräben, nicht nur auf die Heere der verbündeten Reiche. Sie hat alle Deutschen umfaßt, alle, die heute dem gemeinsamen Kampfe, dem Ziel des Kampfes leben. Sie wuchs sogar über das deutsche Volkselement hinaus, so weit die Zone der gemeinsamen Kampfesinteressen reicht. Die Gemeinschaft des feindlichen Hasses, der feindlichen Lüge macht uns auch Madjaren und Türken zu Brüdern. Ziegler sagt: zu „Deutschen". Zu diesem kühnen Sprung über die nationalen Grenzen trieb ihn ein dunkler Drang, der sich des rechten Weges nicht wohl bewußt war. Der Drang aber wollte schon das Rechte! Der kulturelle und der politische Machtbereich einer Nation kann größer sein, als der volkliche. Auf der Einbildung der lateinischen Schwesterschaft beruht zum Teile die Vereinigung der Deutschfeinde (oder wenigstens deckt man mit diesem von der geschichtlichen Wahrheit arg durchlöcherten Mantel die Blößen der Habgier und Großmannsucht!). Sollten wir von den Franzosen lernen, die, gewiß nicht aus selbstloser Liebenswürdigkeit, mit allen Blasbälgen die „romanischen" Aufblähungen der rumänischen Mischlinge unterstützten, um sich in den „Enkeln Trajans" ergebene Sachwalter zu züchten? ... Zu Hause bekreuzigte man sich lachend in Paris vor den Bukarester „Stammverwandten"; aber auf den Boulevards grüßte man sie mit heuchlerischer Überschwenglichkeit! Zu einem solchen Doppel- und Possenspiel hat der Deutsche keine Ursache. Er kommt nicht auf den Einfall, germanische Blutstropfen in den Adern der Madjaren und der Türken zu entdecken, obwohl das beinahe ebenso leicht oder schwer möglich wäre, wie der Nachweis der römischen Herkunft eines Balkanvolkes. Uns genügt vollkommen, daß die werbende Kraft des Deutschtums und Deutschlands ehrliche Freundschaft und Waffentreue einen mitteleuropäischen Staaten- und Völkerbund schufen, der in der Esse des Weltkriegs festgeschmiedet wurde. Beileibe nicht im Sinne der Eroberung, nur in dem der befruchtenden Ausstrahlung deutscher Lebenswärme können wir von der erweiterten deutschen Zone sprechen.

* * *

Dagegen hat sich im Bewußtsein des deutschen Volkes, soweit es im Deutschen Reiche eingebürgert ist, auch ein Abbruch an unzweifelhaftem nationalem Besitz vollzogen. Bis zu einem gewissen Grade stellten besonders die Norddeutschen, die Preußen, ihr Denken auf die staatliche, die gouvernementale Linie ein. Deutsch war für sie nur ein staatspolitischer, kein volklicher Begriff. Was außerhalb des Deutschen Reiches lebt, das galt diesem Denken, — nein, dieser Gedankenlosigkeit nicht mehr für deutsch. So erging es den zehn Millionen Deutschösterreichern seit ihrem Ausscheiden aus dem deutschen Bund im Jahre 1866. Erst in unseren Tagen der gemeinsamen Kriegsnot taut allmählich wieder die Ahnung auf, daß der Donaustaat nicht nur ein Verbündeter, sondern auch ein herrliches Stück Deutschland ist: das Deutschland außerhalb des Deutschen Reiches. Den Deutschösterreichern allein ist es zu danken, daß Österreich dem gesamtdeutschen Machtbereich erhalten blieb; ihnen, daß die süd- und die westslawischen Völker und gewisse romanische Nationalitäten heute nicht in den Reihen unserer Feinde stehen. Die Deutschen im Reiche haben sich um die Kämpfe und Mühen der Deutschen in Österreich blutwenig gekümmert. Um so weniger steht es ihnen, die schließlich vor dem großen

Digitized by Google

nationalen Interesse die gleiche moralische Verantwortung tragen, an, an dem ohne ihre Unterstützung in Österreich Erreichten zu nörgeln und etwa vereinzelte unliebsame Erscheinungen ruthenischer und tschechischer Verrätereien zum Anlaß zu nehmen, den Erfolg der deutschen Werbekraft in Österreich herabzusetzen. Auch in Elsaß-Lothringen, auch an der preußisch-russischen Grenze mußten Verräter gerichtet werden.

* * *

Ein verdienter deutscher Mann, Abkömmling eines alten preußischen Adelsgeschlechtes, seit Jahrzehnten in Österreich lebend, schreibt mir aus Preußisch-Schlesien, wo er sich vor kurzem niedergelassen hat:

„An meiner preußischen Nachbarschaft und Gesellschaft machen wir, so tüchtig und gediegen sie durchwegs ist, allerlei unliebsame Erfahrungen. Vor allem: welche Unkenntnis unserer österreichischen Verhältnisse, ja Gleichgültigkeit ihnen gegenüber! Selbst die großen Siege der österreichischen Waffen rufen hier nicht das Gefühl hervor, daß es Blut vom deutschen Blute ist, das da siegt. Man anerkennt und ehrt bloß den ‚Verbündeten'. Und dann die Enge der gesellschaftlichen Interessen! Gespräche über geistige Zeitfragen, Kunst und andere nationale Belange sind kaum anzuschlagen. Das Standesinteresse des Adels überwiegt. Sollten wir nicht — nach dem Kriege — einen Bund gründen zur Verbreitung gesunder, süddeutsch-volkstümlicher Lebenskultur im deutschen Norden — als Ergänzung des künftigen deutsch-österreichischen Wirtschaftsverbandes?"

Was dieser deutsche Mann im Sinne trägt, riecht nicht nach Partikularismus. Die mittlere Linie schwebt ihm vor, die geistige, auch im Frieden standhaltende Einheit des Arndtschen Deutschland.

* * *

Das Mysterium der deutschen Volkswerdung ... Aber dieses strahlende Wort Leopold Zieglers ist mit Bezug auf den bis heute erreichten Zustand doch noch einzuschränken. Vorläufig sind wir erst „ein einig Volk in Waffen". Diese durch einen ungeheuren Zweck hervorgerufene Einigkeit, sie ist Tatsache. Das weitergehende Wort könnte die irrige Meinung hervorrufen, daß nun schon alles geschehen und nichts mehr zu sorgen und zu tun sei, um die Einheit auch im Frieden zu erhalten, sie zu vertiefen und zu erweitern. Das wäre gefehlt.

Die eigentliche Arbeit für das Land der deutschen Seele kann erst nach dem Kriege beginnen. Jetzt gleicht der geschichtliche Begriff Deutschland einer belagerten Festung. Da müssen alle Mann auf die Schanzen und Bastionen, in die Schützengräben. Es bleibt nicht Zeit, bleibt nicht Kraft übrig für die Neuordnung im Innern. Die Einheit, die der Krieg hervorruft, heißt Kameradschaft. Sie ist unendlich wertvoll für die werdende, Reichsgrenzen nicht zerstörende, durch Reichsgrenzen nicht gestörte deutsche Einheit, wenn sie sich als Mittel zum Ziel, doch nicht als letztes Ziel erweist. Unser Verbündeter ist der Madjar, ist der Türke, ist der Österreicher ohne Unterschied der Nationalität. Für das Verhältnis des Reichsdeutschen zum deutschen Österreicher aber reicht das Wort vom „treuen Verbündeten" nicht aus. Nein, Preuße! Er ist geradeso des deutschen Vaterlandes Sohn, wie

Digitized by Google

du! Vom Schicksal, von der nationalen Pflicht auf eines anderen Reiches Boden gestellt, den er für die Deutschheit bebaut und bewahrt hat. Aber manche Zeitungen halten es für diplomatisch klug, dieses Fundament des deutsch-österreichischen Staatenbündnisses zu verhüllen und die Deutschen im Ostreiche wie Angehörige einer anderen Nation anzusprechen. Sie entdecken die „österreichische Nation".

Dem deutschen Geist sind in alten und jungen Tagen aus Österreich, einem seiner Stammländer, viele der stärksten Kraftquellen zugeflossen. Der Geist ohne Körper ist eine Legende, und nicht einmal eine schöne. Selbstverständlich wird das Deutschland zweier Reiche der erstarkten geistigen Einheit auch veränderte materielle Grundlagen schaffen. Der Weg zur zollwirtschaftlichen Union — ein Weg, dem zwar die Rücksicht auf erworbene Rechte manche Krümmung vorschreibt, den aber das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn aus Gründen der Selbsterhaltung beschreiten müssen — liegt heute schon in der Sonne; doch er wird nicht der einzige sein. Auch von diesen staats- und wirtschaftspolitischen Zielen gilt das Wort: „Es ist der Geist, der sich den Körper bildet." Der deutsche Geist errichte uns das neue Deutschland!

Nikolai · Von Gottfried Keller

Unabsehbar auf der Steppe lieget nah und lieget ferne
Ohne Ton die Himmelsglocke, sonder Farbe, sonder Sterne.

Unaufhörlich Schneegestöber niederweht auf Dorn und Steine,
Deckend in den Wagengleisen bleiche polnische Gebeine.

Horch, was sauset im Galoppe wie ein Geisterzug vorüber?
Langgestreckt schwirrt an der Erde eine wilde Jagd hinüber.

Mäntel flattern, Reiter flogen, bärt'ge Reiter windgetragen,
Rings umschwebt von ihren Lanzen ohne Räder glitt ein Wagen.

Leise zittert noch die Heide; doch dann wird es stille wieder,
Nur der Schnee in weißen Flocken fällt mit stummer Last hernieder.

Und ein Rabe sitzt im Dorne, rauscht empor und krächzet heiser
Durch die ausgestorbnen Lüfte: Russenkaiser! Russenkaiser!

Wieder hallt es in den Höhen, und die grauen Lüfte sprechen,
Wie mich dünkt, mit kaltem Hauche: Wie ein Rohr wird er zerbrechen!

Digitized by Google

Sonate C-Moll

und Trauermarsch auf den Tod eines Helden

Von Karl Röttger

Der Kutscher hielt vor dem Wirtshaus an. Das lag an der weißen Sommerstraße, die sich zwischen den grünen Kornfeldern hinschlängelte. Er holte die Krippe, die an der Hauswand stand, nahm unter dem Bocksitz ein Säcklein hervor und schüttete daraus in die Krippe. Dann ging er ins Haus und holte einen Eimer, ging damit an die Pumpe, pumpte voll und setzte den vollen Eimer neben die Pferde.

Das Haus lag mit der Langseite an der Straße. Zwei Fenster schauten auf die Straße, links neben der Haustür. Aber in der Langrichtung des Hauses lag noch ein Garten, und die Fenster der oberen Querwand schauten da hinein. Ein breiter Mittelweg war da, von Buchsbaum eingefaßt. Auf Rabatten stand Obst den Weg entlang, und rechts und links die Gemüsebeete standen zum Teil in der Blüte: die frühen Erbsen, die ersten Bohnen. Die Blumenbeete waren gleich unter den Hausfenstern, und zwei hohe alte Akazienbäume hingen ganz voll Blüten und dufteten wunderschön süß, fast betäubend.

Ein Gesicht hatte ein paarmal aus dem Fenster geschaut und war dann wieder zurückgewichen.

Nun trat die Wirtsfrau, glatt gescheitelt, mit bloßem Kopf, eine saubere gestreifte Schürze vor sich, mit einem Lächeln auf dem frischen, gesunden Gesicht, hervor und sprach ein paar Worte mit dem Kutscher. Während das geschah, schob sich der Vorhang im Wagenfenster ein wenig zur Seite, und das Gesicht einer Dame sah hervor. Frau Meyring, die Wirtsfrau, hatte es wohl gesehen und nickte — aber da schloß sich der Vorhang wieder.

„Ich denke, die Damen wollen unbekannt hier vorüber," sagte der Kutscher; „ich füttere man bloß die Pferde, und denn fahren wir wieder. Es ist große Trauer bei uns, der junge Herr, wie Sie wohl wissen, ist in Polen gefallen. Nun sind wir auf dem Weg nach ..., wo der Sarg heute oder morgen ankommen soll. Der alte Herr auf ..., was der Bruder der Gräfin ist, hat das besorgt, daß die Gebeine des jungen Herrn in die Heimat kommen."

Die Wirtin flüsterte: „Die Damen wollen gewiß allein bleiben, sonst würde ich sie bitten, ein wenig einzutreten oder sich in die Laube zu setzen." Der Kutscher hob die Schultern. „Ist wohl bedenklich", sagte er. Aber da öffnete sich schon der Wagenschlag, und die Gräfin sah heraus. Sie lächelte unterm schwarzen Schleier, grüßte und sagte: „Ach, hätten wir gewußt, daß das Halten so lange dauerte, hätten wir bei Ihnen eintreten können."

Die Wirtin grüßte und meinte: Frau Gräfin und Fräulein Komtesse sollten das doch auch jetzt noch tun; wenigstens für einen Augenblick in die morgenkühle Laube treten; da sei es wohl angenehmer zu sitzen als im Wirtszimmer.

So stiegen die Damen aus; hinter der Gräfin die junge Dame, blaß, un-

Digitized by Google

beweglich im Gesicht. Die Wirtin ging voran, öffnete das Gartenpförtchen und ließ die Damen hineingehen.

Der Kutscher sah ihnen nach, während er den Pferden den Wassereimer hinhielt, und sagte: „Sieh da, denn kann ich ja auch noch hingehen und ein Glas Bier trinken und 'ne Zigarre anstecken." Nachdem die Pferde getrunken hatten, zog er sie näher ans Haus heran, so daß sie nun im Schatten und nicht in der Sonne standen, und trat ins Haus.

Die Gräfinnen, mit der Wirtin den Weg zur Laube wandelnd, lobten den Garten und den guten Stand der Früchte.

Die Wirtin hatte versucht, ein paar Worte über den schmerzlichen Verlust des einzigen Sohnes und Bruders zu sagen; hatte aber nur ein paar kurze Worte, monoton gesprochen, zur Antwort bekommen. „Das sind Schicksale, die nur der einzelne in sich erlebt und abmacht", hatte die Gräfin gesagt.

In der Laube versuchte die Wirtin noch einmal, ein weniges zu erfahren; sie sagte, die Damen sind wohl zeitig fortgefahren, denn es ist doch immer einige Stunden Fahrt von Schloß Holbach bis her; und in M. werden die Damen nun auch erst im späten Mittag sein, so daß diesen Tag kaum an die Rückfahrt zu denken ist.

Darauf sagte die junge Dame nur: „Ja, ja." Und die Mutter gleich darauf: „Ach, Frau Meyring, Sie sind gewiß so freundlich, uns ein paar Gläser mit Fruchtsaft zu besorgen."

Die Damen saßen schweigend, während die Wirtin ging.

„Warum fragt sie denn?" sagte die junge Dame. „Sie kann ja doch den Kutscher fragen, wenn sie neugierig ist."

Die Mutter sah vor sich hin in das flimmernde Sonnenlicht über dem Garten.

„Ob Onkel Robert schon im Hotel sein wird?"

„Das werden wir sehn, mein Kind. Aber wahrscheinlich ist er da."

Dann schwiegen beide wieder. Eine kleine Weile. Dann kam die Wirtin und setzte das Tablett mit den Gläsern auf den Tisch und ging wieder.

Und indem nun die Damen nach den Gläsern faßten, geschah etwas Seltsames, daß sie sich erstaunt ansahen. Im Wirtshaus begann jemand zu spielen.

Die Damen sahen sich an und schauten dann nieder auf ihre Hände. Aus dem Schweigen hatten sich diese schweren, schwermütigen, weinenden Akkorde losgerungen, deren Weinen aber Wohllaut, tiefschmerzlicher, war. Und aus den Akkorden sprang wie ein Blutstrahl eine Melodie auf, sprang hoch und versank tief unten im Dunkel. Es war die Sonate C-Moll, Beethoven; jene, die dem Fürsten Liechtenstein gewidmet ist. Sie brauchten einander nichts zu sagen. Aber sie lauschten. Nur daß von ferne der Gedanke fragte: Wer spielt das? Und spielt es so? So ganz Blut, weinendes Blut und vibrierender Nerv? Aber sie fragten nicht, sie lauschten.

Und das Rufen und Fragen türmte sich auf und stieg himmelan und fiel danach zurück in den grundlosen Schacht. Bis sich das alles in ein wehmütiges Wiegen und Singen löste, wie träumend hingesungen in den Tag, in den Abend.

Aber der Schmerz, schon gelöst, krampfte sich wieder zusammen, ballte sich zu den schweren Akkorden, löste sich wieder, bebte aber noch nach ... Danach

Digitized by Google

begann das Adagio cantabile — da war der Schmerz süß und heilig geworden; die Sehnsucht stand im blauen Gewand im Zenith — aber niemand wagte hinzusehen; man wußte nur, sie stand da; auch die lauschenden Zwei in der Laube wußten, daß sie dastand, himmlisch, heilig und verklärt; der große Schmerz verklärt zur heiligen Sehnsucht. Sie wußten es und weinten doch nur still in ihre Hände hinein. Als der Schluß, das Allegro (Rondo) verklang, die letzten Töne in der Tiefe, im dunklen Schweigen versanken, bebte es noch umher, wie eine kleine Welle, — die Luft oder das Licht? Und dann war der leuchtende Sommertag wieder da und man atmete den süßen Duft der Kastanien.

Die beiden schauten auf und sahen sich an. Ihre Augen fragten: Was war das? Aber keines sprach ein Wort.

Bald darauf begann das Spiel von neuem. Es war dieses Mal die Sonate As-Dur, die mit den Variationen über ein Thema, das süß ist, aber von einer solchen herben, schweren, geistigen und befreiten Süße, daß wohl darin schmerzlich mitklingt von dem, was die Menschen Leben nennen, daß aber alles gelöst ist in reiner Hingabe.

Dies Thema spielte nun im Wirtshaus jene Seele, von der sie nicht wußten, wer es war. Ganz flüchtig, wie ein Windhauch streift, dachte die junge Gräfin, daß auch diese Sonate dem Fürsten Liechtenstein gewidmet sei. Dann, als der As-Dur-Akkord ausklang, warteten sie auf die Variationen. Aber die blieben aus; und nach einer Weile begann gleich das Scherzo. Es ist etwas Merkwürdiges um diesen Satz, den Beethoven Scherzo benannt hat. Er ist wie ein leichtes, anmutiges Schreiten; ein Tanz in gemessenem Schritt; aber heilig, fromm und schön ... Schön. Es war ein leichtes helles Schreiten und bei aller Leichtigkeit doch aus tiefernsten Augen blickend. Und aus der Tiefe begann ein Schreiten in gleichem Tempo und doch dunkler. Und dann stand auf einmal alles still; und nach einer kleinen Stille begann, als schritte aus plötzlich aufgetaner großer Halle ein großer dunkler Zug hervor: der Trauermarsch auf den Tod eines Helden. Als schritte es groß, feierlich, riesenhaft und schwer durch den Tag und schritte in eine Tiefe, in eine Weite hinein, in die wir kaum zu folgen vermögen. Und das klang aus und schwieg. —

Fast daß die Frauen den Atem angehalten hatten; fast daß sie schrien ... Als sähen sie den Sarg ihres Kindes und Bruders, ihres Einzigen, getragen wie von unsichtbaren Händen, vorüberschwanken ...

Aber dann war alles still und kein neues Spiel begann.

Sie standen auf und gingen eilend zum Wagen. Wenn nur niemand sah, daß sie geweint hatten.

Sie saßen schon drinnen, im Halbdunkel, als die Wirtin noch an den Wagenschlag kam. Wilhelm saß schon auf dem Bock, bereit loszufahren.

Die Wirtin wünschte gute Fahrt bis M.

Da konnte sich nun die Gräfin nicht enthalten, zu fragen, wer da gespielt habe. Die Wirtin lächelte. „Hat es den Damen gefallen? Es ist eine Fremde, ein junges Mädchen, das mit einer Freundin hierhergeschickt worden ist in die Einsamkeit. Sie neigt ein wenig zur Schwermut. Manchmal spielt sie solche

Digitized by Google

Sachen und weint danach. Ich hörte im Vertrauen von der Freundin, daß ihr Bräutigam in den Vogesen gefallen sei, im Winter schon, auf einem Patrouillengang mit Schneeschuhen von den Schützengräben, und daß er dort liegen geblieben sei und nie begraben wurde. ... Ja, wenn man all den Jammer ansieht ..."

Aber die Pferde zogen schon an ...

Es war der Jungen, als nähme sie in den Sinnen einen Hauch des süßen Akazienduftes und der Klänge Beethovens mit.

Ein paar Verse klangen an; aber sie fand nicht den Zusammenhang und den Fortgang ...

„So wird Schicksal — Geist:
Eines Denkens weiße Stirn, die dich umkreist ..."

Sie fuhren dahin durch den Vormittag, der heiß und schwül zu werden begann; so daß sie die Fenster öffneten; zumal sie jetzt in weiter Einsamkeit fuhren.

„Also morgen wird er da sein?

„Wer?"

„Er. Der Sarg. Mit ihm."

„Ja, morgen bringt ihn der Zug. — Aber wenn wir dann mit ihm heimfahren, soll es nicht am Tag sein. In der Nacht müssen wir fahren, im Dunkel. Ich will keine Menschen sehen, keine Stimmen hören. Wir müssen mit Onkel Robert darüber sprechen."

„Ist es nun leichter, den Lieben, der fiel, begraben zu können oder ihn begraben zu wissen von treuen Kameraden — oder ihn wie ein Aas verwesend draußen liegend zu wissen?"

„Vielleicht ist es gleich. Helden sind alle, die fielen. Und der Tod ist — der Tod."

Sie schwiegen nun wieder, während sie durch den Sommertag fuhren ...

Schwert und Herz · Von Peter Rosegger

Je mehr der Stahl geglutet,
Je besser ist das Schwert,
Je mehr ein Herz geblutet,
Je größer ist sein Wert.

Digitized by Google

Vom Umlernen

Von Ernst Schmidt

Man spricht in der jetzigen Zeit des Kampfes viel vom Umlernen. Das ist in vielfachem Sinne gemeint, je nachdem sich die Erörterung auf das allgemein kulturelle, politische, soziale oder wirtschaftliche Gebiet bezieht. Es ist aber auch auf jedem Einzelgebiet in vieldeutigem und stark entgegengesetztem Sinne gemeint, denn sehr unterschiedlich ist die Stellungnahme und das Wollen, die dem Mahnruf zum Umlernen Zweck und Richtung geben. Schließlich geht jede geistige Strömung doch immer von einem bestimmten Interessenstandpunkt aus, und es wird nach dem Kriege kaum weniger Standpunkte geben, wie vordem.

Gewiß, der gegenwärtige Krieg hat mehr oder weniger so manchen Pfeiler gelockert, und die Notwendigkeit des Umlernens zwingt sich unserer Erkenntnis in vielfacher Beziehung auf. Aber sehr unterschiedlich ist hierbei die Absicht, und stark gehen die Ziele auseinander, wenn es darauf ankäme, den Willen zum Umlernen auf die praktischen Verhältnisse zu übertragen. Würde es nicht alle Gegensätze wachrufen, wenn aus der Diskussion die Tat werden sollte?

Der Krieg hat auch das geistige Leben in eine feldgraue Uniformität gezwängt. Selbst wenn man diesen Zwang empfindet, muß man aus nationaler Einsicht zugeben, daß es notwendig ist, um den Zweck des Krieges zu erreichen. Denn das ist ja, so wie die Dinge einmal liegen, doch die Hauptsache. Aus diesem Grunde dringt die Erörterung über die Richtung des Umlernens jetzt nicht in allzu große geistige Tiefen. Wenn wir das Feldgrau aber einmal ablegen, dann wird der geistige Krieg beginnen. Der wird aber nicht von der Masse geführt werden, sondern nach wie vor von der dünnen Oberschicht der Intellektuellen. Wenn wir meinen, daß der gegenwärtige Krieg einen so gar gewaltigen Umdenkungsprozeß gezeitigt hat, soweit die Massenpsyche in Frage kommt, dann werden wir nach dem Kriege — umlernen müssen. Man unterschätze das geistige Beharrungsvermögen der Menschen nicht, so schnell lernen sie nicht um. Und darum wird dem vielfachen Ansturm auf die Massenseele, der ja zweifellos nach dem Kriege einsetzen wird, manche Enttäuschung folgen.

Zunächst: Die Grundzüge der menschlichen Natur bleiben ja doch, trotz allen äußeren Veränderungen und Erschütterungen, trotz allem Fortschritt, immer dieselben. Und gleich bleibt auch die Mischung von Gut und Böse. Oder glaubt man, daß aus diesem Kriege ein vollkommeneres Geschlecht hervorgehen werde? In psychologischem Sinne werden wir nach dem Kriege dieselben sein wie vorher. Selbst wenn man aus schmerzlicher Naturerkenntnis heraus zugestehen muß, daß alles Leben auf die Bedingung des Kampfes gestellt ist, daß Kriege in der Weltentwicklung und im Weltgeschehen notwendig sind, kann man doch bezweifeln, daß der Krieg an sich, als Erlebnis, im ethischen Sinne veredelnd auf das lebende Geschlecht wirkt.

Digitized by Google

Nun gibt es zwar unendlich viele Menschen, die die Notwendigkeit der Kriege bestreiten. In der gegenwärtigen Situation ist das außerordentlich wirkungslos. Der Streit der Meinungen hierüber wird auch nach dem jetzigen Kriege weitergeführt werden, bis zum — nächsten Kriege. Ein Weltproblem, das doch wohl viele, die in dieser Frage die Für- oder Gegenpartei bilden, nicht genügend überdenken. So, wie Welt und Menschen einmal beschaffen sind, sind Kriege notwendig, denn eine soziale Gemeinschaft kann sich erst bilden, wenn sie sich Boden und Besitz gesichert hat, und sie kann sich zur höchsten Stufe eines Kulturvolkes erst weiter entwickeln, wenn sie dauernd stark genug ist, sich vor Hemmungen von außen her zu schützen. Wenn man sich das im kosmopolitischen Sinne vergegenwärtigt, muß man auch erkennen, daß der Krieg immer in der Luft liegt. Denn es wohnen viele Rassen und viele Völker auf der Erde.

Ob doch einmal der Traum vom ewigen Frieden sich erfüllt? Vielleicht, in einer sehr fernen Zukunft. Die Menschen der Gegenwart sind noch nicht reif dafür.

Die europäische Kultur, die vieltausendjährige, entwicklungsreiche, steht jetzt vor dem Schützengraben still. Was hilft uns alles Erinnern an das gute Prinzip, alle Berufung auf die Kultur? Nie zuvor haben Kulturmenschen sich so massenhaft, so ausdauernd und mit solcher kriegstechnischen Vollkommenheit gegenseitig vernichtet als jetzt. Was hat sich denn nun eigentlich geändert, seitdem die Perserheere gegen Griechenland zogen? Nur die Kriegstechnik, nicht die elementare Wesensart des Krieges. Und nichts an den Ursachen, die zum Kriege führen.

„Kein Mensch muß müssen." Nie zuvor hat sich die Weltfremdheit und Unwahrheit dieses Wortes so erschreckend überzeugend offenbart, als jetzt. Wir müssen! In der Frage, warum wir müssen, liegt vielleicht der Schwerpunkt des Problems.

Übrigens ein Moment, das nicht übersehen werden darf! Gerade die Massenpsyche hat bei Ausbruch des jetzigen Krieges zu erkennen gegeben, daß wir nicht nur müssen, sondern daß wir wollen. Zwischen diesem Wollen der Masse, das in Erscheinung trat, als der Krieg unvermeidlich geworden war, und dem Wollen derjenigen, die den Krieg wünschten, besteht natürlich ein erheblicher psychologischer Unterschied.

Jetzt hilft uns keine Philosophie. Wir haben den Krieg, den Krieg zwischen Kulturvölkern, von denen jedes auf kulturelle Großtaten zurückblicken kann. Und alle Kultur der Welt hindert nicht, daß die Erbitterung des Kampfes mit seiner Dauer zunimmt. Die elementaren Triebkräfte der Menschennatur sind doch wohl die gleichen geblieben seit den Urtiefen der Vorzeit bis auf den heutigen Tag. Oder ist das moderne Riesengeschoß in seiner Wesensart etwas anderes, als die steinerne Axt des Vormenschen? Stellt die technische Entwicklung, die sich zwischen der Herstellung dieser beiden Kampfmittel vollzog, eine Annäherung an das gute Prinzip dar? Wir können diese Frage nicht sicher mit ja oder nein beantworten, weil wir die Antwort auf die letzten Fragen immer schuldig bleiben müssen. Wohin geht denn die Reise unseres Planeten überhaupt?

Man hat oft von dem Blutrausch des Altertums gesprochen. Übertrifft der gegenwärtige Krieg nicht alle Exzesse der Vorzeit?

Digitized by Google

Und nun geht das Wort im Lande um: Wir müssen umlernen! Ja, wahrhaftig, das müßten die Menschen, soweit es sich um das gewaltsame Töten handelt. Aber wir können doch wohl nicht aus unserer Haut heraus.

Kein Zweifel, das Wort vom Umlernen kommt aus den Tiefen gequälter Seelen, wenn sich die Rufer des Ursprungs auch nicht immer bewußt sind und wenn sich die Forderung im einzelnen auch auf die verschiedenartigsten, oft recht materiellen Gebiete erstreckt. Wir möchten, daß nach dem Kriege manches anders werde, besser natürlich. Und die vielen einzelnen Wünsche lassen den Grundton erkennen, der durch die Seele des deutschen Volkes zittert.

Nun, der ewige Frieden ist nicht von dieser Welt.

Wer darauf seine Hoffnung baut — — —

Aber bei uns im Lande kann doch wohl manches anders werden.

Gewiß, die Menschen lernen schwer um, sträuben sich sogar gegen das Bessere, wenn sie an das Schlechte gewöhnt sind. Immerhin, diejenigen haben wohl recht, die da meinen, ein so gewaltiges Ereignis wie dieser Krieg, der das Leben des Volkes bis zur entlegensten Tiefe erschüttere, muß läutern, umbilden und aufbauen auf allen Gebieten. Nur so schnell, wie man es erhofft, wird es nicht gehen. Es ist nicht leicht, das Umlernen und gar viele Hindernisse, die in der Gegenwart wurzeln, stehen dem Zukünftigen entgegen. Die Kinder, die Enkel werden erst besitzen, was wir erkämpfen. Auch mit dem geistigen Krieg ist es so.

Sind sich denn überhaupt **alle** Deutschen der Größe dieser Zeit bewußt, oder gibt es nicht auch jetzt eine große Schar der ewig Blinden, die des Geistes der Gegenwart keinen Hauch verspüren?

Immerhin, die Mehrheit fühlt und erlebt, daß in diesem Kampf Großes geschieht und Gewaltiges im Werden ist. Aber, wo finden wir denn jetzt einen Halt, wenn es sich um ein bestimmtes Ziel, um bestimmte Wünsche handelt? Wir können, wo es auf das Zukünftige ankommt, noch nirgendwo ein Programm aufstellen. Das können wir erst, wenn wir auf dem Fundament stehen, das wir durch diesen Krieg erkämpfen. Noch schreitet das Schicksal der Völker über die Schlachtfelder und noch glauben unsere Gegner wohl, uns das Rückgrat brechen zu können. Erst wenn sie das nicht mehr glauben, haben wir Zeit, an unserer inneren Entwicklung weiter zu arbeiten. Die innere Entwicklung ist kollektiv und subjektiv gemeint.

Es soll nach dem Kriege manches besser werden. Das wünschen wir heut wohl **beinah** alle, auch diejenigen, die sich die Sache einfacher vorstellen, als sie in **Wirklichkeit** ist. Aber wer seine Erwartungen nicht zu hoch spannt, schützt sich vor späteren **Enttäuschungen**. Vergessen wir nicht, daß wir jetzt in einer Zeit der Aufregungen leben, daß die Volksseele noch nie so aufgerüttelt wurde wie in diesem Jahr. **Das** bleibt nicht immer so.

Vielen unserer Landsleute mag es jetzt wohl gehen wie jenem, der in gefährlicher Lage das Stoßgebet ausstieß: „Lieber Gott, wenn du mich jetzt errettest, dann will ich auch ein besserer Mensch werden.“ Und er hatte sich vorher nie sonderlich um Gott gekümmert und er ist nach seiner Errettung doch **derselbe** geblieben.

Nach dem Kriege wird der Alltag, der ja auf die Dauer doch die Welt regiert,

Digitized by Google

wieder in seine Rechte treten. Und nach dem Kriege werden wir auf alle Fälle wirtschaftliche Sorgen haben. Das wird unsere Kräfte, die geistigen und die materiellen, zunächst am stärksten in Anspruch nehmen und länger vielleicht, als wir es heut annehmen. Mehr läßt sich jetzt darüber nicht sagen, denn auch hier, hier in erster Hinsicht, kommt es auf die Grundlage an, die wir uns durch diesen Krieg schaffen. Noch läßt sich über nichts Zukünftiges sprechen, aber dieser Krieg, dessen Ende wir noch nicht sehen, kostet jetzt und in seinen Folgewirkungen viele Milliarden, die den zukünftigen Reichshaushalt schwer belasten. Die Deckungsfrage ist noch ganz ungelöst.

Das Parteiwesen? Nun, um die Wahrheit zu sagen: der Burgfrieden ist ein naturwidriger Zustand. Nur die Wucht des Krieges bannt die Gegensätze. Im ganzen, das hat sich erwiesen, sind wir schwarz-weiß-rot, aber nach dem Kriege werden wir wieder Parteien haben. Und die Parteien werden aus dem Kriege sehr verschiedenartige Schlußfolgerungen ziehen. Und über das Umlernen wird man sehr geteilter Meinung sein.

Mehr nicht von diesem Thema, denn wir haben ja — Burgfrieden.

Alles schwankt jetzt noch und wir finden für den Ausblick auf die Zukunft noch keinen Stützpunkt, über die politische Fernsicht da hinten zieht noch das Gewitter des Krieges.

In einer Beziehung aber, sollte man glauben, läßt sich schon Bestimmtes über das Umlernen sagen. Nämlich, soweit das Verhältnis des Deutschen zu seinem Vaterlande in Frage kommt. Der Krieg hat doch manchem die Augen geöffnet, der da meinte, da draußen in der Welt sei es schöner als zu Hause. Gewiß, abschließen können wir uns auf die Dauer gegen die Umwelt nicht. Wir werden zu den anderen da draußen wieder in ein Verhältnis kommen müssen. Es gibt keinen ewigen Frieden, aber es gibt auch keinen ewigen Krieg. Die Weltwirtschaft zwingt einem Kulturvolk ihre Gesetze auf und auch von innen heraus drängen uns die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die sich nach dem Kriege nicht zurückhalten lassen, über die Grenzen.

Nun ja, es versinkt manches in die Vergessenheit, und die Zeit heilt alle Wunden. In einem Jahrzehnt ist die neue Generation da, und die hat den Krieg nicht so in reifem Verstehen und nicht mit so tiefer seelischer Anteilnahme miterlebt, mitgekämpft, wie wir. Und sie wird von neuen Sorgen und Kämpfen in Anspruch genommen sein.

Aber trotzdem und alledem, vergessen wollen wir nicht, daß die da draußen uns das Rückgrat brechen, daß sie uns aushungern, daß sie uns plattwalzen, daß sie einen Kampf ohne Gnade gegen uns führen wollten. Allen diesen freundlichen Absichten hat unsere Heeresleitung bis jetzt einige nicht unerhebliche Hindernisse in den Weg gelegt, und es ist im Verlauf des Krieges ganz anders gekommen, als es im Kriegsplan unserer Feinde lag. Auch das Ende wird, so dürfen wir hoffen, anders sein, als sie es wünschen.

Die Menschheit vergißt schnell. Auch die Deutschen sind hierin immer recht menschlich gewesen.

Das aber wollen wir nicht vergessen!

Digitized by Google

Das soll im Volksempfinden weiter leben.

Nie haben die Deutschen einen schwereren Kampf gekämpft, und wir haben doch immerhin schon etwas hinter uns. Die da draußen werden uns nach dem Kriege mit anderen Augen ansehen, wir sie auch.

Die expansive Tendenz der deutschen Produktion wird nach dem Kriege zum Weltmarkt streben und wir werden ehrliche Kaufmänner und Leute von Welt sein.

Aber innerlich, darüber kann kein Zweifel bestehen, ist unser Zusammengehörigkeitsgefühl gewachsen. Die Triebwurzeln unseres Denkens und Fühlens haben sich tiefer und fester in die Heimatscholle gesenkt. Hierin hat sich schon ein gewaltiges Umlernen vollzogen.

Welthandel, Weltverkehr, das sind Zentrifugalkräfte, die uns wirtschaftlich nach außen hin in Anspruch nehmen, innerlich aber wird uns die zentripetale Kraft des Germanentums stärker als je zuvor an die Heimaterde fesseln. Denn es gibt auf dieser Welt ja doch nur einen zuverlässigen Halt: das eigene Volk. Wer das noch nicht ganz begriffen hat — auch jetzt noch nicht — der muß nun bald umlernen.

Alte Mütter · Von Else von Holten

Sie sitzen in der weltvergeßnen Kammer,
Denen ein Sohn das Alter einst verschönt,
Und haben ihre Not und ihren Jammer
Betend ins Namenlose hingestöhnt.
Mütter, die nicht mehr angstvoll vor dem Morgen
Erbebten, wenn die Herdglut niedersank,
Denn junge Hände trugen ihre Sorgen,
Aus jungen Augen brach ein stummer Dank.
Schon rasteten sie still im Abendrote,
Weit hinter ihnen starb des Alltags Qual,
Kraftvolle Arme schafften nun am Brote
Und helles Lachen überflog ihr Mahl.
Grausam ihr Los: im hohen Alter darben
Im Winkel liegend, hilflos und allein,
Wenn alle Tröstungen der Jugend starben,
Hinschleppen schwer am abgelebten Sein ...
Erschauert: hunderttausend solcher Frauen
Gibt es verborgen jetzt im deutschen Land,
Die ohne Hilfe in ein fremdes Grauen
Hintasten mit der arbeitsmüden Hand —
Wie Schwerter soll es durch die Seele gehen
Den Müttern, die ihr Kind am Herzen halten,
Und nicht umsonst soll uns vorüberwehen
Der schattenhafte Zug der greisen Alten.

Digitized by Google

Der Krieg hat den Superlativ getötet

Von Fritz Müller

In den Feldpostbriefen heißt es: Wir haben gute Zuversicht ... wir haben einen tüchtigen Führer ... wir hatten einen schlimmen Kampf ... Gut, tüchtig, schlimm — wie war das doch im Frieden? Da hieß es: der tüchtigste, der schlimmste, am besten. Da hat der Superlativ regiert. Die schlechteste Ware war da prima oder hochfein. Ragte sie ein wenig übern Durchschnitt, flugs war sie primissima und superior. Von perfekten Buchhaltern, von erstklassigen Geschäftsführern hat es gewimmelt in der Zeitung, knapp vor dem Kriege hat man gar auf erstklassigste Angebote und auf allererstklassigste Kammerdiener stoßen können. Daß das Achtungsvoll am Schlusse eines Briefes eigentlich schon eine Minderbewertung gegenüber dem üblichen Hochachtungsvoll geworden war, ist durch Gerichtsbeschluß bestätigt worden. Mir selber hat mein Lehrherr noch zugemutet, unter gewisse Briefe hochachtungsvollst zu setzen, als könnte man noch voller sein als voll. Leute, die von mir was wollten, haben niemals anders als mit ausgezeichneter Hochachtung unterzeichnet. Ich hatte eben angefangen, mir darauf was einzubilden, als ich ein Rundschreiben erhielt, das mit vorzüglicher Hochachtung schloß. Und die vorzügliche Hochachtung war — gedruckt.

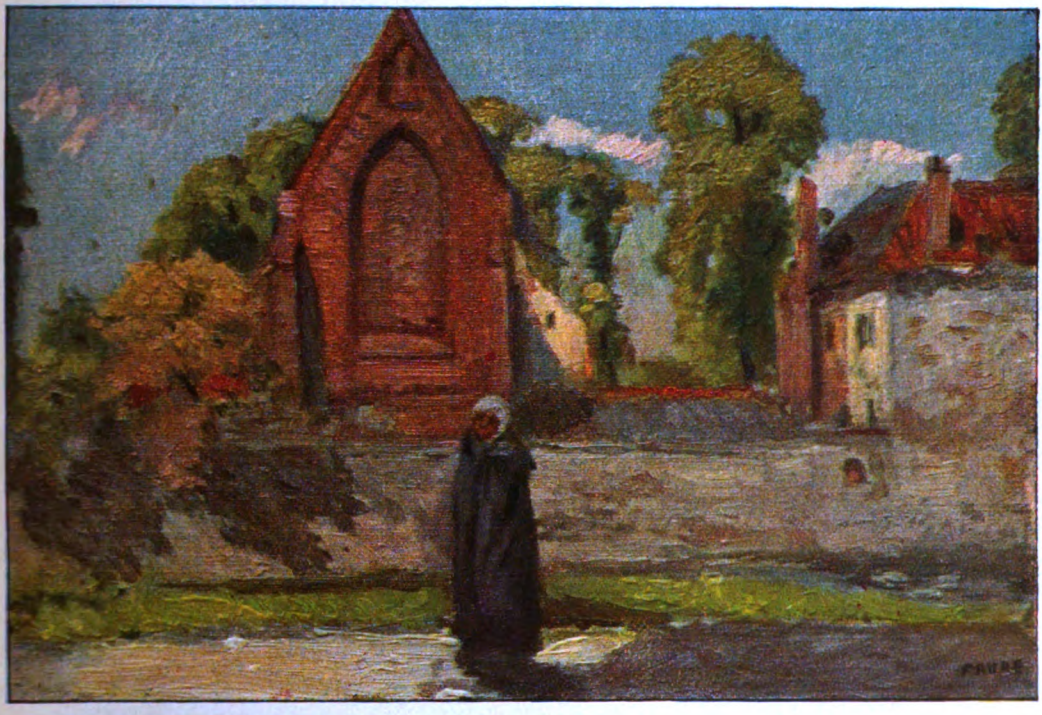
In diese Welt verlegener und verlogener Superlative platzte der Krieg. Hat er mit ihnen aufgeräumt? Im Felde sicherlich. Beweis: die Feldpostbriefe. Beweis: die schlichten amtlichen Kriegsberichte, die sich oft in ihrer Einfachheit zu packender Größe steigerten. Wie schrumpfen alle billigen Superlative vor der Größe unsrer Zeit. Ja sogar der Komparativ verkriecht sich: keiner unsrer Söhne hat von draußen heimberichtet, daß er tapferer gewesen sei als der Feind, mit dem er seine Kräfte maß. Fort mit allen aufgeblähten Steigerungen, der Positiv hat's Wort, der schlichte. Ist doch in diesem Kriege alles positiv geworden, und was nicht positiv werden konnte oder mochte, das verschwand.

Wenigstens auf dem Schlachtfeld. Und wie steht's drinnen? Es kommt mir vor, als wäre es da auch schon besser geworden, besser, noch nicht — gut. Aber immerhin sind ganze Uferstrecken unterhöhlter Superlative in die hochgestiegenen Flüsse unsres Lebens eingebrochen und von ihnen fortgeschwemmt worden Hoffentlich auf Nimmerwiedersehn. Ich finde keine erstklassigen Reisenden mehr in den Anzeigenspalten, und auch gewisse primissima und superiore Waren hat der englische Hochseering von unserem Volkskörper glücklich abgeschnürt. Er sei dafür gesegnet. Wir verzichten auch in Zukunft drauf. Auch dagegen hätten wir wahrhaftig nichts, wenn der gehorsamste und hochachtungsvollste Briefschluß sich nach und nach in einen guten deutschen Gruß verwandelte.

Nach diesem Kriege werden wir keine Superlative mehr nötig haben. Wer im Gebirge aus dem Tal heraufsteigt, mag beim Anstieg überfließen von „entzückend!", „herrlichst!", „wundervollst!", aber schon auf halber Höhe tut er's

Digitized by Google

Parademuſik auf dem Marktplatz in Brügge — A. Faure



Der Beghinenhof in Brügge — A. Faure

Digitized by Google

Digitized by Google

weniger geräuſchvoll, und wer auf der Höhe ſteht, dem ſtreift es alle Superlative von dem ſtill gewordenen Mund, der ſich nur für ſchlicht gewordene Worte öffnen mag, wenn's Zeit iſt.

Ein Wiederſehen · Von Helene Brauer

Ich warte lange an dem Waldesrand.
Wie Schlangen winden ſich die Eiſenſchienen,
Es flirrt ein heißes Blenden über ihnen,
Doch halten ſtarr ſie meinen Blick gebannt.

Wann kommt der Zug, der dich vorüberträgt
Dem Feindesland, dem dunklen Tag entgegen?
Ich ſtehe horchend an den Eiſenwegen ...
Doch hör' ich nur, wie hart das Herz mir ſchlägt.

Ich trage einen Strauß von dunklem Mohn,
Der ſoll den letzten Heimatgruß dir bringen. —
Da — ferne hör' ich ſchon die Gleiſe klingen,
Dein Zug — ich ſehe ihn von weitem ſchon!

Im Sonnenſchein ſchwirrt eines Tüchleins Tanz —
Du weißt, ich ſteh' hier wartend an den Bäumen —
Und näher brauſt der Zug wie jähes Träumen —
Du neigſt dich vor, dein blondes Haar voll Glanz.

Und meine roten Blumen raff' ich auf
Und werfe ſie dir zu — die Finger beben —
Sie glühn wie junges herzblutrotes Leben,
O fang ſie auf, o Liebſter, fang ſie auf!

Zu ſpät. Sie trafen an die harte Wand.
Wie wunder Vögel blutendes Gefieder,
So flattern ſie vor meine Füße nieder,
Die jungen Kelche, drin die Sonne ſtand.

Und dann: in Waldesblumen, Gras und Moos
Schmiegt zitternd ſich des Mohns verlohte Glut —
Was mahnt ſie mich an friſch vergoßnes Blut?
O du, mir iſt, als läſe ich dein Los ...

Wie fremd und drohend ſchaun die Bäume her,
Wie doch der tote Mohn ſo bitter klagt —
O hätt'ſt du noch ein einzig Wort geſagt —
Weithin die Gleiſe blenden bleich und leer.

Digitized by Google

Liebknecht der „Held“ und —?!

In einer Reihe von „Feststellungen“, die Stephan Großmann in der „Vossischen Zeitung“ vom 4. September veröffentlicht, findet sich der Satz: „Karl Liebknecht — eine Rolle, die bedeutend sein könnte, eine Hauptrolle, von einem Darsteller vierten oder fünften Ranges dargestellt.“ Dieser Einschätzung der Tätigkeit Liebknechts begegnet man so häufig, daß sie einer scharfen Nachprüfung bedarf. Denn wenn auch das alte Römerwort, wonach bereits der Wille zum Großen genugtue, gerade für das Wirken im öffentlichen Leben nicht zutrifft, so umbreitet es doch den Wollenden mit einem Adelsscheine. Es ist darum an der Zeit, die Rolle, die Karl Liebknecht seit Kriegsbeginn gespielt hat, genauer zu untersuchen.

Er bietet uns selbst das Mittel dazu. „Streng vertraulich“ ist unter seinen Anhängern eine Schrift verbreitet worden, von der ein Nachdruck veranstaltet wurde, „um denen, die in der Geheimschrift angegriffen werden, Kenntnis zu geben von den gegen sie verbreiteten Anklagen“. Die 88 eng bedruckte Seiten umfassende Schrift, die nur unter eifriger Mitwirkung Liebknechts entstanden sein kann, zeigt, daß Liebknecht selbst sich — um im obigen Bilde zu bleiben — für einen Darsteller allerersten Ranges hält, so sehr, daß ihm, wie vielen Schauspielern, der Wert der Rolle selbst gleichgültig ist, sofern sie ihm nur Gelegenheit zum Glänzen gibt. Auch darin eifert er „beliebten Gastspielgrößen“ nach, daß er im gespielten Stück die Rollen der übrigen Mitwirkenden bis zur Sinnlosigkeit zusammenstreicht, um selber desto bedeutsamer hervorzutreten, auch hier auf Kosten der Wahrheit. Leider handelt es sich hier nicht um die einer bunten Scheinwelt, sondern um die Wahrheit in der furchtbarsten Prüfungszeit des deutschen Volkes und — da dies Liebknecht wichtiger zu sein scheint, muß es zur Kennzeichnung seiner Person gesagt sein — der schwersten kritischen Lage der sozialdemokratischen Partei. Die Art, wie diese Schrift über die Vorgänge in den Fraktionssitzungen berichtet, wie die Darlegungen von Liebknechts Gegnern bis auf einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Sätze zusammengestrichen, seine eigenen Ausführungen aber in breitester Ausführlichkeit gebracht werden, ist ein Hohn auf jedes Streben nach geschichtlicher Wahrhaftigkeit und kann nur als übles Advokatenmanöver gebrandmarkt werden.

Gerade darin aber liegt die Gefährlichkeit dieser Schrift für weniger kritische und minder unterrichtete Leser. Sie ist schon jetzt in vielen Stücken verbreitet; überdies werden die unverantwortliche Gewissenlosigkeit gegen das Wohl des Ganzen und der verbrecherische Größenwahn eines nur die eigene Verherrlichung suchenden kleinen Geistes, die zur Abfassung des Buches geführt haben, kein Mittel scheuen, es im In- und Auslande (die Schrift ist sicher nicht absichtslos in Antiqua gedruckt) nach Möglichkeit zu verbreiten. Kann uns das Ausland schließlich gleichgültig sein, im eigenen Hause dürfen wir dieses Gift der Verleumdung unserer ganzen Haltung nicht dulden. So müssen auch wir, die wir am liebsten über Herrn Liebknecht und sein Tun nur lachen möchten, mit Rücksicht auf den schwer be-

Digitized by Google

drückten Seelenzustand weiter Kreise unseres Volkes auf seine Schrift näher eingehen. Denn es handelt sich nicht mehr darum, wes Ranges der Mann ist, der die Rolle spielt, sondern um die Rolle selbst. —

Ein „kleines Vorspiel“ eröffnet auch diese Tragikomödie. Es berichtet über eine Friedenskundgebung, die am 12. Juli 1914 im französischen Condé sur l'Escaut stattfand, an der Liebknecht als Redner für Deutschland teilnahm. Als der deutsche Redner aufstand, wurde er mit Jubelrufen begrüßt, aus denen auch das „Vive l'Allemagne“ laut erschallte: „Als die Ovationen ... nicht enden wollten, erhob sich der Vorsitzende der Versammlung und drückte seine Freude darüber aus, daß die französischen Arbeiter ‚Es lebe Deutschland!‘ rufen; damit sei aber nicht das Deutschland der Hohenzollern, der Krupp, der deutschen Waffen- und Munitionsfabriken, der Liebert oder der sonstigen militärischen Cliquen gemeint, sondern das Deutschland der Goethe und Schiller, das Deutschland der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur und vor allem das sozialdemokratische Deutschland.“

Ich lasse als Gegenstück zu dieser sophistischen Einschränkung, die wir ja seither in tausend Abwandlungen vernommen haben, einen Brief Liebknechts vom Ende August 1914 folgen:

„Am 13. Juli früh fuhr ich mit Longuet nach Paris zur Kammersitzung, in der die Deckungsvorlage beraten wurde. Wir sahen den pompösen militärischen Einzug des Kammerpräsidenten, unterhielten uns mit dem Minister der Justiz, Bienvenu-Martin, über die brennende Amnestiefrage. Der Minister des Innern, Malvy, sprach uns wegen eines Mißgriffs der Polizei von Condé sein lebhaftes Bedauern aus und versicherte, daß das Vorgefallene den Intentionen der Regierung durchaus nicht entspreche. Jaurès war so kampffrisch wie nie, hinreißend und voll strömender, wärmender Kraft. Wir erörterten die politische Lage. Meine Bemerkung: ‚Die Demokratisierung Preußens ist nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Frage‘, unterstrich er nachdrücklich und ernst: ‚C'est une question européenne!‘ ... Wir blieben dann — ein größerer Freundeskreis — bis tief in die Nacht beisammen; Jaurès unerschöpflich in Scherz und Ernst. Paris tanzte — tanzte überall — in den Wirtschaften, in den Cafés, auf den Straßen, auf den Plätzen. Fête nationale, Fête de la République. Paris tanzte nach den diskreten Klängen der Musikkapellen, deren rasch errichtete Pavillons über die ganze Stadt verstreut lagen. Paris tanzte — alt und jung, arm und reich, geputzt und zerschlissen. Es tanzte behend und graziös — es tanzte fast lautlos — kein brutaler Ton, kein rohes Lachen, keine gemeine Geste, kein Stoßen, kein derbes Gedränge. Wunderſam verhalten schien mir die Heiterkeit, die in der hellen Julinacht diese bewegliche, hüpfende, schwebende, wogende Menge erfüllte. Heute will es mir scheinen, als habe eine düstere Ahnung des Fürchterlichen, was da zehn Tage später kam, auf ihr gelastet. Ein gespenstiger danse macabre — ich werde diese Vorstellung nicht mehr los.... Am 14. gelang mir noch ein kurzer Blick in den Nationalkongreß, der seine klugen Beratungen über die dem Wiener Kongreß vorzuschlagende Anti-Kriegs-Taktik pflog. Weill [Georges, der Landesverräter. D. R.] hatte eine enthusiastisch aufgenommene Ansprache gehalten. ‚Er spricht wie ein Franzose, wie ist das möglich?‘ — meint ein Genosse. ‚Er ist so gut Franzose wie ich und du‘,

Digitized by Google

antwortete Morizet. Ein kurzer, herzlicher Abschied von Renaudel und den anderen. Dann in rascher Fahrt durch das gesegnete Land nach Basel zu, über Belfort, wo große Massen von Deutsch-Elsässern zur Heimkehr einsteigen: sie waren zum Nationalfest über die Grenze gezogen, zahlreicher wohl als je. Die Zabernaffäre hält die Gemüter noch in Hitze. Da liegen die Vogesen in dunstiger Dämmerung — friedlich ladend — ein Asyl der Unrast, heute ein blutiges Leichenfeld, hallend vom Brüllen der Kanonen. In Basel zischt von der Münsterterrasse das letzte Feuerwerk in den schwarzen Himmel. Man feiert das ‚Franzosenfest‘ auch hier in der deutschen Schweiz. — Diese Erinnerungen sind mir ins Hirn eingebrannt. Sie begleiten mich seit dem 23. Juli 1914, wo immer ich bin.“ —

Zur Kennzeichnung des Mannes, der noch heute Deutsche in Land- und Reichstag vertreten darf, mußten wir diesen Brief ausführlicher mitteilen. Wochen nach dem Ausbruch des Krieges hat Liebknecht für das französische Nationalfest, der Angelpunkt aller nationalistischen Stimmungen Frankreichs, der Feuerherd des Chauvinismus und der Revanche, nur die Sentimentalitäten eines Feuilletonisten. Der ihm in Frankreich gespendete Weihrauch hat ihm das Hirn umnebelt, so daß ihn die Tatsache, daß die Tausende der dort wohnenden Franzosen in Basel den 14. Juli feiern, tief ergreift. In der ganzen Schrift findet man nicht ein Fünklein Liebe für deutsche Art, während die Liebe zu Frankreich den ganzen Brief durchglüht. — Aber bitte, Herr Liebknecht, Ihr Freund und Genosse Georges Weill ist ja auch schon drüben.

Die Darstellung der Geschichte des Weltkriegs läßt Liebknecht mit Österreichs Ultimatum an Serbien einsetzen. Kein Wort von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, nichts auch von den sonstigen Umtrieben Serbiens, natürlich auch nichts von Rußlands panslawistischen Wühlereien — das alles würde ja den Eindruck stören, daß die Gefährdung des Friedens nur von Österreich ausging. Nein, auch von der deutschen Regierung. Da ist dann die „Agence Havas“ „erstaunlich leichtgläubig und optimistisch“, wenn sie der deutschen Versicherung Glauben schenkte, daß die österreichische Note nicht das Ergebnis einer Verabredung zwischen den beiden Zentralmächten sei. Was in Deutschland geschieht, ist Demagogie und schlimmste Berechnung, Rußland ist das reinste Opferlamm —, und so gipfelt diese geschichtliche Darstellung in folgenden beiden Stellen (S. 10):

„Eine raffinierte Regie hatte es verstanden, mit erstaunlicher Geschicklichkeit Rußland in die Rolle des frechen Friedensstörers zu schieben, die noch wenige Tage vorher für fast die ganze öffentliche Meinung Deutschland und Österreich gespielt hatten. Die aufgeregte Kritiklosigkeit erleichterte das diplomatische Spiel. Die Parole ‚Gegen den Zarismus‘ trat in verwirrende Aktion.“ ...

„Amtlich wurden am 1. und 2. August 1914 von der deutschen Regierung die aufpeitschenden — schon 1870 erprobten — Tatarennachrichten von Brunnenvergiftungen durch französische Offiziere und Ärzte und ähnliches verbreitet; amtlich wurde die ganze deutsche Bevölkerung gegen die in Bausch und Bogen als spionageverdächtig bezeichneten Ausländer gehetzt. Erst als diese amtlichen Kundgebungen das Volk in die angestrebten chauvinistischen Delirien, in einen wahrhaft manischen Zustand versetzt hatten, wurden sie dementiert. All dies

Digitized by Google

geschah unter dem bleiernen Druck des Belagerungszustandes, der jedes Wort der Kritik und Vernunft erstickte. Unter dem Titel ‚Wie Rußland Deutschland hinterging und den europäischen Krieg entfesselte' wurde das deutsche Weißbuch in Zehntausenden von Exemplaren verbreitet. ‚Der Zar hat unsern Kaiser betrogen,' so meinten viele gute Seelen, — ‚darum müssen wir den Krieg führen!' Die Politik wurde zur Kinderstube und zum Narrenhaus."

Nun, über die Stellung, die Liebknecht in diesem Narrenhaus einnimmt, ist kaum mehr zu streiten, wenn er weiter ausführt, „die deutsche Regierung habe in der fundamentalen (belgischen) Frage den Reichstag und das deutsche Volk geradewegs hinters Licht geführt", wenn er die Glaubwürdigkeit der deutschen und österreichischen diplomatischen Veröffentlichungen im Vergleich zu allen ausländischen herabsetzt; ist ihm doch selbst Herr Salandra ein unangezweifelter Kronzeuge.

Die Vorgänge in den Fraktionssitzungen der sozialdemokratischen Partei sind eine innere Angelegenheit dieser selbst und gehen die Gesamtheit nur insoweit an, als sie davon mitbetroffen wird. Bezeichnend ist aber, daß Liebknecht, der sich als Hüter der Parteiüberlieferung aufspielt, alle jene Parteibeschlüsse mißachtet, die seiner Person nicht genehm sind. Überhaupt diese „Person". Die Selbstüberhebung dieses Mannes ist grenzenlos, und da das Vertrauen seiner Genossen ihn nicht zu wichtigen Sendungen auftruft, erteilt er sich selbst diesen Beruf und beutet den Ruf seines Vaternamens aus, um seinem Gerede im In- und Auslande eine Bedeutung zu verschaffen, die ihm um seiner selbst willen nirgends und von niemand zugestanden würde.

Wie er sich diese ausländische Tätigkeit vorstellt, zeigt folgende Stelle (S. 27): „Den holländischen Genossen habe ich selbstverständlich die raffinierte Regie unserer von deutscher Treue und Aufrichtigkeit bis zum Bersten gefüllten Regierung eindringlich geschildert, durch die sie sich den größten Teil des deutschen Volkes und auch der Parteigenossen dienstbar machte; die demagogischen Parolen; die Vorspiegelung feindlicher Invasionen; die Verschleierung und Verheimlichung der eigenen Offensive."

Wie Liebknecht sich die Haltung der sozialdemokratischen Partei gewünscht hätte, sagt er am ruhigsten und sachlichsten in einem Schreiben vom 26. September 1914: „Nach meiner Ansicht wäre es die Pflicht der deutschen Reichstagsfraktion gewesen, in der schärfsten Form jede Verantwortung für diesen Krieg abzulehnen, der durch eine von uns seit je bekämpfte Politik hervorgerufen ist, an der die herrschenden Klassen Deutschlands in hohem Grade mitschuldig sind, und der im allgemeinen eine Folge der von uns grundsätzlich bekämpften kapitalistisch-imperialistischen Entwicklung darstellt. Nur die schärfste Form des Protestes war hier ausreichend. Durch die Bewilligung der Kredite hat die sozialdemokratische Reichstagsfraktion trotz aller in der abgegebenen Erklärung enthaltenen Vorbehalte die Verantwortung mit übernommen. Der Fehler war um so größer, je weniger die Darstellung unserer Regierung über die unmittelbare Veranlassung des Krieges zutrifft und je mehr es sich um einen deutschen Präventivkrieg handelt, der nach dem Willen höchst maßgebender Kreise ein Eroberungskrieg, ein kapitalistischer Expansionskrieg ist. ... Selbst vom denkbar nationalsten

Digitized by Google

Standpunkte aus hat unsere Fraktion einen ungeheuerlichen Fehler gemacht und die schwerste Verantwortung auf sich geladen. Durch ihre Zustimmung hat sie nur scheinbar die militärische Kraft Deutschlands gestärkt. In Wirklichkeit liegt es anders. Sie hat dadurch zugleich alle Dämme niedergerissen, die im Auslande dem Kriege und der äußeren und inneren Beteiligung der Volksmassen in diesem Kriege entgegenstanden. Bei einer anderen Haltung unserer Fraktion hätte der Krieg insbesondere weder in Frankreich, noch in Rußland, noch in England so populär werden können, wie er geworden ist.“

Wir müssen noch die „Erklärung“ anhören, die nach Liebknechts Antrag in der Fraktionssitzung vom 29. November die sozialdemokratische Partei am 2. Dezember 1914 im Deutschen Reichstag zur zweiten Kriegsanleihe abgeben sollte.

„Es handelt sich um einen imperialistischen Krieg, und zwar besonders auch auf deutscher Seite mit dem Ziel von Eroberungen großen Stils. Es handelt sich vom Gesichtspunkt des Wettrüstens aus bestenfalls (!) um einen von der deutschen und österreichischen Kriegspartei gemeinsam im Dunkel des Halbabsolutismus und der Geheimdiplomatie hervorgerufenen Präventivkrieg, zu dem die Gelegenheit günstig schien, als die große deutsche Wehrvorlage verabschiedet und ein technischer Vorsprung gewonnen war. Es handelt sich auch um ein bonapartistisches Unternehmen zur Zertrümmerung und Demoralisation der rapide anwachsenden revolutionären Arbeiterbewegung. Das Attentat von Serajewo wurde als demagogischer Vorwand ausersehen [warum nicht gar: hervorgerufen. D. V.]. Das österreichische Ultimatum an Serbien vom 23. Juli war der Krieg, der gewollte Krieg. Alle späteren Friedensbemühungen waren nur Dekoration und diplomatische Winkelzüge, gleichviel, ob sie von einzelnen Mitwirkenden ernst gemeint wurden oder nicht. Alles das haben die letzten vier Monate mit steigender Deutlichkeit gelehrt.

„Dieser Krieg ist nicht für die Wohlfahrt des deutschen Volkes entbrannt. Er ist kein deutscher Verteidigungskrieg und kein deutscher Freiheitskrieg. Er ist kein Krieg für eine höhere ‚Kultur‘ — die größten europäischen Staaten gleicher ‚Kultur‘ bekämpfen einander, und zwar gerade, weil sie Staaten der gleichen, d. h. der kapitalistischen ‚Kultur‘ sind. Unter der trügerischen Flagge eines Nationalitäten- und Rassekrieges wird ein Krieg geführt, bei dem in beiden Lagern das bunteste Nationalitäten- und Rassegemisch aufgeboten ist. Die Parole ‚gegen den Zarismus‘ diente nur dem Zweck, die edelsten Instinkte des deutschen Volkes, seine revolutionären Überlieferungen, für den Kriegszweck, für den Völkerhaß zu mobilisieren. Deutschland ist der Mitschuldige des Zarismus bis zum heutigen Tage. Deutschland, dessen Regierung zur militärischen Hilfe für den Blutzaren gegen die große russische Revolution bereitstand, Deutschland, in dem die Masse des Volkes wirtschaftlich ausgebeutet, politisch unterdrückt ist, wo nationale Minderheiten durch Ausnahmegesetze drangsaliert werden, hat keinen Beruf zum Völkerbefreier. Die Befreiung des russischen Volkes muß dessen eigene Sache sein, so wie die Befreiung des deutschen Volkes nicht das Ergebnis von Beglückungsversuchen anderer Staaten, sondern nur sein eigenes Werk sein kann.

Digitized by Google

„Zur Durchführung der gewissenlosen Regie, mit der der Krieg inszeniert wurde, zur Unterdrückung jeder Opposition, zur Vorspiegelung chauvinistischer Einmütigkeit des deutschen Volkes wurde der Belagerungszustand verhängt, die Preß- und Versammlungsfreiheit vernichtet, das kämpfende Proletariat entwaffnet und zu einem höchst einseitigen ‚Burgfrieden‘ gezwungen, der — durch nebensächliche ‚Zugeständnisse‘ schlecht verbrämt — nur eine stilistische Umschreibung der politischen Kirchhofsruhe ist.

„Um so geringere Energie wurde entfaltet zur Steuerung der bitteren Not, die den größten Teil der Bevölkerung heimgesucht hat. Selbst in dieser schweren Zeit konnte sich die Regierung nicht zu durchgreifenden Maßregeln entschließen ohne Rücksicht auf den Widerspruch derer, die ihren persönlichen Vorteil heute wie stets dem Wohl der Massen voranstellen.

„Die Art der Kriegführung fordert unseren leidenschaftlichen Widerspruch heraus. Die Proklamation des Grundsatzes: ‚Not kennt kein Gebot‘ entzieht allem Völkerrecht den Boden. Wir protestieren gegen die Mißachtung der luxemburgischen und belgischen Neutralität, diesen Bruch feierlicher Verträge, gegen den Überfall auf ein friedliches Volk. Mißlungen sind alle nachträglichen Beschönigungsversuche. Wir verdammen die grausame Behandlung der Zivilbevölkerung auf den Kriegsschauplätzen. Die Verwüstung ganzer Ortschaften, die Festnahme und Exekution Unbeteiligter als Geißeln, die Niedermachung Wehrloser, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, die als Repressalien für Verzweiflungs- und Notwehrakte erfolgten, rechtfertigen die schwerste Anklage.“ ...

Es geht noch eine Seite lang so weiter, aber es ist nun wohl genug. Die belgischen Franktireurschandtaten sind „Notwehrakte“, unsere Notwehr dagegen rechtfertigt die „schwerste Anklage“. Erst da versteht man Liebknechts Wort in seiner vollen Bedeutung (S. 25): „Die Internationale ist trotz allem für mich noch kein leerer Wahn. Die holländischen und nicht minder die belgischen Genossen sind für mich auch heute noch Genossen, Freunde, Brüder, nach wie vor, ohne jeden Vorbehalt. Meine Empfindungen für unsere Genossen in dem armen unglückseligen Belgien sind nur noch herzlicher geworden — trotz alledem. Genau wie für unsere französischen Genossen.“

Nur die Deutschen sind offenbar von dieser Brüderschaft ausgeschlossen. Ich glaube, es wird sich in Zukunft auch jeder Deutsche für die Bruderliebe Liebknechts bedanken, der in verschiedenen Versammlungen Resolutionen durchgesetzt hat, in denen die „Vaterlandsverteidigung“ als „Verwirrungsphrase“ bezeichnet ist, der selber bekennt, daß er in der Fraktionssitzung vom 9. März sich gegen die Pflicht zur Landesverteidigung ausgesprochen hat. —

Doch genug, übergenug. Das Angeführte reicht zur Erkenntnis: Liebknecht spielt die Rolle des Helden, er ist aber ein Verräter. —

Digitized by Google

Weltkrieg und Prozeßkrieg

Während in Ost und West ein Völkerringen ohnegleichen tobt und die Kriegsfurie unaufhaltsam nacheinander in alle Weltteile ihre Brände wirft, während die deutsche Wehrmacht in Blut und Eisen sich freudig opfert für den Stolz, die Ehre, den Bestand des Vaterlandes, vollzieht sich innerhalb der Reichsgrenzen vor den Schranken der Gerichte ein Streiten, das an Unwürdigkeit auch oft seinesgleichen sucht. In den ersten Mobilmachungstagen, als die Wunder der deutschen Seele offenbar wurden und eine Einheit des Volkes wie eine strahlende Potenz zutage trat, kam wohl manchem sofort der Gedanke an eine — wenigstens teilweise — Demobilisierung der Streitscharen in den Gerichtssälen, an ein allgemeines prozessuales Abrüsten zum Zwecke höherer Energieverwertung. Was lag für einen deutschen Zivilrichter näher als die Annahme, die Hoffnung, daß — abgesehen von den äußeren Hemmungen des Prozeßlebens (Kriegsteilnehmerschaft von Parteien und Zeugen) — die inneren Hemmungen der Streitenden vielen nicht um sehr Wichtiges geführten Prozessen ein Ende bereiten, daß die Prozeßkrankheit, die deutsche Prozeßsucht einstweilen zum Stillstand kommen würde? Daß sich die Klarheit Bahn bräche, es sei Pflicht jedes deutschen Bürgers, um höherer Güter willen alle Nicht-Existenz- oder Prinzipprozesse durch Vergleich zu erledigen? Der tatsächliche Verlauf der Dinge hat uns anders belehrt, die Hoffnung auf Frieden im Gerichtssaal ist zuschanden geworden. Es wird weiter prozessiert in der Zivilrechtspflege — ohne nach links oder rechts, rückwärts oder vorwärts zu sehen — mit den bekannten Scheuklappen. Hat der Prozeß so lange gedauert, kann er auch noch länger dauern. Wer am längsten aushält, gewinnt. Es wird weiter privatgeklagt: Klatsch aller Art muß unbedingt vors Gericht gebracht werden, damit alle Welt hört, welch ehrenwerter Mann Hinz, welch ehrloser Mensch Kunz ist.

Aus Richterkreisen haben einzelne ihrer Enttäuschung über die Unbekümmertheit der Prozeßparteien um die Not und Schwere der Zeit Ausdruck gegeben, als erster der Oberlandesgerichtsrat Deinhardt aus Jena im August-Septemberheft der Zeitschrift des Vereins „Recht und Wirtschaft“. Er beklagt den rechtlichen Schwachsinn, die eigensinnige Rechthaberei im Volk, wie hohl und niedrig oft die Gesinnungen der Beteiligten seien, so daß der Richter bei den gleichgültigsten, kleinlichsten Streitereien und den allerniedrigsten, törichtesten Lappalien bis hinauf in die Instanzen fast Katzenjammer und Ekel über seine Tätigkeit bekomme. Er gibt aber auch die Erklärung dafür: Wir überkultivierten, blasierten Menschen des 20. Jahrhunderts mit unserm weichwattierten bürgerlichen Wohlergehen hätten uns zu sehr verwirtschaftlicht („Geschäft war alles!“) und verweiblicht, wir hätten in Gesetzen, Verordnungen, Einrichtungen der Rechtsprechung das Einzel-Ich vorangestellt, ganz ohne Rücksicht auf die

Digitized by Google

Pflichten der Gesamtheit gegenüber; wir hätten die Instanzen gehäuft und Formen geschaffen, daß der einzelne nach seinem Belieben das Prozeßspiel treiben könne, wir hätten uns nach Altweiberart zu sehr daran gewöhnt, daß jede Sache dreimal durchgehechelt werde. Der Kampf ums Recht sei längst nach der schlimmen, kleinlichen Seite ausgeartet, er sei kein Zeichen mehr von Kraft und rechtlicher Gesinnung, sondern ein Zeichen von Weichlichkeit, Ohnmacht und Gleichgültigkeit. Reinhardt fordert andere Maßstäbe im Rechtsbetrieb, das Lossagen von der uns noch anhaftenden, juristischen Krämerseelengesinnung, dem engherzigen Philistertum, der eingeschnürten Gelehrtheit. Der Prozeß dürfe nichts Gewöhnliches, Alltägliches werden, er müsse das letzte Mittel sein, wenn alles andere versage. Dem Volke müsse Verträglichkeit und Staatssinn anerzogen werden. Wegen jeder kleinen Forderung, wegen eines bösen Wortes dürfe nicht gleich zum Gericht gelaufen werden, unnütze Prozesse müßten vermieden, die Vergeudung von Kraft, Zeit und Geld im Gerichtswesen eingedämmt werden. „Heran an den Feind gegenseitiger Verbitterung und Verärgerung!“

In derselben Richtung bewegen sich die Ausführungen von Landgerichtsdirektor Hucho in seinem Aufsatz „Kriegsjustiz“ in der „Deutschen Juristenzeitung“ Nr. 19/20 vom 1. Oktober. Er findet unter den alten Prozeßakten eine Fülle von schwierigen, tatsächlich und rechtlich verwickelten, wirtschaftlich und ethisch aber ganz unerheblichen Sachen, ein Streiten um des Kaisers Bart, von solchen, die aus Erbitterung wegen Kleinigkeiten oder nur wegen der Kosten jahrelang durch die Instanzen gezogen werden. „Wie beschämend gering erscheint uns die Arbeit an solchen Lappalien jetzt, wo das Vaterland in Not ist ...!“ Die Zeitlage gebiete, im Verein mit den Parteien und ihren Vertretern in jedem Falle zu prüfen und zu erörtern, ob die Durchführung des Prozesses der schweren Zeit und dem vaterländischen Interesse entspreche. Es müsse den Parteien und ihren Anwälten, die es jetzt noch fertigbrächten, wegen Lappalien Rechtsmittel einzulegen oder Prozesse fortzusetzen, durch mündlichen Vorhalt oder Zwischenverfügung Gelegenheit gegeben werden, sich zu erklären, ob sie ihr Handeln mit ihrer Bürger- und Standespflicht in Einklang bringen könnten. Das persönliche Erscheinen der Parteien zum Zweck der Sühnepflege müsse reichlicher angeordnet werden. Mancher, der seither hartnäckig und unbelehrbar, werde jetzt dem Vergleiche, der Aussöhnung geneigter sein, besonders in Eheirrungen. Neben den ethischen sprächen auch finanzielle Gründe für eine durchgreifende Veränderung der Rechtspflege. Wo überall gespart werde, dürfe sich die Rechtspflege nicht ausschließen, also Verringerung der Prozeßspesen durch Beschränkung der Beweiserhebung in Durchschnittssachen auf das zu einer bündigen Entscheidung unbedingt Notwendige, „unbekümmert um das Verlangen zanksüchtiger Parteien und ihrer Anwälte“!

Diese freimütigen Vorschläge Huchos begegneten energischem Widerspruch in dem Organ des deutschen Anwaltsvereins, der „Juristischen Wochenschrift“ Nr. 19 vom 2. November, durch den Rechtsanwalt Dr. Glaser aus Dresden. Man verbat sich schlechtweg jede richterliche Kritik anwaltschaftlicher Pflichtauffassung. Das Sparsamkeitsprinzip sei verwerflich, denn auf die Ergründung der materiellen Wahrheit komme es in Kriegszeiten nicht minder an als in Friedenszeiten. Im übrigen sei nicht einzusehen, was daran rügenswert sein solle, wenn Anwalt oder Partei einen vor dem Kriege anhängig gewordenen Rechtsstreit noch während des Krieges bis zur Erschöpfung des Instanzenzuges fortsetzen wollten. Die durch die empfohlene Kriegsjustiz erstrebte Entlastung des Richters beweise eine bedauerliche Unterschätzung der hohen Bedeutung, die gerade einer von den äußeren Stürmen unangefochtenen, selbstsicheren heimischen Rechtspflege als dem ruhenden Pole, dem durch keine Brandung zu zerrüttenden Felsen für die Zukunft des Vaterlandes zukomme. Trotz alledem hat Glaser den Wunsch nach einer möglichsten Abnahme der Prozesse in diesen Zeiten: „Wir erleben so Großes und Hehres in diesem herrlichsten Freiheitskriege aller Zeiten, daß niemand Sinn haben sollte für die kleinen Zwistigkeiten des Alltags. Über dem Gewaltigen, was uns eint, sollte das Klein-

Digitized by Google

liche, das uns trennt, vergessen sein." In diesem Sinne würden gewiß alle Anwälte ihren Einfluß geltend machen.

Darnach tritt Glaser offenbar nur für Verhütung künftiger, nicht aber für sühnemäßige Erledigung anhängiger Prozesse ein und gerät dadurch mit sich selbst in einen seltsamen Widerspruch, denn das Zurückstellen der eigenen Interessen gegenüber den großen Aufgaben der Allgemeinheit trifft doch auf die schwebenden Prozesse in gleicher Weise zu. Verhütung der Fortsetzung eines unnützen Prozesses ist auch Prozeßverhütung. Und Prozeßverhütung in diesem Sinne ist mit die erste Aufgabe des Richters (§ 296 ZPO.). Darauf muß zunächst ganz allgemein Gewicht gelegt werden. Die Parteien müssen einsehen lernen, daß die zum Prozeß erforderlichen Geldmittel besser zu verwenden sind für die Milderung des tausendfachen Kriegselends, und daß die Herausforderung eines Prozeßrisikos, wenn es sich nicht um fraglos liquide Forderungen bei zweifelloser Solvenz des Gegners handelt, in Zeiten, wo das Wohl und Wehe des ganzen Vaterlandes auf dem Spiele steht, ein kleinliches, unwürdiges Spiel bedeutet. Zwar sind Rechtsfragen an sich nie unbedeutend, hat Bismarck einmal gesagt (in der Reichstagsrede vom 4. März 1881). Der Ton liegt aber eben auf dem „an sich". *Rechtsfragen des bürgerlichen Rechts in Angelegenheiten des einzelnen zu einer Zeit, wo die Riesen-Rechtsfrage unserer Weltstellung und Weltgeltung gelöst werden soll, sind unbedeutend.* Für Unbedeutendes aber seine Kräfte einzusetzen, ist nicht die Forderung des Tages.

Wenn von diesem Gesichtspunkt aus die vor dem Kriege angestrengten Prozesse beurteilt werden, wird sich unschwer eine Auswahl treffen lassen, die einen Vergleichsversuch rechtfertigt und von Erfolg sein läßt. Das muß durchaus auch für die Berufungsinstanzen gelten, und zwar nicht nur in Zivilprozessen, sondern auch in Privatklagesachen und in Übertretungsstrafprozessen. In einer ganzen Reihe von Fällen, wo Rechtsmittel ins Blaue hinein eingelegt sind, wird der Richter durch eine kurze, klare Auseinandersetzung und Rechtsbelehrung die Partei von der Nutzlosigkeit des Rechtsmittels überzeugen und zur Zurücknahme bewegen können. Damit nimmt er noch nicht in unzulässiger Weise die Interessen einer Partei wahr. Da wo die Einsicht der Partei fehlt oder große Objekte im Streit sind, wird allerdings mit den alten Mitteln weitergearbeitet werden müssen. Eine Verringerung der Prozeßspesen, eine Beschneidung des Prozeßstoffs zum Zwecke der Prozeßabkürzung ist nicht Sache des Richters. Im Anwaltsprozeß wird der Richter auf keinen Fall die verständnisvolle Mitarbeit des Anwaltstandes entbehren können. Der einzelne Anwalt kann hier im Sinne der großen Aufgaben der Zeit viel Gutes stiften. Zu diesen großen Aufgaben gehört für die Gerichte u. a. die Übung des moratorischen Ermessens auf dem Gebiet der Kriegsnotgesetze. Hier das Richtige zu treffen ist weit wichtiger, als die bloße Schuldtitelfeststellung.

So wollen wir hoffen, daß mit den weiteren Kriegsmonaten das Volk die Lust am Prozessieren um des Nächsten Nase oder um Dezimalbrüche immer mehr verliert, und daß es in den vielen wie eine ewige Krankheit fortgeschleppten Prozessen, deren Motive den Prozessierenden oft selbst nicht mehr klar sind, auch bald keine Parteien mehr gibt, so daß aus dem egoistischen, unökonomischen Prozeßkrieg ein kräftesammelnder, nur dem Ganzen zugewandter Krieg gegen den Prozeß erwächst. Wie weit diese Hoffnung inzwischen in Erfüllung gegangen ist, entzieht sich der Beurteilung des seit dem 3. Februar 1915 zum Heere einberufenen Verfassers.

Dr. H. Voß

Digitized by Google

Die Religion der Völker im Kriege

Ludwig Feuerbach hat den Lehrsatz aufgestellt, daß die Religion in jedem Fall nur ein Deckmantel sei über einen verschleierten Egoismus; dieser Egoismus sei der letzte und absolute „Wert“ der Menschen und der Menschheit.

„Dann ist freilich“, so stellt sich im „Tag“ Prof. Dr. Karl Dunkmann zu dieser Frage, „die Religion ebenso absolut gerichtet, wie sie dort tatsächlich gerichtet ist, wo sie nur ein anderes Wort ist an Stelle eines rücksichtslosen nationalen Egoismus. Das ist freilich undenkbar, daß auch der individuelle Egoismus sich in einen religiösen Schein hülle, aber der nichtindividuelle, der nationale Egoismus kann das allerdings, da er eben in einem gewissen Gegensatz zum individuellen steht und von jedem einzelnen im Volk das ‚Opfer‘ für das Ganze erheischt. Bei diesem Opfergedanken steht man bereits der Religion ungemein nahe, und so läßt sich denken, daß nationaler Egoismus gleichzeitig im Gewand des religiösen Enthusiasmus auftreten kann. Jeder einzelne kommt sich in seiner Hingebung für das Volksganze ‚fromm‘ vor. Der Schluß ist natürlich vollständig falsch, denn die Hingebung für ein Volksganzes ist nicht die Hingebung für das Weltganze oder für das Absolute. Im letzten Fall wird Hingebung vielmehr absolute Abhängigkeit, ein ‚Händefalten‘, im ersten Fall bleibt sie aktive Hingebung. Kurz: die Religion kann tatsächlich in rein nationalistischem Gewand auftreten, und sie tut es sogar mit Vorliebe; aber immer dann liegt eine Fälschung der Religion vor, und es zeigt sich die Unfähigkeit der betreffenden Nation, sich über sich selbst zu erheben zum Absoluten, rein Menschlichen, rein Ethisch-Kosmischen.

Werfen wir nun einen Blick auf unsere Gegner, so finden wir, daß **Frankreich** auch den religiösen Schein wohltuend meidet. Es kommt darin aber lediglich der **vollkommene Bruch** dieses in seiner Eitelkeit der Phrase anheimgefallenen Volkes **mit der Religion überhaupt** zum Ausdruck. Religion und Eitelkeit, Religion und Phrase sind die tödlichsten Gegensätze. Blicken wir aber auf **Rußland**, so ist der innigste Kontakt zwischen Religion und Volksbewußtsein augenscheinlich. Genauer ist es die staatliche Organisation eines durch äußerste Strenge zusammengehaltenen riesigen, ständig auseinanderstrebenden Ganzen; es ist der **‚Zarismus‘, der sich selbst zum religiösen Endzweck gesetzt** hat und darum **die Religion als Mittel** braucht zu seiner Selbstbehauptung. In Rußland also tritt uns **die nationalistische Fälschung der Religion typisch** entgegen. Aber genau auf derselben Höhenlage steht das jetzt so kulturverwandte **England**! Nur mit einem charakteristischen Unterschied; sofern es nicht die staatliche Organisation ist, deren primitive massive Einfachheit in Rußland hier vielmehr einem äußerst fein differenzierten System der Teilung der Kräfte gewichen ist. Deshalb findet in England die Religion überhaupt keinen staatlichen Organismus, an den sie sich anschließen kann, deshalb spaltet sie sich in eine große Menge selbständiger religiöser Institute, die sich nach den Bildungsschichten und Klassen des Volkes wohl am leichtesten gruppieren lassen. Trotzdem ist hier die Religion selbst von ungemeiner innerer Gleichheit, indem sie genau wie in Rußland sich an das nationale Bewußtsein aufs engste angliedert. Der freundschaftliche Gruß englischer Bischöfe an russische, von dem kürzlich in der Presse zu lesen war, beruht danach auf richtig empfundener Wesensverwandtschaft. Der Brite ist zuerst Brite, er ist absolut Brite, und dann ist er um seines **Britentums** willen ‚auch‘ fromm. Und zwar ist er **als Brite fromm**, darum auch ganz Britannien in gewissen starren Formen und Gesetzen seine Frömmigkeit zur Schau trägt! In diesen Formen und Gesetzen offenbart sich nichts anderes als der Nationalismus in der Religion.

Nur in **Deutschland** liegt die Sache anders! Daß sie hier tatsächlich ganz anders liegt als in allen anderen europäischen Ländern, beweist aufs klarste die Religionsgeschichte in Deutschland. Sie war und ist bis auf den heutigen Tag eine Geschichte des Kampfes, des

Digitized by Google

Antagonismus der Religion. *Deutschland ist das klassische Land des religiösen Kampfes*; leider, so haben wir stets gesagt und empfunden, und weite Schichten des Volkes haben sich deshalb von der Religion überhaupt getrennt. *Mit Unrecht!* Denn gerade darin offenbart sich die Reinheit des religiösen Strebens unter uns. Es bedarf nämlich nicht großen Scharfblickes, um zu erkennen, daß der religiöse Zwist unter uns sich fortgesetzt immer um denselben einen Punkt dreht, um die *Selbständigkeit oder Reinheit der Religion*, oder auch, daß es sich handelt um die Ablehnung jeglicher Verfälschung und ‚Knechtung' der Religion an andere, fremdartige Instanzen. Der Katholizismus in Deutschland trägt doch wahrlich nicht ein nationalistisches Gepräge, sondern er steht in ständigem Protest dagegen. Der Protest ist, wie man jetzt sieht, vom religiösen Standpunkt ein durchaus gesunder, unvermeidlicher. Der Nationalismus ist der Untergang aller Religion, mindestens ist er ihre Entartung zum Paganismus, zum ‚Heidentum'. Denn diesem ist es eigenartig, daß es immer nur nationale ‚Götter' anbetet. Wie nun der Katholizismus in Deutschland äußerst empfindsam ist gegenüber nationalistischen Regungen, so ist er umgekehrt in anderen katholischen Ländern — ich erinnere an Polen! — entgegengesetzt gestimmt. Ein Beweis, daß es *an germanischer Art und Auffassung* liegt, weniger am katholischen System selbst. Wir wollen abwarten, wie sich der Katholizismus im Weltkrieg weiterentwickelt! In Frankreich, Belgien haben wir bedenkliche nationalistische Anwandlungen verspürt. Was wird der Katholizismus in Italien erleben? Jedenfalls ist er in Deutschland stark selbständig gegenüber dem Nationalismus. Aber der Protestantismus ist es nicht weniger! Nur scheinbar ist er im Gegensatz zum Katholizismus an und für sich ‚deutsch'. In Wirklichkeit war die Reformation ein ‚Protest' gegen die vermeintliche Knechtung oder Fälschung der Religion an unreligiöse Instanzen. Denn die römische Hierarchie erschien nicht als geeignete Hüterin religiöser Ideale. Der Protestantismus knüpfte darum auch keineswegs an nationale Instanzen an, sondern an *rein religiöse*, im Unterschied von falsch religiösen. Er knüpfte an die ‚*Bibel*' an. Was hat aber diese mit nationalistischen Tendenzen zu tun? Für Luther und seine Mitarbeiter gab es nur ein einziges religiöses Ideal, nämlich die Reinheit und Selbständigkeit der Religion! Nur die Front hat sich verschoben; es galt, diese Reinheit zu behaupten gerade gegen die Instanz, die sie garantierte, gegen die selbständige ‚Kirche'.

Auch im protestantischen Lager dreht sich der Zwist um dasselbe Ideal der Reinheit der Religion, um ihre Selbständigkeit oder ‚Freiheit'. Die Linke opponiert gegen die Bindung und Knechtung der Religion unter den Bibelbuchstaben, gegen die Bekenntnisvergötterung. Die Rechte dagegen opponiert gegen die Entleerung der Religion, gegen ihre Unterwerfung unter eine Vernunftlehre oder gegen ihre Vermischung und Verwechslung mit ästhetischen ‚Gefühlen'. Gerade auf der Rechten ist das Streben nach Reinheit und Selbständigkeit der Religion ungemein scharf und deutlich ausgeprägt.

Kurz: Deutschlands religiöser Antagonismus hat immer nur ein einziges Zentrum: die Selbständigkeit der Religion. Von einem solchen Kampf weiß die englische Vergangenheit und Gegenwart freilich nichts, so wenig wie für den Moskowiter diese Frage überhaupt diskutierbar ist. Und die romanischen Gestaltungen des Katholizismus wissen auch so gut wie nichts davon. Der Katholizismus als solcher weiß sich seine Selbständigkeit als ‚Kirche' wohl überall zu wahren, aber der Katholizismus als völkische Frömmigkeit empfindet *in romanischen Ländern nichts von einem Bedürfnis nach Selbständigkeit gegenüber dem Nationalismus*. Diese wunderbare Eigenart deutsch-religiösen Strebens und Kämpfens, die vom äußersten Flügel der katholischen bis zum äußersten der liberal-protestantischen Weltanschauung reicht, bringt es nun mit sich, daß im gegenwärtigen Krieg alle religiösen Parteien in ihrer Religion den gleichen gemeinsamen starken Halt haben. Die Selbständigkeit der Religion erweist sich nun überall als gewaltige Kraftquelle im Existenzkampf der Nation. Wer um sein Dasein kämpft, muß einen festen Boden haben, von dem aus er wie Antäus

Digitized by Google

neue Kraft empfängt; und für eine Nation bedeutet die Religion dieſen Boden. Denn der einzelne mag in der Anlehnung an das Ganze des Volkes jenen Daſeinsgrund finden, das Ganze aber muß über ſich hinaus im Univerſum ſich verankert glauben."

Deutſche und Spanier

In der ſehr angeſehenen ſpaniſchen Zeitung „A B C", die in Madrid erſcheint, veröffentlichte am 7. Juli d. J. ihr Berliner Vertreter, Don Antonio Azpeitua, ein entſchiedener „Germanófilo", wie man die Deutſchfreunde in Spanien nennt, einen Artikel, in welchem er hochbefriedigt über die Anerkennung und Dankbarkeit berichtet, die man in Deutſchland der ehrlichen Neutralität Spaniens zollt. Dieſe Neutralität und Ritterlichkeit, „hidalguia" ſagt der Spanier, werde in Deutſchland um ſo mehr bewundert, als ſie überraſcht habe. Denn Spaniens Lage als Nachbar Frankreichs, ſeine Beteiligung in Marokko, ſeine geographiſche Lage, die es von England abhängig mache, und die Bemühungen der „Entente", es durch alle Mittel und Verſprechungen zur Hilfeleiſtung für die Entente zu gewinnen, könnten für Spanien Verwicklungen ergeben. Im Zuſammenhang mit dieſem Lobe, das man der loyalen Haltung Spaniens zolle, habe er, Señor Azpeitua, die Frage hören müſſen: „Warum ſind wir denn nicht mit Spanien verbündet?" „Nach dem Krieg müſſen wir die Freundſchaft dieſes Landes ſuchen, das ſich für die Einhaltung ſeines Wortes zu opfern bereit iſt, und einen Reiſefeldzug dorthin organiſieren für alle diejenigen, die bisher nach Italien und Frankreich reiſten; Studierende werden an ſpaniſche anſtatt andere lateiniſche Univerſitäten gehen, deutſches Kapital wird nach Spanien wandern und die Einfuhr ſpaniſcher Erzeugniſſe nach Deutſchland wird begünſtigt werden." „Mit einem Wort," ſagt Don Antonio, „es beſteht der große Wunſch in Deutſchland, ſich mit Spanien moral y materialmente zu vereinigen, um dem ‚pueblo hidalgo', dem ritterlichen Volk, dadurch ſich dankbar zu erweiſen." „Uns Spaniern", ſchließt er ſeinen Bericht, „tut es wohl, dieſe Gefühle der Achtung, der Begeiſterung und Verehrung wahrzunehmen, die der Name Spaniens von deutſchen Lippen dargebracht erhält, jenes Spanien, das zu unſerm Schmerz bisher in der Welt nur als bemitleidenswerte maleriſche Ruine, als Land der Kaſtagnetten und des Tamburins, der Stierkämpfe und Meſſerſtechereien verachtet, verſpottet und verkannt worden war."

Soweit Don Antonio Azpeitua.

In der Tat, es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß in dieſer Zeit, da alle romaniſchen Nationen Europas — Frankreich, Italien, Belgien, Portugal, Rumänien, die Welſchſchweiz — entweder im Krieg mit Deutſchland liegen oder ihm eine „neutrale" Feindſeligkeit bezeigen, die ſpaniſche Nation die einzige iſt, die uns — eine verſchwindende Minderheit ausgenommen — nicht nur eine ehrliche Neutralität bewahrt, ſondern uns offenſichtlich und in ihren hervorragendſten Vertretern, Politikern, Dichtern, Gelehrten, Offizieren und Geiſtlichen, Journaliſten, Induſtriellen und Handelskreiſen Freundſchaft und Bewunderung bezeugt.

Die Lehre von der Intereſſengemeinſchaft der lateiniſchen Raſſe erhält durch das Verhalten der ſpaniſchen Nation eine Lücke, und zwar eine um ſo empfindlichere, als Spanien nächſt Italien der größte „lateiniſche" Staat Europas iſt. Ja dieſe Lehre, die Spanien an die Seite der lateiniſchen Schweſternationen und in den Krieg gegen Deutſchland und Öſterreich-Ungarn führen müßte, wird in Spanien überhaupt als unſinnig einfach verworfen. Schon im Aprilheft der von dem Spanier Don Luis Almerich in Barcelona 1915 ins Leben gerufenen Zeitſchrift „Germania" bezeichnet Don Manuel de Montoliu die ſogenannte lateiniſche Kultur einfach als die griechiſch-römiſche, die allen weſteuropäiſchen Völkern gemeinſam und vom deutſchen Volke im höchſten Maße aufgenommen und verarbeitet worden ſei.

Digitized by Google

Die Sprache als gemeinsamer Faktor müsse demgegenüber als etwas Äußerliches zurücktreten. Manuel de Montoliu beweist seine Behauptung von der in deutscher Wissenschaft zu höchster Vollendung gelangten griechisch-römischen, d. h. westlichen Kultur mit der jetzt noch in allgemeinen Richtlinien der Organisation des Unterrichts in Deutschland bestehenden griechisch-humanistischen Anschauung der Kultur. In keinem andern Land Europas gebe es Unterrichtsanstalten, in welchen man mit so großem Ernst die lateinische und griechische Sprache studiere, wie auf dem deutschen Gymnasium. Ein angesehener spanischer, also lateinischer Schriftsteller erklärt damit gerade Deutschland als den Hort höchster Kultur, und dies als Ansicht seines Volkes, und in einem Augenblick, da ganz Europa und Amerika von dem blöden Geschrei über deutsche „Barbarei" widerhallt, das die „Liga zum Schutz der lateinischen Kultur" in allen Zentren lateinischer Sprachgemeinschaft in Versammlungen und Zeitungen erhebt. Genau wie Montoliu denken und schreiben Dr. Garcia Solá, Rektor der Universität Granada, und Armando Guerra, der militärische Mitarbeiter des „A B C".

Wie erklärt sich die eigentümliche Stellung der spanischen Nation? Es ist bemerkenswert, daß auch im spanischen Amerika ähnliche Stimmen sich schon erhoben und entschieden für Deutschland Partei ergriffen haben. Auf den Punkt, auf den es hier ankommt, weist aber am klarsten die Verteidigungserklärung hin, die Dr. Calixto Oyuela, einer der bedeutendsten Literaturforscher Südamerikas, Professor an der Universität Buenos-Aires, gegen den Vorwurf der Abtrünnigkeit von seiner lateinischen Rasse erläßt. Diesen Vorwurf, der ihm wegen seiner Begeisterung für Deutschland gemacht wurde, weist er in der „Unión", der bekannten, in spanischer Sprache zu Buenos-Aires erscheinenden deutschen Zeitung, damit zurück, daß er erklärt: „Ich, wie fast alle meine Landsleute, die von Spaniern abstammen, bin meiner Rasse nach ein Westgote und von Geburt ein Argentinier, alles übrige sind Ammenmärchen."

In der Abstammung von dem tapferen Stamm der Westgoten, der 711 mit König Roderich bei Xerez de la Frontera gegen die Araber unterlag, liegt in der Tat das Geheimnis der Ähnlichkeit, die der Charakter des spanischen Volkes mit dem des deutschen aufweist und auf die von vielen Kennern Spaniens schon hingewiesen wurde. Das Verwandtschaftsgefühl der spanischen Westgoten zu Deutschland war noch im Mittelalter sehr lebendig, und Karl der Große zog mehrmals aus, die spanische Mark zu schützen, ja diese Beziehungen führten sogar 1257 zur Wahl Alfons X. von Kastilien, Enkels Philipps von Hohenstaufen, zum deutschen König. Die Heldenkämpfe der spanischen Ritterschaft gegen die Mauren sind den Kämpfen der Deutschritter gegen die heidnischen Polen und Wenden vergleichbar. Dieser Heldengeist setzte sich fort in den glänzenden Taten eines Cortez, eines Pizarro, eines Valdivia und anderer Konquistadoren, deren tiefe Schattenseiten deshalb nicht verkannt werden brauchen; die Konquistadoren fühlten sich trotz allem immer als Vorkämpfer der christlichen Kultur, und neben der Unterwerfung der Indianer und mancher grausamen Ausschreitung Einzelner können wir immer die Bestrebungen der Statthalter und Bischöfe verfolgen, das Los der Eingeborenen zu mildern, zu bessern und sie zu zivilisieren. Das spanische Städtewesen beim Ausgang des Mittelalters war dem deutschen Städtewesen außerordentlich ähnlich. Die Herrschaft der Habsburger in Spanien ist heute noch als „gute alte Zeit" populär, und der echte Spanier ist stolz auf seinen König Karl I., der zugleich deutscher Kaiser und so Herrscher eines Reiches war, in welchem die Sonne nicht unterging. Der deutschähnliche Charakter des Volkes hat sich am reinsten erhalten in Kastilien, León, Asturien und Aragonien, wo das kriegerischste und stolzeste Element des spanischen Volkes wohnt. Andalusien, Valencia, Granada weisen einen stark arabischen Einschlag auf. Zahlreiche Namen, wie z. B. Hermenegildo, Rodrigo, Raniero (Rainer), Raimundo, Gumersindo erinnern an die Gotenzeit. Der Hang zur Romantik ist bei keinem Volke neben dem deutschen so sehr entwickelt, wie beim spanischen — höchstens noch beim Moslem. Der deutsche „Faust" hat ein Gegenstück im spanischen „Don Juan". Und Don Quijote ist bei keinem Volke so populär geworden, wie beim deutschen. Es wird ferner kaum eine andere

Digitized by Google

Literatur geben, deren erste Träger sich so zahlreich mit spanischen Stoffen befaßt haben, wie die deutsche. Man denke an Schiller, Goethe, Herder, Grillparzer, Chamisso, Geibel, Platen, Tieck, Schlegel, Arnim, Brentano, Rückert; Schack, Zedlitz, Lorinser haben spanische Dramen umgedichtet oder übersetzt. Calderón und Lope de Vega haben übrigens auch deutsche Stoffe behandelt. Fernan Caballero, die berühmte spanische Dichterin des 19. Jahrhunderts, war eine Deutsche (Cäcilia Boehl von Faber). Die großen deutschen Komponisten Beethoven, Mozart, Weber, Kreuzer komponierten Opern, die in Spanien spielen (Fidelio, Don Juan, Figaro, Preziosa, Nachtlager), und dort liegt auch der Schauplatz von Wagners Parsifal, die Gralsburg Montsalvat im gotischen Spanien.

Immer war Spanien für die Deutschen ein Gegenstand großen Interesses. Die Zahl der deutschen Reisebeschreibungen über Spanien ist Legion. Es seien nur genannt Willkomm, Baumstark, A. Stolz, v. Bernhardi, Parlow, Passarge, Rolef, Schack, Hahn, Püschmann, Wegener, Hesse-Wartegg, Beaulieu, Lauser, Mayer, Mohr, Lorinser, Dierks, Bauer, Erzherzog Ludwig Viktor, Prinzessin Pilar von Bayern, Meyer-Graefe, Kliemsch, Mayerhofer. Und diese deutschen Bücher genügen nicht; es kommen Übersetzungen fremder Reisebilder, z. B. des Italieners de Amicis, des Dänen Andersen Nexo, des Holländers Israels hinzu, um das Bedürfnis zu decken. Über welches andere Land gibt es eine ähnliche Literatur? Die Stierkämpfe werden von manchen deutschen Autoren, wie Dr. Mohr, als Zeugnis nationaler Wertschätzung von Mut und Unerschrockenheit in Schutz genommen und in ihrer Wirkung von Dr. Kliemsch der Wirkung dekadenter Theaterliteratur vorgezogen. Katholische Gesellschaften, wie der Verein vom Heiligen Land, veranstalten alljährlich Pilgerzüge nach Santiago de Compostela, verbunden mit einer Reise durch ganz Spanien, während protestantische Missionsgesellschaften unter Fliedner, Vater und Sohn, Spanien dem Protestantismus gewinnen wollen. Dr. Johannes Fastenrath verpflanzte die einzig schönen Blumenspiele von Spanien nach Deutschland (Köln a. Rh.) und stellte so ein geistiges Band zwischen beiden Nationen her. Ein ähnliches Unternehmen stellt die deutsche Calderongesellschaft in München dar, die eine Gesundung der dramatischen Kunst aus dem unerschöpflichen Born der dramatischen Literatur Altspaniens anstrebt. Noch im letzten Karlistenkrieg kämpften deutsche Offiziere in spanischen Heeren, so z. B. der spätere General von Goeben, in früheren Jahrhunderten bei Padua, vor Rom, unter Wallenstein, unter Karl III. kämpften Deutsche und Spanier vereint, und gemeinsam führten sie den Befreiungskampf gegen Napoleon I. Auch den Entdeckern und Konquistadoren hatten sich vereinzelt Deutsche angeschlossen.

Heute weist das spanische Volk voll Entrüstung die Zumutung zurück, an der Seite von Hindus, Senegalnegern, Kaffern usw. für die Zivilisation zu kämpfen; es empfindet diese Zumutung als Beleidigung und hat nur Hohn für sie als Antwort übrig. Denn das spanische Volk fühlt sich heute noch als Volk der „Hidalgos“, das die Ritterlichkeit nicht nur im Munde führt, wie die Franzosen, sondern sie auch ausübt. Der Spanier aber fände es unritterlich, über das von der ganzen Welt überfallene Deutschland auch noch herzufallen. Er hält es nicht mit den „Mehreren“, sondern hat von Anfang an, als er noch nichts von Deutschlands Siegen ahnen und wissen konnte, für Deutschland Partei ergriffen. Denn der Spanier steht auf dem Standpunkt, daß es keine moralische Neutralität gibt, die, wie der Schweizer Journalist Baumberger sagt, Feigheit, Verrat am Höchsten, geistiges und sittliches Eunuchentum ist, oder wie H. St. Chamberlain einem Freunde schrieb, der Triumph des Bauches gegenüber dem Geist und der Seele des Menschen. In dieser Zeit, die, so schrieb seinerzeit die „Nordd. Allgem. Zeitung“, die Völker und Menschen auf Herz und Nieren prüft, sahen wir Deutsche alle Völker, um die wir uns zu Friedenszeiten bemüht hatten, uns feindlich oder feindselig gegenübertreten. Das spanische Volk, um das wir politisch uns nicht bemüht hatten, es fast allein entpuppte sich als offener, ehrlicher Freund. Um so höher muß ihm dies angerechnet werden.

Gustav Stezenbach

Digitized by Google

Italienische Heerführer und italienischer Kriegsruhm

Auf ganz anderem Wege sind Deutschland und Italien fast in derselben Zeitepoche Einheitsstaaten geworden. Ist doch das alte deutsche Reich trotz seines Kaisertums kaum im höheren Maße als einheitliches Staatsgebilde zu betrachten als das alte Italien, wenn es auch, mit seinem Kaiser an der Spitze, als ein ideeller Ausdruck für das angesehen werden mag, was später durch historische Notwendigkeit und Bismarcks Genie zur Wirklichkeit wurde. In Cavour lebte sicherlich etwas vom Geiste Bismarcks, aber der große Unterschied zwischen beiden war, daß Bismarck von einem großen und starken Preußen ausging, das erst neu geschaffen werden mußte, bevor das Reich gegründet werden konnte; während der von Haus aus mit liberaler Milch gesäugte Cavour von dem Augenblicke an, wo er in Turin die Zügel in die Hand bekam, an die Verwirklichung seines Traumes vom einheitlichen Italien schritt.

Während nun die ersten Jahrzehnte des neuen Deutschen Reiches bis zum heutigen Tage eine gewaltige Hebung des gesamten Volkstums, verbunden mit erstaunlichem wirtschaftlichem Wachstum, brachten, kann man in dem neuen Italien wohl industrielle Entwicklung, kleine Fortschritte auf sozialem Gebiete, kaum aber jene Kräftigung und Erstarkung des Volksganzen finden, die sich zeigen müßte, wenn jene Ausgestaltung zum Einheitsstaat aus der inneren Notwendigkeit hervorgegangen wäre, in welcher die Erfüllung wie eine Befreiung von langem Druck wirkt, in der sich die Kräfte entfalten, die bisher gebunden waren. Italien ist, seitdem es Einheitsstaat geworden, kulturell nicht vorangeschritten; es ist zurückgegangen und es ist die Frage, ob der Einheitsstaat überhaupt oder jetzt schon die richtige Form für das italienische Volkstum ist, ob er nicht verfrüht für Italien ist.

Der untrüglichste Beweis für die materielle und sittliche Kraft einer Nation ist ihre Kampfkraft, wie sie sich in ihrer militärischen Leistungsfähigkeit ausdrückt, und Italien hat, seitdem es Einheitsstaat geworden, diesen Beweis nicht nur nicht erbracht, sondern sein auf alter Überlieferung beruhender kriegerischer Ruhm zerbrach kläglich, seitdem es zum ersten Male als geeinigtes Volk gegen einen anderen Staat — Österreich — geführt wurde; eine Wunde, die seitdem nicht vernarbte und deren Vorhandensein sich die heutigen Kriegsfanatiker Italiens natürlich leicht zunutze machen konnten.

Jedem Kenner der Kriegsgeschichte ist es bekannt, daß Italien einst die hohe Schule des Krieges war, jenes Krieges nämlich, wie ihn zur Zeit der größten künstlerischen Blüte Italiens die einzelnen Kleinfürsten unter sich mit der Republik Venedig und mit dem Kirchenstaate führten, denn immer nur ist es Oberitalien bis Rom herab, jene Gegend, die stärkere Spuren gotischen und langobardischen Blutes aufweist, die Kriegsfürsten und große Kondottiere, Söldnerführer, zeitigte.

Einige Namen ragen darunter besonders hervor, der eines Carmagnola, eines Erasmo da Narni, eines Colleoni, Sforza und wie sie alle heißen, die ihrer Zeit als große Kriegshelden bewundert wurden und welche auf diese Weise die italienische Kriegskunst in ganz Europa zu hohen Ehren brachten. Diese italienische Kriegskunst war in ihrem Wesen das aufs genialste ausgearbeitete System, Siege zu erringen, ohne das Leben eines Soldaten auf das Spiel zu setzen; das System der Schleichwege, verräterischen Überfälle, das System der falschen Verträge, die den Gegner in Vertrauen wiegten und so wehrlos machten, das System der fingierten Belagerungen und Blockaden, der scheinbar freundlich traulichen Aussprachen zwischen zwei Lagern, mit einem Worte das System einer Kriegführung, deren wesentliches Moment Hinterlist und Falschheit waren. In dieser Kriegführung der Kleinstaaten war Italien groß, war es ein Lehrmeister Europas, als es aber als moderner geeinigter Staat seine Kraft

Digitized by Google

Am ſpaniſchen Kai in Brügge — A. Faure

Der Belfort in Brügge — A. Faure

Digitized by Google

Digitized by Google

im wirklichen ernsten Kriege mit Österreich zu messen hatte, zerschellte es trotz guter Führer, wie Menabrea und Cialdini, ja auch Viktor Emanuel zweifellos waren.

Es ist interessant bei dieser alten Kriegführung, die Italiens Ruhm bildete, bei den führenden Personen etwas länger zu verweilen.

Da ist vor allem der berühmte Carmagnola, der Heerführer der Republik Venedig, der als zwölfjähriger Knabe unter dem Kondottiere Facio da Cane in den Dienst des Visconti, des Mailänder Herzogs tritt und es bald bis zur Stellung eines Kriegshauptmanns des Visconti bringt. In dieser Stellung weiß er binnen kurzem das Herzogtum von allen Feinden und auch von dem Hauptgegner Venedig zu säubern. Der Herzog neidet seinem Feldhauptmann den Ruhm und stellt ihn, ihn mit Geld und Ehren überhäufend, als Gouverneur von Genua kalt. So hoch diese Stellung ist, sagt sie dem Ehrgeizigen doch nicht zu und er läßt sich von Venedig kaufen, dessen kriegslustiger Doge Foscari ihn zum Generalkapitän der Republik ernennt und ihn beauftragt, den Krieg gegen Mailand mit größtem Nachdruck zu führen. Carmagnola aber denkt anders, er führt den Krieg um des Krieges willen, wegen des Vorteiles, der ihm im Kriege zuwächst, und beginnt nun dieses meisterhafte Spiel von Bewegungen, Märschen und Gegenmärschen, Scheinverträgen und Vertragsbrüchen, die den Krieg ins Unendliche verlängern. Auf Foscaris ungestümes Drängen schlägt er endlich die Mailänder bei Molodio (1447), aber er verhandelt gleichzeitig mit dem Feinde, dem Mailänder Herzog Visconti, nützt den Sieg nicht aus, obwohl das Herzogtum fast zu seinen Füßen liegt, ist bereit, zum Visconti überzugehen, wenn man seine Forderungen — es handelt sich um ein unabhängiges Herzogtum — erfüllt. In Venedig aber erfährt man vom Verrat; Foscari läßt den Generalkapitän, scheinbar zu einer militärischen Besprechung, nach Venedig einladen; arglos geht Carmagnola in die Falle, wird dort festgenommen und enthauptet.

Und wie mutet uns ein anderes Bild eines großen italienischen Heerführers dieser Tage an! Sein Standbild, von der Meisterhand Donatellos, steht vor dem San-Marco-Hospital in Venedig, es ist Bartolomeo Colleoni, ebenfalls Generalkapitän der erlauchten Republik, der sich schon als junger Mann unter Carmagnolas Führung die Sporen im Dienste der Republik verdient.

Sein Vater wird vom Mailänder Herzog Filippe Maria Visconti im Schlosse Trezzo ermordet, und der junge Conte Colleoni nimmt naturgemäß Dienste bei der Republik. Dort macht man ihn mit 32 Jahren zum Feldhauptmann, aber unter dem nominellen Oberbefehl des Franzesco Maria Gonzaga, später der Sforza, die eigene Interessen gegen Mailand zu verfechten haben. Colleoni schlägt die Mailänder in wirklichen Schlachten bei Brescia, Verona und am Gardasee. Als darauf im Jahre 1443 Friede mit den Mailändern gemacht wird, erachtet sich Colleoni nicht als genügend belohnt und verdingt seine Dienste dem Mailänder Herzog. Dem Visconti aber wird der Ruhm und die Popularität des Mannes verdächtig und er setzt ihn gefangen, bis Viscontis Tod ihm die Tür wieder öffnet. Im Jahre 1448 ist Colleoni wieder Feldhauptmann der Venezianer, als aber diese seine Forderung nach der Würde eines Generalkapitäns nicht erfüllen, geht er wieder zu den Mailändern und ihrem Herzog Sforza über. Die Venezianer sehen jetzt, daß sie ohne Colleoni gegen Mailand nichts ausrichten, sind bereit, ihn zum Generalkapitän zu ernennen, und nun kehrt der große Kondottiere wieder zu den Venezianern zurück. Colleoni ist aber unter all den glänzenden Führern der großen italienischen Kriegszeiten noch einer der achtungswertesten; er behauptet von sich selber, daß er zwar öfter die Partei gewechselt, nie aber bewußte Verräterei begangen habe. In Anerkennung dieser Tatsache prangt denn auch heute sein Reiterstandbild in der Stadt, die er abwechselnd bekriegt und verteidigt hat.

Die Wesensart, die uns in diesen Menschen, in dieser Art der Kriegführung entgegentritt, ist nicht etwa etwas der Zeit Eigentümliches; wir brauchen ja nur an unseren Georg von Frundsberg und an die Kriegführung unserer deutschen Landsknechte zu denken, um sofort

Digitized by Google

das typisch Italienische in den Menschen und in der Art ihrer Kriegführung zu erkennen. Das aber war Italiens Zeit des großen Kriegsruhms, der besonders in den romanischen Ländern, aber auch in Deutschland, seine Bewunderer fand, wenn er auch hier infolge des anders gearteten Charakters kaum irgendwelche praktische Erfolge zeitigen konnte.

Nun ist eine neue Zeit heraufgekommen, die Völker sind vor neue, gewaltige Aufgaben gestellt worden und der Krieg ist heute kein mit größerer oder geringerer Leidenschaft geführtes Spiel mehr wie damals, sondern etwas furchtbar Ernstes, das nur mit aufs äußerste angespannter moralischer und materieller Kraft bestanden werden kann.

Das neue Italien hat bisher, wo es als Gesamtnation vor diese ernste Aufgabe gestellt war, nicht gezeigt, daß sie ihr gewachsen ist, obwohl früher die moralische Basis nicht ganz gefehlt hat; wie sollte es jetzt dazu imstande sein, wo nicht nur diese Basis fehlt, sondern der offene Verrat am Eingang dieses gewissenlosen Krieges steht, der vielleicht im Geiste eines Söldnerführers, aber nicht im Geiste eines Volkes in Waffen geführt werden kann.

Albert Bencke

Flanderns deutsche Geschichte

Den engen Zusammenhang, in dem die Landschaften an der unteren Schelde, der Maas und am Niederrhein — heute als belgische Provinzen Flandern genannt —, von alters her mit deutscher Geschichte und deutschem Wesen gestanden haben, weist H. von Puttkamer in der „Kreuzzeitung“ nach. Diese Landschaften waren jahrhundertelang der Mittelpunkt der fränkischen Monarchie. Die Königsfamilien der Merowinger und der Karolinger gehören ihnen an. Die Chroniken von Artois, Brabant, Lüttich und Flandern bilden eine notwendige und unerschöpfliche Quelle der Forschung über die älteste deutsche Geschichte und sind jedem Germanisten wohlbekannt.

Flach wie ein Tisch, dem Meere zu stetig sich abdachend, durchzogen von einer Menge von Flüssen und Kanälen, reich an Teichen und Mooren — so finden wir noch heute diese Gebiete, deren eigentlicher Landschaftscharakter sich seit dem Mittelalter nur wesentlich verändert haben dürfte. Der Boden ist unter dem gemäßigten, feuchten Klima dadurch besonders fruchtbar, daß er meilenweit aus den sogenannten „Poldern“ besteht, das sind Landflächen, die durch künstlich herbeigeführte Anschwemmung und Ablagerung fetter Erde entstanden und in ihren Erträgnissen das Vielfache von denen eines Durchschnittsackers zu liefern vermögen.

Im frühen Mittelalter hatten Abteien und Klöster das Land großenteils in Besitz und machten in emsiger Kulturarbeit die wüsten und moorigen Gebiete urbar. Die Wälder wurden auf großen Flächen niedergelegt, und nur an den zahlreichen Kanälen und Flußläufen, sowie an den Gebietsgrenzen schonte man den hohen Baumbestand. Der Eindruck des Waldreichtums, der hierdurch vorgetäuscht wurde, gibt die Erklärung für den Titel „Waldgrafen“ (forestarii), mit dem Karl der Große die ersten Grafen von Flandern belehnte.

Woher der Name „Flandern“ stammt, ist noch heute ein oft umstrittenes Rätsel. Ursprünglich verstand man darunter nur die Gegend rings um Brügge, erst später übertrug sich die Bezeichnung Flandria auf die früher sehr ausgedehnte Grafschaft, die sich sowohl am rechten Scheldeufer weit erstreckte, wie auch am linken tief hinein nach Frankreich, bis an die Somme, reichte. Einige Sprachforscher leiten das Wort „Flandern“ von einem der ältesten Fürsten des Landes, dem Prinzen Flandebertus, ab, der ein Enkel des Frankenkönigs Clodion gewesen sein soll. Andere behaupten, das altflamändische Vlander oder Vlonder, d. h. Brücke, gäbe, der vielen Brücken wegen, den sehr sinngemäßen Wortstamm für Flandern, das damit als ein „Land der Brücken“ gekennzeichnet werde. Die Teiche, Moräste und Seen werden in den Urkunden häufig Vlasmen oder Vlaenen genannt, die Bewohner dieser Gegenden

Digitized by Google

als Vlaminge aufgeführt und ihre niederdeutsche Sprache als Lingua flaminga — alles leicht erkennbare Grundstufen zu dem heutigen Wort „Vlämisch", mit dem wir die Leute und ihre Sprache bezeichnen.

Als die ältesten Bewohner Flanderns werden Germanen genannt, die durch die Grafschaft Holland und durch Nordbrabant einwanderten und hauptsächlich die Gegenden links der Schelde bis Rijssel (Lille), Kortrijk, ja bis Gent, Brügge und Antwerpen hinab bevölkerten. Zur Zeit der Eroberungszüge Cäsars romanisierten sich diese Stämme mehr und mehr, besonders im südlichen Teil des Landes, und nahmen römische Sitten und römische Sprache an. Die zahlreichen Funde an römischen Münzen und anderen Altertümern, die man in allen Teilen von Flandern gemacht hat, lassen den sicheren Schluß zu, daß dereinst ziemlich das ganze Land unter Roms Zepter gestanden hat.

Einzelne der sich untereinander absondernden Volksstämme müssen zur Römerzeit eine gewisse Blüte gehabt haben. Manches Zeugnis einer hohen Bildungsstufe ist uns erhalten geblieben. auch berichtet die Chronik mit Stolz von dem schwunghaften Handel nach England und hinunter bis Rom, wo die flandrischen Wollwaren einen besonders guten Ruf erlangt haben sollen.

Im 4. und 5. Jahrhundert kamen zu diesen romanisierten Volksstämmen eine Menge germanischer Ansiedler, die teils von den römischen Präfekten zur Grenzbewachung und Urbarmachung der Sümpfe herbeigerufen wurden, teils gewaltsam einbrachen, verlockt durch den Wohlstand der römischen Provinzen. Sie wurden besonders an der Küste angesiedelt, breiteten sich jedoch schnell aus und verdrängten allmählich die romanische Sprache durch ein niederdeutsches Idiom, das der angelsächsischen Mundart nahe verwandt war. Diese gewiß in Sitten und Gebräuchen recht rohen germanischen Kolonisten drängten langsam, mit Hilfe anderer eindringender Horden, die romanisierten Stämme zurück, die auch ihrerseits zum Teil gewaltsam die römische Herrschaft abwarfen und sich unter den Schutz fränkischer Herrscher stellten, die mit den Germanen gemeinsame Sache machten. Der Frankenkönig Chlodwig eroberte die flandrischen Provinzen und ließ den letzten Präfekten ermorden. Die von diesen Germanen und Franken bewohnten Gegenden bildeten die Grafschaft Flandre Flamingante, das deutsche Flandern, während die romanischen, zurückgetriebenen Stämme die Flandre galliconne oder wallonne, das heutige wallonische Flandern, innehatten. Die Landesteile sind sich in Sitte, Sprache, in ihrem Rechtswesen und im Charakter der Bevölkerung durch alle Jahrhunderte hindurch völlig unähnlich geblieben. Uns interessiert hier hauptsächlich die Geschichte von Deutsch-Flandern.

Wie schon erwähnt, waren es die Klöster und reichen Abteien, die bereits seit dem 4. Jahrhundert in Flandern mit dem Vordringen des Christentums entstanden und als Kulturbringer das wilde, unwirtliche Land in ihre Pflege nahmen. Aus den Horden der germanischen Einwanderer, die sie langsam belehrten, schufen sie sich die Leibeigenen, die Hospites, die unter ihrer Leitung die Wälder ausrotteten, die Sümpfe trocken legten und der See die ältesten Polder abgewannen. Dadurch wurden die Klöster zugleich die Mittelpunkte für die Ansiedlungen, für die Dörfer, die sich aus einzelnen Gehöften um sie sammelten, für die villis, die Städte, die häufig neben dem Kloster ein Castellum, eine Burg, zum Schutze der Bewohner gegen räuberische Einfälle der Normannen, in ihrer Mitte errichteten. Ein Städtenamen, der in den Chroniken immer wieder auftaucht, ist Harlebeke; es soll die erste Residenz der Waldgrafen, der ältesten flandrischen Fürsten, gewesen sein; auch in den Sagen und wunderschönen Volksmärchen des Landes spielt es eine stets wiederkehrende Rolle.

So berichtet u. a. die Chronik von St. Bavo die schauerliche Mär von dem Riesen und Räuber Phinaert, der die alten Herren des Landes vertrieb und sich in Harlebeke festsetzte, wo er wie ein Ungeheuer wütete. Es wird erzählt, wie er seinen Verwandten, einen burgundischen Prinzen, heimtückisch ermordet, um sein Weib und seine Reichtümer zu gewinnen, wie ihn aber doch endlich die Strafe für seine Greueltaten ereilt und er im Zweikampf durch

Digitized by Google

den Sohn eben jenes Prinzen getötet wird, der dann lange Jahre glücklich in Harlebeke regiert. Diese Sage ist übrigens in Form eines ausgezeichneten Volksromans von Oudegherst in seinen Annales de Flandres erschienen.

Erst im 9. Jahrhundert beginnt mit der Errichtung einer Markgrafschaft unter Balduin mit dem eisernen Arm, dem Vasallen der Karolinger, die eigentliche politische Geschichte Flanderns. Alle Landschaften, die der Graf von Flandern vom Deutschen Kaiser zu Lehen trug, faßte man unter dem Namen Reichsflandern zusammen, zu dem im 13. Jahrhundert auch die Grafschaft Hennegau gehörte, unter der Gräfin Margarete mit Flandern vereint. Die Geschichte ihrer Ehe, die trotz der Trockenheit der darüber berichtenden Chronik eines pikanten Einschlags nicht entbehrt, war die Veranlassung zu jahrzehntelangen Kämpfen, die das blühende Reichsflandern verwüsteten. Ihr erster Gemahl, Burchard von Avesnes, täuschte sie schwer; es wurde entdeckt, daß er dem geistlichen Stande angehörte, er wurde verbannt, die Ehe für nichtig erklärt und die daraus entsprossenen Söhne wurden erst nach Jahren legitimiert. Ihre Mutter übertrug auf sie den Haß, den die Enttäuschung geboren, und enterbte sie zugunsten ihrer Söhne aus einer zweiten Ehe. Die Kämpfe um die Erbfolge zwischen den Stiefbrüdern durchziehen das ganze 13. Jahrhundert. In wechselnder Folge riefen die Streitenden die deutschen Kaiser, die Könige von Frankreich, den König von England, den Papst als Schutzherren und Helfer an. Viele der Orte, die uns seit Beginn des jetzigen Krieges durch die Siege und schweren Kämpfe unserer braven Feldgrauen vertraut geworden sind, waren schon im grauen Mittelalter die heiß umstrittenen Stützpunkte der deutschen Vlamen unter den Grafen von Flandern, den Schützlingen des Deutschen Kaisers, und der französierten Stämme unter den Grafen von Hennegau, die sich Frankreichs König als Beistand gewählt hatten. Wir hören von den Schlachten bei Béthune, Douai, Arras, Pont-à-Roches und Orchies, von erbittertem Ringen an der Lys und bei Furnes oder Veurne und bei Ypern, eine Belagerung von Rijssel (Lille) wird ausführlich geschildert, dessen tapfere deutsche Besatzung sich monatelang unter dem Herren von Falkenberg gegen Philipp den Schönen von Frankreich verteidigte. Wir hören, daß die Franzosen auch damals, genau wie heute, im eigenen Lande wie die Barbaren hausten, die Umgebung von Rijssel in vier Stunden weitem Umkreise völlig verwüsteten und auch die älteste Abtei des Landes, La Narquette, dem Erdboden gleichmachten.

Der tapfere Widerstand der Städte und der deutschen Scharen wurde endlich gebrochen durch den Verrat eines Teiles des flandrischen Adels an der deutschen Sache; die Liliarden, so genannt nach dem französischen Wappenzeichen, erwarben diese schmachvolle Berühmtheit in der Geschichte Flanderns. Städte wie Rijssel, Kortrijk, Brügge, Valenciennes wurden gebrandschatzt und unter Androhung völliger Vernichtung gezwungen, dem König von Frankreich zu huldigen, außerdem verlangte der König noch die Abtretung des wallonischen Flandern, das bisher zu Reichsflandern gehört hatte. Für uns gewinnen diese Kämpfe noch ein erhöhtes Interesse durch die Tatsache, daß auch England an ihnen beteiligt war, und zwar damals als Verbündeter des deutschen Vasallen gegen Frankreich. Die Chronik stellt jedoch ausdrücklich fest, daß König Eduard I. sich mit seiner Hilfe nicht besonders eifrig erwies, daß er den Grafen von Flandern lange „mit ermutigenden Worten" hinhielt, daß er endlich ein unbedeutendes Heer landete und heimlicherweise gleichzeitig über einen Waffenstillstand mit König Philipp verhandelte. Nachdem seine Truppen in Gent und Brügge gehörig geplündert hatten, zog er sie wieder zurück, ohne daß sie am Kampfe beteiligt gewesen waren.

Am Ende des 14. Jahrhunderts kam das durch allmähliche Abtretungen immer mehr verkleinerte Flandern durch Heirat an die Herzöge von Burgund; ihre Nachfolger aus dem Hause Österreich besaßen es bis zur Einverleibung Belgiens in die französische Republik im Jahre 1794; wir kennen Flandern seither nur als Provinz von Belgien, dessen Schicksal in Zukunft auch das seine werden wird.

Digitized by Google

Der Einsiedler und sein Volk

„... Er stand und sann, als seine Gemahlin neben ihn trat. ‚Einsamkeit ist in allen meinen Werken', sagte er, indem sie nun miteinander das große Bild betrachteten, das er nach seiner Gepflogenheit bereits in schweren Goldrahmen eingespannt hatte. — ‚Und ein stiller Glanz', ergänzte sie. — ‚Ja, aber verhalten', widersprach er. — ‚Vornehm', war ihre Antwort. ‚Und so ist auch deine Einsamkeit: vornehm und tätig. Die Menschen wissen ja nicht, wie zäh und willensstark du an deiner inneren Welt arbeitest, wie du nur die besten Bücher und Bilder um dich sammelst.' — ‚Und brauchen es auch nicht zu wissen', fuhr er fort. ‚Es ist der Mitwelt gegenüber eine undankbare Sache, heute an sich selbst zu arbeiten. Man tut es niemandem zu Gefallen. Sie rasen weiter; unser Schritt ist ihnen zu langsam. Und wenn ein Gott vom Himmel käme — sie hätten keine Zeit für ihn! Keine Zeit? Vielleicht schafft ihnen dieser große Krieg mehr Zeit für das Ewige.'"

Diese Szene steht in der Erzählung, die einem soeben erschienenen Sammelbande den Titel gegeben hat, den wir über diese Ausführungen gestellt haben. Die Worte, die Friedrich Lienhard hier einem älteren Manne, der sich vor einem herben Geschick in die Einsamkeit zurückgezogen hat, in den Mund legt, könnte er von sich selber sprechen. Und mit derselben Innigkeit, mit der in der Erzählung des Einsamen Frau ihre Einwände macht, würden wir alle dann Lienhard bestätigen, daß wir seine Einsamkeit richtig zu bewerten wissen. Es ist jetzt ein äußerer Anlaß dazu da, es zu tun, denn am 4. Oktober sind es fünfzig Jahre her, seit Lienhard in einem Dörfchen des elsässischen Hanauer Landes geboren ist. Dieser Anlaß, einem Manne, der als Bekämpfer des Zeitgeistes die Rache der diesem allzu Getreuen nach den verschiedensten Richtungen hat auskosten müssen, freudig die eigene Liebe und Verehrung zu versichern, ist bereits reichlich ausgenutzt worden und am Jubiläumstage selbst wird es noch mehr geschehen. Es äußert sich in dieser Art, für die ein im Verlage von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienenes Buch „Friedrich Lienhard und wir" von Wilhelm Edward Gierke besonders kennzeichnend ist, das ungewöhnlich persönliche Verhältnis, das sich Lienhard zu einem großen Kreise deutscher Leser gewonnen hat.

Man konnte dabei bis jetzt nicht von einer Gemeinde sprechen, brauchte es wenigstens nicht tun, denn Lienhard selbst ist allen derartigen Zusammenschlüssen schon früh aus dem Wege gegangen. Und vielleicht offenbart sich die Eigenart seiner Persönlichkeit gerade darin am deutlichsten. Ich habe mich damals dem Freunde oft scharf entgegengestellt, als er vor anderthalb Jahrzehnten Berlin verließ und damit aus dem schweren journalistischen Kampfe ausschied, den das doch recht kleine Häuflein der wahrhaft Deutschgesinnten gegen all die fremdblütige und fremdgeistige Macht in unserm Kunstleben zu führen hatte. Lienhard war, dessen wollen wir gerade anläßlich dieses Festtages dankbar gedenken, erst in seiner Zeitschrift „Das zwanzigste Jahrhundert", dann als Kritiker der „Deutschen Zeitung" ein frisch draufgängerischer und kräftig zuhauender Kämpfer gewesen. In der Geschichte des deutschen Lebens hatte sich aber gerade bei den Deutschbewußten allmählich eine Wandlung durchgesetzt, die unter dem Stichwort „Realpolitik" den Kampf für das Deutsche im gesamten Literatur- und Kunstleben beiseite- oder doch hintanstellen zu können glaubte, hinter eine deutsche Machtpolitik, die sich hauptsächlich an die sogenannten Realien des Lebens hielt.

Das Zeitalter der Technik und der Verstandeskultur unterjochte sich auch diese deutschempfindenden Geister. Wir waren unserer nicht allzu viele, die immer wieder darauf hinwiesen, daß die Sonderart des deutschen Wesens eine Vernachlässigung des Seelischen nicht vertrage, und das gerade diese Gleichgültigkeit oder doch Zurückhaltung auf den Gebieten des künstlerischen Lebens undeutschen Kräften die Gelegenheit biete, sich hier festzusetzen. Die deutsche Neigung, im Bewußtsein der Kraft die Stärke des Gegners zu unterschätzen, zeigte sich hier im inneren Leben. Manche knüpften an die Jahrhundertwende große Hoffnungen.

Digitized by Google

Dem Zeitalter des dekadenten Fin de siècle müsse mit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts ein solches des Aufschwunges, der neuen Jugend folgen. Es regten sich auch mancherlei Kräfte, und es bleibt ganz innerhalb der geschichtlichen Darstellung, wenn ich darauf verweise, daß damals mit unserem „Türmer" eine Zeitschrift ins Leben trat, die schon auf dem Titel das Wort „Gemüt" betonte. Der große Leserkreis, den sie wider Erwarten vieler „Sachverständiger" schnell fand, zeigte, daß das Wort seine Gewalt über die Deutschen noch nicht eingebüßt hatte.

Aber das mußte uns allen klar werden: mit einem frischen fröhlichen Kampfe war der Sieg der deutschen Sache nicht zu erfechten, dazu hatten sich die Fremdmächte bereits zu fest im deutschen Lande eingesiedelt. Seit jener Zeit datiert der — Schützengrabenkrieg, in dem wir, die wir für deutsches Wesen und deutsche Art eintreten, gerade auf dem Gebiete der Kunst einen zähen und selten erfreulichen, dafür auf die Dauer schwer ermüdenden Kampf gegen die uns schädlich scheinenden Mächte geführt haben.

Lienhards beflügelte Poetennatur hat sich aus diesem Schützengrabenkrieg zurückgezogen. Nicht aus Bequemlichkeit oder gar Verzagtheit; gegen diesen Vorwurf schützen ihn seine voraufgehende Tätigkeit und sein seitheriges Schaffen. Sondern er fühlte sich zu anderem berufen und empfand in seinem strengen Ethos diesen Beruf als Verpflichtung. Schillers Wort: „Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgendeinem Zweck sich selbst zu versäumen", bedeutete für ihn die Verpflichtung, „seine innere Welt, sein höheres Selbst, den geistigen Leuchtkern in ihm selbst auszubauen".

Gewiß, das wollen wir alle, und der Wege, auf denen dies Ziel zu erreichen ist, sind viele. Daß Lienhard für sich selbst den richtigen gefunden hat, beweist seine bisherige Entwicklung, bestätigen ihm heute dankbar so viele einzelne, daß man von nun an wohl von einer Lienhard-Gemeinde sprechen wird, einer Gemeinde, die sich als solche fühlt und zu diesem Bewußtsein gekommen ist durch die gewaltigen inneren Erlebnisse, die uns dieser Krieg gebracht hat. Ich glaube freilich nicht, daß es Lienhards Wesen entspricht, wenn das allzu laut verkündet wird, denn auch das schöne Wort, das am Schluß der Erzählung vom Einsiedler steht, könnte Lienhard gesprochen haben: „Wir wollen gern im Schatten bleiben, nicht wahr, wenn nur Deutschland im Lichte geht." — —

Ein lichtes Deutschland! Darin muß Friedrich Lienhards nationales Verlangen gipfeln, denn dieses Streben zum Lichte, die Ausbildung der hellen Kräfte im Menschen und in der Welt gegen alles Dämonische und Zersetzende, ist die Weltanschauung, die er sich errungen und die er in zahlreichen Werken, vor allem den „Wegen nach Weimar", ausgebaut hat. Auch eine seiner Gedichtsammlungen heißt „Lichtland"; sie ist 1912 erschienen und enthält folgenden Spruch:

„Wenn Deutschland seine Sendung vergißt,
Wenn Deutschland, nachdem es die Meere befahren,
Den Völkern nicht mehr Führer ist
Zum Innenland des Unsichtbaren,
Zu Gott und Geist —
Wenn Deutschland versäumt seine heilige Sendung
Und nicht mehr vorangeht in Drang nach Vollendung,
Wenn es vom Haß, der in Spannung hält
Die eiserne Welt,
Zu neuer Liebe den Weg nicht weist —
So wisse: dein Glück und dein Reich zerschellt!"

Lienhard hat früh im deutschen Volke das auserwählte Volk erkannt, das dazu berufen ist, der immer mehr nach den zeitlichen Gütern hastenden und ringenden Welt die ewigen

Digitized by Google

Werte zu erhalten und zu mehren. Den noch unter französischer Herrschaft geborenen Elsässer hat die Sehnsucht, im deutschen Geistesleben mitzuwirken, in jungen Jahren nach Berlin getrieben, und der Widerstreit, in den die wilde Lebensströmung der Großstadt mit der Sehnsucht nach der ruhig-großen Schönheit des Wasgaus ihn warf, läuterte in ihm weit über das persönliche Bedürfen hinaus den Begriff der Heimat. So heftig sein Sinn gegen tausend Erscheinungen des modernen Lebens sich auflehnte, so leidenschaftlich fühlte sein Herz unter diesen aufdringlichen Erscheinungen das stille Pochen wesensverwandter Kräfte der deutschen Volksseele. Und so sind bereits seine „Lieder eines Elsässers" ebenso wie die „Wasgaufahrten" von einem großdeutschen Gefühl erfüllt, wie es zur gleichen Zeit außer dem Rembrandt-Deutschen kaum ein anderer so grundsätzlich, weit ausholend und hoch hinaufbauend entwickelt hat. Ich glaube, es ist ihm dann selber als Symbol seiner Lebensaufgabe erschienen, als er den Thüringerwald zur zweiten Heimat erkor. Weimar, die Wartburg, in der Nähe die Phantastik des Brockens, der Kyffhäuser mit seinem Goldgehalt der deutschen Sage — sie wurden ihm äußere Symbole eines deutschen Lebens, das in den letzten Jahrzehnten von dem der Großstädte, der Industrieviertel, erdrosselt zu werden schien. Das Geistige wirkte noch wertvoller. Weimar als Stätte der höchsten Entwicklung des deutschen Geisteslebens wird gleichzeitig zum Symbol der Höhe, nach der das deutsche Volk in seiner Weiterbildung immer wieder zu streben hat. So wurde es ihm eine mit ausgebreitetster Kenntnis des Schaffens unserer Größten und verehrungswürdigem sittlichen Ernst unternommene Aufgabe, die „Wege nach Weimar" zu weisen.

Jetzt zur Kriegszeit hat Lienhard ein schmales Heftchen hinausgeschickt, das ebensogut schon in jenem Sammelwerke stehen könnte und als eine vom Tag geforderte Aussprache im Geiste jener Weltanschauung „Deutschlands europäische Sendung" umschreibt: Die höchste Kraftentfaltung des äußeren Deutschlands erheischt die Entfaltung der künftigen deutschen Innenwelt; der durch diesen Krieg endgültig geformte und gefestigte deutsche Reichskörper erheischt die Reichsseele. „Deutschland ist geographisch Europas Mitte. Deutschland ist, nach Hölderlins schönem Wort, der Völker heilig Herz. Zentralmächte nennt man uns jetzt schon politisch; und so werden wir etwas wie Zentralkräfte in uns entwickeln müssen. Kräfte des ‚Zentrums', der Innerlichkeit: Kräfte der Herzensgenialität oder des schöpferischen deutschen Gemütes."

Deutschlands künftige Aufgabe ist die seelische Heerführung der Völker. Es ist kennzeichnend für Lienhards Fähigkeit, das Wesensverwandte in den entlegensten Zeiten und den verschiedenartigsten Menschen herauszufühlen, wie er auch hier in raschen Zügen alle jene Geistesströmungen der letzten Jahre aufdeckt, in denen sich die Sehnsucht nach diesem neuen deutschen Wesen kundgibt, dessen Kern ist, stolze Liebe, aber auch liebender Stolz zum eigenen Volke und darum auch zur Menschheit.

Dieser geistige Umgang mit den Gleichgesinnten und Wesensverwandten der ganzen Weltliteratur, dieses Durchdringen aller Welterscheinungen mit der gleichen ethischen Überzeugung, daß wir alle nur Bausteinchen, Sand und Mörtel sind für einen Überbaumeister, der seine Lichtwelt aufbaut, in der Stärke und Schönheit für Lienhards Weltanschauungsschriften liegt, ist in gewissem Sinne die Schwäche seiner Dichtungen, vor allem seiner Dramatik. In steigendem Maße ist hier die naive Gestaltung der mannigfaltigen Erscheinungen der Welt hinter einem bewußten ethischen Schaffen zurückgetreten, bei dem natürlich auch die lebendigsten Gestalten schließlich nur Diener der großen Idee werden. Es ist der Mangel eines Vorzuges, der Schatten einer Lichtquelle. Auch bin ich sicher, daß wenn unser Theater Lienhard ein engeres Zusammenleben mit der Bühne gewährt hätte, sich jene Shakespearesche Gestaltungsnaivität, die sich in seinen Frühdramen „Naphtali", „Weltrevolution" und „Till Eulenspiegel" in glänzender Lebensfülle kundtut, zu zwingender Kraft entwickelt haben würde. Hier zeigt sich die Kehrseite der Wirkung der Einsamkeit. Ein Einsiedler ist kein Dramatiker.

Digitized by Google

Natürlich spricht hier auch die Lebensentwicklung mit, das Erziehungswerk, in dem sich dieser leichtbeflügelte, bewegliche Vollblutelsässer zur schweren Deutschheit verinnerlichte. Und so sollte er uns auch einen Wunsch an seinem Ehrentage gewähren: das, was der Künstler in ihm geschaffen, nicht vollends der Strenge des Ethikers zu unterwerfen. Das Gedichtbüchlein „Heldentum und Liebe", Bilder und Gedanken, die dem Verfasser in diesen großen Tagen der Selbstbehauptung zugeflossen sind, zeigt, wie auch der Lyriker Lienhard ganz eins geworden ist mit dem Ethiker. Es ist ein Büchlein, auf dem des Dichters Forderung als Motto stehen darf: Stolze Liebe und liebender Stolz. Aber wenn ich daran denke, wie er einst den kämpfenden Buren Lieder gesungen hat, Lieder voll süßester Melodie und bebender Rhythmik, und mir die hellen sangesfrohen Wasgaulieder ins Gedächtnis rufe, dann drängt sich mir der Wunsch auf: „Lienhard, lasse uns deine alten Liederbücher stehen."

In der Sammlung der Lienhardschen Gedichte, wie sie sich in den neuen Auflagen darstellt, ist der Wasgausänger zu sehr ausgeschaltet, der Lyriker, in dem ein schönes Stück deutscher Romantik lebendig geblieben war, zu einer Zeit, als die deutsche Literatur ringsum diesen ihren Urcharakter schier grundsätzlich auszurotten strebte. Allerdings hat sich in den letzten Jahren, in denen auch Lienhards Lyrik immer mehr den Charakter der Weltanschauungsdichtung annahm, der dichterische Gestalter in ihm ein neues Gebiet erobert, auf dem er immer heimischer wird: das der Erzählung. Gerade der neuerschienene Band enthält zwischen dem anders gearteten Eingang und Schluß eine Reihe Erzählungen von einer prachtvollen epischen Geschlossenheit und ganz freier Gestaltungsfreude.

So zeigt auch die Arbeitsernte dieses Jahres in dem Buch, das er dem Krieg abgewann, neben jenen, die ihm die Kriegszeit abzwang, Lienhards abgerundete Persönlichkeit, in der sich Dichter, Gelehrter und Philosoph zu einer Einheit verwachsen haben, die höchste Achtung gebietet und Liebe gewinnt.

Karl Storck

Das kommende Weihnachtsbühnenmärchen

Schon in den Sommerwochen beginnen die Theaterdirektoren das Weihnachtsmärchen zu suchen, das sie in diesem Jahre unseren Kindern schenken wollen. Die Wahl aber dieses Märchens wird allmählich mehr und mehr die Sorge aller, die es mit unseren Kindern und unserer Kunst gut meinen. Zumal in diesem Jahre scheint es ganz unmöglich, daß uns ein Weihnachtsmärchen geboten werden soll, wie es die Theater in allen vergangenen Jahren und auch zur Zeit des ersten Kriegsweihnachten zeigten.

An diese normalen Weihnachtsmärchen kann man nur verblüfft oder mit Schaudern zurückdenken. Sie haben weder mit der Kinderseele noch mit der Kunstseele etwas zu tun. Glauben denn die Theaterdirektoren wirklich, daß die verwässerten und entstellten Dramatisierungen der Volksmärchen den Kindern, die ihre Märchen nur allzu gut kennen, gefallen? Sind es überhaupt noch Märchen? Nein! Nur ein Textbuch für den Dekorationsmaler, den Ballettmeister und den Kapellmeister. Was kann aber die Kinderseele aus einer Bühnendekoration gewinnen, die sich mit allen Mitteln nur müht, eine „Feerie" zu stellen, und deshalb weder gut, noch schön, noch wahr ist. Was kann nun gar das Ballett einem Kind sagen? Was die unzulängliche Kapellmeistermusik des üblichen Märchens? All der Aufwand erreicht im günstigsten Fall nur eines: Unterhaltung. Aber sie ist ungesund, denn ihre Bestandteile sind: sensationslüsternes Staunen, altkluges oder schadenfrohes Gelächter, und alle feinen Seiten der Seele stumpft sie ab.

Was könnte das Kind andererseits für entzückende, reiche Erlebnisse aus einer zur Kunst-Wirklichkeit gewordenen Märchenwelt mitnehmen! Insoweit ist auch das Kind sehr

Digitized by Google

wohl empfänglich für Kunſt. Die Leiter der Theater aber ſcheinen vergeſſen zu haben, daß die Bühnenkunſt auf der Dichtung ruht und keine noch ſo feenhafte Ausſtattung den Mangel der Dichtung erſetzen kann.

Darum zuerſt einmal fort mit dem unglaublichen Dilettantismus, der ſich im Weihnachtsmärchen breit macht. Niemand möge glauben, weil er kinderlieb iſt, daß er nun auch ein Kindermärchen ſchreiben kann. Wollen iſt nicht Können. Auf dem Gebiet des Weihnachtsmärchens aber, wo es traditionell geworden iſt, daß ſich Wollen als Können gibt und gar als Können gewertet wird, da iſt allmählich der Zuſtand ſo ernſt geworden, daß alle, die es angeht, aufſtehen müſſen, um gegen dieſen Unfug zu proteſtieren. Angeht es aber zunächſt uns Eltern. Dann ferner — und hier muß eine Bewegung, die Ernſt machen will, einſetzen — die berufenen Kritiker der Kunſt. Wir fragen eins: Wird die Kritik auch in dieſem Jahr zum Spiel des Weihnachtsmärchens beide Augen zudrücken und auch in dieſem ſchweren Jahr deutſchen Kampfes das Kindermärchen als einen Gegenſtand außerhalb der Kritik ſtehend betrachten? Sollten nicht endlich das Theater und die Kritik, das Theater als Schöpfer, die Kritik als Richter, erkennen, daß es ſich beim Weihnachtsmärchen um mehr als eine leere Unterhaltung handeln könnte? Daß es ſich letzten Endes auch hier um die Erziehung des Volkes unſerer Zukunft handelt? Eine Erziehung mit Mitteln der Kunſt, deren leiſe, aber ſtarke Wirkung man gerade im letzten Jahrzehnt mehr und mehr erkannt hat.

So richten wir die Frage nach dem Weihnachtsmärchen nicht ohne Ernſt an unſere Bühnen und deren berufene Berater. Wir erwarten in wenigen Monaten die Antwort, ob unſere Bühne auf dem, wenn auch kleinen, ſo doch wichtigen Gebiet des Kindermärchens ſich ihrer Pflicht bewußt wird, der Pflicht, die unſer aller iſt in dieſer Zeit, der Pflicht nämlich, nicht albern zu ſein, ſondern tüchtig und ernſt; auch im Spiel, wie Kinder ernſthaft ſind, wenn ſie ſpielen.

Prof. Dr. Benno Diederich

Wie man ſtirbt

Was über den ſogenannten Mechanismus des Todes zu ſagen iſt, darüber, aber auch über neue wichtige Unterſuchungen unterrichtet Dr. Alex. Lipſchütz im „Vorwärts“:

Die Zahl der Krankheiten, an denen die Menſchen ſterben, iſt außerordentlich groß. Im offiziellen Verzeichnis der Todesurſachen, das die oberſten Medizinalbehörden in Deutſchland den Ärzten zur Anwendung empfehlen, ſind mehr als 175 Krankheiten aufgezählt. Der berühmte Wiener Arzt Nothnagel, der vor einigen Jahren verſtorben iſt, hat aber — kurz vor ſeinem Tode — in einem ſ[illegible]r bekannt gewordenen Vortrag über „Das Sterben“ zu zeigen verſucht, daß trotz der großen Mannigfaltigkeit an Krankheiten, an denen die Menſchen ſterben, doch eine große Einheitlichkeit darin gegeben iſt, wie die Menſchen ſterben.

Bei näherem Zuſehen überzeugt man ſich nämlich, daß bei den meiſten Krankheiten der Mechanismus des Todes der iſt, daß ſchließlich das Herz verſagt und damit den ſchnellen Tod aller Zellen des Zellenſtaates einleitet. Das Sterben der Zellen unſeres Körpers bei den verſchiedenen Erkrankungen der Niere, das Sterben der Zellen bei der Lungenentzündung oder bei den anderen Infektionskrankheiten — es wird ſtets eingeleitet durch ein Verſagen des Herzens. In der Mehrzahl der Fälle beobachtet der Arzt ein Nachlaſſen der Herzkraft. Je kräftiger das Herz, deſto größer die Ausſicht des Patienten, die Krankheit zu überſtehen — welche Krankheit es auch ſei.

In vielen Fällen, wo das Herz im Verlaufe der Erkrankung ſchließlich erlahmt war, findet man bei der Leichenſchau des Patienten keine Veränderungen am Herzmuskel. Auch

Digitized by Google

die peinlichst genaue Untersuchung desselben deckt nichts an Veränderungen auf. Auch kommen Todesfälle vor, wo das bisher gesunde Herz ganz plötzlich versagt: nervöse Menschen können an einem plötzlichen Herzstillstande sterben, wenn heftige Gemütsbewegungen, Freude oder Trauer sie plötzlich treffen. Auch eine starke Erschütterung durch einen Schlag auf den Kopf oder in die Gegend des Bauches kann zu einem plötzlichen Herzstillstand führen. Die zuletzt genannten Beobachtungen weisen uns darauf hin, daß der Mechanismus des Sterbens doch etwas komplizierter sein muß. Und es war hier von vornherein daran zu denken, daß beim Versagen des Herzens infolge der verschiedenen Krankheiten, die den Körper befallen, nicht nur der Herzmuskel eine Rolle spielt, sondern auch noch die nervösen Apparate, die der Herzarbeit vorstehen. Wir wissen, daß im sogenannten verlängerten Mark, dem Verbindungsstück zwischen Gehirn und Rückenmark, eine Gruppe von Nervenzellen gelegen ist, aus denen die Nervenfasern entspringen, welche den Wandernerv bilden. Der Wandernerv schickt auch Zweige zum Herzen. Man hat mit Hilfe des physiologischen Experiments die Bedeutung des Wandernerven für die Tätigkeit des Herzens zu erforschen gesucht. Man hat gefunden, daß der Wandernerv die Tätigkeit des Herzens in ausgezeichneter Weise zu regulieren vermag. Durchschneidet man bei einem Kaninchen die beiden Wandernerven, so beginnt das Herz sofort schneller zu schlagen. Der Blutdruck in den Schlagadern steigt an — weil durch die schnellere Tätigkeit des Herzens das Blut aus den Blutadern oder Venen in vermehrtem Maße nach den Schlagadern oder Arterien abgeleitet wird. Wir können auch den vom zentralen Nervensystem abgetrennten Zweig des Wandernerven, der zum Herzen führt, künstlich reizen, z. B. mit dem elektrischen Strom. Dann sehen wir, daß die Zahl der Herzschläge geringer wird; ja, bei genügend starker Reizung sehen wir das Herz stillstehen.

Vor kurzem hat nun der hervorragende russische (?) Arzt Mühlmann in Baku, der sich um die Erforschung des Mechanismus des Todes unvergängliche Verdienste erworben hat, in Virchows Archiv einen weiteren Bericht über seine Untersuchungen erstattet, die uns mit ziemlicher Sicherheit zeigen, daß die Vermutung über ein Versagen des nervösen Apparates des Herzens bei den verschiedensten Krankheiten zu Recht besteht. Mühlmanns Untersuchungen sind mit einem geradezu staunenerregenden Fleiß ausgeführt. Sie beziehen sich auf 131 Leichen, bei denen Mühlmann die Nervenzellen aus den verschiedensten Teilen des Gehirns und Rückenmarks untersucht hat. Eine Untersuchung der Nervenzellen aus den verschiedensten Gebieten des zentralen Nervensystems bei diesen Leichen hat ergeben, daß in den meisten Fällen jene Nervenzellen im verlängerten Mark weitgehende Veränderungen aufweisen, von denen der Wandernerv seinen Ursprung nimmt und deren Verletzung im physiologischen Experiment einen sofortigen Stillstand des Herzens hervorzurufen vermag. Die von Mühlmann beobachteten Veränderungen an den Nervenzellen bestehen in einer Anhäufung von fein verteiltem Pigment in Stäubchenform im Zelleibe, im Protoplasma. Wie Mühlmann früher gezeigt hat und wie auch zahlreiche andere Forscher nachgewiesen haben, findet man in den Nervenzellen sowie auch in den anderen Zellen unseres Körpers eine mit den Jahren mehr und mehr zunehmende Anhäufung von bräunlichem bis schwarzem Pigment, das aus fettähnlichen Stoffen besteht. In den Krankheitsfällen, die Mühlmann beobachtet und über die er jetzt berichtet hat, war die Anhäufung von Pigment in den Zellen stärker fortgeschritten als beim normalen Menschen, namentlich in jenen nervösen Gebieten, von denen aus die Herztätigkeit reguliert wird. Besonders stark sind die Nervenzellen im verlängerten Mark bei Herzkrankheiten mitgenommen. Mühlmann ist der Meinung, daß die meisten der von ihm untersuchten Todesfälle in der Weise erklärt werden können, daß bei ihnen infolge einer Schädigung des nervösen Apparates des Herzens im verlängerten Mark ein Herzstillstand hervorgerufen worden war. Die Herzschwäche, die man bei Infektionskrankheiten beobachtet, ist nach Mühlmann in letzter Linie durch eine Schädigung des nervösen Apparates des Herzens im verlängerten Marke zu erklären. Natürlich ist damit nicht ausgeschlossen, daß auch der Herz-

Digitized by Google

muskel selber durch die bei den verschiedenen Infektionskrankheiten und auch bei den Krankheiten sonst im Körper kreisenden Gifte geschädigt wird. Die direkte Schädigung des Herzmuskels und die Beeinträchtigung, die er durch eine Schädigung seines nervösen Apparates im verlängerten Mark erfährt, sie kommen beide zusammen, um die normale Herztätigkeit zu lähmen und um schließlich einen Stillstand des Herzens hervorzurufen.

Auch noch in einer anderen Beziehung sind die neuen Untersuchungen von Mühlmann von großer Bedeutung. Auf Grund einer Reihe von Tatsachen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, mußte man vermuten, daß der Tod aus Altersschwäche dadurch eintritt, daß eines schönen Tages die Nervenzellen, die der Atmung und der Herzarbeit vorstehen, in ihrem Dienste nachlassen oder gar versagen, und daß damit der plötzliche und schmerzlose Tod des hochbetagten Greises eingeleitet wird. Diese Vermutung gewinnt nun durch die neuen Befunde von Mühlmann sehr viel an Wahrscheinlichkeit.

Merkzeichen deutscher Kultur in Flandern

Der Krieg ist wie ein brennendes Fieber über das gottgesegnete Land hindurchgerast und wird dennoch Segen, Genesung, Wiederbelebung in ein trautes, deutsches Stammland tragen, nachdem die stagnierende Rinde geborsten und das Siechtum der Volksseele freiliegt für die heilenden Sonnenstrahlen einer helleren, reiferen, brüderlichen Kultur.

Das Siechtum der Volksseele! Die Flamen selbst sehen und fühlen es wohl kaum? — Geht durch ihre Pachthöfe, ihre jämmerlichen Hütten und Häuser, — an ihren Klöppelstuben vorüber und lauscht den klang- und farblosen Volksliedern! — Landwirte, prüft und beurteilt ihre Art der Bodenbereitung und Wirtschaftsführung!

Nichts von dem raschen Pulsschlag, der frohen Schaffenskraft, die durch unseren Bauernstand in tausend Maschinen pflügt und sät, drillt und jätet, mäht und drischt — erntet. Auf dem schwersten Boden, in den größten Gütern bestenfalls die guten Gewohnheiten unserer Vorväter erkennen lassend.

Die zum Teil trostlosen Schichtungen in den Städten zu durchleuchten, zu zerfasern, ist hier nicht der Ort; hinweisen will ich aber noch auf den Schlendrian von Volk und Verwaltung in der Trinkwasserversorgung. Hierin gleichen sie fast dem Orientalen in ihren kümmerlichen hygienischen Einrichtungen. Der französische Leichtsinn geht nur zu gern an der beständigen, ernsten Arbeit vorbei.

Wir haben Straßen in Flandern—Belgien gebaut, erweitert, verbreitert, Häuser geflickt und errichtet, Brunnen in großer Zahl erbohrt und teilweise mit künstlerischen Brunnenköpfen geziert, die verödeten und verlassenen Industrien und Häfen wieder belebt, — als Sieger mehr für eine uns anfänglich fanatisch feindselige Bevölkerung getan, als Briten und Yankees mit ihrem Humanitätsgefasel. Unsere Leute, unsere Armee hat tausendfach mehr versöhnende Aufklärung und werktätige Hilfe im Lande geleistet, als der Neutralen Pharisäergeschrei, Holland vielleicht ausgenommen.

Nicht um Dank, nein, zunächst unserer Sache wegen, und dennoch bleiben's Segenswerte, Kulturdokumente unter einem hartgeprüften Volk.

Geht über ihre Friedhöfe, die den krassen Gegensatz der Lebensfragen auf dem Gottesacker so prahlerisch gebieterisch nicht nur nicht verschweigen, sondern verletzend hervorheben.

In stiller, stummer Bewunderung schauen die Flamen, Bauern und Nonnen, Kinder und Greise von den eigenen verwahrlosten Gräbern auf unsere anliegenden Soldatenfriedhöfe und Grabstätten hin.

Digitized by Google

So oft mich der Dienstweg in rückliegende Ortschaften führt, muß ich verweilen auf den heiligen, geweihten Stätten, diesen köstlichen Kleinodien herzinniger Kameradenliebe, den letzten Geschenken eines treuen Volkes an seine Getreuesten. Geht nicht achtlos vorüber und ehrt durch den Besuch die Künstler, Gärtner und all die prächtigen Menschen, die unseren Gefallenen das irdische Heim verschönen.

„Im Leben Feind, im Tode vereint!“ so steht über dem Portal des Friedhofs zu Pieters Capelle. Es gilt für alle. — Ehre den Toten! — — —

Die Zeit wird kommen, wo wir die alljährlichen Wallfahrten zu diesen Friedhöfen antreten, wo der Haß der Lebenden schweigen wird an der heiligen Ruhestätte der Gefallenen.

Dann wollen wir euch wieder fragen! Ihr, die ihr uns Barbaren nennt, die ihr aus allen Erdteilen den Bodensatz der Menschheit gegen ein friedfertiges Volk zum teuflischen Vernichtungskampf vor euren Maschinengewehren hergetrieben.

Ihr verblendeten Neider und Hasser, die da wähnen, einem starken, über euch hinausgewachsenen Volke einen ungeheuren Friedhof bereiten zu können.

In einem Meer von Blut wird eure gewissenlose Habgier, euer verblendeter Rachedurst ertrinken.

Dann werden eure eigenen Volksgenossen längst die drohende Frage aufgeworfen haben: „Wo liegen unsere Söhne, unsere Toten?“

Und ihr werdet brandrot vor Scham, wenn ihr je wieder erröten könnt, bekennen müssen: „Sie liegen mit Wilden und Bestien, Schwarzen und Gelben, die ihr nie im Leben gewürdigt — eines Fußtritts höchstens gewürdigt habt —, verscharrt im Massengrab“, wie ich es vor Langemarck gesehen, in liederlichen, regellosen Reihen, kaum 40 cm unter der Erde. — — —

Dereinst mögen die Toten des Weltkrieges ruhen im deutschen Flandern. Über unserer Brüder Heldengebeine schüttert kein Kampfgetöse, wie auf den Schlachtfeldern der Preußen von 1815 und der Deutschen von 1870/71.

Dann wird in stillen, duftschweren Sommernächten leises Waffenklirren und fernes Klingen wie brausender Heldengesang um die Grabhügel unter den Lebensbäumen, Trauereschen, Blutbuchen und Ehrenkreuzelein rauschen, raunen und flüstern, der Flügelschlag einer vergangenen, gewaltigen Zeit. — — —

Der das schrieb, ist der Barbar und Feldartillerist Rudolf Rengshausen, und erschienen ist die Skizze, der wir die obigen Abschnitte entnommen haben, in der „Liller Kriegszeitung“ (Nr. 69), die sich die Barbaren im Felde geschaffen haben, weil sie ohne geistige Nahrung nicht leben können. Auch diese Nahrungsquelle und die Art ihrer Labung sind — Merkzeichen deutscher Kultur in Flandern. S.

Der Feldarzt im Altertum

Die Institution der „Feldärzte“, was wir darunter zu verstehen pflegen, ist neueren Datums, so wie die Organisation des ganzen Kriegssanitätswesens. Aber schon in den ältesten Zeiten haben Chirurgen das Heer in den Krieg begleitet, die allerdings ihre Haupttätigkeit weniger in der Behandlung, als in der Pflege der Verwundeten sahen.

Bereits in Homers Ilias (dem ältesten griechischen Heldenepos) werden Ärzte erwähnt, die das Heer begleiteten. Auch der griechische Geschichtschreiber Xenophon berichtet von Ärzten, so daß man daraus schließen kann, daß bei den Griechen zuerst von allen alten Kulturvölkern — von den Ägyptern abgesehen — eine Institution von einer Art Militärärzten existierte.

Die Römer, die von der griechischen Kultur erst später beleckt wurden, hatten auch erst viel später eine ähnliche Einrichtung aufzuweisen. Die griechischen Ärzte waren bei ihnen

Digitized by Google

verachtet ob ihres Griechentums, und erst zur Kaiserzeit gewannen sie an Geltung. Der erste Feldarzt der Römer taucht im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt auf, und Kaiser Augustus hat wohl zuerst einen geordneten Kriegssanitätsdienst bei seinen Truppen eingeführt, wie man aus den Inschriften aus dieser Zeit schließen kann, die mehrfach Legions-, Kohorten- und auch Lazarettärzte erwähnen. Um 140 n. Chr. beschreibt Hyginus zum erstenmal ein dem römischen Lager angegliedertes Lazarett.

Aus den alten Berichten geht hervor, daß die damaligen Feldärzte nur den Heeresangehörigen, nicht dem Feinde Beistand leisteten, wenigstens soweit Griechen und Römer dabei in Frage kamen. Man kannte damals noch keine „internationalen Abmachungen", und der jetzige Krieg lehrt, daß es auch heute noch sogenannte kultivierte Völker gibt, die sich über solche Abmachungen hinwegsetzen und dem Feinde grausam begegnen. Anders soll es schon bei den alten Germanen gewesen sein, von denen es heißt, daß wenigstens ihre Frauen Freund und Feind verbanden.

Im Mittelalter sank das Kriegssanitätswesen herab, wie die gesamte Kultur ja in dieser Zeit einen Rückgang aufwies. Die Heilkunde gelangte meist in geistliche Hände. Die „Wundärzte" nahmen eine sehr untergeordnete Stellung ein, ja sie wurden verachtet. Von eigentlichen Feldärzten konnte keine Rede sein, denn z. B. wird von den Florentinern aus dem Jahre 1260 berichtet, daß sie zwei Bader mit ins Feld nahmen. Die Kreuzzüge brachten erst wieder eine Besserung dieser Verhältnisse, und in dieser Zeit liegen die Anfänge des Lazaretts begründet, indem die Ritterschaft des heiligen Lazarus ihre Lazarushäuser errichtete, woraus bekanntlich die Bezeichnung „Lazarett" entstanden ist.

Der Chirurgenstand, der sich aus dem der Wundärzte entwickelte, stand anfangs auch auf einer niedrigen Stufe. Erst mit der Hebung der ärztlichen Wissenschaften überhaupt erfolgte auch eine Hebung des Ärztestandes, insbesondere des Chirurgenstandes. Immer mehr wandten sich die Ärzte dem Kriegssanitätswesen zu. Damit fand auch die ärztliche Literatur eine Bereicherung, indem im Jahre 1517 Hans von Hersdorf das erste „Feldbuch der Wundarznei" veröffentlichte.

Der Pariser Chirurg Ambroise Paré, den man den Vater der französischen Wundarzneikunst nannte, führte gegen Ende des 16. Jahrhunderts zum erstenmal die Blutstillung durch Unterbindung von Gefäßen bei Amputationen aus. Derselbe war es auch, der den chirurgien-major bei jedem französischen Regiment einführte.

Der Schweizer Wundarzt Felix Würtz erfand um dieselbe Zeit den Schienenverband bei Knochenbrüchen, eine Kunst, die heutzutage ihre großartige Ausbildung fand und sich im jetzigen Kriege so außerordentlich bewährt, vor allem auch bei Kieferverletzungen, die so häufig vorkommen.

Während des Dreißigjährigen Krieges gingen zwar die Errungenschaften der ärztlichen Kunst nicht verloren, aber die lange und barbarische Kriegführung machte dem Beginn jener Bestrebungen schon wieder ein Ende, die bezweckten, eine Besserung in der Pflege der Kriegsverwundeten herbeizuführen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts trat wiederum ein Umschwung ein, der insofern bemerkenswert ist, als da zum erstenmal deutlich auch auf die Pflege des Feindes hingewiesen wird. Die erste ausdrücklich darauf hinzielende Bestimmung findet sich in einem zwischen Spanien und Frankreich im Jahre 1689 abgeschlossenen Vertrage, und etwa ein halbes Jahrhundert später findet man auch in dem Frankfurter Vertrag humanere Grundsätze in bezug auf die Pflege der Kriegsverwundeten.

Die Bedeutung der Feldlazarette erkannte in Frankreich zuerst Turenne (1611—1675), der Feldherr Ludwigs XIV., der eine Abhandlung darüber schrieb, in Deutschland der berühmte Philosoph Leibniz, der sogar genauere Angaben über den Bau solcher Lazarette machte, und Friedrich der Große schrieb in seinem militärischen Testament: „Man muß Lazarette haben; Menschlichkeit und Dankbarkeit gegen die, die ihr Leben so oft für den Staat einsetzen, gebieten,

Digitized by Google

für sie wie ein Vater zu sorgen.“ Auch unter Napoleon I. wurde das Kriegssanitätswesen wesentlich gefördert. Die größte Förderung erfuhr es aber mit der Erfindung der Narkose, der antiseptischen Wundbehandlung und vor allem der Asepsis, die schließlich zu einer verhältnismäßig gefahrlosen Ausführung der schwierigsten chirurgischen Eingriffe führte.

P. S.

„Sieh umher in deinen eigenen Gauen!“

Zur guten Stunde erinnert das „Berl. Tagebl.“ an die Einleitung, die Karl Simrock 1833 den von ihm aus dem Mitteldeutschen übertragenen Gedichten Walters von der Vogelweide vorausschickt. Es stehen dort Worte, die in ihrem mahnenden Inhalt und Ernst uns Heutigen ein heiliges Vermächtnis bedeuten sollten: „Was vergaffst du dich in allen Tand, allen armseligen Kram des Auslandes, buhlst mit allen neun Musen fremder Länder umher, wallfahrtest mit pedantischer Entzückung zu allen Gräbern überalpischer, überpyrenäischer und überseeischer großen Männer, während du daheim die ehrwürdigen Ruhestätten deiner kunstreichen, längstvergessenen Söhne besudelst? Sieh umher in deinen eigenen Gauen: wohin du blickst, da ist klassischer Boden, da ist ein Sänger geboren, da hat ein Dichter gesungen, da sind Unsterbliche gewandelt. Seit tausend Jahren ist dies Land die Wiege der Kunst, die Heimat des Gesanges. Was lernen deine Söhne und Töchter alle lebenden und toten Sprachen aus dem Grunde, nur nicht die älteste, schönste und trauteste, deine eigene? Oder rühmen sie sich etwa, Deutsch zu verstehen? So leg' ihnen doch den ‚Parzival', den ‚Tristan', die ‚Nibelungen' vor und höre, wie sie's verstehen werden. Oder ist das nicht Deutsch, was vor sechshundert, was vor tausend Jahren in deinem Schoße gesprochen und gesungen wurde? Was muß man dir erst übersetzen und umdeutschen, was brauchen deine jüngeren Söhne Dolmetscher, die älteren zu verstehen?? Ich will dir sagen, warum sie die brauchen: weil sie nicht glauben, weil du nicht glaubst, welche Schätze unserer Sprache und Poesie in deinen Archiven und Bibliotheken vermodern, weil ihr nicht wißt, wie sehr es der Mühe lohnt, sie herauszugeben und verstehen zu lernen, weil ihr wähnt, von heute zu sein, und euer Gestern und Ehegestern verschlafen habt, darum muß man euch in eurer heutigen Sprache an eure vormalige Herrlichkeit erinnern und so lange damit in die Ohren gellen, bis ihr zur Besinnung kommt.“

Soldatenlieder

(Zu unserer Notenbeilage)

Dem Leser wird es, wenn er die Notenbeilage dieses Heftes zur Hand nimmt, im ersten Augenblick so gehen wie mir selbst, als ich die Manuskriptblätter dem Briefe entnahm: Wozu? Wie kann ein Komponist versuchen, diese alten Weisen zu verdrängen?! — Gemach! Ans Verdrängen eines guten Alten denkt niemand, und ich wäre der Letzte, die Hand dazu zu bieten.

Was hier geschieht, ist tausendmal geschehen. Wer einmal Challiers großen deutschen Liederkatalog zur Hand nimmt, kann feststellen, daß viele der besten deutschen Gedichte dutzende Male vertont worden sind; er findet dabei in der Reihe der Komponisten beim gleichen Liede die unserer größten Liedermeister. Selbst Gedichte, die durch Schuberts Meisterhand eine unvergleichliche Formung erhalten haben, sind später von anderen Meistern neu gestaltet worden. Und wer wird nicht neben dem Schuberts auch den „Erlkönig“ Loewes gelten lassen, neben dem „Promotheus“ des Liedermeisters den von Hugo Wolf?

Digitized by Google

Ist es nun mit Volksliedern anders? Zunächst sind die drei Lieder, die wir bieten, keine Volkslieder im strengsten Sinne, sondern echte Kunstgedichte. Ihre Volksgut gewordene Komposition aber stammt von einem Musiker, der bei aller Bescheidenheit seinerseits sehr oft neben Vertonungen erster Meister seine eigenen viel schlichteren Gebilde gestellt hat. Aber auch sonst kann sich Hermann Wetzel auf gute Beispiele berufen. Robert Schumann hat sich nicht abhalten lassen, das alte Soldatenlied „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang" neu zu vertonen, und Karl Loewe hat neben die Volksweisen „Es zogen drei Burschen zum Tore hinaus" und „Was klinget und singet die Straße herauf" neue Melodien gestellt, die zu jenen etwa im gleichen Verhältnis stehen, wie die Hermann Wetzels zu den Liedern Silchers.

Und wahrscheinlich war in allen diesen Fällen der Antrieb für den Komponisten der gleiche: ein neues starkes Erleben des Gedichtes.

Ich will der Verlockung, die hundertfach verschlungenen Wege der unendlich reichen Entwicklung und Mannigfaltigkeit des deutschen Liedes abzuwandeln, bei dieser Gelegenheit nicht erliegen, nachdem wir erst kürzlich (vgl. 1. Septemberheft) uns ein Veilchen in diesem einzigartigen Sondergebiete deutscher Kunst ergangen haben. Auch so kann jeder leicht aus der eigenen Erfahrung belegen, daß die Vertonung eines Gedichtes für dieses zwei geradezu entgegengesetzte Wirkungen haben kann. Durch die Art eines Hugo Wolf wird das eigentlich Dichterische bis ins letzte Wort hinein unterstrichen, so daß man grundsätzlich von einer idealen Deklamation des Gedichtes sprechen könnte, so wie wir sie uns in der Vollendung des Troubadours und Minnesingers, der nie sein Gedicht nur sprach, sondern melodisch vortrug, vorstellen.

Das ist die eine Art. Ihr steht am anderen Ende gegenüber: das Lied, bei dem eigentlich nur die Melodie so recht am Leben bleibt, eine Melodie, die auch nur für eine Strophe des Gedichtes, meistens die erste, ursprünglich geschaffen war. Hier wird diese Melodie so zur vorherrschenden Macht im Sänger, daß sie unser Empfinden für das Dichterwort nicht nur nicht steigert, sondern geradezu einlullt. Man weiß aus Erfahrung, wie wenige Menschen die sämtlichen Strophen eines ihnen melodisch wohlbekannten Liedes auswendig können. Ein hundertfältiges Singen hat also nicht das Verlangen bewirkt, nun dieses ganze schöne Gedicht sich zu eigen zu machen. Der Besitz der Melodie in Verbindung mit der ersten Gedichtstrophe hat also die Schönheit des Dichterwortes nicht so herausgehoben, daß wir nun auch nach seinem Besitz verlangen. Das ist nur möglich, wenn diese dichterische Schönheit geradezu verdeckt worden ist. —

Aus einem Neuempfinden der drei vielgesungenen Gedichte hat Hermann Wetzel seine neuen Melodien geschaffen, die überdies als Klavierlieder gedacht sind. Der Komponist ist dabei seinem Wesen nach selber so volkstümlich geartet, daß auch seine Weisen die Fähigkeit haben, im Gedächtnis zu haften. Das „Morgenrot" zumal bin ich nicht mehr losgeworden, seitdem ich es zum erstenmal gespielt habe. Man braucht seiner alten Liebe nicht untreu zu werden und kann diese neuen Lieder doch dem Schatze der Hausmusik einfügen.

* * *

Eines der schroffsten Beispiele dafür, wie sehr ein Lied abgesungen werden kann und wie gleichgültig wir gerade dadurch für die in ihm liegenden dichterischen Schönheiten werden, ist das jetzt „meistgesungene" Lied „Gloria, Viktoria", in dem dem „Guten Kameraden" so übel mitgespielt wird. So stark überwiegt die Freude an der Melodie, daß selbst so verstümmelnde Eingriffe, wie sie das Abschneiden eines Verses von jeder Strophe unstreitig darstellt, ihre Verteidiger finden.

Auf meine Ausführungen im 2. Juliheft, in denen ich diese Untreue gegen den „Guten Kameraden" schalt, ist im 2. Augustheft eine Antwort erfolgt. Sie kommt aus dem Schützengraben, und wer möchte heute nicht einem Feldgrauen immer recht geben? Freilich käme ich in diesem Falle sehr in Verlegenheit, denn es sind mir aus dem Felde eine große Zahl lebhaftester

Digitized by Google

Zustimmungen zu meinen Ausführungen zugegangen. Ich will darum doch noch einmal auf den Fall zurückkommen, nicht aus Rechthaberei, sondern weil sich auch damit die Gelegenheit bietet, noch einiges weitere zu der Frage des Soldatengesanges beizusteuern.

Zunächst tut es mir leid, dem Satze „Unser Heer hat das Verdienst, sich auch in diesem Falle als Ursprungsort echter Volksdichtung erwiesen zu haben" nicht beistimmen zu können. Ich habe schon lange vor dem Kriege unter vielfacher Zustimmung zahlreicher Militärs dem Soldatengesang meine Aufmerksamkeit zugewendet, weil mir die Dienstzeit als die letzte Gelegenheit erscheint, auf den Kunstgeschmack tausender deutscher Männer einzuwirken, und weil der Liederschatz, den die Soldaten von ihrer Dienstzeit mit in die Heimat nehmen, in der Tat eine Quelle gesunden und schönen Volksgesanges werden könnte. Es ist mir nun bis heute auch noch nicht eine einzige Stimme zu Gehör gekommen, die nicht den Tiefstand dieses Soldatengesanges vor dem Kriege beklagt hätte. Was da noch an guten Liedern gesungen wurde, ist fast zufällig überkommenes Gut; was neu hinzugekommen ist, war durchweg nach Wort wie Melodie gleich wertlos, oft nicht nur in künstlerischer, sondern auch in ethischer Beziehung geradezu schlecht. Daß die Hochstimmung der ersten Kriegszeit viel von dem Schmutz hinweggespült hat, war eine der erfreulichsten Erscheinungen.

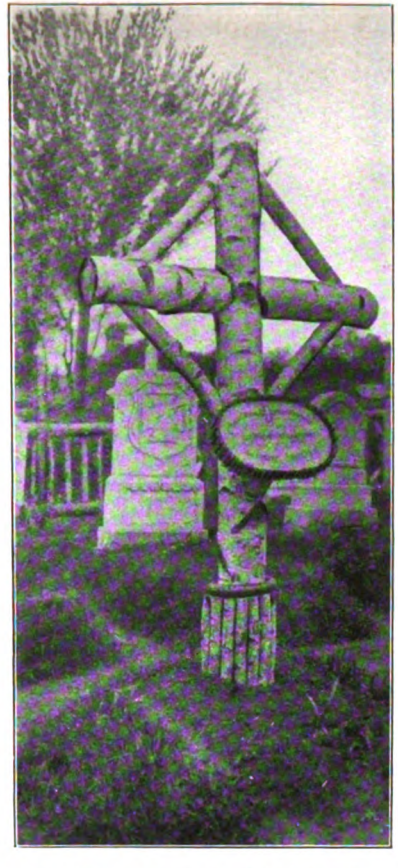
Nicht so rasch wie eine sittliche Läuterung, kann sich die des künstlerischen Geschmacks vollziehen. Wir sind in den letzten Jahrzehnten in steigendem Maße der Operettenmusik verfallen. Gassenhauer hat es zu allen Zeiten gegeben; sie gehen ebenso schnell, wie sie kommen und schaden nicht viel, wenn ein guter Besitz an künstlerischer Volksmelodik ihnen gegenübersteht. Gerade dieser schöne Besitz ist aber immer mehr zusammengeschrumpft und die billige, künstlerisch unlogische, nach Rhythmus wie Melodiebildung ärmliche Art der auf tausend Wegen ins Volk getragenen Operettenmusik hat leider auch jene Lieder ergriffen, die sich an die guten Gefühlsinstinkte des Volkes wenden. Vom künstlerischen Standpunkte aus sind jene „sentimentalen" Lieder, die es in den letzten Jahrzehnten zu breiter Volkstümlichkeit gebracht haben, um nichts besser, als die Gassenhauer und Operettenschlager.

So durchaus künstlerisch wertlos in seiner aus verschiedenen Bruchteilen zusammengesetzten Melodie ist der Anhang des „Gloria! Viktoria!" an den „Guten Kameraden". Er trägt in sich selbst keine Werte, aber auch wenn das der Fall wäre, würde die Zerstörung der im ursprünglichen Liede liegenden nicht gerechtfertigt sein. Es ist auch keineswegs echter Soldatengeist, der hier waltet. Das Lied ist vor dem Kriege entstanden und nicht aus dem Bedürfnis heraus, die als tragisch empfundene Stimmung des Uhlandschen Gedichtes ins Kräftige, Männliche umzuwenden. Denn kräftig und männlich ist diese Stimmung ja keineswegs, am allerwenigsten in der sehr sentimentalen Melodie des Mittelstücks des Kehrreims.

Ich verstehe sehr gut die Abbiegung eines ernsten Gedichtes ins Heitere. Freilich, wenn die letzte Zeile der ersten Strophe von „Morgenrot" von den Soldaten häufig umgewandelt wird in „Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen wieder in die Front", so geschieht das nicht, um die ernste Stimmung aufzuheben, denn dann hätte man das Lied dreißig Sekunden zuvor nicht anzustimmen brauchen, sondern auch diese Schlußverse gehören ins eingangs berührte Kapitel des Abgegriffenwerdens durch allzuhäufigen Gebrauch. Es ist das wie mit vielgebrauchten Zitaten aus Dichterwerken. Goldene Worte werden durch diesen häufigen Gebrauch so abgenutzt, daß sie nur noch wie blecherne Scheidemünze klappern. Derartige humoristische Abbiegungen einzelner Verse in ernsten Gedichten sind ja vor allem auch in Studentenkreisen üblich; sie sind unbedenklich, weil sie niemals ernst genommen werden. Man behält das Bewußtsein, hier Ulk zu machen, und ich bin nicht philiströs genug, um es tragisch zu nehmen, wenn dieser Ulk einmal am untauglichen Objekt vorgenommen wird. Das Bedenkliche an der Verlängerung des „Guten Kameraden" dagegen liegt darin, daß hier in allem Ernst eine solche ursprünglich gedankenlose Verstümmelung eines schönen Liedes als wertvoller Neubesitz aufgenommen wird.

Digitized by Google

Holzgrabmal auf dem Friedhof in Neuville



Holzkreuz auf dem Friedhof in Neuville

Grabmal eines Engländers im Aisnetal

Soldatengräber

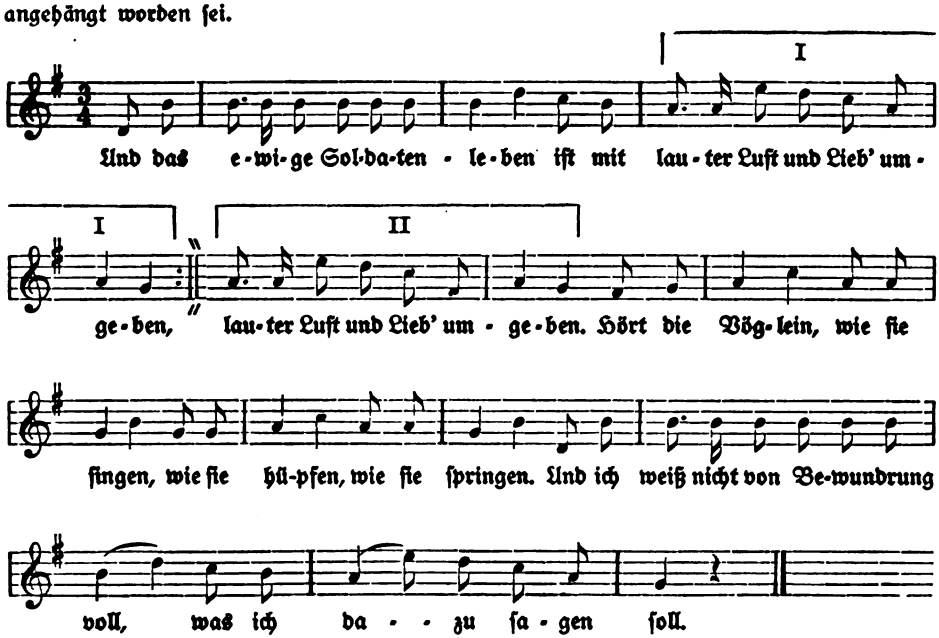
Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich hatte für die schnelle Verbreitung des Liedes zwei Gründe geltend gemacht: einmal, daß es der leider allgemein verbreiteten Potpourri-Seuche entgegenkommt. Die Richtigkeit dieser Annahme wird bestätigt durch die Weiterentwicklung des Liedes, dem jetzt schon wieder nach der ebenfalls reichlich sentimentalen Schmachtmelodie des siebenbürgischen Jägers angehängt wird: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehn, am grünen Strand der Spree." Es wird nicht lange dauern, bis ein findiger Kopf durch das Stichwort „Spree" zu einer weiteren Verlängerung angeregt werden wird. Und auch diese wird willkommen sein, denn dadurch wird das Lied, der Kehrreim, noch länger. Der „gute Kamerad" ist als Marschlied zu kurz. Das betont auch die Zuschrift eines Offiziers aus dem Felde, der schreibt: „Nichts benimmt den Leuten auf dem Marsche usw. die Lust am Singen so sehr, wie das fortwährende Neuanstimmen von Liedern. — Schließlich singt jeder für sich, deshalb die Beliebtheit der langen Lieder mit langen Kehrreimen. Der ‚gute Kamerad' ist einfach zu kurz; die drei Verse sind im Nu abgesungen und man muß sich schon wieder auf etwas Neues besinnen, bevor noch der reiche Inhalt richtig erfaßt und durchdacht ist."

Aus diesem Grunde hat man schon früher den „Guten Kameraden" verlängert. So sendet mir ein Leser aus Stettin folgenden Kehrreim, der vor fünfundzwanzig Jahren regelmäßig den einzelnen, allerdings vollständig gesungenen Versen des „Guten Kameraden" angehängt worden sei.



Es stände um den Soldatengesang viel besser, wenn unsere Komponisten auf seine besondern Lebensbedingungen mehr Rücksicht nehmen wollten. Der Oberstabsarzt Dr. Kersting behandelt diese Frage in der Nummer 70 der „Liller Kriegszeitung" sehr einleuchtend. Das Soldatenlied ist vor allem Marschlied, deshalb herrschte früher beim Militär auch die Gewohnheit, nach jedem Verse vier (oder gar acht) Schritte Luftpause einzuschieben, auf die vor allem die erfahrenen „alten" Leute hielten. Mit gutem Grund, wie der genannte Oberstabsarzt ausführt: „Der Marschgesang erheitert und erleichtert den Marsch, er ist eine unwillkürliche und angenehme Atemgymnastik, welche die Lunge kräftigt und den Kreislauf des Blutes befördert. Während des Singens besteht die Lungentätigkeit hauptsächlich in einem verstärkten

Digitized by Google

rhythmisch stoßweißen Ausatmen, dem unbedingt, wenn das Singen nicht anstrengend, vielmehr eine Lust und gesund sein soll, ein entsprechendes Lufteinholen folgen muß. Wenn der am Biertisch sitzende oder im Vortragssaal stehende Berufssänger mit dem schnappenden, unbemerkbaren Einatmen auch auskommen kann, so ist das für den nicht geschulten Sänger, der singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und vor allem für den schwer bepackten, stramm marschierenden Soldaten keine ausreichende Luftzufuhr. Dafür hat er die vier Schritte Atempause zwischen den einzelnen Versen unbedingt nötig."

Deshalb wären Wechselgesänge, wie das bekannte „Und die Pinzgauer wollten wallfahren gehn", besonders empfehlenswert, weil sich hier die Luftpausen durch das Abwechseln zwischen Vorsänger und Chor noch viel natürlicher einstellen würden.

„Noch andere Vorteile bieten die vorgeschlagenen regelmäßigen Pausen. Unsere Leute werden nicht zum Singen kommandiert: ‚Eins, zwei, drei los!" Da ist vielmehr ein sangesfroher Aachener, ein lustiger ‚Kölscher Jung' oder sonst ein vergnügter Kamerad, bald vorn, bald hinten in der Kompagnie, der stimmt ein Lied an, seine Nachbarn singen mit, und wenn's gefällt, fallen alle mit ein, die den Ton aufschnappen. Aber wenn man eine so lange Kompagnie an sich vorbeiziehen läßt, so hört man, daß hinten und vorn die Leute in ihrem Gang oft zwei und mehr Paar Silben auseinander sind, was die Sänger selbst nicht merken. Das hören aber die Leute sofort bei der empfohlenen Luftpause, und sie können ihren Gang dann so einrichten, daß ‚es klappt'. Ferner können nur wenige Soldaten die Lieder auswendig, von einigen die erste Strophe, und dann hört es auf. Jetzt sind so viele schöne neue Lieder gedichtet und vertont, nur wenige kennen sie; die Lieder sind gut singbar, aber sie einzuführen scheint schwer, und sie werden nicht gesungen. Da ist nun die Luftpause eine gute Gelegenheit: während dieser vier Schritte sagt einer laut den nächsten Vers vor, geradeso, wie man es in Süddeutschland in den Prozessionen sieht. Die Melodie lernt sich leicht, die Worte werden jedesmal vorgesagt, und so wird manches schöne Lied Gemeingut des deutschen Volkes werden, und unser Soldatenlied wird fröhlicher, gesunder, ‚klappender', allgemeiner und abwechslungsreicher werden."

Hoffentlich werden diese Ausführungen beherzigt; es ist nirgendwo leichter, als beim Militär, solche Verbesserungen einzuführen, sobald sich nur einige Vorgesetzte der Sache annehmen.

Am Fehlen der Luftpausen wird auch ein Versuch scheitern, den ich sonst herzlich willkommen heißen möchte. Richard Zoozmann hat zu sechzehn der schönsten Armeemärsche Texte gedichtet. (Für zweistimmigen Gesang eingerichtet von Franz A. Kumm. Mit einer Bezeichnung für leichte Lautenbegleitung versehen von Hans Schmid-Kayser. Berlin-Lichterfelde, Vieweg, 50 Pf.) Die Dichtungen sind durchweg geschickt, aber wer hat solchen Atem, um da mitzukommen? Der Radetzky-Marsch wird zum Zungenkunststück. Hier könnte wohl auch der Wechselgesang einen Ausweg schaffen. Es lohnt sich hier der Arbeit der Besten, denn was jetzt die Soldaten singen, singt bald das ganze Volk. K. St.

Zu unseren Bildern

Ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen." Dem trostreichen Worte, in dessen Geleit der Künstler sein ergreifendes Blatt gegeben, geht der Vers voraus. „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir."

Tausende von denen, die zu Hause geblieben sind, quälen sich seit Monden, wie sie diesen furchtbaren Krieg mit den Lehren des Christentums vereinigen können. Viel ist über die Frage

Digitized by Google

geschrieben; ich kann nicht sagen, daß mir eine der vielen Schriften und Predigten, die ich gelesen, die Widersprüche gelöst hätte. Aber in vielen Briefen aus dem Felde, Briefen von gesunden Kämpfern, Schwerverwundeten und Sterbenden, habe ich die Lösung gefunden, soweit überhaupt solche Fragen zu lösen sind. Denn wohl noch niemals ist den Menschen so klar geworden, wie jetzt, daß alle Religion ein persönliches Erleben ist. Vor den Tatsachen des Lebens haben wir uns zu beugen; Hunderte Stimmen vom Schlachtfelde aber rufen es uns zu, daß ihre Seelen angesichts des Todes ruhig sind. Sie wissen, daß sie sich in Hände geben, aus denen sie keiner mehr reißen kann, und daß diese Hände sie hineinführen ins ewige Leben, in dem kein zweiter Tod mehr zu erleiden ist.

„Ich aber bin die Liebe", hat der von sich sagen können, der dieses große Wort gesprochen. Und ich glaube, durch das überwältigende Erlebnis der Liebe sind unsere Kämpfer draußen auch der Erkenntnis teilhaftig geworden, daß ihr Tod der Eingang zum ewigen Leben ist. Es ist ja ein furchtbar Entsetzliches, dieses Morden und Hinschlachten, aber es ist ein noch Größeres und Schöneres um dieses Sterben. Und je höher die Zahl der Feldbriefe steigt, die ich gelesen habe, um so mehr verschwindet das Häuflein derer, in denen vom Morden die Rede ist, gegen den Riesenstoß jener, die vom eigenen Sterben sprechen. Ich glaube, die draußen, die mitten im Schrecken und Entsetzen stehen, erfahren tausendmal mehr Schönheit und Größe, als wir, die daheim in banger Spannung aus einem vielfach kleinlichen Alltagsrahmen heraus das Riesenbild zu erfassen streben.

„Ich sterbe für Weib und Kind, für Haus und Hof, fürs Vaterland, für Deutschland" — niemals steht da: „Ich sterbe für mich." Die Aufopferung seiner selbst für ein anderes, die Hingabe seiner selbst bis zum letzten für einen doch mehr geistigen, seelischen Besitz, denn gerade den Kämpfern draußen ist ja alles Materielle unseres Seins entrückt, das ist lebendig gewordene Liebe. Und da münden diese Leben der blutigen Streiter und Kämpfer draußen ein in Leben und Lehre des größten geistigen und seelischen Kämpfers, den die Welt je gesehen hat. Gerade sein Mund, der keine Phrase kannte, hat so oft die Gleichgültigkeit dieses Lebens betont im Vergleich zum Besitz der ewigen Güter. Im sogenannten zweiten Clemensbriefe aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts steht ein wunderbares Christuswort: „Nach ihrem Tode brauchen die Lämmer die Wölfe nicht zu fürchten. — Deshalb, Brüder, wollen wir nicht erschrecken bei dem Gedanken, aus dieser Welt zu scheiden." Die draußen haben die Todesfurcht überwunden, weil sie in ihrer Liebe und durch ihre Liebe die Ewigkeit des Lebens erkannt haben.

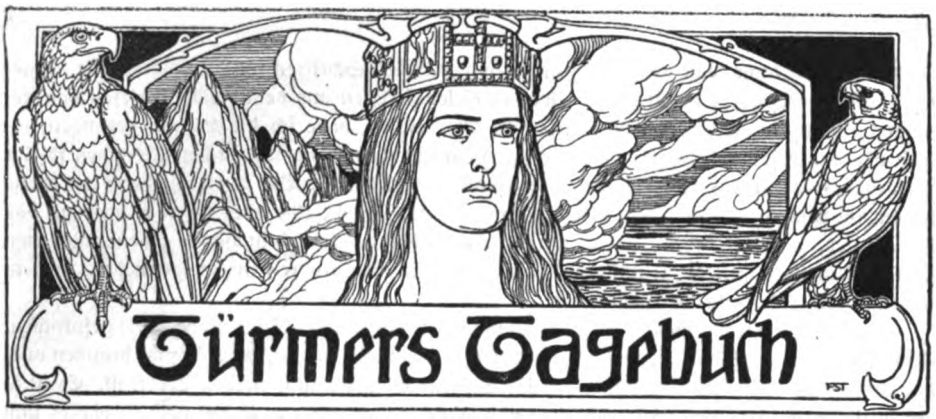
In diesem Gedanken eröffnen wir den zweiten Kriegsjahrgang unseres Türmers, und Kurt Jäckels das Sterben unserer Jugend verklärendes Blatt ist eine Mahnung an uns alle, wie wir das erschütternde Erleben dieser Zeit uns zu eigen machen wollen. —

Liebe weckt immer Schönheit. Das erweisen die aus dem Felde uns zugegangenen Aufnahmen einiger Grabdenkmäler, wie sie Kameradenliebe mit den einfachen Mitteln, die sich an Ort und Stelle fanden, Gefallenen im Aisnetal errichtet hat.

Neben dieser „Gelegenheitskunst" des Augenblicks zeigen uns die Städtebilder aus dem alten Brügge die Ausdruckskunst einer in langer, gesegneter Entwicklung gereiften Städtekultur. Brügge, dessen erstorbene Ruhe so manchen ästhetischen Geist in weiche Träume eingelullt hat, ist jetzt gewaltsam ins Leben zurückgerufen worden. Mit seiner alten Schönheit war ein altes Volkstum eingeschlafen, und dieses Volkstum war deutsch. Hoffentlich hat es nur geschlafen und ist noch gesund genug, um das schmerzhafte Erwecken überdauern zu können und zu neuem Leben wieder aufzuerstehen. Über A. Faure, den Schöpfer dieser Bilder, werden wir demnächst sprechen, wenn wir seine Bilder von den Dardanellen im Türmer zeigen können.

K. St.

Digitized by Google



Der Krieg

Im ersten Novemberheft 1914 schrieb ich an dieser Stelle:

„Unser zähester Gegner wird England sein. Nicht in der offenen Schlacht, aber in seiner unversöhnlichen Todfeindschaft, in seinem unerschütterlichen Dogma, daß Deutschland sterben müsse, wenn England leben soll. Leben, wie es bisher gelebt hat, unangefochten in seiner Alleinherrschaft über die See, unbelästigt durch den unbequemen Mitbewerber, der das bequeme, träge Inselvolk zu ihm unerhörten Anstrengungen und Leistungen zwingt. Ein Deutschland der ‚Dichter und Denker', der ‚Schwärmer' und ‚Träumer' würde es dulden, sogar wohlwollend begönnern und ihm auch so viel Luft zum Leben lassen, daß es als sein Hauspolizist ihm das so einträgliche ‚Gleichgewicht' auf dem Festlande in Ordnung hält. Das Deutschland, das heute nicht nur mit ihm selbst, sondern mit einer halben Welt zu Lande und zu Wasser seine Kräfte mißt und siegreich mißt, das Deutschland des ‚Militarismus' ist von ihm ‚ohne Haß', aber aus unwiderruflicher kaufmännischer Rechnung zum Tode durch den Strang, zur Erdrosselung verurteilt, und um dieses Urteil zu vollstrecken, wird ihm kein Mittel, und sei es aus dem tiefsten Höllenpfuhl geholt, zu unheilig sein.

Und deshalb ist es sehr wohl möglich, um nicht zu sagen wahrscheinlich, daß das selbe England, noch bevor die Würfel auf den Schlachtfeldern endgültig entschieden haben, mit — Friedensvorschlägen an uns herantreten wird. Es gibt ja ‚Vermittler', die nicht zögern werden, in seinem Auftrage und Interesse uns ihre ‚guten Dienste' anzubieten. Das wäre dann der gefahrvollste Augenblick im ganzen großen Kriege. Denn England wird uns, solange es nicht platt niedergeworfen ist und sich selbst dafür hält, nie einen ehrlichen Frieden anbieten. Sein Friedensanerbieten wäre ihm nur ein weiteres der von ihm gepflogenen Kriegsmittel, über deren sittliche Bewertung nachgerade wohl keiner von uns mehr im Zweifel ist. Wehe uns, wenn wir uns durch irgendwelche, noch so gleißenden Versprechungen oder Zusicherungen oder sogar Bürgschaften ohne festes Faustpfand verleiten ließen, in diese Falle zu gehen. Wir hätten

Digitized by Google

ausgespielt, wir wären verloren, verloren für immer. Denn dann würde England erreicht haben, daß wir unsere ganze Hochstimmung und Hochspannung abgestellt hätten, geistig mehr oder minder auch militärisch abgerüstet hätten. Es würde noch nicht ein Jahr ins Land gehen, und wir hätten wieder Krieg! Nicht das leiseste Bedenken würde England abhalten, keinen Augenblick würde es davor zurückscheuen, uns mitten im Frieden, ohne alle überflüssigen Formalitäten einer unzeitgemäßen Kriegserklärung, zu überfallen, uns meuchlings und hinterrücks den Dolch zwischen die Schultern zu stoßen. Eine zweite Erhebung aber des deutschen Volkes in seiner gesamten und gesammelten Kriegs- und Friedensrüstung, wie die war, die wir mit heiligen Schauern erlebten, die heute noch in uns wirkt, herrlich, wie am ersten Tag — wer glaubt daran?! ‚Begeisterung ist keine Heringsware, die sich einpökeln läßt auf einige Jahre.‘

Nur wenn England die innige Überzeugung beigebracht ist, daß schlimmstenfalls ein ehrliches, aber noch lohnendes Geschäft besser ist, als ein unehrliches, aber schlechtes, wird es auch mit uns — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — einen ehrlichen Frieden schließen. Dann vielleicht — früher als wir glauben.“

Jener „gefahrvollste Augenblick“ ist inzwischen nahe herangerückt, — wenn er nicht schon eingetreten ist. „Wird Deutschland das grausame Unrecht, das es Belgien gegenüber begangen hat, wieder gutmachen?“ fragt Herr Grey in seinem Briefe an die Zeitungen. Und: „Deutschland kämpft um die Oberherrschaft und um einen Tribut. Wenn dem so ist und solange es so ist, kämpfen unsere Verbündeten und wir.“ Das ist so deutlich, daß es auch von neutraler Seite nicht mißverstanden worden ist. „Hinter dem Trotz, der in diesen Worten liegt,“ bemerkt die Stockholmer Zeitung „Nya Dagligt Allehanda“, „kann man das Zugeständnis Großbritanniens lesen, daß es nur noch negative Kriegsziele hat, und daß man es zur Abwehr gezwungen hat. England will nichts mehr gewinnen, sondern nur hindern, daß die Deutschen etwas gewinnen. Der britische Minister wiederholt nicht den Gedanken, daß Deutschland zum Range einer kleinen Macht herabsinken soll. Er begnügt sich mit dem berühmten Status quo ante.“

Auch von anderen und von einem großen Teil der großbritannischen Presse wird mit sonderbarem Nachdruck und in häufiger Wiederholung betont: Großbritannien werde nur Frieden nach deutscher Räumung Belgiens und Frankreichs schließen. „Wir können die Gedanken und Absichten der britischen Minister nicht durchschauen,“ meint die „Deutsche Tageszeitung“, „aber auffallend ist diese Häufung von Äußerungen gleichen Inhaltes ohne Zweifel, und es liegt sehr nahe, sie als Wink mit dem Zaunpfahl an Deutschland aufzufassen: Großbritannien wünsche den Frieden und sei bereit zu vorläufigen Besprechungen, wenn Deutschland die obigen Bedingungen erfülle oder sich dazu bereit erkläre. Man setzt in Großbritannien, jedenfalls nach der dortigen Presse zu schließen, eine wachsende Friedenssehnsucht in Deutschland voraus und ist offenbar der Ansicht, daß, wenn erst einmal ein leiser Anfang gemacht worden, wenn, wie ein britisches Blatt sagte: die ‚Spannung verringert‘ worden sei, die Diplomatie Großbritanniens den Rest mit besserem Erfolge erledigen werde als die Waffen Großbritanniens und seiner

Digitized by Google

Bundesgenossen es bis jetzt vermocht haben. Wir bezweifeln nicht, daß man sich an der Themse über die Unmöglichkeit militärischer Bezwingung oder gar Zerschmetterung Deutschlands klar ist. Jetzt will man durch das Mittel der Politik und Diplomatie versuchen, wie Lord Curzon vor einiger Zeit sagte: ‚den tollen Hund Europas an die Kette zu legen'.

Sehr hübsch ist es, wie die britische Presse beider Parteien auf verschiedenen Wegen, die eine durch die ‚starke', die andere durch die ‚schwache' Manier versucht, die alten Überredungskünste Deutschland gegenüber anzuwenden. Vor zwei Wochen wandte sich der liberale ‚Manchester Guardian' mit Abscheu gegen die sogenannten deutschen ‚Annexionisten' und meinte: im Gegensatze dazu scheine es die Politik des Reichskanzlers zu sein, die deutschen Bestrebungen auf Kleinasien zu lenken; es wäre dieses die natürliche Fortsetzung seiner Politik vor dem Kriege, der wirtschaftlichen Eroberung ohne Krieg. Der leitende Gedanke der Gegner des Reichskanzlers sei dagegen die Erringung der Weltherrschaft auf gewaltsamem Wege. — Das und anderes wurde in einem langen Aufsatze dargelegt, und die Tendenz des Ganzen schien eine versteckte wohlwollende gnädige Erlaubnis an Deutschland zu sein, sich nach dem Kriege in Kleinasien wirtschaftlich zu betätigen; selbstverständlich war der Hintergedanke dabei, die Türkei mißtrauisch gegen Deutschland zu machen.

Alle diese Symptome, zu denen von Tag zu Tag neue hinzukommen, offenbaren eine Tendenz: das deutsche Zukunftsinteresse vom Westen abzulenken und nach dorthin mit irgendwelchen Redewendungen und Versprechungen von Freiheit der Meere und ähnlichem zu betäuben. Der westliche Gesichtspunkt ist für Großbritannien in jedem Sinne der nächstliegende, folglich muß mit ihm begonnen werden. Die großbritannischen Staatsmänner sind in jahrhundertelanger Überlieferung klug und geschult genug, um mit dem Nächstliegenden zu beginnen, in dem ihnen selbstverständlichen Gedanken, daß nach Sicherung des Nächstliegenden das jetzt Fernliegende das Nächstliegende sein werde, also der Orient, und zwar in erster Linie der Orient, da wo Land und Wasser einander berühren oder einander nahe sind. — Britische Klugheit und List ist uns viel gefährlicher als britische Gewalt."

Es muß wohl wahr sein, was die „Kölnische Volkszeitung" sagt: Wenn die englischen Minister plötzlich chorweise vom Frieden reden, dann muß etwas faul an der Sache sein, dann muß England ein vitales Interesse daran haben, jetzt Frieden schließen zu können. Was bedeutet aber das englische Friedensgerede? Ist es ernst zu nehmen oder ist es bloß eine Drohung an die Alliierten?

„Zunächst bedeutet die Friedensformel, die Grey geprägt hat, eine Preisgabe Rußlands. Als der Krieg begann, mußten die Verbündeten Englands den Rütlischwur leisten, daß keiner allein für sich Frieden schließe, sondern nur alle mitsammen zu gleicher Zeit. Aber helf', was helfen mag! Rußlands Armeen sind aufgerieben, Rußland ist finanziell, militärisch und vielleicht sogar politisch dem Zusammenbruch nahe. England hat das alles geschehen lassen; England ist nicht mit seiner Flottenmacht Rußland zu Hilfe gekommen; England hat nicht die versprochenen Millionenheere nach Frankreich geschickt; England hat nicht seine

Digitized by Google

Truppen, wie prahlerisch vorausgesagt, an der holsteinischen Küste gelandet; England ist zu Hause geblieben, hat einen ungeheuren Lärm und ungeheuer viel Redens gemacht von dem, was es an Munitionserzeugung und an freiwilliger Rekrutierung leiste. Das Geschrei vom Munitionsmangel mußte alle anderen Sorgen und Fragen der Verbündeten übertönen. Es ist mit der Munition wie mit dem Gelde: man kann nie zuviel davon besitzen. Es ist darum leicht, über Munitionsmangel zu jammern. Der Nachweis vom Gegenteil ist nie zu erbringen.

Und dann konnte England unter dem Vorwand der Steigerung der Munitionserzeugung seine Arbeiter hübsch ruhig zu Hause lassen, konnte die allgemeine Wehrpflicht zwar nicht für das Militär, aber mit der Registrierungsbill für die Industriearbeiter zur Erzeugung von Kriegsbedarf einführen. Dabei war erst einmal viel Geld zu verdienen, war die Industrie zu beschäftigen und über den Krieg hinwegzuretten, und war die wirtschaftliche und finanzielle Abhängigkeit, ja selbst die militärische Abhängigkeit der Verbündeten noch drückender zu gestalten. Rußland mit seinen Millionenheeren verblutete indessen auf den Schlachtfeldern Ostpreußens, Galiziens, Polens, und England kam nicht zu Hilfe. Der Manchester Guardian hat es erst in diesen Tagen verraten, was neutrale Beobachter immer wieder berichtet haben, daß ganz England von Soldaten wimmele, daß etwa zwei Millionen Soldaten in England zurückbehalten, aber nicht an die Front geschickt würden. Da ließ Rußland kräftiger um die versprochene Hilfe mahnen, schließlich mit dem Abschluß eines Sonderfriedens in der Presse drohen. Die englischen Minister gaben die Antwort auf die russische Drohung. Sie sprechen nur von Belgien und Nordfrankreich. Rußland geben sie preis. Zum Teufel auch mit der Verbündetentreue, denken die Engländer. Beim Abschluß von Sonderfriedensverträgen beißen schließlich den letzten die Hunde. Wer zuerst kommt, mahlt am besten. Die Engländer wollen nicht die letzten sein.

Englands Minister wollen den Frieden geben, wenn wir auf das mit dem Blut unserer tapferen Heere getränkte Belgien und Nordfrankreich Verzicht leisten. Die Herausgabe Belgiens und Nordfrankreichs ist für England also das wichtigste. Kann England diese Bedingung nicht erringen, dann würde es England sogar vorziehen, noch länger die harte Last des Krieges zu tragen. Und das will viel heißen! England hat bereits ein gut Teil seiner finanziellen Größe und seiner Kreditfähigkeit opfern müssen. Noch ein paar Monate länger Krieg und man wird nicht mehr im Welthandel nach der Londoner Börse und nach dem Sterlingskurs rechnen. Der Mittelpunkt des Welthandels wird von London nach Neuyork gerutscht sein. Das allein würde für England einen verlorenen Krieg bedeuten. Englands Finanzwirtschaft ist dem Zusammenbruche nahe, und ein englisches Blatt schrieb dieser Tage, daß der englische Finanzminister in einer Lage sei, wie sie nur der französische Finanzminister bei der Vorlegung seines letzten Budgets vor der französischen Revolution erlebt habe. England hat sich mit Deutschland verrechnet. Der Krieg war kein Geschäft. Darum jetzt schnell einen Strich unter die Bilanz und das Buch abgeschlossen!

Digitized by Google

England hat sich aber auch mit der Türkei und an der Dardanellenaktion verrechnet, und das war vielleicht sein übelster Rechenfehler. An den Dardanellen geht es um Englands indische Herrschaft, geht es um den Besitz Ägyptens und geht es schließlich um Englands brutale Gewaltherrschaft über die Welt. Das merkt England je länger je besser. Je mehr Offensivversuche bei den Dardanellen zusammenbrechen, um so bestimmter und um so näher rückt das Schicksal Ägyptens und des englischen Weges nach Indien. Darum möchte England an den Dardanellen am liebsten Schluß machen. Was schert die Engländer Rußland! Eben jetzt will England noch die letzte Karte ausspielen, indem es die Italiener mit Flotte und Armee dahin hetzt, wo bereits eine hübsche Zahl englischer Schiffe auf dem Grunde liegen und englische Divisionen im heißen Sande vermodern. Die Hoffnung auf Amerika war eine Niete. Amerika kam bis jetzt den Engländern nicht zu Hilfe. Die Spekulation auf die Balkanvölker ist bis heute fehl gegangen. So bliebe England ja zum Schluß nichts anderes übrig, als die eigenen Soldaten zu opfern, die eigenen Schiffe und Armeen aufs Spiel zu setzen. Das war niemals in einem Kriege Englands starke Seite; England hat auch jetzt in diesem Kriege mit seiner Flotte und seinen Armeen nichts erreicht. Darum will es England jetzt mit dem Friedensschluß und mit der Diplomatie versuchen. Die englische Diplomatie hofft wohl, leichter mit der deutschen Diplomatie fertig zu werden als mit den deutschen Heeren. Und um bei Friedensschluß möglichst stark zu sein, deshalb hält England seine Flotte unversehrt und seine zwei Millionen Soldaten ungeschwächt in der Heimat zurück, indessen die Verbündeten verbluten.

Deutschland braucht bloß Belgien und Nordfrankreich herauszugeben, dann will England über den Frieden und über die Freiheit der Meere mit sich reden lassen. Kehren wir den Satz um, dann heißt er in richtiges Deutsch übersetzt: Gibt Deutschland Belgien und Nordfrankreich nicht heraus, dann ist der Krieg für England verloren; dann will England keinen Frieden schließen, auch wenn Rußland noch eine Million Menschen verliert, auch wenn Frankreich schließlich finanziell, wirtschaftlich und militärisch zusammenbricht. Das Schrecklichste für den Engländer ist also der Gedanke, daß Deutschland Belgien und Nordfrankreich nicht mehr herausgeben könnte, daß Deutschland schließlich den Krieg weiter nach Westen tragen und den Luft- und Seekrieg nicht bloß von Helgoland, Zeebrügge und Ostende, sondern sogar von Calais, Boulogne und der französischen Westküste aus gegen Englands Flotte und Englands Handel führen könnte. Ein Blick auf die Karte macht Englands Angst begreiflich. Der deutsche Reichskanzler hat im Reichstage schon zum voraus Grey die Antwort gegeben. Der deutsche Reichskanzler hat die wirkliche Freiheit der Meere und die Beseitigung der englischen Vorherrschaft über die Welt und über die Meere als erste Friedensbedingung angekündigt. Jetzt schließt England die Nordsee mit Drahtnetzen ab und läßt auch die neutralen Schiffe nicht durch. Das kann England noch, weil Calais und Boulogne heute englische Stützpunkte sind. Wie lange sie das bleiben werden, hängt, wie die Engländer wohl wissen, von dem Willen der deutschen Heeresleitung ab. Die Nordsee wird auch für die Neutralen frei in dem Augenblick, wo England die

Digitized by Google

Türklinke zur Nordsee aus der Hand genommen ist. An den Dardanellen und am Suezkanal wird über Indien und Ägypten entschieden. Die Türkei hält dort die Türklinke für den Weg nach Indien am Suezkanal in der Hand. Am Kanal in der Nordsee liegt die Türklinke in Calais und Boulogne; ist auch sie England aus der Hand gerissen, dann ist für England alles verloren. Darum spricht man in England jetzt vom Frieden und gibt den stärksten Verbündeten, Rußland, schonungslos preis. Wie nun, wenn Rußland Gleiches mit Gleichem vergilt?! Je länger der Krieg dauert, um so höher und teurer muß der Siegespreis für die Unterlegenen werden. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Und den letzten beißen die Hunde!"

Nun aber eine Frage — — „zur stillen Erwägung": Wenn Deutschland Belgien und Nordfrankreich nicht herausgäbe; wenn wir mit der uns auf Gedeih und Verderb verbundenen Türkei die Dardanellen und den Suezkanal beherrschten und damit über das Schicksal Indiens und Ägyptens entschieden; wenn wir weiter ein nach Osten zurückgedämmtes, um die entsprechenden Machtmittel geschwächtes Rußland nicht mehr zu fürchten brauchten —: müßte uns auch dann ein englisches Calais noch schlaflose Nächte bereiten? Oder würde dann der deutsche Arm nicht weit genug ausgreifen und stark genug zudrücken können, um den Herrn — Nachbar in gebührendem Respekt zu erhalten? Und sollte Frankreichs Trauer um Calais Deutschlands Trauer sein? Müßten wir uns sorgen und härmen, wenn die Herzen der Franzosen den teuren Engländern dann nicht mehr mit der heißen freundschaftlichen Inbrunst entgegenschlügen, die sie jetzt mit jenen gegen uns vereint? Wenn ein kleiner Tropfen Wermut in den Freundschaftskelch fiele, dieser kleine Tropfen „Calais" —?

Diese Einschaltung für diejenigen Leser, die meine ganz bescheidene Anregung „Zur stillen Erwägung" „nicht still" genug erwogen haben. Es waren nur einzelne, und auch deren wohl in der ersten Aufwallung vom Herzen geschriebener — vermeintlicher! — Widerspruch hat mich um seiner starken und trotzigen Empfindung willen gegen die Niedertracht des kaltherzigen und verräterischen Feindes erfreut. Denn was können wir heute heißer ersehnen, als daß unsere Liebe zu Volk und Vaterland im Feuer dieses Krieges stark und trotzig geschmiedet wird!

Nur weil es gegen uns hart auf härter gestoßen ist, weil es auf Granit gebissen hat, wo es rührsame Pflaumenweiche, reuige Friedensseligkeit nach bald erlahmender Widerstandskraft erwartet hatte, beginnt England stille Einkehr in sich zu halten und sich ernsthaft mit der Bilanz dieses Krieges zu beschäftigen. Die Passiva sind nun einmal da. Und werden nicht geringer —: auch darüber täuscht sich das in der ganzen Welt „engagierte" Handelshaus nicht, das sich doch allemal wieder aufs Geschäft besinnt und zur nüchternen kaufmännischen Rechnung zurückkehrt. Nun eben, die Passiva! Aber wozu hat man — Geschäftsfreunde, wenn man sie nicht übervorteilen und nach Möglichkeit die „Spesen" tragen lassen soll! „England", schreibt die „Voss. Ztg.", „ist heute der Verbündete Frankreichs und Rußlands, weil es sich ihrer zu bedienen für nützlich hält, aber es ist darum noch nicht der Freund dieser Staaten. In Frankreich erblickt es den alten Nebenbuhler, dessen Herrschaft über Calais, Boulogne, Dünkirchen eine ständige Gefahr für die

Digitized by Google

britische Küste bildet, und dessen kolonialpolitischer Ehrgeiz über kurz oder lang zu neuen Streitigkeiten wie um Faschoda führen kann. Das Zarenreich hinwieder sucht in Asien wie am Balkan seine Grenzen immer weiter zu stecken, macht allenthalben Vorstöße gegen britische Gebiete oder Interessenkreise und bedroht auf die Dauer, wenn es an Stärke gewinnt, sowohl die britische Übermacht im Mittelmeer wie die Sicherheit Englands in Indien. Daher konnte England zwar den Wunsch haben, daß sich Deutschland, Frankreich und Rußland in einem blutigen und verheerenden Kriege recht gründlich schwächen, wobei das Inselreich, wenn es seine Truppen weise schonte, an Macht gewinnen mußte; es konnte auch hoffen, daß Deutschland unterliege und seiner Flotte verlustig gehe und seine wirtschaftliche Kraft so weit einbüße, um im Welthandel den Wettbewerb mit England aufgeben zu müssen; aber darüber hinaus Frankreich und Rußland einen vollkommenen Sieg über Deutschland zu gönnen, hatte England in der Tat gar keinen Anlaß; im Gegenteil, es konnte sein Vorteil sein, Deutschland in einem Zustand zu erhalten, der für spätere Fälle ein Gegengewicht gegen die heutigen Verbündeten Englands, die nicht immer seine Verbündeten, sondern vielleicht einmal seine Feinde sein werden, schaffen konnte. To crush Germany, Deutschland zu erdrücken, war nicht die Absicht Englands, weil es nicht dem Interesse Englands entsprach.

Dieser Gedankengang war bei einem britischen Staatsmann nur natürlich. Und daher war auch natürlich, daß Sir Edward Grey sich zu seinen Eröffnungen an den Fürsten Lichnowsky gemüßigt fühlte; freilich konnte er sie nur ‚vertraulich' machen. Und wenn sie bekannt wurden, mußte er sie ableugnen. Denn die Verbündeten Englands werden durch die Unterhaltung belehrt, wie weit sie sich auf das Inselreich verlassen oder nicht verlassen können.

Aber hat nicht Sir Edward Grey selbst die Mitteilungen, die ihm nachgesagt werden, durch die Abrede widerlegt, daß die verbündeten Mächte nur gemeinsam Frieden schließen? Diese Abrede würde England, wenn es ihm sonst paßte, nicht hindern, mit dem Rückzug aus dem Kampf zu drohen oder auch ohne diese Drohung einen Sonderfrieden zu schließen. Wenn England sein Kriegsziel erreicht glaubte, würde es sich um den ‚Fetzen Papier', auf dem jenes Abkommen geschrieben ist, nicht kümmern. Es wäre ja auch nicht das erstemal, daß es sich über seine Verträge hinwegsetzte. Im Siebenjährigen Krieg, um nur ein Beispiel zu nennen, hat es das gleiche Abkommen mit Friedrich dem Großen glatt gebrochen und seinen Frieden mit Frankreich gemacht. Britische Staatsmänner haben im politischen Leben ein robustes Gewissen.

Nein, Sir Edward Grey meinte es in seiner Art ganz ehrlich — wenn auch nicht gegen seine Verbündeten —, als er den deutschen Botschafter vertraulich in die britischen Pläne einweihte. Der Botschafter konnte dabei noch mehr ahnen, als der Staatssekretär andeutete. Weshalb sollte nicht England, sobald es seinen Zweck durchgesetzt hatte, mitten im Kriege seine Bundesgenossen wechseln? Zum Beispiel, wenn es die deutsche Flotte versenkt oder erworben und Deutschlands Zukunft, soweit sie auf dem Wasser lag, vernichtet hätte? ‚Sollten die Ereignisse nicht den Verlauf nehmen, wie unsere Militärpartei zu erhoffen scheine', oder sollte Deutschland aus anderen Gründen dem verhängnisvollen Krieg ein Ende machen

Digitized by Google

wollen, so sei er, Sir Edward Grey, zur Vermittlung bereit. Bereit, jederzeit sein durch Drohung mit dem Rückzug verstärktes Wort in die Wagschale zu werfen.

Es ist anders gekommen, als der britische Staatsmann erwartete. Die Ereignisse haben einen anderen Verlauf genommen. Hans Delbrück erzählt in seinem hübschen Büchlein „Bismarcks Erbe" (1915, Ullstein & Ko.), daß Napoleon III. 1870 glaubte, er werde sich nach kurzer Kriegsdauer mit Preußen einigen können, indem er ihm Süddeutschland überlasse, während er selbst Belgien nehme. Als die preußischen Diplomaten Paris verließen, reichte der Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, einem von ihnen die Hand mit den Worten: ‚Ich hoffe, daß nach einigen ritterlichen Schlachten unsere Souveräne sich die Hand reichen werden, so wie wir es jetzt tun.' Das Seitenstück dazu ist die Szene, die Sir Edward Grey nach der Kriegserklärung herbeiführte. Aber Napoleon hat sich geirrt und seinen Irrtum schwer gebüßt. Und Sir Edward Grey?

Einstweilen hat er keine Gelegenheit erhalten, das Vermittleramt zu übernehmen. Aber die Enthüllung seines Anerbietens ist ihm peinlich. Denn könnte sie nicht bei diesem oder jenem Verbündeten den Gedanken an einen Sonderfrieden fördern? Der Zar hat allerdings sofort erklärt, daß er den Kampf fortsetze ‚bis ans Ende', und der Großfürst Nikolaus hat tapfere Erklärungen mit Joffre und French ausgetauscht. Aber — wer weiß? ..."

In dem Bericht der „Nordd. Allgem. Zeitung" über den Handel um Englands „Neutralität" findet sich der Satz „Vertrauen in die gegenseitige bona fides ist die natürliche und selbstverständliche Voraussetzung für alle solche Abkommen". Das, bemerkt Graf Reventlow in der „Deut. Tageszig.", ist richtig. „Man könnte hinzusetzen, daß das Vorhandensein einer tatsächlichen Grundlage für das Vertrauen in die bona fides des anderen die Voraussetzung dieser Voraussetzung zu sein hätte. Besteht eine solche tatsächliche Grundlage nicht, so können auch formal und inhaltlich weitestgehende Abkommen nichts helfen, auch nicht, wenn sie unterzeichnet und ratifiziert worden sind.

In den damaligen verschiedenen Entwürfen für eine deutsch-englische Vereinbarung kommen naturgemäß die Begriffe und Ausdrücke vom Angriff, vom unprovozierten Angriffe, vom aufgezwungenen Kriege, von der Neutralität und von der wohlwollenden Neutralität vor. Alle diese Begriffe und Ausdrücke unterliegen der Interpretierung von Fall zu Fall. War die eine vertragschließende Partei und bleibt sie nicht restlos von der bona fides erfüllt, welche den anderen Vertragschließenden, in diesem Falle Deutschland, beseelte, so konnte keine Macht der Erde sie hindern, bei Eintreten des akuten Falles als Verteidigung das zu bezeichnen, was die deutsche Regierung mit Recht Angriff genannt hätte, oder aus dem unprovozierten Angriff einen von Deutschland provozierten herauszudeuteln und zu erklären, daß der Krieg, welchen Deutschland als einen von ihm aufgezwungenen betrachtete, von Deutschland tatsächlich der anderen Macht, also etwa Frankreich, aufgezwungen worden sei. Auf solchen durchaus willkürlichen Interpretationen hätte die Neutralität Großbritanniens gestanden. Schließlich wäre auch die Neutralität, und gar die wohlwollende Neutralität, ein Gegenstand willkürlicher Deutung der großbritannischen Regierung gewesen. Sie hätte

Digitized by Google

eine deutsche Beschwerde mit der Antwort zurückgewiesen: sie bedauere, daß Deutschland die britische Neutralität nicht für wohlwollend halte, in der Tat sei sie aber wohlwollend, weil Großbritannien es sage.

Die britische Regierung war seit 1903, in großen Zügen jedenfalls, politisch fest orientiert, und zwar nicht gezwungen oder eingefangen, sondern aus eigener wollender Initiative. Der alte Grundsatz vom Gleichgewicht der Macht bestimmte ihre Stellung gegen das aufstrebende und seefahrende Deutschland. Kein Neutralitätsabkommen der Welt hätte sie abgehalten, in einem großen Festlandkriege von dem alten britischen Grundsatze abzuweichen, die stärkste seefahrende Festlandmacht bekämpfen zu lassen und, wenn es notwendig würde, auch selbst mit zu bekämpfen. Professor Schiemann schreibt in seiner sehr lesenswerten kleinen Schrift: ‚Wie England eine Verständigung mit Deutschland verhinderte', über die Haldaneschen Besprechungen:

‚Es war daher nur selbstverständlich, daß, da uns die Beziehungen zwischen den Generalstäben der Ententemächte kein Geheimnis waren, wir größere Sicherheit und für den Abschluß einer allgemeinen Verständigung eine Neutralitätserklärung Englands erwarteten.' — Dagegen sei die Frage gestattet: hätte uns eine englische Neutralitätserklärung wirkliche Sicherheit gegeben, hätten die entsprechenden maßgebenden Stellen in Deutschland irgendeine der möglichen militärischen und maritimen Berechnungen und Verteidigungsmaßnahmen unterlassen dürfen, die sich auf England als zukünftigen Gegner bezogen hätten? Hätte die deutsche Politik und Diplomatie in ihren Maßnahmen und in ihrem Vertrauen sich auf ein derartiges Papier irgend verlassen können? Grey hat bekanntlich die deutschen Wünsche zurückgewiesen, und so ist die Frage an und für sich erledigt. Mit ihrer Erörterung bezwecken wir, darauf hinzuweisen, daß papierne Verpflichtungen wertlos sind, wenn ihnen nicht ein gleichgerichtetes tatsächliches, zum mindesten subjektiv vorhandenes Interesse zugrunde liegt. Großbritannien, das damals seit Jahren schon eine Militärkonvention mit Frankreich hatte und auf dem Laufenden erhielt und ähnliches mit Rußland anbahnte; das schon damals nur auf die Bereitschaft Rußlands wartete, um bei gegebenem Anlasse das Deutsche Reich vor die Frage zu stellen: Krieg oder Demütigung! — dieses Großbritannien dachte ebensowenig an ein Neutralitätsabkommen mit Deutschland wie vor hundert Jahren an ein solches mit Napoleon. Andererseits hätte Grey gern ohne Gegenleistung erreicht, daß auch der Torso der damaligen Flottenvorlage in der Versenkung verschwunden wäre und daß in den Folgejahren das deutsche Volk sich in Vertrauen zu England eingewiegt hätte. Danken wir dem Himmel, daß aus jenem Neutralitätsabkommen nichts geworden ist, und danken wir nochmals dem Himmel, daß bei Ausbruch dieses Krieges Großbritannien sofort ‚für Freiheit, Kultur, Sittlichkeit und die Selbständigkeit der kleinen Staaten' das Schwert gegen Deutschland gezogen hat, sonst hätte dieses Schwert als Damoklesschwert über der deutschen Kriegführung und Politik gehangen und ihre innere wie äußere Freiheit beeinträchtigt und den deutsch-türkischen Bund verhindert. ..."

Digitized by Google

Die Lage war genau die, wie sie von den „Hamburger Nachrichten“ zusammengefaßt wird: „Gegen ein englisches Neutralitätsversprechen, das England in seiner Entente mit Frankreich und seiner 1907 und 1908 geschlossenen Freundschaft mit Rußland nicht im mindesten beengte, sollte die Flottenvorlage von 1912 eingeschränkt werden. England aber wollte nur nehmen und nichts geben; nichts zusichern, als das Selbstverständliche: daß es keine unprovozierten Angriffe auf Deutschland unternehmen und sich auch nicht daran beteiligen werde. Mit Recht konnte die Regierung zu Berlin durch Metternich Grey sagen lassen: die deutsche Gegenleistung für Englands Neutralitätsversprechen sei ohne Vorgang. Sie war allerdings die kaum noch mögliche Grenze des Entgegenkommens. Herr v. Bethmann Hollweg erklärte am 19. August im Reichstage zu seinen Verständigungsversuchen mit England, er danke Gott, daß er sie gemacht hat. Heute danken wir alle Gott, daß sich Deutschland rechtzeitig zu Lande wie auch zu Wasser stark gerüstet hat.“

Ja, das tun wir, denn es war ein „Ritt über den Bodensee“ ...

Digitized by Google

Die Bismarckschen Imponderabilien

Engländer, Franzosen und Russen bemühen sich krampfhaft und andauernd, unsere Erfolge durch unsere angebliche Überlegenheit an Munition zu erklären. Treffend kennzeichnet die „Tägl. Rundschau“ die trostlose mechanistische Welt- und Lebensanschauung, die sich in diesen Versuchen, den eigenen Mangel an sittlichen Kräften zu bemänteln und zu vertuschen, enthüllt: „Es ist nicht wahr, was Lloyd George dem Herausgeber des Pariser ‚Journal‘, dem Senator Humbert, auseinandergesetzt hat, daß dieser ganze Krieg ‚nur ein Krieg der Maschinen‘ sei. Maschinen, Schnellfeuergeschütze ‚usw.‘ sind in Wahrheit nur totes Metall und werden erst lebendig in der Hand des Menschen, und die Hand wiederum ist nur ausführendes Werkzeug überlegenen Geistes. Selbst die deutsche Organisation, die Herr Lloyd George gnädigerweise als hervorragend und bewunderungswürdig anerkennt, genügt bei weitem nicht, zumal er sie auf die Industrie beschränkt.

Von den Bismarckschen Imponderabilien, von der Hingebung eines ganzen Volkes an ein großes nationales Ideal, von der Pflichttreue, der Selbstzucht, der Unterordnung, dem Willen zum Siege, von der in jahrzehntelanger stiller Erziehungsarbeit schwer errungenen geistigen Höhe des deutschen Heeres vom General bis zum letzten Armierungssoldaten, endlich von der großartigen, aber nicht vom Himmel gefallenen, sondern ebenfalls zähe erarbeiteten Überlegenheit der militärischen Führung — von alledem scheint der kluge britische ‚Munitionsminister‘ nichts zu wissen.

Mögen unsere Feinde sich weiter in dieser gefährlichen Verkennung oder Unterschätzung der in Wahrheit ausschlaggebenden sittlichen Eigenschaften gefallen, mögen sie sich weiter dem Wahn überlassen, daß sie uns nur die ‚Organisation unserer Industrie‘ nachzumachen brauchen, um uns mit Sicherheit niederzuwerfen — mögen sie mit einem Wort von ihrer materialistischen Kriegs- und Weltanschauung alles Heil erwarten, um so grimmiger werden sie eines Tages enttäuscht sein, und um so klarer wird sich das wahre Wesen dieses gewaltigen Völkerringens herausschälen: der Kampf zwischen Geist und Stoff, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Tat und Phrase, zwischen Licht und Finsternis.“

*

Die heilige Notwendigkeit

Im Jahre 1870, am Tage vor Sedan, schrieb Heinrich von Treitschke: „Wenn ein ruchloser Raubkrieg wie dieser an dem frevelnden Volke schließlich nur durch eine Kriegskostenrechnung bestraft würde, dann wahrlich behielten jene überklugen Spötter recht, welche Willkür und Zufall als die herrschenden Mächte der Staatengesellschaft verehren ... Jeder schlichte Mann versteht, daß dies Volk in Waffen selbst durch die höchste Geldsumme nicht einmal für die wirtschaftlichen Opfer des Krieges entschädigt werden kann ...

Jeder Staat soll die Bürgschaft seiner Sicherheit allein in sich selber suchen. Der

Digitized by Google

törichte Wahn, als ob Nachsicht und Großmut gegen das besiegte Frankreich den deutschen Länderbestand sichern könne, hat sich zweimal grausam bestraft ... Wir schulden dem Weltteil eine dauerhafte Sicherstellung des Völkerfriedens ... Auch die Staatsmänner der Gegenwart, wenn sie sich erst hineingefunden haben in das veränderte Gleichgewicht der Mächte, werden bald fühlen, daß die Verstärkung der deutschen Grenzen dem Weltfrieden zum Heile gereicht ... Wer darf angesichts dieser unserer Pflicht, den Frieden der Welt zu sichern, noch den Einwand erheben, daß die Elsässer und Lothringer nicht zu uns gehören wollen? Vor der heiligen Notwendigkeit dieser großen Tage wird ... diese lockende Losung vaterlandsloser Demagogen jämmerlich zuschanden ... Die Stunde drängt, eine wunderbare Gnade reicht uns ... einen Kranz hernieder ... Fassen wir ihn mit tapferen Händen, auf daß das Blut der teueren Erschlagenen nicht wider unsere Zagheit schreie!"

*

Kriegsgewinne und Kriegsgetreidegesellschaft

Der „Vorwärts" hatte aus dem Jahresbericht der Rathenower Dampfmühlen-A.-G. den Schluß gezogen, daß diese Mühle durch Aufträge der Kriegsgetreide-Gesellschaft ungeheure Gewinne eingestrichen hätte. Gegen diese Darstellung wendet sich eine in der „Braunschweig. Landeszeitung" (wahrscheinlich auch in anderen Zeitungen) abgedruckte Erklärung, aus der hervorgehen soll, daß die Gewinne schon vor Erhalt der Aufträge der Kriegsgetreide-Gesellschaft entstanden seien. Nun ist diese Verteidigung m. E. aber absolut nicht geeignet, die Bevölkerung zu beruhigen und die großen Gewinne zu erklären.

Es geht nämlich daraus hervor, daß wenn der von der Kriegsgetreide-Gesellschaft gezahlte Mahllohn für die Gesamtproduktion jener Mühle in Frage gekommen wäre, der Bruttogewinn höchstens 150000 ℳ hätte betragen müssen. Denn 15000 ℳ hat der Mahllohn betragen für die in einem Vierteljahr von der Kriegsgetreide-Gesellschaft erhaltenen 4400 Tonnen. Da die Leistungsfähigkeit der Mühle aber 9360 Tonnen im Vierteljahr beträgt, würde also der Bruttogewinn in diesem Zeitraum rund das Doppelte, also 30000 ℳ oder im Jahre 120000 ℳ, höchstens 150000 ℳ bei Anwendung des gleichen Mahllohnes ausmachen. Nun beträgt aber nach der Erklärung der Bruttogewinn des Geschäftsjahrs die erheblich höhere Summe von 794593 ℳ. Vielleicht mag der von der Kriegsgetreide-Gesellschaft gezahlte Mahllohn nicht hoch sein, wohl aber wird die Mühle damit ausgekommen sein, denn sonst hätte sie sicher den Auftrag abgelehnt. Es müssen also noch andere Umstände vorhanden sein, die den ungeheuren Gewinn erklären. Und ich glaube, diese Ursache in den eigenen Worten der Verteidigung gefunden zu haben:

„Die Tatsache also, daß die Gesellschaft 794593 ℳ Brutto-Gewinn erzielte, während sie aus den Mahlaufträgen der Kriegsgetreide-Gesellschaft Brutto nur etwa 15000 ℳ erzielen konnte, beweist auf das allerdeutlichste, daß die großen Gewinne der Gesellschaft in eine Zeit fallen, in der eine Beziehung zur Kriegsgetreide-Gesellschaft gar nicht vorhanden war und daß, wenn die Gesellschaft das ganze Jahr über für die Kriegsgetreide-Gesellschaft in einer den genannten drei Monaten entsprechenden Weise tätig gewesen wäre, der Rein-Gewinn ebenso erstaunlich niedrig hätte sein müssen, wie er jetzt hoch ist."

Der Hauptgewinn der Mühlen des ersten Kriegsjahres liegt nämlich nicht im Mahllohn, sondern im Handelsgewinn. Einmal traten die Höchstpreise erst in Kraft, als die meisten, vor allem die weniger kapitalkräftigen Bauern ihre Ernte bereits verkauft hatten, und zweitens hat sich in vielen Gegenden der Gebrauch eingebürgert, das Getreide schon auf dem Halm zu verkaufen. So ist mir ein großes Dorf im Herzogtum Braunschweig bekannt, in dem sämtliche Landwirte ihren Weizen lange vor Ausbruch des Krieges abgeschlossen hatten, wofür als höchster Preis 196 ℳ pro Tonne erzielt wurde, während bekanntlich der von der Regierung später festgesetzte Höchstpreis 265 Mark (!!) beträgt. So darf man wohl nicht

Digitized by Google

mit Unrecht die ungeheuren Gewinne der Mühlen auf diese beiden Ursachen zurückführen. Inzwischen kann sich der Verbraucher weiter den Kopf darüber zerbrechen, wer den Hauptvorteil der hohen Lebensmittelpreise gehabt hat. Sch.

*

Ein Kunststück

Wie man aus Überfluß Mangel zaubern kann.

Ein Leser der „Berl. Volksztg." hat sich während seines diesjährigen Sommeraufenthalts in der Priegnitz und im Kreise Ruppin wiederholt mit den Landwirten über die Ursachen der Lebensmittelteuerung, insbesondere über die ungewöhnlich hohen Preise für Frühkartoffeln unterhalten. „Von allen Seiten," so erzählt er, „d. h. von Verwandten, Bekannten und Fremden, die im landwirtschaftlichen Berufe tätig sind, wurde mir ausnahmslos geantwortet: ‚Ja, was wollen Sie? Die Händler bieten uns ja auf dem Felde 6,50 ℳ für den Zentner; da wären wir doch die reinen Narren, wenn wir das Geld nicht nehmen wollten!' Ein alter Schulfreund fügte noch hinzu: ‚Es ist wirklich weder Sinn noch Verstand in diesem Angebot; wir wären froh, wenn wir in Anbetracht der teuren Futtermittel 2,75 oder 3 ℳ bekämen. Vor zwei Jahren erhielten wir 1,25 ℳ und heute — 6,75 ℳ! Aber wir können's doch nicht zurückweisen!'

Wenn angesichts dieser Tatsachen, die zu beeiden ich jederzeit bereit bin, ein Abgeordneter ... zu sagen wagte, die Kartoffelpreise seien durchaus nicht zu hoch, denn die Kartoffeln müßten als ‚Wertobjekte' angesehen werden, so steigt einem wirklich die Zornesröte ins Gesicht. Der Hinweis auf die knappen und teuren Arbeitskräfte kann nur den Unkundigen verblüffen. Auf jedem Gut waren große Trupps von gefangenen oder internierten Russen usw. als Erntearbeiter beschäftigt; und die kleinen Städte und Gemeinden hatten sich gleichfalls für ihre Ortsangehörigen solche Arbeitskräfte beschafft.

Mein Gewährsmann rechnete mir vor, daß sich die Unkosten für einen einheimischen Arbeiter auf wöchentlich 24 ℳ und freie Kost, für den russischen Arbeiter jedoch nur auf 14 ℳ und Beköstigung stellten, er somit an den von ihm beschäftigten vier Russen wöchentlich 40 ℳ erspare und außerdem mit ihrer Arbeitsleistung völlig zufrieden sei. So ist es verständlich, daß eine Besitzerin eines Gutes — wie man sich in der Priegnitz erzählte — in diesem Jahre 12000 ℳ mehr als im Vorjahre für Kartoffeln vereinnahmte. Außerdem hatte sie im Juli noch fünfzig große, gefüllte Kartoffelmieten übrig. Zugleich beweist es mit unzählig anderen bekanntgewordenen Fällen, welche Unmassen von Kartoffeln zur Zeit der Bestandsaufnahme vorhanden waren, und in welch oberflächlicher Weise die Angaben vielfach gemacht sein müssen, wenn infolgedessen 12 Millionen Schweine zur Schlachtbank getrieben werden mußten, wodurch der Preis von selbst minderwertigen Fleischsorten, wie Schweinebauch, eine geradezu unerschwingliche Höhe erreichte. ‚Hätte man erstens die Kartoffelbestände gewissenhaft angegeben und zweitens nicht eine „Vergütung" für „Pflege" der Kartoffeln — denn welchem Landwirt wäre es wohl möglich, eingemietete Kartoffeln zu „pflegen", das heißt zu entkeimen und zu verlesen — von 1 ℳ, sondern 25 ₰ weniger pro Zentner und Monat angekündigt, so wären auf dem Markte ungeahnte Mengen von guten Kartoffeln für Menschen und Vieh vorhanden gewesen und nicht — verfault', so sagte mir ein alter, erfahrener Ackerbürger, der die Welt mit offenen Augen ansieht ..."

*

Landrat und Höchstpreise

Der Landrat des Kreises Oldenburg in Holstein, Herr Springer in Cismar, veröffentlicht im Kreisblatt für den Kreis Oldenburg folgende Bekanntmachung:

Cismar, den 27. August 1915.

Die Gerste bauenden Landwirte mache ich darauf aufmerksam, daß es sich empfiehlt, zunächst ihre Gerste festzuhalten, da in der nächsten Zeit von der Zentraleinkaufsstelle für Braugerste voraussichtlich Preise gezahlt

Digitized by Google

werden, die den Höchstpreis erheblich überschreiten.

Der Vorsitzende des Kreisausschusses Tageb. No. 7390. Springer.

Auf der ersten Seite derselben Nummer des Kreisblattes gibt Herr Landrat Springer die Ausführungsanweisung zu der Verordnung des Bundesrates gegen übermäßige Preissteigerung bekannt. Wenn die Reichsregierung, bemerkt der „Vorwärts“, überall solche Organe zur Durchführung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Schutzmaßnahmen hätte, könnte sie sich ihre Verordnungen wirklich sparen.

*

Der Großfürst

Eine sich vornehm dünkelnde Beflissenheit glaubte in dem gestürzten Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch den „ehrlichen und vornehmen Feind“ ehren zu müssen. Es ist, bemerkt dazu die „Tägl. Rundschau“, kein grotesker es Mißverstehen des Gefühls denkbar, dem das vielmißbrauchte und zu so vielen Unwahrhaftigkeiten verführende „De mortuis nil nisi bene“ entsprang.

Wir haben gar keinen Grund, angesichts des Sturzes, des immerhin vorderhand und verhältnismäßig ja noch sehr sanften Sturzes dieses blutbesudelten Brandstifters uns irgendwie zu verhehlen, daß der Großfürst Nikolaus uns keineswegs ein vornehmer und ehrlicher Feind war. Die Wahrheit fordert die Feststellung, daß er vielmehr ein unehrlicher Feind war, der aufs rücksichtsloseste und mit der brutalsten Tücke den Überfall auf unsere Grenzen vorbereitet und ausgeführt hat. Die Wahrheit fordert die Feststellung, daß alles, was die Welt von diesem Mann und durch diesen Mann erfahren hat, einen Charakter bezeichnet, in dem jeder vornehme Zug fehlt und dessen ganzes Treiben und Anstiften zwar durch die Größe der zu seinen Verbrechen aufgewandten Mittel gigantisch wirkte, aber klein, zwergenhaft, ja krüppelmäßig durch das Fehlen jedes sittlichen, auch eines mißverstandenen sittlichen Antriebes. Nein, kein vornehmer und ehrlicher, sondern ein tückischer Feind, der nur durch die Ungeheuerlichkeit seiner Verbrechen im Gedächtnis der Menschheit bleiben wird.

Der Großfürst Nikolaus hat vor mehr als einem Jahrzehnt Rußland schon einmal in Krieg und Niederlage gestürzt. Aufs krasseste trat damals das nackte Geldinteresse zutage, das den Großfürsten und seine Leute mit den Holzspekulanten vom Yalu verband und um deswillen die Kriegsfackel entzündet wurde, die dann den ganzen Bau Rußlands in Brand zu setzen und in Asche zu legen drohte. Die nachbarlich-freundschaftliche Haltung Deutschlands hat damals Rußland vor den Folgen der Gefahren bewahrt, die infolge des großfürstlichen Verbrechertums Rußland von innen und außen tödlich bedrohten. Zum Dank dafür hat derselbe Großfürst mit seinen unsauberen Genossen, die ihre sittlichen Blößen mit panslawistischen Feigenblättern deckten, in jahrelanger Hetze eine planmäßige Brunnenvergiftung gegen Deutschland betrieben und endlich nach langem Schüren uns den Brand ins Haus geschleudert, unter schnödem Mißbrauch aller Begriffe von Treu und Glauben den mordbrennerischen Überfall auf Ostpreußen ausgeführt. Die allereigenste, allerpersönlichste Leistung dieses „ehrlichen“ Feindes, die wir ihm ja nicht vergessen wollen. Das persönliche Werk dieses „ehrlichen“ Feindes war es, daß der kraft- und willenlose Zar sich gegenüber Wilhelm II. des krassesten Wort- und Treubruches schuldig machte und dem Freund den vergifteten Dolch in den Rücken zu bohren suchte, während er sich die Miene gab, ihn umarmen zu wollen. Schande über uns, wenn wir den Anstifter so blutaufpeitschender Tücke uns jemals wieder als einen „ehrlichen“ Feind aufschwatzen lassen wollten. Diese Katze soll immer eine Katze heißen.

Nichts von dem berückenden Trugglanz shakespeareschen Schuldiger ist an diesem Großfürsten, der um schmutziger Interessen willen Staat und Volk ins Verderben stürzte. Ungeheuerliche Anmaßung, aber keine Größe des Vermögens; ungeheuerliche Habsucht, aber keine Großartigkeit des Zweckes; gewaltsam, aber nicht gewaltig; blutrünstig, aber kaum tapfer; ein Verbrecher, aber nicht

Digitized by Google

aus mißverstandener Ehre. Das ist der Großfürst, der lange der Diktator Rußlands und seines Zaren war und der jetzt auf seiner schlüpfrigen Blutbahn abwärtsgleitet. Eine echt moskowitische Groteske.

*

Sie können uns nicht verstehen!

Eine „neutrale Persönlichkeit" hat dem französischen Abgeordneten Garat erzählt, was sie kürzlich während eines Aufenthaltes in Berlin erlebt hat, und Herr Garat erzählt es im „Matin". Und nun höre man einmal (nach der „Voss. Ztg."), worüber die neutrale Persönlichkeit und Herr Garat samt dem „Matin" baß erstaunt sind:

„Ich sah", schreibt der Neutrale, „vor vierzehn Tagen mitten in Berlin einen Zug von etwa fünfzig gefangenen französischen Offizieren und Soldaten. Ihre Landsleute zogen vor meinen Augen durch die Siegesallee. Das ist eine in der Nähe des Reichstags befindliche Promenade, die den Namen Statuenallee führt. Rechts und links stehen nämlich die Marmorbilder der Mitglieder der Familie Hohenzollern, und am Ende der sehr langen Allee befindet sich eine vergoldete und mit Lorbeeren bekränzte Riesenstatue der Siegesgöttin. Der Gefangenenzug zog durch diese Allee, vorüber an den Ahnen des Kaisers und an der Statue der Siegesgöttin. Es war um die Mittagszeit, wo der Verkehr am größten ist, denn dann kommen die Leute aus den Werkstätten, den Fabriken, den Läden usw. Ihre unglücklichen Soldaten gingen raschen, aber festen Schrittes vorüber. Ihre Haltung war stolz, sie richteten sich unter den Blicken der Gaffer auf, denn sie waren auf Beschimpfungen oder feindselige Kundgebungen gefaßt. Aber die Volksmenge schwieg und bewahrte angesichts dieser waffenlosen Feinde ein eindrucksvolles Schweigen ..."

Und was schließen der „Neutrale", der Abgeordnete und das Pariser Hetzblatt aus dieser Haltung des Berliner Publikums? Nicht etwa, daß die Deutschen besser erzogen und weit anständiger sind, als die Franzosen, die sich im ähnlichen Falle wahrscheinlich allerlei Pöbeleien hätten zuschulden kommen lassen, sondern daß Deutschland — kriegsmüde ist und unbedingt Frieden schließen will. Man beschimpft nicht einmal einen Feind auf der Straße, folglich hat man kein Interesse mehr am Kriege! Eine etwas wundersame, aber echt französische Logik!

*

Annektierte Musik

Die Engländer wissen sich zu helfen. Da es mit den eigenen Opern nicht geht, hißt man über fremdem Gebiet den Union Jack. Das ist alterprobte Gewohnheit. In London wird für die nächste Spielzeit als „Neuheit" angekündigt: „Die siebente Kugel". Und wer steckt unter diesem fashionablen Titel? — Unser guter, alter — „Freischütz", Sieben Kugeln erhält er: „Sechse treffen, siebene äffen." Der Spruch hätte eigentlich selbst eine englische Phantasie zu kräftigerem Eigenfluge anregen müssen. „Die silberne Kugel" mußte der Titel heißen. Sechse aus Blei, die siebente aus Silber. Wie sagte doch Mister Grey!? Mit ihr wollte er uns treffen — — sie äffen. St.

*

Auch Einer!

Rudyard Kipling, der über die Maßen von uns gefeierte und bewunderte Dschungelndichter, schildert seine Eindrücke in Frankreich in einem grausam schönen Briefe an einen französischen Freund, und der „Temps" ist in der Lage, diesen schönen Brief im Auszuge wiederzugeben:

„Wie herrlich doch Paris in diesem Augenblicke ist! Zum erstenmal sehe ich es jetzt in seiner wahren Gestalt. Man kannte wohl seine Seele, aber die sichtbare Form war überladen mit Einzelheiten, mit Auswüchsen, verdeckt durch die Anwesenheit zu vieler Fremder. Was mich am meisten gefesselt hat, ist ein gewisser Blick in den Augen der Frauen, kein träumerischer, sondern ein die Wirklichkeit erfassender Blick, wie wenn das Auge sich an größere Weiten gewöhnt hätte. Und noch etwas Eigenartiges: ich hörte ein Lachen, wie es, meiner Meinung nach, wohl seit der Revolution nicht mehr vernommen

Digitized by Google

worden war — das gutturale Lachen einer Frau aus dem Volke, die irgendeine Geschichte von getöteten Deutschen erzählte. Sie hatte dieses Lachen, nachdem sie die Zahl der Getöteten genannt hatte ... Welch wunderbaren gemeinsamen Allerseelentag werden Frankreich und England in jedem Jahre der Zukunft feiern! Ich sehe im Geiste mit Pilgern beladene Sonderschiffe zu dieser erhabenen Feier nach Frankreich fahren! ... Ich hatte geglaubt, daß meine Bewunderung für Frankreich gar nicht mehr größer werden könne. Ich hatte mich getäuscht. Ich beginne jetzt erst zu begreifen, was Frankreich ist. Meine Besuche an der französischen Front waren für mich eine Offenbarung, eine Erfahrung, die sich mit Worten nicht schildern läßt, und auf die ich wahrhaftig stolz bin. Ich möchte überall, wo ich einem Franzosen begegne, auf die Knie sinken, aber ich fürchte, daß dieses Zeichen der Verehrung falsch gedeutet werden würde. Frankreich selbst wußte vor einem Jahr noch nicht, was es war."

Keine Berührung verwische den keuschen Schmelz dieser Seelenblüte eines — „freien Engländers"! Gr.

*

Die Sextaner als Erzieher zum Nationalen

In Dortmund haben sich die Sextaner der Oberrealschule dagegen aufgelehnt, ein in ihrem französischen Lehrbuch (Dubislav-Boek) stehendes Gedicht wegen der darin enthaltenen Gesinnung auswendig zu lernen. Die Verse lauteten:

„La France est belle,
Ses destins sont bénis,
Vivons pour elle,
Vivons unis!"

Daß es nicht der dem Homo sapiens angeborene Widerstand gegen jegliche Gehirnbelastung war, der sie zu dieser Tat begeisterte, bewiesen die jungen Westfalen dadurch, daß sie vorschlugen, „La France" durch „L'Allemagne" zu ersetzen, und nach diesem Zugeständnis sich willig mühten, der dafür nicht besonders geschmeidigen Zunge die Laute des Erbfeindes abzugewinnen.

Über unsere fremdsprachlichen Schullehrbücher habe ich mich schon weidlich geärgert. Es ist in der Tat auch in Friedenszeiten ein starkes Stück, deutschen Jungen eine Strophe zuzumuten: „Frankreich ist schön, sein Geschick ist gesegnet. Laßt uns für Frankreich leben, für Frankreich einig sein!" Im genannten Lehrbuch stehen noch manche ähnliche Dinge. Es ist vom ganz weltfremden, „überlegen" kühlen Lehrstandpunkte aus begreiflich, daß die Verfasser gut daran zu tun glauben, für den fremdsprachlichen Unterricht die Sätze aus den Schriftstellern der fremden Sprache zu gewinnen und auch irgendwie in die Vorstellungskreise des fremden Volkes einzuführen. Daß man dabei aber dem fremden Gefühl geradezu Schrittmacherdienste leistet, daß man für das Feindesland, um es grob auszudrücken, Reklame macht, ist sicher nur bei uns möglich gewesen. Es läßt sich im besten Französisch aus französischen Quellen ein Übungsstoff aufstellen, in dem bereits unserer Jugend gesagt wird, daß die Franzosen ein zwar begabtes, aber durch Hochmut verblendetes Volk sind, daß sie niemals sich dazu verstanden haben, uns Deutsche als ebenbürtige Nation anzuerkennen, daß sie für deutsches Wesen keinerlei Empfinden und Verständnis haben, daß darum jeder Deutsche, der mit Franzosen zu tun hat, vorsichtig sein und eine äußere geschmeidige Freundlichkeit nicht mit wirklicher Freundschaft verwechseln soll. Mit solchen Sätzen lernt der Junge, ob er in Zukunft daheim bleibt oder nach Frankreich selbst kommt, viel mehr, als wenn er sich wie ein echtblütiger kleiner Franzose gebärdet. Die Schule selbst sagt doch, daß wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen. Andererseits widerspricht es jeder Vernunft, daß der Schüler etwas auswendig lernt, was seinem Empfinden zuwiderlaufen muß. Erwachsene haben das in Friedenszeiten unserer Schulbehörde schon öfter gesagt. Es war umsonst. Vielleicht hilft es jetzt, wo die Sextaner den Lehrmeister abgaben. K. St.

*

Digitized by Google

International = Kitsch

In Bern ist kürzlich ein „internationaler historischer Marsch-Abend“ veranstaltet worden, bei dem alte Märsche der verschiedenen europäischen Völker zum Vortrag kamen. Am Ende seiner in mehrfacher Beziehung wertvollen Besprechung erzählt der Berichterstatter der Frankf. Zeitung (Nr. 237 2. Abendbl.), daß auf Verlangen nach einer Zugabe „irgendein mäßiger moderner Marsch“ gespielt wurde. Und der Erfolg? — So gut waren auch die schwächern der eben gehörten Stücke, daß sie etwas von Land und Volk ihrer Heimat verrieten; ein unmögliches Kunststück aber wäre es, die Herkunft dieses Reißers von heute zu erraten. Und man nimmt von der echt schweizerischen Veranstaltung dieser anregenden neutralen Abendmusik wieder einmal die Lehre heim: In ihren Wurzeln ist alle gute Kunst national; ganz international ist immer nur der Kitsch.“ — Das ist ein gutes Wort, das gerade an dieser Stelle gute Wirkung tun kann, von der für die internationale Kunstbetätigung so oft gekämpft worden ist. St.

*

Der deutsche Geist

Eine jüngst erschienene schwedische Übersetzung von Schillers „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ gibt dem angesehenen Stockholmer Schriftsteller Olaf Rabenius in „Stockholms Dagblad“ Anlaß zu einer warmen Würdigung deutschen Geistes und deutscher Kultur:

„Es ist höchst erfreulich, daß in diesen Tagen, wo die Grundwerte der Nationen gemessen werden und der Anteil der einzelnen Völker an Kulturarbeit eingeschätzt wird, so viele deutsche Denkerheroen durch Übersetzungen der schwedischen Literatur einverleibt werden. Wir können in diesen Schriften sehen, welche Höhe der deutsche Geist erreicht hat, und wir können aus ihnen auch Gewißheit darüber erhalten, bei welchem Volke das Idealmenschliche sich am höchsten und reichsten ausgebildet hat. Man hat auf die Kluft hingewiesen, die zwischen dem deutschen Geiste der Gegenwart und demjenigen gähne, der zur Blütezeit der Literatur vor etwas mehr als einem Jahrhundert herrschte. Mag die Verschiedenheit noch so sehr in die Augen fallend sein, der Grundgehalt des Volkscharakters ist doch wesentlich derselbe, und nüchterne Beobachtung kann unmöglich den Bruch der geschichtlichen Kontinuität finden, den man vermuten will. Üben nicht noch heute Kant und Fichte einen mächtigen Einfluß auf ihr Volk aus, und sind nicht Schiller und Goethe lebendige Quellen für seine Erziehung? Wollen wir Schweden außerhalb unserer eigenen, leider so vernachlässigten klassischen Literatur geistigen Halt suchen, so kann nichts Besseres und Festeres angegeben werden als das, was die deutschen Denker und Dichter schenken ...

Bei jeder Berührung mit Schillers Werken empfindet man auch tief, in welcher unendlichen Dankesschuld die Menschheit bei dem Volke steht, dessen Seele Schiller wie wenige ergriffen und gestaltet hat. Von ihm und seinen Dichter- und Denkergenossen wird die höhere Geistigkeit der Neuzeit getragen. Man kann an das ganze Volk, das jene Männer hervorgebracht hat, die Worte richten, mit denen Schiller sich an die Künstler wendet: ‚Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie!‘“

*

Augenblicksaufnahmen

Kürzlich war ich in unserer Residenz — angehende Großstadt. Ich ging gerade auf eine Haltestelle der Straßenbahn zu. Da sah ich einen Trupp Landsturmleute. Die wollten offenbar auf ihren Übungsplatz oder sie kamen von dorther und strebten ihrer Kaserne zu. Es war drückend heiß. Der Schweiß stand ihnen auf der Stirne vom eiligen Gehen. Auf einmal erscheint eine Dame vor ihnen, eine ganze, keine halbe, in vollständigem Tennisspielgewand. Ungeduldig tritt sie mit ihrem weißbeschuhten zierlichen Fuß das Pflaster und fuchtelt den keuchenden Landsturmleuten mit ihrem Schläger vor dem Gesicht herum. Diese richteten mit einem Mal ihre Augen starr auf die Erscheinung, aber kein Wort wurde gesprochen,

Digitized by Google

kein Witz gerissen, nur die Stirnen zogen sich in harte Falten und die Augen funkelten, als wollten sie sagen: Zum Donner aber auch! Das weiß scheint's nicht, daß Krieg ist. Das geht in betonter Aufmachung seinem Vergnügen nach. Und wir, wir müssen schanzen, Griffe klopfen, Marschübungen machen und wären heilig froh, wenn wir nur daheim wären und unser Heu heimtun könnten!

Hat diese Dame sich nicht sagen müssen, daß sie auf dem Weg zu ihrem Spielplatz in der Stadt mit den verschiedenen Kasernen und zahlreichen Lazaretten Hunderten von Soldaten und Verwundeten begegnen müßte und diesen in ihrem Aufzug ein Ärgernis würde? Und wenn sie sich dies gesagt hätte, so hätte sie wohl ihr gesamtes Vergnügungshandwerkzeug eingepackt und vorausgeschickt, — doch nein, sie hätte sich gesagt: das wäre Heuchelei. Es geht überhaupt nicht, in einer Zeit, wo so viel Verwundete herumlaufen und so viele Verstümmelte seufzen, Vergleiche herauszufordern.

Zwei Stunden später, um die Zeit, wo das verehrliche Großstadtpublikum Zeit hat, seine Zeit noch extra totzuschlagen und planlos durch die Hauptstraße in Massen zu flanieren, sehe ich unter der schiebenden Menge eine Dame tief verschleiert einherkommen, in edler Haltung mit sehr ernstem, von Trauer verschleiertem Blick, und neben ihr eine Jugendliche, die offenbar zu ihr gehörte, mit einigen Zeichen der Trauer versehen, aber ganz in Weiß und — in einem Gewand, dem man auf hundert Schritte Paris ansah.

Eine Dame in Trauer und eine zu ihr gehörige in jener Gewandung neben ihr, das wirkt wie die Faust aufs Aug. Diese Tracht, d. i. die Art, sich zu tragen, auf deutsch Mode, was hat sie aus unsern Jung- und Altfräulein gemacht! In diesen elliptischen Röcklein ist ein eigenartiger, ruhiger und vornehmer Gang gar nicht möglich. Die Art, zu gehen, ist deswegen fast einheitlich geworden und mit Zuhilfenahme immer höherer Absätze an dem winzigen Schuhwerk geradezu halsbrecherisch. So kommt es, daß fast unsere gesamte Weiblichkeit jüngeren Datums mit eingebogenen Knien wie auf Stelzen geht, und um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, wie Geißböcklein über das Pflaster der Großstadt hubbt und wie Irrwische durch die Straßen huscht. Von der anderen vorteilhaften Seite dieser Tracht, daß sie die Reize der weiblichen Gestalt so herausfordernd zu verhüllen versteht, will ich weiter nichts sagen als soviel: sie hat in den meisten Fällen das Gute, unabsichtlich, aber um so ehrlicher zu zeigen, daß weder vorne noch hinten was dahinter ist.

So war die Tracht der trauernden Jungfrau. Hatte, frage ich, die Dame in Trauer nicht soviel Macht über das Mädchen, ihr zu sagen: So geht man nicht in Trauer, oder hat es ihr selbst an dem nötigen Geschmack und Takt gefehlt?

Es wurde Abend. Ich eile dem Bahnhof zu. Da schiebt und schießt so ein junges Ding an mir vorüber in einer Hast. Ich sehe noch, wie es lebhaft vor einem Haus nach oben winkt. Ich bleibe stehen. „O, Herr ..., kommen Sie doch mal herunter. Ich habe was Neues.“ „Kommen Sie doch lieber herauf“, tönt's von oben wieder. „Ach nein“, flötet es tugendhaft hinauf, und dann tänzelt das Ding wie ein verliebtes Geißlein mit seinen Stöckelschuhen auf dem Pflaster herum, bis ...

Ich drehe mich um, und wie ich mich umdrehe, sehe ich einem dekorierten Landwehrmann, der sich die Geschichte auch angesehen hatte, ins Gesicht. Das brennt, das flammt. „Herrgottsakrament,“ kam von seinen Lippen, „und für solche L — — —!“ G. R.

*

Der Krieg als Spielzeug

Wenn man nicht gleich den Anfängen widersteht, muß das Übel fortschreiten. Man hat die Kinder in naturtreuen feldgrauen Uniformen herumlaufen lassen, dann die feldgrauen Puppen geduldet, kann man sich wundern, daß die Kinderspielzeug-Industrie jetzt auch noch den ganzen Krieg verarbeitet!? Aus Hannover wird mitgeteilt, daß dort in Schaufenstern von Spielwarengeschäf-

Digitized by Google

ten Bleisoldaten zu sehen sind, möglichst naturgetreue Feldgraue, und zwar Kämpfende, Verwundete und Tote. Dazu Pferdekadaver und das sonstige Zubehör an Kriegsgreueln. Soldatenleichen, um „unsere süßen Kleinen zu erfreuen". So lautet doch wohl die Anpreisung für Spielzeug! — Gibt es eigentlich keine Zensur für diese Dinge, und hat die Polizei kein Auge für diese grobe — Unsittlichkeit?! St.

*

Der Fleck auf der deutschen Frauenehre

Die Franzosenkrankheit deutscher Weiber werden wir niemals durch die Mittel kurieren, die lediglich auch noch ihren Auflehnungsgeist anreizen, weder durch Verbote noch durch die Anrufung ihres Schamgefühls. Noch wieder im zehnten Monat des Krieges hat in Konstanz das Ereignis, daß zum Austausch bestimmte französische Offiziere dort in einem Gasthofe untergebracht und dadurch ausnahmsweise nicht so strenge, wie in den Gefangenenlagern, dem Publikum entzogen waren, seine mechanische Folge gehabt, daß selbst in dieser braven und gut patriotischen Seestadt der bekannte Aufruhr in den Unterröcken stattfand. Die öffentliche Warnung des Garnisonkommandos sagt ausdrücklich „Damen von Konstanz" und schließt damit leider die Deutung aus, daß es sich, wie bei einem früheren Vorfall im schweizerischen Nachbarorte Kreuzlingen, um die weiblichen Kurgäste einer an der Grenze gelegenen Nervenheilanstalt handeln könne, die ohnedies durch die Grenzsperre Schwierigkeiten finden. Der Konstanzer Fall ist wieder nur ein einzelner. Aber er trat ein, sobald eine Möglichkeit entstand, und dadurch gewinnt er immerhin die Züge des Typischen, so sehr dieses der ungeheuren Mehrheit gegenüber auch faktische Ausnahme bleibt. Er beweist auch aufs neue, daß alle vorhergegangene Entrüstung wirkungslos geblieben. Wie auf den sittlichen Gebieten so oft, erzielt die Mahnung nicht den Abscheu, sondern hilft die Neugier und das Gelüst in ansteckender Weise noch auf die Gesunden übertragen. Vor allem hat sie den Fehler, daß sie nur wieder die Symptome bekämpft und nicht die Ursache, ohne die sie uns erspart blieben.

„Excusez, ich kann mich nimmer so gut auf deutsch ausdrücken", sagte mir vor nicht lange ein harmloses Schwabenmädel, das gerade von seinem ersten im welsch-schweizerischen Pensionat verbrachten viertel Jahr auf Ferien nach Hause kam, seit dem Kriege nun übrigens alles nur Denkbare von deutschen Schleifchen, Eisernen Kreuzlein, Denkmünzen mit Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Joseph an sich trägt. Das in seiner Art naive Getue dieses Backfisches mit seinem Französisch ist ein Zeugnis, das die Werte des Gemeingültigen besitzt. Darin steckt des ganzen Franzosenübels Kern, daß unserer erwachsenden Weiblichkeit durch ihre Institute, Pensionate und selbst die landläufige Schule eine Franzosenbewunderung angezüchtet wird, die in ihrem normalen, gegenstandslosen Platonismus der gebundenen Spannung in der elektrischen Verstärkungsflasche gleicht, um schließlich bei der zufälligen, beseligend eintretenden Nähe des vollends auch noch uniformierten Gegenpols den entladenden Funken zu fangen, gleichviel ob es noch die Schwärmerei oder auch schon nicht die Unschuld ist, was er in Flammen setzt. So war es unter dem ersten Napoleon, wo nach Stendhals und anderer Schilderungen die Franzosen in Deutschland jeweils binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Einrücken weibliche Zärtlichkeiten sich ihnen erschließen sahen, „deren süße Unschuld sich mit der leidenschaftlichsten Hingabe vereinte", während sie in Italien lediglich der regulären Selbstachtung oder Verdorbenheit der Frauen gegenüberstanden, in der sie nichts Neues zu entdecken fanden. Und so wird es bleiben, solange wir nicht die Grundursache dieses ganzen Fremdkultus mit der Wurzel ausgraben; alle Versuche, ihn zurückzustutzen, werden ihn nur noch triebkräftiger machen, alle männlichen Abmahnungen die angeschmachteten Franzosen nur noch vollends zu Halbgöttern erheben. Machen wir in unserm Volke ein Ende mit diesem längst zur Sinnlosigkeit gewordenen französischen Sprachunterricht, da man den Zola und Maupassant auch in der Über-

Digitized by Google

setzung lesen kann. Entfernen wir aus dem deutschen Hause die französischen und welschschweizerischen Bonnen und Gouvernanten oder belegen wir die Familien, die darauf beharren, ihre Kinder unter diesen Einfluß zu stellen, mit einer scharfgezielten Luxussteuer, stecken wir alle die alten Jungfern und Institutstanten, die die Franzosenverhimmelung als traditionelles Gewerbe ausüben, in einheimische Berufe, worin sie ihren angemessenen Unterhalt finden, — nicht eher werden wir unser Vaterland von dieser Schmach befreien, die nicht nur eine solche des Namens der deutschen Mädchen und Frauen, sondern auch die der Männer ist, die nach unverrückbaren psychophysischen Gesetzen für jene die Verantwortlichen bleiben.

Ganz von allem abgesehen, was wir damit sonst erreichen, z. B. daß wir nicht länger das Hochgefühl der Elsässer, den Franzosen näher als wir zu stehen, verstärken. H.

*

Die Kritik als Maske

Es ging mir eine Druckschrift zu: „Deutscher Literaturbrief der Zentralstelle für Bücher-Ankündigungen (Rudolf Büchmann), Weimar". — Vier Druckseiten Bücherbesprechungen. — Durchwegs Kriegsliteratur. — Durchaus Besprechungen von Werken, die, wenn man dem Kritiker trauen darf, aus der Masse der Erzeugnisse hoch hervorragen. — Die einzelnen Besprechungen schließen mit dem Wunsch nach weitester Verbreitung des p. p. Buches — oder mit dem feurigen Aufruf: „In das deutsche Haus, in den Schützengraben! Die Zeit braucht einen neuen Stoß!" — oder mit der schon ein wenig abgenutzten Wendung: „Ein Buch, dem in der Bibliothek jedes Deutschen ein Ehrenplatz gebührt."

Meinem Exemplar des Druckheftes (für das Unternehmen zeichnet verantwortlich der Hofbuchhändler R. Büchmann in Weimar ...) ist ein Vermerk in Stempelschrift aufgedrückt, der mir zuerst Kopfzerbrechen verursachte. Er lautet schlicht: „Zeile 75 ₰."

Ein Zettel fiel aus dem Heftchen. Darauf steht zu lesen:

„Auch Ihnen möchte ich für Ihr neues Werk ‚Auf bebender Erde' einen Versuch empfehlen. Wenn Sie mir die nötigen Unterlagen in Gestalt einer gedrängten Inhaltsangabe geben, stehe ich Ihnen sofort mit billigster Berechnung zu Diensten."

Ja, jetzt ist's klar. Um bezahlte Kritik handelt es sich! Um Kritik, die die Verfasser oder Verleger der Bücher nach „billigster Berechnung" bezahlen ...

Höher geht's nicht. Im Einführungsartikel des ersten Heftes wird allerdings erwähnt, daß die Ankündigungen „auf Grund verlegerischer Angaben" erscheinen sollen. Eine nicht ganz genaue Feststellung, da man doch auch direkt mit den Autoren Geschäfte zu machen gedenkt.

Ob in jeder folgenden Nummer angedeutet werden wird, wie die „Kritiken" zustande kamen? Etwa unter dem Kopf der Druckschrift: „Kritiken, verfaßt von den Autoren oder Verlegern der besprochenen Bücher ...?" Nicht mit feuchtem Stempeldruck auf einzelnen Exemplaren, mit Buchdruck auf allen müßte mitgeteilt werden, daß der — — Mitarbeiter dieses Blattes 75 Pfennig für die Druckzeile zu zahlen hat ...

Statt dessen ist in dem Einführungsartikel („Die Literatur im Zeichen des Krieges") zu lesen: „Kriegskarten, Kriegsbroschüren, Kriegsromane, Kriegstagebücher, Kriegsgedichte usw., ja sogar der Kriegsgeschichte erster Teil, all diese zeitgemäße Literatur überflutet den Markt. Sichten, sichten und nochmals sichten heißt es da für diejenigen, die die Spreu vom Weizen sondern möchten, und fürwahr, ein schwieriges Amt wartet ihrer!"

Nach dem dargelegten Sachverhalt unterliegt es keinem Zweifel, was für Herrn Hofbuchhändler Büchmann Spreu — und was für ihn Weizen ist (Weizen für 75 ₰ die Zeile!). Er hat das „schwierige Amt" übernommen, die deutsche Literatur der Gegenwart zu „sichten" und die Autoren zu sondern: in solche, die die Reklame bezahlen, und in solche, die nicht dafür zu haben sind. H. K.

*

Digitized by Google

Deutsche Gedankenlosigkeit

An der Ecke der Leipziger- und Mauerstraße in Berlin erhebt sich ein stattliches Geschäftshaus. Es zählt gegen 40 große Fenster. Über jedem Fenster kündigt ein Schild den Geschäftsinhaber oder seine Waren an. Sämtliche Schilder zeigen lateinische Buchstaben mit Ausnahme von zwei Fenstern. Über diesen beiden Fenstern las man in deutschen Buchstaben die Worte: „Le Matin". Nur die deutschfeindliche französische Zeitung hatte deutsche Buchstaben verwendet! Auch sie sind seit Kriegsbeginn verschwunden. Das große Haus ist von deutschen Buchstaben gänzlich befreit worden und hat nur noch lateinische Zeichen aufzuweisen.

Schon seit geraumer Zeit wird von verschiedenen Seiten ein stiller Kampf gegen die deutschen Buchstaben geführt. Als der Berliner Magistrat vor Jahrzehnten die deutschen Straßenschildernamen durch lateinische ersetzte, wollte er den Fremden das Verständnis erleichtern in der törichten Meinung, ihnen seien die deutschen Buchstaben nicht bekannt. In den letzten Jahren kündeten weltbürgerlich gerichtete Leute, die jeder Betätigung deutschnationalen Gefühls widerstreben, den deutschen Buchstaben Fehde an und hatten den Mut, im Deutschen Reichstag die Beseitigung der deutschen Schrift aus den deutschen Schulen zu beantragen!! Der Antrag erregte Entrüstung und wurde abgelehnt. Trotzdem soll bereits in nicht wenigen Schulen Deutschlands die lateinische Schrift bevorzugt und zuerst gelehrt, die deutsche Schrift dagegen zurückgesetzt werden, ja hie und da ganz beseitigt worden sein.

Es muß auf das Bestimmteste erwartet werden, daß auch hier der Krieg erzieherisch wirken und die Feinde deutscher Schrift bekehren wird. In der Schreibschrift zeigt sich bis zu einem gewissen Grade die Eigenart des einzelnen, in der Druckschrift die Eigenart eines Volkes. Von ihrer überlieferten Druckschrift werden die Deutschen, nachdem die weltbürgerlichen Bestrebungen aufs neue zusammengebrochen sind, nicht lassen, was auch immer doktrinäre Geister versuchen mögen. Im übrigen ist die deutsche Schrift auch im Druck anschaulicher und lesbarer als die lateinische.

Das Vorwiegen lateinischer Geschäftsschilder in den Straßen Berlins und anderer Großstädte hängt mit der endlich allerseits verurteilten Neigung zu Fremdwörtern zusammen und vor allem mit der Bequemlichkeit der Herren Schildermaler. Bei ihnen stößt auf Widerstand, wer ein Schild mit deutschen Buchstaben bestellt. Nicht selten mißverstehen sie absichtlich und liefern trotz der Bestellung lateinische Buchstaben, die ihnen offenbar bequemer sind. Dieser Widerstand wird zu überwinden sein, zunächst durch die Besteller, die ihre deutsche Art mehr als bisher durchsetzen und hochhalten müssen.

Fort mit der nationalen Gedankenlosigkeit! Gibt es doch in Deutschland Bismarckdenkmäler in ziemlicher Zahl mit der Inschrift „Bismarck" in lateinischen Buchstaben. Bismarck hatte eine sehr lebhafte Abneigung gegen die lateinische Schrift und würde die Verständnislosigkeit, die sich in solchen Denkmälern zeigt, gebührend gekennzeichnet haben.

Nicht, wie von gewisser Seite verlangt wurde, in Antiquaschrift, sondern in gotischen Buchstaben wird das deutsche Reichstagsgebäude in Berlin endlich die fehlende Inschrift „Dem deutschen Volke!" erhalten.

P. D.

*

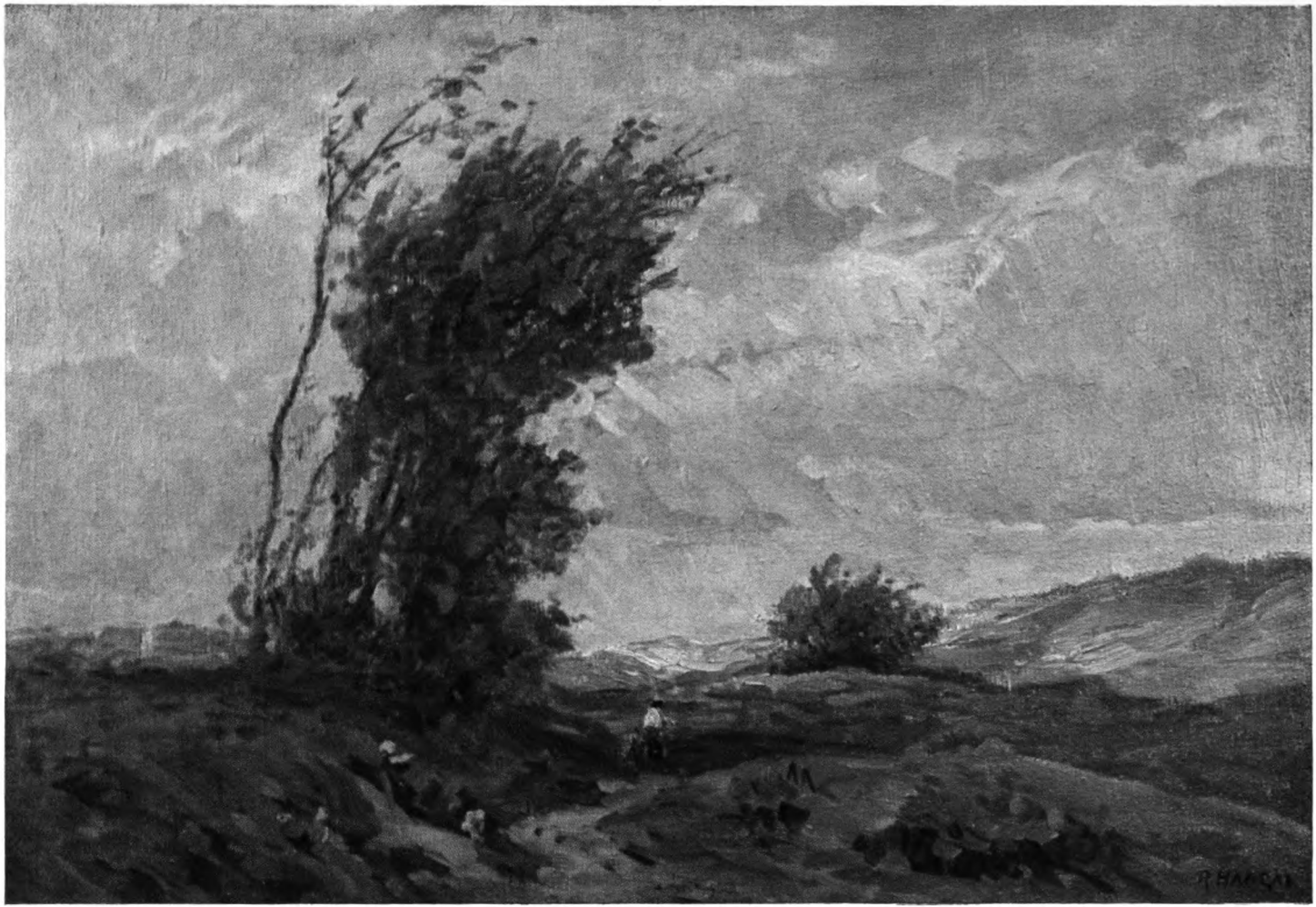
Großdeutsche Möbel

sieht ein kundiger Thebaner in einer Kunstzeitschrift die winkende Palme der Modernität erringen. Der ironische Mann hat recht. Wollten wir uns doch, um deutscher und männlicher wieder zu werden, erst einmal die große Schnauze abgewöhnen, mit der so viele Unkultur und Impotenz sich wichtig tut.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Stürmischer Tag

Rob. Haag

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Zweites Oktoberheft 1915 Heft 2

Unter der Hypnose der Tatsache

Von D. Donzow

Eine vollendete Tatsache hat für die Massen immer eine kolossale suggestive Kraft. Besonders auf dem Gebiete der Politik. Es genügte, daß das moskowitische Rußland eine ganze Menge ihm fremder Völker unter seine Gewalt brachte und auf dieses ganze Konglomerat der Nationen den Stempel „Rußland“ aufprägte, um sogar die intelligenten Kreise Europas an den Gedanken zu gewöhnen, daß hinter Granitza und Woloczyska wirklich schon das russische Gebiet sich erstrecke! Erst die Siege Hindenburgs und Konrad von Hötzendorffs haben diese von den Russen sorgfältig und systematisch gepflegte Illusion allmählich zerstreut, leider aber noch nicht gänzlich! Man hört auch heute genug „vernünftige“ Stimmen, die vor allerlei politischen „Utopien“ warnen und die zwar nicht den deutschen Waffen, doch aber der deutschen Politik abraten, diejenige Grenze zu überschreiten, die den verbündeten Mächten nicht der russische Volksstamm, sondern die russische Frechheit gezogen hat.

Wenn über die baltischen und die polnischen Provinzen Rußlands dieser „russische“ Standpunkt schon beinahe endgültig überwunden ist, so darf man es über Wolhynien und Podolien (auch Kiew), den neuen Kriegsschauplatz, keineswegs behaupten. Noch vor kurzem las man in vielen Zeitungen, daß der Vormarsch der Verbündeten in Wolhynien zum ersten Male die Kriegsoperationen in das rein russische Gebiet hineintrage. Und dabei vergaß man, daß diese Gegen-

Digitized by Google

den kürzere Zeit hindurch russisch sind, als z. B. Südtirol österreichisch und Siebenbürgen ungarisch. Man vergaß, daß russischer Herkunft auf diesem Territorium nur Ruinen sind, die Ruinen einer anderen Vergangenheit, einer anderen Kultur! Man vergaß, daß diese Vergangenheit bedeutend näher dem römischen Westen als dem byzantinischen Moskau war, und daß sie erst in hartem Kampfe mit dem letzteren unterging, und zwar seit nicht so langer Zeit, wie man es annimmt. „Prawoslawje, samodjerschawje, narodnostj" — der orthodoxe Glauben, das russische Staatswesen — Alleinherrschaft, und die russische Nationalität — das waren die Stützen des heiligen Rußlands, die alle russischen Länder wirklich zusammenhielten und ihnen wirklich gemeinsam waren. Aber kein Glied dieser dreieinigen Formel hat in der Geschichte des fraglichen Gebietes, das einen Teil der Ukraine bildet, je eine nennenswerte Rolle gespielt, keines konnte es ihr eigenes nennen — weder das russische Staatswesen noch die russische Nationalität noch die orthodoxe Kirche.

Wenn man die Morgenröte der osteuropäischen Geschichte außer acht läßt, so lag das Gebiet des jetzigen Südwest-Rußlands stets außer dem russischen Staatsverbande: zuerst bildeten die ukrainischen Länder selbständige Fürstentümer, dann einen Bestandteil des litauisch-ruthenischen Großfürstentums, später der polnischen Republik. Erst 1793, also erst vor 122 Jahren, kommen diese Länder zum erstenmal unter die russische Herrschaft. Das russische Staatswesen war also für dieses Land etwas ganz Neues, was keine Wurzel in seiner Geschichte und Tradition hatte.

Auch die jetzt leider ziemlich stark verbreitete Vorstellung, daß diese Länder von einem und demselben Volke, wie die Gegenden um Moskau, bewohnt seien, war wie den Europäern so den Russen selbst noch vor kurzem ganz fremd. Ebenso galt dieses Land keineswegs als russischer Boden.

Man kann in den großen Bibliotheken Europas Dutzende von Karten des 17. und 18. Jahrhunderts finden, wo das ruthenische Land in seinen geographischen Grenzen nicht anders als durch seinen eigentlichen Namen — Ukraine (nicht aber Rußland!) — bezeichnet wird. Zum Beispiel die Karte von Levasseur de Beauplan — sogenannte „Delincatio specialis et accurata Ucrainae cum suis Palatinatibus" (incisa opera et studio W. Hondy, 1650). Wir können auch erwähnen: „Regni Poloniae et Ucrainae descriptio" (1710), „Ucraina seu terra Cosaccorum" (1720), „Amplissima Ucrainae regio" (1720), „Carte des environs de la mer Noire, où se trouvent l'Ucraine, la petite Tartarie, la Circassie et la Georgie" (1769) etc. Auch die Russen betrachteten die Bewohner der Ukraine als ein durchaus fremdes Volk, auf das sie keine Rechte besitzen. So z. B. steht im Art. 4 des Traktates bei Polanow, daß 15. Juni 1634 zwischen Ladislaus IV., dem König von Polen, und Michael Fedorowitsch, Großfürsten von Moskau, abgeschlossen wurde: „Der König von Polen anerkennt den Großfürsten Michael Fedorowitsch als einen selbständigen Zaren aller moskowitischen Reußen, ohne daß dieser Titel ihm irgendwelche Rechte an den Ruthenen schafft, die ab antiquo Polen angehören." Ebenso erklärte die Zarin Katharina II. im Jahre 1764, daß sie, indem sie den Titel einer Kaiserin aller

Digitized by Google

Reußen annehme, keineswegs damit „sich die Rechte auf die Gebiete anmaße, die unter dem Namen Ruthenien zu Polen oder dem Großfürstentum Litauen angehören".

Wie man sieht, erkannten noch vor kurzem die Russen selbst an, daß hinter der ethnographischen Grenze ihres Stammes ein anderes Volk wohnt, das sie als solches ansahen. Dieses unter die dreieinige russische Formel zu zwingen, leisteten sie damals feierlichen und förmlichen Verzicht. Erst die brutale Gewalt der moskowitischen Zaren und die, bewußt oder unbewußt, im Dienst ihrer Politik stehende russische Wissenschaft haben die ukrainischen Länder zu „Rußland" gestempelt und Europa gewöhnt, in einem frisch verübten Gewaltakt eine uralte Tatsache zu sehen.

Auch jetzt — trotz aller Russifizierungsversuche — betrachtet der ukrainische Bauer sein Land als Nichtrußland, sich selbst keineswegs als einen Russen. Noch heute fragt dieser Bauer, wenn er nach Moskau fahren will: „Wann geht der Zug nach Rußland?" Noch bisher sind für ihn die kurskschen oder tambowschen Saisonarbeiter in der Ukraine „aus Rußland" gekommen! Und in dem Spottnamen „Kazap", den der ukrainische Bauer dem Russen beilegt, spiegelt sich die ganze Verachtung des sich für etwas Besseres haltenden Ukrainers seinem Nachbar gegenüber wider.

Auch das dritte Glied der allrussischen Formel, die Orthodoxie, ist dem ukrainischen Volke fremd. Historisch betrachtet ist die Ukraine nicht ein uraltes orthodoxes Land, wie in unserer Vorstellung Moskau ist, sondern ein alt katholisches, erst im 19. Jahrhundert durch systematische Verfolgungen zur Orthodoxie gezwungenes Gebiet, in dem die Traditionen seiner — griechisch-unierten — Kirche keineswegs erloschen sind. Dies ist in Europa so verkannt, daß manchen die Tatsache seltsam anmuten muß, daß z. B. viele von den verbündeten Truppen besetzte Städte Wolhyniens und des Cholmlandes einst, und zwar vor kurzer Zeit noch, eine große Rolle in der Geschichte des Katholizismus spielten! Manche haben auch die Tatsache vergessen, daß 1594 auf der ruthenischen Provinzialsynode zu Brest die Union der ruthenischen Kirche mit Rom beschlossen wurde; daß am 23. Dezember 1595 zwei Abgesandte der ruthenischen Geistlichkeit — der Bischof von Ostrog und Luck, K. Terlecky, und der Bischof von Wladimir und Brest, J. Potij — beim Papste erschienen, um im vatikanischen Palast, in der großen Halle Constantins, wo der Papst die höchsten Fürsten zu empfangen pflegte, in Anwesenheit aller Kardinäle das katholische Glaubensbekenntnis abzulegen; daß die Union so große Fortschritte in der Ukraine machte, daß neun bereits Ende des 18. Jahrhunderts ruthenische Diözesen Polens sich zur Union bekehrten (während nur eine einzige Diözese in Mohyliv orthodox blieb), und daß der ruthenisch-unierte Basilianerorden damals 250 Klöster in seinem Besitz hatte. Dieser Zustand dauerte bis zur Teilung Polens, nach welcher die berühmte „Bekehrung" der unierten Ukrainer zur Orthodoxie begann, die wir in kleinerem Maßstabe in Galizien vor kurzem beobachten konnten. Zuerst wurden alle ukrainisch-katholischen Bistümer mit einem Ukas der Zarin aus der Welt geschafft, dann begann man die unierten Pfarrer zu verschicken und an deren Stelle orthodoxe Popen einzusetzen. Auf diese Weise haben die Ruthenen 1772—1796 allein 8 Millionen Gläubige in 9316 Pfarreien und 145

Digitized by Google

Klöstern zugunsten des Orthodoxismus verloren. 1820 erschien der Ukas Nikolaus' I., der den Buchhändlern den Verkauf der ruthenisch-katholischen Gebetbücher verbot; 1832 wurde der Basilianerorden aufgelöst und seine Güter eingezogen; 1833 den russischen Gouverneuren das Recht eingeräumt, die Pfarreien zu besetzen. Die Bevölkerung leistete Widerstand. In ganz Wolhynien, Podolien und Cholmland — bis in die Zeit Alexanders II. — spielten sich schreckliche Szenen ab zwischen den sog. „hartnäckigen" ruthenischen Bauern einerseits, die der Wegnahme ihrer Kirche und der gewaltsamen Einführung der Orthodoxie sich widersetzten, und den russischen Behörden und Kosaken andererseits. Erst Ende des 19. Jahrhunderts wurde dieser Widerstand gebrochen und die Ukraine zu einem „uralten orthodoxen" Lande gestempelt! Die russische Gewaltpolitik und die russische Wissenschaft feierten wieder ihre Triumphe, und wieder wurde dieser Gewaltakt der russischen Politik, die eine ganz neue Lage in der Ukraine geschaffen hat, zu einer uralten Tatsache in den Augen der zivilisierten Welt. Ein uraltes ruthenisch-katholisches, erst vor hundert Jahren zum ersten Male unter die russische Herrschaft gekommenes Land wurde in ein altrussisch-orthodoxes umgewandelt! Mit einer unbegreiflichen Gewandtheit haben die Russen ein fremdes Territorium auf ihrer Karte mit derselben Farbe wie das eigentliche Rußland bemalt, und das überraschte Europa hat geglaubt, daß dieses ebenso echt russisch wie Rjasan oder Tambow sei! Eine Mystifikation, wie sie großartiger die Geschichte kaum kennt.

Jetzt endlich ist die Zeit gekommen, um mit dieser Mär aufzuräumen und um zu begreifen, daß die russische Orthodoxie, das russische Staatswesen und das russische Volkstum in dem sog. Südwestrußland — ein Bluff ist, und zwar sehr frischen Datums. Jetzt ist die Tatsache in ihrer ganzen Tragweite und in allen ihren Konsequenzen zu erkennen, daß die Grenze, die den Westen von Rußland trennt, von diesem letzteren längst überschritten ist. Heute handelt es sich darum, endlich einzusehen, daß die Länder zwischen Galizien und Dnjepr und darüber hinaus nie Rußland waren und es auch jetzt nicht sind; wenn sie aber äußerlich als echt russisches Land aussehen, so ist das aus demselben Grunde der Fall, aus welchem Lemberg zur Zeit der russischen Okkupation wie eine russische Stadt erschien, nämlich nur infolge der Macht der Gewalt. Jetzt, nachdem diese Gewalt gebrochen zu sein scheint, gibt es keine vernünftigen Gründe mehr, dieses Land weiterhin als ein russisches Land anzusehen und dementsprechend zu behandeln. Sich von der Hypnose eines Gewaltaktes zu befreien, ist eine unbedingte Notwendigkeit für solche Politiker beider Kaisermächte, für die Größe und Zukunft derselben nicht leere Worte sind.

Digitized by Google

St. Andreas

Rud. Sievers

Digitized by Google

Treidelweg

Von Hans Murbach

Dein hürnen Auge, lieber Hans — mit unserem guten alten Deutsch läßt sich sogar das „Hühnerauge“ aus dem Anzeigenteile in die Literatur hinübererlösen —, also dein hürnen Auge hat gegen das Wetterglas recht behalten. Es regnet. Ich mußte, trotzdem du nicht mitkonntest, die zwei freien Tage nützen und bin ins urmärkische Storkow hinaus, weil ich schon so oft hier war. Wenn ich schon allein wandern soll, will ich Bekanntes treffen. Ob das schon Alterseinflüsse sind? — früher sehnte ich mich nur nach Ungekanntem — oder ist's der Krieg, der alles Denken und Fühlen beherrscht und einem nicht die Freiheit läßt, sich in Neues zu versenken? —

Die Wirtsleute hier begrüßten mich mit einer Herzlichkeit, die sonst dem Märker schwerfällt, und schon mit den ersten Sätzen waren wir mitten in den Sorgen, im Leid, in der Hoffnung und Freude, die heute für uns alle dieselben sind. Ein soziales Wunder hat dieser Krieg offenbart, viel größer, als es der Ausgleich aller materiellen Gegensätze wäre. Unser Volk hat eine gemeinsame Seele bekommen. Es müßte sich eine ganz neue Art deutscher Bildung auf der Grundlage dieser Kriegserlebnisse aufbauen lassen, in der wir endlich ganz frei von der Notwendigkeit würden, unser eigenes Wesen mit einem von auswärts überkommenen Maßstabe zu messen. Dies Glück ist uns in unserer Geschichte überhaupt noch nicht zuteil geworden. Vermag unser Volk diese Frucht zu ernten, dann soll uns die furchtbar blutige Aussaat nicht gereuen.

Ach, lieber Hans, wir in Berlin erleben es nicht so recht, was der Krieg ist. An kleinen Orten schlägt uns die Veränderung, die er im ganzen Leben herbeigeführt hat, ganz anders entgegen. Von den wenig mehr als dreitausend Einwohnern dieses Städtchens sind fünfhundert Männer draußen im Feld. Über fünfzig haben bereits den Tod fürs Vaterland erlitten. Nun rechne aus, wieviel Familien noch wohl sein mögen, die nicht persönliche Trauer tragen. Als ich abends von einer kurzen Kahnfahrt auf dem in stillem Mondschein ruhenden See zurückkam und noch vor zehn die Straßen durchschritt, begegnete ich kaum einem Menschen. Es lockt auch die Mädchen nicht, draußen zu stehen und zu plaudern, wenn keine Burschen in der Nähe sind. Die Wirtschaft war so leer, daß ich gleich zu Bett ging. Um Mitternacht schon weckte mich ein stetes Trommeln — draußen schlug der Regen auf die blecherne Verkleidung eines Nachbargiebels. Ähnlich mögen von fern Maschinengewehre knattern, und — damit waren die Gedanken weit, weit draußen bei denen, die Tag und Nacht mit der Gelassenheit der selbstverständlichen Pflichterfüllung der einen großen Sache dienen und die Erfüllung alles eigenen Bedürfens nur vom Wohl dieser Sache abhängig machen können.

Wenn es doch gelänge, das ganze Volk dieses Erlebens teilhaftig zu machen, dieses Daseins ganz um einer Sache willen! Wenn wir doch den Frauen, den Mädchen zumal, den Müttern des künftigen Geschlechts, dieses Erleben vermitteln könnten! O, ich weiß, es gibt bei den Männern, bei den Zuhausegebliebenen erst

Digitized by Google

recht, viel viel Selbstsucht, wie es bei den Frauen herrliche Opferbereitschaft gibt. Aber auf diese paar Tausend unheilbarer Philister kommt es ja nicht an, während leider umgekehrt es sicher nur wenige Frauen gibt, denen der Krieg das Opfererlebnis in der großen Form als Sache des Volkes und der Gemeinschaft erschließt. Ihr Opferleben vollzieht sich auch da mehr im engeren Rahmen des Hauses, der Familie, des ganz Persönlichen.

Es erschien mir als eine der glücklichsten Wirkungen des Krieges, wie gleich mit seinem Ausbruch in die Lebensstellung der Geschlechter Klarheit gebracht wurde. Männer- und Frauenwerk schied sich mit einem Schlage, während vorher beides überall durcheinandergemengt und mit allen sogenannten wissenschaftlichen Untersuchungen noch immer mehr durcheinanderverwirrt wurde. Aber jetzt will mir doch oft scheinen, daß es nicht mehr möglich ist, unser Leben auf die alte einfache Formel zurückzubringen. Die Anteilnahme der Frauen am öffentlichen Leben ist so groß geworden, sie liegt hundertfältig so mit allen sozialen und gesellschaftlichen Einrichtungen unlösbar verbunden, daß man nicht mehr mit einer Trennung auskommen kann, sondern nur dadurch, daß die Frauen mit dem ganzen Verantwortungsgefühl für ihren öffentlichen Anteil erfüllt werden.

Der jetzige Zustand darf nicht bleiben. Denn die Würdelosigkeit, der sich immer wieder die Frauenspersonen gegenüber unseren Feinden schuldig machen, beruht nicht auf der sittlichen Minderwertigkeit einzelner Personen, dann wäre die Erscheinung weiter nicht schlimm, sondern auf einer Unfähigkeit zu staatlichem, völkischem Denken, für die das ganze Geschlecht verantwortlich ist. Denn bei schärferem Zusehen finden wir, daß weitaus die meisten unserer Frauen nicht in jenem seelischen Verhältnis zu unseren Feinden stehen, wie es die Zeit erheischt. Es sind nur persönlich sittliche Elemente, oder bei vielen vielleicht auch nur der äußere Anstand, der weitaus die größte Zahl unserer Frauen vor Entgleisungen in dieser Hinsicht schützt. Nicht aber ein wirklich hochstehendes nationales Empfinden, noch viel weniger ein Verantwortlichkeitsgefühl gegen das Volksganze. Nur dieses letztere könnte uns aber für die Zukunft jene gesunde Entwicklung gewährleisten, die unserem Nationalgefühl nottut, die uns allein in den Stand setzen wird, die große Weltaufgabe, zu der wir berufen sind, wirklich zu erfüllen. In einem gewissen Sinne ist diese deutsche Zukunft die wichtigste aller Frauenfragen, und ich halte eine völlige Umwälzung unserer ethischen und auch unserer geistigen Frauenerziehung für unbedingt notwendig. —

Ich muß doch wieder eingeschlafen sein, es ist sogar sicher schon ziemlich spät. Der Regen scheint nachgelassen zu haben, die Tropfen schlagen mehr einzeln auf, wohl im Abtraufen von der Rinne. Chopin soll auf diese Weise sein Präludium in Des-Dur gefunden haben. — Haha! Es hat Ästhetiker gegeben, die mit emsigem Ameisenfleiß alle derartigen Mitteilungen aus Briefen und Erinnerungswerken unserer Künstler zusammengetragen haben. Es sollten Bausteine sein zu einem Palaste exakter Kunstästhetik. Die experimentelle Psychologie mußte den Mörtel liefern, um ihn auszuführen. Eine richtige Fabrikbaracke ist auf diese Weise zustandegekommen! — Ob nicht der Krieg auch mit dieser Art von Kunstauffassung, in der sich Hochmut und Beschränktheit um die Vorherrschaft stritten, gründlich auf-

Digitized by Google

räumen wird? Ob nicht auch diesen Psychologen, deren Hauptbestreben es war, alles Psychische in ein Materielles umzuwerten, der Krieg beigebracht hat, daß der Begriff „seelisches Erlebnis" kein leerer Wahn ist, sondern ein Wunder, ein unbegreiflich hohes Wunder, dem wir in Scheu uns zu beugen haben, dessen beglückende Kraft geradezu im Unberechenbaren und Unerklärlichen liegt? —

Es ist doch nichts mit dem Wetter. Die ganze Luft schwimmt in Feuchtigkeit, die nach Laune Nebeldünste brauen oder zum Strichregen sich verdichten kann. Aber zu Hause bleiben? Nein. Ich wandere ganz gern einmal durch solche Regentage, sei es im dichten Loden, noch lieber barhäuptig unterm aufgespannten Dach des Regenschirms, das eine prächtige Rückendeckung abgibt, wenn es in solchen Urvätermaßen gehalten ist, wie das des Schirmes, den die Frau Wirtin mir fürsorglich aufnötigt. Er habe keinen Wert, ich könnte ihn ja auch mit der Post zurückschicken, falls ich nicht vorzöge, ihn selber zurückzubringen. Sie rechnet damit, daß der Regen mich bald zurücktreiben wird.

Die beabsichtigte Wanderung durch die Wälder von Storkow und Scharmützelsee hinüber zum Springsee und durch den alten Duberowforst, die beliebte Jagdstätte Friedrich Wilhelms, des Soldatenkönigs, muß ich freilich aufgeben. Der Dunst hängt jetzt wie Schleier zwischen den Stämmen. Aber hier dem Fließ entlang, das, zum Kanal vertieft, die einzelnen Seen zum gut schiffbaren Wege bis in die Spree verbindet, muß es sich auf dem Treidelwege ganz gut wandern lassen. Es ist mir ohnehin nicht um forsches Wandern zu tun, mehr um ein Hinbummeln in Stille und Freiheit. Da ist solch ein Weg der Wasserstraße entlang fast wie eine Leine, an der man sich selber vorwärtstreidelt. Hinterdrein zieht man den befrachteten Kahn seiner Stimmungen, Erinnerungen und Gedanken. Ich finde, solch Sinnieren in mäßigem Wanderschritt hat etwas wunderbar Ausspannendes, und gerade trübes Wetter mit bedecktem Himmel umgrenzt einem draußen die Natur so bestimmt, daß man durch sie hinschreitet wie durch einen ganz vertrauten Raum. Man wird geruhsam, friedlich in sich selbst. Jene Wanderstimmung des „Hinaus in die Ferne", die den ganzen Körper in ihre lebhafte Vorwärtsbewegung hineinreißt, kommt nicht auf. Dafür ein leises Fürbaßgehen, ziellos, wahllos, den getretenen Pfad entlang, wobei dann die Gedanken immer freier von dannen flattern.

Ich habe kein bestimmtes Wanderziel und darum Zeit in Überfülle. Es ist ganz gleichgültig, bis wohin ich heute komme, und irgendwohin werde ich schon kommen. Solch Treidelweg ist die sicherste Bahn. Ich kenne eine Radierung, sie könnte von Albert Welti sein, wo einige Menschen einen Kanalweg entlang den schweren Frachtkahn ziehen. Ich habe dabei immer an die Lebensstraße denken müssen, ohne daß ich diese Auffassung des schwerblütigen Bildes begründen könnte. Vielleicht ist's, weil unser Lebensweg selbst solch unbedingt sicheres Zielende hat, und wenn man rückwärts schaut, gebunden war durch den Frachtkahn, den jeder am langen Seil hinter sich herzieht und den er ach zu jenem Ziele bringen muß. Je nachdem man meinen darf, man wähle selber die Richtung oder die aufgepackte Last dahinter erzwinge den Weg, fühlen wir uns frei oder gebunden. Aber über allem steht doch eine lenkende Kraft, die die großen Lebensstraßen gezogen und einer jeden das gleiche Ziel gesteckt hat.

Digitized by Google

Das landschaftliche Bild für den ersten Wegteil steht nach wenigen Schritten fest. Hinter mir schneidet das Städtchen ein Stück des Kreises ab und schließt das Bild, das nahe zur Rechten ein leicht ansteigender Kiefernwald, weit drüben zur Linken ein anderer Wald als schwarzer Strich einrahmt, während vor mir der weithin sichtbare Bahndamm die natürliche Abgrenzung gibt. Der Boden ist ganz flach, zu beiden Seiten des Fließes Wiesen, erst weiterhin nach links stehen vereinzelte Obstbäume und dahinter Felder. Dort hinüber wird der Boden also trockener, hier in der Nähe ist alles Moorgrund. Man fühlt ordentlich den alten See, und drüben, wo die Kiefern stehen, sieht man zwischen den Stämmen den Sand der Düne leuchten.

Ich komme nicht weit. Auf dem letzten der kleinen Grundstücke, die noch im Weichbild des Ortes als Gemüsegärten benutzt werden, arbeitet ein Mann. Natürlich ein alter, junge sind ja jetzt nicht daheim. Es ist ihm offenbar willkommen, daß ich ihn in der ungewohnten Arbeit unterbreche. Der Bauer kann, wenn er noch so altersteif wird, sich noch immer gut zur Erde bücken; sein Körper nimmt ja auch im Alter die vorgebeugte Haltung an, in der er so lange mit der Erde um die Gegengabe gerungen hat. Der Mann hier hat einen „steifen", geraden Rücken. Er ist schon ganz jung nach Berlin gekommen und hat dann ein Menschenalter im Bahndienst gestanden. Jetzt ist er mit seiner Frau hier heraus zu einer verheirateten Tochter gezogen, nur für die Kriegszeit, um ihr ihr bißchen Land zu bearbeiten; denn der Mann ist draußen im Feld, und ihr macht Jungdeutschland das Arbeiten draußen unmöglich. Er ist nicht zufrieden mit den Frühkartoffeln, sie haben noch Mitte Juni unter einem frostigen Nebel gelitten. Der Boden sei zu dünn; dabei läßt er den schwarzen Moorsand durch die Finger rieseln. Und dann das üble Unkraut! Verwilderte Weiden treiben aus armtief liegenden Wurzeln einzelne Schoße, noch tiefer wurzelt das Röhricht. Es ist eben alles alter Morast und schier ein Wunder, daß es im Laufe der Zeit gelungen ist, ihn in diese immerhin tragfähigen Wiesen umzuwandeln. Er wollte auch jetzt im Herbst etwas Lehmboden in dieses Gartengrundstück mengen.

Mit den Kartoffeln ist es übrigens nicht so schlimm, wie er getan hat; wenigstens die Stauden, die er als Beispiel herausgreift, tragen ganz gut. So hat die Bauernart schon nach kurzer Zeit diesen Mann angesteckt. Keiner hat so Angst vor dem „Rühmen", wie der Bauer. Er ist eigentlich mit dem Ertrag der Felder nie zufrieden, im Gegensatz zum Städter, der sich ein Stück Land pachtet oder einen kleinen Garten gewonnen hat. Der ist schier erstaunt, wenn etwas wächst und betrachtet es bereits als Vollernte, wenn er halbwegs die Kosten für die Aussaat wieder hereinbekommt. Ist das aber nicht überhaupt das Verhältnis zwischen Fachmann und Dilettant? In der Kunst jedenfalls, wo der wahre Künstler sich nie genug tun kann und immer unter dem leidet, was die Frucht, die er in seinem vollendeten Werke erntet, den Hoffnungen schuldig bleibt, die er mit der Aussaat verband. Und könnte das auch anders sein? Des Künstlers Wonne ist jene Stunde, jene Minute der Zeugung, in der das Samenkorn eines Gedankens, eines gewaltigen Gefühls in das Erdreich seiner Seele fiel. Von da ab in all der Zeit, in der die Frucht wächst und reift, bis sie sich endlich von ihm loslöst, um nun ihr

Digitized by Google

eigenes Leben in der Welt als neues Lebewesen zu beginnen, hat er nur noch Sorge und Arbeit. Der Dilettant schöpft nicht aus eigenem. Von irgendwoher bezieht er die Elemente, aus denen sein Werk nachher entsteht. So ist begreiflich, daß er schließlich noch darüber staunt, was alles herauskommt, und immer beglückt und selbstzufrieden ist.

Richtiger Regen hat jetzt eingesetzt, so bedächtig und gleichmäßig, wie einer, der reichlich Zeit hat, um ans Ziel zu kommen. Ich fühle mich in verwandter Stimmung und spanne mein gewaltiges Regendach auf.

„Dem Herrn macht et woll ooch Vergnüjen, wenn et Strippen rejent. Ick habe et ooch gern, denn dann beißen se an." Ich habe ein ganz altes Männchen eingeholt, als es gerade dabei ist, seinen Sitzstock zusammenzuklappen. Dann greift er nach dem im Wasser hängenden Sack, dem Napf mit den Würmern. „Das hier ist nicht mein richtiger Platz, ich angele etwas weiter drunten", — und wir trotten zusammen weiter. „Ja, wenn et so rejent, ziehe ich den dicken Kittel an und denn soll et man rejnen." Lachend verweist er auf eine Stelle am Ufer, wo durch das Dickicht von Rohr, Sauerampfer und Spiräen eine kleine Schleife zum Wasser herunterweist. „Das ist einer von meinen Plätzen, es sind noch viele hier unten."

Schon steckt der Stock im Grund, der Alte sitzt, und mit bedächtiger Aufmerksamkeit zieht er den Wurm über den Haken. Dann fliegt die Schnur im Bogen ins Wasser.

„Da vorn bin ich aufgestanden, weil ich mich zu sehr geärgert hatte. So 'n armdicker Fisch war gerade davon, nachdem er mir den Wurm abgebissen." Ich habe noch nie einen Fischer getroffen, bei dem nicht „gerade" ein riesiger Fisch davongeschwommen war. Ich schaue ihm zu.

„Ja, es gehört Geduld dazu", meinte der Alte nach einer Weile. Wir stieren beide nach dem Schwimmer. Jetzt „mummelt" wieder einer dran herum, aber anbeißen wollen sie nicht. Vielen Leuten ist die Leidenschaft des Angelns ganz unverständlich. Ich selbst habe noch nie geangelt, aber wenn ich neben einem Fischer stehen bleibe, erfaßt mich immer die gleiche Spannung, die diesen selbst beseelt. Es ist doch eine Art von Glücksspiel, dessen besonderer Reiz wohl darin liegt, daß man selber sich ganz ruhig verhalten muß, um doch im entscheidenden Augenblick mit höchster Schnelligkeit und Entschlossenheit zu handeln. Ich getraue mich jetzt schon gar nicht fort, bevor der Alte etwas gefangen hat. Inzwischen gerät er ins Lateinern, das die Fischer fast noch besser sprechen als die Förster, und berichtet von gewaltigen Fängen. Da zappelt ein kleiner Barsch am hochgezogenen Angel. Er kommt in den Sack. Der Alte ist in gehobener Stimmung und erzählt von sich selbst. Das Angeln hat ihn gesund gehalten. Sechsundsiebzig Jahre ist er. Noch nie eine Stunde krank gewesen. Aber jeden Augenblick, den ihm sein schweres Schlosserhandwerk freigelassen hat, war er draußen.

Es läutet in Storkow. Da wird wohl jemand gestorben sein. Wenn einer stirbt, so wird „gelitten". Der Alte merkt natürlich den Doppelsinn nicht, der durch die Mundart hier zustandekommt. Aber es ist, als ob er ihn fühle, denn von selbst fährt er weiter, als ob er auf eine Frage von mir Antwort gäbe. „Nein, ich habe niemand im Krieg. Zwei Söhne habe ich so verloren." Schöne, starke Männer,

Digitized by Google

viel größer als er selber, hingerafft von schleichender, tückischer Krankheit. — „Der Wurm muß nischt taugen! Ja, die dunkeln mögen sie nicht und die hellen, die lebendigen, kriechen im Napf immer nach unten.“ Nun hat er den richtigen gefaßt. Wild krümmt sich das Tier, als es über den Haken geschoben wird. „Det muß ooch keen anjenehmes Jefühl sein!“

So bin ich richtig auch schon an der Wurmfrage lebhafter beteiligt und helfe weiter angeln, bis das Herannahen eines Frachtkahns, vor dem die Fische ausreißen, mir die Gelegenheit zum Abschied gibt.

Es regnet wieder etwas weniger, und es ist wunderschön. Die Luft ist weich, und ich ziehe den Erddampf in tiefen Atemzügen durch die Lunge. Es ist unsagbar still. Da und dort schraubt sich eine Lerche trotz des Regens singend in die Höhe. Wenn sie alle Luft aus ihren Röhren hinausgesungen, klappt sie die Flügel zusammen und fällt wie ein Ball ins nasse Gras. Kein Schmetterling ist zu sehen, aber Käfer kriechen und surren in Massen herum, auch Nachtfalter suchen torkelnd nach einem neuen trockenen Plätzchen. Nur einer flattert auffallend lange im Kreise zwischen den Halmen herum. Ich wußte bis jetzt nicht, daß die Mäuse so eifrige Falterjäger sind. Bei näherem Zusehen bemerke ich nämlich, daß der Falter vor einem Mäuschen flieht, das dauernd hinter ihm herjagt, um ihn zu haschen. Er brauchte nur etwas in die Höhe zu steigen und wäre gerettet. Welch seltsamer Einfall der Natur ist es, daß sie fast jedem ihrer Geschöpfe eine im Grunde unverständliche Gefahr bereitet hat, indem es sich drohendem Unheil nicht zu entziehen vermag, wenn es von einer bestimmten Seite ausgeht. Dieses Gebanntwerden durch andersartige Geschöpfe wiederholt sich doch tausendfältig. Auch manches Menschenschicksal läßt sich nur auf diesem Wege erklären. Der Mensch früherer Zeiten, der in seiner Art ein so scharfer Beobachter der Natur war, hat diese Erfahrung zur Mythe vom Basilisken verdichtet.

Eine Fülle von Blumen wuchern diesen Treidelweg entlang. Besonders merkwürdig ist, wie dicht neben den Sumpfgewächsen die des trockenen Bodens stehen. Das in seinen Masseninstinkten immer plebejische Volk der Klee macht den Weg zuweilen fast ungangbar. Froschlöffel und Sauerampfer in den verschiedensten Abarten, mehrere Hahnenfüße und Unmassen Bachbungen. Hier haftet mir von der Schulbank her auch noch der lateinische Name: Veronica beccabunga, einer der seltenen Fälle, wo das lateinische Wort dem deutschen nachgebildet ist, unserem althochdeutschen „bungo“ — Knoten, wegen der vielen Stengelansätze. Dicht daneben Augentrost, Männertreu und, zwischen Mäusehafer herauslugend, Gauchheil und Erdrauch.

Wenn ich so unsere deutschen Pflanzennamen bedenke, schmerzt es mich immer, wie sehr uns Heutigen, wenn wir nicht besondere Fachstudien getrieben haben, dieses lebendige Beobachtungsverhältnis zu den Blumen abgeht, das aus all diesen Namen spricht. Sie sind tatsächlich fast alle zu abgegriffenen Wortmünzen geworden, während unsere Altvorderen damit eine Fülle von Vorstellungen verbanden, die, ob sie auf Sage und Aberglaube oder auf Erfahrung beruhten, immer den Wert eines lebendig sinnlichen Verhältnisses hatten. Gauchheil zum Beispiel, das diesen Namen seiner Heilkraft gegen die Narrheit, also wohl

Digitized by Google

gegen Kopfschmerz verdankt, heißt in anderen Gebieten auch Faulmagd, Faule Liese, Faulsgretchen, Faulenzchen, ja in der Schweiz vielfach Nüniblümli, also Neunuhrblume, weil sie so spät erst ihr kleines Blumenäuglein aufschließt; jetzt beim feuchten Wetter verschläft es gar den ganzen Tag.

Nun ist es ja wohl nicht möglich, daß uns Heutigen vom Namen aus wieder dieses reiche sinnliche Verhältnis zur Blumenwelt erschlossen werden kann, da eine starke sprachliche Schulung dazu gehört, hinter die Bedeutung der meisten Namen zu kommen. Aber man sollte in der Schule die Pflanzenphysiologie betreiben. Ich meine, unser naturwissenschaftlicher Unterricht müßte eine Verschiebung erfahren dahin, daß Botanik und Geologie in den letzten Gymnasialjahren betrieben würden. Für Physik hat erfahrungsgemäß auch der dreizehn-, vierzehnjährige Knabe bereits lebhafte Teilnahme und weitgehendes Verständnis, bei der Botanik dagegen bleibt es fast bei allen Jungen bei einem äußerlichen Sammeleifer. In späteren Jahren fehlt einem aber die Zeit, den Mangel an elementaren Kenntnissen auf diesen Gebieten auszufüllen, und so bleibt es meistens bei ungeordneten Beobachtungen. Und gerade das Wandern bringt einem auf diesem Gebiete so sehr viel Stoff für die Augen. Auf dem Gebiet der Erdkunde fast noch mehr als im Pflanzenreich. Die Natur erzählt uns immer und überall von ihrer Geschichte, man müßte sie bloß besser verstehen können.

Ich komme beim Weitergehen an eine Stelle, bei der sonst Kies verladen wird. Neben dem Weg liegt ein gewaltiger Haufen buntester Steine, die jetzt vom Regen genetzt in allen möglichen Farben leuchten, wie ich es schöner und bunter auch am Strande des Tyrrhenischen Meeres nie gesehen habe. Der Steinklopfer, der vor dem Regen unter sein Zeltdach geschlüpft ist, erzählt mir, daß die Steine aus dem Kies, der aus der etwa zehn Minuten entfernten Grube hierhergeschafft wird, herausgelesen sind. Die Steinklopfer sind fast alle Philosophen, ähnlich wie die Schuster. Zum Teil mag's mit der vorgebeugten Kopfhaltung zusammenhängen und der gleichmäßigen Erschütterung des Gehirns bei dem Klopfen, das ihnen ja mit den Schustern gemeinsam ist. Auch der hier meint: „Ja, die Steine könnten wohl etwas erzählen." Er hat die Wasserschliffe an den Steinen längst beobachtet. Das müsse übel zugegangen sein, bis diese Meersteine in diesen Kies hineingekommen seien. Der Theophil im Heimatdörfchen ist beim Steinklopfen ganz hintersinnig geworden und ein ganz bedenklicher Grübler, der sich schließlich den zweiten Teil „Faust" in den Einband seines Gebetbuches geheftet hat. Freilich arbeitete er im Jurakalk, und als er erst hinter die Versteinerungen gekommen war, wußte er sich vor diesen vergangenen Welten, die ihm aus all dem Gestein entgegenkrochen, keinen Ausweg mehr.

Ja, wie es beim Wandern in unsichtiger Gegend immer schwerhält, den Ausweg zu finden, wenn man nicht fest geradezu läuft, so ist's auch im Leben, wenn hier schwere Schicksale kommen. Man möchte so gern begreifen, wo man doch nur ergeben hinnehmen kann.

An der Schleuse, zu der ich jetzt komme, wartet ein großer Frachtkahn aufs Eingelassenwerden. Von weitem schon sehe ich am Steuer eine ragende Gestalt. Gleich einem schwarzen Mönche steht sie im langen Regenmantel, die Kapuze

Digitized by Google

über den Kopf gezogen. Sie rührt sich nicht vom Steuer weg und hat doch nichts zu tun, der Kahn liegt still. Vom Ufer ruft umsonst ein alter Mann ihr zu, sie möge doch endlich an Land kommen. Der Fall ist ihm peinlich. Als ich an ihm vorbeigehen will, fühlt er das Bedürfnis, ihn zu erklären. „Es ist nichts mit der Alten anzufangen; sie sollte doch nun essen kommen. Der Kahn steht hier gut und dem Schleusenwärter ist's recht, wenn jetzt eine Stunde Pause gemacht wird." Und es wäre doch auch Zeit, die Kinder hätten längst Hunger. Als ich die Kinder ansehe, einen vielleicht zwölfjährigen Jungen und ein Jahr älteres Mädchen, meint er: „Ja, es ist nicht recht, daß diese jungen Kinder schon ziehen, aber was soll man machen? Ich habe auch nicht gemeint, daß ich nochmal treideln müßte. Aber der Sohn, der Vater von den Kindern, ist im Krieg gefallen, und die Mutter liegt krank daheim." Da müssen die beiden Lebensalter an die Arbeit heran, denen eigentlich die Ruhe ziemt: den Jungen, um heranreifen zu können, den Alten, weil sie überreif sind.

Hinter der Schleuse und der über der angelegten Brücke sich hinziehenden Straße wandelt sich das ganze Landschaftsbild. Es ist oft so in der Mark, daß solch unscheinbarer Querschnitt den ganzen Charakter der Landschaft verschiebt. Dicht bei der Schleuse ist ein altes Gehöft, drüben mag einmal eine Mühle gestanden haben, denn ein Wasserstrang ist abgegabelt, große Eschen und Erlen stehen herum, einige Eichen und Linden stehen hinter dem Gehöft. Das Ganze wirkt wie eine üppige Oase im Vergleich zu der kahlen Landschaft, durch die der Weg bislang führte. Bewegt ist jetzt das ganze Gelände, überall sind kleine Knicke. Selbst die Kiefern schieben sich nur als durchsichtige Silhouetten da und dort quer durchs Gelände. Man sieht drei, vier Straßen mit ihren Baumzeilen hinziehen; der Himmel ist so bleiern, daß jede Linie hart und scharf sich abhebt. Eine ferne Birkenreihe leuchtet fahl und kalt, als seien die Stämme mit Kalk bestrichen. Der Weg wird immer sumpfiger, ich sacke bei jedem Schritt tief ein. Um so merkwürdiger ist mitten drin eine ganz trockene sandige Heidestelle, über und über mit Thymian bedeckt.

Ich weiß nicht, ob es allen so geht. Mir ist beim einsamen Wandern der höchste Genuß, daß dauernd das Gedenken an vergangene Wandertage in mir wachgerufen wird. Und so gehen die Erinnerungen als leise Wandergefährten nebenher. Wo ich hier so unerwartet Thymian sehe, tritt plötzlich durchs Regengewölk einer der sonnenhellsten Tage in mein Erinnern, die ich je durchwandert habe.

Es war am Albulapaß hinter Alvaneu, wo die Straße wieder anfängt anzusteigen. Mit Sonnenaufgang war ich in Thusis aufgebrochen, über den Schynnpaß nach Tiefenkasten. Der Augusttag war schon am Vormittag heiß, und als ich nun hinter mir die lange Schlange der Post mit ihren Beiwagen — damals fuhr die rätische Bahn noch nicht ins Engadin — herkommen sah, flüchtete ich vor dem Staub eine Grashalde hinan. Sie war mit Thymian übersät. Ich wanderte damals auch allein und so wurde aus dem abwartenden Sitzen bald ein Liegen mit dem treuen Rucksack als Kissen, und dann muß der Schlaf gekommen sein. Ich meine, ich spüre heute noch das Erwachen. Wie ein beseligender Odem strich es mir übers Gesicht. Ich glaubte den köstlichen Wohlgeruch zu fühlen, der mich umhüllte. Es war Höhenwind, der um die Mittagszeit zu Tal fällt. So viel spürte ich wohl, aber es war,

Digitized by Google

als hätte der Duft mir alles Erinnern ausgelöscht; ich hätte nicht sagen können, wo ich mich befand. War das ein seliges Gefühl! Dieses wunderliche Sichvergessenhaben! Und als ich nun endlich doch die Augen aufschlug, war der Bann nicht gebrochen. Nur Blumen und Licht sah ich. Als ich mich dann langsam emporbeugte, tauchten rings um mich herum erst die Spitzen, dann in die Tiefe hinunter zum breiten Fuße die Berge mir entgegen. Das war so seltsam lustig, daß mir diese riesige Welt wie ein Spielzeug wurde und ich gleich einem Kinde das Spiel des Auf- und Niederbeugens oftmals wiederholte. Sicher habe ich laut gelacht in die weite, weite Einsamkeit.

Wer sich jetzt doch auf eine Stunde so vergessen könnte! Wer so frei, so friedlich atmen könnte! — Doch nein, die Last des Kriegsgedenkens ist mir lieb geworden, so schwer sie drückt. Ich will sie nicht missen, solange Tausende und Tausende die Last des Kampfes tragen. Inniger als gemeinsame Freude muß dieses Sorgen unser Volk zusammenschmieden zu einer unverlierbaren Liebe für das eine große Gut, das außer uns liegt, das keiner als greifbaren Besitz hat und das wir doch heute alle als das Wertvollste fühlen, was es für uns gibt: das deutsche Vaterland.

Die bisherige Wanderruhe ist mir verloren. Es ist weniger der Hunger, als die Hoffnung auf neue Nachrichten vom Kriegsschauplatz, was mich einem Gasthaus zustreben läßt. Während der Mittagsrast hat der Regen nachgelassen. Die Sonne glitzert mit verdoppeltem Leuchten im nassen Geäst. Ob ich den Treidelweg zurückwandere, um ihn nun auch im hellen Licht zu sehen? — Nein. Es ist jetzt keine Zeit zum Bummeln. Wenn ich kräftig ausschreite, erreiche ich noch den Nachmittagszug und bin abends in Berlin am Arbeitsplatz, den mir die Pflicht fürs Ganze angewiesen hat.

Sturmzeit · Von Kurt Engelbrecht

Die zähen Gäule ziehn den Pflug
Durch harten Acker Schritt für Schritt.
Was deine Seele leidend trug,
Und was dein Herz an Sorgen litt,
Du pflügst es in den Acker mit!

Die breite Furche wird ein Grab;
Hoffnungen senktest du darein.
Am liebsten legtest du hinab
Dich selbst mit aller deiner Pein!

Der Sturm durchpflügt die Welt. Und breit
Zieht Furche neben Furche hin.
Zum Segensamen wird das Leid,
Zur Brücke für die Ewigkeit!
Das ist der Sturmzeit tiefer Sinn!

Digitized by Google

Fahnenschwenker — Rud. Sievers

Digitized by Google

„Weh dem, der lügt!“

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Zwischen dem Wust von Illusion und Blödsinn, womit die Vierverbandspresse fortfährt, ihre kritiklosen Leser zu umnebeln, hat einer ein durchdachtes Wort geschrieben, Hanotaux. „Auf die Dauer muß die Deutschen doch der allgemeine Haß besiegen.“

In Deutschland drinnen hinter der warmen Reichshaustür soll man das nicht verlachen. Besiegen wird er uns nicht. Aber bis in unausdenkbare Zeiten wird dieser Haß uns nachgehen, wenn nicht etwas Kräftigeres geschieht, als das mattzornige Dulden oder das bloße Belächeln der aberwitzigen Torheiten, die über uns behauptet werden. Wir werden dieses Unrecht nie wieder loswerden, so wie an den Goten, die mit ehrfürchtiger Scheu die Stätten des Altertums betraten und die durch den hochgebildeten Theoderich das innerlichst heruntergekommene, verfallen verödete Italien ordnend wieder aufrichteten, oder wie an den von bischöflichen Schriftstellern wegen ihrer Tugenden bewunderten Wandalern (nicht „Vandalen“) die anderthalbtausendjährige Lüge von ihrer Roheit hängengeblieben ist, im Munde der windig unwissenden Nachfahren jenes antiken Volkes, das auf seinen späten Verfallstufen gerade noch vermocht hat, einen Pfuhl von Verdorbenheit, von gemeiner Vergnügung in der fühllosen Unbarmherzigkeit gegen Mensch und Tier, und sonst von fingerfertigen Betrüger- und Verdrehungskünsten zu hinterlassen.

Die reisenden Deutschen sind viel an ihrer Unbeliebtheit schuld, durch diese heillose neuere Neigung, Erziehung und Rücksicht durch Taktlosigkeiten zu ersetzen und durch das Benehmen der kalten Nichtachtung einen snobhaften Rang vorzuspiegeln. Aber wenn sie damit auch einer gewissen Abneigung Vorschub geleistet haben, so verblaßt das doch vollkommen gegen die Mittel durchdachter Feindseligkeit, die es in schamlos bewußter Lügenhaftigkeit fertigbringen konnten, ein Entsetzen der Völker vor uns zu erzeugen, dem sich Vergleichbares kaum in der ganzen Geschichte auffinden läßt. Da meint der gerettete, aufgefischte englische Seeoffizier, wenn ihm unser freundlich besorgter Kommandant einen heißen Grog bringen läßt, nun wird er vergiftet; da fliehen die russischen Bürgerfamilien schon von weitem aus ihren Städten in wahnsinniger Angst vor den entsetzlichen deutschen Greuelhorden; in neutralen Städten, wohin sonst deutsche Familien ihre Töchter in die Mädchenpensionate sandten und von wo sich die Universitäten eifrigst um deutsche Studenten bemühten, arbeiten die Kinos, hängen in den Läden (Kunsthandlungen!) die von der Behörde geduldeten, wahrscheinlich auch von ihr mitgeglaubten Bilder der von den „boches“ verstümmelten Kinder, d. h. die Photos und Ansichtskarten nach irgendeiner schlampigen Malerei oder Plastelinklumperei, die ein profitlicher Montmartre-Kunstjüngling zusammendreckte; in allen Ländern der kindsköpfigen Romanen wandert der Schwindel von Haustür zu Haustür, daß jämmerlich verbundene Bettler sich für Belgier ausgeben, die von den Deutschen gemartert wurden und zusehen mußten, wie ihre Frauen und Kinder aus pureſter

Digitized by Google

Mordlust erschossen wurden. (Wie ertragreich dieses, viel mildherzige Frauentränen fließen machende Geschäft ist, kam jüngst einmal genau zutage, als die waadtländische Polizei einen solchen Belgier festnahm, der ein geborener Walliser war und aus dem Orte Bagne stammte.) Die den Deutschen gewiß nicht beistehende „Neue Züricher Zeitung“ bemerkte vor kurzem, daß nichts so, wie das Entsetzen über die deutschen Untaten, die volklichen Meinungen im leidenschaftlichen Widerstande gegen uns zusammenhält, nicht nur in den kämpfenden Ländern, sondern weitum auch in neutralen. Und das ist so und darf nicht, weil ein gutes Gewissen ein sanftes Schlummerkissen ist, mit Achselzucken oberflächlich leicht veranschlagt werden.

Beweisführungen bleiben da vergeblich, alle papierenen Darlegungen sind nutzlos, daß vielmehr Russen und Wallonen durch ihre Scheußlichkeiten jenen phantasiearmen Verleumdern die Greuel lieferten, die sie dann nur gerade gebrauchsfertig umzudrehen wußten gegen die anständigen, gewissenhaften und viel zu vertrauensnaiven deutschen Truppen. Durch die selbsttätige Eindrücklichkeit der Wahrheit konnten Schweden, Dänen, Norweger, zu größerem Teil auch Holländer sich überzeugen lassen, weniger schon die durch ihre Sensationszeitungen in ewiger Nervenaufpeitschung gehaltenen Amerikaner. Und niemals wird die natürliche Wahrheit etwas ausrichten bei den öffentlichen Massen der von fortgesetzter hundertjähriger Beschwatzung zur geistigen Impotenz verblödeten, ihre klägliche Entmännlichung mit den bequemen Illusionen der bevorzugten „Zivilisation“ verwechselnden Romanen, die sich von ihren Journalisten, Politikern und sonstigen Geschäftsmachern auf den Wegen der Phrase und der Belügung bedauernswert nasführen lassen, wohin diese wollen.

Bei alledem aber schulden wir es uns und unseren Kindern, den einzigen Feind nicht schließlich unbesiegt und ungestraft zu lassen, dem wir nicht gewachsen waren. Und bleibt es uns während des Krieges versagt, so soll dann beim Frieden das Mittel gefunden werden, daß man uns nicht, gleich jenen Wandalern und Goten, mit unauslöschlicher Ungerechtigkeit bemakelt der späteren Geschichte überliefert. Mit einer für immer denkwürdigen Eindrücklichkeit, die in alle Geschichtsbücher kommt, — so denkwürdig, daß sie sie aufnehmen müssen, — muß dann das „Weh dem Lügner!“ sich erfüllen, muß es dann gelten, den pfiffig und schäbig die Völker betrügenden Hetzern dafür eine, von den übrigen Entschädigungen gesonderte, zu ihnen hinzuaddierte scharfe Extrabuße aufzulegen, damit sie zum ewigen Denkzettel, zur brandmarkenden Schimpfstrafe, wie einst das Eselreiten und das Hundetragen durch Gerichtsspruch, wird. Hier gilt es nicht weichlich zu tüfteln; die Schuldigen sind die Regierungen, denn jede verantwortet die Mittel, die sie zu Hilfe nimmt und die sie ermutigend frei gewähren läßt. Woraus diese Strafe bestehe, das läßt sich bis dahin noch finden und überlegen. Ein Nebenteil könnte ja darin bestehen, daß diese Regierungen die friedensvertragliche Verpflichtung übernehmen müssen, durch eben dieselben amtlichen Kommissionen, die in alle Welt die Aufzählung der deutschen atrocités als abgedruckten „Bericht an den Herrn Ministerpräsidenten“ herumgesandt haben, nun auch noch die stichhaltigen Beweise öffentlich nachzuliefern.

Digitized by Google

Die Rückkehr der Dichter

Von Fritz Müller

Ich war in einer Schriftstellerversammlung. Jammer und Klagen. Kein Brot mehr, kein Verdienst. Ihre Arbeit werde nicht genommen, nicht gelesen. Die Depeschendrähte des Krieges hätten sich um ihre Arbeit gelegt und sie erdrosselt.

Aber etwas müßte doch geschehen, hieß es. Ehe man verhungre, greife man zu irgend was. Und da kam es denn heraus:

„Was mich betrifft," sagte einer, „so habe ich mein Apothekerzeug wieder hervorgesucht — ich war nämlich früher einmal Apotheker und werde jetzt in einem Spital mithelfen."

„Und ich," gestand ein andrer, „ich war früher einmal Lehrer und habe mich jetzt an einer Schule gemeldet, wo ein Drittel aller Lehrer einberufen ist ..."

„Und ich war früher Arbeiter," sagte ein Dritter, „und es ist mir jetzt wieder gelungen, eine Arbeitsstelle zu finden ..."

Und so und ähnlich sprach ein jeder. Alle waren sie, ehe sie zur Feder griffen, etwas anderes. Alle hatten sie ehedem irgendeinen bürgerlichen Beruf ausgefüllt. Und alle waren sie jetzt unter dem Zwange der Not dazu zurückgekehrt oder doch auf dem Wege dazu. Nur einer, ein Literatenjüngling, blieb stumm.

„Sind Sie früher nichts gewesen?" fragte ihn einer lustig.

„Nein, ich bin immer nur ein reiner Schriftsteller gewesen", sagte er mit Betonung.

Und alle fühlten ein Stück Verächtlichkeit heraus. Aber sie ärgerten sich nicht, sondern lächelten über den reinen Schriftsteller, standen auf und gingen wohlgemut an ihre Arbeit von ehedem.

Denn es war ihnen allen offenbar geworden, daß es kein Rückschlag war, sondern ein Gewinn. Daß es gut war, von Zeit zu Zeit ins Dunkle zu den Wurzeln hinabzusteigen, aus denen sie und ihre Federarbeit gewachsen waren. Aus denen zuletzt doch alle Kraft in rauschende Kronen strömte.

Und alle empfanden sie, sie würden nach dem Kriege reicher aus dem Dunkel wiederkehren.

Nur der reine Literatenjüngling fühlte das nicht. Er zog es vor, auf die Gassen zu gehen und auf das Volk zu schimpfen, das seine Dichter während dieses Krieges hungern ließe.

Digitized by Google

Die Internationale

Von Richard Calwer

Wenn heutzutage von der Internationalen gesprochen wird, so denkt man allgemein an die internationale Arbeiterbewegung. Es ist in letzter Zeit vielfach die Frage erörtert worden, ob diese Internationale, die durch den Krieg fast gänzlich zerstört worden ist, in der kommenden Friedensära wieder aufleben wird. Es ist eigentümlich, daß eine solche Frage wirklich ernsthaft aufgeworfen werden kann. Die Fragestellung ist dadurch möglich, daß die bisherige Internationale geglaubt hat, einen Krieg verhindern zu können. In der Arbeiterwelt war man enttäuscht, daß trotz aller gegenseitigen Friedensversicherungen die Arbeiter aller in Frage kommenden Länder den nationalen Gesichtspunkt über den internationalen gestellt haben. Man hat eben noch nicht eingesehen, daß der Weg zum Frieden nur durch die Machtmittel der politischen Organisationen erfolgreich beschritten werden kann, und daß es angesichts der Rivalität der Staaten ein Ding der Unmöglichkeit ist, gewissermaßen unter Ausschaltung der staatlichen Organisationen den Frieden gewährleisten zu wollen. Derartige Versuche sind noch immer gescheitert und werden auch in Zukunft scheitern. Denn es ist eine totale Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, anzunehmen, daß nur infolge des Kapitalismus die Gegensätze zwischen den Staaten zum Kriege trieben. Solange man dies allerdings innerhalb der Arbeiterwelt glaubt, liegt es nahe, daß die Arbeiter der verschiedenen Länder zu der Ansicht gelangen können, nur durch die Beseitigung des Kapitalismus würde die Bahn zum Frieden frei. Man schafft sich in jedem Lande für alle Übel einen gleichen Schuldigen und bekämpft diesen gemeinsam, ohne auf die sachlichen Gegensätze und Reibungsflächen zu achten, die auch ohne den Kapitalismus vorhanden sein würden. Die Arbeiter der verschiedenen Länder sind sich nur so lange einig, solange sie einen gemeinsamen dritten Schuldigen haben. Fiele dieser weg, so würden die Rivalitäten sofort sich sehr stark geltend machen, die aus den Verschiedenheiten der Bodenergiebigkeit, aus dem verschiedenartigen Niveau der Reproduktionskosten der Arbeitskraft und endlich aus der Verschiedenheit der Menschen selbst resultieren. Auch hier ginge es nicht ohne tiefgehende Differenzen ab, die nur durch Zwang oder Gewalt, durch eine überlegene Macht, keineswegs durch die Stimme der Vernunft gelöst werden könnten.

Denn es gibt eben Konflikte, die auch die Vernunft nicht oder noch nicht schlichten kann, sondern wo nur die politische bzw. wirtschaftliche Stärke entscheidet. Solange man die Tatsache solcher Konflikte nicht einsieht, so lange werden wir immer wieder utopistische Friedensschwärmer haben. Sieht man aber solche Konflikte als unumgänglich an, so wird man suchen, diese wenigstens immer mehr auf ein Mindestmaß zurückzuführen und durch Bildung weniger großer wirtschaftlicher Marktgebiete politische Machtfaktoren zu schaffen, die einmal innerhalb des eigenen Gebietes den Frieden zu sichern wissen und sodann infolge einer großen territorialen Abgeschlossenheit den anderen Gebieten gegenüber die Reibungsflächen

Digitized by Google

einigermaßen zu vermindern in der Lage sind. Aber mit der Kampfmöglichkeit ist stets zu rechnen, und darum muß man auch stets für den Kampf bereit sein.

Von diesem Standpunkt aus braucht man nicht erst die Frage aufzuwerfen, ob nach dem Frieden die Internationale wieder erstehen wird, vielmehr ist es ganz selbstverständlich, daß die Arbeiter der verschiedenen Länder Fragen wirtschaftlicher und sozialer Natur gemeinsam besprechen und zu lösen suchen werden.

Ein ganz wesentlicher Teil der Rivalitäten zwischen den politischen Organisationen beruht auf der Verschiedenheit der Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft. Die Konkurrenz auf dem Weltmarkte resultiert letzten Endes aus den Verschiedenheiten der Gestehungskosten, die einmal durch die Ergiebigkeit von Grund und Boden, sodann aber durch die Lebensansprüche der Arbeiterschaft bedingt sind. Den Arbeitern muß daran liegen, auf einen Ausgleich dieser Verschiedenheiten in der Bezahlung der Ware Arbeitskraft hinzuwirken. Das ist ihre internationale Aufgabe, wenn sie sich den wirtschaftlichen Aufstieg sichern wollen. Denn bleibt in einem Land die Arbeiterschaft wirtschaftlich und sozial zu stark zurück, so bedeutet dies für die benachbarten Länder mit höherem Lohnniveau einen offenen oder latenten Druck auf die Bewertung der eigenen Arbeitskraft.

Die internationalen Bestrebungen der Arbeiterschaft sind überhaupt nichts anderes als ein Korrelat zu der internationalen Betätigung des Kapitals. Kein Mensch bezweifelt, daß mit dem Frieden auch die internationalen Beziehungen des Kapitals wieder angeknüpft und ausgebaut werden, wohl in modifizierter Form und Weise, aber unweigerlich, wie die Wirtschaftsgeschichte nach jedem Kriege lehrt. Der internationale Ausdehnungsdrang des Kapitals ist weit stärker und elementarer als der der Arbeit. Das entspricht auch dem Wesen des in Geldform sich repräsentierenden Kapitals. Die Formen und Organisationen für die internationale Betätigung des Kapitals sind so zahlreich und so fein ausgebildet, daß man vielfach vor dem Kriege befürchtete, eine Unterbrechung dieser Betätigung durch einen Krieg würde gewissermaßen zu einem allgemeinen wirtschaftlichen Zusammenbruch führen müssen. Gewiß sind durch diese Unterbrechung starke Schädigungen und Verluste eingetreten, aber das wirtschaftliche Leben funktioniert nichtsdestoweniger weiter, bis die Waffen einmal wieder die elementaren Rivalitäten der sich streitenden staatlichen Organisationen entschieden haben. Dann aber schweift das Kapital sofort wieder über den staatlichen Rahmen hinaus, in dem es gar nicht festgehalten werden kann, wenn die Bevölkerung eines Staates wirtschaftlich vorwärts kommen will. Das Kapital ist seinem Wesen nach als international zu bezeichnen, wenn es auch national verwendet werden kann und wird. Es sucht dort seine Verwertung, wo es die höchste Leihrate abwirft. Diesem Umstand verdanken wir aber die Erschließung neuer und jungfräulicher Gebiete für den wirtschaftlichen Verkehr und damit die Voraussetzung für die internationale Betätigung der Arbeiterschaft, die dem nivellierenden Zuge des Kapitals folgend ebenfalls bestrebt sein muß, die Lebensansprüche der Arbeiterschaft nach Möglichkeit auszugleichen. Daß diese Aufgabe für die Arbeiterschaft ungleich schwieriger ist als die internationale Betätigung des Kapitals, braucht nicht besonders begründet zu werden. Kapital wird in aller Welt in Geld ausgedrückt und durch

Digitized by Google

Gold, das überall gleichen Wert hat, gewährleistet. Aber die reine Arbeitskraft, deren Leistung überall gleichen Wert hätte, haben wir nicht und werden sie nicht haben. Nur dahin können wir streben, daß die großen und starken Verschiedenheiten und Ungleichmäßigkeiten vermindert und seltener gemacht werden, denn sie sind eine Hauptursache der sich unwillkürlich ausbreitenden wirtschaftlichen Spannungen zwischen den verschiedenen Staaten, Spannungen, die bei einer gewissen Intensität zu einer Entladung in Form des Krieges führen, da auf dem Wege des Tauschverkehrs ein Ausgleich noch unmöglich ist.

Freilich wird die künftige Internationale nicht mehr phantastischen Friedensträumen nachhängen dürfen. Je mehr sie wirklich bestrebt ist, den Frieden zu fördern, wird sie vom Rahmen der eigenen staatlichen Organisation aus ihre Ziele zu fördern haben, genau wie es auch das Kapital tut und tun muß. Der große Irrtum der Internationale bestand darin, daß sie ihre Ziele ohne den Rückhalt der staatlichen Organisationen erreichen zu können glaubte, während sie dem Ziele nur näher kommt, wenn sie innerhalb des staatlichen Rahmens ihren Einfluß verstärkt, um im Sinne einer Markterweiterung tätig zu sein, die nur bei einem einigermaßen erreichten Ausgleich der Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft in den zu einem Wirtschaftsgebiet zu verschmelzenden Territorien möglich ist. Auf diesen Ausgleich, soweit die Ware Arbeitskraft in Frage kommt, hinzuwirken, das ist die Aufgabe der Internationale nach dem Kriege. Das kann aber die Arbeiterschaft eines jeden Staates nur, wenn sie selbst sich als ein lebendiger wirksamer Teil der eigenen politischen Organisation fühlt und betätigt, nicht wenn sie in luftigen Höhen mit Phrasen und Dogmen der ganzen Welt den Frieden vorschreiben möchte.

Also, die Internationale wird nach dem Kriege wieder aufleben, aber die einzelnen Sektionen werden mit beiden Beinen auf dem Boden der eigenen staatlichen Organisation stehen und von hier aus langsam, je nach den Bedürfnissen der eigenen Arbeiterschaft, dafür tätig sein, daß die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, die auf der verschiedenen Höhe der Reproduktionskosten der Arbeitskraft in den zahlreichen Ländern beruht, herabgemindert und beseitigt wird. Eine andere Internationale könnte keinen festen Grund und Boden mehr fassen; die hier gekennzeichnete Internationale aber muß kommen, wenn anders eine allmähliche Aufwärtsbewegung der unteren Volksschichten in der ganzen Welt erreicht werden soll.

Digitized by Google

„Ein Herold deutscher Ehren“

Zu Geibels hundertstem Geburtstag

„Rosen gewann ich mir einst von den Frauen als Sänger der Liebe,
Jetzt von der Eiche zum Schmuck gönnt mir, ihr Männer, ein Reis.“

Den Wunsch, den der alte Geibel in einem seiner Nachlaßgedichte aussprach, erfüllt ihm heute willig jeder Deutsche, gewährt ihm unabhängig von der Zeitstimmung, aber durch diese belehrt und geklärt, die Literaturgeschichte. Es bedurfte nicht des äußeren Anlasses seines hundertsten Geburtstages, um eine nachprüfende Neubeschäftigung mit dem Schaffen dieses Dichters nahezulegen. Der gewaltige Sturmwind ungeheurer Ereignisse hat auch von seinen Büchern die schon etwas dick gewordene Staubschicht hinweggefegt und gezeigt, daß auf etwas angegilbten Blättern, die manchem nur noch „Papier“ schienen, blühendes Leben enthalten ist.

Der politische Dichter Geibel, der den gerecht Abwägenden schon immer das Bekenntnis abgenötigt hatte, daß „politisch Lied, kein garstig Lied“ zu sein brauche, sobald sich das zu sehr in den Journalismus hinabgezogene Wort „Politik“ durch seinen starken Inhalt „Geschick des Vaterlandes“ ersetzen läßt, bringt uns jetzt, wo wir alle durch die Not der Zeit zu Politikern werden, die gerechte Wertung für den Mann und Künstler, eine gerechtere Wertung für die Kunst überhaupt.

Es wiederholt sich im Auf und Ab der Geschichte immer wieder die gleiche Erscheinung, daß in der geruhsamen Zeit des Friedens, in der die stärksten Manneskräfte von ihrer vollen Betätigung ausgeschaltet sind, die Kunst das Leben unterschätzt und infolgedessen sich selbst überschätzt. Man verstehe richtig: Die Überschätzung trifft nicht das Wesen der Kunst, das überhaupt nicht überschätzt werden kann, sondern die Stellung der Kunst zum Leben. Da dieses Leben der Kunst nicht genug bietet, glaubt die Kunst sich außerhalb der Lebenspflichten stellen zu können und vermeint, um ihrer selbst willen da zu sein. Das l'art pour l'art ist, wenn es auch niemals so grundsätzlich ausgesprochen worden ist, wie in den letzten Jahrzehnten, in allen Friedenszeiten Grundsatz weiter Künstlerkreise gewesen. Bis dann das Leben auf einmal so in seinen Urtiefen aufgewühlt wird, daß auch der in sein Ich völlig eingesponnene Künstler erkennen muß, daß er nur ein Teil ist eines unendlich größeren und stärkeren Ganzen, daß es darum das Höchste und Wichtigste ist, in diesem Ganzen eine Stellung einzunehmen, eine Aufgabe zu erfüllen, die für das Ganze von entscheidender Bedeutung ist. Die uralten Verbindungen der Begriffe Dichter, Seher, Priester, geistiger Führer hören dann auf, nur Worte zu sein. Der Sänger empfindet, daß auch er noch etwas anderes ist und darum nicht immer singen darf, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet“. Daß ihm ein Gott

Digitized by Google

dann noch die Gewalt des Wortes gegeben hat, wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, ist ihm jetzt nicht mehr beglückende Gabe, sondern heilige Verpflichtung: er empfindet, daß der Menschheit Würde in seine Hand gegeben ist und in ihm erklingt die moralische Forderung, „rein sollt ihr sein an Herz und Händen, ihr seid ein priesterlich Geschlecht“.

Diese Worte, mit denen Geibel an die Seite unserer Größten tritt, hat er im Jahre 1849 „den Dichtern“ zugerufen, als Verpflichtung an ihre Zeit. Wenn die deutsche Literaturgeschichte dem Dichten jener Jahre zum Vorwurf macht, daß es zu sehr in der Zeit befangen und gerade darum nicht Kunst gewesen, so gilt für den einen Geibel dieser Vorwurf nicht, und zwar zunächst wegen seiner hohen ethischen Einstellung, die ihm verbot, sich dem Kleinen und Kleinlichen zu weihen, ihm zur Pflicht machte, dem Gezänk des Tages die Fahne des Dauernden voranzutragen: also eben kein politischer Dichter im üblen Sinne des Wortes zu sein, sondern Priester und Wahrer des vaterländischen Wohls. Klar hat der Verlockung der Zeit er „zur Antwort“ gegeben:

„... Eh' sie diente, der Volkspartein
Zwietracht weiterzutragen,
Lieber wollt' ich am nächsten Stein
Diese Harfe zerschlagen.“

Diese hohe Gesinnung ist es aber, die gleichzeitig den Künstler Geibel rettete, indem sie als großes Ziel seinen ganzen Menschen heischte und seine besten Kräfte aufrief, mehr als es je zuvor ein anderer Lebensinhalt vermocht hatte.

Da die „Gesellschaft“ in ihren verschiedenen Schichten von dem einen gleichen Lebensstrome genährt wird, ist es nur natürlich, daß auch die kühlere Wissenschaft von den gleichen Regungen erfüllt ist, wie die leidenschaftlichere Kunst. Und wenn wir die Literatur der letzten Jahrzehnte am Einfach-geraden, Klaren und Gesunden gleichgültig vorübergehen und dafür das Krause und Zwiespältige, das Zweifelnde, ja Kranke aufsuchen sehen, so hat folgerichtig auch die Wissenschaft von der Literatur, wenn auch etwas abgeschwächt, die gleiche Liebe und Abneigung. Von der überragenden Erscheinung Goethes abgesehen, hat die deutsche Literaturgeschichte der letzten Jahrzehnte in steigendem Maße den problematischen Naturen unter unseren Dichtern ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Was dagegen klar war, erschien ihr leicht als oberflächlich, das Einfache als uninteressant, das zur Ruhe Gebändigte als kühl.

Bei einer solchen Einstellung des Urteils mußte es Geibel schlecht ergehen, zumal er auch das zweifelhafte Glück gehabt hatte, in den breitesten Schichten des Volkes früh Erfolg zu finden. Geibel selbst hat dieses Wort „zweifelhaftes Glück“ noch 1872 gegen Heinrich von Treitschke geäußert und damit den Erfolg gemeint, den „seine frühe Sammlung sehr jugendlicher Gedichte“ errungen hatte, der zu ihrem Wert in gar keinem Verhältnis steht. „Was ich dagegen als Mann“, fährt er fort, „bei größerer Reife und unter ernster künstlerischer Arbeit geschaffen, das ist, wohl eben infolge der vorhergegangenen, für jeden Verständigen zutage liegenden Überschätzung verhältnismäßig wenig in diejenigen Kreise gedrungen, bei denen ich am liebsten Anklang gefunden hätte.“

Geibel hat für das „zweifelhafte Glück“ auch bei der Kritik büßen müssen, die ihn jene erste Überschätzung schwer entgelten ließ, sich aber nicht die Mühe nahm, nun das Gesamtschaffen des Mannes auf dauerhaftere Werte zu untersuchen. So trägt er in der Literaturgeschichte allzu einseitig die Aufschrift als Backfisch- und Goldschnittlyriker, während er nicht nur in seinem Wesen, sondern auch in seinem Dichten ein echter deutscher Mann war. Die Männerzeit, in der wir jetzt leben, hat vielen die Ahnung dieser Tatsache gebracht. Die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages ist ein willkommener Anlaß, über das warme Mitgefühl der Stunde hinaus in Ruhe den Mann und sein Werk zu prüfen. Es wird sich dabei zeigen, daß auch das scheinbar einfachste Künstlerleben tiefe Unterströmungen hat und für manches Dasein

Digitized by Google

das Problematische darin liegt, daß das Leben außer ihm zu sehr beflissen ist, die Probleme aus dem Wege zu räumen.

Geibel wurde am 17. Oktober 1815 zu Lübeck als siebentes Kind einer Predigerfamilie geboren. Der Vater war ein aufrechter, durch künstlerische Beredtsamkeit ausgezeichneter Mann. Die kluge, lebenskundige Mutter stammte von Emigranten, und man mag in diesem romanischen Bluteinschlag eine Erklärung für Geibels früh erwachten und stets bewahrten Formsinn und lautere Wortklarheit erblicken. Schon auf der Schulbank bewährte sich sein dichterisches Können. Das bekannte Lied des „Zigeunerbuben im Norden" hat er bereits als Gymnasiast gesungen. Der gesunde und trutzig-frohe Junge hat eine köstliche Jugendzeit verlebt. Zum Glück des Elternhauses kam das der Freundschaft und der jungen Liebe. Das erstere verstand er festzuhalten, und die meisten der Jugendfreunde, aus deren Zahl wir den großen Griechenschwärmer Ernst Curtius nennen, hat er fürs Leben behalten. Die Liebe zu Cäcilie Wattenbach dagegen erschlaffte an der zaghaften Unentschlossenheit des Jünglings. Sie schlief aber nur ein, um später für den grau gewordenen Mann als verklärte Muse wieder aufzuwachen. Ich glaube, auch dieses frühe Liebesglück, das von den Eltern und den Verhältnissen begünstigt wurde, war „zweifelhaft" für den Dichter in Geibel. Auch das war dem Achtzehnjährigen zu leicht in den Schoß gefallen, wurde ihm geradezu zu einer süßen Gewohnheit. Er hat auch hier nicht kämpfen müssen und so wühlte auch der Verlust, den er übrigens leicht hätte abwenden können, wenn er eben gekämpft hätte, ihn nicht im Tiefsten auf. Er ging ihm nahe, aber, wie sein Gedicht „Wie es geht" beweist, warf er ihn nicht aus dem sicher gelegten Gleise seines Lebens, und er vermochte als Weltlauf ruhig hinzunehmen, wo er sich mit aller Gewalt einen persönlichen Weg hätte bahnen müssen.

Die Liebeslyrik erhält durch diese Art des ersten Liebeserlebens ihr Gepräge. Es fehlt der Rausch der Sünde, es fehlt das „himmelhoch jauchzend" und „zum Tode betrübt" des aus allem Gewohnten Hinausgeworfenseins; es fehlt der Trotz, der ein Verweigertes erkämpft. Es sind wunderschöne Gefühle, edel empfunden und mit Wärme gehegt; es ist jene Liebe, wie sie alle Eltern ihren Kindern wünschen, jene Liebe, deren Erfüllung ein sicheres Eheglück verspricht, die Liebe, die in seinen guten Stunden fast einem jeden Menschen einmal beschieden wird. Kann man sich danach wundern, wenn ein Sänger dieser Liebe sich den freundlichen Beifall weitester Kreise gewinnt, zumal wenn er mit so harmonisch abgeklärten Tönen von ihr singt, wie es Geibel früh verstand?

Nein, die große Kunst erwächst nicht aus einem solchen Erleben, weil es kein besonderes Erlebnis werden kann, trotzdem Hunderte unserer schönsten Volkslieder gerade von dieser Art Liebe singen. Aber gerade beim Volkslied spüren wir nie den Dichter, sondern nehmen nur das Lied. Und so ist es mit des jungen Geibels Liebesliedern. Einzeln in der richtigen Stunde vernommen, machen sie uns warm ums Herz; als Sammlung, als Liebesbekenntnis eines Dichters vermögen sie nicht den starken Eindruck einer Künstlerpersönlichkeit zu wecken.

Wir haben vorgegriffen, so früh Geibel seinen ersten Gedichtband veröffentlichte. Zunächst führte ihn das Leben von Lübeck, dessen Gymnasium er 1834 mit Auszeichnung verließ, zum Studium nach Bonn und Berlin (1836). Die Theologie hatte er auch zu Beginn nicht ernsthaft betrieben und gab sie bald völlig auf gegen das Studium der klassischen Philologie. Aber so getreu dieses für den ersten Blick die vorgeschriebenen Bahnen innehält, der schärfer Zusehende mußte gleich merken, daß dieser Student nicht zum Fachmann taugte, sondern „allgemeine Bildung" erstrebte. Vor allem in Berlin fand er im Verkehr mit den führenden Geistern dafür reiche Nahrung. Die Dichter Willibald Alexis, Chamisso, Gruppe, Eichendorff, Gaudy, Raupach, Holtei, Kopisch, der Bildhauer Schadow, der Kunsthistoriker Kugler gewährten dem gut Empfohlenen freundliche Aufnahme. Die noch immer jugendlich empfindende Bettina von Arnim schenkte ihm lebhafte Teilnahme. Sie war es auch, die ihm die Erfüllung seines Dranges in die weite Ferne brachte, der in aller Lebhaftigkeit

Digitized by Google

erwacht war, seitdem sein Freund Ernst Curtius eine Hauslehrerstelle in Griechenland übernommen hatte. Im Mai 1838 konnte Geibel eine gleiche Stelle beim Fürsten Katakazi, dem russischen Gesandten in Athen, antreten. Er kam in ein Haus von geistigem und materiellem Reichtum, an dem man ihn in vornehmster Weise teilhaben ließ. Freilich wichen seine Erziehungsansichten zumal von denen der Fürstin so weit ab, daß er sich in seiner Stellung nicht lange wohl fühlte. Aber auch dieses Joch half ihm das ihm treu bleibende „Glück“ verhältnismäßig leicht abschütteln, und so konnte er die zweite Hälfte seines fast zweijährigen griechischen Aufenthaltes in vollen Zügen genießen.

In diesen griechischen Jahren ist der Dichter Geibel geworden. Seine künstlerische Anschauung hat sich hier endgültig geformt. Durch diesen Aufenthalt ist er in gleichem Maße der schwärmerisch verspielten und in der Vergötterung des eigenen Ichs halb ironischen, halb verstiegenen Spätromantik, wie dem journalistischen, ganz im Zeitgeist untertauchenden „jungen Deutschland“ entgangen. Der innige Verkehr mit Curtius begünstigte ein tiefes Eindringen in die klassische Welt. Geibel hat überdies die griechische Landschaft, in der sich reichste Farbe mit strengster Linienführung zu klarer Form einigt, so stark erlebt, wie sonst nur noch die heimatliche Ostsee. Und so wuchs ihm jetzt das eigene Ideal dichterischer Formschönheit klar heraus. Hier erkannte er „Platens Vermächtnis“, dem er treue Gefolgschaft gelobte:

„Verpfändet haben wir die eigne Ehre,
Daß keines Buben Hand mit frechem Streiche
Die Schulter, die den Purpur trug, versehre.“

Unter den „Distichen aus Griechenland“ finden wir eine ganze Reihe, in denen Geibel schon jetzt sein Vermögen, aber auch seine Grenzen klar umschreibt. Aus der langen Reihe höre man folgende drei:

„Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank' ich's,
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt.“

„Auch dem beschwerlichsten Stoff noch abzugewinnen ein Lächeln
Durch vollendete Form strebe der wahre Poet.“

„Laßt wie die Biene mich sein, die bald in der Rose sich festsaugt,
Bald den gewonnenen Saft emsig in Honig verkehrt!“

Der Kulturpoet, der damit vor uns ersteht, wird noch klarer umschrieben in den später entstandenen „Erinnerungen aus Griechenland“, im achten Stück:

„Wenn auf sonnverbrannten Matten
Die Zikade schrillt von fern,
Rast' ich in des Lorbeers Schatten
Bei den alten Dichtern gern.“

Vor allem ist es der „hohe“ Sophokles, der mit erhabener Ruhe ihm ganz die Seele schwichtigt. Gerade diese Erinnerungen aus Griechenland bezeugen aber auch die starke innere Befruchtung. Ein kleines Bildchen nur:

„Wo des Ölwalds Schatten dämmern,
Rast' ich, matt vom Sonnenschein;
Fern am Berg bei ihren Lämmern
Lagern Hirten und schalmein.
Müd' eintönig schwimmt die Weise
Durch den Mittagsduft heran,
Und mir träumt, es sei das leise
Flötenspiel des großen Pan.“

Das ist geschriebener Böcklin. — Aber Geibel ist dort unten im sonnigen Griechenland doch ein treuer Sohn der alten Hansastadt an der Trave geblieben:

„— — Da werd' ich plötzlich stumm, und die Gedanken
Schweifen, Zugvögeln gleich, mit irrem Schwanken
Sehnsüchtig heim ins Vaterland.

Digitized by Google

Mir ist es dann, als sei ich doch im Grunde
Ein Schiffer nur, geführt von böser Stunde
Zu eines Zaubereilands Pracht,
Als müßt' ich dieses Mondlichts süßes Weben
Und diese Blütendüfte freudig geben
Für eine deutsche Nebelnacht — — —.“

In die griechische Ernte gehören noch die „Klassischen Studien von Emanuel Geibel und Ernst Curtius“, die 1840 in Bonn erschienen, die ersten jener formvollendeten Übertragungen aus antiken Lyrikern, mit denen sich Geibel als Übersetzer in die erste Reihe stellte. Im Herbst 1840, als er schon wieder einige Monate in der Heimat war, erschienen dann die „Gedichte“, eben die Sammlung, die bis auf den heutigen Tag das Bild des Dichters Geibel festgelegt hat. Kaum eine zweite deutsche Gedichtsammlung hat solchen Erfolg gehabt. Zwanzig Jahre nach ihrem Erscheinen war die siebenundvierzigste Auflage erschienen, und die hundertste konnte man dem Dichter in den Sarg legen.

Wir haben Geibel zugestimmt, wenn er es als Unrecht empfand, daß man ihn lediglich nach diesen Gedichten beurteilt. In der Tat enthalten die vier folgenden Bände seiner Gedichte durchweg viel Reiferes und Schöneres. Aber nur einen wesentlich neuen Zug fügen sie dem Bilde bei, das wir schon aus dieser ersten Sammlung erkennen, freilich den, um dessentwillen heute Geibel uns lieb ist: den des vaterländischen Zeitdichters. In jeder anderen Hinsicht wird das Bild zwar vertieft und veredelt, aber die Grundzüge bleiben dieselben. Und so kann man schon hier dem Fünfundzwanzigjährigen gegenüber das Wesen der Lyrik Geibels umschreiben. Wir können es mit seinen eigenen Worten tun, zunächst mit solchen kritischer Selbsterkenntnis, die er als fast Sechzigjähriger an eine befreundete Dame schrieb: „Ich bin anspruchsvoll genug, hinter keinem der lebenden Dichter zurückstehen zu wollen, aber das (neben Goethe) ist eine Stelle, die mir nicht zukommt. Goethe stand als bahnbrechender Genius am Anfang einer glänzenden Epoche, in frischester Ursprünglichkeit und die verschiedensten Tonarten lediglich aus eigener Fülle schöpfend: ich bin der Letzte einer langen Reihe bedeutender Lyriker, der, wenn auch bei eigentümlich gefärbter Individualität, doch nur die Töne seiner Vorgänger noch einmal in gediegenster und durchgebildetster Form zusammenfaßt. Zu unsern großen Meistern verhalte ich mich nicht anders wie etwa Mendelssohn zu Mozart und Beethoven und darf daher zufrieden sein, wenn mir gleich jenem nur dies und das gelungen ist, was auch neben und nach den Werken der Heroen ein unbefangenes Gemüt noch anzusprechen vermag.“

Ich glaube, das Gefühl des Epigonentums, das sich hier so ruhig ausspricht, hat im Dichter oft auch schmerzlich gewühlt, und es erscheint als persönliches Bekenntnis, was im „Bildhauer des Hadrian“ dichterisch geformt ist. Da klagt der Künstler im Anblick seines Zeusbildes:

„Kein Schauer quillt in meine Seele,
Kein Unnennbares rührt mich an ...

Wohl bänd'gen wir den Stein, und küren,
Bewußt berechnend, jede Zier,
Doch, wie wir glatt den Meißel führen,
Nur vom Vergangnen zehren wir.
O trostlos kluges Auserlesen,
Dabei kein Blitz die Brust durchzückt!
Was schön wird, ist schon da gewesen,
Und nachgeahmt ist, was uns glückt.“

Digitized by Google

Es ist auch Geibel, der spricht, wenn dieser Bildhauer Hadrians die Ursache des persönlichen Versagens in der Kleinheit der Zeit sieht. Denn er brauchte die Mitarbeit des Volkes, wie sich aus seiner Auffassung des Lyrikers ergibt:

„Das ist des Lyrikers Kunst, aussprechen, was allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüt neu und besonders erschuf,
Oder dem Eigentum auch solch allverständlich Gepräge
Leihn, daß jeglicher drin staunend sich selber erkennt.“

Das ist grundverschieden von dem Ideal, das unserer Lyrik in den letzten Jahrzehnten vorschwebte; es schließt alles aus, was Differenziertheit und Neutönen heißt, trägt dagegen in sich die Kraft, daß ein solcher Dichter zur gegebenen Stunde der Mund werden kann, durch den sich die Seele der Gesamtheit ausspricht. Es war Geibels Glück, daß im deutschen Volke eine Sehnsucht lebte, die der Aussprache bedurfte. Es ist sein Verdienst um die deutsche Sache und gleichzeitig seine dichterische Eigenart, daß „in der Zerstückelung Zeit das Panier aufwerfend, der Hoffnung dreißig Jahre getreu, rief ich nach Kaiser und Reich“.

Dieses Bannertragen der deutschen Hoffnung ist geradezu sein Lebensberuf geworden; denn zu einem bürgerlichen Erwerbsberuf vermochte er sich nicht zu entscheiden. Nun wäre er dazu gezwungen gewesen, wenn nicht schon 1842 ihm ein Jahresgehalt beim König Friedrich Wilhelm IV. ausgewirkt worden wäre. Er selber hat kaum etwas dazu getan und — das verdient besonders hervorgehoben zu werden — hat sich niemals in der freien Äußerung seiner Überzeugung behindern lassen. Wir aber müssen doch wohl sagen, daß es dem Dichter Geibel gut getan hätte, wenn er stärkere Widerstände des Lebens hätte überwinden müssen. Vom Dichten allein kann der Mensch auch geistig nicht leben, und wenn wir das Hin und Her betrachten, das Geibels äußerer Lebensgang in diesen besten Mannesjahren darstellt, so werden wir das Gefühl einer gewissen Leere nicht los.

Inzwischen war 1847 die zweite Gedichtsammlung „Juniuslieder“ erschienen, die seinen Ruhm befestigte. Der Titel bekundete, daß Geibel sich im Sommer, im Juni, seines Lebens fühlte, in dem ihm nun auch ein volles Liebesglück beschieden war. Ende 1851 verlobte sich der Sechsunddreißigjährige mit der siebzehnjährigen Ada Trummer, und wieder ermöglichte ihm ein äußerer Glückszufall ohne wesentliche Lebensänderung diese Neigungsheirat. Im Januar 1852 erhielt er von König Maximilian von Bayern das Angebot einer Ehrenprofessur an der Universität München. Die Vorlesungsverpflichtung für deutsche Literatur und Ästhetik war verhältnismäßig gering; dem Monarchen kam es mehr darauf an, sich den geselligen Verkehr bedeutender Dichter zu verschaffen und dadurch auch auf das geistige Leben seiner Residenz einzuwirken. Es ist bekannt, daß noch andere norddeutsche Dichter damals nach München gezogen wurden, von denen einige bis an ihr Lebensende dort geblieben sind, und daß allmählich auch süddeutsche Dichter sich diesem Kreise anschlossen, der in den letzten Jahrzehnten von unserer Literaturgeschichte doch wohl zu sehr unterschätzt worden ist. Schon als Gegengewicht gegen den Naturalismus stellt er einen Wert dar, noch günstiger wird das Urteil beim gründlicheren Studium der Werke dieser „Münchener“, wobei man bei einem jeden von ihnen ganz bedeutende Einzelleistungen findet.

Geibel war in seinem Wesen zu sehr norddeutscher Protestant, um sich wirklich in München recht heimisch fühlen zu können. Es wurde ihm noch erschwert durch seinen leidenden Gesundheitszustand; er ist die letzten drei Jahrzehnte seines Lebens keine Stunde ganz gesund gewesen, und es zeugt für den Menschen, daß uns seine Gedichte davon nichts verraten. Härter noch traf ihn der frühe Verlust seiner jungen Gattin nach nur vierjähriger Ehe. Die ihr gewidmeten Gedichte sind als Tagebuchblätter unter dem Titel „Ada“ vereinigt und sind das Beste, was Geibel an reiner Lyrik geschaffen hat. Gerade daß in diesem Verhältnis jugendliche Leidenschaft nicht mitsprach, sondern die feste und tiefe, aber ruhige Liebe des reifen Mannes, macht diese Gedichte menschlich so echt.

Digitized by Google

Es wäre in München wohl auch dann zum Bruch gekommen, wenn nicht der junge König Ludwig seine ganze Teilnahme der Musik (Richard Wagner) geschenkt hätte, denn Geibel vertiefte sich immer mehr in die deutsche staatliche Entwicklung, deren Schwerpunkt ja nun einmal im Norden lag. Zumal nach den Jahren 1864 und 66 war kein Halten mehr, und als 1868 König Wilhelm in Lübeck einzog, verfaßte Geibel das Begrüßungsgedicht, das mit dem prophetischen Wunsche schloß:

„... Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Von Fels zu Meer dein Adler zieht!"

Das mußte ihn in München unmöglich machen. Der preußische König entschädigte den Dichter für das materielle Opfer, das er hier brachte, und so konnte Geibel das letzte Viertel seines Lebens geruhsam in der Heimatstadt verbringen. Am 6. April 1884 haben sie ihn wie einen König zu Grabe getragen.

Das deutsche Vaterland war inzwischen immer mehr der Angelpunkt seines Dichtens geworden. Wohl nimmt die Sammlung der „Heroldsrufe" nebst den anderen Zeitgedichten nur einen kleinen Raum in seinem Gesamtschaffen ein. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sowohl die Dramen wie die epischen Dichtungen schon heute verblaßt sind, und mit ihnen der größte Teil der Gedichte. In der Unzahl der balladenhaften Stücke bleiben einige bestehen, die aber auch ihrerseits weniger Balladen als Bilder sind. Dann ein halbes Hundert aus seinen Gedichten, eine Reihe vorzüglich geprägter Sprüche. Das Eigenartigste und Wertvollste aber sind diese vaterländischen Gedichte. Außer Arndt hat kein Deutscher so durchaus männlich und sachlich, mit solchem sittlichen Ernst und so unbedingt sicherer Erkenntnis der deutschen Volksgröße gedichtet, wie Geibel. Die tiefe Wahrheit seines Fühlens, der vollkommene sprachliche Ausdruck dieser Empfindungen und die über alle bloße Stimmung hinausgewachsene Innerlichkeit der Überzeugung, die schwungvolle Kraft erhellen am besten aus der Tatsache, daß eine ganze Reihe dieser Gedichte erst jetzt in unserm Kriege um das Deutschtum zur vollen Geltung gelangt sind. Unter Hunderten von Gedichtbänden, die in diesem Kriegsjahre erschienen sind, ist keiner so im echten Sinne „modern", wie Geibels Heroldsrufe. In ihnen liegt Ewigkeitsgehalt, weil der Dichter das Ewige des Problems, das Dauernde in der Weltaufgabe des Deutschtums erfaßt hat.

So läßt sich Geibels Gesamtstellung in unserem deutschen Geistesleben nicht schöner umschreiben, als in den Versen, mit denen er Ludwig Uhlands Heimgang gefeiert hat:

„... Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er stolz und schlicht!
Ein Meister und ein Held wie Walter
Und rein sein Schild wie sein Gedicht.

Wohl Größre preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeern der Hellenen blühn;
Doch keiner sang in unsrer Mitte,
Der, so wie er, unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold deutscher Ehren war."

Karl Storck

Digitized by Google

Das Tatarentum im Russen

Bei der Zentralisierung der Verwaltung Rußlands durch eine schier allmächtige Bureaukratie, der verfassungsgemäßen Vereinigung der gesamten Staatsgewalt in der einzigen Person des Zaren, müßte man auf eine außerordentlich straffe, einheitliche und in ihrem Willen geschlossene Administration gefaßt sein. Und dennoch ist dem, wie in der „Voss. Ztg." nachgewiesen wird, bei weitem nicht so. „Alle Vorgänge der russischen Verwaltung sind widerspruchsvoll, uneben, zerfahren, oft rührend hilflos; manche Brutalität ist nichts als der Ausfluß solcher kopflosen Hilflosigkeit. Will man die Möglichkeiten — und die oft recht groben Unmöglichkeiten — der russischen Verwaltung richtig verstehen, so wird man sich erst darüber klar werden müssen, welche Umstände einschränkend auf die scheinbar in dem administrativen Aufbau liegende Zentralisierung wirken.

Es zeigt sich dann, wie die geographische Massigkeit des Reiches durch spaltenden Regionalismus zerrissen ist; wie die Allmacht des Zaren, von der eigensüchtigen Priesterschaft des ‚Tschin' mit seinen 14 Rangstufen sozusagen als Weihwasser auf Flaschen gezogen und übers ganze Land verbreitet, zur Heiligung der wüstesten Mißbräuche verwendet wird, die mit den Absichten der Zentralgewalt nicht das geringste zu tun haben. Ebenso rasch wird man gewahr, wie der gefürchtete Weg in die Kanzleistuben der Hauptstadt dank gewissen Zaubermitteln im Sande der Gouvernementsverwaltung unschädlich verläuft und sich dort mancher neue und kürzere Weg des Heils einschlagen läßt.

Die Lösung des Rätsels, woher dieser Widerspruch zwischen scheinbarer Zusammenfassung und tatsächlichem Auseinanderspleißen der Staatsgewalt kommt, ist in folgendem gegeben. Tief im Bewußtsein des Russen sitzt noch die Auffassung der Tatarenzeit. Sie hat sich auch in der Verwaltung, trotz aller modernen Rechtsauffassungen, so gründlich eingefärbt, daß der Satrapengedanke bis heute durchleuchtet; jenes Statthalterprinzip, das mit dem seinem Willen überantworteten Gebiet nach Belieben schalten und walten zu können vermeint, wenn nur der übergeordneten Instanz keine Ungelegenheiten entstehen. Dies drückt sich heute noch in dem überaus primitiven Beamtenrecht aus. Nicht nur, daß es keine Verwaltungsgerichtsbarkeit gibt; es bestehen nicht einmal feste Regeln für Anstellung und Entlassung. Der gefürchtete ‚Punkt 3' schwebt jedem Staatsangestellten gleichmäßig über dem schuldigen oder unschuldigen Haupte: die Entlassungsmöglichkeit nach Willkür bestimmter Vorgesetzter, gegen die es keinen Einspruch gibt. Man kann sich denken, welche liebedienerischen, in ihrer Persönlichkeit gänzlich abgestumpften Menschen eine solche Ordnung züchten muß! Als eigenartige Milderung tritt nur hinzu, daß es eigentlich, abgesehen von Gefängnisstrafen, keine festgelegten Gründe gibt, welche zur Erlangung von Staatsämtern untauglich machen. Somit ist auch hier der Willkür Tür und Tor geöffnet. Unzählig sind die Fälle, in denen Leute, die wegen schlimmer Erpressungen und anderer Dienstvergehen aus einem Ressort oder einem Gouvernement gejagt waren, anderswo oft in besseren Stellungen wieder auftauchen. Alles nach Gutdünken der höheren Herren ...

Diese höheren Herren sind die Träger des Satrapentums. Der russische ‚Gubernator' ist, ungeachtet des westeuropäischen Mäntelchens, das ihm der schöne lateinische Name und die eleganten Umgangsformen umhängen, noch ganz der altmoskowitische Dienstbojar. Diesem wurde nach der von den Tatarenkhanen überkommenen Übung ein Gebiet ‚zur Nahrung' überwiesen, welches er so zu verwalten hatte, daß es dank seinem Wohlverhalten und seiner Steuerergiebigkeit nicht unangenehm auffiel. Wie stark dieser Geist noch bis heute durchschlägt, zeigt sich u. a. in der gegenwärtig noch üblichen Formel der Verwaltungssprache, die den Gouverneur von einem ‚ihm anvertrauten Gouvernement' reden läßt. Der geschilderten Auffassung entspricht denn auch die Praxis, die jeden Gouverneur sich selbst ganz außerhalb

Digitized by Google

des Rahmens der Gesamtinteressen stellen und nur ganz engherzig an die (wenigstens äußerliche) Ruhe und Bravheit seines Amtskreises denken läßt. Nur nichts laut werden lassen; nur keinen Anstoß erregen!

Das führt zu höchst eigentümlichen Folgeerscheinungen. Die eine berührten wir bereits anläßlich der Beamtenentlassungen: lieber geräuschlos einen Schuft unter den Untergebenen abschieben, als durch Strafverfolgung ihn brandmarken und zu fernerem Staatsdienst untauglich machen. Mag er dann anderswo angestellt werden, und mag so das Übel weiterfressen — das betrifft nicht mehr die eigene Verantwortlichkeit! Das gemeinsame Staatsinteresse, das volkliche Rechtsbewußtsein versinken vor der Rücksicht auf die eigene Satrapie und die eigene Laufbahn. ‚Ss pletsch doloi' ist das typische Wort (‚von den eigenen Schultern herunter', d. h. glücklich abgewälzt). Damit ist die Sache abgetan. Man kann sich die Demoralisierung denken, die solche Grundsätze in die Verwaltung tragen; aber auch zugleich eine Atomisierung, die jeder zentralen Zwecksetzung in den Arm fällt. Ein besonders schlagendes Beispiel des Übels ergab sich während der Revolution von 1905. Da war es ein allgemein angewandtes Mittel dieser naiven, nur auf ihr lokales Heil bedachten Administratoren, alle mißliebigen Elemente aus den Grenzen ihrer Amtsbezirke auszuweisen. Viele Tausende von sozialistisch aufgewiegelten Arbeitern, vornehmlich aus den Städten, wurden in die Heimatgemeinden abgeschoben. Das Resultat dieser breitwürfigen Saat schwelenden Unheils: Emporflackern der Unruhen an allen Ecken und Enden des Reiches. So sandten die Regierungsorgane selber blutdürstige Wanderapostel des Aufruhrs in alle Lande! Die Saat ging denn auch tausendfältig auf. Neuerdings zeigte sich Ähnliches in der Versorgungsfrage. Jeder Gouverneur schloß nach Belieben die Grenzen seiner Satrapie für beliebige Produkte. Ein fürchterliches Chaos entstand. Die großen Städte wußten der Teuerung nicht zu steuern — die südlichen Gouvernements wußten nicht, wohin mit ihrem Vieh und Getreide ...

Man sieht hier alle Zentralisation zuschanden werden. Erschwerend tritt noch als Behinderung einheitlicher Maßnahmen hinzu, daß die Unterordnung der hohen Administratoren unter das Ministerium nur sehr bedingt ist, und daß die Kompetenzen des Ressorts nicht streng geschieden sind. Zum ersten Punkt ist zu bemerken, was oben als ‚Flaschenabzug der zarischen Selbstherrlichkeit' bezeichnet wurde. Jeder Gouverneur nimmt etwas von diesem heilspendenden Jordanwasser mit hinaus, das ihm weitgehende Unverletzlichkeit verleiht. Der Quell sprudelt bei Hofe und in den sogenannten ‚Sphären', d. h. in der Clique der hohen Tschinokratie. Dagegen ist mit gesetzlichen Mitteln schwer anzurennen. In genügendem Maße vorhanden, von Tanten, Vettern und durch frühere Dienste irgendwelcher Art verpflichteten Würdenträgern verstärkt, entsteht eine Rückendeckung, die völliger Unabsetzbarkeit nahekommt. Außerstenfalls ist der Treppensturz nach oben meisterlich organisiert. Wiederholt bis über die Ohren in Unsauberkeiten kompromittierte Leute tauchen immer wieder auf hohen Posten auf. So der eben erst wieder entlassene Generalgouverneur und Schlächter der baltischen Provinzen Kurloff, der bereits aus mehreren Gouvernements unter übelriechenden Skandalen hat verduften müssen; oder der kürzlich noch als Revisor in Polen allmächtige und in den Reichsrat berufene ehemalige Pogromleiter aus Odessa, Neidhardt ..."

„Kratze den Russen, und der Tatar kommt zum Vorschein." Hugo Schulz-Wien erzählt im „Vorwärts" — und das will bei der bekannten Haltung dieses Blattes schon was sagen! —, wie er auf einer Fahrt durch die von den russischen Kulturpionieren heimgesuchten Gebiete „die moskowitische Zivilisation in ihrer wahren Gestalt" kennen gelernt hat: „Es war mir, wie wenn mich plötzlich ein wüster Alptraum in Bann geschlagen hätte und mich mit höllischem Spuk peinigte. Sogar die Natur schien aus den Gleisen geraten zu sein und mitten im Hochsommer einen jähen Sprung in den Spätherbst getan zu haben, denn soweit ich um mich blickte, überall waren die Laubkronen der Bäume ins Braunrote verfärbt. Ich sah dichte Buchen- und Birkengruppen, Gärten mit hochragenden Nußbäumen, Akazien-

Digitized by Google

und Pappelalleen, stattliche Linden mit breitem Geäst, aber nicht eine Spur von Grün haftete an den Zweigen. Das Laub war noch in seiner ganzen Fülle da, jedoch die Blätter sahen aus wie eingerollte Zigarrenwickel. Das seltsame Naturphänomen klärte sich bald auf. Die sengende Hitze furchtbarer, fast alles Menschenwerk in weitem Umkreis aufzehrender Brände hatte mit glühendem Hauch das grüne Laub ausgedörrt und geröstet. Wie aber sahen erst die menschlichen Siedelungen aus! Wir fuhren durch eine ganze Reihe von Ruinenstädten, die vor einigen Tagen noch große, stattliche Ortschaften gewesen sind, aber nun buchstäblich dem Erdboden gleichgemacht waren. Nur die Schornsteine standen noch und ragten rauchgeschwärzt aus dem Ziegelschutt auf wie Leichensteine zwischen Grabhügeln. Nicht ein Mauerrest war zu sehen, es war, wie wenn alles zermalmt und zerstampft worden wäre. Auf dem Trümmerhaufen lagen verbogene Blechplatten und allerhand Scherben. Der Anblick des Waldes von nackten Schornsteinen, die regelrechte Reihen bildeten, gemahnte an die Perspektiven eines Friedhofs. Die wenigen zerlumpten Elendsgestalten, die scheu und gedrückt zwischen den Gräbern ihrer kümmerlichen Habe herumschlichen oder in den Trümmern herumstocherten, vervollständigten dieses traurige Gleichnis. Mit ganz besonderer Gründlichkeit haben die kosakischen Zerstörer in Nowo-Alexandrija gewütet. Dieser Ort liegt am Ufer der Weichsel und muß, nach einigen Überresten zu schließen, ein freundliches, behäbiges Städtchen gewesen sein — sogar gefirnißt mit westeuropäischer Eleganz. Umrahmt von prächtigen, üppigen Gärten, muß es, vom jenseitigen Ufer der Weichsel gesehen, einen recht malerischen Anblick geboten haben. Jetzt aber ist es ein groteskes Gewirr von Ziegelschutt, verbrannten Holzsparren und Scherben, ein Ebenbild des struppigen Karyatidenhauptes seiner kosakischen Zerstörer. Am Stromufer stehen einige Karren, um die sich armselige Bauern und Kaftanjuden scharen. Die sind vom jenseitigen Ufer gekommen, um den Einwohnern von Nowo-Alexandrija, wenigstens den eigenen Freunden und Verwandten, irgendwie Hilfe zu leisten. Sie finden aber niemanden, denn Nowo-Alexandrija hat keine Einwohner mehr. Alle sind vertrieben oder versteckt. Nicht von den wilden Horden irgendeines assyrischen Asarhaddon oder Assurpanibal, sondern von der Befreiearmee Nikolai Nikolajewitsch, des Verbündeten der französischen und englischen Zivilisation ...“

England gegen das Griechenland des Königs Otto

Ehedem war es in manchen griechischen Städten üblich, am Ostertage auf einem öffentlichen Platz oder vor einer Kirche eine Puppe umherzutragen und später zu verbrennen, die „Judas“ genannt wurde und zuweilen die Züge irgendeiner unbeliebten Persönlichkeit trug. Zu Ostern 1847 verbot die griechische Polizei in Athen diesen Umzug, weil ein Mitglied des Hauses Rothschild daselbst weilte und an der Judaspuppe hätte Anstoß nehmen können. Als die gewohnte Puppe ausblieb, kam es zu einem Straßenauflauf. In nächster Nähe der betreffenden Kirche stand das Haus eines portugiesischen Israeliten englischer Staatsangehörigkeit aus Gibraltar, namens Pacifico. Die Menge beschuldigte ihn, die Polizei bestochen zu haben, bedrohte ihn vor seinem Hause, warf die Fenster ein und plünderte seine Wohnung, bis Polizei und Militär herbeieilte.

Dieser Zwischenfall war der Anlaß zu einer sonderbaren Vergewaltigung Griechenlands durch England.

Pacifico verlangte eine hohe Entschädigung und wandte sich, als er sie nicht erhielt, an die englische Regierung. Er berechnete seinen Schaden auf 890 737 Drachmen, darunter 60 000 Drachmen für Möbel, 3000 Drachmen für ein Ehebett, 120 Drachmen für einen Bettwärmer, 240 Drachmen für eine Bibliothek von 15 Bänden usw., ferner 12 000 Drachmen

Digitized by Google

für die persönliche Beleidigung durch die Plünderer, endlich 150 000 Drachmen für entgangenen Gewinn, da auch Papiere vernichtet wurden, die gelbliche Ansprüche an Portugal begründeten.

Nach den Ermittelungen der griechischen Regierung hatte sich Herr Pacifico bei der Abschätzung seiner Wohnungseinrichtung arge Übertreibungen zuschulden kommen lassen. Er sei nicht einmal mäßig wohlhabend, sein Haus nur ärmlich eingerichtet gewesen. Kostbarkeiten habe er nicht besessen.

Auf das nachdrücklichste setzte sich Palmerston für Pacifico und dessen Schadenersatzrechnung ein, auch für die angeblichen Forderungen an Portugal, obwohl ein besonderer Ausschuß in Portugal Pacificos Guthaben auf nur 3750 Fr. festgestellt hatte. Überdies fand man später im portugiesischen Finanzministerium mit den Eingaben des Pacifico alle die Papiere, die er bei der Plünderung seines Hauses in Athen verloren zu haben behauptet hatte. Der französische Vertreter war sehr ungehalten darüber, daß der englische Gesandte die angeblichen Forderungen Pacificos an Portugal nicht nachprüfte.

In dieser Sache erließ England an Griechenland am 17. Januar 1850 ein Ultimatum, da Griechenland sich weigerte, die Forderungen Pacificos anzuerkennen. Eine englische Flotte blockierte den Piräus drei Monate lang, nahm 200 griechische Schiffe weg und fügte dem griechischen Handel einen Schaden zu, der auf Millionen beziffert wurde.

Schließlich mußte Griechenland nachgeben und dem Pacifico einen ungebührlich hohen Schadenersatz zahlen.

Es war nicht Liebe zu Pacifico, die Palmerston zu solchem Vorgehen veranlaßte, sondern Abneigung gegen Griechenland und den König Otto. Schon 1843 hatte Palmerston den Ministerpräsidenten Kolittis mit Drohungen bedrängt. König Otto, der mit 3000 bayrischen Soldaten Anfang 1833 in Nauplia gelandet war, zeigte sich ganz von dem großgriechischen Gedanken erfüllt und träumte von der Aufrichtung eines großgriechischen Reiches mit Konstantinopel als Hauptstadt. Er war damals der einzige christliche Fürst auf der Balkanhalbinsel. Indessen hatte er mit beständigen Ränken Englands zu kämpfen. Die englische Politik wollte keine Vergrößerung Griechenlands, kein starkes Griechenland und sah mit Unbehagen, wie die Griechen sich als die besten Seefahrer und Kaufleute im östlichen Mittelmeer entwickelten und den Zwischenhandel an sich zogen.

Bei Beginn des Krimkrieges im Mai 1854 erschien eine englische Flotte vor dem Piräus und besetzte den griechischen Hafen, um die Bevölkerung niederzuhalten. England verbürgte sich mit Frankreich für den Besitzstand der Türkei. Wo griechische Bestrebungen in Thessalien, Epirus und Mazedonien hervorgetreten waren, wurden sie von englischen Agenten bekämpft. Gleichzeitig ließ England in der Presse die Griechen gegen den König Otto aufreizen und ihn beschuldigen, nichts für die Vergrößerung Griechenlands getan zu haben.

Später verhieß England die Abtretung der ionischen Inseln an Griechenland, vollzog sie aber erst, nachdem es gelungen war, König Otto zu entfernen. Englands damaliger Einfluß in Griechenland zeigte sich in der Wahl eines englischen Prinzen zum Nachfolger des Königs Otto. Der Prinz mußte ablehnen, weil kein Mitglied eines Herrschergeschlechts der Schutzmächte vertragsmäßig auf den Thron berufen werden durfte.

An diese Vorgänge erinnerte kürzlich das griechische Blatt „Nea Himera", als es schrieb: „England kann Griechenland zugrunde richten, aber nicht zwingen, die Dardanellen anzugreifen. Der Zorn Englands richtet sich gegen den König, den es einschüchtern will. England hat König Otto vertrieben, aber König Konstantin ist kein Otto. Griechenland hat ein Volksheer und ein nationales Herrscherhaus. Die Engländer sind Zwingherren, wenn sie auch ständig ihre Freiheitsliebe im Munde führen." P. D.

Digitized by Google

Der Zar und der Krieg

Einem in Genf erscheinenden russischen Blatte entnimmt die „Frankf. Ztg." das folgende Schreiben eines russischen Beamten, der sich im Dienste in Petersburg befindet und mit russischen revolutionären Kreisen des Auslandes Beziehungen unterhält:

„... Ihr fragt mich, was in den ‚Sphären' vorgeht? Es hat sich dort nichts Wesentliches geändert — mit Ausnahme der Lage Nikolaj Nikolajewitschs, die ins Schwanken geraten ist. Als ich im Auslande war, hieß es dort ziemlich allgemein, man habe es in der Person des Großfürsten mit dem Vertreter der Kriegspartei zu tun, der Zar dagegen stehe an der Spitze der Friedenspartei; man glaubte auch dort gerne den Gerüchten, der Zar und die Zarin seien geneigt, mit Deutschland einen Sonderfrieden zu schließen, es halte sie davon nur die Angst vor dem unbeugsamen Generalissimus-Onkel zurück. Auch hier am Ort waren diese Gerüchte allgemein verbreitet. Man spricht über den Zaren, er und die Zarin seien eigentlich Deutsche, nur der Großfürst sei ein echter Russe, und man ist dabei der Überzeugung, daß, falls der Neffe irgend etwas zugunsten Deutschlands unternehmen sollte, man ihn sofort durch den Onkel ersetzen würde. Wie ich mich indessen überzeugen konnte, sind diese Gerüchte entweder gänzlich unwahr oder sie enthalten nur einen sehr geringen Teil von Wahrheit. Dem Zaren ist sein ‚Freund und Bruder' Wilhelm II. unendlich verhaßt geworden. Gegenwärtig ist er voll Rachegedanken und steht völlig im Banne dieses Haßgefühls. Am wenigsten verträgt er nämlich irgendeine Zurücksetzung. Es genügt, nur Witte als Beispiel anzuführen. Im Oktober 1905 gelang es Witte, dem Zaren seinen Willen aufzuzwingen; der Zar mußte sich auf einen Weg begeben, gegen den sein ganzes inneres Wesen heftig protestierte. Der Zar verbarg tief in der Seele seinen Mißmut, bezeigte Witte äußerlich seinen Dank und seine Achtung, haßte ihn aber innerlich mit jedem Tage mehr und mehr. Schließlich hörte er auf, vor der nächsten Umgebung diesen Haß zu verbergen und brachte ihn oftmals derartig entschieden zum Ausdruck, daß das Schwarze Hundert, dem die Äußerungen des Monarchen über Witte zu Ohren kamen, in diesen direkt ein zu vollstreckendes Todesurteil erblickte — und fast ohne besondere Geheimtuerei und mit einer sogar für diese Bande auffallenden Unverfrorenheit das bekannte Attentat unternahm; das Mißlingen des Anschlags, dem Witte die letzten acht Jahre seines Lebens zu verdanken hatte, war reiner Zufall. Der Haß des Zaren verfolgte Witte bis an sein Grab, und die Nachricht von seinem Tode löste bei ihm das Gefühl unbändiger Freude aus.

In noch viel höherem Maße zurückgesetzt fühlt sich der Zar durch das Verhalten des Deutschen Kaisers. Sein Versuch, vor Ausbruch des Krieges in unmittelbare persönliche Unterhandlungen mit Wilhelm II. zu treten, die Antwort, die er vom Deutschen Kaiser erhielt, der ihn sozusagen von oben herab behandelte und sich ‚erdreistete', ihm ein Ultimatum zu stellen — das alles entfachte in seinem Herzen einen unversöhnlichen blinden Haß, den er bereit ist, auf die ganze Dynastie der Hohenzollern zu übertragen. Ich glaube, wenn sich heute Deutschland in eine Republik umwandeln würde, er wäre sicherlich voller Schadenfreude darüber. Den Deutschen Kaiser gedemütigt zu sehen, das ist der tiefinnigste Wunsch des Zaren. Mit aller Bestimmtheit kann ich behaupten, daß die Gerüchte von einer Neigung des Zaren, auf einen Sonderfrieden mit Deutschland einzugehen, völlig aus der Luft gegriffen sind. Vielmehr verstärkt sich jetzt sein blindwütiger Haß gegen alles, was deutsch ist, mit jedem Tag mehr und mehr. Sogar einem Teil der Hofclique wird sein Gebaren in letzter Zeit ziemlich ungemütlich. Und das märchenhafte Vordringen der deutschen Truppen vertieft nur seinen machtlosen Ingrimm.

Ich bemerkte bereits, daß die Lage des Großfürsten ins Schwanken geraten ist. Der Zar ließ ihm darüber keinen Zweifel mehr, indem er Rußky, der dem Großfürsten so verhaßt

Digitized by Google

ist, an leitende Stelle berief. Rußky knüpfte gewisse Bedingungen an die Übernahme des Postens — und es wurde ihm nachgegeben. Besonders fiel aber dabei der Umstand auf, daß er sich nach der Front begab, ohne vorher dem Großfürsten im Hauptquartier einen Anstandsbesuch abgestattet zu haben. Auf diese Weise wurde die Ovation, die dem General Rußky in den Wandelgängen der Reichsduma dargebracht wurde, zu einer Protestkundgebung gegen die ‚unverantwortlichen Personen', die an der Spitze der Heeresleitung stehen. Es war schon lange kein Geheimnis mehr, daß der Zar mit großem Unbehagen und mit Angst um sein eigenes Geschick die diktatorischen Gepflogenheiten seines Onkels beobachtete. Der schmachvolle Zusammenbruch der großfürstlichen Strategie gibt nun dem Zaren die Möglichkeit, sich von diesem Alpdruck zu befreien; dieser Schritt dürfte aber zum Ausgangspunkt heftiger Konflikte zwischen ihm und dem Onkel werden. Wohin diese Konflikte führen könnten, läßt sich schwer voraussehen, eins ist aber außer Zweifel: gelingt es dem Zaren, den Großfürsten davonzujagen, so wird er sich sicherer fühlen. Der sofortige Sturz des Großfürsten ist aber unwahrscheinlich. Durch wen könnte man ihn ersetzen? Höchstens durch Rußki. Aber noch vor ganz kurzem war man mit ihm unzufrieden. Außer ihm kommen nur noch Poliwanow und Alexejew in Betracht."

Nach dem Weltkriege 1815

Eine „zeitgemäße Erinnerung" der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung":

Der große Weltkrieg war beendet; der Feind, der jahrzehntelang Europa in Kriegsnot und Kriegssorgen gehalten, war wieder geworfen, dank der einmütigen Kraftanstrengung des preußischen und des deutschen Volkes, unterstützt von seinen Bundesgenossen. Die siegreichen Heere lagen in der feindlichen Hauptstadt, und in Wien traten die Diplomaten der Welt zusammen, um die Weltkarte neu zu entwerfen und den Völkern den ersehnten Dauerfrieden zu sichern. Dorthin richteten sich jetzt erwartungsvoll die hoffenden Blicke. Vor allem die Deutschen glaubten die Stunde gekommen, wo das deutsche Kaiserreich in alter Herrlichkeit wieder erstehen werde in seinen alten Grenzen, seiner alten Größe, die herrschende Macht Europas, zugleich ein Hort des Friedens, raumgebend jeder menschlichen Entwicklung in Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel. Für dieses Ziel war der Ruf erschallt: Mit Gott für König und Vaterland! Hierfür hatten sie sich erhoben, Jüngling, Mann und Greis; einmütig waren sie zu den Fahnen geeilt, Gut und Habe hatten sie geopfert, zu Hunderttausenden Blut und Leben freudig hingegeben. Vertrauensvoll blickte das Volk auf seine großen Heerführer, die York, die Bülow, die Blücher. Das Schwert hatte entschieden; vor seinem Blitzen war die dumpfe Bureaukratie verzagter Kabinettsdiplomatie ins Dunkel verschwunden; was das Schwert errungen, behauptete es auch. So dachte das Volk, so sangen seine Dichter, so lehrten seine Weisen. Zwietracht und Engherzigkeit schien für immer beseitigt, einer goldenen Zukunft ging das durch Blut und Eisen geeinte Volk entgegen. Doch mancher, dem in dem allgemeinen Siegesrausch das Herz zwar warm geworden, doch der Kopf kühl geblieben war, konnte die Hoffnungsfreude nicht teilen, und durch diese Kreise ging ein böses Mißtrauen gegen die Fähigkeiten und den guten Willen der deutschen Diplomaten, denn schon leise während des Kampfes, mehr und mehr, je näher sein Ende schien, regten sich die Anzeichen, daß die Mächte der Finsternis, durch die Fluten der Begeisterung zurückgedrängt, zwar in die Höhlen ihrer Schlupfwinkel gewichen, aber nicht endgültig erstickt waren. Und erst scheu und zaghaft, dann immer aufdringlicher wagten sie sich wieder vor und drängten sich an die Träger der verrotteten Diplomatie. Da waren die finsteren Fanatiker, die Söhne Dantons und Robespierres, mit Neid und Haß erfüllt gegen jeden, der durch Geist und Tatkraft, Abstammung und Glücksgüter sich über das Mittelmaß erhob, die die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit

Digitized by Google

erstrebten, indem sie jeden hervorragenden Geist dem Fallbeil überlieferten. Da waren auch die weltfremden, kindlich frohen Weltbeglücker, die die Millionen brüderlich umschlangen und ihnen den Weltenkuß aufdrückten. Sie hofften den ewigen Frieden von der dauernden Versöhnung der Völker, die das edle deutsche Volk dadurch erwirken sollte, daß es auf jeden Siegespreis verzichte und sich mit der idealen Siegespalme begnüge. Was verschlug es, wenn man dieses oder jenes entfremdete Glied des deutschen Volkes dem Nachbarn freundlichst überließ; was das deutsche Volk einbüßte, gewann ja die hehre Menschheit. Da waren aber auch die nüchternen, klug rechnenden Geschäftsleute, vor allem die reichen Frankfurter Geldfürsten, die bei Freund und Feind ungezählte Gelder ausgeliehen hatten. Sie fürchteten für die Rückzahlung, wenn die eine oder die andere Partei gänzlich unterliegen könnte, sie besorgten bei längerer Dauer des Krieges ein Stocken der Börsengeschäfte, aus denen sie ihre Lebenskraft zogen und durch die sie die Mittel zu einer zwar unsichtbaren, aber desto festeren Weltherrschaft erwarben.

Als der Friedensschluß nahte, glaubten alle diese Gruppen, einzeln und verbündet, ihre Zeit gekommen. Mit Schmeicheleien über ihre abgeklärte Weltphilosophie, mit dem Schreckgespenst des Umsturzes, mit Drohung des wirtschaftlichen Zusammenbruches umgarnten sie die solchen Künsten nicht gewachsenen Diplomaten der Deutschen, und es gelang ihnen bald nur zu gut, den einen hiermit, den anderen damit zu betören. In ohnmächtiger Trauer mußte das Volk zusehen, daß seine Opfer umsonst, in verhaltenem Grimm die tapferen Feldherren erkennen, daß ihre Siege fruchtlos waren. Die Feder verdarb, was das Schwert errungen. Der überlegene, weitsehende Leiter Englands, der ränkevolle und listige Vertreter Frankreichs erkannten schnell die schwache Seite der deutschen Diplomatie und nutzten sie nur zu geschickt für ihre Zwecke aus. Durch die heimischen Flaumacher vorbereitet, gingen sie schnell in die ihnen gestellten Netze. Versöhnung auf Kosten Deutschlands war bald die allgemeine Losung.

Und was war der Erfolg der Versöhnung? Aufgefordert durch die deutsche Torheit, lauerten sofort nach Friedensschluß die Franzosen gleich gierigen Raben auf die Gelegenheit, uns den deutschen Rhein zu entreißen. Und wo blieb der Weltfriede? Wahrlich, hätten wir schon 1815 die alten deutschen Grenzlande Elsaß und Belgien dem Reiche zurückgewonnen, sicher wäre uns und der Welt der Krieg 1870 nicht minder erspart geblieben wie der jetzige schreckliche Weltkrieg. Und im Osten war es nicht anders. Unser war die Provinz Südpreußen gewesen, unser Warschau, unser die Weichsel- und Narewlinie. Um die schönen Augen der Polen und Russen willen gaben sie 1815 die Diplomaten preis. Den Polen sicherte man freie Entwickelung ihres Volkstums zu, man umschmeichelte sie, man zog sie zur Verwaltung. War das Ergebnis Friede und Versöhnung? Die Aufstände 1830, 1848 und 1863 geben die Antwort. Und hätten die Russen den heutigen Überfall wagen, hätten sie unser blühendes Ostpreußen zur Wüste machen können, wenn sie der gepanzerten deutschen Faust an der Weichsel und Narew begegnet wären? So wurde in Wien 1815 das deutsche Volk um seinen Sieg betrogen, seine Hoffnung vernichtet, der Weltfriede für lange Zeit vernichtet. Den Weltfrieden aber störte nicht das zerrissene und verstümmelte deutsche Volk, sondern die durch unzeitige Milde und Schlaffheit aufgeregte Beutegier der mit deutschem Besitze bereicherten Nachbarn. Nur die Schwäche der Diplomatie von 1815 verursachte die Kriege von 1870 und 1914. Äußerlich ertrug das deutsche Volk die Demütigung des schmachvollen Friedens nach dem siegreichen Kriege. Doch im Innern gärte es. Die Begeisterung wich dumpfem Grollen. Die für ihren König begeistert ins Feld gerückte Jugend kehrte enttäuscht und verzweifelnd zurück. Der Weizen der Radikalen blühte.

Digitized by Google

Unermeßliche Siedlungsmöglichkeiten

Von einer Erkundungsreise nach Litauen und Kurland ist der „Voss. Ztg." ein Bericht zugegangen, dessen tatsächliche Mitteilungen und persönliche Beobachtungen größte Aufmerksamkeit verdienen. Durch Preußisch-Litauen ging es ins eroberte Rußland, ins Gouvernement Kowno hinein, jenes alte Samogitien, das des Deutschen Ordens Kraft nicht hatte brechen können, und das nun — nach der Schlacht von Tannenberg und den daran schließenden Heldenkämpfen dieses Jahres — schon deutscher Verwaltung unterstellt ist.

Eine wundervolle Landschaft: welliges Terrain, kleinere und größere Laubwälder, unendlich reicher, milder Lehmboden, der schöne Ernten trägt, und ebensolche Flächen unkultivierten Landes mit Gebüsch bestanden dazwischen — man gewinnt den Eindruck unermeßlicher Kolonisationsmöglichkeiten, eine Zukunftsentwicklung für nationales Bauerntum, wie wir es bisher leider nur in Kanada und Westamerika gehabt haben, wo sie dem Reiche und dem deutschen Volke verloren geht.

Hart an der Grenze, nur zwei Kilometer davon entfernt, inmitten der überaus freundlichen und großes Entgegenkommen zeigenden litauischen Bevölkerung, das erste Großrussendorf, das wir sehen, vor zwei Jahren entstanden: Großgrundbesitz, den die staatliche Bauernagrarbank vom polnischen Besitzer aufgekauft, hat sie zerlegt und an moskowitische Bauern vergeben. Die Kriegsfurie hat sie verscheucht, aber etwa zehn Familien sitzen noch da. — Ebenso erfahren wir unterwegs, daß hier eine große Anzahl von polnischen Gütern der Bauernagrarbank und damit großrussischer Bauernsiedlung verfallen sind. Die Litauer bekommen das Land nicht. So schiebt das Moskowitertum tatsächlich sein Bauernvolk bis nah an Memel und Tilsit heran, und diese Bewegung entwickelt und verstärkt den Zug nach dem Westen im Moskowitervolke außerordentlich; wir müssen sie daher weit nach Osten zurückdrängen, — sie müssen es einsehen: ihr Zug hat nach Sibirien zu gehn, nicht nach Berlin!

Die Wege sind entsetzlich, wir können nur langsam fahren, aber die Landschaft ist wunderbar, und die Menschen grüßen freundlich und winken, — man sieht es, sie sind glücklich, den Russen los zu sein, den Tschinownik, den entsetzlichen ‚Bauernschreck' aller von Moskau unterjochten Fremdvölker, die alle auf Befreiung durch deutsche Kraft hoffen. Große, stille Leute mit prachtvollen Zähnen, liebliche Mädel, hochgewachsen, die an den Wegen stehen und lachend winken. In der Tat — nichts Slawisches hat dieses Bauernvolk, das die katholische Kirche vor jeglicher Russifizierung bewahrt hat.

Dieses kleine Bauernvolk, nicht ganz zwei Millionen groß [es sind in der Tat viel mehr; sehr viele Litauer wurden früher als Polen gezählt. D. T.], verstreut auf einer großen Fläche herrlichsten Bodens, muß uns mit Leib und Seele bereits gewonnen werden, wenn die Niedertracht russischer Beamtenwillkür durch die Gerechtigkeit und den hohen Sinn deutscher Verwaltung ersetzt wird.

Da kommen uns Bauern entgegengefahren, jeder hat mehrere Pferde an seinen Wagen gebunden. Wir halten an. ‚Wohin wollt ihr?' frage ich sie russisch; einer von ihnen versteht es gut. Sie seien beim deutschen Bezirksamtmann gewesen, ihre Pferde seien gestempelt worden, die ihnen für die Wirtschaft unentbehrlich seien, dann dürften sie nicht vom Militär requiriert werden. Die Deutschen hätten ein Gewissen und seien gerecht — man vertraue ihnen schon sehr, anfangs sei man sehr scheu gewesen. Nur fürchteten sie, daß die Brotkartenwirtschaft eingeführt würde, ein halbes Pfund pro Kopf und Tag — das sei trübe! Wir trösteten: es sei genügend, das Land liefere doch andere schöne Dinge, und vor allem würde doch alles gut und bar bezahlt! Jawohl, das werde es! lautete die zufriedene Antwort, der

Digitized by Google

Russe habe alles mit Gewalt genommen, — wenn man sich erst einlebte mit den Deutschen, könne es gut gehen. Dies und ähnliches hören wir von allen, die wir sprechen. Zwei aus Amerika heimgekehrte Litauer erzählen uns englisch dasselbe. Der litauische Gendarm sagt, die meisten hätten sich unendlich über den Fall Kownos gefreut, der verhaßten Zwingburg Moskaus.

Wir tranken in Worny Kaffee. Der Bezirksamtmann und die Offiziere sind in voller Tätigkeit. Von dieser militärischen Verwaltung wird eine Kulturarbeit schon jetzt hinter der Front geleistet, die staunenswert ist und — um das geringste Wort zu brauchen — mit Ehrerbietung vor der Leistungsfähigkeit deutscher Organisation erfüllen muß. Voll Stolz fühlt man sich hier als Deutscher, wenn man sieht, wie das Vertrauen der Bevölkerung zu unseren Verwaltungsoffizieren zum Ausdruck kommt.

Interessant ist es, daß der Pole hier völlig seine Rolle ausgespielt hat; der Großgrundbesitz ist zwar noch zum größten Teil in seiner Hand, aber äußerst verschuldet und im Übergang an die staatliche Agrarbank begriffen, zur Förderung des Moskowitertums. — Ob nicht die Zukunft dieses herrliche Land germanischer Entwicklung erschließt?"

Mit Freudentränen und Jubel

Aus dem Stücke des alten Deutschordensgebietes, das unsere Truppen jetzt im wieder deutsch gewordenen Kurland besetzt haben, ist Dr. Paul Rohrbach der folgende Brief von einer Persönlichkeit in namhafter Stellung zugegangen. Er spricht so klar für den deutschen Charakter des Landes, für seinen Wert und für den Eindruck, den es nach dieser Richtung auf unsere Truppen macht, daß der Empfänger sich nicht versagen konnte, ihn (in der „Tägl. Rundschau") vollständig wiederzugeben:

„Alles, was wir hier sehen und erleben, ist wundervoll — ein schönes deutsches Land in einer Stimmung, daß es wie ein Traum erscheint. Bei Pikkeli, einem typischen litauischen Judenstädtchen ohne Juden — denn die russische Regierung hat sie alle aus Litauen weggejagt, verschleppt wie die arabischen Sklavenhändler in Afrika die wehrlosen, Schwarzen verschleppen und ausrotten —, passierten wir die kurländische Grenze! Hoch am schönen Windautale mit seinen reichen Wiesen und Feldern, seinen wundervoll bewaldeten Ufern, hielten wir im Gutshofe von Nigranden. Ein altes, stolzes Herrenhaus, der Besitzer, mißhandelt und verschleppt, schmachtet irgendwo in einem Moskauer Verbrechergefängnis — weil er ein Deutscher ist, und obgleich seine beiden Söhne im russischen Heere stehen!

Weiter ging unsere Fahrt. Unendlich reizvoll ist das Land! In grünen Parks schimmernde Gutshöfe, schnelle Bäche treiben große, reizend im Tale gelegene Mühlen; an einem stillen Waldsee, inmitten eines dunklen Fichtenwaldes, ragt auf hohem Ufer ein kleines weißes Mausoleum; ungemein wirkungsvoll hebt sich der geschmackvoll hellglänzende Bau am stillen Wasser vom dunklen Hintergrunde der majestätischen Fichten ab. Es ist das Erbbegräbnis einer gräflichen Familie, zu deren Gliedern Kant, der große Königsberger Philosoph, in engsten Beziehungen gestanden.

Das Auto rattert weiter, wir kommen an Amboten vorüber, einem wunderbar gelegenen kleinen Schloß aus Ordenszeiten, erbaut vom Bischof aus Kurland und Ösel, der des Deutschen Reiches Fürst war! Man glaubt sich in Thüringen, so reizvoll wird der Wechsel von Berg und Tal, Wald und Wiese. In der Nähe der alten Ruine der Ordensburg Neuhausen, in weiter, schöner Fruchtebene, stehen an der Straße Gruppen von Menschen, die uns herzlich begrüßen und uns zuwinken! Wir halten an — es sind deutsche Kolonistenbauern. Weit ringsum sind sie in den letzten zehn Jahren hier von den deutschen Gutsbesitzern auf eigener Scholle an-

Digitized by Google

gesiedelt. Ihre Felder wogen in reifer Pracht im Winde! Eine stattliche Frau, das jüngste der reichen Kinderschar auf dem Arm, erzählt: ‚Die Russen wollten, daß wir alle Felder vernichten und dann mit ihnen fortlaufen; wir haben es nicht getan, und da haben sie uns alles genommen, alles Vieh, alle Pferde, und die Menschen auch vertrieben! Da haben wir uns im Walde versteckt, aber es wäre wohl alles verloren gewesen. Mit einem Male aber sind deutsche Radfahrer dagewesen und haben die Russen wie die Hasen gehetzt! Da sind wir nun errettet, Gott hat geholfen! Wohl haben die Russen vier Männer erschossen und eine Anzahl Frauen und Kinder in einem Sumpf abgeschlachtet — aber alle anderen sind frei, und der liebe Gott wird doch nun dem Deutschen so das Herz fest machen, daß er nie mehr das Land hergibt — denn dann müssen wir alle verderben!‘

Wir haben mit Rührung diese immer wiederholten Versicherungen gehört.

Weiter führt uns der Weg an schönen Gütern, behäbigen Bauernhöfen vorüber, an stillen, alten Kirchen, wie sie im ganzen niederdeutschen Volksgebiet der Landschaft Reiz erhöhen. An einem Pfarrhause erzählt man uns, der Pastor sei von den Russen verschleppt, weil er die Bauern ermahnt habe, ruhig dazubleiben, die Deutschen würden ihnen nichts tun!

Wir nähern uns der Kreisstadt Hasenpoth und passieren dabei die weiten Fluren der Katzdangenschen Herrschaft, uralter Familienbesitz der Manteuffels. Ein wunderschönes Schloß in reizvollen Parkanlagen, große wirtschaftliche Betriebe, alles sorglich gepflegt — der Besitzer jedoch bald ein Jahr in Sibirien, weil er nach Ansicht der russischen Gendarmerie deutschgesinnt war! Das ist das Verbrechen in den Augen des Moskowitertums, das diesem ganzen Lande anhaftet, welches uns und jeden Offizier und Soldaten unseres Heeres völlig gefangennimmt! Dies Land ist deutsch, nicht nur in der Art und Gesinnung seiner Bewohner, sondern auch im Charakter der Landschaft — das ist so durchschlagend, zwängt sich bei jedem Schritte auf.

Sie verzeihen, wenn ich poetisch zu werden beginne, aber alle unsere grauen Jungens werden es auch hier im Lande. Nach allem, was sie in Belgien, in Frankreich und in Polen erlebt, da geht ihnen das Herz auf hier in Kurland, dem alten deutschen Lande, wo man nie des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes vergaß und jetzt seine tapferen Krieger mit Freudentränen und Jubel empfing!“

Der Ehrentag des Vielgeschmähten

Am 28. September vor fünfundzwanzig Jahren wurde in Frankfurt a. M. auf Karl Peters' Einladung ein Verband begründet, der, wie die „Tägliche Rundschau“ ihn ehrt, in allen Stunden seines Daseins „verspottet und befehdet“, sich doch zu einer gewaltigen schaffenden Macht unseres politischen Lebens entwickelte; der seinen Gegnern nicht nur seine Gedanken aufzwang, sondern ihnen vielfach auch die Gesetze ihres Handelns vorschrieb. Man hat ihn verlacht, geschmäht, verfolgt; aber seine Gedanken erwiesen sich als richtig, und heute, da er im Weltensturm auf sein fünfundzwanzigjähriges Wirken zurückblickt, kann er fast alle seine Gegner als „alldeutsch“ ansprechen; denn dieser Krieg hat unser ganzes Volk alldeutsch fühlen und handeln gelehrt. Freilich, die meisten werden diese Bezeichnung ablehnen, das Vorausdenken und Vorausfühlen ihrer heutigen Gesinnungen durch den Verband bestreiten, weil sie ihn nicht kennen und von seinem Wirken und Streben nur jene verzerrten und geflissentlich unwahren Darstellungen erhalten haben, die seine den Markt beherrschenden Gegner unermüdlich über ihn verbreiteten. Ist es doch dem Alldeutschen Verbande im lieben Vaterlande so gegangen, wie dem deutschen Volke in der Welt; man hat aus ihm, da er unbequem war nach vielen Seiten — Leute, die das Gewissen schärfen und wecken wollen, waren

Digitized by Google

nie beliebt —, einen Popanz gemacht, der den ruhigen Bürger schreckte, und vor dem der staatsmännisch beanlagte und politisch gebildete Zeitgenosse dreimal ein Kreuz schlug. Auch die Methode, die man dem Verbande gegenüber anwandte, war der unserer Gegner gegenüber unserem Volke nicht unähnlich. Man dichtete ihm Ziele an, die er nie verfolgte, Wünsche, die er auf das bestimmteste ablehnte. Heute schwört noch jeder Leser einer liberalen Zeitung, daß die Alldeutschen Weltmachtphantasten seien, die den Krieg gewollt hätten, um die deutsche Weltherrschaft aufzurichten. Dabei dürfte es den Verbreitern solcher Mären unmöglich sein, aus allen den vielen Verhandlungen und Druckschriften des Verbandes während dieser fünfundzwanzig Jahre auch nur eine Zeile nachzuweisen, die solche Angabe rechtfertigt. Der Alldeutsche Verband hat nie „uferlose" Politik getrieben, nie im Traume an eine deutsche Weltherrschaft gedacht. Es ist die englische Kampfart, die gegen ihn beliebt wurde, daß man jede Auslassung irgendeines unverantwortlichen Heißspornes, der mit dem Alldeutschen Verbande gar keine Beziehungen hatte oder in ihm jedenfalls keinerlei Rolle spielte, ohne weiteres dem Verbande ankreidete. Ja, man könnte an Hunderten von Beispielen nachweisen, daß oft erklärte Gegner des Alldeutschen Verbandes von der Massenpresse als „Alldeutsche" angegriffen wurden, um an ihnen die Gefährlichkeit der alldeutschen Bestrebungen darzulegen. Und was den Krieg anlangt, so hat der Alldeutsche Verband sein Kommen allerdings rechtzeitig vorausgesehen, er ist nicht überrascht worden, und er hat unermüdlich, ebenso wie der Wehrverein und der Flottenverein, zur Stärkung unserer Wehrkraft aufgefordert. Das ist sein großes Verdienst, und nur die liebe Einfalt oder bewußte Böswilligkeit kann ihm daraus einen Vorwurf machen. Diejenigen, die den Alldeutschen Verband wegen seiner Voraussicht und seiner Mahnung zur Bereitschaft als „kriegshetzerisch" ausschreien, sprechen nicht nur eine Unwahrheit aus — denn die Alldeutschen haben ebensowenig wie sonst ein Mensch in Deutschland einen Krieg gewollt —, sondern sie stellen sich auch intellektuell auf das Niveau jener sonst ins finsterste Mittelalter verwiesenen braven Leute, die denjenigen, der ein Gewitter voraussagte, als Wettermacher steinigten. Vorausgesagt aber hat der Alldeutsche Verband allerdings diesen Weltkrieg, sogar in allen Einzelheiten. Schon im April 1913 sprach der Verbandsvorsitzende, Rechtsanwalt Claß, auf der Vorstandssitzung in München seine Überzeugung aus, „daß die Auseinandersetzung zwischen Rußland und uns in allernächster Zeit stattfinden werde, sei es nun im Zusammenhang mit dem russisch-österreichischen Gegensatz, sei es im Wege eines unmittelbaren Zusammenstoßes". Und er unterstrich diese Warnung im September desselben Jahres in Breslau gegenüber den überschwenglichen Hoffnungen anläßlich unserer Balkanpolitik mit England, „da er weder bei Frankreich noch bei Rußland an eine Änderung der Grundgesinnungen gegen das Deutsche Reich glauben könne". „Eine Sachlage aber, bei der zwei mächtige, nicht kriegsscheue, hassensfähige und haßentflammte Völker einen Zeitpunkt eingetreten oder nahegerückt wähnen, der ihnen für eine kriegerische Auseinandersetzung günstigere Aussichten als jemals später zu bieten scheint, muß einmal zum Kriege führen und wird zu ihm führen. Wir hielten und halten heute mehr denn je dafür, daß Deutschland und Österreich-Ungarn eine kriegerische Auseinandersetzung mit ihren ostwestlichen Nachbarn auch bei ehrlichstem Friedenswillen nicht werden vermeiden können, daß ihnen vielmehr ein furchtbarer Entscheidungskampf aufgezwungen werden wird."

Und auf der Vorstandssitzung in Stuttgart, 19. April 1914, wandte sich der leider verstorbene stellvertretende Vorsitzende Admiral Breusing gegen das von der Presse verbreitete Märchen von der allgemeinen Entspannung und sagte mit größter Deutlichkeit, daß Frankreich auf dem Höhepunkt seines Hasses, aber auch seines Selbstgefühls und Machtbewußtseins angelangt sei, daß Rußland die vorderste Kampfreihe an Englands Stelle gegen uns bezogen habe, daß Frankreich ihm ebenso bedingungslos zur Verfügung stehe, wie es vorher England gefolgt sei, und daß das Nachlassen der Spannung zwischen England und Deutschland nicht bedeute, daß es nicht mehr bereit sei, an feindlichen Machenschaften oder Unternehmungen

Digitized by Google

anderer Staaten gegen unser Vaterland teilzunehmen. Darauf wurde vor Eintritt der großen Schicksalsstunde des Reiches ein Warn- und Weckſignal an Regierung und Volk gerichtet, durch einen Beschluß, in dem es u. a. heißt:

„Der Vorstand zieht aus der Tatsache, daß die nach Beendigung der Balkankriege erwartete Entspannung der auswärtigen politischen Lage nicht eingetreten ist, den Schluß, daß Frankreich und Rußland den entscheidenden Kampf gegen das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn vorbereiten, und daß beide loszuschlagen beabsichtigen, sobald sie die Gelegenheit für günstig halten. Der Vorstand ist weiterhin überzeugt, daß dieser Kampf für eine weite Zukunft, vielleicht für immer, das Schicksal des deutschen Volkes entscheiden wird, und daß das Geschick der anderen germanischen Völker Europas damit aufs engste verknüpft sein wird. In dieser Erkenntnis hält es der Alldeutsche Verband für seine Pflicht: unser Volk zu mahnen, der großen Zeit wachsam und entschlossen entgegenzugehen, sich durch Anspannung aller sittlichen Kräfte und durch Unterdrückung allen inneren Haders auf sie vorzubereiten, nicht zuletzt aber alle zur Stärkung seiner Rüstung notwendigen Mittel willig bereitzustellen.

Der Vorstand erachtet es für die dringendste Aufgabe der Regierung, jede, auch die kleinste Lücke in unserer militärischen Rüstung unverzüglich zu schließen, insonderheit ungesäumt für völlige restlose Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht zu sorgen."

Der Alldeutsche Verband hat also allen seinen Hassern und Verkleinerern zum Trotz den Dienst am Vaterland, dem er sich verschrieben, treulich erfüllt, so daß selbst einer seiner schärfsten Gegner, der sich siriusweit von den Gedankengängen des Alldeutschen Verbandes fühlt, der pazifistische Schriftsteller W. Herzog, in seiner inzwischen verbotenen Zeitschrift „Forum" anerkennen mußte:

„Wir werden den Anspruch des Alldeutschen Verbandes, sich als das ‚Gewissen des deutschen Volkes' betätigt zu haben, nicht mehr vermessen oder auch nur überspannt nennen dürfen. Denn wir sehen in der Tat, daß es ihm als einzigem möglich war, lange vor dem Kriege die Katastrophe, ihre Rechtfertigung, alle Ahnungen und alle Argumente, die für den Krieg sprachen, in dieser Deutlichkeit zu entwickeln. Hocherhobenen Hauptes können diese wackeren Wächter an all den andern vorübergehen, die eingelullt von Friedensflöten sich jenen unfruchtbaren Weltbeglückungsideen überließen, die dieser große Krieg hat zuschanden werden lassen."

Der Alldeutsche Verband hat aber nicht nur in den letzten Jahren unserm Volk als ein getreuer Ekkehard gedient, sondern in allen den Jahren seines Bestehens. Er war ein Hort des politischen Idealismus, eine Burg deutscher Gesinnung, von der befruchtende Anregungen nach allen Seiten ausströmten. Die meisten unserer nationalen Vereine haben ihr Wasser vom Alldeutschen Verbande zugeleitet bekommen, verdanken ihm ihre Gründung oder die vorbereitenden Arbeiten zu ihrem Wirken. Er hat viel geschaffen, viel gewirkt, aber er ist jederzeit selbstlos hinter die Tat zurückgetreten. Der Dienst am Vaterlande ist sein beherrschender bestimmender Gedanke, bei dem nichts von Persönlichem und Kleinlichem aufkommen kann. Dank hat noch keiner geerntet, der sich der alldeutschen Arbeit widmete, sondern nur Befehdung, Beurteilung aus Unverstand und Verfolgung; aber der Dank wird auch nicht verlangt. Der Alldeutsche Verband dient seinem Volke als der Vortrupp des völkischen Gedankens. Er dient ehrlich, mit reiner Gesinnung und — wie die Tatsachen bewiesen haben — mit politischer Einsicht und bewährtem Urteil. Des deutschen Volkes Heil ist sein Ziel und sein Lohn.

Digitized by Google

Kirchtürme im Kriege

Die Franzosen halten es für eines ihrer unschätzbaren „Menschenrechte", weltberühmte Kunstdenkmäler als Schutzmauern und Spähertürme zu benutzen und Kanonen in ihren Schatten zu stellen. Aber geifernd vor Kulturentrüstung schreien sie nach echt englischem Muster in die neutrale Welt hinein, daß die Deutschen abscheuliche Barbaren seien, wenn sie diese Kunstwerke dann beschießen. Und es beeinträchtigt ihre kulturschäumende Entrüstung nicht im geringsten, wenn ihnen von den Deutschen nachgewiesen wird, daß auf den Türmen der altehrwürdigen Kirchen Belgiens, auf den Türmen der berühmten frühgotischen Kathedrale von Reims die französischen Militärbehörden für ihre Beobachtungsposten die denkbar modernste Einrichtung besorgt haben. In belgischen Glockenstühlen fanden die Deutschen Ferngläser, Karten, Toposkope.

Frühere Zeiten kannten diese Sorge nicht. Da gab es weder Schutzgesetze für historische Kunstdenkmäler, noch nahm man auch im Kriege Rücksicht auf noch so herrliche Kirchenbauten. Der Eroberer wie der Verteidiger einer Stadt oder Burg hatte freie Hand, einen hohen Kirchturm als Zielobjekt oder als Späherposten zu benützen; es galt als selbstverständlich, daß jeder erhöhte Standort militärischen Zwecken dienen müsse. Wir wissen sogar aus den Chroniken, daß die Behörden es mitunter für gut fanden, hohe Kirchtürme eigens zu dem Zwecke zu erbauen, um in Kriegszeiten eine geeignete Aussichtswarte zu besitzen. Die vielen besonders in deutschen Gegenden bekannten festen Stadttürme wurden zumeist für Wartedienste errichtet. Alte Turmwächtertagebücher wissen uns darüber manches Interessante aus sturmbewegten Zeiten zu erzählen.

Wenn auch die ursprüngliche Zweckbestimmung des Kirchturmes zum Aufhängen des Geläutes war, so ergab sich trotzdem alsbald die Notwendigkeit, diese Türme auch als Schutzwarten einzurichten. Erleichtert wurde diese Einführung durch den Umstand, daß ehemals Kirchen an teilweise verfallenen römischen Wachttürmen erbaut wurden. Die Schottenmönche und Ritterorden (Templer, Malteser, Deutscher Ritterorden usw.) sorgten auch für einen entsprechenden Schutz ihrer Kirchen, Abteien und Burgen. Sie bauten neben und um ihre Kirchen feste runde oder viereckige Türme, die in Zeiten der Gefahr als Zufluchtsort schon wiederholt gedient haben. Möglicherweise die älteste Anlage dieser Art sind die beiden symmetrisch gestellten Rundtürme von St. Gallen. Interessant ist hier zu bemerken, daß die Kriegstürme nicht immer an oder vor der Kirche angebaut wurden. Oft trifft man massige Festungstürme, die unmittelbar in die Kirchen eingebaut erscheinen, wie z. B. bei der Marienkirche zu Salzwedel oder bei der Pfarrkirche in Baden bei Wien. Die zahlreichen runden Treppentürme, die man bei alten Kirchen oft antrifft, sind, so wie die bekannten norddeutschen Normannentürme, zweifellos ehemalige Warttürme. Dann gibt es noch Kirchenanlagen, wo nicht nur der Kirchturm, sondern auch die Kirche selbst befestigt wurde, sei es durch Gußlöcher (Maschikulis), Pechnasen, Wehrgänge auf den Böden und Zinnenkränze, oder mit einem Festungswall umgeben, der selbstverständlich seine Tore und Rundtürme hatte. Über derlei befestigte Dorfanlagen bieten uns die Werke von Wattenbach und Schnaase recht interessantes Material. Burgmäßige Kirchenanlagen findet man besonders in Sachsen, in Österreich und in Siebenbürgen (Schönberg, Holtau).

Den Kirchenchroniken sowie den Glockeninschriften entnimmt man, welch wichtige strategische Rolle der Kirchturm einstmals gespielt hat. In den Kirchen und in ihren Türmen wurden in Kriegszeiten wiederholt Frauen und Kinder verschanzt und verteidigt, und viele Legenden und Sagen berichten von den Versteck- und Rettungswinkeln auf Kirchdächern und in Turmgelassen. Der Turmwächter war ehedem eine gewichtige Persönlichkeit des Kirchenamtes und der Gemeinde. Als der Schutzgeist, der hoch oben Tag und Nacht lebte, war der

Digitized by Google

„Hausmann" verpflichtet, seine Runde jede Stunde gewissenhaft zu besorgen, um die Stadt rechtzeitig vor Feuersgefahr und vor einem feindlichen Überfall aufmerksam zu machen. In vielen strategisch wichtigen Städten war es sogar verboten, den Kirchturm zu besteigen, in Befürchtung eines Verrates der Situationsorientierung des Wächters. So weiß man, daß der Heilbronner Rat im Jahre 1556 den Türmer der Kilianskirche mit Gefängnis bestraft hatte, weil er in kritischer Zeit einen Fremden den Turm besteigen ließ. Noch heutigentags wird in Kriegszeiten die Turmbesteigung nicht erlaubt. Der Aufstieg des Wiener Stephansturmes wurde schon wiederholt verboten.

Unter den Kirchtürmen von historischer Bedeutung ist der zu Münstermaifeld mit gezinnter und mit ausgekragtem Zinnenkern besetzter Plattform. Ähnlich steht es mit dem Turm der befestigten St. Michaelskirche in der Wachau. Der Turm zu St. Georg in Köln wurde in bedrohten Tagen vom Erzbischof Anno erbaut, und einen gleichen Zweck hatte der Barbarossaturm zu Andernach. In den Bauernkriegen und in den Jahren 1713 und 1744 umsausten feindliche Kugeln das Münster zu Freiburg, und nach einer Glockenlegende erging es der Nikolaikirche in Leipzig im Jahre 1633 nicht viel besser. So hat man auch Nachrichten von einer förmlichen Belagerung des St. Jakobsturms in Magdeburg im Jahre 1550. In derselben Stadt auch wurden auf die Sebastianskirche drei Geschütze im Jahre 1550/51 bei der Belagerung durch Moritz von Sachsen gebracht. Auf dem Bremer Ausgariturm stand schon im Jahre 1547 eine Kanone, die bei der Belagerung durch Karl V. ihre Dienste tat.

Ein berühmter Kriegsturm, der zwar für Kriegszwecke sicherlich nicht vorbereitet war, ist der Stephansturm in Wien, ein Prachttypus gotischer Baukunst. Im Jahre 1683 erhielt er derartige Schäden, daß er vier Jahre lang ausgebessert werden mußte. Zum Andenken hatte man damals einige Kugeln in die Mauer eingelassen, und in einem Winkel lugt auch ein Türkenkopf hervor, der der naiven Welt viel Kopfzerbrechen bereitet und sogar für einen Baphometkopf gehalten wurde. Jedem Besucher des Turmes ist die Starhembergbank bekannt, von wo aus der Feldherr die Stellung des Feindes beobachtet hätte. Auch die westlichen sogenannten Heidentürme will man in Beziehung mit einer Verteidigung bringen, womit man ganz unrichtig die Begriffsbestimmung derselben zu erklären versucht. Einen herrlichen Verteidigungsturm besitzt Perchtolsdorf bei Wien. Beim Türkeneinfall leistete er vortreffliche Dienste (1529, 1683). In der Wachau ist neben St. Michael die befestigte Kirche von Weißenkirchen hervorzuheben. Die Kirche sowie der Turm besaßen in verschiedenen Zeiten Kanonen. In Niederösterreich findet man, sowie in Sachsen, besonders zahlreiche, ehemals befestigte Kirchtürme, so z. B. in Pulkau, Würflach (nach der Legende eine Templerkirche), in Tullen (fester Kirchturm), Petendorf, auf dem Sonntagsberg bei Waidhofen a. d. Y. Das interessante Beispiel eines mittelalterlichen Streitturmes zum Schutze einer Kirche ist der Turm von San Giusto in Triest. Auch Straßengel in Steiermark hat, wie viele andere Ortschaften, eine befestigte Kirchenanlage. Unter den Kirchen, die Gußlöcher unter dem Gesims besitzen, fallen mir die Ägidikirche in Mödling und jene in Krumbach bei Alspang ein. Letztere hat eine Wehrmauer und zeigt noch Spuren einer Belagerung. Merkwürdig erscheint es, daß gerade die Burgkapellen an meist ausgesetzter Stelle erbaut wurden, oft mit der Apsisanlage unmittelbar an der Burgmauer, so daß der Feind ein leichtes gehabt hätte, die Kapelle zu bombardieren. Vermutlich besaß dieser heilige Ort eine Art Asylrecht.

Da die Franzosen während dieses Weltkrieges besonders über die „Barbarei" der Deutschen sich beschweren, verdient es hervorgehoben zu werden, daß die Franzosen in Kriegszeiten gerade diejenigen waren, die mit herzlicher Vorliebe auf Türme und Kirchen zu zielen pflegten. Vor 100 Jahren schonten sie fast keinen Kirchturm, und noch heute findet man allüberall die Spuren ihrer rücksichtslosen Zerstörungswut. Auf meinen vielen archäologischen Wanderungen bekam ich oft zu hören, wie die Franzosen in vielen Ortschaften gehaust hätten, und viele Ruinen von Kirchen sind als Opfer ihres Vorgehens anzusehen. Sie haben in Niederösterreich herrliche

Digitized by Google

romanische Kirchen (z. B. die berühmte in Schöngrabern) sehr stark beschädigt, und die deutsche Kriegsgeschichte bringt auch viel Belege ihres Barbarentums, das oft und oft ganz überflüssig war. Im Jahre 1806 beschoß Vandamme den Breslauer Elisabethturm. Das Ulmer Münster schonte Napoleon nur so lange, als es nicht zu Späherzwecken benützt wurde. Im Jahre 1813 beschossen sie den Hamburger Katharinenturm. Im Grunde würde man ihnen keinen Vorwurf machen, da in der Tat die Türme strategische Zwecke erfüllten. Das selbe aber tun die Franzosen im jetzigen Kriege mit ihren Kirchtürmen und wollen nicht einsehen, daß das Unrecht auf ihrer Seite ist. Auch der Stephansturm in Wien wurde vor 100 Jahren von den Franzosen überrascht. Zwei stark beschädigte Grabdenkmäler von großer archäologischer Bedeutung sind Zeugen ihres Kanonenbesuches. Im Jahre 1870 war die Beschädigung des Straßburger Münsters geringfügig. Mit einigen Schüssen wollte man den Beobachtungsposten im Glockenstuhl warnen, was auch sicherlich seine Wirkung nicht verfehlt haben wird.

Anton v. Mailly

Avalun

Im Rhythmus der Arbeit, des Tanzes, des Geselligen entstand das Lied. Die Wissenschaft hat diese Anfänge mit völker- und lebenskundigen Sicherheiten klargelegt. Bei den Mythen und ihrer Ausformung zu Sagen und Märchen hatten wir uns noch im allgemeinen damit begnügt, daß die alten und ältesten Menschen, die von den großen Himmelsgewalten und Jahreszeitenwechseln so unendlich viel fühlbarer beeinflußt wurden, sie aus ihrer Naturphantasie gestaltet hätten. Die Frage ward kaum gestellt: ja, wer denn von ihnen? oder: wie denken Sie sich den allernächsten Hergang der Mythenbildung? Man mache die Probe darauf, ob die naive Bezeichnung der Urheber nicht lauten wird: die alten Frauen, die es den Kindern erzählten! Die schon Kundigeren werden vielleicht sagen: die Frauen auf der ganzen Linie, von der mit Opferdeutung und Beschwörungsspruch befaßten Priesterin, bis zur übel die Kräfte und die Formeln des Geheimnisvollen mißbrauchenden Zauberhexe.

Das Weib ist auch darin nicht die Schöpferische gewesen. Unbeschadet der ihr zufallenden kleinen und großen Anwendungen, unbeschadet jener von Tacitus, dem Ethnographen der Germanen, so fein erlauschten, nur so oft verständnislos übersetzten Wahrheiten, daß die intuitive, minder gehemmte, mehr ekstatische als vernünftelnde Art des Weibes sie unmittelbarer mit dem Göttlichen, Schicksalswaltenden, unsichtbar Lenkenden verbindet.

Der Schauende, Ersterlebende, Durchdenkende, der Urdichter des Übersinnlichen war der Jäger. Der den Speer und die Wurfaxt führte, die die gezähmte Amazone schon nicht mehr berühren durfte: das an den Herdplatz, die Feuerstätte gewiesene starkarmige Weib, die Bereitende, Schaffende, Herrichtende, Körner Ausäende und die Ernte im Quirn Zerquetschende, die die Felle Schabende und Kleider Nähende. Er, der unter dem großen Himmel dahinschweift, der nächtlich im Dickicht und an den Furten der Urwaldströme lauert, um den die Nachtstimmen flüstern und kreischen, der Wildtöter, der die Gezeiten des Jahres aus dem Steigen und Sinken der Sonne, aus dem Knospen und Gilben der Blätter, aus Tod und Auferstehung der Natur liest, der von dem Sinnen darüber nicht loskommt, welche Ängste ihm den Freund der Nacht, den gütigen Mond, verjagen, welche feindlichen Dämonen an ihm fressen und ihn verschlingen, er ist der beobachtungsvolle, aussinnende Deuter, der die Urelemente der Mythen zu den fast auf dem ganzen Erdenrund gleichartigen Vorstellungen ausformt. Jäger sind es gewesen, die ihre bewundernden Gedanken um die großen, raschen und starken Tiere spinnen und die klugen und machtvollen „Geister", die in den Tieren nicht anders als in den Menschen, bis sie das Tote verlassen, die Leitenden sind, ins Bild des Göttlichen — der Götter in primitiver Tiergestalt — erheben. Jäger sind es gewesen, die die Klugheit, die tiefe Güte, die Schönheit,

Digitized by Google

die Zauber der Allnatur durchdachten, wie sie auch ihrer Ewigkeit und Übermacht und ihren Schrecken sich in Ehrfurcht beugten und von Empfindung durchbebt die ersten Gelübde des besseren Menschen taten. Sie waren es, die über die Wüsten und Steppen aufflimmernd die Länder der Fata Morgana erblickten, die über die Heiden und die Meeresfluten ihre Inselavalune und lieblichen Flußparadiese träumten, wo die alleinige Freundlichkeit der lebenspendenden Natur in vermenschlichten gütigen Gestalten — Feen und Gottheiten — sich den Sterblichen zeigt, wo die Fratzen und Spukstimmen und Schreckdämonen, ja der Tod selbst ausgewiesen sind, gelichtete Haine schöne Früchte spenden, die Menschen, weil sie keine Nöte haben, dankbar und edelmütig und truglos sind, und wo sie, dem unverwehrten freieren Gefühl nachgebend, mit den schönen Tieren in friedlich idyllischen Herzlichkeiten leben.

Ein Jäger schrieb das Buch, das uns in die erkenntnisbringende Gesellschaft dieser Vorgänge, dieser alten oder urzeitlichen Menschen und ihrer Umwelt führt. Fritz Bley, Avalun, Geschichten von allerhand Paradiesen. Berlin, Fleischel & Teilhaber, 1914. Ein Fachmann der Jagd und des Wildes, bei dem der wissensreiche, scharfäugige Forscher in den Fällen, wo er sich als solcher nicht genügt, in die Verbindung mit dem Dichter tritt. Das aber sind die Schauenden, die uns weiterbringen, was niemals allein das Seziermesser der an die Vorgänger gebundenen Behutsamkeit vermag, dem zwar jene noch manches übrig lassen, wodurch es dann die dauernde Geltung gewinnt.

Das Buch behandelt nicht das angedeutete Thema allein. Es sind Bilder und Geschichten von allerhand Jägerparadiesen, von der Nehrung bis aufs Gamsgebirg der Wilderer hinauf, vom großen Elch- und Wisent-Urwald des Zaren bei Bjelowjesch oder den Löwennächten Ostafrikas bis in die grasigen Jagdgründe, die einst dem roten Mann gehörten. Aber sie alle, ob wir uns nun mit dem Suahilizauberer begegnen oder die saligen Fräulein des alpinen Hochgebirges schauen, sind auf den gleichen Hintergrund gestellt, und zu dem Vergnügen, womit man allen diesen reichen Vorstellungsdeutlichkeiten bis in ihre fachmännischen Sorgen und bis in die lustigen Humore folgt, gesellt sich die lebendigst durchströmende Freude, daß es trotz allen Kulturgroßstädten noch immer die von ihnen so ganz entrückten, ihnen eben nicht erreichbaren Avalune gibt. —

Der Verleger erweist mir die Ehre, dem Buche die von mir stammende Besprechung eines früheren Werkes von Fritz Bley anzuhängen. Aber es geschieht in der Weise, daß eine Anzahl beliebiger Sätze aus dieser zusammengedrängt sind, ohne daß die bloße Auswahl durch irgendwelche Zeichen sichtbar ist. Das geht nicht, auch wenn diese Unsitte schon so eingerissen ist, daß sie harmlos geübt wird. Man darf mir nicht die Behauptung zuschieben, ich hätte dieses haarsträubende Quodlibet geschrieben. Man darf uns auch nicht auf diese Weise zwingen wollen, zur Bequemlichkeit der buchhändlerischen Anzeige klüglich darauf zu sinnen, daß diese ein paar starkgeeignete, zusammengehäufte Schlagerwendungen fix und fertig findet, — gleichgültig, ob manche gewohnheitsmäßigen Rezensenten so gefällig und so vorsichtig sind.

Ed. Heyck

Krieg und Kunst

Unter dieser Überschrift schreibt das treffliche St. Galler Tagblatt:

Es bedarf außergewöhnlicher Geschehnisse ungewöhnlicher Zeiten, damit alle Kunst als notwendig erkannt werde. Für eine satte Gesellschaft ist sie ein Luxus und schließlich gar eine närrische unbegreifliche Kräfteverschwendung. Und eine solche Gesellschaft hat denn auch für den Künstler im Grunde nur die heimliche Verachtung des sich im Besitze Glaubenden, und sie wird je länger je mehr eine verlogene Mache, im besten Fall das artistisch Spielerische, mit allen Mitteln für Kunst ausgeben.

Digitized by Google

Ein Eingeständnis, daß die Zustände vor dem Kriege so waren, liegt in der so vielfach beteuerten Hoffnung auf eine Erneuerung und eine Blüte der Künste nach dem Kriege ausgesprochen. Und wenn sich diese Hoffnungen verwirklichen sollten, so wird es nicht etwa so geschehen können, daß diese Kunst an jenem Stofflichen kleben bleibt, das uns der Krieg und die Erinnerung an den Krieg hinterlassen; denn dort sind die Jagdgründe des unvergänglichen Dilettantismus. Was uns ein günstiges Geschick bescheren kann, das ist die Gestaltung allgemein gültiger Ideen. Das sind Stimmen aus der Stille und Tiefe, die erst dort vernehmbar werden, wo die Herzen gerüstet sind, ihnen Widerhall zu sein.

Diese Kunst wird das Tragische nicht als zerstörend, sondern als aufbauend empfinden, als Notwendigkeit des Lebens, als Gesetzmäßigkeit, die zu tragen und zu ertragen ist. Eine Romantik wird es sein, die keine Wirklichkeit scheut, um doch den Sternen nahe zu sein. Immer wird sie in ihren Zeugnissen für die Gestaltung, Umbildung und Wiedergeburt der Persönlichkeit die Vollendung des irdischen Lebens zu einem geistigen, unvergänglichen ahnen lassen und so in ihrem stärksten und tiefsten Ausdruck unvergänglich bleiben. H.

Die Herkunft unserer Nationalhymne

Die Franzosen wollen durchaus Eroberungen machen. Mit den Waffen ist es zurzeit sehr schwer, also versuchen sie es auf geistigem und künstlerischem Gebiete. Dabei behält das Verfahren eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der berüchtigten Reunionskammern des Sonnenkönigs. Freilich ist bei uns Barbaren nun bald nichts mehr zu holen, nachdem sogar Goethes „Faust“ als minderwertige Bearbeitung einer fürtrefflichen altfranzösischen Sage erkannt ist. So haben sie ihre jetzige Offensive gegen ihren englischen Bundesgenossen gerichtet.

Die Pariser Presse veröffentlicht als „neueste“ Entdeckung, daß die englische Nationalhymne eigentlich französischen Ursprungs und eine Komposition des großen Lully sei. Da Lully seinerseits geborener Italiener ist, bedarf es keiner allzu großen Phantasie, um aus diesem einen Fall heraus die Vorbestimmung des heutigen Bündnisses zu beweisen. Nun, wenn die Pariser Blätter so „entdecken“ wollen, können sie dafür eine Spalte ständig offenhalten. Denn ihre neueste Entdeckung ist eine ganz „olle Kamelle“, in gelehrten und halb volkstümlichen Schriften der Boches längst aufgezeichnet und — widerlegt. Da aber auch unsere deutsche Presse jetzt wieder, wie schon früher, diese Nachricht verbreitet, ohne sie von vornherein richtigzustellen, rechtfertigt sich eine kurze Betrachtung über die Geschichte dieses Liedes nach Musik und Dichtung um so mehr, als es ja doch bis zur Stunde auch unsere Nationalhymne ist.

Die ausschlaggebende, völlig erschöpfende Abhandlung stammt von unserem großen Händelforscher Friedrich Chrysander und steht im „Jahrbuch für musikalische Wissenschaft“ (I. 1863, S. 287 ff.) unter dem Titel „Henry Carrey und der Ursprung des Königsgesanges ‚God save the King‘“. Der älteste Druck von Text und Musik, den Händel auffinden konnte, steht im „Thesaurus musicus“. Diese bei Simpson in London erschienene Sammlung trägt keine Jahreszahl, stammt aber aus dem Jahre 1744. Schon ein Druck des folgenden Jahres zeigt Textänderungen. Chrysander verlegt Komposition und Dichtung ins Jahr 1743. Sie wäre also unmittelbar vor der Schlacht bei Dettingen, zu der Händel sein größtes Tedeum geschrieben hat, entstanden, und in der Tat ist der Text, wie er in der ersten Fassung vorliegt, gleichzeitig Kriegs- und Königsgesang: eine Hymne auf einen König, der ins Feld zieht.

Chrysander ist zur Untersuchung der Frage wohl dadurch gekommen, daß früher vielfach Händel als der Komponist angesehen wurde. Chrysander weist nach, daß, wenn nicht bloße Buchhändlerspekulation den Namen des auf der Höhe seiner Volkstümlichkeit angelangten

Digitized by Google

Meisters mißbrauchte, eine Verwechslung vorliegt. Händel hatte schon 1727 bei der Thronbesteigung des Königs Georg II. ein Königsanthem auf die Bibelstelle „Zadock, der Priester, und Nathan, der Prophet, salbten den König Salomon, und alles Volk frohlockte und sprach: Gott schütze den König! usw. (God save the King)."

Ebenso alt ist die Behauptung, daß Text und Melodie von Henry Carrey 1743 geschaffen worden seien. Aber auch eine dritte Meinung ist alt; sie schreibt die Melodie dem großen englischen Klaviermeister John Bull (1593—1628) zu und wird am eindringlichsten verfochten in einem umfänglichen Buche von Richard Clark 1822. Danach wäre das Lied „God save the King" zuerst gesungen worden 1605 bei einem Fest der Großkleiderhändler zu Ehren des Königs Jakob I., den man damit zur Errettung nach der Pulververschwörung beglückwünschte. John Bull war damals bei der königlichen Kapelle und Hoforganist. In der Tat findet sich unter den — übrigens auch von einem deutschen Zeitgenossen Händels, Dr. Pepusch, gesammelten — hinterlassenen Manuskripten John Bulls ein Thema zu Variationen, welches eine große Ähnlichkeit mit der Melodie des „God save the King" hat. Ein Text ist dagegen nirgends aufzufinden. Um das zu erklären, wird behauptet, daß nach dem Sturz der Stuarts und der Hinrichtung Karls durch Cromwell niemand mehr diese Hymne zu singen gewagt habe, und sie so in Vergessenheit geraten sei. 1744 sei sie dann hervorgezogen und der neuen Dynastie angepaßt worden. In der Tat ist sie im Jahre 1745 volkstümlich geworden, und zwar dadurch, daß die beliebte Sängerin Mrs. Cipper sie in einer von ihrem Bruder Dr. Arne, dem Komponisten des „Rule Britannia", instrumentierten Fassung im Drurilanetheater vortrug, als der Anschlag des Prätendenten von Schottland mißlungen war.

Nun sind starke Anklänge bei solchen einfachen Melodien fast immer nachweisbar, und Tappert hat mit Recht von Wandermelodien gesprochen. Auch für die doch gewiß Haydn gehörige und von ihm durchaus ursprünglich erfundene Melodie des „Gott erhalte" findet sich eine Vorläuferin bereits in G. F. Telemanns 1728 zu Hamburg erschienenem „Getreuen Musikmeister", wenn man nicht gar die uralte Choralmelodie des „Pater noster" heranziehen will. Solange es nicht gelingt, den Text für diese ältere Zeit nachzuweisen, spricht alles für die Richtigkeit der Annahme, daß Henry Carrey der Schöpfer dieses Liedes ist, das zu den verbreitetsten der ganzen Welt gehört.

Dieser Henry Carrey war ein verbummeltes Genie, der uneheliche Sohn von George Saville, Marquis von Halifax. Obwohl als Dichter und Musiker nicht unbegabt, kam er auf keinen grünen Zweig und machte seinem Leben am 4. Oktober 1743 ein Ende, noch bevor er das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatte. Unter seinen wenigen nachgelassenen Kompositionen befand sich das „God save the King", das 1744 von dem Verleger Simpson im „Thesaurus musicus" ohne Namen gedruckt wurde. Chrysander findet für das Weglassen des Namens einen guten Grund in der Tatsache, daß, wie durch zwei Zeugnisse belegt, Carrey mit seiner Komposition zu dem in Händels Umkreis lebenden tüchtigen deutschen Musiker Ch. Schmidt gekommen sei, damit er ihm die Baßstimme satzgerecht hinzufüge. Bei der Gelegenheit sei das Lied natürlich neu geschrieben und dabei der Name vergessen worden. Der Verleger hatte keine Ursache, den Namen eines verbummelten Selbstmörders aufzudrucken, zumal dadurch um so eher die Spekulation mit Händels Verfasserschaft offenblieb. Aber es ist kein Grund, an den schriftlich überlieferten Zeugnissen des obengenannten Komponisten Schmidt und seines Hausarztes Harrington zu zweifeln, die ganz bündig die Verfasserschaft Carreys behaupten.

Und die Franzosen? Ihr Aneignungsrecht stützt sich auf das Zeugnis dreier Damen des Klosters St. Cyr, das aber erst am 10. September 1819 in Versailles zu Protokoll gegeben wurde. Sie bezeichnen es als eine Überlieferung ihres Klosters, daß das Lied bereits in die Zeit Ludwigs XIV. zurückreiche und von Lully für ihr Kloster komponiert worden sei. Händel habe es bei seinem Aufenthalt daselbst gehört und mit nach England genommen. Nun ist des

Digitized by Google

von den Engländern „annektierten" Händel einzige englische Gewohnheit ja in der Tat gewesen, daß er, wo er irgendwo wertvolles Musikgut fand, es ohne viel Gewissensbedenken sich aneignete. Aber da er niemals in Frankreich gewesen ist, kann er diesen Klostergesang von St. Cyr nicht gehört haben. Die einzige bestimmte Angabe, die sich in dem Zeugnis der Klosterfrauen findet, ist, daß 1779 Ludwig XVI. bei einem Besuch des Klosters St. Cyr mit einem Gesange begrüßt wurde, dessen Dichtung „Grand Dieu sauvez le roi" und Melodie mit der englischen Nationalhymne übereinstimmten. Die Erklärung liegt sehr nahe, daß das englische Lied eben inzwischen nach Frankreich hinübergebracht und für diesen geeigneten Zweck zurechtgemacht worden war.

Nach Deutschland ist die Melodie vor 1782 gekommen, und zwar, wie so viele vaterländische Weisen, durch Studenten. Die Melodie findet sich zum erstenmal in einer vom Kieler Studenten August Niemann 1781 verbesserten Fassung des Landesvaters, die in seinem namenlos erschienenen „Akademischen Liederbuch" (Dessau und Leipzig 1782) steht. Es ist das zweite der zu den siebenundzwanzig Strophen benutzten sechs Lieder und geht auf einen Text „Heil, Kaiser Joseph, heil!" Die Melodie war also — und das ist sehr wichtig — in weiten deutschen Kreisen bereits bekannt, bevor die Verwendung des „Heil dir im Siegerkranz" als preußische (dann auch sächsische und bayerische) Hymne einsetzte.

Die Geschichte des „Heil dir im Siegerkranz" ist gründlich erforscht durch Hoffmann von Fallersleben in seinen „Volkstümlichen Liedern" (1869). Die zahlreichen seitherigen Abhandlungen bringen nur die Bestätigung dieser ersten gründlichen Untersuchung. Die erste deutsche Fassung des Gedichts steht im „Flensburger Wochenblatt" vom 27. Januar (ein seltsames Zusammentreffen mit dem Geburtstag unseres Kaisers) 1790 und trägt die Überschrift: „Ein Lied für den dänischen Untertan. An seines Königs Geburtstage zu singen in der Melodie des englischen Volksliedes ‚God save great George the King'." Der Dichter war der Herausgeber dieses Wochenblattes, Heinrich Harries, damals Kandidat der Theologie zu Flensburg, der am 28. September 1802 als Pfarrer zu Brügge bei Kiel gestorben ist. Dieses Lied erschien am 17. Dezember 1793 in der Spenerschen (jetzt Vossischen) Zeitung unter dem Titel „Berliner Volksgesang". Bei dieser ersten Veröffentlichung ist es bescheiden unterzeichnet mit Sr. Später hat dieser Dr. jur. Balthasar Gerhard Schumacher diese Bescheidenheit verloren und in Neuveröffentlichungen die Verfasserschaft für sich in Anspruch genommen. Er hat kein Recht dazu gehabt. Abgesehen davon, daß er aus dem Gedichte von Harries drei nur auf dänische Verhältnisse passende Strophen wegließ, hat er nur ganz unbedeutende Änderungen vorgenommen.

Das Publikum hat sich übrigens um seine späteren Veröffentlichungen nicht gekümmert, sondern sich an die erste vom Jahre 1793 gehalten, die in allem wesentlichen unser „Heil dir im Siegerkranz" ist. Es war damals und in den nächstfolgenden Jahren wenig angebracht, eine preußische Königshymne mit „Heil dir im Siegerkranz" anheben zu lassen, und so ist es begreiflich, daß diese Nationalhymne nicht recht aufkam. Immerhin steht sie in einem 1796 im Berliner Nationaltheater mit Beifall gegebenen vaterländischen Schauspiel „Der Große Kurfürst vor Rathenau" (Friedrich Rambach). Die Musik dazu lieferte der Kapellmeister des Prinzen Heinrich, B. Wessely, der von dem Lied auch eine besondere Ausgabe im Druck erscheinen ließ „Volkslied God save the King mit neuem deutschen Text und mit Variationen", im Klavierauszug gedruckt Berlin 1796. Die Melodie ist dann bekanntlich sehr viel verwertet worden, u. a. auch 1804 von Beethoven zu Variationen für Klavier. Erst durch die Stimmung und die Erfolge der Freiheitskriege wurde das „Heil dir im Siegerkranz" beliebt. So wird schon von einem im März 1813 in Berlin zum Besten der Krieger veranstalteten Konzert berichtet, daß die Hörer beim Vortrag des Liedes von ihren Sitzen aufsprangen und die fünfte Strophe dreimal hintereinander sangen, um so ihrem Könige zu verkünden, daß er durch den Entschluß zum Kampfe wirklich zum „Liebling des Volks" geworden sei. Aus dem Jahre 1815 stammt

Digitized by Google

dann die Sachsenhymne „Den König segne Gott", die vermutlich von einem sonst unbekannten Dichter, J. C. A. von Richter, herrührt, nicht von August Mahlmann, wie noch heute viele Schulgesangbücher angeben, der dagegen im gleichen Jahre das Sachsenlied „Gott segne Sachsenland" auf dieselbe Melodie geschaffen hat. Drei Jahre später hat Karl Maria von Weber zur Jubelfeier der fünfzigjährigen Regierung des Sachsenkönigs seine Jubeloupertüre komponiert und darin die damals bereits allgemein bekannte Königshymne verwertet.

In Preußen ist das Lied zur richtigen Volkstümlichkeit gelangt durch Louis Schneider, der als Kabinettschef und Vorleser des Königs Wilhelm I. später wohlbekannt geworden ist. Als achtundzwanzigjähriger Reserveleutnant ließ er den von ihm redigierten „Soldatenfreund" in 125000 Exemplaren an das gesamte preußische Heer verteilen. An der Spitze stand die Hymne, die nun an des Königs Geburtstag am 3. August 1833 allgemein gesungen wurde. Schneider soll diesem Einfall seine spätere glänzende Laufbahn verdanken. Seine Handlungsweise kann auch heute als ein Fingerzeig dienen, wie der vielfach vorhandene Wunsch nach einer neuen deutschen Volkshymne erfüllt werden könnte.

Dieses Verlangen ist nicht erst jetzt im Kriege laut geworden, und wo es früher geäußert wurde, geschah es durchaus nicht immer aus der Erwägung, daß es für das Musikvolk beschämend sei, den Ausdruck seiner vaterländischen Hochgesinnung in einer fremden, jetzt ja sogar feindlichen Melodie zu geben. Am lebhaftesten wurde der Wunsch schon immer laut bei den im Auslande weilenden Deutschen, die bei festlichen Gelegenheiten, wenn die verschiedenen Nationalhymnen gespielt wurden, in große Verlegenheit gerieten. Denn sobald das „Heil dir im Siegerkranz" angestimmt wurde, standen auch die Engländer mit auf; „Deutschland, Deutschland über alles" in Haydns Vertonung bot keinen Ersatz, weil sich dann auch die Österreicher meldeten.

Seit Kriegsbeginn sind nun zahlreiche Versuche einer neuen Vertonung des „Heil dir im Siegerkranz" erschienen. Eine derselben von Hugo Kaun hat unlängst durch eine festliche Aufführung in Leipzig schon eine gewisse offizielle Billigung gefunden. Ich halte es für völlig aussichtslos, den alten Text einer neuen Melodie zu unterlegen. Es hat auch deshalb keinen rechten Sinn, weil das „Heil dir im Siegerkranz" auf besonderen dichterischen Wert gewiß keinen Anspruch erheben kann. Nun hat das deutsche Volk in diesem Kriegsjahre gezeigt, daß es das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" als Volkshymne empfindet. Auch dieser Text aber ist unlösbar mit Haydns genialer Komposition vereinigt, die ihrerseits von der österreichischen Kaiserhymne nicht zu trennen ist.

Im Grunde handelt es sich hier um eine dynastische Frage. Nur wenn der Kaiser eine neue Kaiserhymne will und ihre Einführung dann von oben befohlen und mit allen Mitteln durch Schule und Heer verbreitet wird, hat ein neues Lied Aussicht auf Erfolg. Dann aber gibt es auch keine weiteren Schwierigkeiten mehr. Freilich wird heute kein deutscher Monarch mehr in dieser Frage ohne Mitwirkung der Gesamtheit entscheiden wollen, und so bleibt doch wohl nur der Weg eines zweimaligen Wettbewerbs: zunächst um ein Gedicht, danach um die Melodie. Man wird gut tun, auch die Laien zuzulassen, auch weil das Lied seinem Wesen nach als einstimmiger Gesang empfunden sein muß.

Karl Storck

Digitized by Google

Rudolf Sievers

(Zu unsern Kunstbeilagen)

Den Zeichner Rudolf Sievers, den bisher nur die Leser des „Wandervogel“ näher kannten, stellt Julius Zwißlers Verlag in Wolfenbüttel mit drei Mappen einer größeren Öffentlichkeit vor, und ich bin sicher, daß in unserer dem deutschen Wesen auch in der Kunst günstig gestimmten Zeit dieser echte Lyriker herzlich bewillkommnet werden wird.

Die „Schwarz-Spiele“ (zwölf Blätter, 2 ℳ) verraten die Herkunft vom Buchschmuck. Schon wie die zwölf Zeichnungen mit scharfem Rand sich aus dem Blatt herausschneiden, erinnert an die Buchseite. Wie dann auf den meisten Blättern das Ornament als Füllung dient, die umrahmend das Bildchen gleichzeitig heraushebt und doch auch wieder zum Teil des Ganzen — eben der Buchseite — macht, gehört in jene große Linie der Buchschmuckentwicklung, die aus den Miniaturen der mönchischen Handschriften über die geschnittene und gestochene Titelseite der Renaissancebücher, die zarten Linienspiele des Rokoko zu den neuen Engländern um Walter Crane führt.

Die neue deutsche Buchschmuckkunst hat auch diese Linie mit aufgenommen und sie in technischer Hinsicht längst zur Vollendung gebracht, wogegen wir im Geistigen doch sehr oft das Gefühl des Volksfremden nicht ganz zu überwinden vermochten. Gerade das „Preziöse“ in der Kunst läßt das deutsche Empfinden kühl, und die Bewunderung für Feinarbeit genügt uns gerade in der Kunst nicht. Da ist es denn bezeichnend für das kerndeutsche Wesen dieses jungen Künstlers Rudolf Sievers, daß sich auch seiner feinsten Zierarbeit gegenüber nicht das Urteil „prezids“, sondern das liebe deutsche Empfinden „sinnig“ einstellt. Ganz köstlich zeigt sich das in einem Blatte wie „Du bist mein und ich bin dein“. Ein Bilderrahmen mit einem stilisierten Rosenmotiv bildet die Umrahmung für die Buchseite, die hier als eine dichtbemusterte Blumentapete erscheint. Aus ihr ist mit einem neuen verjüngten Rähmchen der Raum für das Bild ausgeschnitten, das ein engverschlungenes Liebespaar zeigt, wie es hinter dem Fenster in die „mondbeglänzte Zaubernacht“ hinausblickt. Darunter ein Rosenkranz, in dem das Liebesprüchlein geschrieben steht. Der weiße Fleck des Vollmondes oben im Bildchen bildet das Gegengewicht zu diesem weißen Schriftkranze und bindet gleichzeitig für den Blick des Beschauers die Flächen zur Einheit.

Gleich liebenswürdig sind die Blätter „Liebeslied“ und „Märchen“, die beide in reicher ornamentaler Umrahmung das in feinstem Federstrich ausgeführte figürliche Bild zeigen. Beide möchte man sich am liebsten im aufgeschlagenen Buch als die linke Gegenseite zu einem umrahmten Schrifttitel denken. Als solcher wirkt geradezu das Blatt „Benedicamus domino“, während in der „Ballade“ das Bild stärker betont ist, aber doch durch die breite Umrahmung noch ganz als Buchseite wirkt. Die kräftige Silhouette dieses Bildes führt hinüber zum „Kinderlied“, das ganz als Spiel einer Schere in feinnerviger Hand wirkt. Dann finden wir bei dem als kraftvolle Silhouette herausgearbeiteten fahnenschwingenden „Rufer“ den darunterliegenden Rahmenraum in doppelter Leiste ausgenutzt zur Vertiefung des erzählenden Inhalts. Es ist ein Rufer zum Kampf; die Leiste zeigt, wie sie in großem Zuge ihm folgen. Ähnlich geartet ist die aus dem Geiste unserer Zeit gewonnene Umschreibung des alten Gebotes „Bete und arbeite“ in „Dienet Gott dem Herrn“. Und ganz zum Bilde geworden sind die „Schwarzen Vögel“, die über der Einsamkeit des Hochgebirges ihre düsteren Kreise ziehen.

Die zweite Mappe bringt „Bilder aus einer alten Stadt“ (zehn Blätter, 2 ℳ). Es sind Motive aus Braunschweig, die bei dieser ungemein lebendigen Ausnutzung der Gegensätze von Schwarz und Weiß überzeugender, als es Farben vermöchten, unser Gefühl bestärken, daß das Wesen der deutschen Baukunst malerisch ist. Nicht eigentlich farbig, so bunt auch ein derartiges Bild im hellen Sonnenschein wirken mag, sondern malerisch im Sinne des Hell-

Digitized by Google

dunkels eines Rembrandt und der phantastischen Beweglichkeit der Linienführung unserer alten großen Zeichner und Stecher. Ein Blatt fällt heraus, und dieses bringt bezeichnenderweise einen zierlichen Rokokobau (Schloß Richmond). Der tiefste Unterschied zwischen romanischer und deutscher Kunst spricht uns gerade aus solchen Schwarz-Weiß-Zeichnungen nach Werken der Architektur an: dort der gebändigte Raum in übersichtliche klare Form gebracht; hier bei uns die Auflösung des von der Natur, vom Zweck des Baues gebotenen festen Materials in den Raum hinein durch die Fülle der sich überschneidenden Linien, durch den bunten Wechsel von Licht und Schatten, wie er durch das Ineinandergeschiebe der an sich kleinen Flächen bedingt ist. Das Ganze voller Heimlichkeiten, die die Phantasie beschäftigen und zum Hineindenken eines Inhalts anreizen. Beim Romanischen die Beherrschtheit der Welt, die man sich dazu klar und übersichtlich gestaltet; im Deutschen ein Sich-hineinreißen-lassen, ein Untertauchen in die nie zu erschöpfende Fülle.

Der sinnige Zeichner der „Schwarz-Spiele" offenbart sich auch hier in Blättern wie „Alter Hof im Winter", dem köstlich in den Raum gestellten „Schloß Richmond", der „Klosterkapelle". Ein feines malerisches Gefühl zeigt sich in der Art, wie „St. Ägidien" in feuchter Nebelluft duftig unbestimmt hinter dem Häusergewirre emporragt, das es trotzdem beherrscht. Groß gesehen ist „St. Andreas", und Blätter wie „Ottilienteil" und „Nickelnkult" sind voll der dunkeln Phantastik der „alten Nester" Wilhelm Raabes.

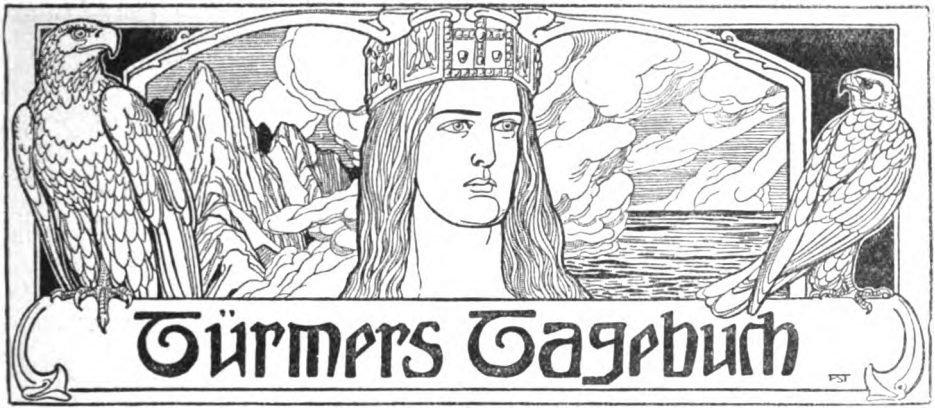
Und nun hat der Krieg auch diese stille sinnige Natur in den Strudel seines lärmvollen Lebens gerissen. Als Freiwilliger ist er mit den 78ern ins Feld gezogen. Aus der großen Zahl von Zeichnungen, die er dort dem harten Dienst abgewann, vereinigt die Mappe „1915 Frankreich" zwölf Blätter, 3 ℳ. Das dafür gewählte Gummidruckverfahren wahrt den Charakter der Bleistiftzeichnung so vorzüglich, daß man Originale in der Hand zu haben vermeint.

Die Reihe setzt fröhlich ein. Die Soldaten haben den Geburtstag ihres obersten Kriegsherrn in Feindesland festlicher begangen, als es zu Hause Sitte ist. Kränze spannen sich über die Dorfstraße, auf die die halbvertrockneten Weihnachtsbäume hinausgestellt sind, und aus den kümmerlichen Häuschen wimpeln die Fahnen. Es folgt die Stadt „Laon". Von einem tieferen Standpunkt aus gesehen, baut sie sich aufwärts, überkrönt von der stolzen Kathedrale. Dann sehen wir durch einen winterkahlen Wald Reiter ziehen, ein Bild wie aus tiefstem Frieden. Kriegerischer schon wirkt die „Bagage". Auf ausgefahrenen Wegen ziehen die hochbeladenen Wagen. Der „zerschossene Kirchturm von Vitry" starrt trübe und sinnlos in die feuchte Frühlingsluft. Unheimlich gespenstisch wirkt das „Nächtliche Schanzen". Das vielgenannte Reims sehen wir vom Schützengraben aus. Ein völlig durcheinandergerissenes Bauerngehöft kündet die Wirkungen eines „Volltreffers". Dann kommt noch einmal ein friedliches Bild mit dem „Marktplatz in Vouziers". Um so grauenhafter wirkt das durcheinandergespensterte Sparrenwerk „in Brand geschossener Häuser". Und der Blick „hinter die Stadtmauer" zeigt das schauerliche Durcheinander von zerbrochenen Kanonen mit menschlichen Leichen. Den Schluß bildet der „Schübderump 1915". Der Tod sitzt als Kutscher auf dem Lotterwagen, auf den er seine überreiche Beute allzufrüh hingeschlachteten Lebens geladen hat. Er herrscht auch auf der Straße, die das Fuhrwerk dahinklappert. Öde Brandmauern säumen sie ein; wo der Blick hinsieht, gewahrt er nur Vernichtung.

So haben die furchtbaren Erlebnisse dieses Krieges den heiteren Sinnierer und verträumten Schilderer traulicher Winkel zum erschütternden Künder gewaltiger Tragik gewandelt. Noch überwiegt hier, wie es auch kaum anders zu denken ist, die Wiedergabe des Gesehenen. Der ganzen Art dieses Künstlers aber entspricht, daß der Krieg auch sein inneres Schauen bereichert und verdichtet hat. Die Früchte dieses inneren Erlebens wird die Zukunft reifen. So dürfen wir der weiteren Entwicklung dieser echt deutschen Künstlernatur mit großen Erwartungen entgegensehen.

Dr. Karl Storck

Digitized by Google



Der Krieg

Man komme uns nicht damit, daß es noch zu früh sei für die politische Ernte; Fürsorge für die Zukunft unseres Reiches kann niemals früh genug kommen, und die Stunden eilen schnell und ereignisschwanger der weltgeschichtlichen Entscheidung zu."

An diese Worte, die der große Politiker-Philosoph List einst gesprochen, als er die Begründung eines mitteleuropäischen Staatenverbandes empfahl, schließt Dr. Freiherr von Mackay in der Zeitschrift „Das größere Deutschland" eine bitter notwendige, in die Tiefe gehende Betrachtung über „Kriegsziele — Kriegserkenntnis". Im Lichte dieser weit vorausblickenden Sorge um die politische und nationale Hinterlassenschaft, die unserer Enkel und Enkelkinder Erbe sein wird, müsse auch das vielberedete Verbot der Erörterung der Kriegsziele beurteilt werden. „Als Hinweis darauf, wie einfachstes männliches und vornehmes Denken es ablehnen wird, um die Teilung einer Beute sich herumzustreiten, bevor sie endgültig in sicherem Griff ist, erscheint es wie eine Selbstverständlichkeit; es bedeutet darum gewiß aber keine Schmälerung der heiligen Pflicht klarer Feststellung der Grundgesetze und Prinzipien, die nach der Logik der geschichtlichen Vergangenheit wie der politischen Gegenwartslage als allgemeine Richtmaße für die Gestaltung unserer Reichszukunft zu setzen sind. Erkenntnis ist auch hier mehr als Pläneschmieden, und deren Grundlage kann wieder nichts anderes sein als ein kritisch scharfes, nicht durch blinden Haß, aber auch nicht durch verschwommene Empfindeleien getrübtes Urteil über das Wesen unserer Beziehungen zu den kriegführenden oder mit in den Kampf hineingezwungenen Nachbarvölkern und die Möglichkeiten des Ausgleichs der zwischen uns und ihnen bestehenden Gegensätze. An Prüfungen dieser Probleme hat es denn auch gewiß nicht gefehlt. Aber die Bilanz aus ihnen ergibt gerade für den nach Lists Weisungen in eine fernere Zukunft Blickenden kaum ein befriedigendes Ergebnis: das gilt in gleicher Weise von der westlichen französischen Prozeßsache wie von der Frage der östlichen Grenzmarken.

In einer führenden Pariser Zeitung fanden sich jüngst seltsame Auslassungen, der Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich wurzele tiefsten Grundes darin,

Digitized by Google

daß dieses eine Nation des Verstandes und der Logik, jenes eine Nation der Gefühle und verwilderter Romantik sei, woraus sich letzten Endes auch der teutonische Rückfall in vormittelalterliches Barbarentum natürlich ableite. Diese irre und wirre welsche ‚Logik' umschließt immerhin den kleinen Wahrheitskern, daß wir in unserem Urteil über Frankreich stets allzuviel altvererbte Sentimentalität des deutschen Michels hervorgekehrt haben. Die marktgängige Kritik ging dahin, unsere Feindschaft gegen den fränkischen Nachbar begründe sich allein in dessen Marotte des Stierens nach dem Vogesenloch; verliere sich die Wirksamkeit der Revancheidee durch Veralterung, Überredung oder Gewaltanwendung, so stehe einem dauernd freundschaftlichen Vertragen mit ihm nichts mehr im Wege. Typisch für diese Auffassung ist Delbrück, in dessen Augen die Franzosen als die ‚am meisten Gleichberechtigten und Gleichwertigen dastehen, die wirklich auch in sich eine große nationale Idee und eine Kultur, die wir ihnen nicht absprechen wollen, verteidigen'. Und ganz ähnlich äußern sich viele andere angesehene deutsche Politiker und selbst solche Männer wie Fernau, die jahrelang das französische Volk in dessen politischem Zentrum, der Seine-‚Lichtstadt', zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten. Erst in jüngster Zeit macht sich ein starker Widerstand gegen diese in der Tat ziemlich oberflächlichen Urteile bemerkbar: es wäre zu wünschen, daß möglichst bald allgemein mit ihnen aufgeräumt würde, insofern sie zu grundsätzlich verkehrter Stellungnahme Entscheidungen gegenüber verführen, die wir zur festen politischen Sicherung der durch das Schwert erzielten Erfolge über kurz oder lang zu fällen haben werden.

Die Wurzel der falschen, mindestens sehr einseitigen Begriffe von den maßgeblichen Faktoren unseres Gegensatzes zu Frankreich ist die Verkennung oder ungenügende Würdigung der Tatsache, daß die Nachbarrepublik seit geraumer Zeit nur noch dem Schein nach eine Demokratie ist, daß sie ihrem wahren Wesen nach längst eine Plutokratie wurde, und zwar in noch weit stärker ausgeprägter Form als das Sternenbannerreich, das ‚Dollaria', das gemeinhin als Typ einer modernen Geldsack-Oligarchie gilt. Denn in Washington besitzt wenigstens der Präsident eine unabhängige Verfügungsmacht, die selbst die Rechte manches Herrschers in monarchischen Verfassungsstaaten übersteigt. In Paris aber spielt das republikanische Oberhaupt fast nur noch die Rolle eines Figuranten für politisches pageant, play and show, wie der Brite sich ausdrücken würde, während das Ministerium zusamt dem Parlament an seidenen, aber festen, verdeckten, jedoch sehr wohl erkennbaren Fäden von einer im Hintergrund wirkenden unverantwortlichen Gewalt gegängelt wird: der ‚Bankokratie'. Die Erinnerung erscheint gewiß nicht unzeitgemäß, daß kein anderer als der heutige Präsident Poincaré diese Tatsache, als er noch ein einfacher Senator war, in der ‚Revue bleue' ebenso klar dargelegt wie scharf gegeißelt hat. Die Vertrustung der französischen Hochfinanz in wenigen Großbanken ist bekanntlich außerordentlich weit vorgeschritten; das vierblätterige Kleeblatt: Crédit Lyonnais, Crédit Foncier, Crédit industriel et commercial und Comptoir d'Escompte halten mit ihrem über das ganze Land ausgebreiteten Netz von Zweiganstalten die kapitalistische Allgewalt fest in ihren Händen und bilden mitsamt der Bank von Frankreich den Ring der banques

Digitized by Google

d'affaires, die diesen charakteristischen Namen sehr zu Recht nicht nur wegen der unbedingten Abhängigkeit des gesamten Geld-, Kredit- und Effektenmarktes von ihnen, sondern auch wegen der Bedeutung ihres verschwiegenen, jedoch sehr wirksamen Eingreifens in alle politischen Verhältnisse und Entscheidungen bekommen haben. Ein Finanzminister, der dieser Mammonarchie nicht genehm ist, wird in kürzester Zeit von der Kabinettstribüne verschwinden; die Ernennung des Kriegs- und des Marineministers wird von dem berüchtigten Comité Mescuraud, einem Ausschuß der mit dem Großkapital engstens verbündeten Häuptlinge der schweren Industrie, die über die Materiallieferungen für Heer und Marine zu verfügen haben, unverantwortlich unterzeichnet. Daß aber schließlich auch der Ministerpräsident mit seinem ganzen Kabinettsstab von den Gnaden der Hochfinanz abhängig ist und seine Macht nicht behaupten kann, wenn er wider den Stachel dieser Macht löckt, davon legte in jüngster Zeit denkbar beredtes Zeugnis der tragische Ausgang des Kampfes zwischen Poincaré und Caillaux ab, der schon im Ministerium Waldeck-Rousseau mit seiner freimaurerisch-großkapitalistischen Brandmarke und seinem kirchenfeindlichen Programm sich als unsicherer Kantonist erwiesen hatte, der sich dann in den Tagen von Agadir gegen die Kriegshetzer anstemmte, darauf sogar den kühnen Plan einer durchgreifenden Finanzreform betrieb und so der tödlich gehaßte Gegner der Wühlergruppe Delcassé, Briand, Calmette, Hébrard und der um dieses Gestirn kreisenden Entente-Planeten Sir Francis Bertie und Iswolski wurde. Damit ist bereits auf zwei weitere wichtige Werkzeuge und Einflußsphären der großkapitalistischen steuernden Hand hingewiesen. Sie beherrscht einerseits vollkommen die Pariser Presse, und zwar nicht etwa nur die führenden bürgerlichen Blätter wie den ‚Temps', dessen Leiter (Hébrard) an Einfluß kaum einem Minister nachstand, sondern auch die Sprachrohre der radikalen Linken bis hinab zu einer ‚Humanité', die selbst unter Jaurès' Leitung die offiziellen Finanzbulletins, das heißt die für deren Abdruck unter dem Namen von Honoraren gezahlten Schmiergelder bereitwillig annahm (? D. T.). Sie spielt andererseits bekanntlich mit der Londoner Hochfinanz unter einer Decke, und aus dieser Verbindung erklärt sich mittelbar wiederum die merkwürdige Erscheinung, daß die britische und die russische Gesandtschaft an der Seine die äußere Politik oft mehr kommandierten als der französische Minister des Auswärtigen selbst.

So weit indessen der Arm dieser Oligarchie des Geldsackes reicht, so sah sie in den letzten Jahren doch die Stützen ihrer Macht immer mehr schwanken. Man erinnere sich der Lage im Jahre 1913. Die Hauptackerfelder für Saat und Ernte des französischen Sparkapitals sind Südamerika und Rußland. Damals brach in der lateinischen Neuen Welt die schwere wirtschaftliche Krise aus, die dem französischen Rentnervolk ungezählte Millionen an Kursverlusten kostete, in ihm schärfste Erbitterung gegen die betrügerische Leitung der Hochfinanz aufflammen ließ und zugleich Mißtrauen gegen die Werte des russischen Milliarden-Pumpgeschäftes erweckte. Aber die Diplomaten der Banques d'affaires wußten geschickt den Zorn der Massen nach anderer Seite, auf den beliebten Prügelknaben Deutschland abzulenken. In grellen Farben wurde der Grande Nation das Schreckgespenst

Digitized by Google

der ‚teutonischen wirtschaftlichen Invasion' vor Augen gestellt: wie das unersättliche Deutschland Frankreich immer mehr aus dessen eigenen und angestammten Handels- und Gewerbegebieten verdränge, wie es bereits auf die Luxemburger Bergwerksbetriebe Beschlag gelegt habe und nun auch drohe, die reichen Eisenerzlager von Briey, Longwy und Nancy — die heute tatsächlich das deutsche Schwert erobert hat — mit ihren erst neuerdings festgestellten, riesenhafte Gewinne versprechenden Nutzungsmöglichkeiten unter seine Faust zu bringen, und wie es gegen alle diese Gefahren nur ein durchschlagendes Abwehrmittel gäbe, das der Republik wieder ihre alte westeuropäische Großmacht- und Vorrangstellung zu sichern vermöge: die Wiedereroberung des linken Rheinufers. Daß sich damit zarte, aber doch sehr deutliche Winke verbanden, wie mit der Durchführung dieses Plans sich von selbst eine Angliederung Belgiens an die französische Schwesternation ergeben werde, sei nur nebenbei zur Kennzeichnung des Wesens dieser politischen Programmatik bemerkt.

Aus alledem geht deutlich hervor, wie die Revancheidee im Grunde nur der durch künstliche Mittel erzeugte Rauch und Qualm des Kriegs-Hetzfeuers war, dessen Gluttern eine ganz andere Hitzquelle hatte. Die herrschende Hochfinanz brauchte, genau wie früher die Bourbonen und Napoleoniden, den Krieg, um ihre bedrohte Macht zu stützen; gemeinsam mit London sollte das capture of German trade nicht nur zur See, sondern auch zu Lande, an der Rheingrenze, vollzogen werden, durch den Triumphzug der Dampfwalze zarischer Macht der Kurs der russischen Anleihen vorwärtsgetrieben und so der großkapitalistische Herrensitz höher denn je aufgerichtet werden. Liegen die Dinge aber also, dann ergibt sich von selbst die logische Folgerung und Forderung, daß wir die Frage unseres Verhältnisses zum Vogesennachbarn nicht nach Hitze oder Erkalten des Revancheidols, sondern zunächst danach beurteilen, ob und wieweit ihm die Befreiung vom Joch der Plutokratie gelingt, die im Bund mit der Kamarilla der modernen, im altvenetianischen Dogenstil arbeitenden Geheimdiplomatie der eigentliche Schmied des Ententerings, der Schürer des Kriegsfeuers war. Oft genug ist das schon phrasenhaft gewordene Beschwichtigungswort aufgetischt worden, Frankreich als Rentnernation sei von Natur friedliebend. Psychologisch-absolut genommen mag das zutreffen; die Lebenspraxis und die Erfahrungstatsachen beweisen indessen, wie das kapitalistischem Epikuräertum zuneigende Volk in den Kriegsfanatismus hineinzuhetzen darum keineswegs schwerer fällt als früher, da der Machtehrgeiz der Sonnenkönige oder der korsische Zäsarismus sein politisches Denken in Bann schlug und es in die Wirren ununterbrochener Eroberungsabenteuer trieb. Die Geschichte lehrt, daß auf den Rücken jeder entartenden Demokratie sich alsbald eine tyrannisierende Oligarchie schwingt, die sie fort und fort auf den Bahnen des Verderbens weiterdrängt. Diesem Nackenreiter, der Bankokratie, verdankt Frankreich den Sturz in die Strudel eines Radikalismus, der den Adel verschwinden ließ, der an positiver reformatorischer Arbeit kaum irgend etwas Durchgreifendes leistete, der die Intelligenz auf die abgründigen Bahnen einer verbissenen kirchenfeindlichen Hetze und die proletarischen Massen in das Lager des anarchosozialistischen Syndika-

Digitized by Google

lismus trieb. Macht sich auch schon jetzt das Auffluten einer starken royalistischen und klerikalen Gegenbewegung bemerkbar, so ist darum doch nicht zu verkennen, daß das Gesamtbild der heutigen Kultur Frankreichs und der Wurzelgrund ihrer Entwicklungstriebe der deutschen Kultur, dem, was unsere Nation seelisch stark gemacht und moralisch zu den heutigen militärischen Leistungen befähigt hat, dem, wozu sie nach dem Ausbeben der Weltkriegskatastrophe geläutert und selbstbewußt geworden zustreben soll und wird: der Verinnerlichung, Erhöhung und universellen Machtgestaltung ihrer monarchischen Ideen wie ihrer religiösen Lebenswerte, polarisch entgegengesetzt ist."

Von anderer Gesichtslinie tritt das Wesen dieses Gegensatzes noch schärfer ins Licht:

„In der Zeitschrift für Politik (Bd. VIII, Heft 1/2) wird in zwei Beiträgen das Problem der deutschen Ostmarken behandelt: der eine unter dem Titel ‚Deutschlands Ostgrenze' stammt von Professor Partsch, der andere unter der Aufschrift ‚Die ostpreußischen Grenzlande' von Professor Bezzenberger. So verschieden von den beiden Urhebern die engverwandten Themen behandelt werden, so kommen sie doch, was die berüchtigten Kriegsziele anbelangt, fast zu der gleichen Schlußfolgerung. Partsch meint, von irgendeiner beträchtlichen Verschiebung der deutscher Ostgrenze sollten auch die kühnsten Optimisten sich nichts träumen lassen. Die teuer genug bezahlten Lehren der Geschichte dürften nicht verloren sein. Wir hätten nicht zu vergessen, daß der Anschluß ansehnlicher, mit fremdem Volkstum erfüllter Landschaften keine Kräftigung des Reiches, sondern nur — nach Bismarcks treffendem Wort — die ‚Stärkung der zentrifugalen Elemente im eigenen Gebiete' bedeuten könnte. Und Bezzenberger ruft aus: ‚Nein, auf die Gefahr hin, Widerspruch zu finden, muß ich sagen, daß eine Annexion oder vielmehr eine Rekuperation unserer Grenzlande vom Übel wäre!' Man könne höchstens daran denken, an der Ostgrenze Pufferstaaten zu errichten, eine Idee und Norm, die in ganz ähnlicher Weise, wie seitens Partsch' begründet wird. Das einzige, was unsere östlichen und südöstlichen Nachbarn gemein hätten, sei ihre Abneigung gegen Rußland, die sich aber weniger gegen den Russen als gegen das russische Regiment richtete; Polen und Litauer und selbst deutsche Balten (!! D. T.) würden sich in demselben Augenblick zu Rußland bekennen, in dem ihnen die Gewißheit der Beseitigung ihrer antirussischen Beschwerden gegeben würde. Denn sogar das baltische Deutschtum liebe uns nicht, begegne uns vielmehr mit Überhebung und mitleidigem Achselzucken wegen der Enge unserer Verhältnisse, mit Lächeln über unsere angebliche Pedanterie, unseren militärischen Drill; unsere straffe Zucht würde sofort ihren Mißmut erregen, der, gesteigert durch die Unbequemlichkeiten jeder neuen Staatsordnung, die Zahl der Verdrossenen in unseren Grenzen unleidlich vermehren müßte. (Welche Behauptung des gelehrten Herrn nur beweist, daß selbst große wissenschaftliche Zuverlässigkeit nicht vor politischer Blindheit schützt. D. T.)

So wenig die persönliche Autorität, welche die beiden Universitätslehrer einzusetzen haben, verkannt werden soll, darf doch gesagt werden, daß manches, was sie zur Begründung ihrer stark passivistisch-pessimistisch gefärbten taktischen Leitsätze vorbringen, von anderer, vielleicht weniger gelehrter, aber politisch nicht

Digitized by Google

minder sachkundiger Seite längst widerlegt ist. Indessen die Verspinnung und Verkreuzung der einzelnen Fäden des verwickelten Problems zu untersuchen, ist hier nicht der Ort; es soll vielmehr in die Blicklinie der überragenden, säkularen kultur-, staats- und universell-menschheitsgeschichtlichen Fragen gestellt werden, die vor dem Tribunal des Völkerkriegs-Weltgerichtes zur Entscheidung stehen.

Der Kampf zwischen Deutschland und Rußland ist gleichsam ein Ringen der nationalen Beschaffenheitswerte gegen die Massengewichte: in seinen heutigen Wendungen ein großartiger Triumph der geistigen und sittlichen, politischen und organisatorischen Kräfte einer Minderheit über den zyklopischen Druck einer rohen, stumpfen und dumpfen Mehrheit. Aber wenn wir auch fest vertrauen, daß die Übermacht dieser adeligen Waffen auf unserer Seite bleiben wird, so wäre es doch gewiß töricht, damit die Drohungen jener Massenkräfte, die der russische Riese einzusetzen hat und die sich bei der gewaltigen Bevölkerungszunahme des zarischen Reiches binnen eines Menschenalters fast ins Ungemessene gesteigert haben müßten, zu unterschätzen und des für unsere nationale Zukunftssicherheit kategorischen Gebots zu vergessen, auf möglichste Verringerung oder Neutralisierung dieses Druckes zur rechten Zeit hinzuarbeiten. Wird aber als Mittel zu diesem Zweck die Bildung von Pufferstaaten empfohlen, so erschiene es sicherlich nicht minder unklug, der durch die Geschichte zu hunderten Malen erhärteten Erfahrungstatsache zu vergessen, daß solche Schutzwehren oft sehr viel mehr dem Besiegten als dem Sieger nützlich sind: eine Möglichkeit und Gefahr, die gewiß gerade bei einem Gegner wie Rußland nicht scharf genug ins Auge gefaßt werden kann. Denn mit welchen vergifteten Waffen die Petersburger Diplomatie arbeitet, ist sattsam bekannt. Für ihr abgefeimtes Ränkespiel könnte es kaum ein günstigeres Betätigungsfeld geben, als derartige neutrale staatliche Zwischengebilde; die Wahrscheinlichkeit läge nur zu nahe und die Befürchtung wäre nur zu berechtigt, daß auf diese Weise verdeckte Minenfelder geschaffen würden, die eine kaum minder schlimme Bedrohung der deutschen Reichssicherheit darstellten, als die heutige offene russische Reibungsfläche. Wird andererseits auf den Mangel an persönlichen Zuneigungen zum Deutschtum im Völkergemisch der östlichen Nachbargebiete hingewiesen, so erscheint die Erinnerung gewiß nicht unzeitgemäß, wie vollkommen französisch noch die weitaus überwiegende Mehrheit unserer rheinländischen Vorfahren in der napoleonischen Zeit, bestochen von deren äußerlichem Glanz, dachte. Man darf sagen, Preußen habe bei seiner Machtausbreitung stets den umgekehrten Weg wie die meisten anderen Herrennationen eingeschlagen. Es hat seine Landeshoheit nur durch Kraft, strenge, oft überscharfe, aber gerechte und sorgsame Regierung und Verwaltung gefestigt; die moralische Eroberung kam erst später, war dafür aber um so nachhaltiger, wurzelfester. Mit dem Nationalitätenprinzip wiederum darf, so sehr es seine natürliche Berechtigung hat, kein Fetischismus getrieben werden; in seinen heutigen Übertreibungen ist es vielfach zu einer politischen Marotte geworden, deren notwendige Endesauswirkung die innerliche Zersetzung und Knochenaufweichung aller großstaatlichen Machtschöpfungen wäre. Schließlich: wenn einst Preußen im berüchtigten Verfahren der Aufteilung Polens von

Digitized by Google

1793 und 1795 das jagiellonische Reich sich bis zur Pilica einverleibte, so war das allerdings ein offensichtlicher Fehlgriff schon aus dem Grunde, weil die Lasten des Machtzuwachses in keinem Verhältnis zur damaligen politischen, finanz- und kulturwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der norddeutschen Vormacht standen, während heute eben diese staatlichen Arbeits- und Organisationskräfte im geeinten Deutschen Reich sich verdoppelt, vervielfacht haben, zugleich aber auch mit einer starken Abschwächung jener psychologischen Widerstände gegen die deutsche Kulturmission zu rechnen ist. Müßten wir doch an unserer nationalen Sendung und Zukunftsgröße völlig verzweifeln, wenn wir nicht darauf vertrauten, daß durch die reinigende Kraft des furchtbaren Kriegsblutbades nicht nur viele Reichsverdrossenheit sich in Reichsfreudigkeit verwandeln, sondern auch manches der dem Durchschnittsdeutschen anhaftenden Unarten und Unliebenswürdigkeiten sich abschleifen wird, wenn wir nicht gewiß sein dürften, daß die Pfeile des Verleumdungsfeldzugs unserer Feindesscharen letzten Endes auf die Brust des Schützen selbst zurückprallen und so den deutschen Namen höher denn je zu Ehren bringen werden.

Indessen sind alles das nur einzelne wichtige Faktoren, Wurzeln und Exponenten des östlichen Problems, dessen Integrale, das Funktionell-Ursprüngliche, zu finden, die Einstellung der Frage in die Achse eines Gesichtsfeldes mit weiträumigeren geschichtlichen Ausblicken erfordert.

Das römische Imperium war nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich die großartigste nationale Machtschöpfung, die das Altertum gesehen: ein Staatswesen von wahrhaft universellem Charakter, das seine Sprache, sein Recht, seine Literatur und Kunst, seine Lebens- und Gesittungsbegriffe zur Leuchte eines riesenhaften Kuppelbaues machte, unter dessen Schutz die Völker des gesamten Mittelmeer-Machtgebiets und fast ganz Europas wohnten. Als der römische Turm dann unter dem teutonischen Ansturm zusammengebrochen war, erkannten zunächst auch die germanischen Fürsten Byzanz als legitimen Erben der Weltmachtsidee und ihrer Rechtshoheit an, bis in den Völkerwanderungskatastrophen der Glücksstern dieses imperialistischen Gebildes ebenfalls erlosch und nun ein gewaltiger Riß Westen und Osten zerspellte. Denn das Reich Karls des Großen versuchte vergebens, das alte römische Zäsarentum zu erneuern; das Morgenland trennte sich mit dem Auffluten der mohammedanischen Bewegung von Arabien aus endgültig vom Abendland in der Form des islamischen Kirchenstaats mit seinen sehr primitiven, aber doch sehr wirksamen Rechtsbindungen, die sich aus Koran, Kidjas, Idschma, Adet allmählich zur Scharia verwebten. Es ist jedoch eine sehr irrtümliche, wenn auch marktgängige Vorstellung, daß der Schnitt der beiden Kulturwelten mit den üblichen politisch-geographischen Abgrenzungen gleichläufig sei, daß er in der Scheide Europas von Asien, in der Front der Türkei gegen den christlichen Westen liege. Die Nachwirkungen der ungemeinen Anziehungskraft, die der Islam in seiner mittelalterlichen Blütezeit auf die ganze Alte Welt bis zu den Pyrenäen ausgeübt hat, bezeugen sich sehr eigenartig darin, daß bis vor kurzer Zeit selbst das Griechentum sich nicht eigentlich als europäisches, sondern als orientalisches Volk fühlte, und daß diese politische Orientierung bei dem gesamten Balkan-Slawentum im

Digitized by Google

Grunde noch heute trotz der erbitterten Kämpfe gegen das Türkentum maßgeblich ist. Bei ihm freilich hat diese Drehung gen Osten noch einen anderen Grund, ein zweites Gesicht. Seitdem sich (1472) der Großfürst Iwan mit Sofia, der Nichte des letzten byzantinischen Kaisers Konstantin Paläologos, vermählt hatte, seitdem unter Bochdan Chmelnicki die Union der Ukraine mit dem moskowitischen Reich vollzogen war, lebte in dem Zarismus die Idee auf, daß es ihm beschieden sei, das oströmische Erbe anzutreten und noch einmal ein allgewaltiges Universalreich von der Machtfülle, wie sie Rom besessen, aufzurichten. So utopisch die Idee von Anfang an war, so faszinierend hat sie auf alle Nachbarvölker des zarischen Reichskolosses gewirkt, und zwar nicht nur auf die Jugoslawen, sondern auch auf die Polen und Litauer, deren Ausdehnungsdrang in den Zeiten ihrer nationalen Machtgröße sich sehr viel mehr gegen das Schwarze Meer als gegen die Nordsee hin richtete. Heute ist eine eigentümliche Schwebelage in diesem Pendelschlag der osteuropäischen Weltgeschichte hergestellt. Es handelt sich für die sämtlichen kleineren unabhängigen oder abhängigen Völker in den Lagern zwischen den Bollwerken deutscher und russischer Macht um eine endgültige Entscheidung, wo sie das Heil ihres Zukunftsdaseins suchen wollen: ob im Licht des westlichen Gesittungskreises oder in den Dünsten der orientalischen Despotie und Mystik, die einst von den germanischen Völkern zerstört wurde, die Rußland jetzt unter den Auspizien seines Zäsaropapismus mit dem Drängen nach Konstantinopel wieder aufleben lassen will. Aber sie alle, Slawen und Nichtslawen, Polen, selbst Griechen und Rumänen, zögern, zaudern, obwohl sie wissen müßten, daß sie bei ihrem Paktieren mit dem Zarismus und dessen verblendeten Entente-Schildhaltern wie Nachtfalter sind, die ein Licht tödlicher Strahlung umkreisen, daß Erhaltung und Erhebung Deutschlands Erneuerung der Alten Welt, Sicherung ihres eigenen nationalen Daseins bedeutet. Solange nicht der russischen Politik Nerv und Fiber der Sehnsucht nach den Umarmungen der byzantinischen Braut und die Gier nach deren Schätzen abgetötet ist, wird sich nicht Mittel-, nicht Südosteuropa jemals wirklicher Ruhe, gesicherten Friedens erfreuen, vielmehr in die Strudel nur immer größerer Gefahren treiben; denn wie einem alten Diplomatenwort nach für Petersburg die Marschstraße nach Konstantinopel über Wien führt, so müßte es heute nach Maßgabe des Gewichts deutscher Kulturarbeit in der Levante den Weg dorthin über Berlin sich bahnen.

Nietzsche, der angebliche ‚Verächter aller Ideale', meint doch in ‚Ecce homo', der Begriff Politik werde und müsse ganz in einen Geisterkrieg aufgehen; die Zeit einer wirklich großen Politik werde erst beginnen, ‚wenn die Wahrheit mit der Lüge von Jahrtausenden in Kampf tritt'. Einen solchen Kampf mit der Lüge und sittlicher Verderbnis hat Deutschland heute nicht nur nach dem Westen hin und gegen die dort hausende Verleumdungshydra, sondern mehr noch gegen den Osten und dessen verrottete Zustände zu führen. Bezzenberger erinnert an ein Wort aus Napoleons Berichten nach Paris über seinen Durchmarsch durch Polen: ‚En Pologne j'ai connue un cinquième élément qui était la boue'. Wieviel dieses Element des Kotes auch unseren Truppen zu schaffen gemacht hat, weiß man; seine Verbreitung ist aber nicht nur physischer, sondern auch mora-

Digitized by Google

lischer Art. Den weltberühmten Schmutz der Mißwirtschaft des früheren Schlachta-Regiments hat natürlich der zarische Besen nicht ausgekehrt, sondern höchstens in andere Winkel gefegt; Polen und mit ihm mehr oder weniger fast alle östlich-orientalischen und russisch-asiatischen Einflüssen unterlegenen Grenzgebiete sind politisch unreif und vielfach, abgesehen von den altererbten Krankheiten, in jüngerer Zeit noch mit der Seuche nihilistischer Weltanschauung von den moskowitischen Stammsitzen her beglückt worden. Aber vor dem Wirrwarr so vieler Zersetzungselemente, vor dem Dickicht scheinbar übergroßer Schwierigkeiten, sich auf eine schwächliche Verteidigungstaktik zu beschränken, wäre ein denkbar verhängnisvoller Fehler, ja geradezu eine Versündigung an unsern Enkeln und Enkelkindern, an der Zukunft unseres Volkstums. Auch alle politische Arbeit beschließt sich, kulturssittlich betrachtet, letzten Endes wie jedes große menschliche Wirken in selbsthingebender Tat und steht unter dem die ganze Welt regierenden Erneuerungs- und Entwicklungsgesetz, daß man Werte, ja sich selbst opfern muß, um Kräfte zu erzeugen ..."

Mit abgenützten Schlagworten von gestern, mißverstandenen oder verkehrt angewandten Maximen Bismarcks, merkantiler Oberflächenabgrasung reicht man an die weltgeschichtlichen Ziele dieses Welterneuerungskrieges nicht heran. Und die letzte Rücksicht bei dem Einsatze solcher Opfer und solcher Kraftquellen sollte doch die auf die sich ergebenden „Schwierigkeiten" einer etwa anzubahnenden politischen Lage sein. Als ob irgendeine durch den Friedensschluß erzielte Lage uns nicht vor unendliche „Schwierigkeiten" stellen müßte! Die Schwierigkeiten würden aber nur um so größere sein, je weniger Machtmittel, sie aus eigener Kraft zu überwinden, wir aus dem Kriege heimbrächten. Zu welchen Bedingungen auch immer wir uns zum Frieden bereitfinden lassen —: wir werden ihn nie so günstig für unsere Gegner, so ungünstig für uns selbst abschließen können, daß wir nicht für absehbare Zeit mit ihrer dauernden Feindseligkeit werden rechnen müssen. Dazu haben wir sie schon durch unsere militärischen Erfolge zu tief ins Mark getroffen, und all unsere Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit, Großmut und was wir sonst an selbstmörderischem Beginnen aufzubringen vermöchten, kann das Geschehene aus ihren Empfindungen gegen uns nicht wieder auslöschen, wird sie das jedenfalls nicht vergessen lassen. Wir stehen also vor einer klaren Rechnung, aus der wir einfach die mathematischen Schlüsse zu ziehen haben: versöhnen und zufriedenstellen können wir die Gegner auch durch das weitestgehende mögliche Entgegenkommen nicht, können also auf der einen Seite durch Nachgiebigkeit nichts gewinnen. So oder so haben wir den Preis zu zahlen, die fortgesetzte Feindseligkeit der Gegner in den Kauf zu nehmen. Wohl aber können wir auf der anderen Seite — für den selben Preis mehr erhalten, also einen Gewinn erzielen, wenn wir auf den Forderungen bestehen bleiben, die durchzusetzen uns die Kriegslage nur immer gestatten wird. So und nicht anders ist doch die tatsächliche Lage der Dinge, wenn man sie ohne Selbsttäuschung und ohne — „Sentimentalitäten" betrachtet. Selbsttäuschung wäre aber — in einer solchen Lage! — wohl schon richtiger Selbstmord zu nennen, und die „Sentimentalitäten" sollen wir ja glücklicherweise verlernt haben.

Digitized by Google

Und noch eine von der Geschichte (man denke nur an Englands ungenierte Einsackung der Burenstaaten!) beglaubigte Erfahrungstatsache: nachtragende Feindschaft, wühlende Vergeltungssucht werden am ehesten und leichtesten vergessen, wenn die ihnen zugrunde liegenden Handlungen mit solcher Wucht und selbstverständlichen Entschlossenheit vollzogen werden, daß sie als unwiderrufliche, endgültige Tatsache gelten.

Mit den „Ressentiments" aus unserer politischen Hosenmatzzeit kommen wir durch diesen Weltkrieg einfach nicht durch, und für die Ewig-Gestrigen ist kein Raum in diesen Werdetagen geschichtlicher Neuschöpfung —:

„Feiger Gedanken — Allen Gewalten
Bängliches Schwanken — Zum Trutz sich erhalten,
Wendet kein Elend, — Nimmer sich beugen,
Macht dich nicht frei. — Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei!"

Digitized by Google

Unser geistiges Rüstzeug in die Wagschale!

Ernsthafte Erwägung verdient eine Anregung der „Chemnitzer Allgemeinen Zeitung“, in der sie dafür eintritt, daß beim Abschluß von Handelsverträgen die Vergünstigung des Besuches unserer Hochschulen den verschiedenen Völkern in Zukunft nur gegen Gewähr ganz bestimmter Vorteile auf handelspolitischem Gebiete zugestanden werde:

„... Es wird zu erörtern sein, ob und wie weit die Vergünstigung, die wir dem Auslande dadurch erweisen, daß wir ihm die Pforten unserer Lehranstalten öffnen, als Faktor bei der Neuregelung unserer Handelsbeziehungen in die Wagschale zu werfen ist. In die Regelung des Ausländerwesens an unseren Schulen wird man auch die Privatschulen einzubeziehen haben; denn auch sie tragen das Allgemeingut deutscher Volksbildung ins Ausland. Der Grundsatz der Gegenseitigkeit kann für uns nur in sehr beschränktem Maße Geltung haben, solange deutsche Wissenschaft und deutsche Technik an erster Stelle stehen. Die gewaltige Überlegenheit der deutschen Technik ist im Verlauf des Krieges aller Welt offenbar geworden. Wir hören, daß es dem Auslande, trotz Aufwendung großer Mittel, bisher nicht gelungen ist, deutsche Chemikalien, deutsche Farbstoffe, deutsche Geschütze, deutsche Lenkluftschiffe usw. nachzumachen. Wir müssen aber damit rechnen, daß sich das feindliche Ausland nach dem Frieden mit größtem Eifer auf das Studium dieser Zweige deutscher Fachbildung stürzen wird, in denen Deutschland gewissermaßen bisher ein Monopol besaß. Wollen wir zu diesem Zwecke dem feindlichen Auslande unsere Hoch- und Fachschulen ohne Gegenleistung wieder öffnen? Diese Frage wird man bei der Behandlung der Meistbegünstigung in unseren zukünftigen Handelsbeziehungen mit dem Auslande sorgsam zu prüfen haben. Wir haben nach dem Worte des Reichskanzlers Sentimentalitäten verlernt. Wir werden auch mit der platonischen Freundschaft, die die deutsche Wissenschaft aller Welt entgegenbrachte, aufzuräumen haben. Wir sind mit unserer Humanität, mit unserem weltfremden Idealismus an dem Felsen der Wirklichkeit gescheitert. Retten wir uns den deutschen Idealismus, ohne den die deutsche Seele nicht leben kann; aber retten wir auch endlich zu unserem Heile die Kenntnis der harten Realitäten dieses Lebens. Der ‚heilige Egoismus‘ ist eine dieser Realitäten. Deutsche Bildung, deutsches Wesen sei nicht mehr Freigut für alle Welt, das man um ein paar Schillinge erwirbt. Hätten wir Japan vor seiner Kriegsansage gedroht, ihm für 50 Jahre unsere Schulen zu sperren, vielleicht hätte Japan das Schwert in der Scheide gelassen, und wir besäßen Kiautschau heute noch. Werfen wir getrost unser geistiges Rüstzeug in die Wagschale, wenn die wirtschaftlichen Werte für die Friedensarbeit nach dem Grundsatze von Leistung und Gegenleistung gewogen werden, soll heißen: machen wir die Berechtigung für den Besuch deutscher Hoch- und Fachschulen von wirtschaftlichen Zugeständnissen auf handelspolitischem Gebiete abhängig!“

*

Digitized by Google

Warum „Geheimbuch“?

In seinem Buche „Mit dem Auto an die Front!“ schreibt Anton Fendrich: „Die Franzosen sind ein Volk, das im Niedergang begriffen ist. Ihre Kriegführung ist voll der schwersten Entsetzlichkeiten, voll so furchtbarer Geschehnisse, daß nur ein Geheimbuch des Krieges sie einmal wiederzugeben vermag.“ Der Verfasser erzählt weiterhin, er habe aus allerhöchstem Munde die Bestätigung der von französischen Ärzten verübten Ungeheuerlichkeiten erhalten.

Demgegenüber wirft die „Deutsche Tageszeitung“ mit Recht die Frage auf, warum derartige eidlich beglaubigte Schandtaten nur in ein Geheimbuch aufgenommen und so der breitesten Öffentlichkeit entzogen werden sollen.

„Im Gegenteil: unsere Feinde haben uns mit einer unerhörten Verlogenheit als blutdürstige, entmenschte Barbaren hingestellt und uns Greuel angedichtet, wie sie sich noch kein Volk im Laufe der Menschheitsgeschichte hat zuschulden kommen lassen. Ganze Bücher, mit schmachvollen Lügen angefüllt, sind über die ganze Welt verbreitet, unsere amtlichen Widerlegungen dagegen unterdrückt worden. Ist es da nicht eine Pflicht unserer amtlichen Stellen, nach dem Kriege wenigstens den Versuch zu machen, der Wahrheit zum Rechte zu verhelfen? Außer den Franzosen haben auch Belgier, Engländer und Russen unzählige Verbrechen gegen Wehrlose, Greise, Frauen, Mädchen und Kinder begangen, haben geschändet, sich als Mordbrenner selbst gegen hilflose Verwundete benommen, haben im Kopfabschneiden mit den Wilden gewetteifert und Gefangene niedergemetzelt, daß eine Sammlung dieser Entsetzlichkeiten, mit genauesten Angaben über Zeit, Ort und Namen versehen, in die fernsten Erdwinkel versandt werden muß, damit noch die spätesten Geschlechter erkennen mögen, gegen welchen Ozean von Ruchlosigkeit und Verworfenheit sich Deutschland zu wehren hatte. Wenn der Krieg eines vollbringen wird, wird er die Ausrottung der jämmerlichen deutschen Gutmütigkeit vollbringen. Die alte schlappe Michelhaftigkeit, die Wehleidigkeit muß für immer ausgemerzt sein. Vergeltung heißt die Losung, und diese Vergeltung sind wir den Mißhandelten, Gemordeten und Geschändeten schuldig.

Kann ein ‚Geheimbuch des Krieges‘ diese Forderung einfachster Gerechtigkeit erfüllen? Das Ansinnen, mit Hilfe eines solchen Geheimbuches gewissen bevorzugten Geistern Stoff zum Gruseln zu liefern, ist beleidigend für das deutsche Volk. Es hat genug gelitten unter Kriegsdrangsal und ist stark genug, die volle Wahrheit zu hören. ...

Ob wohl unsere Krieger, wenn sie vor den verstümmelten Leichen ihrer Kameraden gestanden haben, zum Verzeihen geneigt gewesen sind! Es müßten nicht Männer sein, wenn sie nicht gänzlich vom Drange nach Vergeltung und blutigster Rache erfüllt, den Gedanken an ein Geheimbuch weit von sich abwiesen. Und das um so mehr, als die wirklichen Schuldigen sich in der Regel der Strafe entzogen haben, so daß die einzige Genugtuung für uns Deutsche bleibt, die an uns begangene Kulturschande hinauszuschreien, daß den Heuchlern und neutralen Heuchlergenossen die Ohren gellen. Nichts wäre verfehlter als eine auf Schonung zarter Gemüter berechnete Zurückhaltung und Verschwiegenheit. Sie würde dem Geschlecht der Friedensfaseler sein schlimmes, einschläferndes Handwerk nur erleichtern, während es doch die Aufgabe aller Aufrechten ist, das Verständnis für die überstandenen Gefahren allerorten zu wecken, auch da, wohin der Schrecken des Krieges nicht fühlbar hingedrungen ist. Und aktenmäßig muß dabei zu Werke gegangen werden. Schon deshalb, damit, wenn beim Friedensschluß die allgemeine Mundöffnung erfolgt, dem Märchenerzählen und der Übertreibung Dämme gesetzt werden. Die Tatsachen, die Herr Fendrich im Geheimbuch verschließen will, nehmen sich ja ohnehin wie Übertreibungen aus. Um so notwendiger wird es sein, der Legendenbildung durch Preisgeben der schauerlichen Greueltaten unserer Feinde vorzubeugen. Für Backfische wird die Geschichte dieses Weltkrieges nicht geschrieben,

Digitized by Google

aber für die heranwachsende Jugend muß sie so geschrieben werden, daß ihre durch französische Heimtücke und Hinterlist so blutrot gefärbten Buchstaben weithin leuchten als Warnungszeichen und eine stete Mahnung zur Wachsamkeit. Diese Wirkung vermag ein im Giftschranke verborgenes Geheimbuch nicht auszuüben. Wir führen auch gegen England Krieg und vergleichen ihn mit dem ersten punischen. Wohl zu merken: mit dem ersten. Der führte jedoch noch nicht zum Ziel, lehrten uns die Schulmeister, und sie lehrten es uns, auf daß wir daraus etwas lernen sollten."

*

Der Schrei nach „Kasse"

Alles würden sich die Italiener von ihren Bundesbrüdern in Demut und Entsagung schon gefallen lassen, aber — daß sie von der Kasse ferngehalten werden, geht über ihre Kraft. Ist es nicht auch eine Intrige und Gemeinheit, wie sie mit wässerndem Munde bei den unterschiedlichen leckeren „Kreditoperationen" der Freunde abseitsstehen müssen? Herzzerreißend gellt der Schrei, den der „Messaggero" im Hinblick auf die Anwesenheit des russischen Finanzministers Bark in London und die sich daran schließenden Finanzbesprechungen ausstößt:

„Warum bleibt Italien diesen Zusammenkünften und Kreditoperationen fern? Was wir bei Kriegsanfang erhalten haben, ist im Vergleiche zu den steigenden Ausgaben sehr wenig. Warum hat Carcano nicht wie Bark eine Reise nach London unternommen, um Italien, dessen Kriegsanstrengungen nicht größer und nicht kostspieliger sein könnten, die Vorteile des Bündnisses zu sichern, das vom militärischen notwendigerweise zum wirtschaftlichen und finanziellen erweitert werden muß? Warum hat sich Italien nicht zu Frankreich und England gesellt, um über eine neue amerikanische Kriegsanleihe zu unterhandeln? Wir leisten für die Entente das Höchstmaß unserer Anstrengungen zur Erreichung des gemeinsamen Zieles, aber es ist notwendig, daß uns bei den nicht leichten Lasten, die wir übernommen haben, auch die Vorteile des Bündnisses zuteil werden, an erster Stelle die finanziellen. Wir müssen uns von dem verhängnisvollen Agio unserer Valuta freimachen, und wir müssen bei diesem schwierigen Unterfangen auf die englisch-französische Solidarität zählen können. Italien kann und darf deswegen nicht länger bei den finanziellen Zusammenkünften der Entente fehlen."

Warum, ach, warum —?! — Mittlerweile aber wird die Kasse geschlossen, kaltschnäuzig steckt der Engländer den Schlüssel in die Tasche —: in dürren Blättern säuselt der Wind ...

*

Momentbilder aus dem französischen Heer

Ein Appenzeller, der als Freiwilliger ins französische Heer geraten ist, erzählt aus den Schützengräben von Bekiny in einem nach seiner Heimat gerichteten Briefe: ... „Die Deutschen zogen sich wieder zurück; sie wollten uns aus den Gräben locken. Wir Soldaten merkten diese Absicht, unsere Führer hingegen nicht. Sie gaben den Befehl zum Vorgehen. Doch wir leisteten dem Befehle nicht Folge, denn wir wären samt und sonders vernichtet worden. Nun rückte der Feind wieder heran, und wir erwarteten ihn, ohne einen Schuß zu tun, ja ohne einen Befehl unserer Offiziere auszuführen. Unser passives Verhalten setzte die Vorgesetzten in noch größere Aufregung. Allein wir Soldaten gaben nicht nach." ... „In einem der letzten Kämpfe sah ich auch, wie schwarze Truppen mit den Deutschen ins Handgemenge geraten waren. Es war ein entsetzlicher Anblick. Die Schwarzen gingen mit dem bloßen Bajonett dem Feinde entgegen; es war ein schreckliches Schlachten. Die Neger stachen und hieben wie Bestien; es war ein Gemetzel, nichts anderes mehr."

*

Digitized by Google

Immer die selben!

In einem Aufsatze über zwischenvölkisches Zusammenwirken im „Berl. Tagebl.“ meint Professor Dr. Wilhelm Foerster, Deutschland müsse auch den Anschein vermeiden, ein Dominieren der Eigenart seiner nationalen Kultur zu erstreben. Dazu bemerkt die „Deut. Tageszeitung“: „Wenn Herr Prof. Foerster unter dem Dominieren der Eigenart ein gewaltsames Unterdrücken der fremden und fremdartigen Kultur versteht, so ist seine Äußerung selbstverständlich, aber auch überflüssig. Wenn er aber meinen sollte, daß das deutsche Volk darauf verzichten sollte, sein Wesen und alles das, was man unter dem vielfach mißverstandenen Begriff der Kultur zusammenfaßt, durchzusetzen und diesem Wesen im Kampfe mit dem Fremdtume den Sieg zu sichern, so würde eine solche Auffassung eines deutschen bedeutenden wissenschaftlichen Führers geradezu unverständlich sein. Besonders in diesem Kriege, der auch den meisten Anhängern des zwischenvölkischen Zusammenwirkens gezeigt hat, wie notwendig die Wahrung der Eigenart der völkischen Kultur ist, würde der Satz, wenn er tatsächlich so gemeint sein sollte, im schroffsten Gegensatze stehen zu dem schönen Dichterworte, daß am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen soll.“ —

Die Bäume unseres — bekanntlich gar nicht niederzuzwingenden! — Deutschbewußtseins dürfen um alles in der Welt nicht in den Himmel wachsen. Überhaupt —: was „dürfen“ wir eigentlich? Wir werden ja immer nur belehrt, was wir nicht „dürfen“. Als sei dieses Volk, das jetzt in Waffen steht und sich nicht nur in den Waffen als Meister und Lehrer erweist, ein Volk von Schuljungen! Gr.

*

Und der Kriegswucher blüht!

Mit wachsender Verständnislosigkeit, schreibt die „Köln. Volksztg.“, steht die Bevölkerung der Tatsache gegenüber, daß Monat um Monat ins Land geht, ohne daß die in Betracht kommenden amtlichen Stellen aus dem Stadium der Erwägungen herauskommen über wünschenswerte und notwendige scharfe Maßnahmen gegen den unerhörten Kriegswucher, vor allem auf dem Gebiete der Volksernährung: vieles, was dem Bureaukratengeist so schwer und so unmöglich deucht, erscheint dem schlichten Menschenverstand so leicht und so selbstverständlich, zumal in einer Zeit, da die Fülle der militärischen Machtvollkommenheit viele Dinge durch einen Federstrich glatt zu erledigen imstande ist. Manchmal ist es eine Kleinigkeit, die drastisch das Unerträgliche des so eingerissenen Zustandes sichtbar und fühlbar macht. Hier ist eine solche: Die Betrachtung und Berechnung eines Hausvaters beim Anblick einer Fleischkonservenbüchse. Er schickt, wie Millionen andere, solche Büchsen tagaus, tagein ins Feld und kam dabei auf den Einfall, einmal Leistung und Gegenleistung hierbei gegeneinander abzuwägen. Was fand er? Hören wir ihn selbst:

„Ich kaufe meine Konserven in einem der ersten Konservenhäuser. Die Konserven stammen aus einer Fabrik in Frankfurt a. M., die sich ‚Fleisch-Konservenfabrik, Fabrik feiner Delikatessen‘ nennt. Ich öffnete eine Dose, enthaltend Schweinezunge mit Sauerkraut, Preis 1,35 ℳ, und stellte folgendes fest: Gewicht der vollen Dose 450 g, Gewicht der leeren Dose 130 g, also Inhalt 320 g. Davon wog die Zunge sage und schreibe 80 g. Das übrige war Wasser und Sauerkraut. Wenn man die hiesigen Verkaufspreise der Schlächter für Zunge zugrunde legt (allerhöchster Preis 2 ℳ das Pfund), so ergibt sich als Wert des Fleisches 32 ₰, Wert des Krautes und des Wassers, hoch gerechnet 3 ₰, Wert der leeren Büchse 5 ₰. Gesamtwert 40 ₰, dem ein Verkaufspreis von 1,35 ℳ gegenübersteht, also mehr als das Dreifache des reellen Wertes.“

Das wirkt, wenn man's liest, verblüffend, und doch könnte jeder von uns täglich dieselbe Betrachtung und Berechnung über Einkäufe für seinen und anderer Leute notwendigsten leiblichen Bedarf anstellen. Das ist ein Unheil

Digitized by Google

und eine Schmach und wird eine größere Schmach mit jedem Tage, den das Unwesen weiterfressen und millionenfältig die Giftkeime sozialer Fäulnis und Zersetzung im nationalen Körper mehren darf. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß eine Masse vorausdenkender Menschen mit Sorge auf dieses Grundübel blickt, das heute aus unserem Nahrungsmittelmarkt ein Wuchersystem macht, dessen schwerste Folgen erst seine moralisch und sozial zersetzenden Wirkungen nqch dem Kriege sein werden.

*

„Patria Belgica irredenta"

Unter dieser Überschrift wurde Anfang März 1891 in Brüssel und anderen belgischen Städten ein Maueranschlag verbreitet. Er bestand aus einer großen Karte von Belgien mit Hinzufügung der „durch Ludwig XIV. geraubten Provinzen Artois, Flandre, Hainaut" (Hennegau). Zu Flandern gehörten u. a. Dünkirchen und Gravelingen. Damals lebten bei Dünkirchen, Bergen und Hagebroek noch 180000 Flämen, verfielen aber mehr und mehr der Verwelschung, da sie von aller Verbindung mit ihren Stammesgenossen in Belgien losgelöst waren. Der Text zu der erwähnten Karte stammte von Odilon Barot. Frankreichs Wegnahme der belgischen Provinzen wurde als gewalttätig und ungesetzlich geschildert. Unter den Franzosenfreunden in Belgien erregte diese Kundgebung Unbehagen, wurde bald polizeilich entfernt, verdient aber heute der Vergessenheit entrissen zu werden. P. D.

*

Die Briefmarken-Germania

Der „Simplizissimus" vom 14. September, Nr. 24, bringt ein Bild, wie Germania den Farbentopf hinhält zur Anbringung der Inschrift „Dem deutschen Volke" am Reichstagsgebäude. Germania sieht aus wie eine Kommerzienrätin aus dem Tiergartenviertel, deren Rundungen das gefährliche Alter schon etwas reichlich überwallen.

Er hat ganz recht, der auf die Veredlung der deutschen Ideale so erzieherisch einwirkende „Simplizissimus". Hatte doch die nationale Deutsche Reichspost längst das Zeichen gegeben, sich das Profil der Germania frei von den einseitigen völkischen Rassebefangenheiten vorzustellen, die u. a. so viel Anlaß mit dazu geben, das Schillingsche Niederwalddenkmal als gänzlich verunglückt zu betrachten. * -f-

Zwei Theater-Vorberichte

Aus einem und dem selben Zeitungsblatt. Der Leiter der Comédie Française hat für den Winterspielplan von Neuigkeiten abgesehen und will teils die Werke des französischen Klassizismus, Molière, Corneille usw., teils die guten älteren Konversationsstücke des 19. Jahrhunderts bringen. Das deutsche Theater in Lodz plant für die demnächst beginnende Spielzeit Aufführungen in Warschau und anderen bisher russisch-polnischen größeren Städten, denen es also das deutsche Drama näherbringen wird. Es hat neu erworben: „Jettchen Gebert" von Georg Hermann, „Müllers" und „Logierbesuch" von Fritz Friedmann, „Als ich noch im Flügelkleide"; ferner von nordischen Dichtern „Klein Eva" von O. Ott und „Ein Skandal" von O. Denzon.

Wie hübsch und ferne von jeglichem Skandal wäre es, für diese von Deutschland wenig wissenden Polenstädte sich eine Bühne und einen Spielplan nach Analogie des Théâtre français, mit Nathan dem Weisen als Auftakt, zu denken! h.

*

Przemysl — Pschöm Schnitzel — Pritsche Michel

Ein Postbeamter stellt in der Frankfurter Zeitung die argen „Entgleisungen" zusammen, die sich die Angehörigen unserer tapferen Musketiere auf Feldpostadressen leisten. Der vorwurfsvolle Mann hat recht; teils sind sie toll, teils indessen auch wieder ganz bemerkenswerte Belege für die sich das Unverständliche bedürfnisvoll ausdeutende Volksetymologie, wenn z. B. statt Czenstochau jemand in der Heimat auf den Brief „Schäng stech auch" schreibt.

Digitized by Google

Das Ganze aber ist eine sehr anschauliche Bestätigung der im Türmer schon früher ausgesprochenen Mahnung: Heeresleitung und Hauptquartierberichte (nebst Feldpost) möchten doch etwas weniger in der Korrektheit ihrer fremdalphabetischen, akademisch für das Deutsche fühllosen, aber offenbar für wissenschaftlicher gehaltenen Ortsnamen-Transkriptionen aus dem Slawischen schwelgen. Nun haben sie wieder die Szczara erreicht — schrieben sie Schtschara, es wäre auch noch genau und korrekt genug, und die deutsche Zunge wüßte wenigstens zweifelsfrei und deutlich, was sie versuchen muß, vergeblich auszusprechen. Wir sind die letzten, die ein Tipfelchen der allen den großen militärischen Leistungen zugrunde liegenden millimeterfeinen Pünktlichkeit zerstören möchten. Indessen dies geschähe noch längst nicht, wenn sich die Korrektheit mit Hilfe von ein paar nicht allzu geheimrätlichen Sprachkundigen in die gesunde Vernünftigkeit „transkribierte" und damit ein Heer von Irrtümern und Ratlosigkeiten gemindert würde, die man mit mehr Überlegenheit als rechter Überlegung den dörflichen Müttern der deutschen Soldaten oder denen, die es einst werden möchten, nun als Entgleisungen zum Tadel rechnet.

Ed. H.

*

Neusprachlicher Unterricht

Mit erstauntem Befremden wird man in weitesten Kreisen Deutschlands vernehmen, daß am 18. Mai 1915 ein Ministerialerlaß des preußischen Kultusministeriums nötig gewesen ist, der sich gegen philologische Fachzeitschriften wenden mußte, die vorschlugen, im neusprachlichen Unterricht der höheren Lehranstalten Kriegsliteratur französischen und englischen Ursprungs zu verwenden. Man traut seinen Augen nicht, wenn man liest, daß einige übereilige Schulbücherfabriken schon jetzt mit solchen Sammlungen aufwarten. Der Erlaß betont, daß auch der neusprachliche Unterricht dazu beitragen soll, die Schüler in vaterländischem Sinne zum Verständnis der gegenwärtigen großen Ereignisse heranzuziehen. Dazu biete aber der schon reichlich vorhandene Lesestoff genug Gelegenheit. „Die verlogenen Preßerzeugnisse unserer Gegner über Ursprung und Verlauf des Krieges, die maßlosen Verunglimpfungen unseres Heeres und seiner Führer, unseres Volkes und unseres Herrscherhauses zum Gegenstand der Lektüre in deutschen Schulen zu machen, entspricht nicht den erzieherischen Grundsätzen unserer Schulen."

Und diese Selbstverständlichkeiten müssen deutschen Lehrern an deutschen höheren Lehranstalten gesagt werden! Jetzt, im Kriegsjahre, eingeschärft werden! Wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß der Geist, in dem unser neusprachlicher Unterricht erteilt wird, grundfalsch ist, so ist er damit erbracht. Wenn schon die Lehrer durch ihr Studium in solche falsche Einstellung geraten, wie muß es erst ihren Schülern ergehn? Hier tut gründlicher Wandel not. K. St.

*

„Übernationale Humanität"

In einer deutschfeindlichen dänischen Zeitung erschien jüngst ein Aufsatz gegen die warmherzige Haltung des Professors Larsen uns und unserem Kriege gegenüber. Der Schreiber durfte sich dabei auf einen Brief stützen, den Hermann Hesse, der Dichter des „Peter Camenzind", an ihn gerichtet hat, und in dem es heißt: „Es ist mir nicht gelungen, mich literarisch dem Kriege anzupassen, und es ist meine Hoffnung, Deutschland möge weiterhin der Welt nicht bloß mit den Waffen imponieren, sondern vor allem in den Künsten des Friedens und im Betätigen einer übernationalen Humanität."

Das ist gewiß recht schön gesagt, nur leider, wie die „Leipz. Neuesten Nachr." betonen, zu recht unpassender Zeit gesagt: „Jedes Ding hat seine Zeit, lehrt der Prediger. Auch Harfenspielen und Friedenssäuseln. Jetzt aber sind andere Feierstunden gekommen, die alte Freuden töten und neue, starke Freuden schaffen, die nicht mehr in weicher Lyrik und in dem Baalsdienst vor der ‚übernationalen Humanität' ihren letzten Gipfel suchen. Mag die Zukunft für die Zukunft sorgen — jetzt leben wir in harten,

Digitized by Google

rauhen Lüften, jetzt wehen nicht laue, ermattende Winde, jetzt brausen gewaltige, alles aufrüttelnde Stürme durch die Welt und die Seele unseres Volkes, und wer da seine Sehnsucht auf die Betätigung ‚übernationaler Humanität' gerichtet hält, der beweist nur, daß er innerlich arm und verkümmert ist. Und daß er nicht zum Baumeister taugt an dem Dome künftiger, deutscher Kunst, so wenig taugt, wie zum Propheten der Gegenwart. Denn wer mit solcher seichten Weisheit auf den Markt des Auslandes geht, der hat den Blick, auch wenn er selbst den Waffenrock trägt, so fremd dem sprühenden Leben abgekehrt, daß er nichtsahnend dem Gegner Waffen liefert, wie es mit dem Briefe Hermann Hesses geschah. Denn um die Sympathien für das kämpfende Deutschland zu zerstören, um jenen Dänen, die mit Larsen tief die deutsche Kraft und Größe empfinden, den Beweis zu erbringen, wie Deutschlands beste Künstler dem gleichen Empfinden fern, wie sie des Krieges müde sind, wie sie sich von den untergeordneten Werken der Gegenwart nach frommeren Taten, nach Menschlichkeit, aus dem nationalen Gestrüpp nach internationalen Rosenhainen sehnen, hat das dänische Blatt Hermann Hesse zitiert. Er hat das gewiß nicht gewollt — darum: Favete linguis — zügelt eure Zungen!"

*

Im eigenen Hause!

Nach der „Vossischen Zeitung" haben gewisse in Berlin, aber auch sonst im Reiche verbreitete Flugschriften nicht mehr zweifelhaften Inhalts nunmehr auch die Aufmerksamkeit der Polizei und Staatsanwaltschaft auf sich gelenkt. Es handelt sich um die Schriften: „Wer hat Schuld am Kriege?", „Der Annexions-Wahnsinn", „Krieg und Proletariat" und das sogenannte Unterschriftenflugblatt, die bekannte Eingabe an den Vorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in Berlin. Aber das bemerkenswerteste Ergebnis der Ermittlungen und Haussuchungen der Polizei ist die Tatsache, daß nicht alles, was aus dem Auslande zu kommen scheint, dorther stammt. So wurden die Flugschriften, als deren Drucker zur Täuschung über den Ursprung die schweizerische Sozietätsdruckerei angegeben war, tatsächlich nicht in der Schweiz, sondern in Berlin in der Buchdruckerei von Max Nosten in der Sebastianstraße hergestellt. Die Machenschaften gehen also nicht von der Schweiz, sondern von hier aus. Als Verfasser wurden außer dem Rechtsanwalt und Reichs- und Landtagsabgeordneten Karl Liebknecht, der die parlamentarischen Tagungen zu schriftstellerischer Betätigung benutzte, die Redakteure Dr. Meyer in Steglitz und Eberlein in Mariendorf ermittelt. Von der Flugschrift „Krieg und Proletariat" wurden noch (!) 12000 Stück beschlagnahmt. Sie lagen zum Teil versandfertig in Paketen und sollten von einem pseudonymen Absender einem gewissen M. als Empfänger zur Weiterverteilung zugestellt werden. Dr. Meyer, Eberlein und der Geschäftsführer der Nostenschen Buchdruckerei Wiegand, Hersteller und Besteller, wurden der Staatsanwaltschaft übergeben.

Der deutsche Reichs- und Landtagsabgeordnete Karl Liebknecht wird nun sicher Gelegenheit finden und nehmen, den französischen Freunden und sonstigen uns feindlichen Ausländern seine ganze sittliche Entrüstung über diese empörende Roheit der deutschen Hunnen auszuschäumen. Gr.

*

Politische Einflüsse?

In der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht der Generalsekretär der christlichen Gewerkschaften, Stegerwald, ein Nachwort zu der von den Ministern mit westdeutschen Arbeiterorganisationen in Düsseldorf abgehaltenen Kartoffelkonferenz. Stegerwald sagt, niemand könne nachweisen, daß die Gestehungskosten für Kartoffeln 1915 im Durchschnitt teurer als 1,50 ℳ für den Zentner zu stehen kommen. Der größte Teil werde billiger erzeugt. Mithin seien die westdeutschen Verbraucher nicht bereit, mehr als 3,50 ℳ frei Keller zu zahlen. Er sagt ferner:

Digitized by Google

„Breite Verbraucherschichten des Westens sind der Ansicht, daß die Reichsregierung zu ihrem Widerstand gegen Zwangsmaßnahmen und Höchstpreise auf dem Kartoffelmarkt nicht durch ausreichende sachliche Gründe bestimmt werde, sondern vielmehr in der Hauptsache vor dem Widerstande zurückschrecke, der ihr aus landwirtschaftlichen Kreisen und aus Kreisen des Handels gemacht werde. Der verhältnismäßig starke politische Einfluß der Landwirtschaft und des Handels in Preußen ist aber für die ärmeren Verbraucherschichten kein ausreichender Grund, höhere Kartoffelpreise zu zahlen, als sie in den Gestehungskosten in einem angemessenen Gewinn der Landwirtschaft und in den unvermeidlichen Spesen begründet sind."

*

„Ich lieg' und besitze!"

Im Zeitungsbericht über eine Stadtverordnetensitzung in Neustadt bei Koburg findet sich diese Stelle:

„Herr Bürgermeister Moßbach teilt mit, daß er den Herrn Georg Bunzel, der noch im Besitze eines größeren Betrages von Goldgeld sei, aufgefordert habe, dieses umzutauschen; daß dieser sich dessen aber geweigert und einen Brief, in dem ihm mit der Veröffentlichung der Tatsache gedroht wurde, unbeantwortet gelassen habe. Die Angelegenheit müsse also der Öffentlichkeit zur Geißelung eines derart egoistischen Standpunktes übergeben werden."

„Ich lieg' und besitze: -- laßt mich schlafen!" gähnte Fafner, der Wurm. Gr.

*

Internationale Finanzkreise

Haager „internationale Finanzkreise" sollen eine äußerst gedrückte Stimmung wegen der Ergebnisse der englisch-französischen Amerikaanleihe zeigen. Sie erklären, wenn die beiden bisher geldmächtigsten Europastaaten eine verhältnismäßig kleine Summe von 2500 Millionen Franken mit so außerordentlich drückenden Bedingungen bezahlen müssen, dann habe Europa seine Rolle als Weltbankier ausgespielt. Daraus ergebe sich die Notwendigkeit eines raschen Friedensschlusses, sonst sei eine allgemeine Finanzkatastrophe unvermeidlich.

Hierzu bemerkt die „Deutsche Tageszig.":

„Daß es diesen, d. h. denjenigen Finanzkreisen, die mit dem Vierverbande und besonders mit England sympathisieren, allmählich reichlich beklommen ums Herz wird, ist wohl anzunehmen. Um so weniger Veranlassung haben aber wir, auf ihre Friedenssehnsucht Rücksicht zu nehmen, und um so verdächtiger machen sich diejenigen bei uns, die immer wieder einer Verständigung nach dem Westen, d. h. mit England, das Wort reden. Denn sie zeigen dadurch ziemlich deutlich, daß ihre Privatinteressen vielleicht bei einer solchen Verständigung ganz gut abschneiden würden, und daß ihnen deshalb ihre Privatinteressen über das Wohl und die Zukunft des deutschen Volkes gehen."

*

Kartoffeln und höheres Walten

Die „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft" halten es für notwendig, vor einer Überschätzung der Kartoffelernte zu warnen:

„Die Ernte wird wesentlich höher geschätzt, als im Vorjahre, und wie es scheint, mit Recht; aber wir wollen diesem Segen gegenüber, den wir höherem Walten zu danken haben, bescheiden und einsichtig sein. Unsere erste Pflicht ist es, sie vor Verderben und Verfaulen zu schützen, denn die Frucht hat unter der Nässe gelitten. In jenem Geiste der Erkenntnis der Unzulänglichkeit unserer Theorien wird die Verbrauchsregelung besser gelingen, als mit dem Schlachtruf ‚Hie Welf, hie Waiblingen'."

Dem „Vorwärts" erscheint nun vielmehr die erste Pflicht die zu sein, das Vorhandensein einer ausreichenden Menge von Kartoffeln zuzugeben, und die zweite, dafür zu sorgen, daß diese Frucht der Bevölkerung zu einem erschwinglichen Preise zur Verfügung steht. — Der salbungsvolle Hinweis auf das „höhere Walten" hätte in diesem Zusammen-

Digitized by Google

hange schmerzlos unterbleiben können. Es geht etwas weit, das „höhere Walten" — seien wir doch ehrlich — für die Ausgestaltung der Kartoffelpreise heranzuziehen. Im übrigen ist das deutsche Volk in der Lebensmittelversorgung dieser Kriegsjahre schon so „bescheiden und einsichtig" geworden, daß es gegen die Gefahr des Übermütigwerdens einigermaßen gefeit ist. Gr.

*

Bis zum letzten — Irländer!

Wenn man die englischen Zeitungen liest, müßte man glauben, es seien nur Söhne Albions selbst gewesen, die von England an den Dardanellen eingesetzt wurden, so sehr wurde in der englischen Presse das Lob der Lancashire- und anderer englischer Regimenter gesungen. Sieht man aber hinter die Kulissen, so entdeckt man, daß die sportliebenden Söhne des Inselreiches es vorzogen, Englands Hilfsvölker bluten zu lassen. Aus ganz unverdächtiger rumänischer Quelle wurde berichtet, daß die englischen Offiziere in Flandern lieber hinter der Front Tennis und Golf spielen, als sich an den gefährlichen Aufgaben der französischen Truppen allzueifrig zu beteiligen. Genau so, wird im „Berliner Lokalanzeiger" festgestellt, verhält es sich in Gallipoli, nur daß es hier Kanadier und Australier und vor allem die irischen Divisionen waren, denen in höflicher Weise das Recht des Vortritts gelassen wurde. Besonders das Schicksal der Iren ist beklagenswert. Wie man sich erinnert, waren vor dem Kriege die Gemüter in Irland so heftig aufeinandergeplatzt, daß der Ausbruch des Bürgerkrieges nicht mehr fernlag. Die Ulsterregimenter standen bis an die Zähne bewaffnet den Nationalistenregimentern gegenüber. Der Ausbruch des Krieges hat England vor der Gefahr eines Bürgerkrieges gerettet. Was hat nun die selbe Regierung, die den Irländern, der Not gehorchend, Homerule geben wollte, mit den irischen Regimentern gemacht? Die Truppen waren Herrn Kitchener sehr willkommen, die Nationalistenregimenter wurden unter englischen Oberbefehl gestellt, die irischen Offiziere, soweit es ging, entfernt, und dann schickte man die Regimenter hinaus an die Front, da, wo es am gefährlichsten war. Verfolgte man damit etwa einen doppelten Zweck? Wollte man das Land von diesen gefährlichen Homerulemännern säubern? Man ist beinahe versucht, es anzunehmen, wenn man die Behandlung der Ulsterbrigade derjenigen der 10. und 16. irischen Division entgegenhält. Die „Daily News", also ein unverdächtiger englischer Zeuge, sagen darüber wörtlich folgendes:

„Es herrscht Schmerz in Irland über die schrecklichen Verluste gewisser Divisionen an den Dardanellen. Von diesen Soldaten waren 90 und mehr Prozent Nationalisten, und unter den Nationalisten herrscht Bitterkeit, weil die Ulsterdivision ‚immer noch irgendwo in England' zurückbleibt." ...

Die Irländer haben trotz aller Beschwichtigungsversuche der englischen Presse das bekannte Wort: „England ist entschlossen, bis zum letzten Franzosen zu kämpfen," in entsprechender Variante ebenso wie die übrigen englischen Hilfsvölker bereits am eigenen Leibe verspürt.

*

Entrechtung durch Rechtsspalterei

Wer im Kriege eine Spitzkugel oder einen Granatsplitter in den Leib bekommt, hat sich auf diese Objekte keinen Eigentumsanspruch anzumaßen. Solcher tritt rechtlich genau erst ein, wenn die „zuständigen Organe" — nicht die zerschossenen, sondern die des fiskalischen Staates — ihm „denselben" zuerkannt haben. Die vorläufige Besitznahme des fraglichen Objekts dadurch, daß man ein solches in den Körper hineingeschossen erhält, ist kriegsvölkerrechtlich eine Beutemacherei des unbefugten Einzelnen, und der Charakter des Ungesetzlichen wird dadurch nicht aufgehoben, daß die fragliche Besitznahme in der Regel durch keine freiwillige Handlung oder Antragstellung herbeigeführt wird. Die durch ihre Unfreiwilligkeit entschuldete vorübergehende Empfangnahme des Geschosses durch den Verwundeten

Digitized by Google

geschieht somit lediglich für Rechnung desjenigen alleinberechtigten Staates, dem der Betreffende angehört, wenn auch in praxi vorausgesetzt werden kann, daß der Staat nicht in allen solchen Fällen sein Beuterecht verwirklichen wird.

Juristisch alles sehr schön, höchst schön. Aber da wir leider nicht jedem unserer freiwilligen und unfreiwilligen Vaterlandsverteidiger die erwünschten juristischen Denkkurse vorher erteilen können: sollten in seinem, von natürlichen Gefühlen noch nicht genügend gereinigten, gewöhnlichen ungebildeten Menschenverstande auf Grund der obigen Deduktionen nicht zwei naheliegende Folgerungen entstehen? Erstlich, daß er, der Verwundete, falls der Arzt die Kugel nicht herausbringt, eigentlich zu Gefängnis verurteilt werden müßte, und zweitens: ob es nicht viel einfacher wäre, wenn die zuständigen Organe diese herumfliegenden Beutestücke gleich selber in Empfang nehmen wollten und es ihm damit überhaupt ersparten, sich einer vorläufigen rechtswidrigen Besitznahme in latenter Weise schuldig zu machen.

Ed. H.

*

Der Bund „Neues Vaterland"

In der „Freisinnigen Zeitung" liest man:

„Der Bund ‚Neues Vaterland', auf dessen enge Beziehungen zu dem deutschfeindlichen Anti-Orloog-Rad in der letzten Zeit von Blättern der verschiedensten Parteirichtungen hingewiesen worden ist, wird — nun sagen wir einmal: von dem Unglück verfolgt, daß seine ‚vertraulichen' Rundschreiben an seine Mitglieder nach kurzer Zeit ihren Weg in die Presse unserer Feinde finden, um dort natürlich entsprechend verwertet und gegen Deutschland ausgebeutet zu werden. So veröffentlicht jetzt die deutschfresserische Pariser ‚Humanité' eine Eingabe des Bundes ‚Neues Vaterland' an den Reichskanzler, in der dessen Rede vom 28. Mai im Reichstage über ‚alle nur möglichen Garantien und Sicherheiten' gegen die Wiederkehr eines erneuten Angriffs auf Deutschland als mißverständlich getadelt und der Gedanke an jede Gebietserweiterung als ‚wahnsinnige Illusion' bezeichnet wird. Wie erinnerlich, hatte der Bund ‚Neues Vaterland' auch vor einiger Zeit ‚vertraulich' an seine Mitglieder den Brief Dr. Wehbergs versandt, in dem der Durchzug der deutschen Truppen durch Belgien als Rechtsbruch hingestellt wurde. Auch dieses Schreiben erregte natürlich im Auslande die größte Freude unserer Gegner. Nun versendet der Bund ‚Neues Vaterland' eine Berichtigung, in der es heißt, der Brief Wehbergs sei in jenem vertraulichen Mitglieder-Zirkular veröffentlicht worden, wozu der Bund, laut Verfügung des Oberkommandos ausdrücklich die Erlaubnis hatte'. Was bedeutet dies? Hat das Oberkommando davon gewußt, daß der ominöse Brief mit den Mitgliederzirkularen zusammen versandt wurde, und hat es seine Einwilligung dazu gegeben? Ferner: erfolgen die vertraulichen Rundschreiben des Bundes ‚Neues Vaterland' regelmäßig — also auch die Vervielfältigung der oben erwähnten Eingabe an den Reichskanzler — nach Prüfung und Genehmigung des Oberkommandos?"

Wenn das Oberkommando dem Bunde „Neues Vaterland" grundsätzlich erlaubt hat, „vertrauliche" Rundschreiben an seine Mitglieder zu senden, so ist dagegen an sich nichts einzuwenden. Es scheint nun aber nicht nur die „Vertraulichkeit" dieser Rundschreiben, sondern auch deren Inhalt eine höchst zweifelhafte und bedenkliche Sache zu sein, die bisher nur die Sache unserer Feinde gefördert hat, was diese ja mit Freuden bestätigen. Da dem Bunde selbst das nötige Verständnis für die Bedeutung dieser Tatsachen abzugehen scheint, so werden wir anderen uns ernstlich die Frage vorlegen müssen, ob eine derartige „selbstlose" Tätigkeit sich noch weiter mit den vaterländischen Geboten unseres um Tod und Leben ringenden Volkes vereinbaren läßt. In anderen Ländern wäre solche Frage längst erledigt, wenn dort überhaupt ein Anlaß hätte vorliegen können, sie nur aufzuwerfen. Was zu bezweifeln ist.

Gr.

*

Digitized by Google

Deutsche Schreibweise fremder Eigennamen

In meinem Schulatlas, den ich Ende der achtziger Jahre benutzt habe, stand: „Kilimandscharo“ und „Fudschijama“. Jetzt liest man „Kilimandjaro“ und „Fudjiyama“. Was ist richtig?

Wenn wir Eigennamen aus einer Sprache vor uns haben, die der größte Teil unserer Gebildeten kennt, und deren Schriftzeichen mit den unsern im wesentlichen übereinstimmen, z. B. englische oder französische Eigennamen, so werden wir diese in fremder Rechtschreibung wiedergeben. Wir schreiben: Shakespeare und Bordeaux. Es steht nach meinem persönlichen Empfinden auch nichts im Wege, daß wir auch die fremdländische Aussprache anwenden, wenngleich Engländer und Franzosen dies mit unsern Namen nur selten tun. Die Worte: Beethoven und Bach z. B. werden von den Engländern in englischer Sprechweise wiedergegeben. Handelt es sich um Schriftzeichen, die wir in unserer Buchstabenfolge nicht besitzen, so kommt es darauf an, inwieweit die fremde Sprache bei uns Gemeingut der Gebildeten geworden ist. Die französischen é, è, ê sind zumeist in unserer Schreibweise aufgenommen worden. Anders schon das spanische ñ. Dies mag in dem Setzerkasten unserer größeren Druckereien, nicht aber z. B. unter den Typen unserer Schreibmaschinen vorhanden sein. Bei den weniger bekannten slawischen Sprachen, z. B. beim Tschechischen mit seinen vielen Haken, Zeichen und Akzenten, führen wir meist eine Anpassung an unsere Schreibweise ein. In Wien kann man in jeder größeren Straße den rein tschechischen Namen Dvořák in deutscher Schreib- und Sprechweise lesen, nämlich als: Dworschak. Diese Anpassung an unsere Schreibweise ist etwas ganz Selbstverständliches, denn wir können nicht die sämtlichen Schriftzeichen fremder Sprachen unter unsere Schriftzeichen aufnehmen.

Bei der Wiedergabe chinesischer Worte — das Chinesische hat bekanntlich keine Buchstabenschrift, sondern lediglich Schriftzeichen für die einzelnen Begriffe — schreiben wir also wie wir sprechen, nämlich Schanghai, Mandschurei, Kiautschou (leider nicht Kiautschau!) Früher wurden auch die japanischen Namen so geschrieben: Kiu-Schiu usw. Heute dagegen beziehen wir die Schreibweise japanischer Namen über England! Wir schreiben: Shimonoseky, Kiu-Shiu, Ayesha und Fudjiyama. Wir schreiben das englische sh anstatt des deutschen sch! Die Schreibweise des Wortes Fudjiyama ist aber geradezu empörend: Der Engländer spricht das j wie sch und das y wie j, der Deutsche nicht! Das Schlimmste ist aber, daß sogar neuerdings die Namen unserer deutschen (!) Kolonien in englischer Schreibweise uns entgegentreten: Kilimandjaro und Udjidji. Nun haben wir aber gerade unter den Ortsbezeichnungen unserer Kolonien eine große Anzahl, in denen das j wie ein deutsches j, nicht wie sch, ausgesprochen werden muß: Otjimbingue, Tanganjika, Njassa. Diejenigen also, die Kilimandjaro mit j schreiben, muten uns zu, das eine Mal das j deutsch und das andere Mal englisch auszusprechen! Es liegt hier eine vollständig unentschuldbare Ausländerei und zudem eine Gedankenlosigkeit vor, die so groß ist, daß man sich zu dem Paradoxon versteigen möchte: Das Volk der größten Denker ist gleichzeitig das Volk der größten Gedankenlosigkeit.

Fremdländische Eigennamen müssen wir, wenn es sich nicht um Sprachen handelt, die dem Gebildeten geläufig sind, in unserer Schreibweise wiedergeben! R.-Z.

Militärische Jugenderziehung

In dem Briefe eines Regimentskommandeurs an die „Frankf. Ztg.“ heißt es u. a.:

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß um Gottes willen in unsere Jugenderziehung nichts speziell Militärisches hineinkommen soll, aber aus anderen Gründen bin ich Ihrer Meinung.

Ich bin es vor allem auf Grund einer allgemeinen Beobachtung. Ich kenne eine Menge ausgezeichneter Mütter, die ihre Töchter nicht früh genug zu ‚tüchtigen Hausfrauen‘ herandrillen konnten. Hatten die Mädels

Digitized by Google

dann einen Mann, dann hatten sie Küche und Staublumpen satt und sagten sich: Hat sich was, ich schinde mich nicht wie Muttern — und waren nicht immer die vorzüglichsten Hausfrauen. Und umgekehrt sah ich schon hochbegabte Künstlerinnen in den Hafen einer (glücklichen) Ehe einlaufen, dem Hause vorstehen wie die erfahrensten, ältesten Hausmütterchen, obschon sie vor Eintritt in ihren neuen (Ehe-)Beruf kaum ein Ei hatten weich sieden und einen Knopf festnähen können. Und wie ist's denn mit unserer humanistischen Gymnasialerziehung? Zu meiner Zeit — ich habe 1885 absolviert — klagte man darüber, daß die ‚Realien' so arg vernachlässigt wurden, und der Geschichtsunterricht sei miserabel, und gar Mathematik, Physik, Chemie, moderne Sprachen! Und siehe da, trotz oder wie ich meine, gerade wegen dieser Un-Realität haben meine Mitabsolventen es in realen Fächern, wozu auch der Offizierberuf wohl zählen darf, ganz lobesam weit gebracht und sich mit ihrem von Fachkenntnis ungetrübten, aber an anderen geistigen Turngeräten elastisch gemachten Feuereifer ‚rerum novarum cupidi' auf ‚Realien' gestürzt.

Das ist ein Grund; aber ich weiß noch ein paar weitere. Militärische Formen in solche Jugendorganisationen dauernd, also auch unter den nicht zum Ernste ständig mahnenden Friedensverhältnissen hineintragen, führt zu Afferei, zu Hanswursterei. Der Krieg macht auch die Jungen alt, drum schadet's nichts, wenn im Krieg eine engere und engste Anlehnung unserer Jugendorganisationen an die Formen des Heeres Platz greift. Aber rasch damit weg, wenn milder Friede wieder die Jugend und deren gesetzlich verbriefte Eselei zu ihrem ehernen Rechte kommen läßt. Dazu sind die Formen der Armee zu heilig, als daß sie bei halbernstem Kinderspiel herhalten dürften. Ein Junge, der sich mit seinen sechs Jahren einen Papierhelm mit Gockelfeder aufs Haupt stülpt und ein Holzschwert gürtet, mag drollig und sympathisch aussehen, ein Vierzehnjähriger mit den Abzeichen, den Allüren und der (deplacierten) ‚Strammheit' eines Unteroffiziers wirkt wahrscheinlich bei vielen seiner Mit-Lausbuben, gewiß aber bei allen verständigen Erwachsenen unangenehm. Die deutsche militärische Disziplin ist etwas so Hohes, Heiliges, Hehres, daß sie in ihrer ganzen Größe nur Männer erfassen, ausüben und verlangen können. Wir rütteln an den Grundfesten des deutschen Volksheeres, wenn wir es mit einem Nachwuchs durchsetzen, der in bester Absicht, aber in Verkennung des Wesens deutschen Soldatengeistes sich einige Jahre mit Pseudodisziplin und Soldatenspielerei belustigt hat."

*

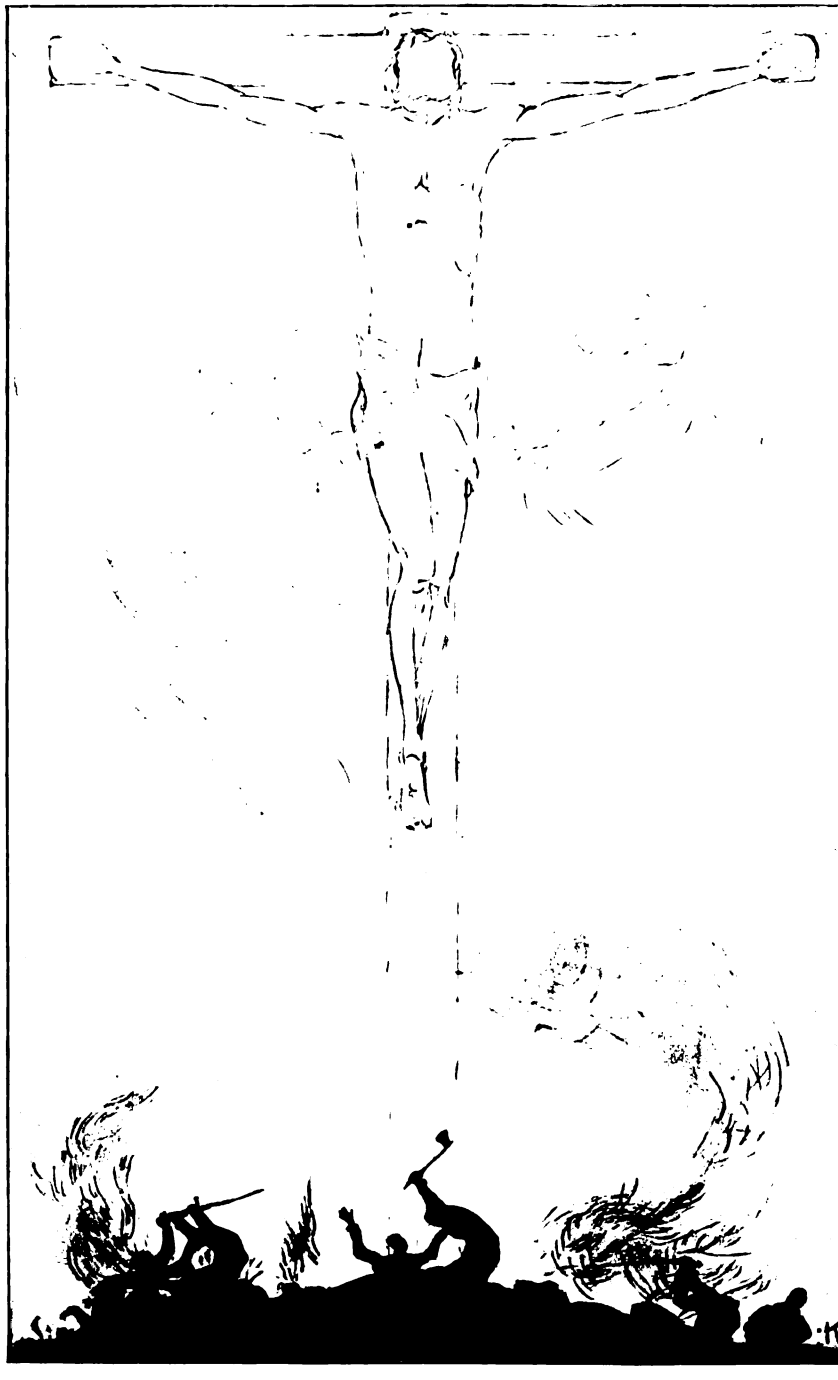
Elsaß

Allem Anschein nach macht sich das Elsaß Freunde. Dazu bietet sich in den Einquartierungen eine gute Gelegenheit. Mannschaften sind's von Süd und Nord, ungefähr aus allen Provinzen und Staaten des Deutschen Reiches. Da sie eigene Verpflegung haben, bleibt gesetzlich nur ein anständig Quartier zu leisten. Aber es steht der Menschenliebe noch immer ein weites Gebiet zur freiwilligen Betätigung offen. — Über das Betragen der Krieger spricht man sich im allgemeinen lobend aus; man wundert sich, daß nach jahrelangem Feldleben so viel Anstand, Gemüt, Frohsinn, in einem Wort: so viel Bildung bewahrt werden konnte. — Manch einer kommt mit dem ungünstigen Vorurteil, als seien die Elsässer Franzosenfreunde, denen man nicht trauen darf, und muß, nach einigen Tagen wechselseitigen Verkehrs, gestehen, daß ihn die Nachrede betrogen habe. — Manchen sah ich scheiden mit Tränen in den Augen, mancher sprach beim Abschiede die Worte: „Aber ich komme wieder!" oder: „Nach dem Kriege komme ich ins Elsaß wohnen." — Hundert und hundert Postkarten bringen aus den Schützengräben warme Dankesworte zu den ehemaligen Quartiergebern. Heimgekehrt eines Tages werden, wenn nicht alle, doch viele der wackeren Männer unsere Freunde bleiben und mit ihrer Stimme zu einer gerechten Beurteilung der Elsässer etwas beitragen. M.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Versöhnung — Kurt Kluge

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Erstes Novemberheft 1915 Heft 3

Die Aufgabe der Flotte

Von Konteradmiral z. D. Kalau vom Hofe

Wenn man von dem fortwährenden Ringen der feindlichen Heere auf den ungeheuer ausgedehnten Fronten des Stellungskrieges, der an furchtbarer Großartigkeit alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte, nur schwer eine Vorstellung sich machen konnte, obschon die Karte des Geländes, die bekannte wirtschaftliche Bedeutung der Landstriche und das Verkehrsnetz der Straßen, Eisenbahnen und Kanäle wesentliche Anhaltspunkte hierfür boten, so ist diese Schwierigkeit für den Laien noch sehr viel größer hinsichtlich des Seekrieges, wo das vielgestaltige Gelände fehlt, wo das Meer überall in völliger Unparteilichkeit die gegnerischen Schiffe trägt und schaukelt. So geht es in diesem Weltkriege, der schon so viele Überraschungen gebracht hat, nicht nur uns Deutschen, die wir im allgemeinen von dem Wesen des Seekrieges und dem Wirken der Flotte als politisch-strategischem Machtfaktor aus eigener Erfahrung wenig wissen, sondern auch den Engländern, die immer wieder von den durch das Land reisenden und Reden haltenden Ministern über die scheinbare Untätigkeit ihrer Flotte beruhigt werden müssen, wobei es bekanntlich ohne oft recht alberne, für ein schlecht unterrichtetes Publikum berechnete Verleumdung der deutschen Flotte und der deutschen Kriegführung zur See nicht abzugehen pflegt, andererseits Leistungen für die englische Flotte in Anspruch genommen werden, die in Wirklichkeit keine sind, sondern das Ergebnis der geo-

Digitized by Google

graphischen Lage Groß-Britanniens und der unbestreitbaren großen Übermacht der gegen die Mittelmächte verbündeten Seemächte darstellen. Nicht nur der Durchschnittsengländer erwartete, daß seine große Flotte allein, wie es ja auch im Parlament durch die Ersten Lords der Admiralität wiederholt versichert worden war, in kürzester Zeit alle deutschen Kriegsschiffe auf den Grund des Meeres befördert haben würde, damit das Geschäft, wie gewöhnlich, ungestört fortgehen konnte; die englischen Reeder- und Kaufmannskreise hatten sich überdies bestimmte Hoffnung gemacht, nach Absperrung des deutschen Welthandels die Gebiete des gefürchteten Konkurrenten sich anzueignen und ihre Gewinne glänzend zu steigern. Diese Leistung der englischen Flotte fehlt. Daß das Geschäft nicht wie gewöhnlich läuft, daß der Krieg sich länger als erwartet hinzieht, stets wachsende Opfer an Gut und Blut fordert und daß die wirtschaftliche Lage in besorgniserregender Weise sich verschlechtert, merkt jetzt jeder Engländer, und sein politischer Instinkt läßt ihn vermuten, daß bei der Verwendung des Hauptmachtmittels, der Flotte, Fehler gemacht sein müssen.

Wir wollen hier nicht untersuchen — es kann sich ja auch nur um Möglichkeiten handeln —, ob die englische Flotte nicht besser getan hätte, mit aller Macht vor oder bei Kriegsausbruch über die deutsche Flotte herzufallen, sie zu vernichten oder sie in ihre Kriegshäfen einzuschließen und diese mitsamt den dorthin gelangten Kriegsschiffen von Grund aus zu zerstören. Trotz eigener, vermutlich großer Einbuße würde in der Folge die englische Flotte dann vielleicht in der Lage gewesen sein, Deutschland von allen Seeverbindungen sicher abzuschließen und jede Störung des englischen Geschäftes zu verhindern; die deutsche Heeresleitung würde dann auch auf der Nordfront zur Abwehr feindlicher Angriffe Kräfte bereit zu halten gehabt haben, die den anderen Kriegsschauplätzen hätten entzogen werden müssen. Anstatt wie jetzt die intakte Hauptflotte vor den deutschen U-Booten und Zeppelinen in den nördlichsten Küstengewässern zu verstecken, würde die englische Admiralität ihrem Unternehmen gegen die Dardanellen von Anfang an genügende Kräfte haben zuwenden können, ohne für die Sicherheit der englischen Küsten sorgen zu müssen.

Bevor wir die Aufgabe der deutschen Flotte betrachten, wie sie sich gegenüber dem Verhalten der feindlichen Flotten in diesem Kriege gestaltete, dürfte es nützlich sein, sich ihre allgemeine Lage vor Kriegsausbruch zu vergegenwärtigen. Die planmäßige Entwicklung der deutschen Flotte zum Schutz der heimischen Küsten, des Seehandels und der Kolonien hatte lediglich das deutsche Bedürfnis nach Erhaltung des Friedens im Auge gehabt und niemals aggressive Tendenzen gegen irgendeine andere Seemacht; fremde Begehrlichkeit nach deutschem Wohlstande sollte im Zaum gehalten, fremder Einbruch empfindlich gestraft werden können. Im deutschen Flottengesetz war mit bestimmter Offenheit im Hinblick auf die größte Seemacht zum Ausdruck gebracht, daß unsere Flotte wegen der Finanzlage und anderer wichtiger Aufgaben des Reiches nur allmählich so stark gemacht werden sollte, damit auch ein überlegener Gegner eine leichtfertige Schädigung unserer Seeinteressen nicht ohne Risiko wagen durfte. Aber der Gedanke, daß hier seinem rücksichtslosen Eigenwillen und seiner Habgier ein Widerstand

Digitized by Google

erwuchs, ließ England die Erstarkung unserer Flotte mit scheelen Augen ansehen und sie in jeder möglichen Weise schon zu einer Zeit zu stören versuchen, als noch die Flotten Frankreichs, der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Rußlands, jede für sich stärker waren als die deutsche. Es ist bekannt, wie englische Minister und ihre Presse sich nicht scheuten, die von der deutschen Flotte drohende Gefahr in den schwärzesten Farben zu malen und das englische Parlament und Volk mit übertriebenen, wenn nicht absichtlich falschen Zahlen in Schrecken zu versetzen, um eine deutschfeindliche Stimmung zu erzeugen, wie zu demselben Zweck überall mit frechen Lügen Deutschland als der Weltstörenfried verdächtigt wurde, wie durch Einschüchterungsversuche, durch Vorschläge zur Rüstungsbeschränkung die deutsche Regierung überlistet und zu einer Vernachlässigung ihrer Flotte veranlaßt werden sollte. Mit fester Entschlossenheit und gutem Gewissen tat die deutsche Regierung ihre Pflicht; die Richtigkeit ihres Vorgehens bestätigte die Tatsache, daß die größte Seemacht es nicht mehr wagte, allein uns anzugreifen, um uns die Früchte friedlicher Arbeit zu rauben.

Als der Krieg ausbrach, war jedoch das Flottengesetz noch nicht erfüllt. Es war eine achtunggebietende Zahl deutscher Großkampfschiffe mit den notwendigen Hilfsschiffen vorhanden, die deutschen Kriegshäfen konnten allen Anforderungen entsprechen; es fehlte aber noch an den für den Schutz des Seehandels und der Kolonien wichtigen Kreuzern und an den für den Kreuzerkrieg unentbehrlichen Stützpunkten. Gegenüber den Seemächten zweiten Ranges war die deutsche Flotte in der Lage, allen unseren Seeinteressen vollen Schutz zu gewähren, nicht aber gegenüber der englischen Flotte, noch viel weniger gegenüber einer Koalition der Flotten Englands, Frankreichs, Rußlands und Japans. Dieses Verhältnis ist so klar, daß es überflüssig erscheint, es noch zahlenmäßig nachzuweisen.

Wenn schon die deutsche Marineverwaltung von vornherein als richtig erkannt hatte, daß im Kampf um die Entscheidung über die Seegeltung die Zahl der in der Schlachtlinie vorhandenen kampfkräftigen Linienschiffe den Ausschlag geben werde und deshalb stets bemüht gewesen war, zuerst die Bereitstellung der Linienschiffsflotte möglichst zu fördern, so sah sie sich angesichts des drohenden Gebarens der englischen Regierung und der Versammlung der englischen Flotte in der Nordsee um so mehr veranlaßt, für den Auslandsdienst nur die im Frieden unentbehrliche Zahl von Kriegsschiffen zu entsenden, um die deutsche Flotte zum Schutz der heimischen Gewässer so stark als möglich machen zu können. Da den vielseitigen Ansprüchen auf Schutz die werdende deutsche Flotte doch nicht gerecht werden konnte, war es zweifellos richtig, ihre Kräfte für die vornehmste Aufgabe, die Verteidigung der deutschen Nord- und Ostseeküsten, zusammenzuhalten. Leider verbot es sich aus politischen Gründen, folgerichtig bis zum Äußersten zu gehen und die Auslandsschiffe überhaupt sämtlich einzuziehen. So kam es so mußte es kommen, daß bei Ausbruch des Weltkrieges die deutsche Handelsflotte, rechtzeitig gewarnt, durch schleunige Flucht in neutrale Häfen sich zu retten suchen mußte, und daß unsere Kolonien auf ihre eigenen Kräfte zur Verteidigung angewiesen waren, da bei der großen räumlichen Ausdehnung des Kolonialgebietes und des deutschen Welthandels die wenigen, wenn auch an sich recht brauchbaren

Digitized by Google

Kreuzer ihnen mit Aussicht auf Erfolg nicht helfen konnten. Angesichts der großen Übermacht der feindlichen Kreuzer, die überall auf dem Weltmeere unseren Auslandskreuzern entgegentraten und ihnen den Weg verlegten, war ihre rechtzeitige Zurücknahme unmöglich gewesen; abgeschnitten von jeder sicheren Verbindung und der Möglichkeit zu Reparaturen und zur Ergänzung notwendiger Betriebsmittel, der Ausrüstung, der Munition usw. — die besten hierfür in Betracht kommenden Häfen gehörten den Feinden und Neutralen, die entweder offen mit England sympathisierten oder den Groll seiner Seemacht fürchteten — war ihre Lage verzweifelt. Mit Sicherheit hatte die englische Admiralität darauf gerechnet, alle deutschen Auslandskreuzer im Laufe der ersten Kriegswoche zur Strecke zu bringen; um so schmerzlicher empfand England die Enttäuschung, die ihm durch die Kreuzer „Göben" und „Breslau" bereitet wurde, als es ihnen gelang, sich durch die englisch-französische Flotte im Mittelmeer nach den Dardanellen durchzuschlagen. Mit einer Kühnheit und Umsicht, die die Bewunderung der Welt erregten, führten die anderen Kreuzer, ihren Häschern zum Trotz, viele Monate erfolgreichen Krieg gegen den feindlichen Handel oder vereinigten sich zur Bekämpfung feindlicher Kreuzergeschwader, bis sie ihrem ruhmreichen, aber nach Lage der Verhältnisse unabwendbaren Schicksal erlagen. Planmäßig konnte deutscherseits ein ausgedehnter Handelskrieg im Auslande nicht vorgesehen werden, da es an den notwendigen befestigten Stützpunkten fehlte; um so mehr Anerkennung verdienen die Leistungen einzelner Kreuzer und Hilfskreuzer, die, von ihrer Seebeute lebend, die englische Handelswelt in Schrecken versetzten und ihr einen empfindlichen materiellen Schaden zufügten.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die englische Flotte, die unter dem Vorwande einer großen Flottenparade im Juli 1914 in volle Kriegsbereitschaft eingetreten war, die Offensive gegen die deutschen Küsten ergriffen haben würde, wenn nicht die gut unterrichtete englische Admiralität die damit verbundenen Gefahren sehr hoch eingeschätzt und deshalb gern sich zu der Ansicht bekehrt hätte, daß die Vernichtung der deutschen Flotte ohne großes eigenes Risiko gewissermaßen als Nebenfrucht ihres gigantischen Aushungerungsplanes, den sie für die Zermürbung der deutschen Volkswirtschaft ersonnen hatte, erreichbar sein würde. An der Erhaltung der Flotte in voller Stärke hatte nämlich die englische Diplomatie ein großes Interesse, um ihren Verhandlungen mit den Neutralen und den Bundesgenossen während des Krieges und bei Friedensschluß Nachdruck verleihen zu können: waren doch Widerstände von den Neutralen gegen die ihrem Handel und ihrer Staatshoheit zugedachten Einschränkungen zu erwarten; über die Dauer des Krieges und bei der Teilung der Siegesbeute konnten Meinungsverschiedenheiten unter den Bundesgenossen entstehen, die eine ernste Belehrung durch den starken, weitreichenden Arm der englischen Seemacht notwendig machen konnten.

Dementsprechend verzichtete die englische Flotte auf Unternehmungen in der Ostsee gänzlich. Die Neutralitätserklärung Dänemarks, verbunden mit dem Auslegen von Minensperren in den dänischen Gewässern, behinderte zwar den englischen Kriegsplan nicht, erregte aber das Mißfallen der ersten Seemacht, das sie in der Presse zum Ausdruck bringen ließ, weil ein selbstbewußtes Auftreten

Digitized by Google

einer kleinen Seemacht, so korrekt und selbstverständlich es an sich auch sein mochte, nun einmal nicht beliebt ist.

Von einer strengen Blockade der deutschen Küsten unter Beachtung der bisherigen internationalen Gebräuche wurde Abstand genommen, statt dessen aber eine Absperrung aller an der Nord- und Ostsee gelegenen Länder aufgerichtet, die praktisch die gleiche Wirkung hatte wie eine Blockade, von der man aber meinte, daß sie den Neutralen keinen Rechtsboden für Proteste bieten würde. Starke Kreuzergeschwader sperrten die Zugänge zur Nordsee; den Schutz der englischen Küsten übernahmen zahlreiche Flottillen aus Kreuzern, Zerstörern und Unterseebooten; ein Geschwader aus den stärksten und schnellsten Schlachtkreuzern war bereit, um deutschen Unternehmen sofort entgegenzutreten oder sie so lange aufzuhalten, bis die englischen Hauptflotten, welche im Norden Schottlands und im Kanal stationiert waren, zur Stelle sein konnten. Durch strenge Absperrung des deutschen Handels und Kontrolle der neutralen Schiffahrt sollte der Lebensunterhalt des deutschen Volkes gefährdet, die deutsche Industrie und das gesamte Wirtschaftsleben in Deutschland derart in die Enge getrieben werden, daß der allgemeinen Forderung nach einem Frieden um jeden Preis die deutsche Regierung nicht würde widerstehen können, zumal wenn, was ja durchaus möglich schien, der Sieg zu Lande bei den starken Heeren der Verbündeten sein würde. Der Siegespreis sollte die deutsche Flotte sein, sei es, daß diese, bis dahin in ihren Kriegshäfen versteckt, ausgeliefert wurde, sei es, daß sie einen tollkühnen Versuch unternahm, um das Kriegsglück zu wenden oder unter ungünstigen Bedingungen gegen erdrückende Übermacht kämpfend, ihren Untergang zu finden. Diesem Plan hat die englische Regierung trotz vieler Enttäuschungen bisher unentwegt angehangen und, wo er sich als fehlerhaft herausstellte, unter brutaler Rücksichtslosigkeit gegen die Neutralen, groß und klein, auszuflicken versucht, ohne allerdings ihrem Ziel wesentlich näher zu kommen.

Die mit der vorstehend gekennzeichneten Verteilung verbundene Gefahr, daß bei einem schnellen, unerwarteten Vorstoß der gesamten deutschen Flotte von Helgoland her gegen die nördliche Absperrungslinie oder gegen den Kanal die englische Flotte gezwungen werden könnte, ohne sichere numerische Überlegenheit zu kämpfen, war in der Tat als sehr gering einzuschätzen, da die Gestaltung der Nordseeküsten und die Lage der deutschen Operationsbasis im äußersten Südosten, etwa 300 Seemeilen von den englischen Linien entfernt, eine Überraschung sehr erschwerten, und selbst, wenn ein Vorstoß unter dem Schutze der Witterung und wegen ungenügender Aufmerksamkeit der englischen Vorposten lange ungemerkt geblieben sein sollte, die eine englische Flotte dem Kampf immer so lange ausweichen konnte, bis die andere herangekommen war und der deutschen Flotte den Rückweg nach Helgoland verlegt hatte. Etwas günstiger lagen die Verhältnisse für deutsche Unternehmungen gegen die englischen Häfen und befestigten Küstenplätze der Ostküste. Nicht nur haben die deutschen Unterseeboote und Minenleger dort den Engländern Verluste zugefügt und sie zu äußerst umständlichen und kostspieligen Gegenmaßregeln gezwungen, sondern auch die deutschen Kreuzer haben wiederholt den Schrecken des Krieges an die unter dem Schutz ihrer Armada

Digitized by Google

sich unangreifbar wähnende Insel getragen, der durch das Erscheinen der Zeppeline noch verstärkt wurde. Vergebens haben die Engländer sich dieser deutschen Anfälle zu erwehren versucht; ihr Überfall auf die deutschen Vorposten bei Helgoland am 28. August 1914, der Angriff der Wasserflugzeuge auf die Nordseehäfen und die deutsche Flotte zur Weihnachtszeit, das Gefecht der Schlachtkreuzergeschwader bei der Doggerbank am 24. Januar 1915 haben ihnen ernste Verluste eingetragen und einen abschreckenden Begriff von der Schießfertigkeit und Treffsicherheit der deutschen Schiffsartillerie, der Güte der Kruppschen Granaten und der Kampfbegier der deutschen Seeleute beigebracht, so daß sie zu Versuchen in größerem Stil sich nur noch weniger aufgelegt gezeigt haben.

Soweit es den Umständen nach möglich und geboten erschien, hat die deutsche Linienschiffsflotte bei diesen Unternehmungen mitgewirkt, jedoch konnte es nicht ihre Aufgabe sein, sich weit von ihrer Operationsbasis zu entfernen und selbst die englischen Küstengewässer aufzusuchen, um der englischen Flotte den Kampf anzubieten und sich dort den Gefahren auszusetzen, um derentwillen die größte Flotte der Welt es nicht gewagt hatte, zum Entscheidungskampf vor der deutschen Küste zu erscheinen. Auch der naheliegende Gedanke, die englischen Truppentransporte und Nachschübe nach dem festländischen Kriegsschauplatz zu stören und zu verhindern, bot aus denselben Gründen wenig Aussicht auf Erfolg. Wenn es auch der deutschen Flotte gelungen wäre, nach zeitraubenden Aufräumungsarbeiten die zwischen der belgischen und englischen Küste ausgelegten Minensperren zu passieren und in den Kanal einzudringen, so würden die englischen Transportschiffe in den zunächst gelegenen Häfen selbstverständlich zurückgehalten worden sein, zwischen den zahlreichen, weiter abgelegenen englischen und französischen Häfen hätten andere Transporter dennoch verkehren können, da sie zur Überfahrt nur wenige Stunden benötigen. Die verhältnismäßig kurze Unterbrechung des Verkehrs und auch der Verlust einiger Transportschiffe, im Bereich der deutschen Kriegsschiffe, würden auf den Fortgang der Operationen des englischen Heeres an der Westfront wahrscheinlich ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Andererseits würden die wertvollen deutschen Kriegsschiffe in dem engen Fahrwasser des Kanals den zahlreichen englischen Zerstörern und Unterseebootsflottillen sehr willkommene Angriffsobjekte bieten; sehr bald würde die deutsche Flotte unter den ungünstigsten Umständen von den herbeieilenden englischen Flotten zum Kampfe gestellt und an der Störung der Transporte gehindert werden. Schließlich mußte noch mit dem Umstand gerechnet werden, daß, möge die Schlacht ausfallen wie sie wolle, die havarierten und in ihrer Bewegungsfreiheit beschränkten deutschen Schiffe auf dem langen und schwierigen Rückwege sehr wahrscheinlich eine Beute der zahllosen feindlichen leichten Streitkräfte werden würden, während die havarierten englischen Schiffe in kurzer Zeit im Schutze ihrer Hauptkriegshäfen am Kanal geborgen sein würden.

Die Gunst der beherrschenden Lage Englands zwischen den deutschen Flußmündungen der Nordsee und dem Weltmeer — gegenüber Holland ist der Vorteil erheblich geringer und verschwindet ganz gegenüber Belgien und Frankreich — die Übermacht und das allgemeine Verhalten der englischen Flotte geboten mit

Digitized by Google

Notwendigkeit die strategische Defensive für unsere in der Nordsee versammelte Flotte. Nur auf diese Weise war es ihr möglich, die wichtigen Aufgaben, die ihren Daseinszweck bilden, zu erfüllen: Die deutschen Kriegs- und Handelshäfen vor feindlichem Angriff zu schützen, feindliche Landungen auf den Inseln und an der Küste zu verhindern und den Nordflügel des an der Westfront kämpfenden Heeres gegen feindliche Bedrohung zu sichern. Es ist in hohem Maße erfreulich, daß die Anwesenheit unserer Linienschiffsflotte in der Deutschen Bucht bei Helgoland allein genügte, die englische Flotte von ernsten Unternehmungen gegen die deutsche Küste, Helgoland und den Kaiser-Wilhelms-Kanal abzuhalten, so daß nicht nur die Handelsschiffahrt dort ungestört vor sich gehen kann, sondern auch unsere Unterseeboote zu ihren kühnen Fahrten unbehindert jederzeit auslaufen können.

Daß es trotz der durch die allgemeine Kriegslage gebotenen Zurückhaltung unserer Flotte doch möglich gewesen ist, angriffsweise gegen den englischen Handel vorzugehen und das englische Wirtschaftsleben fortwährend empfindlich zu stören, verdanken wir der sich stets steigernden Leistungsfähigkeit unserer Unterseeboote, welche nach ihren überraschenden Erfolgen in der Nordsee ihre Streifzüge allmählich bis an das Eismeer und in das Schwarze Meer ausgedehnt haben. Diese neue Art Kriegführung, die England zu ungeheuren Anstrengungen zwang, um die Verbindungen nach dem Kontinent und die Zugänge zu den eigenen Haupthäfen nur einigermaßen zu sichern, immer mehr zu entwickeln und zu stärken, muß eine wichtige Aufgabe unserer Marineverwaltung bleiben.

Wie ernst die englische Admiralität die von unseren U-Booten drohende Gefahr ansieht, läßt sich außer ihren auf diplomatischem Gebiete liegenden Anstrengungen am besten daran ermessen, daß ein Fünftel der besten englischen Handelsdampfer in Hilfskreuzer umgewandelt, die übrigen mit Geschützen armiert worden sind, daß mindestens die Hälfte der englischen Fischdampferflotte in mit Geschützen bewaffnete Wachtfahrzeuge für den Kriegsdienst eingestellt worden sind. Die Zahl dieser Dampfer soll sich jetzt auf 2300 belaufen, und es ist leicht einzusehen, welche gewaltigen Kosten ihr Unterhalt erfordert.

In der Ostsee war die Aufgabe der deutschen Flotte im wesentlichen eine ähnliche wie in der Nordsee; es würde ihr vielleicht möglich gewesen sein, sie durch eine energische Offensive gegen die russische Flotte zu lösen und die Verbindungen der russischen Armee im Rücken zu bedrohen, wenn nicht der Druck der englischen Seemacht sich trotz der dänischen Minensperren in den Belten bis in die Ostsee geltend gemacht hätte. Mit Rücksicht auf das plötzliche Erscheinen der englischen Hauptflotte vor Helgoland war es untunlich, die für einen bis St. Petersburg reichenden Vorstoß nötigen Kräfte für längere Zeit durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal nach der Ostsee zu entsenden. Auch in der Ostsee mußte sich die deutsche Flotte Beschränkung auferlegen und sich damit begnügen, die russische Flotte in Schach zu halten und sie zu hindern, der deutschen Küste und dem deutschen Handel Schaden zuzufügen. Das ist gelungen. Nicht nur der deutsche Handelsverkehr über die Ostsee, abgesehen von einigen Störungen durch mehrere in die Ostsee eingedrungene englische Unterseeboote, wurde aufrecht erhalten, sondern auch der Handelsverkehr von und nach Rußland so gründlich unterdrückt, daß die

Digitized by Google

Russen selbst dazu schritten, die Zugänge zu ihren Haupthandelshäfen, weil für sie nutzlos geworden, durch ausgedehnte Minensperren zu verschließen, und weil sie keine Hoffnung hatten, die Herrschaft der deutschen Flotte in der Ostsee zu brechen. Entsprechend den Fortschritten des deutschen Heerflügels in Kurland dehnte die deutsche Flotte ihr Wirkungsgebiet an der russischen Küste aus: Libau, Windau wurden besetzt; um feindliche Streitkräfte im Riga-Busen zu vernichten und dort befindliche Stützpunkte zu zerstören, erfolgte ein Vorstoß in diesen Meeresteil. Hierzu wurde durch die kunstvoll gelegten Minensperren im Eingang ein Weg gebrochen und zwei russische Kanonenboote und mehrere Zerstörer vernichtet. Dies Unternehmen hat dann, wie bekannt, Anlaß gegeben zu den Lügen der russischen Admiralität und der englischen Presse über einen großen russischen Seesieg — die Neutralen mußten wieder einmal beschwindelt werden. Alle Versuche, die fast gleichstarke russische Flotte zum Schlagen zu bringen, waren vergeblich; es kam nur zu Vorposten- und Kreuzergefechten; die russischen Linienschiffe blieben im Schutz ihrer Minensperren und erwarteten dort mit Tapferkeit das Eintreten des nordischen Winters, dessen Strenge ihren geringen Tatendrang gänzlich einschlafen ließ.

Um ihre durch die allgemeine Kriegslage gestellten Aufgaben erfüllen zu können, muß unsere Flotte sich dauernd in einem Zustande höchster Schlagfertigkeit halten, die allerdings durch die im Laufe der Zeit notwendig werdenden Reparaturen, Ergänzungen der Vorräte und Erfrischungen der Schiffsbesatzungen vorübergehende Einschränkung erfährt. Bei der großen Zahl der Schiffe und Schiffsverbände werden an die Leistungsfähigkeit unserer Kriegswerften hohe Anforderungen gestellt, die aber durch eine musterhafte Organisation gesichert sind. Sowohl für den Flottenführer als auch für die Schiffsbesatzungen ist dieser Bereitschaftszustand in Erwartung eines jederzeit möglichen Überfalles des Gegners ungeheuer anstrengend; nur wenig Abwechslung kommt durch Schießübungen und Übungsfahrten in das ewige Einerlei der dienstlichen Anspannung. Diese stille Arbeit unserer Flotte erfordert viel Entsagung und ist dauernd nur zu leisten von einem Personal, das vom ersten bis zum letzten erfüllt ist von hohem Pflichtgefühl, heißer Vaterlandsliebe und dem festen Willen, zu siegen an dem Tage, der, wie ein jeder hofft, doch noch kommen muß.

Grade weil die Engländer ihre Flotte nicht einsetzen wollten, obschon sie sehnlichst wünschten, daß die deutsche Flotte sich in ihrem Kampfeseifer oder einer Theorie zuliebe verleiten lassen würde, fern von Helgoland die Schlacht unter ungünstigen Bedingungen anzubieten, muß die deutsche Flotte sich auf ihren bisherigen und auf den guten Fortgang der gesamten Kriegshandlung sehr wichtigen Pflichtenkreis beschränken, so schwer es auch ist. Durch ihre in der Helgoländer Bucht versammelte Macht hält sie ja die englische Flotte fest, lähmt sie deren volle Machtentfaltung an anderen Stellen. Sie hindert so jede überraschende Landung im Norden und verlegt feindlichen Heeren den Weg nach Berlin, nach unserem Industriegebiet und unseren Waffenschmieden. Nach Verlust unserer Flotte im Beginn des Krieges wäre die Landung eines starken russischen Heeres, vielleicht verstärkt durch andere Kontingente, an unserer Nordfront im Rücken

Digitized by Google

unserer Heere durchaus möglich gewesen und hätte leicht den Einfluß haben können, daß wir unsere jetzt in Feindesland stehenden Fronten hätten weiter zurücknehmen müssen. Für die Friedensverhandlungen ist die deutsche Flotte ein ebenso starker politischer Machtfaktor wie die englische. Das Mißlingen des Dardanellenunternehmens ist letzten Endes auf den Druck der deutschen Flotte, weil er die englische Admiralität nicht wagen ließ, die erforderlichen starken Kräfte aus den englischen Gewässern abzuziehen, zurückzuführen. Gewiß hat sich die englische Kriegsleitung schon starke Stücke gegen die skandinavischen Seemächte und Holland herausgenommen, aber zu so schweren Eingriffen, wie sie zum Zweck der völligen Isolierung Deutschlands im Norden ihr sonst angezeigt erschienen sein würden, hat sie doch mit Rücksicht auf die deutsche Flotte nicht den Mut finden können. Bis zu jenem Tage, wo die englische Hauptflotte den Kampf anbietet, muß die deutsche Flotte ihr Pulver trocken halten.

Nocturno · Von Paul Ernst Köhler

(Gefallen am 14. Oktober 1914 in Nordfrankreich, 24 Jahre alt)

Ich lehnte leise in vertieftem Warten
Mich in das linde Licht der Mondscheinnacht.
Da kam aus einem fernen Märchengarten
Ein Geigenton und hat mir zugebracht,

Wonach ich mich so sehnte: Deine Seele.
Und Ton um Ton klang wundertief und süß.
Sternstill kam Gott, vergab mir alle Fehle.
Die Welt war rein und wieder Paradies.

Ich reckte fromm in seliger Gebärde
Die Arme sternwärts, um ein strahlend Licht
Auf dich herabzureißen. Doch die Erde
Hielt mich noch fest. Ich konnt' es nicht.

Das ward mir Schmerz. Dann starb das ferne Geigen.
Die Sterne hüllten sich in schwarze Not.
Du warst weit fort. Und um mich war ein Schweigen,
Als läge ich im Sarg und wäre tot.

Digitized by Google

Das betrogene Bulgarien

Ein Rückblick mit Rückschlüssen

Von J. R. de la Espriella

Die Mobilisation der Heeresmacht des Königreichs Bulgarien hat die Eingeweihten der Balkan-Politik nicht im mindesten in Erstaunen gesetzt. Der Krieg gegen Serbien ist die natürliche Folge von dem, was schon längst zu erwarten war.

Das Eingreifen der neutralen Staaten in den Weltkrieg liegt in erster Linie in den Händen kühl und nüchtern erwägender Staatsmänner, die egoistisch und mit Recht nur ihre eigenen Landesinteressen erwägen. Aber auch die Volksstimmung, Meinung und Leidenschaft spielt eine große Rolle. In diesem Kriege gibt es wenig selbständige Länder, wo Staatspolitik und Volksstimmung die gleichen sind; ein Land ist es im besonderen, das Königreich Bulgarien, wo dieses nach einer Ruhmes- und Leidensgeschichte der Fall ist. Der Racheschrei gegen Serbien und seinen Hintermann Rußland, die ein Land um die Früchte seines heldenhaft geführten, mit der ganzen Volkskraft und -seele ertragenen Krieges heimtückisch brachten, mußte zu einem vergeltenden Eingreifen in den heutigen Weltkrieg führen.

Wie berechtigt dieser Zusammenhang von Staatspolitik und Volksstimmung, mit dem Ziele der Vergeltung gegen Serbien und Rußland auch vom moralischen Standpunkte sind, ergibt ein Rückblick auf die Ursachen des bulgarisch-serbisch-griechischen Krieges von 1912. Der damalige Bündnisbruch des serbischen Königreiches seinem Bulgaren-Alliierten gegenüber, das heuchlerische und verräterische Handeln Rußlands an dem Bulgarenvolke zeigen wohl auch in der ganzen Betrachtung dieser Zeit, daß Rußland damals schon den heutigen Krieg gegen den Zweibund im geheimen durch ein stark zu machendes Serbien in die Wege leitete.

Die Tatsache des Jahres 1912, daß Staaten, die sich zu einem brüderlichen Bündnisse gegen die Türkei zusammenschlossen, diese in einem groß geführten Kampfe besiegten, dann aber bei der Beuteteilung selbst in einem Kriege gegeneinander vorgingen, wirkte so unsympathisch, daß der Uneingeweihte in begreiflichem Widerwillen alle Völker dort unten am Zipfelchen Europas in ihrer moralischen Beurteilung achselzuckend in einen Topf warf. Für den Eingeweihten freilich mußten schon damals die Tatsachen, die zu diesem Kriege führten, eine solche Beurteilung, soweit sie sich auf Bulgarien erstreckte, hinfällig machen. Wo wir nun aber die unlautere Räuberdynastie Serbiens kennen gelernt haben und rückwirkend folgern können, daß Rußland seine Freundeshand Bulgarien gegenüber zynisch beschmutzte, finden wir erst recht eine Bestätigung, daß Bulgarien durch die weiteren russisch-serbischen Absichten zu diesem Kriege direkt gezwungen wurde.

Die Könige von Bulgarien und Serbien trafen vor Kriegsausbruch des Balkanbundes gegen die Türkei eine geheime Abmachung dahin, daß nach siegreicher Erledigung der Türkei der Südabschnitt Mazedoniens, die Gegend von

Digitized by Google

Monastir, Ochrida, Prilep und Wales, welche schon seit Jahren ganz unter bulgarischem Einfluß stand, an Bulgarien fallen sollte. Nach Lage der Sache erschien dies so selbstverständlich, daß irgendwelche Meinungsverschiedenheiten darüber überhaupt gar nicht stattfanden. Obwohl auch in Nord-Mazedonien Bulgarien durch sein planmäßiges kluges Vorgehen den größten Einfluß besaß, wurde dieser Teil als strittige Zone betrachtet, man einigte sich dahin, sich dem Schiedsspruch des russischen Zaren, wem dieses Gebiet zufallen sollte, zu unterwerfen.

Das „unstrittige" Gebiet von Süd-Mazedonien ist ein schönes Land mit fruchtbaren Feldern und ausgedehnten Wäldern. Dort liegt auch der bekannte Ochrida-See, weltverloren an diesem die Trümmerstätte des Schlosses des einstmaligen Zaren Samuel — Zeiten, die an die Größe Bulgariens erinnern. Viele Kämpfe fanden früher gerade in dieser Gegend gegen die Türkei statt. Historisch-bulgarischer Boden, das Land der Sage, der verheißenden Sage, daß von dort das frühere mächtige Zarenreich wieder erstehen soll.

Dieses Gebiet, das den Zankapfel des zweiten Balkankrieges bildete, hielten die Serben nach der siegreichen Beendigung des Türkenkrieges besetzt und weigerten die vertragliche und auch sonst selbstverständliche Herausgabe an das Königreich. Auf der Suche, einen „Grund" für die Nichtherausgabe vorzuschieben, griff Serbien zu dem Vorwande, daß die Einhaltung des vor dem Kriege festgelegten Vertrages durch Nichteinhaltung von bulgarischer Seite hinfällig geworden sei. Laut dem Vertrage sei Bulgarien verpflichtet gewesen, 100 000 Mann zu dem serbischen Heere im Wardatal stoßen zu lassen, es habe aber nur 32 000 Mann für diesen Zweck verwandt. Serbien habe mehr Truppen im Kriege aufgestellt als es verpflichtet gewesen sei. Serbien habe das Küstengebiet am Adriatischen Meer aufgeben müssen und nur im Interesse von Bulgarien nach dem Waffenstillstand den Krieg wieder aufgenommen. Wenn man diesen „Gründen" entgegenhielt, daß Bulgarien die schwersten Opfer in dem Bündniskriege gebracht, daß es durch seine entscheidenden Siege gegen die Masse des türkischen Heeres in Thrazien fast allein den ganzen Krieg entschieden hatte, konnte man schon damals nicht im Zweifel sein, auf welcher Seite das Recht lag. Für einen anständigen Staat gab es nach diesem ausschlaggebenden Erfolge seines Alliierten und mit Rücksicht auf die ganze Sachlage auch ohne die vertragliche Verpflichtung keine andere Denkungs- und Handlungsweise, als die Überlassung des rein bulgarischen Gebietteils. Aber auch der verwegene serbische Versuch, die Nichtherausgabe des Landes zu rechtfertigen, ist von bulgarischer Seite schlüssig widerlegt worden.

Bulgarien stellte fest, daß es mit seiner Truppenabgabe oder sonstigen Leistungen, die im Vertrage vereinbart worden waren, sich nach den Erfordernissen der Kriegslage, die man vorher nicht bestimmen konnte, zu richten hatte. Nachdem durch die Serben und die 32 000 Mann bulgarischer Truppen die schwächere Heeresmacht der Türkei in Mazedonien völlig geschlagen war, hätte eine Zusendung dieser von serbischer Seite jetzt in Anspruch genommenen 68 000 Mann überhaupt keinen Sinn mehr gehabt. Der Mehraufstellung von serbischen Truppen hielt Bulgarien entgegen, daß auch von jener Seite weit größere Truppenmassen, als im Vertrage vorgesehen waren, eingesetzt wurden. Weiter stellte Bulgarien

Digitized by Google

fest, daß Serbien zwar auf die adriatische Küste verzichtet habe und dies ohne Kenntnisgabe an Bulgarien, daß aber Bulgarien auf die Küste des Marmarameeres seine Ansprüche habe aufgeben müssen. Der Krieg sei aber nicht allein wegen der Eroberung von Adrianopel, sondern auch wegen Skutaris wieder aufgenommen worden.

Trotz dieser rechtlichen Feststellungen und der ganzen überaus klaren Sachlage waren alle diplomatischen Versuche und selbst Drohungen Bulgariens, Serbien zur Abtretung des bulgarischen Teiles von Mazedonien zu veranlassen, vergeblich. — Der vermeintliche Schutz- und Freundherr aller Balkanstaaten, das väterliche Rußland, hätte mit einer ehrlichen Vermittlung diesen Streit zugunsten von Bulgarien schlichten müssen — aber wie sollte er dies, wo Rußland es doch wohl selbst gewesen ist, das Serbien zu dem niederträchtigen Bündnisbruch mitverleitet hatte.

Schließen wir zurück, so sind uns durch den heutigen Weltkrieg die Augen geöffnet. Der Balkankrieg war das Vorspiel des heutigen Krieges. Rußland, dessen jahrhundertelange Politik sich als Ziel die Besitznahme von Konstantinopel und damit den Ausfahrtshafen des Schwarzen Meeres gesetzt hatte, konnte nur an der Besiegung und Schwächung der Türkei Interesse haben. Es schürte und unterstützte die Kriegspläne der Balkanvölker gegen die Türkei und deckte diese, als der Krieg ausbrach, ohne seine wirklichen Absichten kundzugeben, gegen eine mögliche Intervention des Zweibundes mit der russischen Monroedoktrin „der eigenen Interessensphäre und des schützenden Vatertums aller Slavenvölker".

Da Bulgariens Armee so hervorragende Erfolge errungen hatte, da es unter der Dynastie eines deutschen Fürstenhauses stand, da der derzeitige Regent Ferdinand von Bulgarien kühn, weitschauend und klug sein Land zur Blüte geführt, und noch weitere Absichten eines kommenden großen Bulgariens — „der Preußen des Balkans" — haben konnte, fand die russische auswärtige Politik es für richtig, ihr Intrigenspiel gegen Bulgarien nunmehr auch persönlich auszugestalten. Darum wußte es den möglichen Einzug des siegreichen Bulgarenkönigs in Konstantinopel zu verhindern, was noch den Vorteil hatte, zwei Fliegen mit einem Schlage zu treffen: es zeigte dem Zweibunde, dem an der Erhaltung einer europäischen Türkei stets gelegen war, das gleiche Interesse und wiegte sie durch diese vermeintliche Interessengleichheit — „man war sich allgemein ja so einig" — in den Glauben der lauteren Absicht, alles zur Erhaltung des Weltfriedens zu tun.

Es ist wohl anzunehmen, obwohl, soviel mir bekannt, hierüber keine offiziellen Feststellungen vorliegen, daß Bulgarien vor seiner Kriegserklärung an das neue serbisch-griechische Bündnis wegen der Nichtherausgabe von Mazedonien von Rußland die Zusicherung erhalten hat, daß es für die Neutralität Rumäniens in diesem Kampfe Sorge tragen werde. Jedenfalls steht fest, daß es nach den Freundschaftsbeteuerungen Rußlands diesen Glauben unbedingt haben mußte. Ein Land, das in dem vorhergehenden Kriege so Großes geleistet hatte, unter der Leitung eines anerkannt bedeutenden Königs stand, hätte ohne diese Zusicherung einen neuen Krieg auf die Gefahr des Eingreifens einer Macht wie

Digitized by Google

Rumänien, das aus den ganzen Balkanwirren ungeschwächt hervorgegangen war, niemals gewagt, noch wagen können.

Den Größenwahn Serbiens, seinen Haß gegen Österreich-Ungarn nutzte Rußland als die willkommensten Helfer für seine späteren Absichten. Lag ihm also an einem starken Serbien, hatte es schon bei der Nichtherausgabe des Gebietes an Bulgarien den Bündnisbruch gefördert, so mußte es auch für den Sieg Serbiens in diesem Kriege sorgen. Mit dem lächelnden Freundesgesicht nach zwei Seiten ließ Rußland es zu, daß Rumänien, wenn auch nicht gerade schön, so doch „in Wahrnehmung berechtigter Interessen" in den Krieg eingriff und Bulgarien mühelos den Frieden diktierte.

Die Falle war zu fein, zu feig gemein gestellt — Bulgarien hatte sie nun zu spät erkannt. Ohnmächtig zur Rache, blitzte das Auge des Bulgaren — die Faust und der Mund des Gedemütigten mußten schweigen, einem Rußland gegenüber, das sich die Hände in Unschuld wusch.

Zu beweisen — was hätte es auch geholfen! — war Rußland damals nichts. Der russische Bär leckte sich in Wohlbehagen die Tatzen, alles war nach Wunsch gegangen. Die Türkei geschwächt, Serbien stark gemacht, Rumänien ein Freundschaftsdienst geleistet, der im Weltkriege seinen Zins tragen würde; Bulgarien, einem Lande, dem nicht zu trauen war, die Vormachtstellung auf dem Balkan genommen und den deutsch-österreichischen Brüdern nur das beste friedlichste Gesicht gezeigt.

Im Frieden von Bukarest wurde das arme, von Rußland betrogene, von Serbien treulos in feigem, undankbarstem Bündnisbruch einer Räuberpolitik verratene Bulgarien um die Früchte des Sieges der Befreiung der Balkanländer von der Jahrhunderte alten Türkenherrschaft geprellt. Serbien, Griechenland und Montenegro vergrößerten ihr Land durch den mazedonischen Besitz über alles Verhältnis. Rumänien erhielt die wichtige Stadt Silistria und bulgarisches Land; die Türkei machte sich mit vollkommenstem Rechte die ganze Lage zunutze und nahm Adrianopel und seine Umgebung wieder in ihren Besitz. Der Gebietszuwachs, den Bulgarien erhielt, stand in schreiendem Mißklang zu seiner Leistung und seinen Opfern — was es sich allein durch eigene Kraft in blutigen Kämpfen siegreich an Land erobert hatte.

Inzwischen ist das Werk der „Entente Cordiale", der Weltkrieg, der drohend seit Jahren am Himmel stand, Tod und Verderben bringend über Europa und die Welt hereingebrochen. Rußland — nach England, dem Regisseur, der Hauptassistent des ganzen Weltkrieges — wurde inzwischen die Maske vom Gesicht gerissen. Alle Versuche Rußlands, wie überhaupt der „Entente", Bulgarien auf ihre Seite zu bringen, Freundschaftsbeteuerungen und Versicherungen, daß ihm für seine Hilfe mazedonisches Land und Gott weiß was als Belohnung zufallen würde, selbst Drohungen haben ihre Wirkung verfehlt. Die Zeit seiner gerechten Vergeltung ist gekommen, und seine Zukunft ist in den Händen des ehrlichen und starken Zweibundes sicher geborgen.

Digitized by Google

Ging heut auf dem Friedhof

Von Helene Brauer

Ging heut auf dem Friedhof durch die älteſten Reihn.
Verwelkt die Hände, die ſie in Liebe gepflegt,
Verweht die Kränze, die einſt ſie darauf gelegt,
Lebt keiner, der Roſen ſchlingt um den riſſigen Stein —
Kommt mir entgegen grauhaarig ein Mütterlein,
Furche an Furche im ſchmalen, vergrämten Geſicht,
Sieht mich an und ſchüttelt den Kopf und ſpricht:
„Wie glücklich, glücklich jeder, der drunten ruht,
Die dieſe Zeit nicht mehr ſchauen — o, die haben's gut!"
Und zitternd ſtrich ſie über das nächſte Grab.
Ich neigte mich tief auf die müden Hände hinab,
Und ihre Worte rauſchten mir ſchwer im Blut:
„Die drunten ruhen, o, die haben's gut ..."

Da ſchritten, die Helme blank, mit klingendem Spiel
Am Kirchhofstore vorüber Soldaten viel,
Hatten die Augen klar und die Stimmen voll Klang,
Über die Gräber flog ihr junger Geſang.
Wie ein Geloben ſtand es in jedem Geſicht:
„Heimat, du heilige, wir verlaſſen dich nicht!
Unſre Lanzen und Schwerter ſingen dir zu,
Heimat, du heilige, wir ſind ſtark wie du!"

Und einer ſtand am Tor, das Kreuz am Rock,
Der ſchaute und ſchaute und ſtützte ſich ſchwer auf den Stock.
Ich ſah, wie in die Stirne ihm ſtieg das Blut,
Ich ſah, wie die Augen ihm brannten unterm Hut,
Und es lag wie ein Heiligenſchein um ſein ſchlichtes Haar —
Mütterchen, nein, du redeteſt nimmer wahr!
Weißt du, was dieſem das Blut in die Wangen jagt?
Weißt du, was dieſe Stirne voll Narben ſagt?
„Ich dank' dir, daß ich ſie lebe, dieſe Zeit,
Herrgott, die du vor allen gebenedeit;
O ſelig, wer ſie grüßt, den Helm im Haar,
Wer leben und bluten darf in dieſem Jahr!"

Digitized by Google

„Aujuſt“

Von Joſephine H. Nebinger

In der Kompagnie nannten ſie ihn „Aujuſt“, weil er ein Zirkusmenſch war. Einmal hatte einer „dummer Aujuſt“ geſagt. Das war ihm ſchlecht bekommen. Seitdem blieb's bei „Aujuſt“. Man kümmerte ſich wenig um den wortkargen Menſchen mit dem düſteren Geſicht, der keines ſeiner Kunſtſtücke zum beſten gab und ſich fernhielt von den Kameraden.

Seit einigen Tagen marſchierte er auf franzöſiſchem Boden in einem endloſen feldgrauen Zug. Mit jedem Schritt tiefer hinein in Feindesland. Über zerſtampfte Äcker, durch zerſchoſſene Dörfer.

Die Sonne verbrannte das hügelige Gelände. Aus der Erde ſtieg ein heißer Hauch. Blätter und geknickte Zweige hingen ſchlaff an den Bäumen. In der Luft flirrte die Hitze und ſtach hinein in die geröteten Augen.

Zu Häupten des langen grauen Zuges wanderte eine graugelbe Wolke. Staub. Feinſter, ſchrecklicher Staub. Er ſtieg, ſchwebte und ſank als dichte Schicht auf die Helmüberzüge, auf die Geſichter; er drang hinein in die Uniformen und klebte ſich hinein in die brennende Haut.

Der ſchwüle Dunſt überhitzter Körper und ſchweißgetränkter Kleider ballte ſich um die graue Marſchkolonne, die von Zeit zu Zeit ſeitwärts gedrängt wurde von einem heranfauchenden, ratternden, wildtutenden Sandwirbel.

Krieg — Krieg —

Die vorüberſtürmenden Autos entſchwanden den Augen. Man ſtampfte weiter, Schritt vor Schritt durch das tiefe graue Mehl der Straße — links, rechts, links, rechts, der Rücken gemartert vom Druck des Torniſters, die Füße verkrampft in den bleiſchweren Stiefeln — weiter, nur weiter — — Dort brach einer zuſammen — — Weiter, weiter — —

Seit drei Uhr in der Nacht marſchierten ſie. Jetzt war hoher Vormittag.

Friſche Gräber am Weg, umgeſtürztes Fuhrwerk, ein aufgetriebener Gaul, Uniform- und Waffenſtücke — —

Rechts und links flogen die Augen der Feldgrauen. Hier hatten Brüder gekämpft und geblutet. Jeder ihrer Schritte hatte den Feind weiter zurückgetrieben von der Grenze.

Was lag an der Müdigkeit, an der ſengenden Hitze, an dem erſtickenden Staub? Hinein, hinein nach Frankreich! Das Blut in den Adern der Feldgrauen ſchrie vor Grimm und Wut.

Grauverſtaubt wie alle, todmüde wie alle marſchierte „Aujuſt“ in der Kolonne. Auch in ihm brannten Grimm und Wut. Aber nur gegen das Mitmüſſen. Heimat? Ein Heimloſer wie er hatte keine. Vaterland? Wer war ſein Vater? Er wußte es nicht — er hatte keinen. Darum hatte er auch kein Vaterland. Die Mutter, die arme ledige Dienſtmagd, war längſt tot. Er hatte nichts von dem, wofür die andern kämpften. Er war nur herausgeriſſen aus der Ar-

Digitized by Google

beit, aus dem Verdienst, so kümmerlich und arm der auch war. Was scherten ihn Heimat und Vaterland? Deutsches Brot oder fremdes Brot? Ihm war's einerlei — wenn's nur Brot war —

Die andern sangen von der Heimat, vom Vaterland. Er sang nicht mit.

Für die andern hatte der Krieg einen Sinn, aber nicht für ihn. Und mußte doch mit. Mußte Wut und Grimm darüber hinunterwürgen und mußte mit.

Die Pflegeeltern hatten ihm die Jugend mit Hunger und Schlägen verdorben. Sie hatten ihn nach seiner Schulentlassung mit langem Kontrakt in einen Wanderzirkus gesteckt. Auch dort Hunger und Schläge. Und nur selten eine Gelegenheit, etwas nebenher für den leeren, schreienden Magen zu ergattern. Mehrmals war er davongelaufen und war ein paar Tage bettelnd und mausend herumgestrolcht. Die Polizei hatte ihn immer wieder aufgegriffen und zu seinem Direktor zurückgebracht. Zu dem Schinder, der mit Zähnen und Klauen an der ausbedungenen Lehr- und Dienstzeit festhielt und mit Peitsche und Fußtritten freigebiger war als mit Kost und Kleidung. Aber gelernt hatte er allerlei. Er konnte sich auf dem Seil und am Reck sehen lassen, auch als „dummer Aujust“. An der großen Trommel stellte er seinen Mann so gut wie bei allen Schmutzarbeiten, die ihm oblagen. Pfui Teufel — das Leben war garstig — —

Auf der Schulbank war's noch am besten gewesen. Der Lehrer freundlich, und keiner hatte ihn quälen können in der hellen, großen Stube. Aber schon vor der Tür hatte die Quälerei gestanden und auf ihn gewartet. Da war er der „dreckige Bub“ gewesen, von dem die nichts wissen wollten, mit denen er gern gespielt hätte. Er hatte sich zu den andern „Dreckigen“ geschlagen, hatte mit ihnen gerauft und gebalgt und böse Streiche verübt, war der böse Bub geworden, für den der Zirkus der geeignete Ort zum „Austoben“ war.

Das Leben war garstig: ein Hungern und ein Darben, ein wüstes Nehmen und Erzwingen, wo die Gelegenheit sich bot, und hinter allem die Peitsche, Püffe und Fußtritte. Vor einigen Monaten hatte er zu den Soldaten gemußt. Da war manches besser, manches schlimmer geworden: der Ärmste in der Kompagnie — der Ärmste! Nicht einmal das Geld zu einer eigenen Mütze! Zum Todschämen. Aber woher hätte er das Geld dafür nehmen sollen? Nehmen? Damit war's eine böse Sache. Fürs Nehmen hatte es bisher nur Prügel abgesetzt. Einmal hatte er deswegen vor Gericht gestanden, aber der Richter hatte seinen Fall als Mundraub aus Not angesehen und hatte ihm statt Strafe nur eine Verwarnung erteilt. Als Soldat kam man fürs „Nehmen“ nicht so gelind weg. Also Vorsicht! Hände in die Hosentaschen und ein freches Liedel gepfiffen.

Da war der Krieg gekommen. Warum nur? Warum nur? Die großen Herren sollten ihre Händel allein ausfechten! „Aujust“ hatte ein finsteres Gesicht gemacht zu allem, was sie in der Kaserne erzählten. Sich totschießen lassen für Heimat und Vaterland? Für Kaiser und Reich? Er dankte. Ihm war's einerlei, ob er sein Brot in Deutschland oder Frankreich verdiente. Wenn er's nur verdiente! Im nächsten Jahr lief sein Kontrakt ab. Dann wurde er frei. Dann stand ihm die Welt offen. Dann würde er nur gegen Bezahlung arbeiten. Dann fing für ihn das Leben an. Dazu brauchte er seine gesunden, starken Glieder und

Digitized by Google

Fahnenwache — Kurt Kluge

Digitized by Google

Digitized by Google

konnte den Krieg nicht gebrauchen. Als Krüppel konnte man nicht mehr aufs hohe Seil. Und der Tod war auch kein Sonntagsvergnügen. Damit hatte es immer noch Zeit. Half aber alles nichts: er mußte mit —

Nun marſchierte er in Reih und Glied, und in ſeinem Kopf ſtießen ſich die Gedanken wie wilde, böſe Stiere.

Krieg? Frankreich, Rußland, Belgien, England — und England der ſchlimmſte Feind von allen? Warum nur?

Krieg — totſchießen oder totgeſchoſſen werden — das war helle, harte Wirklichkeit, aber die Ländernamen waren dunkle Ungeheuer, von denen er nichts wußte, als daß ſie mit Gewehr- und Kanonenkugeln aus dem Unſichtbaren heraus drohten. Warum die alle auf einen losgingen? Nehmen, ſtehlen — natürlich! Aber warum Länder, die ſo groß und reich und mächtig waren, nehmen und ſtehlen wollten? Warum? Im Zirkus hatte er keine Zeit gehabt, ſich um das zu kümmern, was in der Welt vorging. Nun war der Krieg da. Es war dumm und garſtig wie alles: die harte Arbeit, das magere, ſchlechte Eſſen, das Anranzen und die Schindereien des Alten.

Aber ſeltſam: ſeit dem Ausmarſch aus der Kaſerne verſanken ſein Ingrimm und ſeine Wut oft ſtundenlang wie in einen Brunnen ohne Grund. Waren fort, waren ganz vergeſſen. Ein Neues, Unerhörtes war in ſein Leben gekommen: es war kein Unterſchied mehr zwiſchen ihm und den anderen: dieſelben Mützen, dieſelben Stiefel — alles gleich! Und neben ihm in der dunklen Ecke des Gepäckwagens einer mit einer Brille, der nicht „Aujuſt“ ſagte, ſondern „Kamerad“, und der ſeine feinen Bröter mit feinem Fleiſch darauf mit ihm teilte und ihm Zigarren gab —

Erſt hatte er nichts annehmen wollen, aber der mit der Brille hatte geſagt: „Nein gibt's nicht. Dafür ſind wir Kameraden —“

Da hatte er's genommen. Und ein Gefühl war dumpf und unklar in ihm aufgeſtiegen ſo, als ob ſich alles um ihn herumdrehe. Stumm hatte er ſich wieder in ſeine Ecke gedrückt.

Die andern hatten geſungen und gejubelt. Er hatte nicht mitgeſungen, nicht mitgejubelt, hatte den Räderlärm und das Singen, das Lachen und Jubeln gehört wie im Traum, in dem man ſich vor dem Erwachen fürchtet.

Keiner hatte gewußt, wohin die Fahrt ging. „War einerlei!“ ſagten ſie. „Nur ran an den Feind! An den Franzos oder den Ruß — es war einerlei.“ Aber ſeit der Ausladung in der Nacht wußten ſie, daß es gegen den Franzos ging.

Und nun marſchierten ſie. Marſchierten, bis der Abend kam. Auf offenem Feld ein paar Stunden Schlaf. Und dann im Mondlicht weiter. Halbwach nur, halbbetäubt von ſchwerer, dumpfer Müdigkeit.

Weiter — weiter.

Da — mitten hinein in das mechaniſche Vorwärtstappen, in die Schlafbefangenheit ein Kommando.

Ein Ruck. Die graue Schlange bewegte ſich nicht mehr. Auf einen Schlag war ſie hellwach. Weitoffen die Augen, ein atemloſes Aufhorchen, ein Sturmläuten im Blut. Was war los? Was gab es? Dort — dort —

Digitized by Google

Die Nacht wurde urplötzlich lebendig. Reiter ſtoben über das Feld. Drüben am Waldrand hob ſich eine graue Welle und verſchwand im Dunkel des Waldes. Und jetzt ein Knattern in der Ferne. Und hoch in der Luft ein Heulen.

Weggeblaſen war die Schlafmüdigkeit der Augen. Weggeblaſen die bleiſchwere Müde der Glieder. Nun wurde es ernſt. Was in der Luft heulte und in der Ferne krachte und knatterte, das war der Tod —

In den Herzen der Feldgrauen bäumte ſich das Leben und ſtellte ſich gegen den Tod. Leben — leben —

Härter krampften ſich die Hände um die Gewehrkolben. Es war, als ob ſie mit dem blanken Holz alles feſthielten, woran ihre Herzen hingen, alles: das Leben und die helle, goldene Zukunft, von der ſie träumten.

Auch „Aujuſt“ hatte ſein Gewehr feſter gefaßt. Und plötzlich war ihm, als gehe er über das Seil, die Arme ausgeſtreckt als Balancierſtange, und unter ihm der Tod, der Tod, der noch ſchlimmer war als das Hundeleben im Zirkus. So bös es war: es war doch gelebt. Wer wußte, was darnach kam? Eine Sehnſucht nach dem verfl — — Hundeleben, nach all dem Jammer und der Armſeligkeit ſeines Lebens ſprang wild auf in ihm — es war halt doch Leben, wenn's auch noch ſo ſchlecht war — — Da packte ihn wieder die Wut. Was ging ihn der Krieg an? Er hatte keine Heimat, kein Vaterland, keinen Menſchen, der's ihm dankte, daß er ſich kaputt ſchießen ließ —

Aber er war mitten drin im Krieg. Es gab kein Zurück. Es war wie auf dem Seil mit den angeſchnallten Körben an den Füßen: man konnte nur vorwärts.

Langſam verging die Nacht. Ein böſer Tag brach an. Da verging ihm alles Denken. Da tat er nur mit zuſammengebiſſenen Zähnen, was die andern taten. War wie ein Menſch, der keinen Willen mehr hatte, der von einer unſichtbaren Peitſche getrieben, mitſtürmte, zielte, ſchoß, voranlief, ſich hinwarf und unverſehens in einem wütenden Handgemenge ſich ſeines Lebens wehrte.

Erſt am Abend kam er wieder zu ſich zurück, wie ein Menſch, der aus wüſtem, wildem Traum aufwacht für die Wirklichkeit.

Er lebte noch. Er begriff es nicht, taſtete an ſich herum und fand, daß er wirklich noch lebte — — er begriff es nicht.

Verſprengt von ſeiner Kompagnie, lag er mit vielen andern in einem ausgetrockneten Chauſſeegraben. Ein wütender Hunger überfiel ihn plötzlich. Er fing an zu eſſen. Gierig kaute er an ſeinem Kommisbrot und beſah ſich die Feldgrauen, mit denen er vorangeſtürmt war.

Einer ſtimmte jetzt ein Lied an. Die andern fielen ein. Das Lied —? Er kannte es — Richtig, das war's — in der Schule hatte er's gelernt: „Ein' feſte Burg“ —

Er hörte auf zu eſſen. Es würgte ihn etwas am Hals, riß an ihm mit einem fürchterlichen Schmerz: die Toten — und die andern, die in ihrem Blut lagen —

„Er hilft uns frei aus aller Not“, ſangen die Kameraden. War das wahr? War das wahr?

Das Lied verſtummte. Die Nacht ſank. Ein bleiſchwerer Schlaf verſcheuchte das Denken.

Digitized by Google

Am Morgen ging es weiter.

Und nun kam Tag für Tag dasſelbe: marſchieren, marſchieren und zwiſchendurch die Hölle eines raſenden Feuers. Bald im freien Felde, bald in den Straßen eines Dorfes, wo jedes Haus einzeln geſtürmt werden mußte.

Er war immer bei den Erſten. Beim Stürmen, beim Zurückſchleppen Verwundeter. Wo eine Extraarbeit war, da ſtand er im erſten Glied, der wortkarge, verſprengte Kamerad mit der herkuliſchen Kraft und dem ſcheuen, verbiſſenen Geſicht.

Jetzt dachte er nicht mehr, daß der Krieg ihn nichts anging. Er war drin. Der Krieg riß ihn mit, und er tat, was er tun mußte. Aber im Einſchlafen, wenn die Gedanken noch einmal zurückſahen auf die blutige Arbeit des Tages, da ſpürte er klar und deutlich ein neues Gefühl, das über Blut und Todesſchrecken wie ein heller Schein ſtand.

Er hatte etwas, was er nie gehabt hatte: Kameraden. Was ſie beſaßen, teilten ſie miteinander. Mannſchaften und Offiziere. Einer ſtand für den andern. „Du — du“ — ein gleiches Nehmen und Geben, wenn's auch nur ein Schluck Waſſer war, eine Brotrinde, eine Rübe aus dem Feld. —

Da traf's ihn. Ein Schlag gegens Knie, ein leichter Schlag, ein Nichts — aber er ſtürzte zu Boden, wollte aufſpringen und konnte nicht mehr, ſah das Blut hervorquellen durch das graue Tuch und lag zwiſchen Toten und Verwundeten. Dicht neben ihm jammerte einer. Ringsum ein Stöhnen und Schreien und ein fürchterlicher Hagel von Geſchoſſen. Und der hier verſtummte und der dort — —

Und wieder ein Schlag. An den Kopf. Als er mit der Hand danach griff, durchfuhr ein ſtechender Schmerz die gehobene Rechte. Das Blut ſprang heraus und floß heiß über ſein Geſicht. Danach wurde es dunkel um ihn, trotzdem die Sonne glühend am Himmel ſtand.

* * *

Durch eine ſeltſame, graue Dämmerung bewegten ſich Geſtalten, tönten Stimmen.

„Aujuſt“ fühlte ſich gehoben und getragen, wollte ſprechen und konnte nicht. Er bäumte ſich auf gegen das graue Erſticktſein, das auf ihm lag, und blieb doch darunter liegen. In ſeinen Ohren ſchrie ein lautes Getöſe. Wie das Rollen und Stampfen von Eiſenbahnrädern klang und ſchrie es. Dazwiſchen Menſchenſtimmen. Und an ſeinem Kopf fühlte er Hände und an ſeinem Knie. Und dann waren die Hände wieder weg und ihm war, als ob er auf einem ſchwankenden Seil liege und als ob er im nächſten Augenblick ins Bodenloſe ſtürzen müſſe. An ſeinem Knie aber ſaß ein feuriger Wurm und fraß ſich hinein. Und auf ſeinem Kopf und an ſeiner rechten Hand hämmerte ein ſpitzer Hammer herum ohne Unterlaß. Er konnte ſich nicht wehren dagegen, mußte ſteif und ſtill liegen unter einem grauen ſchweren Nebel, durch den ſich Geſtalten hin und her bewegten wie Fiſche im Waſſer.

Ob er lebte oder tot war, wußte er nicht. Aber er war „Aujuſt“, der „dumme Aujuſt“ — —

Digitized by Google

Mit einem Male hörte das Gebrüll der Räder auf. Eine Unruhe, eine Bewegung war um ihn herum. Das Seil, auf dem er lag, schwankte unerhört, hob seinen Kopf hoch in die Luft und wieder herunter, und plötzlich war der Nebel weg und alles blau.

Unbeweglich starrte er hinter den halbgeschlossenen Lidern hervor in das seltsame Blau. Die Erinnerung wurde wach in ihm. Das hatte er schon einmal gesehen: das tiefe, stille, weite Blau — — Und das Seil, auf dem er lag, bekam plötzlich Beine und trug ihn, der nichts sah, als das ferne schimmernde Blau. Und Menschenstimmen flogen über ihn hin wie Vögel, die sich nicht fangen ließen.

Und dann verschwand das Blau. Ein stilles, kühles Weiß sah herab auf ihn — ach, so still, so kühl. Es wurde dunkel und wurde wieder hell und wieder dunkel.

Und wieder war viel Unruhe und Bewegung um ihn herum, und danach lange gar nichts, kein Hell und kein Dunkel — einfach nichts.

Plötzlich lief etwas Feuchtes in seinen Mund. Er trank, etwas, das er nicht sah. Ach, wie das gut tat. Weich und sanft floß es hinein in ihn, und Hände waren an seinem Kopf. Das tat gut und er sagte: „Danke!"

Das Wort kam langsam und schwer heraus. Als er's gesagt hatte, erschrak er heftig, denn er hörte deutlich eine Stimme dicht neben sich: „Das erste Wort." Und dann eine andere: „Er kommt durch."

Von da an schwand die Dämmerung langsam, die sein Bewußtsein gebunden. Ruckweise trat ein Stück Wirklichkeit um das andere an ihn heran: er lag in einem Bett — in einem großen Saal —, da war eine Frau in blauem Kleid mit einem Häubchen — ein Herr in einem weißen Kittel und einer Brille — und noch mehr Betten. — Vom Sehen ging's weiter zum Erfassen, zum Verstehen: die Frau war eine Schwester, der Herr war der Arzt — der Saal war ein Lazarett — er war verwundet. Wo? Am Kopf, am Knie, an der Hand.

Und die Schwester sagte, daß es ihm gut gehe, und daß alles schön heile.

Da verzogen sich seine Lippen zum Lachen. Freilich! Gut ging's ihm! So gut wie noch nie im Leben. Er wollte es sagen, aber die Worte wollten nicht heraus. Nur lachen konnten seine Lippen. Lachen, weil er's so gut hatte.

Er schlief bald wieder ein und die Freude strich mit sanften Flügeln durch Schlaf und Traum. So gut hatte er's! Im Schlaf noch verspürte er's. Müde war er und konnte liegen und schlafen. Ganz von selbst kam das Essen zu ihm, und Hände, die ihm Gutes taten. So etwas hatte er noch nicht erlebt.

Da fing er an zu fragen. Wo war er? Wie kam's, daß er's so gut hatte? Die Schwester sollte es ihm sagen. Wie war er da hereingekommen?

„In einem Lazarettzug. Und das war ein Diakonissenhaus mit vielen ‚Schwestern' und einer ‚Mutter'. Und die ‚Mutter' würde ihn bald besuchen."

„Mutter?" „Schwestern?" „Diakonissenhaus?" „Lazarettzug?" Er begriff's nicht recht und schlief wieder ein.

Und dann, nach einem langen, tiefen Schlaf, aus dem er mit klarem Denken erwachte, trat plötzlich die Wirklichkeit zu ihm, unverschleiert, grausam — —

Ein eiskalter Schweiß brach ihm aus. Seine schreckgelähmte Zunge lallte: „Wo ist — meine — Hand?"

Digitized by Google

Und während er das stammelte, durchfuhr's ihn wie ein Blitz: Das linke Bein — wo war es??

Der angstvoll gehobene Kopf sank zurück. Ein Schrei, wie ihn ein verwundetes Tier ausstößt, gellte durch den Saal und brach plötzlich ab.

Seine Zähne bissen sich knirschend zusammen. Das Blut lief wie Feuer durch seine Adern. Was herausdrängte unter den geschlossenen Lidern, brannte wie geschmolzenes Blei. Er konnte sich nicht rühren, konnte kaum atmen.

Nun war's fertig mit ihm. Nun lag er auf der Straße. Kein Dach, unter das er kriechen konnte. Betteln, oder Verhungern — ganz fertig war's mit ihm .... Aus — alles aus, was an verwegenen Wünschen sich unter Hunger und Not, unter der Schinderei als Wille zu einem besseren, freieren Leben in ihm geregt. Sein Kontrakt mit dem Direktor lief bis zum nächsten Jahr. Danach hatte das Leben neu anfangen sollen für ihn. Sein Leben. Darum hatte er sich alle Ausnützung, alle schlechte Behandlung gefallen lassen: einmal würde das aufhören. Er war stark und geschickt — ein anderer Direktor würde sich finden, der ihm fünfzig bis sechzig Mark und später mehr den Monat zahlen würde — dann konnte er anfangen zu sparen, dann —

Aus und vorbei — aus und vorbei — —

Und die Not seines armen Daseins, der er so grimmig geflucht, als sie auf ihm gelegen, wandelte sich aus ihrer harten Öde in ein sehnsüchtig begehrtes Land. Steif und starr, mit geschlossenen Augen lag er da und rührte sich nicht.

In die schwarze, bittere Not fielen plötzlich Worte.

„Hier, Mutter, das ist er“, sagte die Schwester unten vom Bett her. Ein Stuhl wurde herangeschoben.

Wie gelähmt lag er mit geschlossenen Augen. Ein Krüppel — ein Krüppel —

Jemand griff nach seiner Linken. Über sein Haar fuhr eine leichte Hand. Und eine Frauenstimme, die er noch nicht gehört, sagte leise zu ihm: „Fürchte dich nicht. Der Herr ist dein Hirte. Er wird dir helfen — fürchte dich nicht — sei getrost —“

Seine Hand zuckte und machte eine plötzliche Bewegung und klammerte sich um die fremde Hand. Seine Lider hoben sich schwer.

Undeutlich sah er durch den heißen, dunklen Schleier ein Frauengesicht. Auf weißem Haar eine weiße Haube. Ein fremdes Gesicht. Jetzt fuhr ihm ein Tuch über die Augen und tupfte seine Tränen weg. Er starrte die Sprecherin an und konnte nichts sagen.

Sie saß an seinem Bett und beugte sich hin zu ihm, hielt seine Hand fest und redete leise mit ihm.

Nicht fürchten sollte er sich — er war so tapfer gewesen, er hatte so treu die Heimat, das Vaterland verteidigt. Es würde alles wieder gut werden. Er würde wieder gehen lernen, und er hatte noch die linke Hand — und alle wollten ihm helfen zu einem guten nützlichen Leben. Nicht fürchten. Gott hatte schon einen guten Weg für ihn bereitet — den sollte er nur so tapfer gehen wie er ins Feuer gegangen war. —

Digitized by Google

„Aujuſt“ ſtarrte unverwandt in die Augen, die auf ihm lagen. Immer noch krampfte er ſich wie ein Ertrinkender an die fremde Hand. Und immer noch war das grauſige Bild vor ihm: kein Dach, kein Brot, keinen Pfennig Geld — es war, als ob er fiele, immerzu fiele, tiefer und tiefer hinab in einen dunklen Abgrund — —

„Ganz arm bin ich — hab' niemand — kann nicht mehr aufs Seil —“

Die „Mutter“ hielt ſeine Hand feſt. Sie wußte einen beſſeren Weg. Er ſollte nur tapfer ſein, brav eſſen und alles tun, was der Arzt und die Schweſter ſagte und ſich keine Sorgen machen. Keine Sorgen! Gott ſorgte für ihn —

Da kam auch der Doktor und redete mit ihm. „Ein feines Bein ſollte er bekommen und eine Hand —, ja, die Frau Mutter hatte recht — er ſollte ſich keine Sorgen machen. Der alte Herrgott verließ keinen braven deutſchen Soldaten —“

„Aber ganz arm bin ich und kann's nicht zahlen.“ Stammelnd, ſchluchzend klagten die Worte.

„Sie haben ſchon bezahlt! Mit Ihrer Hand und Ihrem Bein. Kopf hoch! Das Vaterland läßt Sie nicht im Stich!“

Über „Aujuſt“ kam ein Schwindel. Er bewegte die Lippen, aber es kam kein Ton heraus. Er fühlte, daß der Arzt ihm die Hand drückte und hörte noch ein paar Worte von der Mutter, die an ein anderes Bett gerufen wurde. Er lag mit geſchloſſenen Augen und verbiß ſich das Weinen

Die Hand fort — das Bein fort — im Kopf noch immer der wühlende Schmerz — und über allem eine Stimme, die ſagte: „Fürchte dich nicht — der Herr iſt dein Hirte.“

In dem Saal lagen die Schwerkranken. Nur ſelten ging ein Wort von Bett zu Bett. Zu Schmerz und Not trat einige Male der ſtarke Unſichtbare und nahm Schmerz und Not und einen ſtillen Menſchen aus der Reihe heraus.

Und jeden Tag kam die Mutter an „Aujuſts“ Bett, und jeden Tag nahm ſie ein Stück Furcht weg von ſeiner Seele. Eine Arbeit würde ſich für ihn finden. Ein Kriegsverletztengehalt war ihm ſicher. Er würde nicht auf der Straße liegen, nicht Mangel leiden. Arbeiten ſollte er lernen, linkshändig ſchreiben und Maſchinenſchrift lernen. Sobald er wieder kräftiger war, ſollte er richtig in die Schule gehen. Im Diakoniſſenhaus war eine Schule für alle, die wie er ein neues Leben anfangen mußten. Da wurde gerechnet, geleſen, geſchrieben, die Buchführung wurde gelernt und noch viel anderes. Für die Einhändigen gab's jetzt auf der Welt genug zu tun, jetzt, wo ſo viele Hände fehlten. Nur guten Willen haben — —

Da kam der Tag, an dem er in die „Schule“ humpelte mit der Krücke. Er ſaß in dem Saale, wo an kleinen Pulten viele die ungelenken Finger mühten und den Kopf anſtrengten. Und die Lehrerin im Schweſternhäubchen war von einer unendlichen Geduld. Und er biß die Zähne zuſammen und verſuchte es immer wieder: das Schreiben, das Rechnen, das Denken —

Hart arbeitete er. So hart wie ehedem im Zirkus. Und über der Arbeit verlernte er das Sorgen. In all der Güte, die ihn umfing Tag und Nacht,

Digitized by Google

die ihm ein schützendes Dach, ein sicheres Versorgtsein bot, erloschen Bitterkeit und Angst.

Einmal abends — die Glocken hatten geläutet zur Verkündigung eines Sieges über die Russen, und die Kameraden hatten angefangen zu singen von der Heimat und vom Vaterland — da hatte er zum ersten Male mitgesungen. Ganz leise. Und dabei war ihm gewesen, als ob in seinem Herzen eine große Glocke läute.

Eine Hand war fort und ein Bein — und doch sang er.

Und überm Singen fiel plötzlich eine große Last von seiner Seele und seine Augen glänzten, als ob ein helles Licht darin brenne. Er sang — sang von seinem Vaterland und wußte es in seinem Herzen, daß es auch für ihn einen Weg zu einer Heimat gab.

Der Herbst in Deutschland 1915

Von Fritz Alfred Zimmer

Es blüht der Astern blaurot-bunte Pracht
Und alle Üppigkeit der Dahlien und der Georginen —
O, wie der Herbst in deutschen Landen lacht!

Er lacht in stiller Reifefreude, lacht mit Siegermienen!
— Doch manchmal, wie mit wehem Wissen, fällt
Sein Blick auch auf ein Leid, versargt im Herzen und beschienen
Vom Glück des Ganzen, welchem alle dienen.

Dann greift er rauschend in den nächsten Baum,
Daß blaß die Blätter fallen, sturmzerspellt, —
Und goldet sie und alles, fast verschwenderisch, und spinnt im Traum
Von neuem Frühling tief die deutsche Welt!

Digitized by Google

Die Frau in der Politik

Von Marie Diers

Wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, ob die Frau heute in politischen Dingen mitsprechen soll, so kommt uns unweigerlich der berühmte Ausspruch von Paulus in den Sinn: Mulier taceat in ecclesia. Man mag sich nun zu diesem Ausspruch persönlich stellen wie man will; es kann sein, daß unser geschulter Verstand ihn zehnmal widerlegt, ja daß die allgewaltige Erfahrung ihn tot gemacht zu haben scheint — in der Tatsache, daß er immer wieder auflebt, erweist er seinen Kern von Berechtigung. Und wir müssen in der Tat zugestehen, daß er im allgemeinen unserem natürlichen Empfinden durchaus entspricht.

Wir „mögen" sie nicht, die Frau, die in Staatsgeschäfte dreinredet, die in Politik und Völkerverkehr folgenschwere Entscheidungen herbeiführen möchte. Mag die Frauenbewegung mit ihrem äußersten Ausläufer, der Forderung des Frauenstimmrechts, noch so sehr den praktischen Bedürfnissen Rechnung tragen, durch Zeitumstände, Kulturentwicklung, Notlagen gerechtfertigt sein — im Kreis des Unwägbaren, des Instinkts, da liegt etwas, das allen klugen und gerechten Gründen hartnäckig widerspricht, und es scheint, als ob der Krieg diese Töne wieder stärker und klarer erklingen lassen wollte — zu unser aller Glück.

Mulier taceat in ecclesia — die Frau schweige in der Versammlung, in der Öffentlichkeit.

Ja, sie schweige, wo Männer reden, wo Männer die großen Linien der Weltgeschichte ziehen. Sie hänge ihre kleinen Einzelwünsche und Phantasien, ihre Kannegießerei und Strickstrumpfpolitik nicht an das eherne Gefüge. In diesem Sinne hat sie, gut deutsch und grob gesagt, „den Mund zu halten".

Dies alles scheint klar und einfach. Aber so unverworren liegen die Dinge nicht. Ebensowenig wie sich die Frauenfrage in Dekreten wie: „Die Frau gehört ins Haus", oder anders herum: „Die Frau darf alles, was der Mann darf" erschöpft und erledigt, so läßt sich auch in der Politik nicht glattweg nach dem Gesetz verfahren: „Der Mann hat zu reden, die Frau zu schweigen" — schon deshalb nicht, weil heute der Mann im allgemeinen nicht redet, sondern handelt und schweigt. Gerade die Männer, die am meisten das Recht und die Pflicht hätten, das politische Roß am Zaum zu nehmen, die schlagen ihre gute Klinge, aber von Staatsgeschäften schweigen sie.

Nun könnte man es sich denken und es schön und würdig finden, wenn jetzt, da Mars die Stunde regiert, überall im deutschen Blätterwald das tiefe, große, stumm erwartungsvolle Schweigen herrschte. In der Einrichtung der Zensur liegt schon das Prinzip dazu. Aber um der Volksberuhigung willen und um das Gleichgewicht gegen die Auslandspresse zu halten, ist es nicht durchführbar. Und nun wäre die Hauptsache, daß die Presse, die nun einmal reden muß, ihr Amt in würdiger, männlicher Weise verwalte.

Tut sie das in allen ihren Organen?

Digitized by Google

Irgendwo sagt Felix Dahn:

„Die Waffen hoch! Das Schwert sei unser Eigen.
Wo Männer kämpfen, sollen Frauen schweigen.
Doch gibt es Männer auch in unsern Tagen,
Die sollten Unterröcke tragen."

Und das trifft eine stark hervortretende Note unseres Pressewesens.

Die Zeit vor dem Kriege war ausgesprochen feminin. In der Kunst vor allem und im Journalistentum trat es am deutlichsten hervor. Die langen Friedensjahre, Reichtum und die ungebildete Verehrung der weichlichen französischen Literatur hatten diesen weibischen Zug derart in das öffentliche Leben gebracht, daß man sich schon besorgt fragte, ob es überhaupt noch Männer gäbe. Gott sei Dank — diese Sorge war unbegründet. Gegen eine Flut und Überflut weibischer Künste, wie England und Frankreich sie in Betrieb setzten, hält harte, stolze, ritterliche Männlichkeit den Widerpart. Und die Weiberkünste drüben von Lügen, Trügen, Flaggenschwindel, Meuchelmord, Kabelzerstörung und Geschrei um fremde Hilfe halten dem harten Männerschlag nicht stand. Also darum keine Sorge. Männer haben wir noch!

Da steigt uns Frauen das stolze Blut in die Wangen, wenn wir hören und sehen, wieviel harte, schneidige und sonnige Männlichkeit schon in unsern jüngsten Jungen lebt, die eben noch die Schulbank drückten und uns mit ihren dummen Kinderstreichen eitel Ärgernis anrichteten. Da, glückliche Frau, schweige. Dein Glück braucht keinen Laut. Ein zitterndes Wörtlein im Feldpostbrief, ein Stündlein voller Tränen, das ist alles, was wir zu sagen haben, das ist unsere ganze Redefertigkeit.

Aber es wäre wohl zuviel verlangt, wenn wir, wie im ersten Jubelsturm vor einem Jahr, erwarteten, daß nun auch im Inlande alles, was sich vorher „Mann" nannte und feminine Wesenszüge trug, ohne die kräftige Zucht der Schützengräben männlich geworden wäre. Woher könnten diese, die „lieber Unterröcke tragen sollten", plötzlich die Männlichkeit hernehmen? Sie müssen ihr unklares und unlogisches Bewundern fremder Vorzüge, ihr Tadeln und Beschulmeistern deutscher Art, ihre Wichtigtuerei, ihr ängstliches Gewimmer um zuviel Schneid von unserer Seite, ihre unheilbare Geschwätzigkeit fortsetzen. Und in einem Teil unserer Presse hören wir diese Stimmen. Hier sollte man den Riegel des Apostels Paulus vorschieben.

„Das ‚Weib' schweige in der Versammlung."

Denn das sind die, die Politik machen wollen und sie vielleicht auch mitmachen, denn die Presse wirkt, und das immer wiederkehrende Getön, der mancherlei Ästhetenjammer, die Abschwächung nationaler Gefühle, alles das zehrt allmählich doch am Volkskern. Und die allgemeine Stimmung beeinflußt Entschließungen. Da drängt sich manchem Patrioten das Stoßseufzerlein aus dem Herzen: „Männer, Deutschlands Männer, wenn die große Stunde kommt, dann werft das Schwert in die Wagschale und nicht das Geschwätz der ‚Weiber'!"

* * *

Digitized by Google

Und nun kommt die große Frage:

Soll in dieser Abwehr, die das Weib schweigen heißt, auch die Stimme der deutschen Frau, der Mutter, der Soldatenmutter, klanglos untergehen? Soll der deutschen Frau heute in heiliger Zeit nichts anderes beschieden sein, als Hausfrauenpflichten zu erfüllen, während das Vaterland in Flammen steht?

Ich glaube, es ist anders um uns bestellt. Wir in Deutschland wollen und brauchen kühne Frauen! Wir wissen, daß die Frauen der Germanen sich in den hintern Kampfreihen aufhielten und oftmals durch ihren Zuspruch wankende Linien wieder herstellten. Ja, daß sie im schlimmsten Fall auf ihren Karren mitkämpften und mitstarben. Die Frau als Luxustier, als bloßes Hauswesen, als demütige Magd müssen wir andern und sagen wir getrost: niedrigerstehenden Völkern überlassen. Bei uns in Deutschland gehört die Frau ins Leben, auch ins brandende, tosende, gefahrvolle Leben hinein.

Nicht in Watte gepackt, vor jeder Aufregung gehütet, den Sorgen und Entbehrungen des Mannes fernstehend, ohne Gefühl für die politischen Ereignisse des Vaterlandes — wollen wir die Frau. Mag sein, daß ein gesichertes und kulturell nicht hochstehendes Inselreich sich solche Art halten kann und mag. Deutschlands Frauen gehören in des Vaterlandes Geschick hinein. Unsere Helden sterben nicht, damit die Frauen im Lande sich ungestört weiter putzen, frisieren und Naschwerk schlecken können, auch nicht wie in romantischen Zeiten um den Ehrenpreis, den die zuschauende Huldin vom Balkon herunterreicht, sondern es geht um ernste Dinge, die nicht an der Barriere der Galanterie haltmachen. Um Tod und Leben der Nation, um des Vaterlandes heiligen Boden. Da müßte ein bitteres Wehe über uns schallen, wenn nur die Männer in Wehr und Waffen stünden und wir uns dahinter unberührt, unbekümmert oder in weichlichem Jammer zerfließend, herumtrieben.

„Die Frau gehört ins Haus". „Die Frau gehört nicht in die Politik", das sind haltlose Phrasen geworden, heute in dem Riesenkampf, da nur die Unwerten, Schwachen und Schlechten sich verkriechen, unbeteiligt danebenstehen. Auch das bloße Opfer, das Hingeben des dem Herzen Teuersten, macht's nicht allein. Da steht die deutsche Frau jetzt mit Kanadierinnen, Negermüttern auf derselben Stufe. Auch dort bluten und wimmern zertretene Frauenherzen. Sich das Herz zertreten lassen, das ist noch keine Heldentat, und wenn die deutsche Frau weiter nichts könnte, dann könnte sie nicht viel.

Aber hier, an diesem Punkt schon, hebt die leise webende und treibende Kraft, die so urmächtige Keime in ihrem Schoße trägt, zu wirken an. Schon in der jungen Witwe, die selber noch halb ein Kind, ihr Lebensglück dem Vaterlande gab und still der so früh verdunkelten Zukunft entgegengeht, schon in ihr regt sich wundersam das heilige Problem: die Frau in der Politik. Und in jeder beraubten Frau und Schwester, jeder Mutter, der die Stütze des Alters brach, wird es wieder neu.

Die Frau, die heute außerhalb der Politik steht, die mit ihren Sinnen, Interessen, Begriffsmöglichkeiten nur an den engen Umkreis des eigenen Hauses gebunden bleibt, die wird ihr Opfer bringen unter einem brutalen Muß, und nie wird die Heiligkeit, die Glorie dieses Opfers ihr armes Haupt umweben.

Was macht uns stark und still, während unser Liebstes im blutigen Felde steht,

Digitized by Google

während uns keine Minute sicher ist vor dem Eintreffen der furchtbarsten Nachricht? Was hält uns aufrecht, wenn der Schlag fällt? Was läßt uns sagen: „Vater im Himmel, ich bitte dich — aber nicht mein Wille geschehe. Ist es nötig, so nimm ihn hin —“

Ist das nur das dumpfe: Was kommen soll, kommt. Ich kann's ja doch nicht ändern —?

Oder ist es nicht vielmehr das gewaltige, das über alle Schranken und Vorurteile hinwegreißende, das himmelan lodernde, das stolze, deutsche Gefühl: Wir gehören dazu! Die Frauen gehören in die Politik! Mitten hinein in das heiße, wilde Zeitgeschehen. Die Frau mit Herz und Leben und Blut und allen Kräften hineingeflochten in das sausende Rad der Weltgeschichte.

Frau — Mutter — willst du, daß dein Sohn und Bruder, dein Mann und Vater lebt, geborgen bei dir sitzt im sicheren, traulichen Zimmer, und die Feinde unsere Grenzen überschwemmen, ihre Fahnen auf unsere Zinnen pflanzen — Deutschlands Name in den Staub getreten, aber dein Liebstes gerettet —

Und warum schießt uns das Blut ins Gesicht bei solcher Frage, solcher Vorstellung? Woher kommt uns dies scheinbar Unbegreifliche, daß wir lieber alles hingeben und auf uns nehmen, tausendmal lieber, das Letzte — das Bitterste — das Ende allen unsers Erdenglücks, als das geschehen zu lassen, was uns vielleicht nur ein vager Begriff als so furchtbar vorgaukelt. Denn könnten wir nicht auch unter englischen oder französischen Fahnen gut leben, essen, trinken, ins Theater gehen und allerlei Spaß von der Sache haben?

Warum verachten wir eine Frau, die solches dächte, tiefer als ein Tier?

Warum sind uns die Männerbegriffe von Ehre und Vaterland so tief ins Blut gedrungen, daß wir sie nicht mehr trennen können von unserem Selbst, nicht um den höchsten Preis, den Preis des Lebens derer, die wir lieben?

Weil die deutsche Frau mit der Politik ihres Landes verwachsen ist.

* * *

Und dies hochgemute tapfere Hingeben und Loslösen ist doch nur erst die eine Seite. Wie könnten wir, die wir im Negativen so oft fast übermenschlich stark sein müssen, dies vollbringen, wenn wir im Positiven stumm, töricht, willenlos beiseitestünden? Ist die Aufgabe der Frau im Leiden erschöpft? oder hört sie auf, des Vaterlandes Geschicke mitzuleben, wenn sie die Feldpostpäckchen fertig, die Strümpfe gestrickt und allenfalls die Fähnchen auf der Kriegskarte peinlich genau nach dem neuesten Sieg gesteckt hat?

„— Es ist demnach erwiesen, daß die Weiber der Germanen sich unmittelbar hinter der Schlachtlinie aufhielten und nicht selten eine schon wankende und nahezu durchbrochene Linie durch ihren anfeuernden Zuruf zum Stehen brachten.“

Der Frauen Amt im Streite!

Unsere kämpfenden Männer brauchen wir heute nicht zu stärken. Die stehen für sich selbst. Aber ob unseren schreibenden und redenden Männern, die wenige sind, denen gegenüber, die Deutschlands Ehre nicht vertreten, ob ihnen eine Frauenlinie mit anfeuerndem Zuruf, ein Beistand und eine Ergänzung durch Frauen- und Mutterinstinkte, so ganz unwillkommen wäre?

Digitized by Google

Wir deutschen Frauen haben jetzt ein Amt, und ich habe schon manche Kollegin, die Kraft und Glut in ihren Werken zeigte, an dieser heiligen Stätte vermißt, da es auch für uns ums Höchste geht.

— — — Rühmt nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedereichen Stand.
Für die Knechte gibt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland!

Sofern wir nicht bloß Ästhetinnen sind, die die Kunst nur als Zierat brauchen, sofern sie uns in Blut und Leben steckt, sofern wir nicht in großer, größter Stunde matt, blutlos, wortlos oder nur lyrisch zirpend dastehen, sofern uns noch der stolze Vaterlandsgedanke das zerfließende Dasein zusammenhält — so wollen auch wir in die Reihen treten, furchtlos und kühn, wie es deutschen Frauen zukommt, zur Ehre des Vaterlandes. Das ist die Politik, die die Frau treiben kann und soll. Wie machtlos gleiten dann die Hohnworte derer ab, die uns als Brunhilden verspotten möchten, weil sie selbst keine Männer sind und keine Frauen schätzen können, weil sie das Weltbild nur in einem schwächlichen Feminismus begreifen. Ja! Der heraustretenden Frau fährt auch wohl einmal ein Schlag ins Gesicht, der doppelt trifft, weil sie Frau ist. Und das ist vielleicht der Grund, daß manche Frau, der das Herz schon auf der Zunge brennt, ängstlich schweigt. Es darf kein Grund sein! Wir müssen auch leiden können, wir müssen uns aussetzen können und Bitterkeiten tragen für des Vaterlandes Ehre.

Wo Menschen schweigen, werden Steine schreien. In unseren Händen liegt jetzt auch die Würde der Nation. Wir Mütter, die wir mit unserem Blut zahlen, wissen besser damit Bescheid, als manch vielgewandter Pressevertreter. Wir sind dem Vaterland unsere Stimme schuldig. Nicht zum Politisieren und Kannegießern, aber mit Hineinwerfen unserer ganzen Frauenpersönlichkeit in die Wagschale, wenn drüben unnationale Kräfte an der Arbeit sind!

In der Erinnerung · Von Mela Escherich

In der Erinnerung schwinden die Schmerzen,
Was wir gelitten, erscheint als ein Glück.
Was uns dagegen beseligt von Herzen,
Bleibt oft als bittres Gedenken zurück.

In der Erinnerung wechseln die Werte.
Wie sich dem Wandrer Gebirge verschiebt,
So vertauscht sich das einst Begehrte,
So entschwindet uns, was wir geliebt.

In der Erinnerung trocknen vergossene
Tränen in spätem Lächeln hin.
Alles Erlebte, alles Verflossene
Ist wie ein Wort von doppeltem Sinn.

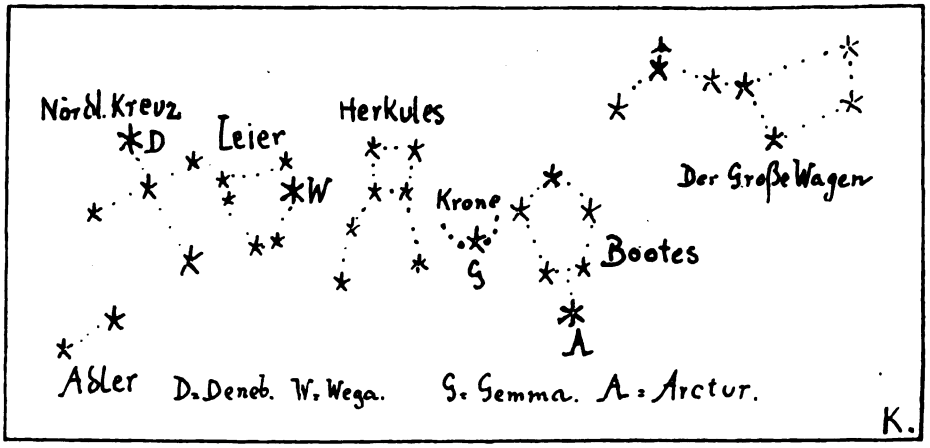
Digitized by Google

Auf Wachtposten

Von einem Landsturmmann

Eine schönere Sommernacht habe ich nie erlebt, als da ich an einem der letzten Julitage an der Göltzschtalbrücke auf Wache stand. Vor mir der düstere Fichtenwald, über mir die tausend Sterne am Himmel in wundervollem Glanze, so greifbar nahe wie die Lichter am Weihnachtsbaume. Und hinter mir die Riesenbrücke, die ihren Leib von Felswand zu Felswand streckt, festgefügt in ihren vier Bogengalerien, wie ein Werk für die Ewigkeit, und doch von weitem so schlank und leicht anzusehen wie ein duftiges Gebilde aus der Rokokozeit. Der Mond ist untergegangen und die Sterne flimmern nur um so heller und kräftiger, allen voran das Sternbild des Großen Himmelswagens, dessen Deichsel auf den Bärenhüter mit dem Arktur hinzielt, links daneben der schöne Halbbogen der Krone und das große Sternbild des Herkules, die Leier mit der Wega, die an die Milchstraße sich anschmiegt, wo das Große Kreuz, auch der Schwan genannt, erglänzt; den Beschluß dieser ganzen Reihe bildet der Adler mit dem Attair als Hauptstern, — wie oft schon hatten wir diese wundervollsten Sternbilder unseres nördlichen Himmels als Zeichen der ewigen Harmonie und Ordnung angestaunt, sie waren uns nichts Neues, und doch traten sie jetzt einzeln und in ihrer Gesamtheit vor unserem geistigen Auge in Beziehung zu dem gegenwärtigen Schauspiel des großen Kampfes, als wären sie wie ein Offenbarungsgespräch von der Hand des Weltenmeisters an den Himmel geschrieben. Vom großen Himmelswagen erschienen mir die vier hinteren Sterne wie ein lateinisches D, die Vorstellung von dem von allen Seiten angegriffenen Deutschland hervorrufend, das von dem Drachen rechts davon bedrängt wird; seine vier Kopfsterne scheinen hinzudeuten auf den Vierverband England, Frankreich, Rußland und Italien, dazu eine lange Reihe anderer Feinde, die den Schwanz des Drachen bilden. Im Osten steht der Drachen, dort, wo die Entscheidung allem Anschein nach fallen wird. Der Bärenhüter (Bootes) daneben deutet auf die Wachsamkeit des deutschen Volkes und seiner Führer, die alle Anschläge der Feinde zunichte machen wird, so daß die Krone links davon als Zeichen unseres endgültigen Sieges und Triumphes uns entgegenleuchtet. Das folgende Sternbild, der Herkules, versinnbildlicht das Vorhandensein eines überragenden Führers und erinnert an die unüberwindliche Kraft des deutschen Volkes, mit der wir den schweren Kampf zum glücklichen Ende führen werden; wie Herkules einst den Stall des Augias mit übermenschlicher Kraft reinigte, so wird das deutsche Volk eine neue sittliche Ordnung auf Erden stiften, und wie Herkules der Hydra-Schlange die Köpfe ausbrannte, so wird es Deutschland vorbehalten bleiben, gegen Hinterlist, Falschheit und Tücke unerbittlich anzukämpfen. Die an den Herkules sich anreihende Leier kündet (als Symbol aus dem Bereich der Musen) den Ruhm der deutschen Waffentaten und Siege, die in alle Ewigkeit nicht ausgesungen und zu Ende gedichtet werden können. Von da gelangt der Blick an die Milch-

Digitized by Google



Karte zum Aufsuchen der wichtigsten Sternbilder unseres Himmels

straße mit ihren Myriaden von Sternen — ein hehres Sinnbild für die zukünftige Vermehrung des deutschen Volkes; die beiden großen Arme vereinigen sich an dieser Stelle zu einem einzigen großen Sternenstrome; so wird Deutschland mit Österreich-Ungarn eins werden, und gemeinsam werden sie unter dem Zeichen des Kreuzes die Welt beherrschen, das an eben dieser Stelle in so wundervollem Glanze leuchtet. Der danebenstehende Adler verstärkt zum Schluß die gute Vorbedeutung für den Aufschwung und den hohen Flug, den die Sache des Deutschen unter dem Hohenzollern- und Habsburger-Adler nehmen wird. Weiter aufwärts lenkt sich der Blick die Milchstraße entlang bis zu der Kassiopeja, deren fünf Hauptsterne das bekannte W bilden; in diesem Zusammenhange bedarf es keiner weiteren Erörterungen, daß damit der Name unseres Kaisers Wilhelm angedeutet ist, der für alle Zeiten am Himmel angeschrieben sein wird, weil unter seiner Regierung das deutsche Volk den gewaltigsten Kampf zu bestehen hatte, gewaltiger als alles, was die Geschichte der Völker bisher zu verzeichnen hatte.

Von solchen Gedanken war ich bewegt, als plötzlich ein Zug mit französischen Gefangenen über die Brücke donnerte; meine Blicke lenkten sich nach der Ostseite des Himmels, und durch den großen Bogen der Brücke hindurch sah ich den Jupiter in hellstem Glanze erstrahlen, auch eine gute Vorbedeutung des unendlichen Gewinnes, den dieser große Kampf uns auf religiösem, sittlichem und künstlerischem Gebiete, namentlich aber in der Weltgeltung und im Ansehen bei allen Völkern der Erde bringen wird. Und schweigend patrouillierte ich weiter, meine Gedanken aber beschäftigten sich noch lange mit der nächsten und fernsten Zukunft Deutschlands und der Neugestaltung unserer Verhältnisse nach dem Kriege.

Digitized by Google

Das Volk der Bayern

Jetzt ist die Zeit gekommen, unseres Volkes froh zu werden. Wir dürfen das ruhig: kein solches ist unser Volk, das durch Lob zu verderben wäre. Auch brauchen wir kein anderes Volk zu entwerten, um das unsrige zu würdigen. So ganz steht es für sich selber da. Wir schreiten durch es hin, wir sehen es kaum, und doch lebt es in uns, und schöpfen wir aus ihm unsere ewigen Hoffnungen. Denn wir alle leben auch ein Leben außerhalb unseres eigenen Schicksals: in geistiger Teilnahme am Weltengeschehen. Hier hängt unser Schicksal in hohem Maße von unserem Volke ab — und es hat dieses unser außerpersönliches Geschick zu einem unendlich beglückenden gestaltet!

Jedes der deutschen Völker verwirklicht das deutsche Wesen in eigenartiger Weise. Sie gleichen einander wie Geschwister. Hier soll von dem Bayernvolk die Rede sein. Sein Heldenmut, der heute in aller Munde lebt, entspringt der wundervollen Ganzheit seines Wesens. Der Bayer ist vor allem wohl ein Mensch, der mit sich selber eins ist und sich darum voll und ganz einsetzt, wo er in Tätigkeit tritt. Immer und überall sind ihm seine letzten Lebenswerte gegenwärtig. Das gibt ihm denn da, wo es sich um das Leben selber handelt, fraglose Todesverachtung und unerschütterliches Ungestüm. Sein Bündel für die Ewigkeit ist ja geschnürt. Worum sollte er sich sonst noch sorgen? Zum Grenzenlosen hegt er vollstes Vertrauen, und die Geheimnisse der Ewigkeit haben für ihn keine Schrecken! Man pflegt solche Menschen Instinktmenschen zu nennen und will ihnen damit ein gewisses Maß von Bewußtheit absprechen. Das ist aber natürlich nur ein Spiel mit Worten und solchem Gegenstande gegenüber frivol. Denn wenn überhaupt etwas Zeugnis ablegt von menschlicher Bewußtheit, so ist das doch weit eher die sittliche Tat — als ein grübelndes Herumwühlen in einzelnen Bewußtseinsinhalten. Und darüber hinaus kommt niemand von uns. Das Herz macht die bayerische Überlegenheit aus. Das Herz im vollen, doppelten Sinne des Wortes, und es bedeutet sowohl Güte wie Mut. Freilich ist das bayerische Herz ein deutsches: Ehrfurcht lebt in ihm vor dem Eigensein des anderen, und es ist dabei frei von aller Gefühlsseligkeit. Es drängt sich nicht auf. Der Bayer braucht seinen Mitmenschen nicht, um sich im Vergleichen mit ihm des eigenen Wertes bewußt zu werden. Er läßt einen jeden für sich sein. Das hat gewisse Ästheten, die sich überlegen glauben, wenn sie ihre Mitmenschen verleumden, veranlaßt, von einer wohltuenden Gleichgültigkeit des bayerischen Volkes zu sprechen, die den Aufenthalt in Bayern so angenehm mache. Typisch ästhetische Oberflächlichkeit! Was uns tatsächlich nach Bayern hinzieht, ist vielmehr jene wundervolle, rein menschliche Vorurteilslosigkeit, mit der einem das bayerische Volk entgegenkommt. Darin äußert sich aber gar nichts anderes als uneingeschränktes menschliches Gleichachten. Nur hieraus entspringt das, was jene Gleichgültigkeit nennen, und was

Digitized by Google

lediglich eine Scheu ist, dem Nächsten ungelegen zu sein und seine Kreise zu stören. Ein zarter Rücksichtswillen äußert sich hier, der bisweilen große Selbstaufsicht verlangt, zum Beispiel um der Versuchung zu Spott und Hohn zu widerstehen (wo in aller Welt wäre ein Schwabing möglich?). Wache Hilfsbereitschaft ist damit keineswegs ausgeschlossen. Im Gegenteil! Wo sich nur irgendeine natürliche Veranlassung bietet zu menschlichem Nähertreten, da ward sie in schönster Weise genutzt. Ein Einkauf von einigen Pfennigen wird immer wieder Veranlassung zu ausführlichen Gesprächen, deren kluge Menschenfreundlichkeit oft lange noch in uns nachklingt. Die Herzensgüte, die das bayerische Volk beseelt, erhält aber gerade durch die Scheu, die der Bayer hegt, in eines andern Eigenleben störend einzugreifen, gewisse ganz eigenartige Züge, die namentlich das gemeinschaftliche Sichauswirken dieses Volkes so überaus anziehend gestalten. So wüßte ich wirklich nicht, wo sonst noch in der Welt in den Einrichtungen, die dem öffentlichen Wohle dienen, so viel bewußte Rücksicht genommen wird auch auf die feineren, seelischen Bedürfnisse des Publikums. Ihrer Befriedigung kommt aber eine weit größere Bedeutung zu, als daß lediglich Freude bereitet wird. Es liegt ja im Wesen fast aller öffentlichen Einrichtungen, daß sie einer Notwendigkeit dienen, daß mithin ein gewisser Zwang mit ihnen verbunden ist. Erfährt aber der, der sich diesem Zwange fügen muß, daß man zum Beispiel auch mit seinen Schönheitsbedürfnissen rechnet, daß man ihn also erfreuen will, so muß er einsehen, daß der Wille, der jetzt über ihn verfügt, von Wohlwollen geleitet ist, daß mithin er, der Befürsorgte, nicht bloß als Gegenstand der Fürsorge in irgendeinem Sinne gilt, vielmehr auch als ganz bestimmtes Einzelwesen bewertet wird. Jede künstlerische Äußerung wendet sich doch an die Persönlichkeit, will und kann von ihr nur rein ihrem Wesen nach erfaßt werden. Indem sie aber die Person einlädt zu rein persönlicher Tätigkeit, befreit sie sie auch von dem Bewußtsein eines über ihr lastenden Zwanges. Das ist der unschätzbare Wert der Rücksicht auf das Schönheitsbedürfnis des Menschen im Rahmen aller der Einrichtungen, die der Öffentlichkeit dienen. Tatsächlich hat das bayerische Volk hier die ganze Kulturwelt darüber aufgeklärt, daß und wie man dem Zwang, den die organisierte Gemeinschaft auf den einzelnen im Sinne des Wohles aller ausüben muß, allen Vorwurf nehmen, ja ihn als etwas Freiwilliges erleben lassen kann. Wir erinnern hier an die bayerischen Volksschulen, Gerichte, Krankenhäuser, Armenhäuser, das Münchner Krüppelheim, das Münchner Polizeihaus usw. Und wer das musterhafte Gefängnis in Landsberg a. L. besuchen durfte, der hat einen Begriff davon erhalten, wie menschlicher Anstand und aufgeklärte, beherrschte Herzensgüte eine an sich sinnlose Einrichtung — wie unsere Gefängnisse — sinnvoll und fast erhebend gestalten kann. Denn wohlgemerkt: der Berücksichtigung des Schönheitsbedürfnisses in den öffentlichen Einrichtungen Bayerns ist nur eine, vielleicht nur die am leichtesten faßbare, Äußerung des allseitigen menschlichen Wohlwollens, das sich hier im öffentlichen Leben geltend macht. Das alles ist aber gerade für unsere Zeit von unschätzbarer Bedeutung: in dem stets komplizierter werdenden Charakter unseres sozialen Lebens begründetes zunehmendes Angewiesensein aufeinander macht ja immer weiter gehenden gesetzlichen Zwang zur Notwendigkeit, und dabei werden wir alle immer empfindlicher gegen jeden Zwang!

So viel nur über die weltgeschichtliche Berufung des bayerischen Volkes. Es verdankt sie einem erleuchteten Herzen. Seine Macht ist so groß, daß sie sogar bis zu einem gewissen Grade jenen geistig-seelischen Zwang überwindet, der von unseren gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeht, dem wir alle unterworfen sind, und den wir Klassengeist nennen. Daß er keine Anerkennung findet im Herzen der Bayern und darum auch keine Gewalt ausübt über ihre Geister, das ist es wohl vor allem, was die freien Geister nach Bayern hinzieht. Scharfmacher aller Richtungen jammern über das Fehlen der Klassengegensätze in Bayern. Am Gedeihen der Menschheit Interessierte schöpfen dagegen hier dauernde Hoffnungen. Lassen wir dabei einmal alle rein wirtschaftlichen Deutungen beiseite: sie sind nie ganz falsch und niemals unumstößlich wahr. Tatsache ist, daß der sogenannte „kleine" Mann in Bayern sich nicht im ge-

Digitized by Google

Der große Sieger — Kurt Kluge

Digitized by Google

Digitized by Google

ringsten gedrückt vorkommt, daß der bayerische Wohlhabende ohne jede Spur von sozialem Hochmut ist, und daß überall im öffentlichen Leben der Mann im schlichten Rock genau mit der gleichen Rücksicht behandelt wird, wie der „bessere“ Mann. Wir kennen kein anderes Land innerhalb und außerhalb Deutschlands, wo das auch nur annähernd bis zu dem Grade geschieht. Bayern stumpft dabei keineswegs das soziale Gewissen ab! Im Gegenteil! Die sozialen Nöte sind natürlich auch hier vorhanden, und sie dürfen sich hier freier äußern als anderswo. Dafür ist aber Bayern das ausgesprochene Land der sozialen Hoffnung, der lebendige Gegenbeweis gegen das Dogma von der absoluten Allmacht der wirtschaftlichen Mächte. Wenigstens hier in Bayern hat das Menschenherz noch eine Trutzburg gegen die sozialen Gespenster gefunden. Daraus erklärt sich im ganzen öffentlichen Leben Bayerns ein gewisses Freisein von sozialer Gewissensunruhe, und das macht wiederum wagemutiger als anderswo. Rein menschliches Wohlwollen äußert sich hier offener und ungenierter in tausend Rücksichten und Freundlichkeiten, an die wir von seiten derer, die Macht über uns haben, gar nicht gewöhnt sind, und die darum rührend und versöhnend wirken. Das geht bis in die Kleinigkeiten. Ich erinnere zum Beispiel nur an die Wegweiser in Münchens Umgebung, die nicht nur an Genauigkeit nichts zu wünschen übriglassen, vielmehr auch noch das wirklich hübsche Bild eines wandernden Handwerksburschen enthalten. Diese Freundlichkeit hier, wo sie so gar nicht verlangt und gar nicht gedankt werden kann, scheint mir ganz besonders bezeichnend für die bayerische Gesinnungsart. Schade, daß immer nur das Joviale, Derbe, Urwüchsige, Gemütliche am Bayern gepriesen wird, kaum jemals die wundervolle Tiefe seines Gemütes und sein nie verzagender, unfehlbarer Herzenstakt. Gerade beim bayerischen Bauern finden wir den in Vollendung. Hier bleibt noch unendlich viel Edelgestein zu fördern! Wo lebt zum Beispiel eine zartere Tierliebe als in Bayern? Wo eine solche Lust an Gottes freier Natur? Man muß die vielbelachten bayerischen Bierkeller namentlich in der Provinz gesehen haben mit ihren stets herrlichen Weitblicken, um zu verstehen, daß das Volk hierherkommt, nicht nur um Bier zu trinken, vielmehr um sich der freien, wundervollen Welt Gottes zu freuen und der schlichten Gemeinschaft mit seinen Geschöpfen!

Karl Nötzel

Bismarck und die Balten

Bismarck schätzte eine Reihe von Balten nicht nur als seine persönlichen, ja besten Freunde, — nichts konnte ihn, so heißt es im „Berliner Lokal-Anzeiger“, mehr ärgern, als wenn er von Zurücksetzungen der Deutschen Kurlands in Rußland vernahm. Wiederholt äußerte er, wieviel Rußland diesem deutschen Element verdankte, den deutschen Beratern, Lehrern, Künstlern, und er sagte voraus, daß nach Beseitigung dieses Einflusses Rußland, angewiesen auf das eigene Können russisch-tatarischer Herkunft, zusammenbrechen müsse. Was über Rußland jetzt gekommen ist, hat Bismarck schon vor einem Menschenalter vorausgesehen. „Es ist unklug von den Russen und nur schädlich für sie,“ so äußerte er Anfang 1886 zu Busch (Tagebuchblätter III, 201), „wenn sie sich dieses Gestüt für gute Generale wie Totleben und für tüchtige Diplomaten ruinieren, das sie in dem baltischen Adel besitzen.“ Damals auch schon äußerte sich Bismarck über das verfehlte Beginnen der Russen, wenn sie in den Ostseeprovinzen das niedere Volk gegen die höheren Stände aufwiegeln. Wie recht Bismarck damit hatte, hat sich auch längst gezeigt. Im Herbst 1867 unterhielt sich Bismarck mit dem Redakteur der „Petersburger Zeitung“ über den Deutschenhaß in Rußland. „Der Russe wird den Deutschen nie entbehren können“, äußerte sich Bismarck. „Der Russe ist ein sehr liebenswürdiger Mensch; er hat Geist, Phantasie, ein angenehmes Benehmen, gesellige Talente, aber täglich auch nur acht Stunden arbeiten, und das sechsmal in der Woche und fünfzig Wochen

Digitized by Google

im Jahre — das wird in Ewigkeit kein Russe erlernen. Ich erinnere mich der Worte, die ein russischer Militär in meiner Gegenwart äußerte. Die Unterhaltung berührte den Umstand, daß so viele Offiziere deutscher Abstammung in der russischen Armee bis zum General avancieren. ‚Wie sollte ein Deutscher nicht General werden!' sagte jener Militär. ‚Der trinkt nicht, der stiehlt nicht, er ist nicht liederlich, er reitet sein Pferd selbst, da muß er es schon zum General bringen!' Rußlands höchste Adlige sind intelligent, seine Bauern sind die besten Kerls von der Welt, in der Mitte ist es faul. Der Beamtenadel ist ein giftiges Geschwür, das Rußlands Eingeweide hinwegfrißt." —

Man darf bei diesen Äußerungen, so deutlich sie schon sind, doch nicht vergessen, daß sie vor einem Menschenalter gesprochen wurden, und daß Bismarck bei seiner ganzen politischen und persönlichen Einstellung sicher nichts ferner lag, als Rußland unfreundlich zu begegnen. Und doch hat Bismarck auch durch die Tat zugunsten der baltischen Deutschen eingegriffen, wie aus einem Beitrag Piet von Reyhers „Zur baltischen Krisis" in der von Hugo Grothe herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt" hervorgeht. Diese Darstellung wird in ihren Zusammenhängen manches neue Licht auf das baltische „Problem" werfen:

„Germanendämmerung im Baltenlande! Mit diesem bezeichnenden Worte hat man schon vor Jahren auf das sich dort auf altem deutschen Boden vollziehende Geschick hingewiesen und damit zugleich das prophetische Wort des einstmaligen Generalgouverneurs Paulucci in die Erinnerung zurückgerufen: ‚Livland wird als echtrussisches Gouvernement oder — jenseits des Ural enden.' Jenseits des Ural! Das war bereits das Ziel jener nach dem Berliner Kongreß in der Petersburger Gesellschaft mächtig auflodernden Antideutschbewegung, die nur durch des zweiten Alexander kraftvollen Willen immer wieder zurückgedämmt wurde; desselben Alexander, der 1870 dem Drängen der germanophoben Hofkoterie, sich offen an Frankreichs Seite zu stellen, einen eisernen Widerstand entgegensetzte. Ja, seine damalige, dem ihn in diesem Sinne bearbeitenden Gortschakoff erteilte Antwort, den siegreichen Einzug der Franzosen in Berlin unmöglich zugeben zu können, hatte ihn um alle Sympathien in Frankreich sowohl als auch in Rußland gebracht. Und es war nur natürlich, daß auch die baltischen Provinzen durch diese deutschfeindliche Woge von neuem getroffen wurden. Durch Bismarcks Eingreifen wurde jedoch, wenigstens in Sachen des evangelischen Glaubens, damals Schwereres verhütet. Richtete er doch im Interesse der bedrängten lutherischen Kirche einen seiner bekannten ‚kalten Wasserstrahlen' nach Petersburg, wodurch er gleichzeitig der baltischen Sache und dem durch die oppositionelle Regierung verstimmten Zaren einen Dienst erwies. Und diese Warnung des in Rußland gefürchteten Staatsmannes tat nicht nur in gewünschtem Maße ihre Wirkung. Sie war auch zugleich geeignet, dem bedrängten Balten gleich dem nach der Berührung mit dem Mutterboden erstarkenden Antäus der Sage neuen Mut einzuflößen. Konnte ein derartiges Signal auch nicht von absoluter Wirkung sein, so war es gleichwohl geeignet, die administrativen Unifizierungs- und Entnationalisierungsbestrebungen der fanatischen Regierung wenigstens in ihrer endgültigen Verwirklichung aufzuhalten. Mit der Thronbesteigung des Westeuropa völlig abgewandten dritten Alexander, mit der dann folgenden Rückwärtsrevision der russischen Kultur und der Neueinfühlung in den alten Moskowitismus fielen indessen die letzten den Russifizierungsdrang beengenden Schranken. Man richtete sich auf ganze Arbeit ein, und Bismarck hat auch sodann in der auch von baltischer Seite damals geteilten Befürchtung, die Lage des Deutschtums angesichts der gespannten offiziellen Beziehungen durch eine Einmischung nur noch verschlimmern zu können, jede Einrede weiter vermieden.

Es ist etwa vier Jahre her, daß ein hoher russischer Würdenträger den Standpunkt seiner Regierung offen dahin kennzeichnete, daß die baltischen Deutschen trotz ihrer Loyalität gegenüber dem Zaren und dem Reiche allein durch ihre hohe Kultur eine Gefahr für Ruß-

Digitized by Google

land bildeten, da dieser Vorzug ihrer Bildung im Falle einer auswärtigen Verwickelung dem Gegner ihr Gebiet besonders begehrenswert machte. Und er hat dann die Anschauung der Regierung zur dauernden Sicherung der baltischen Provinzen noch dahin ergänzt, daß ihre Kultur in jedem Betracht zurückgeleitet, das deutsche Element aber durch Verwaltungsmaßregeln fortgesetzt bis zu seiner Auswanderung und Ausgleichung durch eine kernrussische Bevölkerung drangsaliert werden müsse. Diese barbarische Härte ist denn auch bekanntlich in reichlichem Maße zur Anwendung gekommen. Und selbst Deutschlands überaus freundschaftliches Verhalten zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges, während dessen ein gefährlicher Druck auf Rußland, ja eine Annektierung der Ostseeprovinzen leicht möglich gewesen wäre, hat keinen vertieften Eindruck der Gegenverpflichtung hinterlassen. Man sprach wohl in der Reichsduma auf der Oktobristenseite von Diensten und Verdiensten Deutschlands in kritischen Momenten, die fast moralische Verpflichtungen auferlegten, aber — man sprach eben nur davon.

Keine Täuschung! Es geht mit allen Mitteln gegen das Germanentum. Und der Balte? ... Soll dieser frische Zweig, der trotz aller 700jähriger Bedrängung immer wieder neues Leben getrieben hat, jetzt wirklich elend verkümmern? War es nicht Goethe, der einst des Deutschen große Zukunft vorausgeahnt ... Und war es nicht Jakob Grimm, dessen deutsches Herz bei dem Gedanken an einen den Romanen und Slawen erfolgreich trotzenden Bund, in den er sich auch die baltischen Provinzen eingeschlossen dachte, erwarmte?

Wir wissen es nicht, was die Schwertsprache der deutschen Siege uns künden wird, und wollen auch nicht daran rühren. Auch entspricht es nicht der Artung des Balten, in dieser Zeit der blutigen Vorbereitung der großen Entscheidungen sein eigenes Geschick den der Lösung harrenden Fragen irgend anzugliedern. Seine Geschichte ist eine Geschichte der Opfer, aber zugleich auch der Verwirklichung der alten Wahrheit, daß man nur sterbe, wenn man wolle. Und diese ungeschwächte hohe Kraft nationaler Beharrung gegenüber allen seiner Existenz und Entwickelung begegnenden Hemmungen mag auch beim Balten in erster Linie den geheimen Grund seiner Selbstachtung abgeben. ‚Rührt nicht an meine Ostseeprovinzen, laßt die Deutschen in Frieden. Sie haben in Kriegs- und Friedenszeiten dem Zaren Treue gehalten ... Ihr werdet nie einen Deutschen zum Russen machen können ... So laßt sie doch ruhig bei ihrer Eigenart und Sprache.' So redete einmal Kaiser Nikolaus. Und was ist heute aus dem Zarenwort Peters des Großen, dem für sich und seine Nachfolger einst gegebenen Versprechen der Unantastbarkeit des evangelischen Glaubens, der deutschen Sprache, der eigenen Verwaltung und des eigenen Rechts- und Gerichtswesens geworden? ..."

Noch im vorigen Jahre schrieb das deutschfeindlichste aller Blätter, das bekannte Petersburger Hof- und Hetzblatt, die „Nowoje Wremja": „Eine glänzende Lektion geben die baltischen Deutschen unserem Patriotismus. Was ist das für ein herrliches, ritterlich festes Volk. Trotz wichtiger Beschränkungen, trotz Einführung des russischen Gerichts, der russischen Schule und verschiedener Bedrückungen des Protestantismus haben die baltischen Barone wohl die Stirn kraus gezogen, aber es gab keinen Verrat!"

„Verrat" —?! Hat dieses Wort im Munde eines Trägers der russischen Regierungspolitik gegen die Balten auch einen Sinn? Kann es gegen eine solche verräterische und meineidige „Politik" noch „Verrat" geben —?! — Wenn Bismarck heute diese Frage nur vorgelegt würde —: die Antwort möchten wir hören! Sie würde sich nicht auf Worte beschränken.

Digitized by Google

Isadoras Venizelos-Apotheose

Ueber Isadora Duncans Huldigungstanz für den kaltgestellten Kretenser Venizelos ist zwar in den Blättern schon berichtet worden. In der „Voss. Ztg." wird er aber so ergötzlich geschildert, daß die Wiedergabe als eine kleine Ausspannung in diesen schwer-ernsten Zeiten manchem willkommen sein wird:

Einst sangen begeisterte Barden, mit kunstreichen Fingern die Laute schlagend, anfeuernde Lieder dem Kriegsvolke vor. Mit entschleierten Beinchen schwebt zu gleichem Zwecke das Tanzweibchen Isadora über die Straßen ihrer Wahlheimat Athen. Wenn Isadora Duncan nicht gerade irgendwo putzige Mädelchen in die Geheimnisse der höheren Tänzerei einweiht, pflegt sie zu längerem Aufenthalt in Athen zu erscheinen, um unter dem ewig blauen Himmel Griechenlands die ihr nötige seelische Überspanntheit einzusaugen. In ihrer Begleitung kommt ein Bruder von ihr, der sich zur allgemeinen Belustigung des Athener Volkes als althellenischer Naturmensch gebärdet. Isadora und ihr Bruder sind stadtbekannte Erscheinungen, die von Publikum und Gesellschaft mit der bekannten teilnahmsvollen Neugier aufgenommen werden: „Da oben ist's wohl nicht ganz richtig?" Isadora aber selbst, die Neubeleberin des Entschleiertanzes, fühlt sich als die echte und wahre Verkörperung aller Reize von Althellas in Marmor und Terrakotta, in Stein und Bein.

Isadora hat sich politisch betätigt, Isadora hat für Venizelos getanzt, Isadora hat sich gewunden, um durch das Wunder ihres Auftretens das Schicksal des Weltkrieges zu wenden. Im Mailänder „Corriere della Sera" erzählt der Athener Berichterstatter den heiteren Fall. Betrübt stellt er fest, daß die Entlassung des Ministerpräsidenten Venizelos die Athener Bevölkerung ganz kalt gelassen habe (die ersten Berichte der Vierverbandspresse darüber lauteten bekanntlich ganz anders), und daß die wenigen intellektuellen Anhänger von Venizelos, wie von einer schweren Katastrophe befallen, sich zu keiner Kundgebung aufzuraffen vermochten, als auf einmal gegen Abend Frau Isadora Duncan in leichtem altgriechischem Gewand mit Schleiern mitten unter dem Publikum auf belebter Straße erschien, um „den alten hellenischen Geist im Volke wachzurufen". Der unvermeidliche Bruder fehlte nicht, da er aber keinen althellenischen Meistersang anzustimmen vermochte, drückte er an seine männliche Naturbrust ein Grammophon, das — wahrscheinlich made in Germany — die den Schwung seiner Schwester befördernden Töne von sich gab. In ihren Rosenfingern (beileibe nicht zwischen den Zehen) hielt Isadora ein Bildnis, das Herrn Venizelos, der wirklich und wahrhaftig nicht aussieht wie ein Althellene — eher schon wie ein Althändler —, und sie bot, wie der Berichterstatter erzählt, „all ihr Können, all ihren Enthusiasmus auf, um durch diese Venizelos-Apotheose das Volk mit sich zu reißen". Glücklicher Berichterstatter, der solchem welthistorischen Augenblick beiwohnen durfte!

Doch ach, das Volk wollte nicht. Als alle Stricke rissen und selbst die Füße nicht halfen, tat Isadora den Mund auf. Sie hielt eine regelrechte Ansprache, die anwesenden Zirkus-Zaungäste auffordernd, sich mit ihr zum Hause des gefallenen Ministerpräsidenten zu begeben. „Aber", so fährt der Berichterstatter bitter fort, „ihre von Idealen erfüllte Seele kennt nicht die zur Begeisterung wenig geneigte Natur des modernen Griechenvolkes." Nur etwa hundert Personen folgten der althellenischen Rattenfängerin von Hameln, die noch zu einem alleräußersten Mittel griff, indem sie im Zusammenklang mit dem brüderlichen Grammophon das hohe Lied der Marseillaise anstimmte. „Doch", sagt der Historiker dieser Begebenheit, „der Mißerfolg war vollkommen."

Vor dem Ziel ihrer Wünsche angelangt, hielt Frau Isadora blühende Rosen zu den Fenstern der Venizelos-Wohnung empor. Hätte nur noch die Rosenarie gefehlt: „O komm, Geliebter, daß ich mit Rosen bekränze dein Haar!" Davor wurde Frau Isadora von Venizelos

Digitized by Google

selbst behütet. Venizelos verhielt sich nicht wie ein Liebender, sondern ganz und gar passiv. Er erschien nicht auf dem Balkon und nahm die Rosen erst entgegen, als sie ihm in die Wohnung geschickt wurden. „Isadora“, so schließt der Homer dieser Tanz-Odyssee seine Strophe, „versuchte noch in öffentlichen Lokalen eine Volksbewegung ins Werk zu setzen, mußte sich aber auf Verlangen der Polizei in ihr Hotel begeben.“ Ruhmlos endete auf diese Weise Isadoras politisches Tänzchen. R. Rt.

Warum die Vereinigten Staaten „englisch“ sind

Vielleicht gibt es in unserem Lande der unbegrenzten politischen Meinungsmöglichkeiten auch solche Käuze, die an der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten „englisch“ sind, noch heute zweifeln. Da dies aber die Tatsache nicht rühren wird, so bleibt uns die Frage nach dem Grunde. Nach Dr. Deermann im „Tag“ ist er sehr einfach:

„Das überaus rasche und starke Anwachsen der deutschen Bewegung in den Vereinigten Staaten seit dem Spanisch-Amerikanischen Kriege, die glänzende, machtvolle Organisation, die die Deutschen sich in den letzten 15 Jahren schufen, ließen uns vor dem Kriege an eine wirkliche amerikanisch-deutsche Freundschaft glauben. Bestärkt wurden wir darin durch die tätige Abneigung der Iren gegen England, durch die starke skandinavische, österreichisch-ungarische und italienische Einwanderung. Das angelsächsische, urbritische Element schien zurückzutreten, ein neues, rein amerikanisches Volk seine Rechte und Vorteile unter allen Umständen gegen englischen Wettbewerb vom benachbarten Kanada aus und zur See durchsetzen zu wollen. Amerikas Hartnäckigkeit bei der Behauptung des alleinigen Rechts der Küstenschiffahrt durch den Panamakanal war uns eine erste solche Machtprobe.

Aber wie haben sich die amerikanische Regierung, Politik und Großindustrie anders im jetzigen Kriege gezeigt! Allerdings haben sie sich ihren Verdienst auf keinen Fall kürzen lassen, im Gegenteil. Aber ihre echt englische Denkart läßt es ihnen einerlei erscheinen, von wem und wie sie das Geld verdienen. Wenn man sich genauer die Abstammung der herrschenden Männer in den Vereinigten Staaten, diesem Lande des ‚freien Spiels der Kräfte‘, der Herrschaft der Wort-, Zeitungs- und Geldmachthaber, ansieht, so nimmt diese englische Gesinnungsart nicht wunder. Wir haben in den letzten Jahren vergessen, daß die Nordamerikaner doch leider fast nur englisch sprechen und größtenteils wirkliche Angelsachsen nach Rasse und Kultur sind [oder „geworden“ sind. D. T.]. Zur Begründung hierfür sei auf bemerkenswerte amerikanische Statistiken hingewiesen.

Der Präsident, Vizepräsident und alle Kabinettsmitglieder haben heute Familiennamen, die zeigen, daß sie von englischer oder genauer von britischer Abstammung sind. Von den neun Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, des Bundesgerichts, sind sieben nach ihrem Namen von englischer Abstammung. Das gleiche gilt von 83 der 96 Mitglieder des Senats und von mehr als drei Vierteln des Repräsentantenhauses. Dabei ist zu beachten, daß alle nicht bestimmt englischen, schottischen oder Walliser Namen als nichtbritische in der Statistik angesehen wurden. — Prüft man die Familiennamen der Männer in führenden Stellungen in den einzelnen Staaten der Union, so tritt das Übergewicht der angelsächsischen Rasse gleich klar hervor. Nicht weniger als 326 von den 383 höheren Regierungsbeamten der Bundesstaaten haben englische Namen. Von den 277 Oberrichtern und Richtern der höchsten Staatsgerichtshöfe kommen nach ihrem Namen 242 von Familien Großbritanniens. Von 32 aktiven Generalen des Heeres sind 29 britischer Abstammung, von den 27 aktiven Admiralen 23. Wo man nur nachforscht, findet man eine ausgesprochene Vorherrschaft

Digitized by Google

der Männer britischer Herkunft in den maßgebenden Stellen in den Vereinigten Staaten. Was Wunder, daß ihre Anschauungen und Ausführungsbestimmungen über genaue Neutralität auch englischer Herkunft sind!"

Heinrich Heine gegen die deutschen Einigungsbestrebungen

Mitte September 1888 veröffentlichte das Pariser „Journal des Débats" einen Brief Heinrich Heines vom 29. August 1848, geschrieben von der Hand seines Sekretärs, von Heine unterzeichnet. Nachstehende Sätze daraus sind kennzeichnend für den Schreiber und von gewissem Interesse für die Gegenwart: „Unsere Feinde haben in Deutschland die Oberhand. Die sog. ‚Nationalen', die Teutomanen, machen sich mit ebensovieler Lächerlichkeit als Brutalität breit; ihre Prahlereien sind unglaublich; sie träumen von nichts Geringerem, als eine Hauptrolle in der Weltgeschichte zu spielen und der deutschen Nation ihre getrennten Stämme im Osten und Westen wieder zu sammeln. Wenn ihr euch nicht beeilt, ihnen Elsaß zurückzugeben, werden sie nicht verfehlen, auch Lothringen zu fordern, und Gott mag wissen, wo sie dann ihren ungeschlachten Forderungen ein Ziel setzen werden. Der Krieg ist ihr Wunsch, und sie sympathisieren in diesem Punkte mit unseren Fürsten, die auch nichts Besseres zu tun wünschten, als ihre revolutionären Untertanen auf die Fremden loszulassen. Ich habe vom Rhein traurige Nachrichten erhalten. Die ergebensten Freunde Frankreichs, welche zwanzig Jahre arbeiteten, den preußischen Einfluß in den Rheinprovinzen zu zerstören, geben den Kampf auf gegen diesen gewaltsamen nationalen Geist und hissen die deutsche Kaiserfahne." Der Schreiber dieses Briefes unterzeichnete sich denn auch als „Henri Heine". P. D.

Das zweite Kriegs-Spieljahr

Herbst 1914: Unsicherheit und verwirrtes Schwanken des ganzen deutschen Theaterbetriebs. Die wagemutigsten Unternehmer scheuen vor dem morgigen Tag, dem großen X, zurück. Zahlreiche Bühnen schließen. Auch die nicht verzagten Theaterleiter machen von der Kriegsklausel der Schauspieler-Verträge Gebrauch. Bestallen die künstlerischen Kräfte wie Dienstboten, indem sie sich das Recht auf Kündigung von Monat zu Monat vorbehalten. Und die Gagen übersteigen selbst an großen Bühnen nur um Weniges die Löhne, die landesüblich für „perfekte Köchinnen" gezahlt werden. Nicht einmal die Hoftheater haben rechten Mut. Die Königlichen in Berlin zögern mit der Eröffnung und spielen dann nur an einzelnen Tagen der Woche. Andere Bühnen tasten sich ziemlich planlos weiter und verfallen auf die unselige Idee, den Krieg auf den Brettern „homöopathisch" zu behandeln: Kriegsgift durch Kriegsgift unschädlich zu machen. Was dabei herauskommt, ist eine Schmach, die — gottlob nur für kurze Zeit — den geistigen und sittlichen Vorrang der Deutschen vor den Franzosen und Engländern (in dem Verhältnis der Nationen zur Bühne) gefährdet. Von der furchtbaren Erhabenheit des Krieges zeigen diese „aktuellen" Kriegsstücke, die Geschöpfe niedriger Stirnen, nur die sentimentale oder gar die spaßhafte Verzerrung.

Entarteten wir nicht bis zur Art französischer Kriegskunstbegeisterung, die sich heute noch immer unter wüstem Brouhaha an der blödesten Besudelung der „Boches" gütlich tut, so war doch auch bei uns der patriotische Kalauer widerlich und unwürdig genug. Die Geschäfts-Theaterpolitiker ahnten es nicht. Doch der bessere Sinn der Zuschauer wurde rege.

Digitized by Google

Eindringlicher, als die Kritiker (die sich zum großen Teil von der Fürsorge für die notbedrohten Schauspieler zu falscher Rücksicht und Duldung des theatralischen Unfugs verleiten ließen!), — eindringlicher schildert Richard Rieß, welchen Unmut die deutschen Kriegsstücke in deutschen Herzen hervorriefen. In seiner Novelle „Krank am Kriege“ (Konstanz, Reuß & Itta) gerät ein Verwundeter, ein gebildeter Mensch, in eine Berliner Schlacht- und Sieg-Vorstellung. Schamgefühl peitscht ihn aus dem Theater.

Allmählich wurde es besser. Doch zu einer „Neu-Orientierung“, wie man in der Politik das Legen von Gedankenschienen nennt, kam es im ersten Theaterkriegsjahr kaum irgendwo. Die Bühnenleiter nahmen zwar mit einigem Erstaunen wahr, daß das Theater für viele doch etwas anderes ist, als Kitzel und Vergnügen, sie begriffen, daß ihre eigenen Befürchtungen übertrieben gewesen, und daß bei einem ergiebigen Teil der sorgenvollen Menschheit der Drang sich äußere, für Stunden in ein zweites Leben zu entfliehen. Zeigte es sich nun, daß die Theater imstande waren, einem ernsten Bedürfnis zu genügen? Es soll nicht mit demagogischer Verallgemeinerungssucht das Ersprießliche verkannt werden, was hier und dort geleistet wurde. Man hielt sich mit einer gewissen unfreiwilligen Liebe an die Klassiker. Unsterbliches empfing in großer Gegenwart einen verstärkten Widerklang. Freilich blieb die Auswahl eng. Beschränkt war sie zumeist auf die Dramen, die gang und gäbe sind; und dem Instinkt, der nicht durch die zeitlichen Umstände zum Immerdaren dringt, waren auch unter den Meisterwerken die kriegerischen am willkommensten. Ein besseres Wissen hätte, da man im allgemeinen, und zwar nicht bloß im Pantheon, nach alten Werten suchte, gute Schatzgräberdienste leisten müssen. Immerhin: manches zu Unrecht Vergessene lebte auf.

Doch der gesamte Spielplan des Jahres 1914/15 blieb recht dürr. Er hatte keine ausgesprochenen Züge. Er stellte sich unter das Zeichen des Notstands; während gerade würdiger Tatenmut allzeit der sicherste Nothelfer ist. Uns ein Werk zu schenken, das die Herzen mit neuen göttlichen Offenbarungen erfüllt und in ungeahnte Schwingungen versetzt, dazu wurde nicht einmal dem Zufall die Möglichkeit gegeben. Denn die Theaterdirektoren Deutschlands (von ihrer Regel, nicht von Ausnahmen ist die Rede!) scheuten wie gebrannte Kinder das Feuer der Uraufführungen. Zu unterscheiden unvermögend, beherzigten sie irrtümlich die an den „aktuellen“ Kriegsstücken eingeheimsten üblen Erfahrungen. Die neuen Stücke der Dichter wurden bis zum Anbruch besserer Zeiten zurückgestellt. Obwohl die Schauspielhäuser fast überall gut besucht waren.

Die Theater spielten, die lebenden Dichter wurden zum Scheintod gezwungen. So wollte es die Ratlosigkeit im ersten Kriegsjahr.

* * *

Herbst 1915. Es schien eine Zeitlang zweifelhaft, ob die Theater ihren Betrieb würden aufrechthalten können. Die fortgesetzten Musterungen drohten ihnen die Spieler zu nehmen. An dieser Stelle zuerst, und zwar schon vor Halbjahrsfrist, wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, dem Volk im Kriege das geistige Brot zu erhalten. Das Theater ist nun einmal von allen künstlerischen Mächten die mächtigste; auf sie zu verzichten, heißt das Gegengewicht der blutigen Lasten wesentlich verringern. Allerdings nur vom Musen-, nicht vom Astarte- und nicht vom Gschnasdienst der Bühne gilt das. Doch schon um dreier Gerechter willen ..., sagt die Schrift. Der Kaiser — sein persönlicher Kunstgeschmack bleibe jetzt außer Schußweite! — hat ein grundsätzliches Bekenntnis zum Theater als einer inneren Staatsnotwendigkeit abgelegt: mit seiner Willensäußerung, daß den Theatern die Möglichkeit nicht genommen werden dürfe, ihren Friedensaufgaben im Kriege nachzukommen. Diese Tatsache gehört zu den geschichtlichen Akten, als Beweis der Stellung, die sich das Theater im Staate erworben hat. Es wurden nun freilich auch Schauspieler und Sänger der Kunsthalbwelt als „unentbehrlich“ dem Kriegsdienst entzogen, die bei allem redlichen Pflichteifer, bei aller Tüchtigkeit im Fach, mit ihrem und ihrer Bühnen Wirkungskreis für Gemüt und Geist der

Digitized by Google

Menschheit recht entbehrlich sind. Man muß es hinnehmen, daß die Sonne Gerechte und Ungerechte bescheint. Denn wem sollte etwa die Unterscheidung obliegen? Staatsgewalt und Kunst können sich nicht intim verständigen.

So spielen sie denn fast insgesamt, die Theater im Deutschen Reiche! Nur einige Klein- und Mittelstädte wollten von der Eröffnung ihrer sogenannten Musentempel nichts wissen. Man kann einen Rückschluß machen von diesen Ablehnungen auf die Gattung „Theater", die an jenen Orten gepflegt worden ist und die eine solche Verwirrung der Begriffe hervorrief. Es wäre müßig, die Bürger des Städtchens zu unterweisen, daß das Theater eine frivole Lustbarkeit nicht sei, wenn doch ihr Theater in der Tat kaum bis zur Höhe dieses Ehrentitels reichte! Dagegen nehmen wir in manchen größeren Städten, wo man jetzt unverkennbar dem schweren Ernste der Zeit in den Schauspielhäusern Rechnung trägt, eine gesteigerte Anteilnahme des Publikums wahr. Man suche sie nicht mit der Banalität zu erklären, daß sich der Mensch, aus Gemeinem gemacht, an das Ungeheuerlichste gewöhne und sich auch mit dem Weltkrieg möglichst behaglich abzufinden wisse. Das ist es nicht. Immer zahlloser werden die blutigen Lücken, die das Schicksal in die menschlichen Gemeinschaften reißt. Immer mehr Frauen verhüllen ihr Antlitz mit dem schwarzen Trauerflor. Doch gar manche unter ihnen schlagen die verweinten Augen auf zum Troste der Poesie, und die Flucht in die Kunst ist ihnen kein leerer Wahn ... Wohltätig könnte die Macht der Kunst in solchen Zeiten sein!

Da erscheint es besonders auffällig und ärgerlich, wie sehr manche Theater in Österreich die Forderung des Tages verkennen. Es haben dort, zum Unterschied von Reichsdeutschland, nicht eben viele den Betrieb aufrechtgehalten. Doch wo in der österreichischen Provinz man spielt, dort werden hauptsächlich Operetten, Possen und seichte Unterhaltungskomödien aufgeführt. Auf anderem, ernstem Felde beweisen gerade jetzt die Österreicher, daß sie die Phäaken nicht sind, als die man sie oft anrief. Für die üble Haltung großer Stadttheater hat man die Herren Stadtvögte verantwortlich zu machen, die es nicht besser verstehen. Sie denken an die Stadtschulden und wissen nicht, was sie selbst der Kulturpflege, der oft eitel genannten, schulden. Ein Theater, das in unseren Tagen nur Leim für Gimpel aufstreicht, das sich mit Ulk und Jux an die von den Kriegsschmerzen Unberührten, an die Fühllosen wendet, ist zu bestehen nicht wert.

Das deutsche Theaterreich hat seine Grenzen erweitert. Auch in Lodz und Warschau, in Brüssel und Lille wird deutsche Komödie gespielt. Und feindliche Flieger rattern drüber hin ...

Die Berliner Bühnen sammelten, ehe das zweite Kriegsjahr anbrach, ihre Willenskräfte. Die strategischen Pläne verkünden es. Da werden große Taten versprochen. Land, das lange brach lag, soll erobert werden. Auch vor den Dichtern der Gegenwart springen die Riegel wieder auf. Es weht frische Luft. Außerordentlich hat sich der Zustand in den vierzehn Monaten des Krieges geändert. Ist das nicht auch ein Sieg?

Ja, ein deutscher Sieg. Unsere Soldaten ziehen mit schönen Liedern ins Feld, mancher von ihnen trägt den „Faust", mancher den Nietzsche im Tornister. Unsere Männer und Frauen daheim suchen innere Stärkung bei den Dichtern. Theaterleute, die leben wollen (meistens sonst nichts!) sind Wetterfahnen. Es ist der Wind, der sie mehr und mehr der Kunst zuwendet. (Zuwendet: wenn man den Programmen trauen darf.)

Nebenbei: sie wollen leben, also sollen sie auch leben lassen! Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger tut ihre Pflicht, indem sie Anklage erhebt gegen einzelne Direktoren, die sich voller Häuser und guter Einnahmen erfreuen, den Krieg aber benutzen, um ihren Schauspielern Hungerlöhne zu zahlen.

* * *

Die höhere Linie wurde im ersten Berliner Spielmonat eingehalten. Sie wurde vom guten Willen eingehalten ..., wenn auch unter einigen Irrtümern.

Gesteigerte Regsamkeit widmete sich dem eisernen literarischen Bestand der letzten

Digitized by Google

Jahrzehnte. Im Vorjahr schien sich an ihn Rost setzen zu wollen, und verdächtige Propheten, von denen nicht recht zu sagen ist, ob sie einen Fortschritt zum unbekannten Neuen ehrlich träumen oder vielmehr nach sicherem Rückschritt streben, hatten zu rufen begonnen: „Der große Pan ist tot!“ Aus einer gewissen Scheu vermieden sie es, Ibsen zu nennen, den noch lange nicht erfüllten und überwundenen; doch sie meinten ihn und seine weiteste Verwandtschaft. Es ist törichter Gebrauch, an geschichtlichen Wendepunkten die mühsamen Entwicklungen und Errungenschaften der Vergangenheit zu verleugnen und zu schmähen. Daß man im Gegenteil triftigen Grund hat, über das große Blutmeer eine Brücke zu schlagen und die alten Schätze in die ungewisse geistige Zukunft zu retten, beweisen die sieben mageren — Jahrzehnte, die den großen Kriegen im siebzehnten und im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts folgten. Dies bedenkend, kann man es nur gutheißen, daß sich mehrere Berliner Bühnen um das Erbe Otto Brahms eifrig eifernd bemühen (die alleinige und ausschließliche Hüterin fand sich nicht). Barnowsky erwirbt fürs Lessingtheater, um sie auf seine Weise zu besitzen, die gesellschaftsrevolutionären Tragikomödien Ibsens, und im Künstlertheater grub er — allerdings recht entstellt — Schnitzlers „Zwischenspiel“ aus. Gerhart Hauptmann hat sich mit Max Reinhardt gefunden; „Kollege Crampton“ besiegelte den Bund. Im ehemaligen Hebbeltheater (in der Königgrätzer Straße) wird am Strindberg-Zyklus weitergebaut. Nun muß ich ja gestehen: So sicher der Genius souverän ist und die ungeheuersten Weltwirren überdauert; so gewiß ferner der Mensch, das Individuum, auch unter dem Druck von Massenschicksalen und Völkerkatastrophen das eigentliche Studium des Dichters ist, — die Notwendigkeit, uns jetzt, gerade jetzt aus unserem Sorgenkreis in die Verzweiflungen des Strindbergschen Geistes zu führen, scheint mir nicht gebieterisch ... Trotz des prachtvollen Spiels der Irene Triesch in den hoffnungslosen „Gläubigern“.

Weit glücklicher war die Wahl von zwei Krondiamanten der Weltliteratur, ob auch ihre Goldschmiede den Rassen unserer Erzfeinde angehörten. Molière der Franzose! Shakespeare der Engländer! Man schämt sich zu erwidern, was jeder längst im innigsten Gefühl und Wissen trägt. Der Zufall der Geburt hat keine Macht über das Genie, wohl aber erwirbt an dem Genius ein größeres Recht das Volk, das ihn am vollkommensten in sich aufgesogen hat. Wir wahren uns ein stolzes Vorrecht vor den kleingeistigen Nationen, indem wir höchste menschliche Gemeinschaft, von der ihr blinder Haß nichts ahnt, beschützen.

Molières „Don Juan“ hat übrigens eine Leidensgeschichte, die dem Volke Molières nicht zur Ehre gereicht. Der schmerzhafte Humorist wurde am Hofe Ludwigs XIV. doch nur als Spaßmacher, als Hofnarr geduldet und gehegt, er mußte sich knirschend den frechen Übermut der Höflinge und die Zerstörung seines häuslichen Glücks gefallen lassen; mußte im Kampfe gegen tückische Ränke seinen welterleuchtenden Komödien das Recht aufs Dasein erstreiten und erleben, daß manche unterging. Auch der „Don Juan“ wurde gemeuchelt und ist erst in später Nachwelt vom Tode auferstanden. Unser erlaubter Spott könnte sich freier gebärden, hätten nicht auch wir Deutsche uns gegen dieses Meisterwerk durch Versäumnis versündigt. Daß der „Don Juan“, Molières einziges Stück mit tödlichem Ausgang, den Franzosen nicht behagt, wer begriffe es nicht? Die tragische Komödie gibt sich zwar kalt, wie das Eisen des Verstandes. Doch hinter all dem Rechnerischen — das wahrhaftig französisch ist! — züngelt und leckt eine Flamme infernalischer Romantik. Und von Romantik — ach, die Troubadours sind längst gewesen! — verstehen die Franzosen nichts. Molières Don Juan hat nicht das Dämonium des Mozartschen und des Grabbeschen, dem germanischen Geist aber steht er nahe als eine im Ruchlosen heldische Natur ohne Pose. Die Franzosen miaudieren und moralisieren, wenn sie es noch so frivol meinen. Molière überläßt das der komischen Figur, dem Diener Leporello (Sganarelle heißt er bei ihm). Auf seinen Don Juan, der dem Wuchs, wenn auch durchaus nicht der Weltanschauung nach dem Übermenschen Nietzsches ähnlich ist, passen die Worte von Ibsens Brand:

Digitized by Google

„Sei Knecht der Lust, doch ganz und gar,
Rückhaltlos, jetzt und immerdar!
Sei nicht heut der und morgen der
Und übers Jahr ein Weiß-Gott-wer.
Das, was du bist, sei durch und durch,
Nicht halb ein Vogel, halb ein Lurch!"

Soll hier entdeckt werden, was Gemeingut ist? Und doch war's eine Entdeckung! Weil der „Don Juan" Molières in der wundervollen Aufführung des Lessingtheaters zum erstenmal lebendig geworden ist. Er lebt nun fort in der Gestalt Albert Bassermanns, hart, stahlblank, ruchlos. Und um ihn zappelt hilflos in dauernder Erinnerung die gutmütige, feige Tugend Sganarelles — rund und fein verkörpert von Hermann Valentin.

Shakespeares „Antonius und Kleopatra"! Ein seltenes Fest war uns verheißen ... Die gewaltigste aller Tragödien der Liebesleidenschaft, unerhört reißt sie die Herzen empor aus Völkerkriegen und Völkerschicksalen zu zwei rätselvollen Seelen. Was ist uns vor dieser Dichtung Rom und die von ihm beherrschte Erde? Nicht mehr, als in den Armen der Kleopatra dem Antonius ... Doch der Wurf des Königlichen Schauspielhauses verfehlte weitab das Ziel. Beinahe unkenntlich wurde es. Das Drama ist lodernde Flamme, Löscheimer war die Aufführung. Wo nicht die Flamme lodert, wird das hölzerne Gerüst einer Haupt- und Staatsaktion sichtbar. Die Schuld erbricht sich, die Moralität setzt sich zu Tisch. Ein so edler, ein so reuiger, ein so biederer Antonius, wie der des Herrn Sommerstorff, ach! Pfui über die schlimme Kleopatra, die ihn verführte! Und Frau Tilla Durieux war schlimm, nicht groß; war nicht das schillernde Weibwunder, höchstens ein gefährliches Wunderweib.

Neben dem Bedeutsamen, dem ein Gedächtnis geziemt, auch wenn es auf dem halben Wege zum Ereignis stecken blieb, verschwinden die bedeutungslosen neuen Stücke, die in jüngsten Wochen über die Bretter in die Gewesenheit zogen. Nur eines anspruchsvollen und kläglich mißlungenen „König Salomo"-Dramas sei flüchtig Erwähnung getan; und zwar deshalb, weil sein Verfasser einst den mit doppeltem Schillerpreis gekrönten „Tantris" schrieb. Allmählich muß man sich entschließen, Herrn Ernst Hardt zu den übrigen Enttäuschungen zu legen.

Nieten? Sei's! Es werden doch wieder Lose gezogen! Hermann Kienzl

Vom Notstand der deutschen Kunst

Zur Erstaufführung von Max Schillings „Mona Lisa"

Die Oper in zwei Akten „Mona Lisa", Dichtung von Beatrice Dovsky, Musik von Max Schillings, die am 26. September im Stuttgarter Hoftheater ihre Uraufführung und in den darauffolgenden drei Wochen ihre Erstaufführung zu Wien, Weimar, Berlin erlebt hat, gewinnt durch Begleiterscheinungen die Bedeutung eines Zeitdokumentes. Darüber hinaus rückt sie das alte Problem „Oper und Musikdrama" in der besonderen Zuspitzung, die es für uns Deutsche hat, wieder in den Vordergrund, und wenn wir Max Schillings ansehen, auch das Problem des Musikdramatikers.

Auch wenn Max Schillings nicht als langsam schaffender, seine Werke ruhig ausreifen lassender Musiker bekannt wäre, müßte sich selbst der wenig zum Nachdenken über das Werden eines Kunstwerkes aufgelegte Theaterbesucher sagen, daß die Schöpfungszeit dieses Werkes vor unserem Kriege liegt. Seine Uraufführung war auch bereits vor Kriegsausbruch für den Anfang des letzten Winters angekündigt, und dann hätte dieses vierte dramatische Werk ungefähr

Digitized by Google

den gleichen Abstand von seinem Vorgänger gewahrt, wie die übrigen Werke des Stuttgarter Generalmusikdirektors, dessen „Ingwelde“ 1894, „Der Pfeifertag“ 1900, „Moloch“ 1906 liegen.

Das Auffälligste an der Aufführung zur jetzigen Stunde liegt darin, daß man im zweiten Kriegsjahr Bedenken zu überwinden vermag, die ein Jahr zuvor stark genug waren, um ein Werk als „unzeitgemäß“ erscheinen zu lassen. Es ist nicht der einzige Fall; die Berliner Hofoper zum Beispiel hat ausdrücklich bekanntgemacht, daß sie Offenbachs phantastische Oper „Hoffmanns Erzählungen“ vor einem Jahr des Krieges wegen zurückgestellt habe, während sie es jetzt zu Beginn des zweiten Winters als erste Neueinstudierung herausbrachte und so häufig wie möglich aufführt. Auch in München wurde ein Stück von Wedekind jetzt gegeben, das man ein Jahr vorher als bedenklich empfunden hatte.

Es scheint Leute zu geben, die dieser Erscheinung eine gute Seite abzugewinnen vermögen. Für mein Gefühl ist sie die traurigste Erfahrung, die wir für die Stellung der Kunst in unserem Leben machen konnten. Denn es hieße an unserem Volke, an der Menschheit verzweifeln, wollte man zugeben, daß unser Empfinden so schwächlich und nichtig geworden ist, daß dieser ungeheure Krieg ohne Einwirkung auf jene bleibt, die nicht unmittelbar darunter zu leiden haben. Gewiß, es gibt überhaupt nur wenige Menschen, die eines starken Erlebens fähig sind. Spatzengehirne, Putengefühle, Hamstergeist und kaninchenhafte Hecktätigkeit umgrenzen für Millionen ihre Welt. Man kann schlechterdings nicht erwarten, daß sie ein noch so ungeheures Geschehen anders aufzufassen vermögen, als wie es sich vom Horizont eben dieser Welt abhebt. Aber wir wollen, wir dürfen nicht glauben, daß dieser geistige und seelische Pöbel der ausschlaggebende Volksteil für unser Kunstleben ist.

Wie kommt es nun, daß unsere Kunst dort, wo sie am öffentlichsten ist, dort, wo sie am unmittelbarsten zum Volk als Gesamtheit spricht, sich ebenso unfähig eines starken Erlebens dieser Zeit zeigt, wie die gekennzeichneten minderwertigen Ausschnitte unseres Volkes? Denn daß dem so ist, kann nicht bestritten werden. Wir haben auf musikalischem Gebiete einige Lichtblicke erlebt. Im vergangenen Konzertwinter war nicht zu verkennen, wie gewaltig Beethoven als Zeitausdruck wirkte. Auch einige Eindrücke von Choraufführungen großer Oratorien werden mir gerade im Hinblick auf das Verhalten der Zuhörerschaft unvergeßlich sein. Aber auf der anderen Seite steht hier die furchtbare Verflachung und künstlerische Herabwertung in den Programmen der zahllosen Wohltätigkeitskonzerte. Hier schienen die niedrigsten Zeiten eines ganz äußerlichen Virtuosentums (freilich meistens ohne richtige Virtuosität) wiedergekehrt, und eine oft recht übel und eitel aufgeputzte Wohltuerei mußte als Deckmantel herhalten für Unfähigkeit, Geschmacklosigkeit und eine im höchsten Sinne immer unsittliche Spekulation auf die niedrgen Unterhaltungsinstinkte der Masse.

Aber im Theater ist es noch viel schlimmer gewesen. Wir haben das an dieser Stelle wiederholt nachgewiesen und brauchen es nicht erneut zu tun. Es ist nirgendwo und nach keiner Richtung hin auch nur ein ernster Versuch unternommen worden, die geistige und seelische Gehobenheit unseres Volkes für die Pflege der großen Kunst in Drama und Oper nutzbar zu machen. Soweit diese Großwerke aufgeführt wurden, geschah es im bisherigen Rahmen, das heißt, es wurden jene Werke auch jetzt gegeben, die sich schon immer als kassenkräftig erwiesen haben. Im übrigen muß man eher betrübt feststellen, daß ein als natürliche Reaktion auftretendes lebhaftes Unterhaltungsbedürfnis in einer geschäftsmäßigen, gemeinen Verwertung der durch die Zeit besonders hochgespannten Gefühle, vor allem des Patriotismus, mißbraucht worden ist. Und wenn jetzt nach einem Jahre einige Werke aufgeführt werden, die man aus irgendwelchen Gründen zu Beginn des Krieges in der Zeit jenes ersten hochflammenden Deutschempfindens für unmöglich hielt, so bedeutet das in nüchterne Worte gekleidet die Überzeugung der unser Theater beherrschenden Kreise: Der Krieg und seine sogenannte seelische und geistige Aufrüttelung des Deutschempfindens sind uns gleichgültig; wir kümmern uns nicht darum; es bleibt alles beim alten; wir fahren dort weiter, wo wir vor einm Jahre standen.

Digitized by Google

Ja, es ist schwer, sich des Ekels zu erwehren! Schwer, nicht mit einem Gemisch aus Ingrimm und Widerwillen diesem Kampfplatz den Rücken zu kehren, auf dem es keinen ehrlichen Kampf gibt, auf dem der kräftigste Hieb und der wagemutigste Ansturm an eine klebrige, schleimige Masse aus stumpfer Gewohnheit, sumpfiger Gemeinheit oder auch knochenloser Lebensfremdheit gerät, die gerade durch ihre Kraftlosigkeit und Nachgiebigkeit unüberwindlich scheint.

Aber wir dürfen nicht nachlassen. Wenn wir die Kunst als gestaltende Kraft unseres Lebens nicht preisgeben wollen, müssen wir weiterkämpfen. Nur glaube ich, wird unser Kampf eine andere Richtung einschlagen müssen. Es gibt Sümpfe, die sich nicht austrocknen lassen. So lassen wir diesen Giftpfuhl und versuchen an anderer Stelle, reine Quellen aus dem Erdreich zu erschließen. Wir müssen die bejahenden, die reinen Kräfte des Deutschtums aufbieten, müssen sie organisieren — es ist in dieser Zeit dem Worte nicht zu entgehen —, um uns das Theater zu schaffen, was wir Deutsche für uns Deutsche brauchen. Mag das andere weiterbestehen, wie die Krankheit neben der Gesundheit, wie die Sünde neben der bejahenden Kraft. Nur der jetzige Zustand der Vermengung darf nicht dauern, der ein Betrug, eine Irreführung ist.

Es wird mir immer mehr klar, daß mit allen „Anti"-Bewegungen nichts zu machen ist. Nicht das „Gegen" bringt uns wirklich vorwärts, sondern das „Für". Die evangelische Geistlichkeit von Stuttgart hat im engsten Zusammenhang mit der Uraufführung der „Mona Lisa" eine Kundgebung veröffentlicht, in der sie in schroffer Weise brandmarkt, was die Schaubühne unserem Volke in dieser Zeit schuldig geblieben ist. Ich freue mich, daß die Stuttgarter Geistlichkeit, nicht wie es früher gelegentlich geschehen ist, nun das Theater als solches verdammt, sondern von einer ihr verwerflich erscheinenden Bühne sich abkehrt und den Ruf erhebt nach dem Theater als „moralischer Anstalt", wie es dem großen Schwaben Schiller vorgeschwebt hat. Aber, meine verehrten Herren Pfarrer, Ihr Protest nutzt nichts. Ihr Protest wird in wenigen Fällen mit voller, da und dort mit halber ängstlich verklausulierter Zustimmung abgedruckt werden; mit unendlich mehr Selbstbewußtsein, mit höhnischen und überlegenen Worten werden aber ringsum die Propheten der sogenannten „Freiheit" der Kunst auferstehen und mit großen Worten ein heuchlerisches Scheingefecht aufführen. Heuchlerisch, denn sie kämpfen gegen etwas, was Ihr nicht gesagt habt, und schlagen diese Euch unterschobenen Behauptungen in die Flucht. Aber die Spiegelfechterei genügt, um das ganze Bildungsphilistertum, unter dem unser Volk leidet, einzuschüchtern. Die Theaterunternehmer aber stehen stillschweigend im Hintergrund und reiben sich die geschäftstüchtigen Hände.

Nein, mit Protesten ist nichts zu machen. Geht zur bejahenden Tat über, gründet einen deutschen Theaterverein, so wie es die Volksbühnen mit anders gearteten Zielen euch längst vorgemacht haben. Sammelt jene Kräfte, die ein deutsches Theater mit deutscher Kunst wollen. Es müßte, wenn alle Kräfte sich zusammentun, in einer Stadt wie Stuttgart möglich sein, für einen solchen Verein zwanzigtausend Mitglieder zusammenzubringen. Wenn jedes dieser Mitglieder für zehn Aufführungen im Jahre sich verpflichtet, bedeutet das zweihunderttausend Theaterbesucher. Mit ihnen sind hundertfünfzig Aufführungen des Stuttgarter Hoftheaters zu füllen. Mit einer solchen Besucherzahl könnt Ihr Euch einen Spielplan ertrotzen, und jeder Abend, den Ihr so gewinnt, ist der deutschen Kunst gewonnen.

Das Theater an sich ist nicht schlecht, nicht gut. Es ist so, wie seine Besucher es schaffen. Unsere deutschfühlenden Kreise haben sich seit Jahrzehnten aus der Kunst hinausdrängeln lassen, beziehungsweise sind aus lauter Gleichgültigkeit gar nicht da gewesen. Wir müssen uns in dieser Stunde darüber klar sein, daß der Deutsche über Kunstpflege zwar viel redet, aber viel zu wenig Opfer dafür aufbringt, sich überhaupt zu wenig tätig beteiligt. Deshalb braucht das deutsche Theater das deutsche Empfinden in seine Geschäftsrechnung nicht einzustellen. Aber gerade weil unser Theater ein Geschäftstheater ist, läßt sich ihm mit den Mitteln des Geschäftslebens beikommen, nicht nur zum Schlechten, sondern auch zum Guten.

* * *

Digitized by Google

Neben den Kunstgeschäftsleuten, in diesem Falle eng mit diesen vereint, stehen in ihrer Freude, daß alles beim alten bleibt, Kunstästheten und Artisten. Ihr Glaubensbekenntnis L'art pour l'art bedeutete am Ende die Herauslösung der Kunst aus dem Leben, als eine Welt für sich, mit eigenen Gesetzen, eigenen Rechten. Dieser Wahn schien mit dem Ausbruch des Krieges weggefegt. Aber er ist noch voll am Leben, und seltsam, auch er nicht durch Kraft, sondern dank seiner Schwäche. Als die entfesselten Urkräfte des Daseins zum Kampf lostobten, stand diese Ästhetenkunst als ein merkwürdiges Gebilde von Ratlosigkeit da, wie ein blutleeres Gespenst mitten in einer überlebendigen Welt. Die mit so viel Geistreichelei und unendlichem Wortprunk aufgeputzte Schöne konnte einem schier leid tun. Die Duftgewänder, die im wohlabgedämpften Lichtschein einer künstlich zurechtgemachten Nacht so kostbar geschillert hatten, erwiesen sich im nüchternen Lichte des Tages als dünne Papierfetzen. Einige lachten darüber, wenige hielten es für nötig, dem Gespenst zu sagen, daß es ein Gespenst sei, die meisten kümmerten sich nicht mehr darum.

Im Grunde hatten in dieser Zeit der stärksten Anspannung aller Kräfte nur ganz wenige Menschen ein Empfinden für die Kunst. Denn man mag sagen, was man will, es gibt ja nur wenige, für die die Kunst wirklich ein so starker Lebensfaktor, also am Leben mitgestaltende Kraft ist, wie es in den Friedenszeiten Tausende und aber Tausende geheuchelt hatten. Unter natürlichen Lebensbedingungen ist die Kunst Schmuck des Lebens, also ein an sich Überflüssiges, das freilich darum dennoch von höchstem Werte sein kann. Nur eben notwendig ist sie nicht. Ihre Notwendigkeit beginnt erst dann wieder einzutreten, wenn das Leben an sich gesichert ist, wenn der Mensch entweder so hochgehoben ist in diesem Bewußtsein seines Lebens, daß der Überschuß der bewußt gewordenen Lebenskraft ein Ventil sucht zu einer Verschwendung aus Lust oder Kraft, oder wenn er wieder Zeit hat, daran zu denken: Wie kann ich mir dieses an sich kümmerliche Dasein bereichern und verschönern? In dieser Hinsicht hat die Kunst im Kriege gelebt, ich glaube draußen auf den Schlachtfeldern mehr, als zu Hause. Wenn die Leute dort singen, wenn sie sich dort zwischen zwei Schlachttagen Chöre einüben, dann ist dort höchstes Kunsterleben, selbst wenn die dargebotene Kunst rein für sich genommen keine hohen Werte darstellen sollte.

Auch für uns zu Hause hätte die Kunst in dieser Hochspannung des Lebens eintreten müssen. Viele haben gehofft, und die Enttäuschung, daß es nicht geschehen ist, liegt mit in allen jenen Erscheinungen, die ich zu Anfang geschildert habe. Es ist die große Enttäuschung, wenn, wie wohl auch unausbleiblich war, die Kunst es nicht vermochte, sich in der Zeit unserer höchsten Lebensanspannung als schöpferische Lebenskraft zu betätigen, die jetzt den Weg dafür freigemacht hat, daß das Gespenst des Artistentums, das wir überwunden glaubten, auf einmal wieder in allen Gassen herumläuft, oder besser, im alten Glanze an jenem Tische prunkt, an dem die Artisten tafeln. Oh, wie sie sich fühlen! Selbst jene, denen vor Jahresfrist vorübergehend um ihre Gottähnlichkeit bange wurde, haben sich längst wieder erholt. Mag der „Bürger" sich verbluten und um das Geschick des Vaterlandes grämen! Sie sind darüber erhaben. An die Höhensphären ihres Kulturlebens reichen diese Sorgen nicht heran. Ihre Kulturprobleme sind ewig; die Ereignisse des gewöhnlichen Lebens reichen nicht an sie heran.

Und welche Probleme waren denn für diese Ästheten lebenswert? Was war darum und ist der Inhalt ihrer Kunst?

Nun, vor allem sie selbst. Daher der von vornherein falsch eingestellte Expressionismus, der statt zum Ausdruck der Innenwelt mit den Mitteln der Welterscheinung zu führen und so das Persönlichste in eine allgemein faßbare Form zu bringen, dieses Feststehende willkürlich verzerrte und die allgültige Natur zur subjektiven Grimasse verzog.

Daher auch die Verstiegenheit eines Kunstgeredes, das in erheucheltem Tiefsinn das Einfachste zu einem Geheimbesitz erlesener Eingeweihter verdunkelte.

Außer dem erhabenen Ich des Künstlers hatte diese Kunst nur noch einen Inhalt: das

Digitized by Google

Erotische. Wer unsere Literatur, aber auch die bildende Kunst außer Landschaft und Stilleben, und selbst die Musik des letzten Jahrzehnts überprüft, muß zur Meinung kommen, für Männer und Frauen habe sich das ganze Leben lediglich um erotische Fragen gedreht. Allenfalls daß sie eng verquickt sind mit ästhetischen Problemen und der Möglichkeit, „das ganze Leben als ein Kunstwerk zu leben". Nicht im Sinne Goethes durch Hingabe an die tausend Forderungen des Lebens und ihre Erfüllung in Wahrung der eigenen Art, sondern durch eine spielerig willkürliche Gestaltung dieses Lebens außer aller Pflicht an das Ganze.

In dieser aus Ästhetik und schwüler Brünstigkeit gemischten Welt ist Beatrice Dovskys Dichtung „Mona Lisa" gezeugt und geboren worden. Ästhetik und Brünstigkeit erscheinen mir als die unlebendigen, die „gemachten" Verkehrungen von Kunstfrohheit und Sinnlichkeit.

Vor einem Jahrzehnt etwa las ich ein Buch „Renaissance" des Engländers Walter Pater. Es ist mir nicht zur Hand, aber mein Gedächtnis ist treu, und ich erinnere mich, ziemlich fassungslos einigen Seiten tiefsinnigen Geschwafels über das Lächeln der Mona Lisa standgehalten zu haben. Ob Frau Dovsky etwa den Walter Pater gelesen hat? Freilich über das Lächeln der Giaconda ist ja auch sonst viel gesalbadert worden, während der alte Vasari so einfach berichtet, daß Lionardo dafür gesorgt habe, daß während des Malens durch Musik und heitere Unterhaltung die verfonnen heitere Stimmung seines schönen Modells wach gehalten wurde. Und was dann noch „geheimnisvoll lockend" in diesem Lächeln bleibt, ist — die Seele Lionardos selbst, wie ja auch ein ähnlicher Zug alle von ihm geschaffenen Frauengesichter vergeistigt.

Aber Frau Dovsky hält's mit der Ästhetik. Der Klosterbruder (!), der im Vorspiel dem reisenden Ehepaar die alte Geschichte erzählt, hebt an: „Ein unergründlich Rätsel ist das Weib ... In seiner Seele schlummern unbewußt an tausend Möglichkeiten. Weich wie Wachs ist sie, schmiegt sich jeder Hand. Das Schicksal spielt mit ihr ... Des Weibes Herz, es birgt in seiner Tiefe die Lüsternheit der Eva nach verbotner Frucht, der Magdalena sündhaft buhlerischen Trieb und ihre wunderbare Kraft der Reue, den Blut- und Rachedurst der Mörderin Johannis usw." Als der Fremde spöttisch den Klosterbruder, der alle Aussicht hätte, bei einer modernen Kunstzeitschrift Kritiker zu werden, unterbricht, woher er diese reiche Erfahrung habe, antwortet er „abwehrend": „Herr, ich zitiere." — Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie, denn auch Mona Lisa „zitiert", und zwar im Augenblick der furchtbarsten Erregung, als sie den Gatten dem Tod überliefert hat: „Den Teufel hast du in mir geweckt, den Dämon hast du beschworen, der in jedem Weibe steckt, der mit dem ersten Weib geboren!" usw. Und auch zum Schluß raschelt das Papier bei der ästhetischen Einordnung des Stoffes in die große Linie. Die Fremde läßt vor dem Klosterbruder ihren Irisstrauß fallen und blickt noch einmal mit großen Augen lächelnd zurück. Und er wittert die ewigen Zusammenhänge: „Wer bist du? Eva? Magdalena? Bathseba?" bis er endlich das richtige Stichwort findet: „Mona Lisa!" —

Das Buch ist schlecht, grundschlecht. Daß man darüber im Zweifel sein konnte, liegt an der geradezu frivol gewissenlosen Theatermache — auch in der Hinsicht „berauscht das Weib sich an Grausamkeit, die eines Mannes Sinn zu denken kaum vermag" — und der vergeilten Brünstigkeit, der perversen Aufgeregtheit, die beide dem Zuschauer leicht Leidenschaftlichkeit vortäuschen, während im Grunde alles kühle Mache ist. Die nach dem Vorbild von Gerhart Hauptmanns „Elga" eingekleidete Handlung ist brüchig und entbehrt, wie die Charaktere, aller Logik. (Ich kann uns hier die Wiedererzählung sparen, da der Stoff in allen Zeitungsberichten breitgetreten wurde.) Man könnte ohne weiteres, ohne etwas an dichterischen Werten wegzunehmen, das Ganze ins Kino verpflanzen. Aus dem Geiste der Kinodramatik ist der Stoff gestaltet; hinzu kommt die ja gerade in Wien, dem Wohnort der Dichterin, blühende Vorliebe fürs Dekorative (Hofmannsthal), dessen breite, szenisch übrigens sehr schwer zu veranschaulichende Ausführung, die Wirkung des ersten Aktes gefährdet, trotzdem diese Renaissancebilder an und für sich das Beste im Werke sind. —

Wie konnte ein Max Schillings dazu kommen, einen solchen abstoßenden, innerlich

Digitized by Google

unwahrhaftigen Stoff in einer so rohen, auf die gröbsten Theaterinstinkte eingestellten Formung zu vertonen? Wie konnte ein so feinsinniger, so durch und durch „gebildeter" Künstler, wenn er schon im ersten Augenblick vielleicht gerade durchs Theatralische geblendet war, die Arbeit von Jahren auf eine in jedem Betracht unvornehme Dichtung verwenden? —

Drei Opern hat Schillings uns bisher gespendet: die altgermanische Reckenoper „Ingwelde" (1894), das lustige Stück aus dem mittelalterlichen Spielmannsleben „Der Pfeiffertag" (1900) und eine Bearbeitung der Hebbelschen Dichtung „Der Moloch" (1906). Obwohl „Ingwelde" auch stofflich ganz in der Welt des Wagnerschen Musikdramas steht, zu dessen musikalischen Grundsätzen Schillings sich bekannte, fühlte man doch allgemein dem Werke des damals in den Zwanzigern stehenden Komponisten gegenüber, daß man ihn nicht in die große Zahl der Epigonen einreihen dürfe. Es rang hier ein Eigenes um Ausdruck; die Thematik trug persönliches Gepräge, im Orchester fielen eigene Farben auf, vor allem aber spürte man das Walten einer Persönlichkeit. Wenn die folgenden Werke diesen Eindruck auch nicht vertieften, bestärkten sie doch die Achtung aller Kunstverständigen vor dieser edlen und vornehmen Künstlerschaft. Das Publikum freilich blieb ziemlich kühl. Das lag zum Teil an der Schwerblütigkeit und am zähen Fluß der vertonten Dichtungen, hauptsächlich aber daran, daß auch Schillings jene Theatralik abgeht, die allein auf der Bühne schnelle Siege zu feiern vermag. Als künstlerische Kraft ist diese Theatralik nur in drei Deutschen wirksam gewesen: in Schiller, Mozart und Wagner. Aber ihr Fehlen hemmt keineswegs die dramatische Wirkung, am wenigsten beim Musikdrama. Es ist für Schillings' Art bezeichnend, daß die dramatischen Höhepunkte seiner Werke in sinfonischen Zwischenspielen liegen.

Aber solche Werke bedürfen zu ihrer Belebung auf der Bühne einer liebevollen Pflege. Sie gehen nicht schnell und nicht auf einmal ein, sie eignen sich nicht zum Saison-Zugstück. Sie müssen darum dauernd auf dem Spielplan gehalten werden. Unsere Hofbühnen in erster Reihe sind zu dieser kunstpolitischen Aufgabe berufen. Um mit Zugstücken Kassenerfolge zu machen, brauchen wir keine aus Staats-, Gemeinde- und königlichen Mitteln unterstützten Theater; auch nicht für den äußeren Aufwand. Das kann jeder Zirkus und jedes Geschäftsunternehmen ebensogut.

Den Werken von Schillings ist unser jeder zielbewußten idealen Kunstpflege entfremdetes Theater jede wirksame Förderung schuldig geblieben. Denn die Aufführung der neuen Werke da und dort mit den üblichen kühlen Wiederholungen innerhalb einer Spielzeit sind keine Förderung. Die Berliner Hofoper fand sich mit der „Ingwelde" so ab, daß sie das Werk durch die Schweriner Oper bei einem Gastspiel an mehreren aufeinander folgenden Abenden aufführen ließ. Damit war es zu Ende. Das heißt doch geradezu öffentlich bekunden, daß man ein Werk in den Spielplan gar nicht aufnehmen will. Kann man es aber einem Opernkomponisten verargen, daß es ihn auch einmal nach einem richtigen Theatererfolg verlangt, und sei es schließlich sogar zu dem Zweck, auf diese Weise auch seinen innerlicheren Werken das Theater zu erschließen? Ich jedenfalls verstehe dieses Verlangen und teile mich nicht mit dem sicher geborgenen Philister in die billige Auffassung, die vom Künstler das Martyrium der Selbstaufopferung als selbstverständlich verlangt.

Aber mußte es denn ein so tiefer Fall sein?

Schillings ist bald fünfzig Jahre alt, und ein Draufgänger, ein Trotzgeist ist er nie gewesen. Was ihn gegen die üblen Zeiteinflüsse schützte, war eine vornehme Bildung. Wenn die „Vornehmen der Zeit", die maßgebenden Gebildeten eine Kunst bejubelten, durfte dann nicht auch er ihr huldigen?

An zwei Namen knüpfen sich die Opernerfolge des letzten Jahrzehnts: Puccini und Richard Strauß. Von den Einzelwerken, die Erfolg gewannen, gehören alle mit Ausnahme von Humperdincks „Hänsel und Gretel" der rohen Theatralik an („Cavalleria", „Bajazzo", „Tiefland"). Wenn dereinst die Kunstgeschichte unserer Tage vom ethischen Standpunkte

Digitized by Google

aus geſchrieben werden wird — die Zeit liegt vielleicht nicht ferne —, wird die Schuldſeite von Richard Strauß ſchwer belaſtet ſein. Die Perverſitäten der „Salome“, der Blutrauſch der „Elektra“, die Stallzotereien und vergeilten Schlafzimmerdüfte des „Roſenkavaliers“, die Verblaſenheit und künſtleriſche Verſpieltheit der „Ariadne“ — alles mit der gleichen kühlen Meiſterſchaft gekonnt, mit derſelben ſouveränen „Wurſchtigkeit“ der Welt hingeworfen — o arme, mißbrauchte Kunſt, o bedauernswertes, genasführtes Volk!

Schillings iſt mit ſeiner „Mona Liſa“ ſelber ein Opfer dieſer Zeitverhältniſſe geworden. Ich bin ſicher, daß er fühlt, daß dieſes Werk ſeinem Innerſten und Beſten fremd iſt. So viel muſikaliſch Schönes es enthält, ſo iſt es viel weniger perſönlich und eigenartig, als ſeine früheren Werke. Die eigene Note fehlt vor allem in der Thematik.

Es iſt für den Schriftſteller eine ſchmerzliche Pflicht, einem Mann, den man nicht nur in ſeinen Werken ſchätzt, ſo harte Worte ſagen zu müſſen. Aber wir ſehen es heute als ſo ſelbſtverſtändlich an, daß Tauſende ihr Leben in die Schanze ſchlagen für das Heil des Ganzen. Auch hinter der Front gibt es Kämpfe für ein Ganzes, dem gegenüber kein einzelner gilt. Ich ſehe das Ganze unſerer deutſchen Kunſt in Not und Gefahr. Wir dürfen nicht mehr ſchweigſam dulden, nicht länger mit uns feilſchen laſſen. Wer und was nicht für dieſe deutſche Kunſt iſt, iſt *wider* ſie. Und gegen alle dieſe Widerſacher gilt's den unerbittlichen Kampf.

Karl Storck

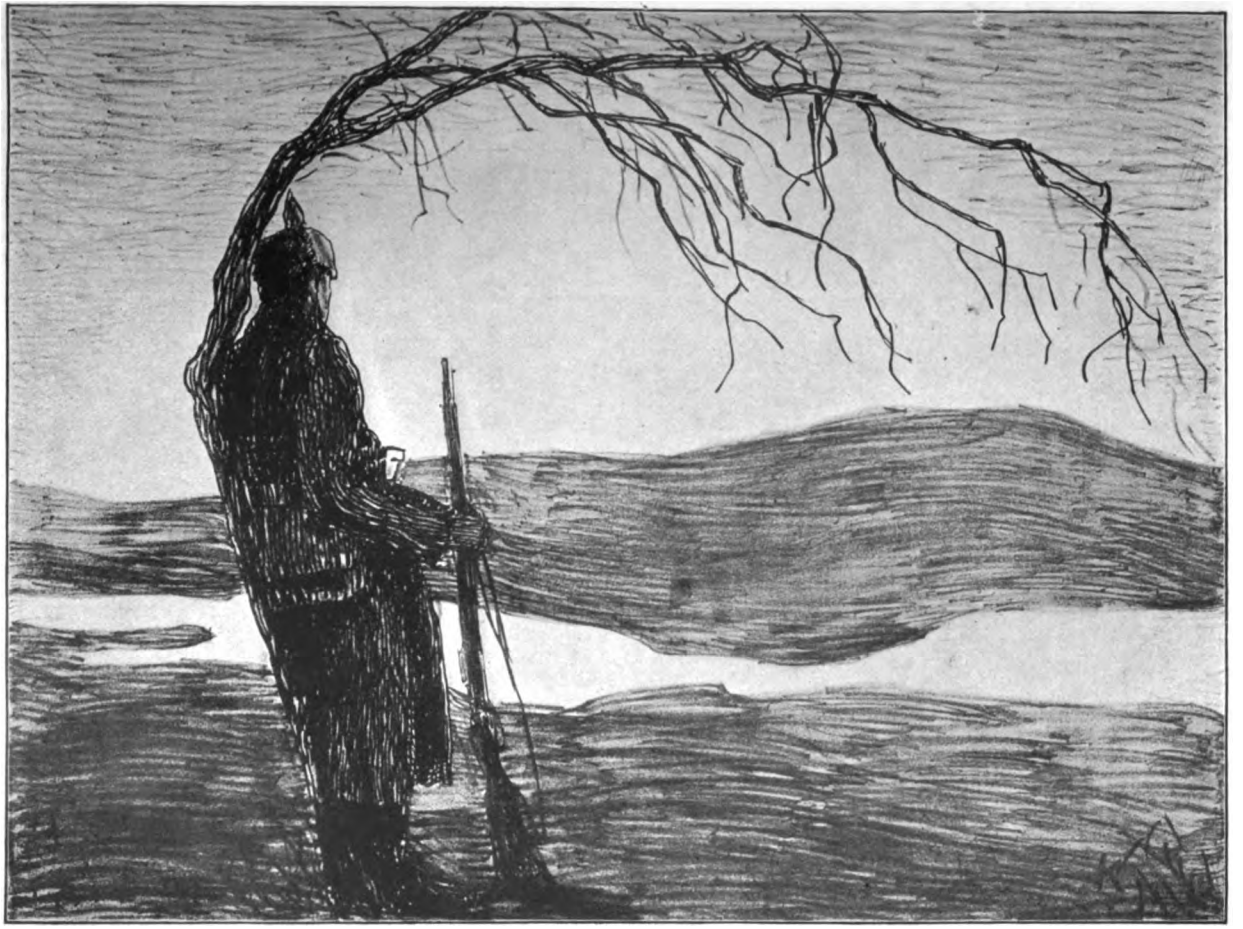
Zu unſeren Bildern

Langſam reift hier und da eine künſtleriſche Frucht dieſes Krieges innerhalb der Hunderte großer und kleiner Bilder, die bereits veröffentlicht wurden: Schilderungen des mit den leiblichen Augen Erfaßten und Verdichtungen des innerlich Geſchauten. Hier wie dort fühlen die Künſtler als das Neue, ſcheinbar Unbezwingliche die ungeheuren Maße dieſes Krieges. Nicht darin, daß die Fronten ſich über Hunderte von Kilometern ausdehnen, daß als kleines Teilgefecht erſcheint, was noch vor vierzig Jahren für eine große Schlacht gegolten hätte; nicht in der wahnwitzigen Zahl der aufgebotenen Kampfmittel, der unfaßbaren Maſſe der blutigen Opfer liegt das für den Künſtler nicht zu Bezwingende, ſondern in jener ganz merkwürdigen, bisher ſicher noch gar nicht geahnten Einſtellung unſeres Empfindens zu dieſem Kampf, als eines Ringens ungeheurer *Geſamtheiten um ein Ganzes*.

Alles, was bis heute als heroiſch empfunden wurde, war der einzelne, das Perſönliche. Und die Kunſt hat mehr als jede andere Kraft dieſem Empfinden Vorſchub geleiſtet. Selbſt die durch den Eintritt der Germanen in die Weltgeſchichte in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung hervorgerufene Völkerbewegung hat ſich in der Heldenſage zum Kampf einzelner Helden verdichtet. Wie ſehr dieſer Drang unſerer Phantaſiegeſtaltung eingeboren iſt, erhellt aus der Tatſache, daß ſelbſt die für die Welt gültigen Naturvorgänge im Mythos als das Erleben einzelner Helden und Götter geſtaltet ſind.

Und nun kommt dieſer Krieg, in dem, wie wir alle fühlen, die Menſchheit ihr doch auch heute noch höchſtes Gut, das Leben, in einer Weiſe einſetzt, wie es noch nie geſchehen iſt; dieſer Krieg, in dem ein ungeheures *Heldentum* am Werke iſt. Aber wo ſind die *Helden*? Wir hören von einzelnen, die ſich da und dort beſonders auszeichnen. Wir ſehen einzelne durch Orden belohnt für einzelne Taten. Aber es iſt auch unter den Geſchmückten keiner, der nicht das Gefühl hätte, daß es mehr ein Zufall war, der dieſen einzelnen hervortreten ließ, daß er nur als Vertreter einer gleichwertigen Geſamtheit daſteht. In ſeiner alten Liebe nach dem Einzelnamen klammert ſich das Volk an den ſo lieb gewordenen Laut „Hindenburg“. Aber wir ſpüren aus der hartgefügten Sprache ſeiner knappen Armeebefehle, daß auch dieſer Feldherr, der mehr als einer der anderen perſönlich hat hervortreten können, ſich als Teil ſeiner

Digitized by Google



Dämmerung

Kurt Kluge

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

Armee fühlt. Gewiß, als ihre Spitze, aber nicht von ihr getrennt, sondern nur so, wie Kopf oder Hand am Körper sind.

Was sie tun, ist das Werk des Ganzen. Wir sehen denn auch da und dort die Kunst bemüht, diesem Begriff der Masse in der Veredelung als Gesamtheit beizukommen. Ich hoffe, daß in der Hinsicht das ungeheure Erleben dieses Krieges der Kunst die Erfüllung einer Sehnsucht bringt, die seit Jahren in ihr sichtbar waltet, deren Kundgebungen — sie liegen vor allem in der Architektur und der Plastik, soweit sie ihr verbunden ist — etwas Gewaltsames, künstlich Gewolltes und darum Willkürliches noch nirgends zu überwinden vermochten. Vielleicht, daß, was bis jetzt gewollt war, in Zukunft gemußt sein wird. Vielleicht daß die Wucht des Erlebens als Notwendigkeit erzwingt, was die Sehnsucht als Erleben in Freiheit nicht zu gewinnen vermochte. Einstweilen sehe ich auch hier noch mehr Versuche, die das Willkürliche nicht überwunden haben und die noch glauben, von der Form aus dem Gedanken beikommen zu können, während die Lösung nur so zu finden ist, daß der Gedanke die Form sich erzwingt.

Nun, wir können warten und müssen es tun. Wenn je, wird uns hier klar werden, daß gerade in der großen Kunst das absichtliche Wollen nichts vermag, sondern nur das Müssen als Folge der elementaren Naturereignisse im seelischen Erleben. —

Aber auch die größte Gesamtheit ist eine Summe von einzelnen. Und so sehr wir den Krieg als ein Erlebnis des Ganzen für das Ganze empfinden, es erlebt doch jeder einzelne der Millionen, die draußen sind, ein persönliches Schicksal. Und hier ist anzunehmen, daß gerade der moderne Künstler, der so ganz gewohnt war, auf sich zu stehen und sich selbst zu geben, ein scharf ausgeprägtes persönliches Erleben des Krieges haben muß. Ich kann mir denken, daß gerade für ihn der schöne Erlebensgewinn eines Im-Ganzen-aufgehen-Könnens schwerer zu holen ist, als für jene weiten Kreise unseres Volkes, in denen nun schon seit Jahren der sozialistische Gedanke gewirkt hat, der ja dieses Einstellen des Einzelempfindens zu einem Gesamtgefühl sehr begünstigt.

Der besondere Wert der Zeichnungen Kurt Kluges liegt darin, daß ein Künstler hier ausschließlich sein Erlebnis des Krieges gibt. In einem solchen Maße, daß man im Sinne Goethes von einem Sich-frei-Dichten sprechen muß. Der Künstler mußte diese Bilder schaffen, um weiter leben zu können. Denn nur in der Überwindung eines Schicksals liegt die Möglichkeit, für weiteres Erleben frei zu werden. Wir haben im Türmer schon früher (XV. Jahrg., Heft 4, und XVI. Jahrg., Heft 1) Bilder von Kurt Kluge gebracht, diesem noch nicht dreißigjährigen Radierer, der dem Kreise Klingers nahe steht, aber in Gedanken wie Formung seiner Kunst schon früh Selbständigkeit bewährte. Der Tod als friedliche Vollendung unruhigen Schaffens, die Sehnsucht nach einer geistigen Welt, in der die Gegensätze dieses Lebens überbrückt oder gar zu einer höheren Harmonie gesteigert sind, erscheinen von je als Grundgedanken seiner Griffelkunst.

Diesen Mann riß der Krieg aus seiner reichen und mannigfaltigen Tätigkeit und warf ihn dorthin, wo der Schrecken am furchtbarsten wütete. Kluge hat den belgischen Feldzug mitgemacht und gleich seinen Kameraden am schwersten unter den Greueln des Franktireurkrieges und der Notwendigkeit, für sie Strafe zu üben, gelitten. „Das Lachen haben wir dort verlernt.“ Dann hat er den Todessturm von Dixmuiden mitgemacht, und dabei ist ihm der rechte Arm zerschossen worden. Erst nach Wochen fand er Heilung von der körperlichen Wunde und der schweren geistigen Erschütterung. Um genesen zu können, mußte er sich von den Gesichten befreien, die sein Inneres erfüllten. Der Künstler kann das nur, indem er durch Gestaltung ihrer Meister wird und sie von sich weglösen kann.

So ist eine Reihe von vierzehn Steinzeichnungen entstanden (Blattgröße 68×49), zu deren Herausgabe sich leider bis jetzt noch kein Kunstverlag entschieden hat. Ich bedaure das nicht nur um des Künstlers und der Kunst wegen, sondern weil ich auch glaube, daß diese Blätter Menschen, die gleich diesem Künstler unter dem Krieg schwer gelitten haben, helfen können.

Digitized by Google

Nicht bei einem flüchtigen Durchblättern — da werden sie einem ja wohl überhaupt fremd bleiben —, aber im langen Beisammensein. Sie helfen den Zwang lösen und lüften allmählich den Druck.

Der Künstler hatte über die Bilderreihe geschrieben: „Der große Krieg. Ein Pacem. Von Kurt Kluge", und er hat den seltsamen Untertitel als Parallelklang zu dem uns vertrauten „Requiem" empfunden. Die Textergänzung des alten Kirchengesanges „Die ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr" hörte er innerlich wohl auch seinem Worte hinzu: „Den ewigen Frieden schenke ihnen, o Herr!" Dem Fürchterlichen, dem Unbegreiflichen und Unverständlichen, was er sehen und erleben mußte, liegt für diesen Geist doch ein Sinn unter; auch dieses Geschehen muß einmünden in einen ewigen Gedanken. „Uns Lebenden wölben sich keine Brücken über Gottes Geheimnisse", schreibt der Künstler; „die aber am Ziel sind, haben den Frieden." Das Johanniswort leuchtet mit der geheimnisvollen Kraft seines Trostes: „Alles, was von Gott gegeben ist, überwindet die Welt."

Es ist eine ganz merkwürdige Stille in und über diesen Bildern; ein seltsam berührender Verzicht, eine Lösung zu finden. Mich erschüttert tief diese seelische Einstellung, die wohl meinem eigenen Temperament zuwiderliefe, die ich aber nachfühlen kann: Hingabe an eine Pflicht, die nicht aus Überzeugung übernommen wird, sondern weil sie einem auferlegt ist. Die Erkenntnis: Es muß so sein. Schon der tastende Versuch, die Frage nach dem „Warum?" zu stellen, würde dieser Hingabe an die Pflicht widersprechen. Und so unterläßt der Verstand die Frage. Aber die bebende Seele und das unruhige Herz fragen wider Willen. Und beide erhalten Antwort. Das Herz wird beschwichtigt mit dem Liebesworte „Frieden", der für die Gesamtheit hinter all diesem Geschehen liegt, für jeden einzelnen aber da und dort, wo er seinen Weg vollendet hat. Die Seele erhält ihre Antwort in einem Gottgefühl, das vielleicht um so erlösender ist, weil es nirgendwo zur Form erstarrt, sondern ganz schwingende Bewegung, ganz fließendes Licht ist.

Wir geben hier vier der Blätter wieder, und ich stelle hier die Texte zusammen, die der Künstler selber seinen Bildern beigegeben hat:

„Dämmerung: Wie in einem dunklen Glase spiegelnd der bunte Himmel, die weißen Bäume und alle Pracht der blühenden Zeit vorüberwandert, so glänzt auf in unsrer armen Seele der Widerschein glücklichen Lebens. Aber das Glas bleibt dunkel, und der Glanz blaßt dahin in funkendurchflogene Nacht. Und bald wird nur die Nacht sein. Die Nacht."

„Fahnenwache: Und wenn zuweilen wild die Sehnsucht nach dem Leben in uns ihr süßes Haupt erhebt, ziehn blutend wir zurück in dein Gelände. Denn die Vollstrecker deines Lichtes müssen todzugewandt in diesem Lichte gehn."

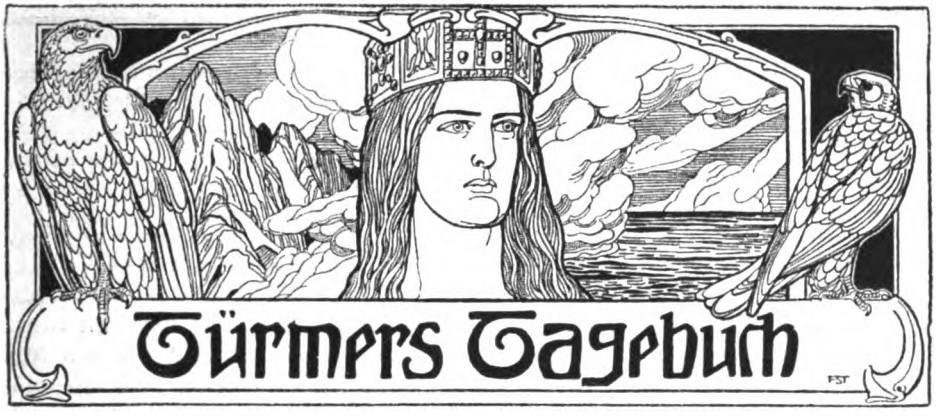
„Der große Sieger: Barmherzig ist unser Hirte Tod. Der tränke gern voll Mitleid unser ganzes Elend aus. Schlachtirrsinn aber gab dem zarten guten Knaben eine schwarzgefleckte Maske und webte seinen Mantel aus Gestank und Angst."

„Versöhnung: Schicksal, wir stehen auf Grenzgebirgen und rufen das Licht und die Finsternis zu Hilfe gegen dich. Aber sie laufen beide in deinem Geschirr."

Ich wage nichts mehr hinzuzufügen. Der Beschauer muß den Bildern Zeit lassen, zu wirken; er muß auch für sich selbst abwarten können. Nur das eine noch. Der Gedanke, daß Licht wie Finsternis, die wir zu Hilfe rufen gegen das Schicksal, im Grunde an diesem nichts ändern können, ist nicht der letzte. Die Verkörperung des Lichtgedankens — Christus am Kreuze — verblaßt wohl über dem wütenden Kampf der dunklen Mächte. Aber das Licht füllt doch den Raum. Und ob das Menschengeschlecht in Qual und Schmerzen sich weiterwälzt durch das Dunkel der Zeiten, am Ende steht auch hier das sieghafte Licht. Und aus all der Unruhe des Lebens wird der Mensch eingehen in das Ewige, das trotz allem ein väterlich Gutes, ein ruhiges Leuchten ist.

K. St.

Digitized by Google



Der Krieg

Uebermenschliches leistet unser Volk in diesem Kriege. Kaum Faßbares, wenn man etwa die Zahlen sprechen läßt über die unerhörte Stärke des französischen Trommelfeuers zu Beginn der großen Angriffe am 22. September. Drei volle Tage lang dauerte das Feuer gegen nur drei bis vier Stunden bei unserem Durchbruch bei Gorlice Anfang Mai. Auf einer Frontbreite von nur 25 Meter ist in der Champagne in jeder Sekunde ein Schuß gefallen, d. h. in der Stunde über dreieinhalbtausend Granaten auf diese schmale Frontbreite, und das volle drei Tage lang! Auf die Hauptangriffsstelle von 25 Kilometer Breite fielen stündlich neunhunderttausend Schuß. In den drei Tagen sind also auf die 25 Kilometer Tag und Nacht über 50 Millionen Schuß abgegeben worden. Es war den französischen Soldaten gesagt worden, daß die Stärke und Dauer des Trommelfeuers so unbedingt wirkungsvoll sei, daß kein Deutscher mehr in den Schützengräben leben könne. Gefangene bestätigen, daß die Angriffe der Infanterie deshalb so sorglos, in so geschlossenen Massen gemacht wurden, als gäbe es gar keinen Feind mehr vor den französischen Linien! Das Vertrauen auf die alles Leben ertötende Wirkung des dreitägigen Trommelfeuers, heißt es in dem Bericht, war eine neue französische Selbsttäuschnng gewesen: die heldenhafte Zuverlässigkeit unserer über jedes Lob erhabenen Truppen hatte auch in der dreitägigen Hölle nicht versagt! ...

Während solchen Ansturm unser Eisenwall im Westen an sich zerschellen lassen mußte und zerschellen ließ, wurde nicht nur der siegreiche Fortschritt im Osten weiter getragen. Es geschah das Unerhörte, — was eine Welt in Staunen, unsere Feinde selbst in sprachlose Verwirrung setzte. Unsere Heeresleitung machte es möglich, neue starke Kräfte aufzustellen, in den Balkan hineinzustoßen, im Verein mit unseren Verbündeten die Hauptstadt Serbiens zu erobern und — gegen alle natürlichen Hindernisse des Landes und der Lage — den Widerstand eines tapferen, nun aber mit dem Mute der Verzweiflung kämpfenden Kriegervolkes weiter und weiter zu brechen!

Solches leistet unser Volk! Solches leistet es, weil es von dem freudigen

Digitized by Google

Opferwillen seiner geschlossenen inneren Einheit getragen wird. Solches kann und wird es auch fürder leisten, wenn es bis zum Ende von diesem freudigen Opferwillen und von dieser geschlossenen inneren Einheit getragen wird. Jetzt aber muß es ausgesprochen werden, was Hunderttausende unserer Besten mit schwerer und immer schwererer Sorge bedrückt, was ohne falsche Rücksicht offen und unverblümt auszusprechen heilige Pflicht am Vaterlande gebietet: dieser freudige Opferwillen unserer inneren Einheit ist von schwerer Gefahr bedroht, von einer Gefahr, die sich jetzt noch abwenden läßt, vor deren Unterschätzung aber nicht ernst und dringend genug gewarnt werden kann.

Der Ekel steigt einem zum Halse, wenn man im Zusammenhange mit dem wundervollen Heldentum, der erhabenen Herrlichkeit unseres Volkes in Waffen mit seinem strahlenden Schilde, die Gefahr, die ihm schmutzig und stinkend aus feigem Hinterhalt in den Rücken fällt, auch nur beim Namen nennen soll. Es ist der unsagbar gemeine, von Leichenkost aufgedunsene Vampir des Wuchertums, über den wir anscheinend im eigenen Hause und mit all den uns zur Verfügung stehenden Mitteln unserer eigenen Staats- und Kriegsgewalt nicht Herr werden können, während unsere Söhne und Brüder im Kampfe mit einer halben Welt wahrhaftig doch andere Feinde zu besiegen wissen! Ich lasse hier zunächst eine Eingabe der Generalkommission der Gewerkschaften und des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei an den Herrn Reichskanzler sprechen. Man kann die Beleuchtung, die sie den Dingen angedeihen läßt, im einzelnen vielleicht einseitig finden, kann ein festeres Anpacken der Hamster im Händlertum wünschen, — an der Gesamtlage, an den Tatsachen vermag das leider nichts zu ändern!

„Die Unterzeichneten", so heißt es in der Schrift, „nehmen erneut Anlaß, die Aufmerksamkeit Ew. Exzellenz auf die unerträgliche Preissteigerung unserer Nahrungsmittel zu lenken. Unser Volk steht vor einer ernsten Gefahr, die abzuwenden eine wichtige Aufgabe der inneren Politik ist. Zu den vielen Opfern, die das deutsche Volk heute bringt, sind die ihm hier auferlegten nicht aus dem Zwange der wirtschaftlichen Verhältnisse diktiert, noch weniger sind sie als unvermeidlich zu bezeichnen. An Lebensmitteln haben wir gegenwärtig keinen Überfluß, aber doch auch so viel zur Verfügung, daß wir im allgemeinen vor einer Hungersnot geschützt sind. Wir werden auf den Konsum einiger Artikel in höherem Maße Verzicht leisten müssen, weil hier die Inlandsproduktion den Bedarf nicht decken kann, aber wir haben zum Glück Ersatz in anderen Nahrungsmitteln, um den Fehlbetrag decken zu können. Noch immer begegnen wir indes der Ansicht, daß die Bevölkerung zur Sparsamkeit im Konsum erzogen werden müsse und dies am ehesten durch hohe Preise geschehen könne.

Dieser Tatsache müssen wir mit aller Entschiedenheit entgegentreten.

Wenn gegenwärtig in Berlin das Pfund Butter bereits 2,80 ℳ und Schmalz 2,40 ℳ kosten, so bedeutet diese Preissteigerung, daß die ärmere Bevölkerung vom Konsum von Butter und Schmalz ausgeschaltet wird, ohne daß die Wohlhabenden zur Einschränkung gezwungen wären. Es ist einfach unmöglich, daß von den Arbeitern, den Angestellten und weiten Kreisen des Kleinbürgertums solche Preise gezahlt werden ... Kann es da einem Zufall unterliegen, daß unsere

Digitized by Google

Bevölkerung Einbuße erleidet an eiweiß- und fetthaltiger Nahrung, das heißt unterernährt ist?

Furchtbar sind die Klagen der Familien der Kriegsteilnehmer, die fortgesetzt an uns gelangen. Alle private Wohltätigkeit vermag nicht die Not zu lindern, die vielfach hier eingetreten ist. Verzweiflungsvoll wird die Lage, wenn Krankheit in der Familie den Verdienst der Frau schmälert oder die Krankheit der Frau ihn vollständig aufhebt. Wie soll mit der geringen Unterstützung ohne Verdienst der Frau die Familie durchkommen? Bei den jetzigen Preisen ist es unmöglich; hier kehrt Hunger und Entbehrung in die Familie ein, und das zu all dem Leid, der Sorge und Angst um den, der draußen sein Leben einsetzt für das Wohl und Wehe des Landes!

Mit all den Notleidenden müssen wir den bitteren Vorwurf erheben, daß es in Deutschland leider eine große Interessentengruppe gibt, die achtlos an diesem Jammer vorübergeht, ja denen diese Preislage noch nicht hoch genug ist.

Klingt es nicht wie ein Hohn auf die Lage der ärmeren Volksklassen, wenn heute eine Aktiengesellschaft nach der anderen ihre hochgesteigerten Gewinne aus der Nahrungsmittelindustrie bekannt gibt? Das ist ein Beweis, wie skrupellos die wirtschaftliche Notlage ausgenützt wird, und wie dringend notwendig der energische Eingriff des Reiches ist.

Die Androhung mit dem Wuchergesetz, die Einsetzung von Kommissionen über Preisfeststellungen usw. schützen uns nicht vor Preistreibereien, weil der Wucherer nicht zu fassen ist; der Schleichwege sind viele, und die Grenzen für zulässige Übervorteilung sind weit gezogen.

Wir bestreiten aber auch mit aller Entschiedenheit, daß die Landwirtschaft auf diese hohen Preise für ihre Produkte Anspruch hat. Es ist nicht wahr, daß die Landwirte erheblich gesteigerte Produktionskosten haben. Wir haben durch eine Umfrage auf einer Anzahl großer Güter in der Provinz Brandenburg festgestellt, daß stellenweise die Löhne gleich geblieben sind, Lohnerhöhungen über 20—30 ₰ pro Tag zu den Seltenheiten gehören. An die Stelle des Mannes ist die billigere Frauenarbeit getreten, ganz zu schweigen von den Vorteilen, die aus der Bereitstellung der Gefangenen für die Großgrundbesitzer besonders erwuchsen ...

Die Schweinepreise sind über das Dreifache gestiegen. Wir haben in unseren früheren Eingaben darauf hingewiesen, wie notwendig Höchstpreise für Vieh sind, denn die freie Marktlage muß hier eine wüste Preistreiberei hervorrufen, da es natürlich an einem genügenden Angebot fehlt. Niemand kann behaupten, daß für die Schweinezucht die Landwirte heute das Dreifache aufwenden müssen. Nein, es ist die skrupellose Ausnützung der Notlage, die zu solchen Wucherpreisen führt ... Für die Regierung muß das Wohl des Landes und nicht das unberechtigte Begehren von Leuten maßgebend sein, die immer nur im engen Bannkreis ihrer Interessen sich bewegen. Im übrigen verkennen wir nicht, daß nicht alle Landwirte sich mit diesem Zustand einverstanden erklären, ihn vielmehr als beklagenswert anerkennen.

Entsprechend den Viehpreisen sind die Fleischpreise gestiegen ... Wie soll mit diesen Preisen eine Arbeiterfamilie ihren Haushalt einrichten? Dabei ist

Digitized by Google

das Ende der Preistreiberei noch nicht abzusehen, wir haben mit weiterem Hinaufschrauben der Preise zu rechnen.

Der Mangel an Fleisch und Fetten läßt es notwendig erscheinen, auch hier ein Verteilungssystem einzuführen, wie bei der Brotversorgung ...

Große Sorge bereitet uns die Milchproduktion und die Preissteigerung für dieses so wichtige und unentbehrliche Nahrungsmittel. Wir hatten bei früheren Besprechungen im Reichsamt des Innern empfohlen, daß durch Vermittlung von dieser Stelle mit den Organisationen der Milchproduzenten verhandelt werde, um ihre Anforderungen zurückzudrängen. Anscheinend ist nichts unternommen, denn wir haben bereits die befürchtete Preissteigerung.

Die Antwort, welche Euer Exzellenz dem Vorstande der sozialdemokratischen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses auf seine Eingabe erteilt hat, läßt zwar die Absicht erkennen, die schwierige Lage namentlich der unbemittelten Bevölkerung durch Regelung der Lebensmittelpreise und der Lebensmittelbeschaffung zu mildern. Die bisher ergriffenen Maßregeln erscheinen aber nicht geeignet, dieses Ziel zu erreichen.

Die neuerdings zur Regelung der Kartoffelversorgung berufene Organisation kann auf ihrem besonderen Gebiete gewiß mancherlei Gutes schaffen, zu einer wirksamen Bekämpfung des Lebensmittelwuchers wird auch sie nicht imstande sein.

Von der größten Wichtigkeit wären nicht nur Preisbestimmungen für Groß- und Kleinhandel, sondern auch für den Produzenten. Die Produzentenpreise sind gegenwärtig viel zu hoch; bei der günstigen Ernte hat die Bevölkerung ein Anrecht auf weit herabgesetzte Kartoffelpreise. Das ist um so notwendiger, als bei der Preislage für alle anderen Nahrungsmittel die Kartoffel für die ärmere Bevölkerung zu mäßigen Preisen auf den Markt gelangen muß.

Dringend ersuchen wir um eine weitere Herabsetzung der Höchstpreise für Kartoffelmehl und Kartoffelpräparate. Die hohen Preise, die heute über den Roggenmehlpreisen stehen, sind keineswegs gerechtfertigt; sie sichern den Unternehmungen nur unerhörte Gewinne. Die hohe Preislage für diese Produkte dient nur zur höheren Bewertung der Fabrikkartoffel und damit wieder zu Preistreibereien für die Eßkartoffel.

Wir sind weit entfernt, der Landwirtschaft die höheren Produktionskosten nicht in Anrechnung zu bringen — aber diese Preise gehen weit über berechtigte Ansprüche hinaus; sie bedeuten Kriegsgewinne und nicht geringer Art. Dagegen erheben wir Einspruch.

... Das zu verhüten, verlangen wir, und wir bitten, daß die Regierung auch dann keine Bedenken aufkommen läßt, wenn sich ihre Maßnahmen gegen eine starke politische Interessengruppe im Reiche richten. Das Wohl des gesamten Volkes erfordert, daß wir zu erträglichen Zuständen in der Lebensmittelversorgung kommen."

Dazu das Geleitwort des „Vorwärts":

„Die Preistreiberei auf dem Lebensmittelmarkte wird von Tag zu Tag schlimmer. Die Zahl derer, die von der Regierung verlangen, daß sie nun endlich ohne Rücksicht auf die gewissenlosen Preistreiber mit fester Hand zugreift, wächst immer mehr. Es sind längst nicht mehr allein die Vertretungen der Arbeiterschaft, die sich an die Regierungen um Abhilfe wenden und

Digitized by Google

Anklagen erheben. Auch in den Kreisen des Mittelstandes und der weniger hoch besoldeten Beamtenschaft nimmt die Unzufriedenheit mit dem zögernden Vorgehen der amtlichen Stellen ersichtlich zu. Wahrhaftig, es wird die höchste Zeit, daß energisch eingegriffen wird.

Sofort nach dem Ausbruch des Krieges haben die Generalkommission der Gewerkschaften und der Vorstand der sozialdemokratischen Partei der Regierung ihre Vorschläge zur Verhütung einer Lebensmittelnot unterbreitet, immer und immer wieder haben sie später auf die zunehmende Verschlimmerung der Zustände auf dem Lebensmittelmarkt hingewiesen und Abhilfe verlangt. Alles, was geschehen ist, geschah entweder zu spät oder nur halb.

Die Verhältnisse haben sich jetzt derart zugespitzt — nicht aus Mangel an den notwendigen Nahrungsmitteln, sondern als Folge der gewissenlosesten Spekulation! —, daß für das ganze Volk die größten Gefahren heraufbeschworen werden, wenn nicht auf die unaufhörlichen ‚Erwägungen' und Sitzungen verzichtet und endlich zur Tat geschritten wird."

Nein, es sind wirklich „nicht mehr allein die Vetretungen der Arbeiterschaft", die diese Sprache führen. Jeder Leiter eines größeren Blattes wird bestätigen, daß sie gegen die allermeisten der zahlreichen an ihn gelangenden Zuschriften noch eine recht milde ist. Es gibt hohe Beamte und Militärs, die sich noch anders ausdrücken! Wie wir jetzt keine Parteien mehr kennen, nur Deutsche, so wolle man doch um alles in dieser Bewegung nicht etwa auch nur von ferne irgendwelche Parteitreiberei suchen! Zwei Empfindungen sind es, die heute die Gemüter aller Kreise und Schichten im Tiefsten bewegen und beherrschen: die hingebende Begeisterung für unser herrliches Heer, unser kriegführendes Volk und Vaterland, und — die steigende Gärung, die wachsende Wut und Erbitterung gegen das verbrecherische Wuchergezücht, diese stinkende Pestbeule, die sich auf dem Nacken unseres Volkes festfrißt, indessen dieses Volk sich gegen eine Welt von Feinden auf Tod und Leben wehren muß — und (wiezum Hohn!) — auch noch um dieses Geschmeiß in seinem schamlosen Treiben mit zu schützen!!

Angesichts einer solchen, das gesamte opfertragende und ehrliebende Volk beherrschenden Stimmung ist es in der Tat, wie die „Tägliche Rundschau" schreibt, ein geradezu „tollkühnes Wort", wenn z. B. eine halbamtliche „Verlautbarung" des Wolffschen Bureaus über die Milchversorgung der Städte gelassen als von „vermeintlichen" Mängeln in dieser Versorgung spricht. „Wir müssen es anerkennen: Dieses ‚Vermeintlich' so gelassen nebenher hinzulegen, dazu gehört erhebliche Charakterstärke. Nach der Meinung des ‚Wolffschen Bureaus' und seiner geistigen Befruchter bestehen in der Milchversorgung also gar keine wirklichen Mängel, und diese milde Meinung soll uns allen so nebenher eingeflößt werden. Anlaß genug, dagegen Einspruch zu tun und einmal festzustellen, was da ist.

Tatsachen, die jeder von uns täglich am eigenen Leibe und Geldbeutel erfahren kann: Wir bezahlen für unsere Milch ungeahnte Preise, können aber zu diesen Preisen keineswegs so viel bekommen, als wir brauchen. Eine große Berliner Molkerei regelt schon seit Monaten von sich aus den Bedarf ihrer Abnehmer nach ihrem Belieben; man wird gar nicht erst gefragt, sondern bekommt an

Digitized by Google

der gewohnten Menge einfach so viel abgezogen, als der Molkerei richtig scheint. Man erfährt nicht: geschieht das aus Rücksicht auf die zur Verfügung stehende Milchmenge oder aus Rücksicht auf die Anteilmenge, welche die Firma ihrer Butter- und Käsebereitung zuführen will, die zurzeit mit noch fabelhafteren Preisen als der Milchverkauf rechnen und infolgedessen natürlich sehr lohnend und lockend sind. Dabei sind wir Berliner — vermutlich auch andere Städter und Großstädter — allerdings besonders übel dran, denn wir bezahlen durchschnittlich das Anderthalbfache, vielfach das Doppelte von dem, was etwa im preußischen Westen oder in Thüringen gezahlt wird.

Selbstverständlich sind wir einsichtig und bescheiden genug, um, soweit wir's können, gern und willig das zu zahlen, was die erhöhten Kosten und Schwierigkeiten der Milchwirtschaft rechtfertigen. Aber was von uns gefordert wird, ist doch erheblich mehr. Die Schuld trifft dabei nicht etwa auch nur vorwiegend die Landwirte als solche; was einzelne Landwirte dabei sündigen mögen, entspringt nicht etwa, wie manche Leute nach schlechter, alter Gewohnheit mit gedankenlosen Redensarten der Abneigung behaupten möchten, einer besonderen agrarischen Veranlagung. Vielmehr ist dabei ganz genau dieselbe menschliche Unzulänglichkeit maßgebend, die bei Kriegslederpreisen oder bei anderen Kriegslieferungen ihren unsauberen Gewinn sucht und die erst dort aufhört, sich unliebsam breit zu machen, wo ihr die starke Gewalt der mit dem Kriegsrecht ausgestatteten Behörde eine feste Grenze zieht. Die faulen Äpfel stecken die guten an, nicht umgekehrt. Darum haben wir von Anfang des Krieges an den Grundsatz gepredigt, nichts dem guten Willen der Gutwilligen zu überlassen, die ohnmächtig gegen die Böswilligen sind, sondern alles Notwendige und Wünschenswerte durch gleichmäßig durchgreifende, zwangsmäßige Regelung aller für unsere Kriegswirtschaft in Betracht kommenden Gebiete zu erstreben und zu erreichen. Es ist dabei gleichgültig, ob es sich um Fleisch, Stiefel, Brot, Granatenschliff oder um Milch und Käse handelt. Darum können wir auch bei der Milchversorgung die eigentliche Schuld am Versäumten nur dort suchen und finden, wo allein man die Macht und das Recht gehabt hätte und noch hätte, rechtzeitig und durchgreifend das Mögliche zu erzwingen. Auch hier ist nur die Regierung in der Lage, das Notwendige rasch und sicher durchzusetzen; auch hier ist sie deshalb verantwortlich, solange und soweit dies unterbleibt.

Zweierlei wäre notwendig und zweierlei wäre erreichbar: eine billige Verteilung der zur Verfügung stehenden Mengen von Milch und Milcherzeugnissen und eine Begrenzung der Preise nicht nach dem Belieben, sondern nach den unvermeidlichen erhöhten Kosten und Mühen der Erzeuger und Händler. Dazu gehört ein organisches, durchgreifendes, nicht ein stückhaft mechanisches Erfassen der in Betracht kommenden Verhältnisse. Diese Verhältnisse sind wie kommunizierende Röhren, in denen Flüssigkeit steht. Drückt man nur auf die Flüssigkeitssäule einer oder einiger Röhren, so steigen die Säulen in den anderen Röhren um so höher. Drückt man z. B. nur auf die Milchpreise, so verschärft man die Teuerung für Butter und Käse; drückt man diese, so schafft man bei jenen eine Steigerungstendenz. Es muß überall zugefaßt werden. Es müßte z. B. auch schroff gegen künstliche und willkürliche Verteuerung von Futtermitteln vorgegangen

Digitized by Google

werden. Ein Beispiel aus der Wirklichkeit dieser Tage: Ein Großunternehmer hat städtische Rieselwiesen bis zum Jahre 1928 für 17,50 ℳ für den Morgen gepachtet. Er hat sie in kleine Parzellen zerlegt und für 45—50 ℳ, also mit etwa 200 v. H. Profit an kleine Leute weiter verpachtet. Jetzt fordert er für das Jahr 75 ℳ, also etwa 300 v. H. Profit. Das ist natürlich Kriegswucher, der kurzerhand niedergeschlagen werden sollte. Er hilft Fleisch, Leder, Milch und alle häusliche Wirtschaft aller verteuern zugunsten eines einzelnen, der für seinen unsauberen Gewinn also nichts leistet als gemeinen Schaden.

Staat und Stadt suchen auch hier wieder einander Aufgaben und Verantwortungen zuzuschieben. Man muß zugeben, daß der Stadt dabei zuviel zugemutet wird. Sie ist ein viel zu bruchstückhafter Organismus, um hier auf das Ganze bestimmend wirken zu können. Entrüstet ist z. B. die Berliner Stadtverwaltung in diesen Tagen von kommunalfreisinnigen Leuten auf die weitgehenden Rechte hingewiesen worden, die ihr durch den Staat für ihre Kriegswirtschaft an die Hand gegeben seien. Sehr schön — wenn die Berliner Stadtwirtschaft ein Ding an sich wäre, wenn wir in Groß-Berlin mit unseren Kriegsgemeinderechten in einem genug erzeugenden geschlossenen Wirtschaftsstaate lebten. Das ist aber nicht der Fall. In dieser glücklichen Lage ist nur der Staat und das Reich im ganzen. Darum die immer wieder sich aufdrängende Erkenntnis von der Notwendigkeit staatlichen, nicht stadtlichen Durchgreifens. Ein Beispiel haben uns eben die Stralsunder vorgelebt. Was halfen den Stralsundern ihre Butterhöchstpreise? Nichts. Der Handel ging um die Stadt herum, bis sie ihre Höchstpreise fallen ließ. Denn Deutschland ist groß, und Stralsund ist klein. Das gilt auch für Hamburg und Berlin.

Das Reich muß es schaffen; und hier wie bei den Kartoffeln ist jede schiefe Rücksicht auf ein anderes Interesse als das große gemeinsame Interesse dieser Stunde ein Fluch. Die Erkenntnis und der rechte Rat haben nicht gefehlt. Ehe Bayern — gar nicht genug zu loben für sein tapferes Greifen nach dem Rechten und Notwendigen — seine militärische Kriegsmilchwirtschaft einrichtete, war ein entsprechendes Vorgehen der Reichsregierung nahegelegt worden. Wenn man recht berichtet ist, hat die Reichsregierung damals sich auch durchaus geneigt gezeigt, das Notwendige in dieser Richtung zu tun, hat sich dafür auch gegenüber Landwirten, Fabrikanten und Händlern eingesetzt. Seither ist man im Reichsamt des Innern aber wieder völlig umgefallen und hat ein ‚Unmögliches' entdeckt, das allerdings inzwischen von Bayern durch die Praxis möglich gemacht worden ist. Vielleicht überlegt man nun die Sache in Berlin doch noch einmal.

Es gibt Mittel und Wege zum Besseren, es gibt sie auch hier. Nur Ganzes muß man wollen. Milchkarten ohne Höchstpreise sind nichts. Was hilft den kleinen Leuten ihre Karte und ihr Recht, drei Liter täglich zu kaufen, wenn der Preis es ihnen radikal verbietet? Höchstpreise für Butter und Käse allein sind auch nichts; man erreicht damit vielleicht eine Preiseinschränkung und damit eine Streckung der Milchmenge, aber man schafft damit auch eine neue Steigerungstendenz im Milchverkauf; man drückt die Flüssigkeitssäule in der einen Röhre hinunter und treibt sie in der anderen in die Höhe. Die Logik ist auch hier verhältnismäßig einfach: Man muß Höchstpreise für Milch und Milcherzeugnisse setzen,

Digitized by Google

damit nicht das eine zum andern sich verflüchten kann. Man muß sie von Staats und Reichs wegen setzen, damit nicht eine völlige Ungerechtigkeit Platz greift je nach örtlichem guten oder bösen Belieben. Und man sollte gleich auch Milchkarten einführen, um ganze Arbeit zu machen; vielleicht leistet hier allerdings eine Verteilungsstelle, wie Bayern sie schafft, schon das Genügende.

Immer wieder muß an das Musterbeispiel unserer Brotverbrauchsregelung erinnert werden. Sie ist eine mustergültige Leistung; leider auch die einzige unserer ganzen Kriegsernährungspolitik. Wenn man so bei der Kartoffelfrage verfahren wäre, wenn man so jetzt bei der Milchfrage verführe, so würden wir nicht in einem Paradiese leben — das verlangt niemand —, aber dann würde sich niemand über notwendige Einschränkung und Opfer beklagen, während jetzt alles voll ist von begründeten Klagen über unbillige Zustände. Jedes Opfer für unseren Krieg, aber keines für unsere Kriegsprofitmacher! Das ist eine billige Losung. Unsere Brotversorgung und Bayerns Vorgehen zeigen uns, was geleistet werden kann, und daß mehr und Besseres geleistet werden kann, als was von Reichs wegen geschehen ist und geschieht.

Leider darf man nicht ohne weiteres annehmen, daß der bloße Hinweis auf das Bessere genügt, um ihm Recht und Geltung zu verschaffen. Davon hat man so viel Erfahrung. Aber das enthebt niemanden von der Pflicht, immer wieder sein Wissen und seine Überzeugung von der naheliegenden Möglichkeit dieses Besseren auszusprechen ...

So widerwärtig Kriegswucher und Kriegswucherer sind, so zwingt doch jeder Tag von neuem, zwingen die Klagen von allen Seiten, immer wieder von diesen eklen Dingen zu reden. Keine Stunde vergeht, ohne daß diese Klagen mündlich oder schriftlich uns zugetragen werden, ohne daß man — unverschüchtert durch irgendeine Ahnung, unter welchen beengenden Verhältnissen eine Zeitung heute ihre Pflicht zu tun versuchen muß — uns an diese Pflicht mahnt, die es erheische, früh und spät gegen den nationalen Krebsschaden der Kriegswucherei zu eifern. Es sei dabei von vornherein betont, daß diese Kriegswucherei rechtlich nicht dasselbe ist, wie der Wucher im Sinne des § 302 RStGB. Die Bundesratsverordnung vom 23. Juli 1915 läßt bereits die objektive Feststellung der Erzielung eines ‚übermäßigen' Gewinnes als Merkmal für das Vorliegen von Kriegswucher genügen. Hier wäre eine Handhabe für gerichtliches Eingreifen und Vorgehen geboten, die viel ausgiebiger bewertet werden sollte, als es bis jetzt der Fall ist.

Wir werden nicht ermüden, wieder und wieder auf das Unheil warnend hinzuweisen, das sich hier zusammenzieht, ohne daß verantwortliche Stellen den Entschluß finden, radikal zur Regelung der schon heute unhaltbaren Verhältnisse einzugreifen. Niemand beschwert sich darüber, daß er sein Teil von der Schwere der Zeit tragen muß. Aber jeder billig denkende Mensch muß in Erbitterung geraten, wenn er sieht, wie die Not von Millionen, die Entbehrung Hunderttausender sich in den unsauberen und unsittlichen Gewinn Tausender umsetzt, ohne daß wenigstens ein durchgreifender Wille zur Abstellung dieses Unwesens wirksam wird. Schon das Sichtbarwerden solchen guten Willens würde genügen, um unendlichen moralischen Schaden zu verhüten, ja wieder gutzumachen, der jetzt in der Bevölkerung zersetzend um sich

Digitized by Google

frißt. Möchten doch die Herren, die in langen Überlegungen und Verhandlungen von Amts wegen sich den Kopf über die Zustände unseres Lebensmittelmarktes tagaus, tagein in der Stille ihrer behüteten Amtsstuben zerbrechen, einmal in einen Berliner Metzgerladen gehen und ein halbes Pfund Rindstalg zu erstehen suchen. Früher vierzig Pfennige das Pfund, und — so sagt die Metzgersgattin — ‚wir mußten betteln, daß es uns nur jemand abnahm'. Jetzt dasselbe Pfund eine Mark und sechzig Pfennige. Aber man kriegt höchstens ein halbes Pfund, und auch das nur, wenn man eine entsprechende Menge teueren Fleisches kauft. Wenn der Fachgeheimrat nur einmal daneben stehen würde, wie einem versorgten Weiblein, das für seine Groschen um ein viertel Pfund Rindstalg vergeblich bittet, einfach gesagt wird: ‚Kaufen Sie Fleisch, gibt's auch Talg', und wie das Weiblein sich beschämt davonmacht, weil die Groschen dafür nicht reichen, so würde das vielleicht doch eindringlicher auf ihn wirken als der längste Vortrag des bedeutendsten Fleischwarenfabrikanten über unerschwingliche Kosten der Fleischwarenindustrie und die Notlage der Konservenfabriken. Und man braucht nicht etwa erst nach dem Wedding zu reisen, um das zu erleben; man kann dazu ganz in der Stille der vornehmen Wilhelmstraße bleiben.

Kleinigkeiten reden oft die lauteste und eindringlichste Sprache. Nur zwei solcher Kleinigkeiten. Eine Aktiengesellschaft zur Herstellung von Wurst und Fleischwaren verteilt 30 v. H. Dividende und bezeichnet ihre Aussichten als glänzend, da auch die ersten Monate gute Überschüsse gebracht hätten. Ein Leser aus Schlesien schickt uns ein Stück des ‚Landeshuter Stadtblattes', in dem er uns folgende Notiz blau anstreicht:

‚Neusalz a. O., 9. Oktober. Einen hohen Reingewinn hat die Genossenschaftsmolkerei in Schlawa im letzten Halbjahr erzielt. Er beträgt nicht weniger als 62000 ℳ. Trotzdem hat es die Genossenschaftsmolkerei für notwendig gehalten, die Preise für Milch und Butter zu erhöhen. Das Pfund Butter, welches anfänglich 1,40 ℳ kostete, kostet jetzt in Schlawa 2,20 ℳ, der Liter Milch, gegen 14 ₰ von früher, jetzt 20 ₰.'

Bauernvereine schränken auf Zeit die Milchlieferung nach einzelnen Städten ein, um den dortigen Milchhändlern eine geplante Preiserhöhung durchsetzen zu helfen. In der Nachbarschaft von Großstädten muß — ein Verbrechen zu jeder Zeit, ungeheuerlich aber zu dieser! — ein Teil des reichen Segens des Gemüsebaues untergepflügt werden, weil die Händler es nicht abnehmen, um sich die Preise nicht zu verderben. Wenn man eine Konservenbüchse öffnet, tränen einem die Augen beim Überdenken von Leistung und Gegenleistung. Da und dort umgehen Geschäftsinhaber die Höchstpreisvorschriften dadurch, daß sie mit Höchstpreisen belegte Waren nur abgeben, wenn die Käufer ihnen gleichzeitig Waren abkaufen, auf die keine Höchstpreise gelegt sind, und für die sie deshalb beliebig hinaufgeschraubte Preise fordern können.

Videant consules! Mögen die Behörden, die es angeht, endlich ernstlich zu ihrer Pflicht sehen! Mögen sie den besinnlichen, weltabgewandten Zustand der ‚Erwägungen' verlassen und sich kurzerhand tatsächlich mit den Tatsachen befassen. ‚Wir wissen,' so schrieb kürzlich der frühere Abgeordnete Potthoff, ‚daß wir noch jahrelang auskommen können. Jetzt handelt es sich darum, daß auch die

Digitized by Google

Minderbemittelten die ihnen zukommende Menge an Nahrungsmitteln kaufen können, und daß möglichst wenig Benachteiligung einer Volksschicht durch eine andere eintritt.' Jawohl, darum handelt es sich. Es handelt sich darum, daß wir unsere Bevölkerung materiell und moralisch in einem Stande halten, der sie fähig läßt, Krieg und Kriegszustand noch Jahr und Tag gelassen weiter zu tragen. Es handelt sich darum, daß wir unseren Krieg auskömmlich ernähren, aber nicht unseren Kriegswucher auf des Krieges Kosten weiter dick und feist werden lassen. Es handelt sich um ein Ausbrennen schwerer materieller, schwererer sittlicher Schäden und Gefahren. Es handelt sich darum, den Kriegswucher zu schwächen, um unseren Krieg zu stärken. Wieder und wieder: Gegen den Kriegswucher! Alles unserem Krieg! Nichts seinen Hyänen!"

Mit väterlichen Ermahnungen und Warnungen — wie oft soll das noch gesagt werden? — wird man die „Hyänen" freilich nicht von ihrem Fraße weglocken. Manche Behörden scheinen sich in Straf-Androhungen nicht genug tun zu können, als ob Drohungen durch Widerholung wirksamer würden und nicht im Gegenteil, wenn es dabei sein Bewenden hat, schließlich die Spottlust der „Bedrohten" hervorrufen müßten! Schmunzelnd legen's die Wucherer zu dem übrigen. Sie wissen viel zu genau, was ihnen das „Geschäft" abwirft, als daß sie sich durch Drohungen oder auch nur — im Verhältnis zu dem „Gewinn" — geringfügige Geldstrafen würden abschrecken lassen. Hochbemessene Geld- oder Gefängnisstrafen, bei deren Verhängung auch das Höchstmaß rücksichtslos zur Anwendung kommen müßte, Verbot der Ausübung des Gewerbes könnten allein dem nachgerade den Ausgang unseres Krieges gefährdenden Übel Abhilfe schaffen. Mit dem Mundspitzen sollte man es nun — endlich! — genug sein lassen: es muß gepfiffen werden! Aber deutlich, daß den vaterlandsverräterischen Burschen die Ohren gellen. Und schnell!

Ist es nicht ein schreiender Hohn, wenn uns keines unserer edelsten und wertvollsten Menschenleben fürs Vaterland zu teuer ist und wir die Schufte, die das Vaterland durch Unterwühlung seiner inneren Einheit verraten und — buchstäblich! — verkaufen, mit Sammethandschuhen anfassen? Immer wieder, ehe es zu spät ist, muß die erhabenste und wichtigste Wahrheit dieses Krieges eingehämmert werden: unserer inneren Einheit, dem freudigen Zusammenwirken aller Klassen und Schichten haben wir es zu danken, daß der Sieg sich bisher an unsere Fahnen geheftet hat, daß der Feind nicht im Herzen unseres Landes steht. Wer uns dieses kostbarste Gut stiehlt und verrät, der ist ein Feind und Verräter des Vaterlandes und als solcher nach Kriegsrecht zu strafen. Es gibt keine Rücksicht, kein „Interesse", das höher stehen, höheren Rechtes sein könnte, als dieses. Es stehen andere Dinge auf dem Spiel, als die noch so „berechtigten Interessen" irgendwelcher allzu profitgieriger Händler oder Erzeuger! Es wird in diesem Handel noch mit anderer Münze gezahlt, als mit euren listig zurückgehaltenen Waren oder ergaunerten Lappen!

Digitized by Google

Das Ende

Unter der freudigen Überschrift „Beilegung des ‚Arabic'-Zwischenfalls" veröffentlichte der „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 7. Oktober ds. Js. folgende

Telegraphische Meldungen.

Washington, 6. Oktober.

Nachdem Graf Bernstorff das Staatsdepartement besucht hatte, teilte Staatssekretär Lansing mit, Deutschland gebe zu, daß der Angriff des Unterseebootes auf die „Arabic" den erteilten Instruktionen nicht entsprochen habe. Deutschland sei bereit, jedoch ohne Anerkennung einer Verpflichtung, eine Entschädigung für den Verlust an amerikanischen Menschenleben zu zahlen. In dem Schreiben, das Graf Bernstorff Staatssekretär Lansing überreicht habe, werde gesagt, die Befehle des Kaisers an die U-Bootkommandanten seien so bestimmt, daß eine Wiederholung des Vorfalles ausgeschlossen sei.

Washington, 6. Oktober.

Die Frage der zu zahlenden Schadenvergütung in der Angelegenheit der „Arabic" wird in direkten Verhandlungen mit dem Grafen Bernstorff erledigt werden. In einem Briefe an Lansing teilt Graf Bernstorff mit, der Kommandant des Unterseebootes, das die „Arabic" versenkt habe, sei nach seinen und der Besatzung dienstlichen und eidlichen Aussagen fest davon überzeugt gewesen, daß die „Arabic" das Unterseeboot angreifen wollte. Die kaiserliche Regierung habe andererseits den eidlichen Aussagen der englischen Offiziere der „Arabic", die das Unterseeboot nicht gesehen haben wollen, Glauben nicht versagen wollen und gebe danach (danach —? D. T.) zu, daß ein Rammversuch tatsächlich nicht vorgelegen habe. Der Angriff des Unterseebootes habe somit (somit —? D. T.) zu ihrem Bedauern den erteilten Instruktionen nicht entsprochen, was dem Kommandanten mitgeteilt worden sei.

Rotterdam, 6. Oktober.

Aus Washington wird gemeldet, daß jetzt, da die Angelegenheit der „Arabic" in befriedigender Weise geregelt worden ist, Verhandlungen über den durch die Torpedierung der „Lusitania" entstandenen Schaden angeknüpft werden sollen.

New York, 6. Oktober.

(Von dem Privatkorrespondenten von Wolffs Telegraphischem Bureau.) Die amerikanische Presse und die Beamten in Washington sind über die Beilegung des „Arabic"-Falles hochbefriedigt. Die letzteren vertrauen vollkommen auf Deutschlands aufrichtige Versicherungen, keine weiteren Unterseebootstreitigkeiten hervorzurufen und die freundschaftlichen Beziehungen fortzusetzen.

Der Sonderberichterstatter des Wolffschen Telegraphenbureaus meldete aus Neuyork unter dem 11. Oktober:

Die Blätter besprechen die Erledigung der „Arabic"-Angelegenheit und die Zugeständnisse Deutschlands in ausführlichen Washingtoner Depeschen mit mehrspaltigen Überschriften. Sie drücken in Leitartikeln ihre höchste Befriedigung aus und betonen vielfach, es sei jetzt ein derartiges Einvernehmen zwischen Deutsch-

Digitized by Google

land und Amerika erzielt, daß man nicht mehr an die Möglichkeit der Wiederholung eines Zwischenfalls glaube, der die Beziehungen zwischen den beiden Mächten gefährden könnte. Die Blätter weisen auf die hohen Verdienste des Grafen Bernstorff um die deutsch-amerikanischen Beziehungen hin. Ein Leitartikel der „World" erklärt: Die Note, die Graf Bernstorff gestern dem Staatsdepartement unterbreitet hat, ist ein ernster, völlig befriedigender Beweis dafür, daß Deutschland aufrichtig die Erhaltung der alten Freundschaft mit Amerika wünscht. Wenn das die wahre Ansicht der kaiserlichen Regierung ist, dann gibt es keine Hindernisse, die nicht überwunden werden könnten. In einer Washingtoner Depesche der „New York Times" heißt es, es sei milde ausgedrückt zu sagen, daß die amtlichen Kreise von der gestrigen Entwicklung entzückt seien. —

Die „World" schreibt: „Keine Regierung kann in dem Eingeständnis des Unrechtes, das sie einem befreundeten Volk angetan hat, weitergehen als Deutschland. Deutschland wird einst einsehen, daß sein bester Freund in der großen Krise der Präsident der Vereinigten Staaten war, der auf Einhaltung des Völkerrechts und der Grundsätze der Menschlichkeit drang." „Sun" lobt die freundschaftliche, aber feste Haltung des Präsidenten und den unermüdlichen Eifer des Grafen Bernstorff.

*

Patriotismus im Herzen, nicht auf der Zunge

Herr Professor Oskar Vogt, der Direktor des Königlichen Neurobiologischen Instituts in Berlin, ist als Sieger aus dem Streite hervorgegangen, in den er mit dem Pastor Kettner geraten war, weil dieser Anstoß daran genommen, daß der Herr Professor sich auf der Straße in französischer Sprache unterhalten hatte. (Vgl. 1. Septemberheft, S. 804.) Die 8. Strafkammer des Berliner Landgerichts I hat das frühere Urteil des Schöffengerichts, durch das Herr Professor Vogt wegen groben Unfugs zu 10 ℳ verurteilt worden war, aufgehoben und ihn gänzlich freigesprochen. Allerdings war auch die Verurteilung des Schöffengerichts nicht wegen des Gebrauches der französischen Sprache, sondern wegen des tätlichen Angriffs auf den Pastor gefällt worden.

Es war ein Verdienst des Staatsanwalts, daß er den ganzen Fall wieder zurechtrückte. Über den tätlichen Streit der beiden Parteien sei Klarheit nicht zu erlangen; der grobe Unfug müsse aber darin gefunden werden, daß Herr Professor Vogt „als Deutscher ohne Not auf der Straße sich der französischen Sprache bedient habe". Der Behauptung des Staatsanwalts, daß sowohl die in Frankreich geborene Gattin, wie die der französischen Schweiz entstammende Erzieherin fließend Deutsch könnten, ist nicht stichhaltig widersprochen worden. Wenn diese Kenntnis der deutschen Sprache nicht für die Behandlung schwerer wissenschaftlicher Themata ausreicht, so ist ja auch die offene Straße selbst für Professoren und ihre wissenschaftlich mitarbeitenden Gattinnen, noch auch für deren Gesellschafterin, dafür nicht gerade der geeignete Ort.

In der Begründung seines Freispruchs führt das Gericht aus, „der Angeklagte habe nicht die Überzeugung haben können, daß der Deutsche an dem Gebrauch der französischen Sprache Anstoß nehmen würde, denn er wisse ja, daß wir in Deutschland den Patriotismus im Herzen fühlen und nicht auf der Zunge tragen". Auch der Verteidiger machte eine Verbeugung vor uns Deutschen: es sei gewiß, daß im feindlichen Auslande ein Deutscher nicht in gleicher Weise auf der Straße deutsch sprechen dürfte, aber wir Deutschen seien doch bessere Menschen und ständen auf einem höheren Standpunkte. Wir wollen doch nicht mehrere Stufen herabsteigen zu der Auffassung der Feinde. Andererseits bekamen die deutschen „Überpatrioten" eins ausgewischt. Das Gericht habe auf Grund des ersten Urteils viele anonyme Zuschriften erhalten, deren Inhalt geradezu schamlos sei. Dann von verschiedenen Seiten

Digitized by Google

die Hinweise darauf, daß Französisch und Englisch auch die Muttersprache von Bewohnern neutraler Staaten und ferner ein internationales Verständigungsmittel seien, usw.

Der größte Teil der Presse stellt sich auf den Standpunkt des freisprechenden Gerichts, und es ist selbstverständlich, daß dem aufbegehrenden deutschen Michel auch die übliche Kulturpauke gehalten wird.

Wir sind der Meinung, daß hier eine ganze Reihe Dinge durcheinandergemengt werden, die nichts miteinander zu tun haben, und daß ein durchaus berechtigtes Gefühl durch falsche Klugheitserwägungen geschädigt wird, indem der einfach liegende Fall des Herrn Professors Vogt auf ein falsches Gleis geschoben wird. Es ist aber bei uns um die öffentliche Betätigung des nationalen Gefühls noch so schwach bestellt, daß es durchaus nicht gleichgültig ist, wenn es durch einen von der ganzen Presse verbreiteten Urteilsspruch eines Gerichts einen so schweren Schlag erhält.

Zunächst verschone man uns mit dem Worte „Kultur". Mit dem ewigen Kulturgerede beweist man nur, daß man keine hat. Soweit hier Kultur als Lebensbildung in Betracht kommt, muß sie sich gleich dem Moralischen von selbst verstehen. Sodann verbitten wir uns, daß, wie es an mehreren Stellen geschieht, die anonymen Briefe den „Überpatrioten" in die Schuhe geschoben werden, weil im vorliegenden Fall gegen ein Urteil Einspruch erhoben wurde, das patriotische Kreise ablehnen mußten. Die widerwärtige Gewohnheit der anonymen Briefschreiberei ist leider so weit verbreitet wie die Feigheit und Boshaftigkeit. Ich persönlich kann von meiner Tätigkeit als Sachverständiger in Prozessen über Kunstfragen bestätigen, daß auch in jenen Kreisen, die sich für die patentierten Inhaber und Schützer der Kunst und Kultur halten, dieses Laster ausgiebig verbreitet ist.

Also diese Dinge scheiden aus.

Dann liegt der Fall einfach so: Es ist eine Entgleisung des Herrn Pastors Kettner, wenn er sagte, die französische Sprache sei jetzt für jeden Deutschen „ekelhaft". Der Ausdruck ist falsch. Dagegen muß jeder Deutsche — je einfacher und elementarer er veranlagt ist, um so mehr — im ersten Augenblick schmerzlich berührt werden, wenn er Französisch oder Englisch hört. Mit diesen Sprachen verbinden sich in unwillkürlicher geistiger Reflexbewegung eine Fülle von Vorstellungen, die für uns in dieser Zeit schmerzlich und empörend sind. Darüber ist nicht hinwegzukommen. Die Sprache ist das klarste Kennzeichen eines Volkes. Durch die Sprache werden wir an das gemahnt, was das Volk uns jetzt ist. England und noch mehr Frankreich sind jetzt nicht nur unsere Feinde auf dem Schlachtfelde; ihre Sprache wird seit Jahr und Tag von den Franzosen fast nur benutzt, um alles, was deutsch ist, herabzuwürdigen und zu beschimpfen. Wie gesagt, diese Empfindung muß sich reflexgleich einstellen, sobald wir Französisch hören. Diese Empfindung kann nachträglich durch Überlegungen des Verstandes korrigiert werden. Das ist ohne weiteres zuzugeben. Und wir sind zu diesen Korrekturen verpflichtet, sobald die in Frage kommenden Umstände es gebieten. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß jene schroffe Ablehnung, jenes Schmerzgefühl die natürliche Regung bleibt.

Darum hatte der Staatsanwalt recht, als er einen „groben Unfug" darin erblickte, wenn jetzt ein Deutscher ohne Not auf der Straße sich der französischen Sprache bedient. Und die Anwendung des Wortes, daß wir Deutsche den Patriotismus im Herzen haben und nicht auf der Zunge tragen, ist zum mindesten schief, denn „wes das Herz voll ist, des läuft der Mund über". Und wenn das Herz voll Patriotismus ist, dann braucht der Mund ohne Not nicht eine Sprache, die jetzt fast nur benutzt wird, um unseren Patriotismus zu verletzen.

Nach unserer Überzeugung muß der einfachste Herzenstakt jedem Ausländer und Neutralen, erst recht natürlich jedem Deutschen sagen, daß der Gebrauch des Französischen oder Englischen verletzend wirken kann und bei Tausenden von Deutschen schmerzhafte Empfindungen auslösen muß. Die Möglichkeit schon muß für den wirklich deutsch Empfindenden aus den einfachsten Geboten auch der Nächstenliebe genügen, daß er die

Digitized by Google

Unterhaltung in feindlicher Sprache unterläßt. Das ist die Regel, wie sie nicht nur der Patriotismus, sondern das menschliche Anstandsgefühl gebietet. Über Ausnahmen wäre im einzelnen zu verhandeln. Mir scheint jedenfalls, daß diese Ausnahmen nicht so leicht zugegeben werden brauchen. Wir sind hier in Deutschland im eigenen Hause, in gewissem Betracht jetzt in einem Trauer-, jedenfalls in einem Schmerzenshause. Es ist einfachstes Naturrecht, daß diesem unserem Schmerze von allen jenen, die als Gäste in unserem Lande weilen, mit der höchsten Achtung und Schonung begegnet wird. Nicht wir Deutsche sind es, die in diesem Fall aus „Kultur"-geboten anderen gegenüber nachsichtig zu sein haben, sondern diese anderen haben aus Pflicht des natürlichen Empfindens und der Bildung vorsichtig zu sein. Selbst wenn sie sich dadurch irgendwelche Unbequemlichkeiten aufladen müssen, will das nichts bedeuten.

Aber um den Herrn Professor Vogt, um noch einmal auf den Einzelfall zurückzukommen, steht es viel schlimmer. Da er selbst seine häuslichen Verhältnisse in die öffentliche Gerichtsverhandlung hineingetragen hat, liegt auch für uns kein Grund vor, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Herr Professor Vogt ist seit fünfzehn Jahren verheiratet mit einer Frau, deren Bildung so hoch steht, daß sie seine wissenschaftliche Mitarbeiterin ist. Seine Frau ist durch die Ehe Deutsche geworden, lebt in Deutschland und arbeitet als Mitarbeiterin des Herrn Professors an einem deutschen wissenschaftlichen Staatsinstitut. Die Sprache ist keine bloße Zungenangelegenheit; sie ist das Mittel, auszudrücken, was das Herz empfindet, und tausendfältig haben Dichter und Denker die Rückwirkung der Sprache auf unser geistiges und seelisches Empfinden betont. Wenn ein deutscher Professor, ein Erzieher deutscher Jugend, in seinem Hause fast nur französisch spricht, für seine Kinder eine französische Erzieherin hält, dann versündigt er sich am deutschen Geiste. Das gilt selbst für Friedenszeiten. Wenn nun aber gar Zeiten kommen, wie die jetzige, wo es um den Kampf für das Volkstum geht, wird der Fall viel schwerer. Selbst jene Deutschen, die seit vielen Jahren im Auslande leben, die wohl gar Angehörige ausländischer Staaten geworden sind, haben in dieser Stunde die Gewissenspflicht verspürt, zu den deutschen Fahnen zu eilen.

Der Herr Professor ist seiner ganzen Stellung nach ein Offizier, ein Führer im deutschen Geistesleben. Wenn er nicht fühlt, was unter solchen Umständen für alle Äußerungen seines geistigen Lebens Pflicht ist, dann brauchen wir es hier nicht zu sagen: ihm nicht, weil es doch nichts helfen würde, dem deutschen Volke nicht, weil dieses ohnehin sein Urteil gesprochen hat. K. St.

*

Neutralität und Völkerrecht

Der an den Staatssekretär Lansing gerichtete, von der „Münchener Zeitung" zuerst veröffentlichte Brief des österreichisch-ungarischen Botschafters Dr. Dumba, der von der Regierung der Vereinigten Staaten in schroffster Form zum Verlassen des Landes genötigt worden ist, weil er die Untertanen der von ihm vertretenen Reiche vor strafbaren Handlungen gewarnt und weil er Mitteilungen an seine Regierung, in Ermangelung einer anderen Möglichkeit, einem amerikanischen Privatmanne zur Beförderung übergeben hatte, ist eine Urkunde, deren Bedeutung weit über diese Kriegsjahre hinausreichen und deren ganze Tragweite sich wohl erst nach dem Kriege herausstellen wird. Da wir mit unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen uns nicht nur solidarisch fühlen, sondern in der gegebenen Lage auch tatsächlich und durchaus solidarisch sind, so geht uns die Behandlung, die Dr. Dumba in den Vereinigten Staaten erfahren hat, genau so an, wie Österreich-Ungarn.

Diese Behandlung ist eine derartige, daß man sie heute nur als aufsehenerregend bezeichnen kann. Die „Voss. Ztg." greift nicht zu hoch, wenn sie den Brief „zu den sensationellsten Schriftstücken dieses an sensationellen Veröffentlichungen überreichen Krieges" rechnet: „Der Botschafter, dessen Abberufung Amerika in so brüsker Weise verlangte, erklärt in seinem Schreiben, daß er während vieler Monate seiner Amts-

Digitized by Google

zeit nicht in der Lage gewesen ist, in telegraphischen Verkehr mit seiner Regierung zu treten. Vertrauliche Depeschen, die er absandte, sind nicht nach Wien gelangt, dafür aber in den amerikanischen Blättern veröffentlicht worden. Und die Absendung von chiffrierten Depeschen hat man ihm nicht erlaubt. Diese Mitteilungen des Gesandten setzen all dem, was bisher bereits über die Neutralität der Vereinigten Staaten bekannt war, ein neues höchst bedenkliches Licht auf. Zu dem von allen Völkerrechtslehrern anerkannten Exterritorialvorrecht der Gesandten gehört das unbedingte Brief- und Depeschengeheimnis. Ebensowenig wie das amtliche Reisegepäck der Gesandtschaftskuriere untersucht werden darf, darf sonst irgendwie der Verkehr des Gesandten mit seinem Absendestaat eingeschränkt oder gar verhindert werden."

Es müssen in der Tat, wie der Botschafter sich ausdrückt: „traurige Zustände" sein, denen sich „die Vertreter jener Länder, die mit den Alliierten im Kriege sind", in Amerika zu unterwerfen haben: „Wir haben keine Gelegenheit, Kabel zu benutzen, die unseren Gegnern völlig frei und ohne Zensur zur Verfügung stehen. Unsere einzige Verbindung mit unserer Regierung muß durch offene unchiffrierte drahtlose Depeschen geschehen, die einer so rigorosen Zensur unterworfen werden, daß zum Beispiel mein eigenes Telegramm an mein Auswärtiges Amt, in welchem ich die Anfrage auf die von Eurer Exzellenz gestellte Bitte um meine Abberufung beantworten wollte, mir von dem amerikanischen Zensor zurückgestellt worden ist mit dem Bemerken, es sei eine Verletzung der Neutralität (!!), meine Regierung wissen zu lassen, welcher Art die Papiere wären, die die englische Regierung bei Archibald beschlagnahmt hat, und dies, obwohl die Schriftstücke selbst in allen Zeitungen in Amerika veröffentlicht werden durften."

Angesichts dieser „Zustände" läßt sich die von der „Voss. Ztg." aufgeworfene Frage nicht länger abweisen: wie sich denn die Vereinigten Staaten eigentlich unserem Botschafter gegenüber verhalten?

Entartete Deutsche

Ein deutscher Beamter, Professor Helbig, vordem Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, ein Günstling der Kaiserin Friedrich, starb kürzlich. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß er in Rom bleiben durfte, weil sein Sohn in das italienische Heer eintrat und am Isonzo gegen Österreich-Ungarn und Deutschland kämpft! Eine derartige völkische Geschlechtslosigkeit wäre bei Engländern, Franzosen und Italienern und selbst bei kleinen Völkern undenkbar.

Unliebsames Aufsehen erregte sogar in Berliner Börsenkreisen die Beteiligung großer deutsch-amerikanischer Bankhäuser an der neuen englischen Anleihe. Ladenburg, Thalmann & Co. aus Mannheim und Hallgarten & Co. aus Frankfurt a. M. betrieben das Geschäft als Zeichnungsstellen, während die Genossen wie Belmont (Schönberg) & Co. aus Hessen, Heidelbach, Ickelheimer & Co., Salomon & Co., Seligmann & Co. und vor allem Kuhn, Loeb & Co., Hauptinhaber Jakob Schiff aus Frankfurt a. M., und Warburg aus Hamburg Millionen zeichneten. Jakob Schiff und sein Genosse Siegfried Kahn aus Mannheim hatten sich schon vordem als deutschfeindliche Politiker hervorgetan.

Diese Bankhäuser scheuten sich nicht, den Feinden ihres Vaterlandes neue Kriegsmittel zu liefern, obwohl sie mit deutschen Kreisen Jahre hindurch ausgedehnte und ergiebige Geschäfte gemacht hatten. Als mildernder Umstand wäre freilich in Betracht zu ziehen, daß die genannten Geldleute zwar deutsche Namen tragen, aber samt und sonders keine gebürtigen Deutschen sind, sondern Zuwanderer aus dem Osten mit dem Wahlspruch: Wo wir viel Geld verdienen, da ist unser Vaterland.

Es ist zu hoffen, daß der Kriegsausschuß der deutschen Industrie, was er bereits angekündigt hat, es als eine Ehrenpflicht betrachtet, dafür zu sorgen, daß mit den genannten pseudodeutschen Bankhäusern alle geschäftlichen Beziehungen von deutscher Seite her abgebrochen werden. P. D.

*

Digitized by Google

Unter dem Streifen- und Sternenbanner

Ein englischer Hilfskreuzer hat ein deutsches Unterseeboot erst durch die vorgetäuschte amerikanische Flagge an sich herankommen lassen, dann das deutsche Schiff zerstört und die sämtlichen deutschen U-Boot-Leute, die sich ergeben hatten, auf offener See Mann für Mann abgeschossen, also einfach ermordet. Als die Engländer den letzten Deutschen heruntergeknallt hatten, herrschte unter ihnen, wie die amerikanischen Augenzeugen aussagen, „große Freude".

„Unter Mißbrauch der amerikanischen Flagge", stellt die „Tägl. Rundschau" fest, „ist das deutsche Unterseeboot zerstört worden, und unter Einhaltung der von Amerika gewünschten, von uns zugestandenen Verhaltungsmaßregeln, die sich nun schon so oft als Todbringer für unsere Unterseebootleute erwiesen haben."

*

Erst durch Zwang

Um von den Gutsbesitzern seines Kreises den für den Heeresbedarf notwendigen Hafer zu erhalten, hat der Landrat von Liebenwerda nach erfolgloser Mahnung zu Zwangsmaßregeln greifen müssen. Landrat von Borcke gibt bekannt:

„Trotz meiner wiederholten Kreisblattbekanntmachungen, in denen ich unter Hinweis auf den dringenden Haferbedarf des Heeres um schleunigen Ausdrusch von Hafer zur Lieferung an die Heeresverwaltung gebeten habe, ist bis jetzt kaum die Hälfte von der der Heeresverwaltung bis zum 15. Oktober dieses Jahres aus dem hiesigen Kreise zu liefernden Hafermenge freiwillig zur Verfügung gestellt worden. Ich habe mich daher genötigt gesehen, nunmehr den einzelnen Gemeinden und Gutsbezirken eine bestimmte Menge Hafer zur Lieferung bis zum 15. Oktober dieses Jahres aufzuerlegen, und muß, wenn die auferlegten Mengen bis dahin nicht geliefert sind, in Anwendung der in den §§ 3 und 4 der Bundesratsverordnung über den Verkehr mit Hafer vom 28. Juni dieses Jahres zugelassenen Zwangsmaßnahmen unnachsichtlich Hafer auf Kosten der Besitzer zwangsweise ausdreschen und liefern lassen. Landwirte, die Hafer aus dem zu ihrer Verfügung stehenden Vorrat hergeben, werden nach einer mir vorliegenden Erklärung des Landesamts für Futtermittel später durch Ersatzlieferungen befriedigt werden."

Nach der „Leipziger Volkszeitung" haben die Militärproviantämter neben hohen Preisen auch noch fünf Mark Prämie für jeden rechtzeitig gelieferten Doppelzentner Hafer zugesagt. Aber die „Konjunktur" kann ja noch besser werden!

*

„Aufklärung!"

Die „Deutsche Parlaments-Korrespondenz" berichtet:

„Die nach den Bundesratsverordnungen zu bildenden Prüfungsstellen haben nach den an die zuständigen Behörden ergangenen Anweisungen außer der Beschaffung der Unterlagen für die Preisregelung und der Mitwirkung bei der Überwachung des Lebensmittelverkehrs noch die Aufgabe der Aufklärung der Bevölkerung über unvermeidliche Preissteigerungen und Beschaffungsschwierigkeiten erhalten. Es sollen dadurch die Meinungsgegensätze zwischen Erzeugern, Händlern und Verbrauchern ausgeglichen werden ..."

„Hoffentlich", bemerkt der „Vorwärts", „erschöpft sich die Arbeit dieser Prüfungsstellen nicht in der Belehrung, daß sich die Konsumenten mit den hohen Preisen abfinden müßten."

*

Keine Extrawurst!

Über das Verhalten der Landwirtschaft im Kriege macht Dr. Julius Bachem im „Tag" einige kritische Bemerkungen, die nicht unbeachtet bleiben sollten. In breiten Massen der Bevölkerung herrsche eine Stimmung, die der Landwirtschaft sehr ungünstig

Digitized by Google

sei. Wenn nun diese Stimmung auch nicht in ihrem vollen Umfange berechtigt sei, so könne doch nicht geleugnet werden, daß auch die Landwirtschaft ein Teil der Schuld an der ungeheuerlichen Teuerung trägt. Einen besonders ungünstigen Eindruck aber mache das andauernde Bestreben der landwirtschaftlichen Organe, die Opferwilligkeit der Landwirtschaft herauszustreichen. Darüber sagt Dr. Bachem:

„Von einzelnen Auslassungen in spezifisch landwirtschaftlichen Organen, welche als eine Herausforderung, fast als eine Verhöhnung der in sehr schwieriger Lage befindlichen Konsumentenschichten zu wirken geeignet erscheinen, sei hier abgesehen. Ungeschickt war auch schon der immer wiederkehrende nachdrückliche Hinweis, daß die deutsche Landwirtschaft durch ihre bedeutenden, trotz großer Schwierigkeiten unverminderten Leistungen sich den größten Dank des deutschen Volkes verdient habe. Die Tatsache in Ehren, aber das Aufgebot äußerster Kraftanstrengungen kann doch kein besonderes Ruhmeszeugnis für die Landwirtschaft sein, denn alle deutschen Volkskreise haben an ihrem Platze und nach ihren Fähigkeiten das gleiche getan. Und es darf auch nicht vergessen werden, daß es die gesamte Wirtschaftspolitik war, welche die Landwirtschaft zu der Höhe und Leistungsfähigkeit geführt hat, die uns jetzt in den Stand setzte, den Krieg wirtschaftlich durchzuhalten. Um dieses Erfolges willen haben die Millionen Städter und Arbeiter lange Jahre beträchtliche Lasten getragen."

Also —: keine Extrawurst!

*

Väterliche Mahnung

Die Herren Wucherer müßten ja — von ihrem Standpunkte aus — „Tinte gesoffen" haben, wenn sie sich in ihrem einträglichen Geschäft stören lassen wollten. Warum sollten sie? Die an ihr gutes Herz gerichteten väterlichen Mahnungen gehen ihnen glatt hinunter und reizen noch den Appetit. So wendet sich z. B. der Vorsitzende des Bezirksverbandes der Amtshauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmann Dr. Zani, vertrauensvoll an die „Interessenten":

„In den letzten Tagen sind mir gegenüber mehrfach Klagen aus dem Bezirk darüber laut geworden, daß die Kartoffeln, obwohl die Ernte in vollem Gange ist und gute Ergebnisse verspricht, von den Landwirten und Händlern nur zu Preisen abgegeben werden, die für die jetzige Jahreszeit ungewöhnlich hoch sind, ja daß vielfach mit dem Verkauf der Kartoffeln überhaupt zurückgehalten werde. An die Landwirte und Händler meines Bezirks richte ich daher die Aufforderung, dafür besorgt zu sein, daß den berechtigten Wünschen der Bevölkerung, die Kartoffeln, dieses wichtige Volksernährungsmittel, preiswert zu erwerben, dadurch ermöglicht wird, daß der Verkauf derselben nun alsbald in größerem Umfang und zu niedrigeren Preisen, als bisher, erfolgt."

Das Vertrauen des Herrn Amtshauptmanns wird ihn auch nicht täuschen: die „Interessenten" werden brav „dafür besorgt sein". Warum sollten sie nicht? Gr.

*

Angenehme Geständnisse!

Die italienische Kriegspresse wirft den Giolittianern vor, sie hätten durch ihre Machenschaften ein früheres, rechtzeitiges Eingreifen Italiens verhindert. In dieser Polemik kommt es zu recht angenehmen „Enthüllungen". So hatte, wie der „Tägl. Rundschau" aus Wien geschrieben wird, die „neutralistische" „Tribuna" erklärt, der Dreibund sei doch erst am 4. Mai gekündigt worden, worauf man natürlich noch Zeit gebraucht hätte, die Verständigung mit dem Dreiverbande durchzuführen. Darauf antwortete der „Popolo d'Italia" sehr grob: Erstens sei das bedingte Abkommen mit dem Dreiverbande schon vor dem 4. Mai abgeschlossen (!) gewesen, und dann sei Italien auch bereits zur Genüge gerüstet gewesen, sonst hätte die Regierung nicht am 4. Mai den Dreibund gekündigt.

An „Enthüllungen" hat es übrigens auch in der berühmten Theaterrede des italieni-

Digitized by Google

schen Ministers für die noch immer „unerlösten Gebiete“, des Herrn Barzilai (richtig: Bürzel), in Neapel nicht gefehlt. Großartig war seine Feststellung, daß das Bündnis Italiens mit Österreich-Ungarn nur den Zweck hatte, den Krieg bis zu dem Augenblick hintanzuhalten, den Italien für günstig erachten würde. Nach Herrn Barzilais Ansicht ist also ein Bündnis nur eine Versicherung nicht gegen, sondern für heimtückischen Überfall, eine Erklärung, mit der der Minister für die — immer noch! — „unerlösten“ Gebiete seinen Ahnherrn Machiavelli weit in den Schatten stellt. Für die Diplomatenwelt knüpfte Herr Barzilai daran die weitere Enthüllung, daß auch der verstorbene Minister San Giuliano, der Abbaziapilger, das Bündnis mit Österreich-Ungarn nicht anders aufgefaßt habe.

*

„Neues Vaterland“

Dieser merkwürdige Bund (s. 2. Oktoberheft) hat mit seinen „vertraulichen“ Rundschreiben wirklich Pech! Wie der „Reichsbote“ erfährt, hat die „Humanité“ ein zweites „vertrauliches“ Rundschreiben des Bundes an seine Mitglieder (über seine Denkschrift an den Reichskanzler: „Sollen wir annektieren?“) veröffentlichen können. Daraufhin ist die Kriminalpolizei — nicht zum ersten Male! — in den Geschäftsräumen des Bundes erschienen und hat nicht nur dieses Rundschreiben, sondern alle dort in großer Zahl vorhandenen Druckschriften beschlagnahmt. Außerdem ist dem Bunde von militärischer Seite ausdrücklich die Verbreitung gedruckter oder auf anderem Wege vervielfältigter Mitteilungen verboten worden, um zu verhüten, daß diese weiter den Weg in die Presse unserer Feinde finden und dort gegen Deutschland ausgebeutet werden. — So wird dem gefährlichen Unfuge wohl ein Ende bereitet sein. Wenn er nicht in anderer Aufmachung wieder von vorne angeht.

*

Das erhabene Bild slawischer Brüderschaft

Auch in Serbien gibt es noch Leute, die sich des grauenhaften Wahnsinns bewußt sind, in den ihr Land und Volk durch eine „Politik“ gehetzt worden ist, deren Urheber — wie so manche in anderen Ländern auch! — von Rechts wegen ins Zuchthaus oder aufs Schafott gehörten. Das serbische Sozialistenblatt vom 6. Oktober d. J. veröffentlichte unter der Überschrift „Totentanz“ einen von blutigem Hohn getränkten „Aufruf an die Menschheit“, der als eine geschichtliche Urkunde, als „ein Dokument von dieser Zeiten Schande“ aufbewahrt zu werden verdient:

„Wir erleben ein seltenes Glück. Dieser Tage werden wir das erhabene Bild slawischer Brüderschaft vollendet sehen, denn wir bekommen als Gäste unsere treuen und gleich-blutigen slawischen Brüder aus Algier, Kongo, Transvaal und Indien, unsere lieben Vettern aus Marokko, Senegal und dem Kaffernland, Papuas und Indier. Sie haben es auf sich genommen, die serbischen Reihen auszufüllen, und dann werden wir alle zusammen unter dem Banner unserer gemeinsamen slawischen Mutter Rußland in den heiligen Krieg gegen die verhaßten Germanen ziehen, die Bulgarien und die Türkei bevölkern. Und wenn wir eines Tages, von den asiatischen und afrikanischen Truppen geleitet, den Schlangen in Sofia und Konstantinopel die Gurgel zudrücken werden, dann wird der erhabene Triumph des Christentums über die Ungläubigen errungen sein, der Triumph der gutmütigen, zartfühlenden slawischen Seele über den rohen, barbarischen Germanismus. Darum rufen wir aus: Seid willkommen, teure Brüder aus Marokko, dem Senegal und Kaffernland, Papuas und Indier, ihr erhabenen Beschützer des unterdrückten Slawentums und Christentums.“

Wenn Menschen schweigen, werden Steine schreien! Gr.

*

Digitized by Google

Umlernen

In einem Aufsatze „Patriotisch und national" der Monatsschrift „Bühne und Welt" kommt der Herausgeber Wilhelm Kiefer auch auf „die Patriotischen von 1914/15" zu sprechen:

Umlerner nennen sie sich, meist sind es Renegaten, die morgen wieder anders können werden. Vor dem Kriege galt es als billig, ja in gewissen Kreisen als besonders ehrenvoll, das mit Spott zu beschmieren, was uns in ernsten Zeiten heilig ist. Nicht nur das ganze militärische System, das in seiner genialen Bewährtheit seine Spötter und Gegner in die Knie zwang, nicht allein das Allgemeine, sondern auch der einzelne darin, der Offizier, war dem Spotte hergelaufener Hetzer und Witzblattpoeten ausgesetzt. Daß dieses ganze Geschlecht der freigemuten Friedensgeister heute die nationale Dichtung, allerdings mit der ergötzlichen Lückenhaftigkeit ihres Talentes, in Erbpacht genommen haben, überrascht uns nicht, aber man wird uns das Recht zugestehen, diejenigen, die ihre patriotische Maske allzu lose tragen, beim Namen zu nennen und sie ihres angezogenen Tandes zu entblößen. Wir dürfen nicht mit Heuchlern und Händlern — das Nationale ist in unseren Tagen unter der Hand des geistigen Renegatentums eine Handelsware geworden — in den großen Kampf, der uns im Innern bevorsteht, gehen. Offenes Visier! das sei die Parole der anbrechenden Zeit, und die mit Begabung oder Stümperhaftigkeit getragenen Masken müssen herunter. Da wird vielen, die in diesen Tagen als Helden vor ihrem andächtigen Publikum stehen, das patriotische Lebenslichtlein ausgeblasen werden im Sturme eines elementaren Kampfes, und manches Ritterlein, das mit seiner erzenen Rüstung prahlte, wird erschlagen zu Boden taumeln, weil sein schimmernder Panzer nur aus Pappe war. Das gibt einen fröhlichen, freudigen Kampf. Doch um so schwerer ist das Heute, das von uns Ausharren fordert unter der burgfriedlichen Herde. Denn das ist ein Jammer: von Volk und Fürst zusammengeworfen zu werden, gleichgestellt zu sein mit jedem fingerfertigen Kriegspoetlein und den schweren Kampf kämpfen zu müssen auch gegen seine vermeintlichen — im Glauben der Umwelt — Freunde. Denn nur der, der den Dingen im Lande wirklich auf den Grund sieht und auch vom Gestern der Heutigen weiß, ahnt, wie verderbenschwer das Geflüster und Gefeilsche der Patrioten von 1915 ist. Es ist ein böses Gelichter unter den Umlernern, und anders sind wenige geworden, wenn sie nicht schon vor dem Kriege das Beste für ihr Vaterland wollten. Meinungen und Werke, die früher in ihrem antinationalen Wesen offenbar waren, werden heute unter dem Scheine des Patriotischen ins Volk geschmuggelt, und ich muß es wiederholen, daß zu keiner Zeit die Orientierungslosigkeit in geistigen und künstlerischen Fragen für das Volk so gefährlich war wie heute!

Es ist billig, für das nationale Wohl heute einzutreten, wo auch der letzte sich mit Blut und Gut dafür einsetzt. Vor dem Kriege waren die Hüter zu zählen — ob sie nach dem Kriege, wenn die Kämpfe um unsere innere Klärung einsetzen, nicht wieder zu zählen sein werden? Und ist heute nicht alles Vorbereitung dieses Kampfes? Darum: die Augen auf zur sichtbarlichen Prüfung von Angesicht zu Angesicht, und den Kopf kühl zum Bewerten und Bedenken!

*

Trost im Unglück

Ist es ein Trost, im Unglück Genossen zu haben, so dürfen die „Nachkommen der alten Römer" dies Labsal mit vollen Zügen schlürfen, wenn auch kaum anzunehmen ist, daß ihr Durst (nach „Kasse") dadurch allein schon gestillt wird. Auch Herrn Barks, des russischen Finanzministers, westeuropäische Sendung hat die Blütenträume Rußlands nicht reifen zu lassen vermocht — vielleicht weil die Geldleute in Paris und London russische Wechsel eben als — „Blüten" schätzten. Herr Bark kann seine Taschen noch so gründlich wenden und schütteln, — es fällt nicht viel mehr heraus als kleine Münze, Bettelpfennige, und der heiße Schrei des „Messaggero" nach „Kasse" (s. 2. Oktoberheft) hat eine

Digitized by Google

tiefe Begleitstimme in dem Blatte der Moskauer Großfinanz, „Utro Rossije“, gefunden. Wenn ich sage „tiefe“, so ist das wörtlich zu nehmen: erklang des Italieners Klage mehr wie das brünstige Ständchen eines unglücklichen Liebhabers unter dem rebenumlaubten Fenster der unnahbaren Geliebten (Kasse) in hohen Tenören, so entladet sich der Groll des Russen mit des Basses Grundgewalt. Grob verhöhnt Moskaus Sänger die offiziellen Meldungen von den unterbrochenen Frühstücks und Festessen Barks in Paris und London, nennt Barks Reise ein dauerndes Mißverständnis, unterstreicht die „Vasallenrolle, die er im Lager der Bundesgenossen hat spielen müssen“, und schließt mit der Drohung: „Wir führen gemeinsamen Krieg, haben somit eine Art Syndikat oder Trust, der Geschäfte auf gemeinsame Rechnung mit gemeinsamem Gewinn- und Verlustkonto führt. Wir haben in den Trust bisher das größte Kapital eingebracht, nämlich ein Menschenmaterial und Ländereien, deren Vernichtung die Verluste unserer westlichen Gesellschafter vielfach übersteigt. Wir haben somit in diesem Syndikat nicht etwa nur beratende, sondern direkt ausschlaggebende Stimme. Wir müssen mit unseren Bundesgenossen eine andere Sprache führen und nicht etwa betteln. Wie diese Sprache beschaffen sein soll, hat nicht Bark, sondern Ssassonoff zu bestimmen, der hoffentlich eine derartige Sprache kennt.“

Es ist nur zu befürchten, daß Herr Ssassonoff diesen Gesang mit gemischten Gefühlen vernimmt und zu dem ihm dargebrachten Vertrauen ein nicht gerade beglücktes: „Zuviel Ehre“ murmelt. Gr.

*

Den Bangebüxen

reibt Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.“ einiges kräftige Salz unter die Nase. Ob es wirken wird, ist freilich eine andere Frage.

„Die allzu Ängstlichen, die uns während der Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten von Amerika rieten, den Bogen nicht zu straff zu spannen, hatten vor nichts so große Furcht als vor der finanziellen Unterstützung des Vierverbandes durch die amerikanischen Bankiers. Sie malten uns die Folgen solcher finanziellen Unterstützung in den schwärzesten Farben. Wenn man durch unser Nachgeben gehofft hatte, den amerikanischen Geldmarkt für unsere Gegner zu verschließen, so hat man sich in nichts so gründlich getäuscht als in dieser Annahme. Und wenn unser Nachgeben den Zweck gehabt haben würde, solche finanzielle Unterstützung zu verhindern, so hätten wir mit dieser Nachgiebigkeit ein gründliches Fiasko erlebt. Denn der Vierverband hat eine Anleihe in Höhe von 500 Millionen Dollar unter Dach und Fach. Es ist eine schlechte Ausrede, wenn man jetzt behauptet, Amerika würde andernfalls 1000 Millionen Dollar bewilligt haben. Möglich, daß unter den amerikanischen Bankiers der Neutralitätsbegriff neuerdings so ausgelegt wird, daß man einer kriegführenden Macht 50 v. H. der geforderten Anleihe bewilligen und 50 v. H. ablehnen müsse. Aber um eine derartige ‚Parität‘ zu erkaufen, ist der Einsatz, den wir gemacht haben, wie mir scheint, etwas hoch. Im übrigen ist es ja selbstverständlich, daß die Amerikaner eben so viel bewilligt haben, wie sie für gut hielten, und mehr niemals gegeben haben würden. Und sie hielten so viel für gut, wie sie im eigenen Interesse geben mußten, nachdem sie nun einmal sich auf die gewinnbringenden Lieferungen von Kriegsmaterial eingelassen hatten ...

Wir sollten aus diesen Vorfällen aber nun endlich lernen: Alle Weichheit und alle Nachgiebigkeit wird uns lediglich als Schwäche ausgelegt und nützt uns nichts, sondern schadet uns. Wir müssen unsere Macht in vollstem Umfange ausnutzen, und zwar ebenso unsere militärische wie unsere wirtschaftliche Macht. Wie stark wir wirtschaftlich selbst unter dem Kriegszustand noch sind, scheinen bei uns selbst Männer in hervorragender Stellung immer noch nicht zu wissen. Denn anders kann man sich gewisse Ausstreuungen und manche Gespräche, die in letzter Zeit geführt worden sind, nicht gut erklären. Unsere wirtschaftliche Macht muß

Digitized by Google

in Zukunft dazu benutzt werden, sie diejenigen fühlen zu lassen, die sich in diesem Kriege gegen Deutschland gestellt haben. Es gibt ja bei uns allerdings immer noch Leute, die sich den Kopf darüber zerbrechen, wie der Verkehr mit den anderen Völkern nach dem Kriege wieder aufgenommen werden kann. Wenn man es als das beste Mittel zur Anbahnung jenes Verkehrs betrachtet, dauernd leise zu treten, so scheint mir das der allerfalscheste Weg zu sein. Wir haben auch in diesem Kriege bei allem gerechten Zorn über die Taten unserer Gegner die Würde nicht vergessen, die wir uns selbst schuldig waren. Es mag hier und da eine Entgleisung vorgekommen sein. Denen aber, denen sich über jedes kräftige Wort die Haare sträuben, möchte ich einmal die regelmäßige Lektüre der französischen Zeitungen empfehlen. Dort ist es einfach die Regel, daß Schriftsteller von Ruf, und darunter auch solche, die in Deutschland gefeiert und aufgeführt worden sind, das Wort deutsch überhaupt nicht mehr gebrauchen, sondern durch die Vokabel ‚boche' ersetzen, die dem schändlichsten Jargon geschlechtlicher Lasterhöhlen entstammt. Der Senator Humbert hat im ‚Journal' dieser Tage seinen Artikel über die große Offensive im Westen nicht eleganter zu prägen vermocht als durch die Worte: ‚Die Bestie ist getroffen, nicht erlegt.' Der Vergleich der deutschen Nation mit wilden Tieren ist die Regel, und nur in dem Grad der Schamlosigkeit des Ausdrucks unterscheiden sich die großen Geister Frankreichs noch einigermaßen, und da will man uns die Aufgabe zuschieben, den Zukunftsverkehr vorzubereiten!"

*

Die neueste Leimrute

Die „Vergewaltigung von Belgiens Neutralität" und die „belgischen Greuel" ziehen nicht mehr recht. England mußte also ernstlich auf eine neue Leimrute bedacht sein. Nach langem Nachdenken und fleißigen Vorbereitungen hat es denn auch eine ganz gediegene ausgestellt: die „armenischen Greuel", die von der Türkei verübt sein sollen, aber von England angestiftet sind. „Greuel" mußten es schon sein; schon deshalb, weil das etwas ist, was bekanntlich England und seine Bundesbrüder sich selbst niemals vorzuwerfen hatten noch haben. Damit aber die Gimpel der „Zivilisation", „Kultur" usw. auf den Leim kröchen, mußte die Sache schlau und sozusagen „von einem anderen Ende" angefangen werden. Welches „Ende" aber konnte sich da nach erprobtem Muster und Verfahren mehr empfehlen, als das über Amerika? Welches Land erzeugt und liefert mehr Menschenfreunde (und Munition) als Amerika? Die Menschenfreunde dort sollen uns womöglich dazu bewegen, auf die Türkei einen Druck auszuüben und durch solche Einmischung in die inneren Angelegenheiten des uns verbündeten Staates unser Verhältnis zu ihm zu trüben. Um diese Menschenfreunde, wie auch die in Frankreich, England, Italien, verdient sich Georg Bernhard in der „Voss. Ztg." einen Dank, indem er sie auf ihrer Suche nach einem Betätigungsfeld darauf hinweist, daß es doch wohl Dinge gäbe, die ihnen etwas näher liegen sollten als der Jammer über die armenischen Greuel. „Es dürfte in diesen Ländern ja nicht unbekannt sein, daß in Rußland Tausende und aber Tausende von Juden ausgeplündert und auf bestialische Weise ermordet worden sind. Es ist ferner festgestellt, daß russische Generale den Befehl erteilt haben, das eigene Land vollkommen zu verwüsten. Ganz sinn- und zwecklos sind auf diese Weise die Landeskinder des Zaren zu vielen Tausenden [Millionen! D. T.] obdachlos und vermögenslos gemacht worden. Frankreich und England haben außerdem das schwarze Gesindel aus den schwärzesten Ländern Afrikas auf den europäischen Kampffeldern losgelassen. Die Kosaken haben wie die Wilden in den vormals besetzten Teilen Ostpreußens gehaust. Weshalb entrüstet man sich nicht darüber?

Der Vierverband soll nicht etwa glauben, mit diesen letzten Mitteln, denen ja das Stigma der Verzweiflung aufgedrückt ist, Deutschland noch irgendwelche arge Ungelegenheiten bereiten zu können. Wir sind den Amerikanern in der ‚Arabic'-Affäre weit entgegengekommen ... Sollte sich wider Er-

Digitized by Google

warten der Inhalt des Briefes unseres Botschafters an den Staatssekretär Lansing so bewahrheiten, wie ihn Reuter gekabelt hat, so würde bei diesem Entgegenkommen die Grenze dessen, was vielen Deutschen noch erträglich erscheint, erheblich überschritten sein ... Jedenfalls muß doch bereits heute deutlich gesagt werden: bei den Fällen ‚Arabic' und ‚Lusitania' handelt es sich um Angelegenheiten, die das amerikanische Volk und den amerikanischen Präsidenten selbst angingen. Die Armenierfrage ist eine rein theoretische Diskussion über Menschlichkeiten. Wir haben augenblicklich Schlachten zu schlagen, um unsere Existenz zu sichern, und haben daher weder Zeit noch Lust dazu, uns zu einem Fünfuhrtee-Geschwätz in einem zu gründenden internationalen Sittlichkeitsverein zusammenzufinden ..."

Man wolle uns schon überlassen, unseren Bedarf an Menschenfreundlichkeit selbst zu decken. Man sorgt sich ja auch nicht darum, ob wir unseren Bedarf an Munition selbst decken können. Wir glauben versichern zu dürfen, daß wir billigen Anforderungen nach beiden Richtungen hin gewissenhaft genügen werden, und können den Erzeugern nur empfehlen, ihren Überschuß an Menschenfreundlichkeit bei der selben alten Kundschaft abzuladen, an die sie ja auch die realeren Erzeugnisse des anderen Geschäftszweiges verfrachten. Wir wollen durchaus nicht in unlauteren Wettbewerb treten. Gr.

*

Frankreichs Nationalevangelium

Franz Wugk schreibt im „Tag":

„Frankreich ist das einzige von allen verfeindeten Ländern, das bewußt und mit allen Mitteln daran arbeitet, aus seinem rasenden, fauchenden, geifernden Haß ein ewiges Nationalevangelium zu machen. Man komme nicht mit dem alten Einwand, daß neunundneunzig von hundert Franzosen diesen Krieg nicht gewollt haben und auch heute den Kreisen der schreibenden und redenden Berufshetzer ganz fernstehen. Das ist ein Trost für alle die, die in langen glücklichen Jahren durch Bande des Herzens und Geistes mit Bürgern und Bürgerinnen drüben verknüpft waren und die die Hoffnung nicht aufgeben wollen, daß aus der Asche doch noch einmal wieder Rosen blühen werden. Aber die Politik hat mit diesen Gefühlen nichts zu schaffen. Die Politik rechnet nur mit den Kräften im französischen Leben, die auf die staatliche Entwicklung nach innen und nach außen bestimmenden Einfluß haben. Strömungen, die sich nicht an die Oberfläche zu drängen vermögen, können in den Berechnungen des Staatsmannes keine Rolle spielen. Und was sehen wir heute? Im Oktober beginnen in allen französischen Lehranstalten die neuen Jahreskurse. Da werden denn gerne programmatische Erklärungen zum besten gegeben. Diesmal ist nur ein einziges Leitmotiv zu hören: Erziehung der heranwachsenden und kommenden Geschlechter zu tödlicher Feindschaft gegen alles Deutsche. Ächtung der deutschen Wissenschaft in den hohen Fakultäten und Collèges, Aufpeitschung der Volksleidenschaften durch Einträufelung des Giftes in die Kinderherzen ..."

Sogar der Spielzeugmarkt für das kommende Weihnachtsfest (!) ist, wie der in Genua erscheinende „Caffaro" seinen Lesern schmunzelnd berichtet, „durchweg oder fast durchweg" in diesen Dienst gestellt: „Da sieht man ein ‚Boches-Spiel', ein ‚Alliierten-Spiel' und ein Fußballspiel der Alliierten; dieses besteht darin, daß sich Russen und Franzosen von der einen zur anderen Grenze den Kopf des Kaisers von Deutschland zuwerfen."

Und da gibt es bei uns noch Leute, die sich schon während dieses Krieges dafür ins Zeug legen, wir sollten uns und womöglich unsere Friedensbedingungen doch ja auf ein brüderliches Einvernehmen mit den Franzosen einrichten! Fühlen sie denn gar nicht, wie sie sich selbst wegwerfen oder — moralisch günstigeren Falles — mit ihrem eigenen Kopf Fußball spielen? Gr.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Zweites Novemberheft 1915 Heft 4

Denk' deiner Toten!

Von Ernst Theodor Müller

Deutschland, du stehst in deinen größten Tagen,
Da Weltgewitter deine Stirn umstreifen,
Ans Heiligtum dir freche Hände greifen
Und Lügen qualmend dir ins Antlitz schlagen!

Deutschland, du hast nun eine Welt zu tragen —
Sie alle auch, die züngelnd dich umgeifen!
Wenn einst die Flügel der Geschichte schweifen,
Sollst du als Lichtburg einer Menschheit ragen!

Drum halt dein Schwert dir scharf und laß es pflügen,
Bis es das Mark zerschneidet allen Lügen!
Brich durch die letzte Wolke, die noch dunkelt!

Denk' deiner Toten! Wo ihr Blut geflossen,
Da sollen ihren Kindern Saaten sprossen,
Darüber, Deutschland, deine Krone funkelt!

Digitized by Google

Der alten Dame silberne Kugeln

Von Dr. Frhrn. v. Mackay

John Bull pflegt in dem altväterisch-biederen Humor, der ein Sonnenblick in seinem Selbstlingsherzen ist, den gefeierten „Kapitalturm der Welt", die Bank von England, als seine Old Lady zu bezeichnen. Sie ist in der Tat eine altehrwürdige Dame; datiert der Freibrief, durch den sie auf den britischen Finanzthron gesetzt wurde, doch schon aus dem Jahr 1694. Auch daß John sie mit so viel Liebe umgibt, kann gewiß nicht wundernehmen. Denn was wäre Albion ohne sie?! Ein Mann ohne Schatten, das heißt ein Wesen, dessen Substanz, die körperliche wie die geistige wie die moralische, allen ein Gegenstand schlimmster verdächtigender Mutmaßungen ist. Aber so, Arm in Arm mit seiner alten Dame, steht er festen Fußes auf dem Granitboden des Reellen, des Greifbaren, des jedermann Verständlichen und Zweifellosen; das Geldmachen ist seines Lebens Elixir und irdisch-idealistisches Richtmaß, und die Bank von England die Sammel- und Zerstreuungslinse, in der alle Strahlen solcher goldverklärten Weltbetrachtungsform zusammenlaufen und sich auseinanderzweigen. Das Leben dieser Liebsten war freilich, obwohl sie als Morgengabe einen so dicken Goldsack empfing, keineswegs sorgenlos; der schwärzeste Tag ihres Daseins brach in der napoleonischen Zeit herein. 1798, da die Verbündeten den Sonderfrieden von Campo Formio geschlossen hatten, da die von der Grünen Insel her drohende Gefahr nur durch die Aufnahme der Iren in das Londoner Parlament zeitweise gedämpft, aber nicht beseitigt werden konnte, da in der Flotte böse Meutereien ausbrachen und Teuerung die Geißel über ganz England schwang, mußte sie ihre Zahlungen eine Woche lang einstellen, während die Augäpfel ihrer Sorge, die britischen Konsols, einen Kurssturz bis auf 47¼ taten. Aber zäh vermochte sich John Bull in seiner Inselfeste zu verteidigen; aus dem Riesenkampf mit der Macht des Korsen ging er trotz böser Schläge und Mißerfolge als Sieger mit dem Ruhm, Herr der Meere geworden zu sein und den Aufriß für das größte Kolonialreich der Welt geschaffen zu haben, hervor. Freilich hatte der Triumph ungeheure, übermäßige Opfer gekostet, die sich in verheerenden inneren Wirren mit der Gipfelung der berüchtigten Cato Street-Verschwörung auswirkten, und unter deren Druck 1820, im Jahr der Thronbesteigung Georgs IV., der Kurs der Goldgeränderten noch einmal bis auf 65⅜ sank, wobei jedoch ein Wechselkurs von 3 % die dennoch ungebrochene Widerstandskraft des Marktes der britischen Geld- und Weltwirtschaft bezeugte. Seitdem lebte John Bull der felsenfesten Überzeugung, daß die Wiederkehr solcher runs gegen den Hochsitz seiner Old Lady so gut wie ausgeschlossen sei. Heute aber ...? Heute finden seine Konsols bei einem Kurs von 65 keine Käufer mehr, heute wird ihr weiterer Verfall bis zu 50 % schon jetzt von schwarzseherischen Finanzauguren Lombardstreets geweissagt, heute ist der Sterling Cable-Kurs von 4,65 auf 4,55 gesunken, so daß England für seine Einfuhren aus Nordamerika ein Aufgeld von 7 v. H. zu bezahlen hat, und heute

Digitized by Google

ist es mit dem jähen Übergang zu 4½ prozentigen Staatstiteln mit dem billigen Diskont von 2½ % für absehbare Zeit zu Ende.

Erörterungen finanzwirtschaftlicher Probleme geht der nicht Fachkundige gerne aus dem Wege. Sie sind ihm eine zu trockene Speise; außerdem hegt er den gewiß nicht ganz unberechtigten Verdacht, daß bei deren Kritik und Lösungsversuchen viel mit willkürlichen oder doch schwer kontrollierbaren Zahlenein- und -umstellungen gearbeitet wird, von denen ähnliches gilt wie von gewissen statistischen Berechnungen, auf die des Engländers Satire das Spottwort geprägt hat: Lies, damned lies and statistics! (Lügen, verdammte Lügen und Statistik!) Indessen verwachsen manchmal derartige Fragen in unserem „kapitalistischen" Zeitalter so eng mit dem Gang der weltpolitischen Ereignisse, daß sie niemand unberücksichtigt lassen kann, der diesen gewaltigen Strom nicht kritiklos an sich vorüberziehen lassen will: das ist gewiß, wenn jemals, so heute bei der säkularen Auseinandersetzung zwischen Deutschland und England der Fall. Entsprechend seiner erbeigentümlichen Krämergesinnung hat uns Albion den Kampf durch den Mund seines Großsprecher-Herolds Churchill als einen Krieg mit den „silbernen" Kugeln erklärt und später nochmals durch seinen Schatzmeister Lloyd George verkünden lassen, daß nicht das Schwert, sondern „die letzte Milliarde" den Ausschlag in dem Ringen geben werde. Unterdessen hat man an der Themse selbst immer mehr Fehlstellen und Brüchigkeiten an dem Kapitalpanzer, auf dessen Wehr man fest wie auf die Flottenübermacht vertraute, gefunden, und heute ist seine Durchlöcherung und Zerrüttung durch die Stürme und Geschosse des Weltkriegs eine offenbare und von den britischen Politikern selbst nicht bestrittene Tatsache. Sogar in den gemäßigtsten Londoner Fachblättern wurde angesichts der neuen Kriegsanleihe und des seltsamen, waghalsigen Systems der Konvertierung, das in Verbindung damit durchgeführt werden sollte, von einer „Revolution" auf dem Finanzmarkt des Vereinigten Königreichs gesprochen und das Unternehmen der Regierung als die größte kapitalpolitische Umwälzung hingestellt, die England seit Jahrhunderten gesehen. Daß solche Urteile kaum übertreiben, bezeugen die Tatsachen, wie auf die erste Nachricht von dem in St. James ausgeheckten Plan zur Deckung der ins Riesenhafte angeschwollenen Geldbedürfnisse Großbritanniens hin der ganze Londoner Effekten- und Diskontenmarkt völlig außer Rand und Band kam, wie minderwertige koloniale und sonstige überseeische Werte so gut wie unverkäuflich wurden, alle anderen und selbst die besten Papiere aber sofort den gesetzlichen Mindestkurs erreichten, das heißt in Wirklichkeit weit darunter sanken. Ohne irgendwie durch eine schönfärberische Brille zu sehen, springt der Vorteil und die überlegene Stärke der deutschen finanziellen Kriegführung im Vergleich zu der englischen in die Augen. Deutschland hat seine sämtlichen Kriegsanleihen zu einem nur um ½ bis 1 % den normalen Zinsfuß überragenden Satz mit glänzendem Erfolg ausgeben können und wird dazu zweifellos auch ferner ohne Verlust des Gleichgewichts der Staatsfinanzen und der Kapitalwirtschaft fähig sein. England muß seine Zinspolitik völlig umstülpen und auf einen ums Doppelte erhöhten Satz hinaufgehen, um durch diese Spannung das ganze Gefüge der altüberlieferten Kreditverhältnisse zu sprengen, das nun wieder durch die Mittel eines in der

Digitized by Google

Finanzgeschichte aller Großmächte unerhörten Umwandlungsverfahrens künstlich verkittet werden soll. Eben auf dieser Vergleichslinie aber gewinnt das Problem größte weltpolitische Bedeutung. Finanzielle Sorgen sind der Einschlag im ganzen Webstück der inneren Wirren Englands, die zum ungewöhnlichen Schritt der Bildung eines Koalitionsministeriums geführt haben, und finanzielle Schwierigkeiten bilden gleichsam den Trichter des Strudels, um den sich das Treibholz all der sozialen und parteipolitischen Verwicklungen jenseits des Kanals sammelt und dreht. Im Gesichtswinkel dieser Entwicklung der finanziellen Fragen wiederum eröffnen sich zugleich Ausblicke in neue und wichtigste Kriterien und Gesetze des Ringens zwischen Deutschland und England, das den Angelpunkt der blutigen Weltkriegstragödie von Anfang an gebildet hat und das Zeitpunkt wie Form von deren Katharsis bestimmen wird.

Die in der Bank von England angesammelten Goldbestände betrugen am 29. Juli 1914: 38,1, am 21. Januar 1915: 70,2, am 2. Juni: 58,6 Millionen Pfund Sterling. Auf welche Weise die anfängliche glänzende Auffüllung des Goldbeutels der „Old Lady" zustande kam, ist bekannt. Die Goldvorräte der ägyptischen und der belgischen Nationalbank sowie des indischen Reichsschatzes wurden kurzweg, ohne jede Rücksicht auf die Rechtsfragen, nach der Themse verbracht; dazu kamen die für die Kreditbewilligungen an die Verbündeten geforderten Goldabgaben der Pariser und Petersburger Zentralnotenbank, endlich Zuflüsse aus der argentinischen Konversionskasse und aus Wallstreet, die beim Kriegsbeginn stark an die Londoner City verschuldet war. Alles das sind aber ausgeschöpfte Brunnen ohne ergänzenden stetigen Quellzufluß. Durch das Milliarden-Waffenlieferungsgeschäft ist aus dem Soll im amerikanischen Schuldbuch ein dickes Haben geworden, das Goldabgabe nach Neuyork verlangt; Mittel zur Verstopfung dieses Abzugkanals wie Erhöhung der Londoner Bankrate und die englischen Anleihegeschäfte bei Morgan können natürlich nur als vorübergehende Vorbeugemittel, nicht als dauernde Abhilfen wirken. Paris und Petersburg aber sind heute Kontokorrenten des Ententebankiers London, deren steigende Ansprüche im umgekehrten Verhältnis zu ihrem sinkenden Leistungsvermögen stehen. Rußland ist britischer Schuldnerstaat selbst in normalen Zeiten starker Getreide- und Rohstoffausfuhr; jetzt ist diese fast ganz unterbunden und an ihre Stelle eine jähe Steigerung der Einfuhr getreten, die seine sonst aktive Handelsbilanz ins Gegenteil verkehrt und die Last seiner Auslandsschulden, deren Bezahlung an England hängen bleibt, vervielfacht. Frankreich wiederum bietet ein ganz ähnliches Bild: seine Handelswerte erzeugenden Kräfte sind durch die bis zum letzten wehrfähigen Mann greifenden Aufgebote so gebunden, daß seine Ausfuhr gleichfalls stockt, während seine Kapitalanlagen zum größten Teil in russischen und in südamerikanischen Anleihetiteln festgelegt sind, deren Markt der Krieg gänzlich zerrüttet hat; auch die Haftbarkeit für die Bezahlung der französischen Übereinfuhr wälzt sich daher London zu. Eine schlimme Schicksalsverkettung will es nun aber, daß die britische Nationalwirtschaft an demselben Handelsbilanzleiden krankt wie der Haushalt der Ententegenossen. Nach der britischen Handelsstatistik hat sich der Einfuhrüberschuß Englands im ersten Kriegsjahr auf 329 Millionen Pfund gegen 133 Millionen im

Digitized by Google

vorhergehenden Friedensjahr gesteigert. Es ergibt sich also eine Verdreifachung des Bilanzpassivums, das bekanntlich in gewöhnlichen Zeiten durch die „unsichtbaren Ausfuhren“ wie Fracht- und Bankgebühren, Versicherungsprämien, Zinsen und Dividenden von ausländischen Kapitalanlagen gedeckt wird. Ist nun auch der Strom dieser Ausgleichsmittel keineswegs ganz unterbunden, haben sich einige, wie beispielsweise die Einnahmen aus den Schiffsfrachten, wegen der gesteigerten Sätze sogar sehr verstärkt, so ergibt sich doch aus dem auf der ganzen Weltwirtschaft lastenden Druck notwendig eine starke Minderung des Gesamtzuflusses: das Fazit des Zusammenwirkens all dieser folgegesetzlichen Verwicklungen, Störungen, Lähmungen im finanzpolitischen Triebwerk der Entente-Kommanditgesellschaft ist jene Ebbe nach der Goldhochflut in den Stahlkammern der Bank von England und — damit wieder unweigerlich verbunden — eine zunehmende Verschlechterung des Sterling-Wechselkurses. Nimmt man hinzu, daß Paris und Petersburg ihre Notenpresse bereits mit einer Massenerzeugung belastet haben, die eine weitere Steigerung nicht mehr verträgt, ohne daß ihr Kreditsystem aus allen Fugen gerät, daß somit auf irgendwelche weitere Goldsendungen von der Seine und der Newa nach der Themse nicht mehr zu rechnen ist, daß andrerseits London neben den ins Riesenhafte steigenden Zahlungsverbindlichkeiten nach Amerika und für die verbündeten Regierungen auch noch das Konto der Waffendienste der Kolonien zu begleichen hat, so ist es gewiß begreiflich, wenn den englischen Staatsmännern und Finanzherren graue Haare beim Blick in das finanzielle Dunkel der Reichszukunft wachsen.

„Sullen, methinks, and slow the morning breaks,
As if the sun were listless to appear.“

Die melancholischen Worte Drydens erscheinen wie ein Ausdruck der Stimmung, deren düsterer Nebel heute auf ganz England lastet. In ihrem Dunst entlud sich nun das „Tetrachlorid der Anleihebombe“ Mac Kennas. Er will damit einen Ertrag der geradezu fabelhaften Höhe von einer Milliarde Pfund und zugleich das Verschwinden von einem Drittel der bestehenden Staatsschulden erzielen; andere Finanzpolitiker rechnen anders und meinen, daß die ganze Operation darauf hinauslaufen werde, vom großbritannischen Nationalvermögen ungezählte Millionen zu vernichten. Die Logik scheint mehr auf seiten der Pessimisten als bei den rosafarbenen Hoffnungen der ministeriellen Volksbeglücker zu sein. Da die Regierung „nach oben“, das heißt zu einem Kurs konvertiert, der um rund 30 % niedriger ist als der Ausgabekurs, so leuchtet ein, daß der britische Sparer trotz der Aussicht auf höheren Zinsgenuß dem Hinaufstempelungsangebot mehr mit tränendem als lächelndem Auge zu begegnen Ursache hat. Denn sein Kursverlust wird dadurch verewigt, während er andrerseits doch wiederum durch die drohende Entwertung aller Papiere des alten niedrigen Zinsfußes zur Annahme des Umtauschgeschäftes geradezu gepreßt wird. Es handelt sich aber nicht nur um eine verdeckte Zwangsanleihe und um eine ziemlich willkürliche Bereicherung der Reichskasse auf Kosten der Staatsgläubiger, sondern auch um eine Täuschung der Öffentlichkeit, insofern die angebliche Schuldentilgung nur durch Aufladung neuer Schuldenlasten unter

Digitized by Google

sehr viel ungünstigeren Bedingungen, als sie bisher bestanden, erreicht wird, und die Hälfte der gezeichneten Summen „vorgegessenes Brot" war, das heißt ordnungsmäßig zur Einlösung der umlaufenden kurzfristigen Schatzwechsel in Betrag von 6000 Millionen Mark dienen mußte, im übrigen aber um ein offizielles Eingeständnis, daß das Land seit dem Kriegsbeginn mehr und mehr auf die abschüssige Bahn der Kapitalaufzehrung geraten ist, der jetzt mit solchen Gewaltmitteln Einhalt geboten werden soll. Und so sieht sich die stolze alte Dame heute bereits gezwungen, in Wallstreet Pumpgeschäfte zu machen, um ihren Goldvorrat nicht gänzlich der Erschöpfung preiszugeben, ein weiteres den Ruin der Staatsfinanzen besiegelndes Sinken des Wechselkurses zu verhindern und mit fremder Hilfe die eigene kapitalistische Schwäche zuzudecken. Die Union, die England bedenkenlos Waffen, Munition, Rohstoffe und alles, was es zur Kriegsführung bedarf, in ausgiebigster Weise, freilich auch zu teuersten Preisen geliefert hat, hat ihm und seinen Verbündeten nun auch einen Transport „silberner Kugeln", die es selbst nicht mehr in auszureichender Weise zu gießen vermag, zukommen lassen. Aber unter welchen Bedingungen? Mit einer Zinsenlast von 5,8 v. H., wozu noch Aufschläge auf Grund des London ungünstigen Devisenstands kommen, wobei dieses außerdem das Valutarisiko zu tragen hat! Und wie lange wird diese Unterstützung ausreichen, wenn der Schuldner bei einer Tageseinnahme von 750 000 Pfund 4¾ Millionen Pfund täglich verbraucht? Vor allem aber: inwieweit werden sich die Herren Morgan und Genossen, die doch auch gute Rechner sind, bereit finden, dieses Kreditgeschäft fortzusetzen, wenn sich erweist, daß solche Hilfsmittel ein Tropfen auf den heißen Stein der kranken Finanzen des sieglosen, an Zahlungsverpflichtungen überreichen Albions sind?

Indessen ist es hier nicht geboten, auf eine Prüfung der finanztechnischen Einzelheiten des Problems einzugehen; es kommt vielmehr darauf an, auf Grund der Klarlegung seiner Wurzeln und Exponenten das Wesen des Gegensatzes der Finanzwirtschaft Deutschlands und Englands und die sich daraus ergebenden großen geschichtlichen, politischen und moralischen Lehren ins Licht zu stellen.

Albion wollte uns mit silbernen Kugeln besiegen. Aber heller denn jemals strahlt heute die der ganzen vom Mammonismus befangenen Menschheit heilsame Lehre, daß die Entscheidung jedes Völkerringens letzten Endes allein im *Schwert* und in der *Arbeit* ruht. Nicht das tote Rentnerkapital und nicht das Volks-Zinseneinkommen sind die gültigen Maßstäbe für die Beurteilung des Leistungsvermögens einer Volkswirtschaft, sondern deren Zeugungskraft, und diese wiederum ist nichts als ein Produkt aus sachlich schaffendem und organisatorisch tätigem Kapital und nationaler Arbeitsenergie. In der Blütezeit englischer Macht war das System der Geld- und Kreditbeschaffung des Weltbankiers London engstens mit dem Warengeschäft und den schöpferischen industriellen Unternehmungen verbunden und verwurzelt. Heute hat sich England mehr und mehr in die Rolle des rein spekulativen Geldgebers drängen lassen, was eigenartig genug schon die Tatsache bezeugt, daß in der City selbst etwa 3 Milliarden Mark fremdländisches Kapital — darunter viel deutsches! — arbeitet, das jene wirtschaftlich produktiven Aufgaben übernahm; es hat bei solcher Bevorzugung des aleatorischen Kreditgeschäfts

Digitized by Google

leicht mit billigen Geldangeboten glänzen und ein verschwenderisches Wohlleben führen können, aber auch ein Gebäude auf Triebsand und mit tönernen Füßen geschaffen, das um so gebrechlicher bei einem Orkan wie dem gegenwärtigen sich erweisen mußte, als es dank des berüchtigten Ein-Reserve-Systems einzig und allein durch die Angeln der Bank von England gehalten wird. Deutschlands Lage und Entwicklung war eine andere. Wir wußten, daß wir im Fall eines Kriegs mit England von der überseeischen Welt abgeschlossen sein würden, und daß sich so zwangsläufig der Wechselkurs gegen uns drehen mußte. Wir haben uns darauf vorbereitet, haben das Gewicht auf die möglichste Erhaltung des wirtschaftlichen Selbsternährungs- und Zeugungsvermögens gelegt und unter kostspieligeren, aber gesunderen Kreditverhältnissen gelebt, deren überlegene Widerstandskraft jetzt triumphiert. England hat unseren „Kartoffelbrotgeist" verspottet und sieht heute selbst keinen anderen Weg der Rettung mehr aus seinen Teuerungsnöten als den spartanischer Einfachheit und Sparsamkeit, die im Dienst des Vaterlands zu üben indessen John Bull als verkörpertem Geist der Selbstsucht offensichtlich übermäßig schwer fällt. England hat mit seinen Millionenheeren geprahlt, durch die es Deutschland auf die Knie zwingen wolle; heute weiß es kein anderes Mittel mehr gegen den Druck seiner Sorgenüberlast als die äußerste Anspannung der industriellen Tätigkeit auf Kosten der kriegerischen, wie es freilich seinem Geschäftssinn gewiß angemessener ist als die Menschenblut-Aufopferung in den flandrischen Schützengräben. Die Aufgabe, drei oder vier große kriegführende Nationen zu finanzieren und gleichzeitig ein modernes Millionenheer im Feld zu erhalten, übersteigt nach der Überzeugung der britischen Volkswirtschaftler selbst unzweifelhaft die Leistungsfähigkeit des Landes. Würden die Wehrfähigen im Lande behalten, so könne die gesunkene Ausfuhr wieder gehoben, damit den zusammenbrechenden Staatsfinanzen wieder auf die Beine geholfen und auf Grund dessen den Bundesgenossen alles nötige Geld zur Verfügung gestellt werden; umgekehrt steigere jeder von den Bergwerken oder den Fabriken dem Heer überwiesene Trupp Menschen den Einfuhrüberschuß und damit die mißliche Lage der Reichsfinanzen. So erweist sich denn auch die Spekulation auf das berüchtigte capture of German trade (Wegnahme des deutschen Handels) als ein Hirngespinst, da eine Nation, die nicht einmal über die nötigen Arbeitskräfte daheim verfügt, gewiß nicht zur Eroberung von Auslandsmärkten befähigt ist. Aber andrerseits liegt in derartigen britischen Selbstbekenntnissen und Darlegungen doch auch eine ernste Mahnung an uns. Je länger der Krieg dauert und je mehr Arbeitskräfte demgemäß der Felddienst fordert, desto mehr muß trotz aller überlegenen Organisation unsere industrielle Zeugungskraft sinken. Das siegreiche Schwert gab uns jedoch glücklicherweise auch gegen diese Drohung eine wirksame Abwehr in die Hand. Die Männer eroberten Landes in die eigenen Kampfreihen zu zwingen, ist ein überwundener Brauch, sie durch möglichst schnelle Wiederbelebung von Handel und Gewerbe in den besetzten Gebieten der nationalen Wirtschaft dienstbar zu machen, eine Politik, die ebensosehr dem Wohl des Besiegten förderlich wie zur wirtschaftlichen Befestigung des Sieges unweigerlich ist. Im Westen wie im Osten harren in dieser Richtung unserer nach wie vor große Aufgaben; ihre glückliche Lösung wird die beste Gewähr sein, daß

Digitized by Google

die silbernen Kugeln auf die Brust des va banque spielenden britischen Schützen selbst zurückprallen, und daß sein letztes Bollwerk, die Bank von England, vor dem stählernen Widder deutscher Nationalwirtschaft zusammenbricht.

An den Tod · Von Käthe Müller

Frei aus dem Irischen

Du großer Feind! Du großer Freund!
Du Segen und Fluch, o Tod!
Nach dir wächst kein Gras mehr auf der Wies',
Die du sichelst im Abendrot.

Vor dir ist Furcht und Willkommengruß,
Es geht Freude und Schmerz dir zuvor.
Du wandelst heut' durch die große Stadt
Und morgen durch einsames Moor.

Vielleicht bringst du Sieg — vielleicht Niederlage.
Schwer ist deine Arbeitsstund'.
Ein Diener ist dir des Feuers Glut
Und des Wassers kühler Grund;

Und es dienen dir in des Menschen Herz
Die Sorge, die Furcht und die Wut
Und die Seuche, die kommt auf dem leichten Wind,
Und der Krieg voller Haß und Glut.

Ein Sieger bist du bei Tag und Nacht,
O Tod! Deine Sense mäht schwer.
Strich auf Strich ziehst du in das volle Korn
Und die Garben fallen umher.

Wie der Herbst jedes Jahr seine Garben bringt —
Du sammelst auch — Mann oder Frau.
Eine Scheuer hast du für alle Welt,
Für jung und für alt und grau.

Was schiert dich häßlich oder schön,
Ob Trug oder Wahrheit gewinnt —
Du folgst dem König, bis er müd' und schwach:
Du winkst — und er gehorcht blind.

Tod! der du allein den Kopf nicht neigst
Wenn du zu Hofe gehst,
Du bist ein Herr ohne Oberherrn
An welchem Ort du auch stehst!

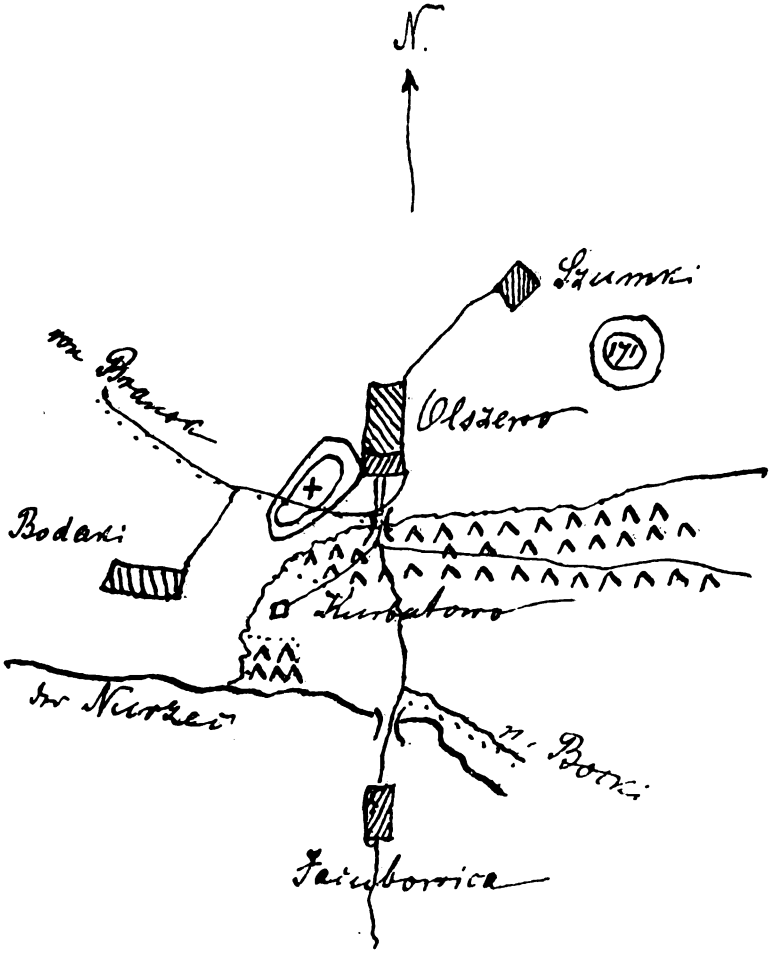
Nie verblaßt dein Ruhm. Aus deiner Hand
Niemals die Sichel fällt.
Du bist der treuste Kamerad,
Der zu Starken und Schwachen hält!

Digitized by Google

Eine Ruhmestat; eine von hunderten!

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß im jetzigen Weltkriege die Ereignisse sich so sehr überstürzen, daß über die ganz großen Kampfaktionen zwar die obersten Heeresleitungen lakonische Berichte veröffentlichen, über die Waffentaten einzelner Truppenteile aber fast keine Kunde in die Öffentlichkeit dringt. Zwar kann man annehmen, daß die spätere Geschichtschreibung das Versäumte nachzuholen versuchen wird. Dies kann aber bei der ungeheuren Fülle des Stoffes nur sehr allmählich geschehen. Es liegt die Gefahr nahe, daß eine Beleuchtung der Heldentaten unserer Brüder und Söhne dann veraltet, vielleicht von neuen Eindrücken schon abgelöst ist. Wenn



Digitized by Google

daher von unseren vorderen Kampffronten einmal eine beglaubigte Nachricht über die Einzeltat eines Truppenteils dem inneren Vaterland zugeht, so soll man diese wie eine kostbare Perle betrachten und sie in das Gold begeisterter Anerkennung fassen. Eine solche Perle ist der folgende schlichte Bericht:

„Nach mehrtägigem hartnäckigem Kampfe räumte der Feind seine starken Stellungen in Olszewo und auf der Kreuzhöhe westlich davon (siehe Kroki) am späten Abend des 19. August. Unsere Patrouillen waren ihm auf den Fersen. Das dritte Bataillon hatte mit der 9. Kompagnie Bodaki besetzt, das unbedingt gehalten werden sollte. Die 9. Kompagnie Reserveregiment .. stand im Westteil zur Unterstützung. Südlich davon, der Stellung von Jakubowica gegenüber, lag die .. Division. Unser erstes Bataillon hatte — zusammen mit einem Bataillon Reserveregiment .. — am Abend des 19. Höhe 171 östlich Szumcki genommen. Der Divisionskommandeur befahl, daß das dritte und zweite Bataillon, letzteres mit 4. Kompagnie ..... Reserveregiments und 12. Kompagnie Reserveregiments .., dem Gegner bis zum Südrande des Waldes südlich Olszewo nachdrängen sollten. Es war dunkelste Nacht, Nebel und Regen. Es wurde vereinbart, daß das zweite Bataillon mit seinem rechten, das dritte mit seinem linken Flügel am Wege Olszewo—Bocki vorgehen solle. Von der 11. Kompagnie (Führer Leutnant Dunkelberg) wurde der Zug Rindt zur Besetzung der Brücke hartnördlich Jakubowica entsandt. Die beiden andern Züge sollten nach Kurbatowo (in Wirklichkeit kein Gehöft vorhanden) in Reserve gehen. Die zusammengestellte 12. und 10. Kompagnie (Führer Leutnant Schneider) mit 3 Maschinengewehren sollte den Südrand des Waldes erreichen.

Es war höchste Zeit zum Vorgehen, um noch unter dem Schutze der Nacht vorwärts zu kommen. Lautlos traten die Kompagnien die Bewegung an und gelangten unbehelligt an die befohlenen Stellen. Leutnant Schneider zog seine Kompagnie auseinander, um sie eingraben zu lassen. Als man hiermit gerade begann, krachten in dem soeben durchschrittenen Walde Salven, denen ein mörderisches Infanteriefeuer folgte. Und schon pfiffen die Kugeln über uns hinweg und schlugen bei uns ein. Zunächst der Befehl: ‚Volle Deckung' und ein kurzes Besinnen über die zunächst unerklärliche Lage. Da erscholl auch schon ein tausendstimmiges Hurrägebrüll der Russen im Walde, und nun ahnte man, was vor sich ging. Das zweite Bataillon, das später angetreten war als wir, war bei seinem Vorgehen durch den Wald überfallen worden. Der drei Meter breite, sumpfige Bach hatte seine Schützenlinie veranlaßt, sich nach rechts, nach der Brücke südlich Olszewo zusammenzuziehen. Diesen Augenblick benutzten die Russen zu dem Überfall. Das zweite Bataillon wurde durch den überraschenden Angriff durch überlegene Kräfte zurückgeworfen und auseinandergedrängt. Leutnant Schneider, die Lage rasch erfassend, ließ nur eine Gruppe und ein Maschinengewehr mit der Front nach Süden, den Rest seiner Kompagnie mit 2 Maschinengewehren mit der Front nach Osten sich eingraben. Die Kompagnie erhielt nunmehr starkes Feuer aus der linken Flanke, aus dem Walde von Norden her. Befehl: ‚Das linke Maschinengewehr kämmt sofort den Wald in der linken Flanke ab.' Ein tüchtiger Gefreiter des zweiten Bataillons hatte sich mit vier Gruppen seiner

Digitized by Google

Kompagnie an die Kompagnie Schneider herangezogen. Er unterstützte jetzt, Front nach Norden, das linke Maschinengewehr. Da, wenige Minuten später, tauchten Scharen von Russen 400 Meter hinter den Schützen auf; sie hatten sich aus dem Walde heraus im Tale des Baches in ihren Rücken gezogen. Man glaubte zuerst, es wäre Leutnant Dunkelberg mit seinen zwei Zügen, aber das wilde Feuer im Rücken belehrte bald eines anderen. So waren also auch die beiden Züge der 11. Kompagnie überrannt! Befehl: ‚Das mittlere Maschinengewehr kehrt und sofort Feuer eröffnen auf die Russen im Rücken.' Derselbe Befehl erging an die diesem Maschinengewehr benachbarten zwei Gruppen, bei denen auch Leutnant Schneider lag, sich in seinem Schützenloch nach allen Seiten drehend. Wie die Katzen verschwanden die Russen zunächst im Rücken hinter einem Hügel, aber nur, um sich einzugraben. Alsbald eröffneten sie mit ihren Schützen und 2 Maschinengewehren wieder das Feuer — aber noch nicht genug: Jetzt erschienen feindliche Schützen von Osten und Südosten her vor der Front. Befehl: ‚Die Schützenlinie nimmt die Russen vor der Front unter Feuer. Visier 400, lebhafter feuern!" Die nach Süden herumgebogene Gruppe mit ihrem Maschinengewehr sowie der Zug Rindt der 11. Kompagnie an der Brücke nördlich Jakutowica beschossen gemeinschaftlich den südöstlichen Gegner. So lagen die Kompagnien, von allen vier Seiten eingeschlossen, nach allen vier Seiten feuernd in rollendem, rasendem Knattern der Gewehre und dem sicher mähenden ‚tak, tak' der Maschinengewehre. Feige Russen! Sie wagten es nicht, auch uns zu erdrücken. Vier ihrer Regimenter sollen dort im Walde gewesen sein.

Es war Tag geworden! Meldung an Leutnant Schneider von links: ‚Das linke Maschinengewehr hat sich verschossen.' Befehl (hier nicht durch Fernsprecher, sondern durch Weitersagen in der Schützenlinie) zurück: ‚Dann befeuern die Schützen den nördlichen Wald weiter; es wird ausgehalten!' Allmählich wird das feindliche Feuer schwächer. Da saust eine schwere Granate kaum 50 Meter vor der Kompagnie in den Boden. ‚Das sind unsere!' Wie anders krachen sie als die russischen schweren Geschosse. Befehl: ‚Leuchtpatronen abschießen! (grünes Licht zum Zeichen, daß Befreundete sie abschießen.) An 30 Patronen werden verschossen, denn auch unsere leichten Feldhaubitzen nehmen uns unwissentlich unter Feuer; ein Volltreffer mitten in die 10. Kompagnie. Unsere Artillerie vermutete keinen Deutschen mehr an dem Platze. Es waren peinliche Minuten. Leute des zweiten Bataillons hatten nämlich nach hinten gemeldet: ‚Die Kompagnien Schneider und Dunkelberg seien gefangen, die 3 Maschinengewehre verloren.' Die Leuchtkugeln wurden für einen Täuschungsversuch der Russen angesehen. Schließlich schweigt die Artillerie. Einer Patrouille der Kompagnie Schneider gelingt es, sich zur .. Division durchzuarbeiten. Diese teilt durch Fernsprecher der ..... Reservedivision mit: ‚10./12. Kompagnie .....-Reserveregiments liegt eingegraben südlich des Abschnittes von Kurbatowo.' Die Division übermittelt diese Nachricht an den Kommandeur des dritten Bataillons, Major Moeller, der mit 9. Kompagnie ..... -Reserveregiments und 12. Kompagnie Reserveregiments .. im Ostende von Bodaki steht. Er hat inzwischen durch den Bataillonsadjutanten, Leutnant Schmidt, auf der ‚Kreuzhöhe' die dortigen zurückgehenden Teile des

Digitized by Google

zweiten Bataillons sammeln lassen. Auf die Nachricht über den Verbleib der Kompagnie Schneider hin befiehlt der Bataillonskommandeur: ‚Alles, was sich zwischen dem Nurzec und Olszewo befindet, geht sofort zur Befreiung der 12. Kompagnie vor, die rings eingeschlossen östlich Kurbatowo liegt. Die 9. Kompagnie des Regiments unter Leutnant Flamm geht als erste von östlich Bodaki nach Osten vor.‘ Nun wieder zur Kompagnie Schneider. Plötzlich ein Ruf durch die Schützenlinie: ‚Dahinter kommen unsere; lange weite Schützenlinien. Das ist Herr Leutnant Flamm, weit vor mit seinen beiden Schätzern. (Die führenden Offiziere sind von Mannschaften begleitet, die besonders scharfsichtig und im Entfernungsschätzen ausgebildet sind.) Man erkennt ihn am Schritt, am geschwungenen Spaten.‘ Den braven Leuten kommen die Tränen. Die Russen im Rücken der Kompagnie Schneider schießen jetzt teilweise auf die Kompagnie Flamm. Leutnant Flamm, mit seinen zwei Schätzern der Kompagnie um 300 (!) Meter voraus, steht plötzlich auf der Brustwehr des vordersten russischen Grabens. ‚Hände hoch!‘ donnert er die Russen an. 150 Mann machte er in zwei Gräben zu Gefangenen. Die andern Gräben werden fluchtartig geräumt, und nun kommt die Kompagnie Flamm an die Kompagnie Schneider heran. Leutnant Flamm wird fast erdrückt. Ein herzliches, unvergeßliches Wiedersehen — die Befreiung! Stumm begrüßen sich die beiden Führer.

Und später kommt es von allen Seiten heran. Unser erstes Bataillon, Teile des ..... -Reserveregiments, von rechts Teile der .. Division. Deutsche Soldaten werden nicht im Stich gelassen. Im Nebel und Regen, im schweigenden Walde standen wir andern Tages am Grabe unseres lieben Kameraden Dunkelberg. Ein Bajonettstich in die Brust hatte seinem jungen tapfern Soldatenleben ein Ende gemacht. Er hat ausgehalten im Walde. ‚Hier bleibe ich.‘ Das sind seine letzten Worte gewesen. Und da ist er geblieben. Ehre dem Andenken des treuen, heldenhaften Kameraden. Die Kompagnien des dritten Bataillons werden diese Nacht nicht vergessen, die Nacht treuester, befreiender Waffenbrüderschaft. Den Leutnants Schneider und Flamm überreichte der Regimentskommandeur nach einigen Tagen das Eiserne Kreuz I. Klasse.“

Dieser schlichte Gefechtsbericht bedarf keiner Glosse. Er spricht für sich selbst. Nur auf zwei Erscheinungen sei hingewiesen. Feldmarschall Moltke hat mehrfach gesagt, daß die Stärke der deutschen Armee zum Teil in der Selbständigkeit der Unterführer liege. Diese tritt in dem vorliegenden taktischen Beispiel in geradezu glänzender Weise zutage. Welche Ruhe, welche Bestimmtheit, welche Klarheit liegt in den gegebenen Befehlen. Und diese Ruhe überträgt sich auf die Mannschaften. Man vergegenwärtige sich die Situation. In dunkler Regennacht von den Russen auf vier Seiten eingeschlossen, behalten die wenigen Schützen ihre ganze Kaltblütigkeit und vollziehen die Befehle ihrer Vorgesetzten wie auf dem Exerzierplatz. Das ist vorbildlich.

Feldmarschall Moltke hätte aber als zweite Imponderabilie für die Stärke des deutschen Heeres anführen können „die treue Kameradschaft, die nicht ansteht, sich selbst in die Schanze zu schlagen, wenn es gilt, den bedrängten Kameraden zu retten“. Der Entsatz der eingeschlossenen Kompagnie durch Leutnant Flamm

Digitized by Google

entbehrt nicht der dramatischen Färbung. Diese kameradschaftliche Hilfeleistung ist in der deutschen Armee selbstverständlich und ein kostbares Kleinod des Heeres. In andern Armeen ist dies keineswegs immer der Fall. Die napoleonische Zeit liefert Dutzende von Beispielen, wonach die vitalsten Interessen durch die Eifersucht der Marschälle gefährdet wurden. Erinnert darf dabei werden, daß Marschall Bazaine 1870 das Korps Frossard schwer bei Saarbrücken schlagen ließ, ohne ihm Hilfe zu bringen, bloß weil der Führer ihm persönlich antipathisch war.

Die deutsche Armee aber wird hochhalten als Gewähr für den Sieg den freien und klugen Entschluß der Unterführer bis zum Gefreiten hinab und die treue Kameradschaft, die den eigenen Tod nicht scheut, um den Freund zu retten.

Den Klagenden! · Von Max Richard Mothes

Still steht die Zeit! —
Ein jeder schweige von seinem Leid,
Von seinen Sorgen und jeglicher Not:
Heilig ist die Stunde!

Die drunten liegen,
Auszuruhn von blutigen Siegen,
Darf nimmer wecken euer Geschrei —
Schweiget von euerem Leid!

Wenn aber selbst in endlos langer Grabesnacht
Ihre Seelen von eurem Mund ein Weinen traf
Und sie aufschreckt aus tiefem Schlaf —
Wenn sie heraufsteigen aus dem dunklen Schacht
Ans kalte Licht des Tages — nackt!
Hoiho, hoiho, hoiho —
Dann hat der wilde Nordsturm sie gepackt
Und peitscht sie fort und hetzt sie durch die Wüste
Bis an des Urmeers grauenhafte Küste —
Unheilige Stunde!

Still steht die Zeit! —
Schweiget still von eurem Leid,
Von Trauer und jeglicher Not!
Laßt die Toten dem Tod:
Heilig ist ihre Stunde!

Digitized by Google

Das Koppel

Von L. M. Schultheis

Heute war der große Tag gekommen, an dem die Bärbe ihr Jaköble feldgrau kommen sehen sollte. Spanisch wollte einst ein tapferer niederländischer Kavalier seinem Mädchen kommen, aber alle Glorie des Goldenen Vlieses hätte der Bärbe, selbst wenn sie je davon gehört hätte, keinen einzigen Knopf an Jakööles feldgrauem Rock aufgewogen.

Sie saß im Lehnstuhl wie immer; zu Bett war sie nicht gegangen, denn wenn man im Bett auch gerade nur sitzen kann, lohnt sich's nicht, es mit dem Stuhl zu vertauschen. Vom Fenster aus konnte man doch gleich sehen, was mit der aufgehenden Sonne die Dorfstraße entlang kam. Das entdeckte die Bärbe schon, wenn andere noch kein Pünktchen sehen konnten. Denn sie hatte scharfe Augen, Augen wie ein Jäger oder Matrose, die den fernen Horizont absuchen. Auch die Bärbe schaute auf ferne Horizonte; sie ließ ihre Augen dorthin wandern, weil die Beine es nicht mehr konnten. Mit dreißig Jahren war sie gestürzt. Diesen ungelegenen Moment hatte das Jaköble ergriffen, um auf dieser Erde zu erscheinen. Erst später hatte sich's gezeigt, daß seine Mutter gelähmt war. Sie mußte schon eine Ahnung ihres Schicksals gehabt haben, denn sie zeigte eine nicht zu stillende Unruhe wegen der Glieder des Kindes.

„Hans-Jakob!" rief sie von Viertelstunde zu Viertelstunde, „hat 's Kindle auch schon die Beinle bewegt? Schau doch, ob's fein strampeln kann!" Zu einer Zeit, wo's noch nicht viel lebhafter war als ein blindes Hündchen.

Als dann das Jaköble fein strampelte und ein herzhafter kleiner Bengel ward, half ihr das über ihr eigenes Schicksal hinweg. Denn bis zu dem Zeitpunkt war die Bärbe oft ein etwas ungeduldiges Weibsbild gewesen, eigenwillig und schnell zufahrend, sei's mit der Hand oder auch mit der Zunge. Ihr Hans-Jakob hatte oft gemeint, sie sei eine Herrische und hätte den armen Dorfschneider nicht nehmen sollen, denn ihm tat das Herz weh, wenn ihr ein Gelüsten kam, das er nicht erfüllen konnte. Er war einer von denen, die einer Frau danken, wenn sie die Hand tritt, die er unter ihre Füße breitet.

Seine Bärbe war aber seltsam geduldig geworden unter ihrer Heimsuchung. Von ihrem Lager aus sah sie das Jaköble die ersten tappeten Schrittchen machen; sie gingen meistens noch in die Luft und erinnerten gewissermaßen an einen, der leeres Korn drischt. Der Hans-Jakob hatte nämlich das Bürschchen beim Wickel und sah darauf, daß die Füßchen nicht die Schwere des ganzen Kerlchens zu tragen hatten. Der Hans-Jakob hatte zu jener Zeit viel zu tun, er war Pflegerin, Kindsmagd, Hausvater und Ernährer in einer Person, und die Zeit nahm ihm auch später nur wenig von seiner Bürde. Aber er war's zufrieden — ihm hatte so gegraut vor dem Augenblick, wo seine Bärbe zum erstenmal ihr Schicksal anerkennen mußte — und seltsam: gerade dieser Augenblick war ausgeblieben. Einen Ausbruch maßlosen Jammers hatte er sich in den Nächten vorgestellt, wo der Kleine

Digitized by Google

darauf bestand, in dem engen Stübchen auf und ab getragen zu werden und die Gedanken des kleinen Schneiders freien Reisepaß hatten. Aber nichts von alledem war geschehen, die Bärbe hatte es mit sich ausgekämpft und nur die Kraft, die ihr selbst genommen war, etwas trotzig vom Himmel für ihr Jaköble gefordert. Und hatte sich bescheiden lernen, als sie sah, daß ihr Vergleich mit den himmlischen Mächten zum Austrag kam und das Jaköble zunahm an Kraft und Lebendgewicht und allgemeiner Beweglichkeit der Gliedmaßen.

Wie es oft mit den Menschen geht, die über sich und ihr Leben zu einem Abschluß gekommen sind, so hatte auch die Bärbe etwas Fertiges, Abgeklärtes in ihr Wesen aufgenommen, das der eigenwilligen, fahrigen Frau ganz fremd gewesen war, etwas, das sich nicht mehr zerriß und zerquälte wegen der kleinen Zwischenfälle des täglichen Lebens. Mochte jetzt dem Schneider der Kinderbrei überkochen oder das hastig hingestellte Bügeleisen ein Loch in des Langenkaspers Hose brennen — der Bärbe war's, als ob es am entgegengesetzten Ende des Dorfes passierte. Sie hatte notgedrungen gelernt, sich Zeit zu lassen, und da hatte sie bald gemerkt, daß der liebe Herrgott aus Morgen und Abend einen Tag machte und die Jahreszeiten hintereinander schickte, auch ohne daß sie ihren Senf an Vorwitz und Widerhaarigkeit dazu gab. Sie saß an ihrem Fenster — es war so ziemlich das letzte Häuschen im Dorf — und schaute die lange Landstraße hinab auf die wechselnden Felder und sah, wie's grünte und wieder bleichte, und wunderte sich selbst manchmal, daß sie so froh war. Der Schneider aber war besser dran mit seinem Krüppel als früher, obgleich er jetzt für drei schaffen mußte. Denn erstens hatte er sein lustiges Büble, zweitens das Minimum von Muße zum Grübeln, und drittens einen Menschen auf der Welt, bei dem er abends, wenn's zum Schaffen zu dunkel war, ganz still niedersitzen konnte. Solange die Bärbe noch hastete und es zu etwas zu bringen suchte, war dafür keine Zeit gewesen. Nun hatte sie, wie sie selbst sagte, der liebe Herrgott an die Kette gelegt. Da saß der Schneider nun oft bei seiner gelähmten Frau und schaute mit ihr in das dunkelnde Dorf, und sie sahen, wie die Nachbarn die Lampen anzündeten, und keins sprach, bis das Jaköble polternd und lebensfroh hereingesprengt kam.

Seltsam war in den ersten Jahren noch manchmal die alte Bärbe zum Durchbruch gekommen. Da kam die alte Freude am Weltlichen, am Besitz, und sie machte dem armen Schneider das Leben fast zu bunt und schwierig — wie damals, als sie es nicht anders tat, er mußte ihr kornblaue Tuchpantoffeln kaufen mit richtigen Hacken für ihre lahmen Füße, die doch nichts anderes vertrugen als die Lappenschuhe, die ihr der Schneider aus Abfällen zusammenstückte. Kirmesware, und mußte bar bezahlt werden, dabei war kein Groschen in der Schublade. Der Hans-Jakob war bei allen Nachbarn gewesen, um sich das Geld zu erborgen, und als sie dann endlich, grellblau und mit roten Rosen benäht, neben seiner Bärbe standen, die nicht wenig mit ihnen vor den Nachbarn prunkte, sagte er sich, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, sondern auch von den winzigen Freuden, um die sich seine Sehnsucht rankt.

Je mehr aber das Jaköble heranwuchs, desto mehr war es der Mittelpunkt geworden, um den sich seiner Mutter Sehnen und Hoffen drehte, und wenn sie

Digitized by Google

jetzt noch manchmal Wünsche hatte, die dem armen Schneider den Schweiß auf die Stirne trieben, so handelten sie vom Jaköble.

Unter kleinen Sorgen war der Bub groß geworden, mit großen hatte er die beiden Alten nicht beschwert, gesund und kräftig war er an Leib und Seele.

Die große Not war erst über die Bärbe gekommen, als der schreckliche Krieg ausbrach. „Krieg" und „mein Jaköble" waren die zwei Begriffe, die sich schreckhaft in ihrem Gehirn aneinanderreihten. Bis jetzt hatte sie, siech, wie sie war, sich langsam abwenden sehen von der Welt, und am Ende dieses langsamen Wanderns stand ihr Jaköble, jung noch und stark, und drückte ihr die Augen zu. Auch daß eine andere kommen und ihn ihr nehmen würde, hatte sie bedacht und zu ertragen gehofft, obgleich, wie sie einst zu Hans-Jakob sagte, man sich mit einer solchen fremden Frauensperson nicht leicht befreunden konnte. Aber daß eine eiserne Not hereinbrechen und ihren Bub vor ihr dahinnehmen könnte, das hatte sie nie geahnt, und das riß alles Altgewohnte in ihrer Gedankenwelt um. Tage und Nächte rang sie mit sich, um wieder zu Klarheit und Ruhe zu kommen. Der Hans-Jakob, der den Krieg nahm wie alle Mannsleute, die tagelang mit verstörtem Gesicht umhergehen, wenn sie Zahnschmerzen haben, aber singend dahinziehen, wenn sich's darum handelt, den Tod zu erleiden oder ewiges Krüppeltum, der Hans-Jakob wußte sich keinen Rat und war zum Pfarrer gegangen, ob er seiner Bärbe nicht ein Sprüchlein oder zwei sagen wolle über Vaterland und Freiheit und solche Dinge, die man den alten Weibsen erst erklären muß, die ein Mann aber von selbst versteht. Das hatte der Pfarrer auch gern getan, aber im Grund war die Bärbe ein Charakter, der sich selbst helfen mußte. Der Gedanke, der ihr schließlich die größte Kraft verlieh, war der, daß es doch eine schier übermenschlich große Sache sein müsse, die einen so unerhörten Einsatz fordern dürfte, wie ihr Jaköble, — und als sie so weit gekommen war, begann sogleich ein unbändiger Stolz ihr Herz zu erfüllen, daß sie, von allen Müttern im Dorf gerade sie, den schönsten und kräftigsten Jungen schenken konnte. Ja, so weit war die Bärbe gekommen, daß sie „schenken" sagen konnte, wenn sie ganz allein war mit der bittern Notwendigkeit, die forderte, denn die Bärbe tat nichts halb.

Vielleicht war es ihr großer Verzicht, der sie noch einmal in die Art der kleinen Wünsche und Süchte fallen ließ, die ihr eigen gewesen, ehe sie lahm wurde. Als nämlich der Jaköble vor ihr stand im feldgrauen Rock, tannenschlank und biegsam in dem neuen Zeug, zusammen mit seinem Spezi, dem Müllerseppl, den er um ein Haupt überragte, da machte ihr die ganze Herrlichkeit keine Freude, weil der Seppl, reicher Leute Kind, in den eigenen Ausrüstungsstücken daherstolzierte, während ihr Jaköble sich mit den ihm gelieferten begnügen mußte. Während der Seppl ihr jedes Stück erklärte und großspurig den Preis nannte, kränkte sich die Bärbe tief um ihres Buben willen. Ihr Trachten kristallisierte sich um den einen Punkt, daß das Jaköble nicht so „lumpig" ohne ein Stücklein eigenes Zeug in den Krieg ziehen dürfe. Als die Uhr Mitternacht schlug und das Jaköble oben in der Kammer, der Hans-Jakob unten in der Stube schnarchte, hatte sie sich mit sich selbst geeinigt: ihr Bub mußte ein eigenes Stück haben, ein Koppel zum Beispiel, ein blankes Koppel mit schimmernder Schnalle, auf der der bayrische Löwe

Digitized by Google

prangte, und hinten auf der Rückplatte, da mußte der Name stehen: Jakob Niederschwendner, und das Datum. „Hans-Jakob!“ rief sie erst leise, dann dringlicher, weil die Sache nun geregelt war und keinen Aufschub erduldete. Der Schneider, der gerade von den Russen geträumt hatte, fuhr entsetzt auf und tastete nach seinen Hosen, in denen er ein Zweimarkstück barg, das er dem Jaköble mit in den Feldzug geben wollte. Er hatte es sich am Mund abgespart. Voller Resignation hörte er die Pläne seines Weibes an. Die kornblauen Tuchpantoffeln fielen ihm wieder ein, die noch heute verstaubt in einer Ecke standen. Weil er aber weichen Gemüts war, schalt er sich selbst einen Unmenschen, der die letzte Guttat, die er vielleicht seinem Kind und damit auch seinem verkrüppelten Weib tun konnte, nicht freudig tue. Büßend lief er, da sein Schlaf doch schon angebrochen war, im Morgengrauen zu einem Nachbar, der mit Butter und Gemüse in die Stadt fuhr, um ihm den Auftrag zu geben, das Koppel, wie Bärbe sich's wünschte, zu bestellen.

Als er wieder heimwärts schlürfte, wollten ihn die Gedanken, woher er das Geld für das Stück bekommen sollte, meuchlings überfallen, aber er wehrte sich tapfer dagegen und murmelte nur den Trostspruch derer, die von der Hand in den Mund leben: „Kommt Zeit, kommt Rat.“

Seine Bärbe saß friedlich am Fenster, als er das Tor erreichte, hatte die Hände gefaltet und schaute weitab in die Ferne. Auf dem verblühten Fliederbaum, der dicke grüne Samen getrieben hatte, saß eine Amsel und sang. Noch nie hatte der Schneider seine Bärbe so verklärt gesehen. Alle Unruhe war von ihr genommen. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“, dachte der Schneider, der zu den Menschen gehörte, die bestimmt sind, nie in dies Himmelreich zu gelangen.

Das Koppel kam mit der Post am dritten Tag. Am folgenden Morgen mußte das Jaköble zurück in die Stadt. Mit ihm ging der Müllerseppl und fünf andere Burschen. Noch am selben Abend sollte die Kompagnie das Abendmahl nehmen. Dann konnte zu jeder Stunde der Ruf des Vaterlandes an seine Kinder ergehen, sie waren bereit.

Der lahme Schuster, der gar schön die Trompete blies, und ein paar halbwüchsige Buben mit Mund- und Ziehharmonika geleiteten sie über die Dorfgrenze. „Deutschland, Deutschland über alles“ spielten sie, und „Muß i denn zum Städtele 'naus“, und alles schwenkte die Tücher und brachte Gaben; dann, als sich die kleine Schar schon anschickte, die Wegsenkung hinab zu verschwinden, die draußen bei den drei Pappeln begann, da blies der Schuster ein Solo: „Vater, ich rufe dich.“ Da blieb zu guter Letzt kein Auge trocken, so feierlich-ernst war den Zurückbleibenden zumute.

Auch der kleine Schneider, der bei seiner Bärbe geblieben war, weil er als Mann die Schwache stützen und aufrichten wollte, schluchzte herzbrechend, als die Töne langsam zu ihnen herschwebten, aber die Bärbe hielt sich tapfer und ließ ihre unbewölkten Augen an der stets kleiner werdenden Figur ihres Jaköble kleben, der so stolz dahinschritt. Heute war nur noch ein unbändiger Stolz auf den Sohn in ihrem Herzen. Sie hatte, davon war sie überzeugt, dem König den schönsten und besten Soldaten der ganzen königlich bayrischen Armee geschenkt. Etwas von der Spartanermutter lebte momentan in ihr auf. Vor einer Stunde hatte

Digitized by Google

sie ihr Jaköble zu sich treten lassen und ihm mit zitternden Händen das Koppel umgeschnallt. Nun war's ihr, als ob es ihm draußen in dem wilden Krieg nicht übel ergehen könne, denn sie hatte ihn selbst bewehrt. Der Schneider hatte ihn mit Sträußen an Brust und Helm geschmückt, und beiden Alten war es eine heimliche Genugtuung, daß kein Dirndl aus der Nachbarschaft gekommen war, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen, — so gehörte er in dieser Stunde niemand als ihnen.

Als der letzte feldgraue Helmzipfel hinter der Wegsenkung versunken war und der letzte Ton von des lahmen Schusters Solo verklang, wandte sich die Bärbe bekümmert zu ihrem Mann, der vergeblich sein tränennasses Gesicht zu verbergen suchte: „Schau, Hans-Jakob," sagte sie, „du hätt'st mich abhalten müssen, dem Jaköble so lang nachzuschauen; man sagt alleweil, es sei nit gut, wenn man den Scheidenden zu lange nachsieht."

Der Schneider aber dachte in dieser wehmütigen Stunde, wie es denn je möglich gewesen wäre, seiner Bärbe etwas zu verwehren, und schon gar den letzten Blick auf ihr feldgraues Jaköble! Das hätte ihm schier das Herz abgedrückt, und als Mann scherte er sich um solch dummen Aberglauben schon gar nicht.

Des Abends aber, zu derselben Stunde, wo die Kompagnie Jakob Niederschwendners unter den hohen Pfeilern der Stadtkirche kniend das Sakrament empfing, das ihre Glieder weihte für den heiligen Kampf, genossen auch der Dorfschneider und sein lahmes Weib den Leib ihres Erlösers mit einer Demut und Inbrunst, die das Höchste an geistigem Erleben darstellte, das ihnen zuteil geworden war.

* * *

Der Dorfschneider hatte, marthagleich, noch immer viel Sorge und Mühe, die sich darauf bezogen, woher er des Leibes Nahrung und Notdurft für jeden neuen Tag nehmen sollte, wozu auch noch die Frage kam, wie es möglich sei, den Riemen enger zu schnallen, der seinen mageren Leib umgab, so daß auch noch ein tägliches Etwas abfiel, womit man zu guter Letzt noch das prächtige Koppel bezahlen konnte, mit dem das Jaköble, zusammen mit seiner Eltern Segen, in die Feldschlacht gezogen war. Die Bärbe aber hatte das bessere Teil erwählt, das nicht von ihr genommen werden konnte. Ein neues, wichtiges Moment war in ihr Leben getreten, ein Moment, das, wie der Dichter des „Verlorenen Paradieses" sagt, einem köstlichen Zeitvertreib gleichend, die langwierigen Tage in einen wunderbaren Traum verschmolz. Mit dürren Worten: die Bärbe sah von Morgen bis Abend dem unaussprechlichen Augenblick entgegen, wo der Briefträger zuerst als kleine Silhouette auf der Landstraße erschien. Die Augenblicke, die diesem ersten folgten, in denen es sich langsam, aber sicher entwickelte, ob die lederne Tasche einen Feldpostbrief des Gardisten Jakob Niederschwendner enthielt oder nicht, waren zu intensiv, um leicht ertragen zu werden.

Das Jaköble schrieb regelmäßig und kriegsfroh. Keine Strapazen hatten ihm die Freude am Soldatenhandwerk verleiden können. Das Schneiderlein hatte einen Höllenspaß an der Herzhaftigkeit des Sohnes, und als er eines Tages einen Nahkampf beschrieb, bei dem er zwei Franzosen gefangen hatte, trug er den Brief jeden Abend, an dem er einen Groschen erübrigen konnte, in den Dorf-

Digitized by Google

krug und las ihn vor. „Da schaut's," sagte er, „was mei' Jaköble von wegen dem Bajonett schreibt — das ist a Waffen, die nur vom Kolben übertroffen wird, schreibt er, und warum? Der Kolben flutscht besser!" Und der kleine Schneider sah ganz blutdürstig drein.

Der Ochsenwirt meinte: „Dei' Jaköble, das isch au' so einer wie der Glockner vom Glockenhof — der isch als Leutnant der Reserve ausg'rickt, und gestern isch er zurückkommen mit dem Eiserne und zwei Medaille', und der hot halt g'sagt, wann a jeder sei' Schuldigkeit so getan hätt' wie er — und dabei hot er a Bewegung g'macht, als tät' er an uffs Korn nemme —, da wär' der Krieg schon vorbei."

Der Hans-Jakob war aber ganz nachdenklich bei dieser Rede geworden, denn es war ihm plötzlich wie eine seltsame Erleuchtung gekommen, daß ja auch das Jaköble, das brav und tapfer war, mit dem Eisernen geschmückt zurückkommen könne.

Abends breitete er diese Idee vor seiner Bärbe aus. Schier sterben würde er vor Freud', wenn das Jaköble ihm diese Ehr' und dies Vergnügen machen tät'. Aber der Bärbe war's bei seinen Worten eiskalt den Rücken herabgelaufen. Sie fühlte plötzlich, daß sie gar keinen Ehrgeiz für ihren Bub hatte, daß sie gar nichts wünschte, als ihn wieder bei sich zu haben, mit oder ohne Kreuz. Sie sehnte sich nur, ihn wieder zu der Tür hereintreten zu sehen, aus der er blumengeschmückt hinausgezogen war. Jetzt wollte sie keine Ehren und Auszeichnungen, jetzt wollte sie bloß ihr Kind.

Der alte Trotz wachte in ihr auf, der sie einst zu der Vorsehung sagen ließ: „Nehmt meine Glieder, aber gebt dem Kindl Kraft und Beweglichkeit, laßt ihm kein' Schaden an seinem Leib erwachsen!"

Jetzt war sie wieder genötigt, den ewigen Mächten einen Kompromiß anzubieten, jetzt schrie sie wieder in der nächtlichen Stille: „Nehmt ihm, was ihr wollt, laßt ihn kommen ohne Kreuz und ohne Ehren, nackt und arm, wie ich ihn geboren habe, aber schickt ihn mir wieder."

Der Schneider, der seine Stärke aus ihr sog, wußte nicht, wie sie sich abrang und quälte — er war voller Hoffnung und Zuversicht.

Aber gerade von diesem Zeitpunkt an wurden Geduld und Zuversicht auf eine harte Probe gestellt. Die Bärbe schaute wie immer die Landstraße entlang, aber sooft sie auch den Briefboten sah, er hatte nichts vom Jaköble. Briefe kamen an die Nachbarn rundum, noch nie hatte die Post so viel zu tun gehabt. Nur in das Häuschen am Ende der Dorfstraße kam er gar nicht mehr. Der Hans-Jakob sammelte überall tröstliche Beispiele von Briefen, die verloren gegangen waren, oder von zeitweiligen Verboten der Militärverwaltung, nach Haus zu schreiben, und tröstete sich damit, so gut er konnte. Aber Bärbe konnte er nicht trösten. Sie kämpfte wieder, wie immer, ihren Kampf allein.

Sie sah jetzt erst, daß der starke Wille in ihr sich nicht gebeugt hatte, daß sie rang und immer ringen würde um ihr Kind. Sie hörte nicht auf, wachend und im Schlaf ihn zu sehen, wie er wund und hilflos nach ihr rief und sie nicht zu ihm konnte, weil sie ja doch gelähmt war.

Digitized by Google

Am Abend des sechzehnten Tages waren die beiden Alten plötzlich ihrer Sorgen ledig — der Briefbote hatte einen Brief vom Jaköble. Schon von weitem hatte er ihn geschwenkt, um Bärbes zagende Augen darauf aufmerksam zu machen.

„Es freut mi schier über die Maßen," hatte der brave Mann gesagt, „daß das Jaköble sei' noch am Leben is und die Franzosen verdreschen tut!"

Und wie hatte er sie „verdroschen", und was hatte er alles erlebt! In vierzehn Tagen war er mit seiner Truppe zehnmal im Gefecht gewesen, und ein Maschinengewehr hatten er und zwei andere dem Feind abgenommen, und der Herr Hauptmann hätte ihn zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen! Und grad jetzt eben, ehe er den Brief schrieb, wäre er an einem alten, halb zuschanden geschossenen Kapellchen vorbei, und da wär' er vor den Altar getreten und habe seinem lieben Herrgott gedankt, daß er ihn das alles hat erleben lassen. „Mutter," schrieb er, „da is auf einmal über mich kommen, daß kein größeres Glück is, als wenn der Mensch mit aller Kraft und mit Gut und Blut das schafft, was er für recht hält — und wenn selbiges Schaffen auch nur fünf Minuten dauert, und dann kommt das End', so ist das tausendmal besser, als wenn aner achtzig Jahr alt wird und tut nichts als alt werden. So froh war ich, Mutterl, daß i beinah an Juchezer getan hätt', wenn i net dran erinnert worden wär', daß i an geweihter Stätt' ständ'."

Diesen Brief ließ Bärbe nicht aus den Händen. Da stand etwas drin, das ihrem Kampf mit einemmal ein Ende machte. Und wenn ihr der Apostel Paulus eine eigenhändige Epistel geschrieben hätte, so hätte er ihre Seelennot nicht sänftigen können, wie es das Jaköble mit seinen schlichten Worten tat. Ganz anders stellte er die Welt plötzlich dar, als sie sie seither gesehen hatte. Da war keine Angst mehr und kein Bangen, sondern eine lichte Freude am Leben — und *sie* hatte ihm dies Leben gegeben. Eine so lichte Freude, daß das Sterben darin gar keinen Raum hatte, daß es, wenn es kam, nur das Händefalten bedeutete, wenn das Werk getan ist.

Der Hans-Jakob kam und meinte, er wolle doch noch auf ein Viertelstündchen in den „Ochsen" gehen und den Nachbarn die guten Nachrichten bringen, die das Jaköble geschickt hatte — den Brief brauche er nicht, auswendig wisse er ihn schon.

Die Bärbe nickte und schaute in Gedanken versunken in den dämmernden Abend hinein. „Ja, etwas schaffen muß der Mensch", dachte sie, „und es zu einem guten Ende führen." Das Jaköble war ihr Lebenswerk — sie hatte an ihm geschafft und gewirkt, wie man an einem Stück Brachland schafft. Und nun stand's da für sich und brachte Frucht. Und sie konnte die Hände falten — Amen.

Jetzt war der große Friede gekommen, jetzt brauchte sie nicht mehr mit sich zu ringen, ob sie geben wollte oder durfte — denn ihr gehörte nichts. Nur schaffen hatte sie dürfen, für die Welt, für den Schöpfer, für das deutsche Land. Und ihr Jaköble freute das Leben, das sie ihm gegeben hatte.

So still und froh war sie noch nie gewesen. Sie legte den Kopf zurück auf die Lehne des alten Stuhls und nickte ein, zum erstenmal seit langen Tagen.

* * *

Während die Bärbe durch den Brief ihres Sohnes zu großem inneren Erleben gekommen war, hatte sein Vater sich der äußeren Geschehnisse bemächtigt

Digitized by Google

und war, sobald Feierabend kam, zum „Ochsen“ gewandert, wo er hinter seinem Schöppchen, als Mittelpunkt eines Kreises von heißem Interesse, die Erlebnisse seines Jaköble odysseusgleich verkündete. Auch ihm war es vergönnt, die Hörer von Punkt zu Punkt mit sich fortzureißen — hatten sie doch mit ihm die Angst der letzten Wochen geteilt — und sie zuletzt zu einem wirkungsvollen Gipfelpunkt zu führen: dem Eisernen Kreuz, das dem Jaköble zugedacht war.

Wenn man mitfühlend die Angst anderer von Tag zu Tag erlebt hat, ist der Augenblick der Erlösung vom Druck auch zugleich eine Erlösung für unsere eigenen, im Mitleid gespannten Gefühle. An der Stammtischrunde im „Ochsen“ gab es freudige Gesichter — und dem armen Schneider gönnte man schon das bißchen Glück.

Der Ochsenwirt, dem das Geschäft blühte, stellte eine frische Maß vor das Schneiderlein, mit einem beruhigenden Nicken, das ihm sagte, daß es nicht den eigenen kargen Etat bürden sollte: „Zum Wohl dem neuen Ritter vom Eisernen Kreuz!“

Alles drängte sich zum Anstoßen. Unter allen guten Nachbarn auch ein fremdes Gesicht, ein Feldgrauer in übel mitgenommenem Waffenrock, verstaubt, zerschlissen, augenscheinlich ein Urlauber. Dem Hans-Jakob war noch nie so feierlich-selig zumute gewesen, in seinem Leben war er noch nicht ein Mittelpunkt gewesen, sondern eher ein fünftes Rad. Mit Rührung dachte er an Bärbe zu Hause, die ihn jetzt nicht sehen konnte. Immer wieder erhob er sich, seine kleinen Beinchen fühlten sich durch die Aufregung und die zweite Maß ganz zitterig. Zu dem Feldgrauen fühlte er besonderes Zutrauen, er trank ihm wieder zu und fragte ihn, wo er gestanden habe. In der Gegend von Roye, erwiderte der, und nannte ein Dorf mit seltsamem Namen. Roye hatte das Jaköble auch schon oft in seinen Briefen genannt, und der Schneider wurde noch zutraulicher. Der Soldat mußte erzählen; er hatte seit Anfang August draußen gestanden und kam jetzt auf zehn Tage Urlaub heim; seit drei Tagen war er unterwegs. Man sah's ihm an, daß er müd war — er hatte die Mütze abgenommen und den Kragen gelockert, nun nahm er auch noch das Seitengewehr ab und legte es neben sich auf den Wirtstisch. In einer Stunde kam einer, der eine Base des Feldgrauen zur Frau hatte; der brachte eine Fuhre durch das Dorf und nahm ihn gleich mit heim, sonst hätte er noch zwei Stunden gehen müssen. Zufällig hatte er unterwegs davon gehört und wartete nun seine Ankunft ab.

Wer das denn sei, fragten sie. Ei ja, der Wurznersepp, den kannten alle; der kam aus Hunningen, an zwei Stunden entfernt.

Der Hans-Jakob hatte es nicht lassen können: während der Soldat Rede und Antwort gab, hatte er das Seitengewehr mit dem Koppel an sich herangezogen. Er kam sich selbst als Kenner in Koppeln vor, weil das Jaköble eines besaß.

Ein schönes Koppel, sauber gearbeitet. Vielleicht auch ein eigenes. Spielerisch-neugierig drehte er die Schnalle — —

Da geschah etwas Seltsames. Ein Ruck ging durch ihn hin, der ihn emporriß. Bebend ragte er plötzlich über die Tischgesellschaft, der dürftige Körper wuchs zu einer ihm fremden Statur empor. Die Rechte hatte das Koppel, an dem das Seitengewehr polternd baumelte, an sich gerissen, die Linke deutete stumm auf die blanke Schnalle.

Digitized by Google

Die Zecher hatten scheu die erhobenen Maßkrüge sinken lassen. Kein Mensch fragte: Was ist? Aller Augen hingen an dem aschfahlen Mund, der stammelte — stammelte —

Endlich formte er die Worte:

„Du — du — woher hast das Koppel da? Sag's, g'stohlen hast's, Lump, elender!"

Und immer noch deutete der versteinerte Zeigefinger auf die Schnalle.

Der Ochsenwirt, der hinter ihm stand, folgte dem deutenden Finger, sah auf die Schnalle und auf etwas, das ins Metall graviert war. Er beugte sich über des Schneiders Schulter. „Jakob Niederschwendner, am 15. Sept. 1914" entzifferte er.

Der Soldat hatte sich geduckt unter der Wucht des Zorns, der in des fremden, kleinen Mannes Blicken sprach. Nun richtete er sich auf. „Ja schaut's, schaut's", sagte er begütigend, „ich hab's fei net g'stohle — wenn aber einer tot ist und ma braucht a Montierungsstück, muß ma's halt nehmen, net?"

Der Hans-Jakob hatte nur ein einziges Wort gehört. „Wenn aber einer tot ist", hatte der Soldat gesagt. Nun klang ihm nur das eine Wort im Hirn: Wenn aber einer tot ist — wenn aber einer tot ist — — und das war wie eine schrille Schelle. Wenn einer tot war, nahm man ihm sein Koppel — so war das im Krieg. Der Tote brauchte das ja nicht mehr. Und gestohlen war das nicht. Nur — tot mußte einer erst sein.

Plötzlich hörte das schrille Schellengeklingel in seinem Kopf auf, und ganz klar und hart formte sich der Gedanke: Der da tot liegt, ohne sein Koppel, ist dein Jaköble —

Da fiel er mit Armen und Stirn über das Koppel, das auf dem Tisch vor ihm lag, und wimmerte wie ein kleines Kind — —

Der bestürzte Soldat hatte sich mit dem Ochsenwirt an die Tür zurückgezogen. Dort standen die beiden in flüsternder Rede. Von Zeit zu Zeit wandte sich der Soldat und warf einen scheuen Blick auf die Gestalt, die so regungslos auf seinem Koppel lag.

Schließlich ging der Ochsenwirt auf den Zehen an den Tisch und redete dem stummen Mann nachbarlich zu; als aber alles nichts half, löste er leise das Seitengewehr aus dem Koppel und schlich zu dem Soldaten zurück. „Schau," flüsterte er, „das Koppel müßt Ihr ihm schon lassen, 's ist halt der Vater, und es hat dem Jaköble g'hört. Hier ist Euer Bajonett!"

Da hatte es den Soldaten nicht länger in dem unheimlich schweigenden Raum gelitten; ohne auf den Mann seiner Base zu warten, hatte er sich zu Fuß aufgemacht nach seinem Heimatort. Sein Seitengewehr trug er in der Hand. — —

Als der Schneider aus seiner langen Erstarrung kam, hatte er das Koppel in die Hand genommen und war geradenwegs zur Tür hinausgegangen. Es war ihm, als ob unzählige Gesichter an der Tür angehäuft wären und stumm und doch neugierig auf ihn schauten, aber gewiß war er nicht, daß es so sei, und er vergaß es auch gleich wieder. Er ging durch den Hof auf die Landstraße und lief in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter, aufs Feld hinaus. Es mußte schon spät sein, denn der Mond stand hoch und leuchtete weiß auf das grüne Korn.

Digitized by Google

Er lief querfeldein, das Koppel an sich gedrückt, bis der Mond ganz herabgeglitten war und er über Steine und Wurzeln stolperte. Da merkte er erst, daß er sich nicht mehr auf der Landstraße befand. Zwischen zwei Gedanken fühlte er sich hin und her gerissen: dem einen, daß sein Jakööle, sein feines, gerades, lustiges, stumm und steif lag, drüben in dem Frankreich, dem hinterlistigen, und daß er laufen und es suchen müsse, und wenn er auch über Äcker liefe bis an den Jüngsten Tag — und der andere Gedanke war an seine Bärbe daheim und sein kleines, dumpfes Häuschen, in das er das Koppel tragen mußte, mit all dem Leid, das dran klebte.

So lief der kleine Schneider, von der Vorsehung mit zwei widerstrebenden Energien ausgestattet, wie ein Wanderstern, der in den Weltraum hinein will und doch mit einem Fädchen an den Mutterstern gebunden ist, den er umkreist. So war auch seine Irrfahrt in der Mondnacht zu einem Kreislauf geworden, der ihn zuletzt wieder heimbrachte an seinen kleinen, dürftigen Herd.

Als der erste Hahn krähte, öffnete er die Tür. Das Knarren der Angeln ließ Bärbe aus ihrem leichten Schlummer aufwachen. Sie sah ihren Mann grau und übernächtig in der Tür stehen. In seinen Händen trug er einen dunklen, bandartigen Gegenstand.

Sie war vom Schlaf noch verwirrt. Sie wußte nicht recht, war es Morgen oder Abend. Aber gleich kam ihr Jakööles herrlicher Brief ins Bewußtsein. Es war alles gut.

Da löste sich des kleinen Schneiders Gestalt vom Türpfosten. Zögernd bewegte er sich auf sie zu, mit kurzen, klebenden Schritten. Wortlos legte er das Koppel auf ihre Knie — — —

Den entarteten Deutschen! · Von Robert Hamerling

... Und nur dein Volk allein wird Söhne zählen,
Die, wenn es tausend Ruhmesleuchten krönen,
Sich seiner schämen noch, statt aufzuglühen
In Stolz und Liebe; die's verleugnen, höhnen;
Die, wenn zur Heimat sie die Fremde wählen,
Das Mutterland bekämpfend Geifer sprühen.
Und dir, o Teut, nur blühen
Geschlechter, die den Unterdrücker lieben,
Die glücklich, auch vom Bruderstamm geschieden,
Sich fühlen, und der matten Seele Frieden
Mit keiner Sehnsucht leisem Hauche trüben,
Und die, will Söhne sie die Mutter nennen,
Ihr blöd ins Auge schaun und sie nicht kennen.

Digitized by Google

Volksreife?

Allerorten, schreibt der zurzeit im Felde stehende Oberarzt Dr. Siegfried-Berlin in der neuen Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt“ (K. F. Koehler, Leipzig), — allerorten kann man es jetzt hören, jeder einzelne glaubt es an sich selbst zu erleben: der Krieg macht reif. Was ist reif werden? Scheiden lernen das Überflüssige vom Notwendigen; Ziele erkennen; handeln nur nach diesen notwendigen Zielen; nach diesem Notwendigen als Ziel.

Keinen unter uns wird es geben, der unter dem Druck des Krieges nicht diese oder jene Gewohnheit lassen, nicht auf diese oder jene Güter verzichten muß. Ich meine nicht nur materielle Güter, auch nicht nur Güter der Zivilisation, sondern selbst unsichtbare Güter edelster Art. Jeder einzelne erfährt es, wie unendlich wenig von diesen allen schließlich notwendig zum Leben gehört. Dadurch aber lernt jeder auch erkennen, was in seinem Innern wahrhaft Säule und Angelpunkt ist, woraus die „eiserne Ration“ seines Innenmenschen besteht. Um dies wenige Notwendige lernt er alle Geschehnisse der Gegenwart gruppieren; dies wenige Notwendige bestimmt all sein Wollen und Handeln, und zwar um so ausschließlicher, je reifer er ist.

So wird der einzelne reif. Ein Volk wird anders reif. Allerdings ist es heute an der Tagesordnung, Begriffe aus dem geistigen Leben des einzelnen auf das Volk als Gesamtheit einfach zu übertragen, indem man lediglich ein anderes Subjekt vor das gleiche Prädikat setzt. Man übersieht, daß man dadurch kein Urteil gewinnt, sondern eine Phrase behält. Ein Volk ist ein aus Einzelwesen zusammengesetztes Ganzes; von einer Änderung eines solchen Gesamtwesens kann nur dann gesprochen werden, wenn mehr oder weniger alle seine Glieder eine Änderung in derselben Richtung erfahren haben ...

Zu dem Reifwerden der einzelnen, wie es der Krieg schafft, gehört also noch etwas anderes, damit das Volk reif werde. Der einzelne muß noch einmal die Forderungen des Reifwerdens erfüllen als Glied einer Gesamtheit, als Teil eines Ganzen, als Vertreter einer höheren Einheit. Wie für sich selbst so muß er noch einmal erkennen, was für sein Volk notwendige Bedingungen zur Erhaltung und Entfaltung sind, was seinem Volke auf Grund seiner geographischen und nachbarlichen Verhältnisse als Ziele unmittelbar vorgezeichnet ist, was sein Volk um dieser notwendigen Ziele willen erstreben, fordern und tun muß.

Die Gedankenwege dieser letzteren Forderung sind das, was man nennt Politik eines Volkes. Dieses Gebiet geistigen Lebens muß jeder gebildete Deutsche erfassen mit brennendem Eifer, mit brünstigem Verlangen; er muß in ihm heimisch werden, muß dafür genau so viel Kraft, ja heut noch viel mehr Kräfte aufbringen, als für jedes andere Gebiet geistigen Lebens. Erst dann ist Reife des Volkes möglich.

Digitized by Google

Hieraus erhellt, warum ich oben sagen konnte, daß die mechanische Übertragung des Begriffes Reife vom Einzelwesen auf das Ganze nur eine leere Phrase liefert. Denn die Reife des einzelnen mag noch soweit vorgeschritten sein durch den Krieg, sie sichert darum noch in keiner Weise, daß die Lebensfragen des Volkes in das Tagesbewußtsein jedes Gebildeten eingetreten sind, wodurch allein erst Volksreife möglich ist.

Wie stand es um uns vor dem Kriege auf diesem Gebiete geistigen Lebens? Man wird mir zugeben, daß hier der allerbedenklichste Tiefstand geherrscht hat. Auf allen anderen Gebieten geistigen Lebens hat sich in Deutschland in den letzten zehn Jahren eine Erneuerung von ganz ungeahnter Kraft vollzogen. Die moderne Jugendbewegung, das Wiedererwachen philosophischer Neigungen, die hochentwickelte Naturerkenntnis in Anschauung und Wissenschaft, das gesteigerte religiöse Leben sind Zeugen eines wiedererwachenden Idealismus, wie man ihn nur vor hundert Jahren erlebt hat. Dieser Vergleich ist nicht willkürlich. Denn es wäre sehr verkehrt, wollten wir uns rühmen, wir hätten diese „vorauguftige“ Wiedergeburt ohne Niederlagen zuwege gebracht. Wohl haben wir keine Niederlagen auf dem Schlachtfelde wie 1806 erlitten, aber wer unsere Zeitgeschichte genauer kennt, weiß, daß die politischen Niederlagen Deutschlands, 1906, 1909, 1911 (auch die Behandlung durch England vor dem Kriege) so groß sind, daß sie denen von 1806 nicht sehr nachstehen, daß also den Zusammenbruch unserer Machtstellung anderen Völkern gegenüber nur eine glanzvolle, unsere Kräfte wie vor hundert Jahren aufs äußerste anspannende Erhebung verhüten kann.

Doch wie viele unter den Gebildeten Deutschlands ahnen etwas davon, daß wir schwere Niederlagen erlitten — da wir doch den glänzenden Aufstieg friedlicher Entwicklung so unzählige Male gefeiert haben! — daß ein gewaltiger Sieg und weitgedehnte Siegesfrüchte einfach notwendig für uns waren, damit wir nicht ersticken, sondern weiterkommen auf dem Entwicklungsgange, den wir einmal eingeschlagen haben! Eine gähnende Lücke besteht in diesem Punkte in der sonst so vielseitigen Bildung des Deutschen, auf die wir uns so viel zugute tun. Diese Lücke auszufüllen, das wäre politisches Reifwerden des einzelnen, das wäre Reifwerden des ganzen Volkes. —

Reifsein heißt: notwendige Ziele besitzen. Wieviel Deutsche besitzen überhaupt politische Ziele? Und wenn sie sie haben, gilt ihnen allen das gleiche Ziel als notwendig, wie es doch in einem Volke von stark entwickeltem Nationalgefühl der Fall sein muß? Ja, wer kann nur behaupten, daß wenigstens unsere berufsmäßigen Politiker ein oder ein anderes politisches Ziel niemals aus den Augen verloren hätten? Ich glaube, es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß unter uns Deutschen hier grenzenlosefte Unwissenheit, einzig dastehende Interesselosigkeit, beschämendste Unreifheit herrscht.

Als wir ins Feld zogen und als unsere Siege Schlag auf Schlag fielen und unten an der Marne die ersten Gerüchte umliefen, die Franzosen hätten sich nach den Bedingungen eines Sonderfriedens erkundigt, da kam diese Unreifheit am krassesten zum Ausdruck. Kein Mensch hatte eine bestimmte Vorstellung davon, was der Preis eines siegreichen Krieges für Deutschland sein sollte, sein mußte. „Wir können doch nicht Polen einstecken, wir können doch nicht Frankreich zerstückeln, was können uns überhaupt die andersprachigen Länder an unseren Grenzen nützen?“ Ein mittelafrikanisches Kolonialreich war wohl das, was den meisten vorschwebte; oder gar — ein Zeichen von Unreife und mangelnder Kenntnis von den Strömungen und Stimmungen der Welt des Orients — ein möglichst umfangreiches Stück am Erbe der Türkei, die über kurz oder lang mit den anderen geteilt werden müßte, war alles, was der Durchschnitt von unseren außereuropäischen Möglichkeiten kannte. Man war einfach unfähig, aus eigenen Kenntnissen ein Programm aufzustellen, das Deutschland als Preis des Krieges fordern mußte. Man war gezwungen, sich mit dem frommen Wunsche zu begnügen: hoffentlich haben wir geschickte und kluge Politiker genug, die wissen, welche Forderungen Deutschland am notwendigsten für seine Zukunft stellen muß, damit die ungeheuren Kriegs-

Digitized by Google

opfer nicht umsonst gebracht sind. Und man mußte gleichwohl die größte Sorge haben, unser Land könne um die Früchte seines Sieges wie vor hundert Jahren betrogen werden. Ich behaupte nicht zuviel: es hätte uns gar kein größeres Unglück begegnen können, als daß der Krieg nach sieben Wochen, wie es anfangs schien, beendet worden wäre. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, daß das Volk, das den Krieg als notwendig erkannt und beschlossen hatte, in so kurzer Zeit lernen konnte (nachdem ihm jahrelang, jahrzehntelang vorgesagt worden war, Deutschland verfolge keine „imperialistischen Interessen", fröne nicht „expansiven Gelüsten"), was es mit dem Siege anfangen, wohin es sich ausdehnen sollte, oder richtiger: wohin es sich gemäß seiner natürlichen Möglichkeiten, d. h. seiner geographischen Forderungen ausdehnen mußte.

Diese völlige Unkenntnis kam daher, daß es bisher für den Gebildeten kein unerfreulicheres Gebiet gab, als die Politik. Wir haben populäre Wochen- und Monatsschriften aller Art, für alle Gebiete geistigen Lebens, — eine populäre Zeitschrift in erster Linie politischen Inhalts (von dem kulturellen Hochstand der übrigen) gibt es nicht. Dies ist jedoch nur der mittelbare Grund; die Wurzel des Übels liegt darin, daß im Gegensatz zu vielen Gebieten geistigen Lebens, auf denen uns die letzten Jahre neue Wege, neue Ziele, neue Kräfte, ja schon reiche Ernte brachten, auf dem Gebiete der Politik alle Ansätze nach neuen Zielen zu streben, alle Lust zu schaffen und zu hoffen, immer wieder gebannt wurden durch die uns als aller Weisheit letzter Schluß verherrlichte Friedensliebe. Alle Mächte rings um uns dehnten sich aus und zeigten uns oft und oft, daß sie vor dem Äußersten nicht zurückschrecken würden, um ihre nationalen Bedürfnisse zu befriedigen; nur wir hatten die Pflicht, uns zu bescheiden, nur wir waren gehalten, dies Äußerste als unserer Kulturhöhe unwürdiges Verbrechen zu betrachten. Das war aussichtslos — hoffnungslos, das nahm jeden Mut, jede Lust zur Mitarbeit auf diesem Gebiet. Wie ein lähmender Druck, wie eine schnürende Fessel lag es auf uns, daß wir nicht sollten, nicht durften aufwärtsstreben, vorwärts in Weiten und Fernen, wie auf allen anderen Gebieten geistigen Lebens, die uns mehr oder weniger alle vertraut zu machen uns als selbstverständliche deutsche Pflicht erschien. Ja Scham, brennende Scham empfanden wir oft darob, daß allein auf dem Gebiete politischen Wollens und Handelns wir fremd blieben, fremd bleiben mußten. Wir ahnten hier zuweilen fast eine Schuld unsererseits. Aber bei jedem Versuch der Regung stießen wir auf diese Bindung an Händen und Füßen. So fanden wir nicht Kraft und Entschluß, diese Lücke unseres geistigen Lebens zu schließen.

Da kam der Krieg ... Im Anfang überstürzten sich die Ereignisse so, daß sie uns ganz in Anspruch nahmen. Dann aber kam der Stillstand; mit diesem die Muße; in dieser das Erkennen, das wohl unbewußt stets vorhanden war, doch nie so im Vordergrunde gestanden hatte: daß unsere politischen Vorstellungen unglaublich dürftig waren, daß hier Arbeit und Studium nötig seien, um nicht am Gängelbande irgendeines Scharlatans oder Stümpers durch die Ereignisse dieser großen Zeit hindurchzustolpern, sondern um nach deutscher Art auf Grund eigenen Urteils das Geschehene zu verwerten, zu bedenken, danach zu wünschen und zu hoffen. Gerade weil wir Grund zu haben glaubten, mißtrauisch zu sein, ob die Siegesernte von den Berufenen in rechter und notwendiger Weise eingebracht werden würde, trat diese Forderung nach eigener Urteilsbildung um so gebieterischer an uns heran. Wir lasen und suchten und strebten. Erst wenn wir auf politischem Gebiet dieselbe Kenntnis und Fühlung mit allen großen Strömungen und Zielen und Möglichkeiten wie auf allen anderen Gebieten besitzen, so daß wir uns selber zurechtfinden, daß wir scheiden können zwischen vorwärts und rückwärts, zwischen aufwärts und abwärts mit eigenem Urteil, erst dann können wir sagen, was not tut unserem wachsenden Volk, erst dann sehen wir Ziele für unser strebendes Volk, erst dann können — nein müssen wir dies oder jenes wünschen, fordern und tun um dieser notwendigen Ziele unseres Volkes willen, dessen Zukunft uns mehr gilt als unsere eigene. Dann hat der Krieg jeden einzigen von uns politisch reif gemacht, dann ist auch unser Volk reif geworden.

Digitized by Google

Nicht jedem im Felde, auch nicht jedem in der Heimat ist es aus äußeren Umständen vielleicht vergönnt gewesen, die an den Ereignissen des Krieges wohl allen zum Bewußtsein gelangenden Lücken und Unklarheiten durch eigenes Studium auszufüllen und abzustellen. Unzählige gehen in der gleichen Unwissenheit und Unsicherheit unter uns, wie zu Beginn des Krieges, weil sie keine Zeit hatten, nach Klarheit selbst zu suchen, weil ihnen nichts geboten wurde, wodurch sie klarer sehen und selber urteilen könnten — und haben doch alle brennendes Verlangen nach Aussichten, nach Zielen, nach Wünschen für die Zukunft, wofür sie leiden und harren: gewiß, zunächst für den Sieg — aber was dann? Wer sagt ihnen das?

Hier, meine ich, sollte eine planmäßige Aufklärungsarbeit einsetzen. Diese ließe sich bewerkstelligen dadurch, daß gute kurze Bücher entweder als solche oder in Auszügen in Tageszeitungen oder Zeitschriften den Wartenden ohne ihr Zutun zugesandt würden. Jeder von uns gehört einem Verein, zum mindesten einer Berufsgemeinschaft an. Wer die Notwendigkeit dieser Aufklärung unter den Gebildeten erkannt hat, sollte der Leitung dieses Vereins oder dieser Gemeinschaft eine größere Anzahl Abdrucke einer Flugschrift oder einer Broschüre zur kostenlosen Verteilung mit der Bitte um Weitergabe zur Verfügung stellen. Hunderttausende, ja Millionen werden freiwillig aufgebracht, um die unmittelbaren und mittelbaren Wunden des Krieges zu heilen. Gewiß ist das erfreulich und dankenswert. Aber sollte es nicht eine ebenso lohnende Aufgabe sein, dafür Sorge zu tragen, daß die Opfer des Krieges an Blut und Leid und auch diese an Gut und Geld nicht umsonst aufgebracht werden, daß der Friede uns das bringt, was unsere nationale Zukunft für absehbare Zeit sicherstellt? Und Zweifel daran, daß er es tun wird, sind berechtigt, solange die Vorstellungen dessen, was unserem Volke not tut, nicht getragen werden vom wachen Bewußtsein der gebildeten Welt unseres ganzen Volkes ...

Erst dann, wenn alle Gebildeten ... Wert oder Unwert der Geschehnisse nach Maßgabe letzter Ziele selbst beurteilen können, erst wenn es ihnen zur zweiten Natur geworden ist, diesen Zielen dieselbe Liebe, dieselbe dauernde Anteilnahme entgegenzubringen wie einem Kunsterlebnis durch ein Meisterwerk, wie einem neugefundenen Wege des Gotteserkennens, wie einem sittlichen Wandlungsprozeß, erst dann haben wir das kulturelle Gut uns zu eigen gemacht, das der Krieg— wohl als einziges — zu bringen vermag: politische Reife für den einzelnen; das bedeutet für die Gesamtheit: Volksreife.

Tsingtau

Nun jährt sich schon der Tag, an dem uns die schmerzliche Kunde vom Falle Tsingtaus erschütterte. Erschütterte und erhob! Denn, wie war es gefallen?! — Täglich noch stürmt neues Erleben auf uns ein, dem unsere gepeitschten Herzen kaum zu folgen vermögen. Aber die Wiederkehr dieses Tages darf doch nicht ohne Erinnerung bleiben, in der sich Stolz und Trauer mischen, aus der aber auch für uns das Gelöbnis erwächst, mit dessen knappen Worten einst Meyer-Waldeck sein Heldentum ankündigte: „Treue Pflichterfüllung bis zum Letzten."

Wir geben hier zunächst eine Schilderung der „Belagerung von Tsingtau" aus der in Schanghai erscheinenden „Deutschen Zeitung für China" (12. November 1914):

Am 23. August, als das Ultimatum Japans abgelaufen war, rückte ein Detachement von etwa tausend Mann ins Vorgelände, um die Straßen nach Tsingtau zu verteidigen. Dieses kleine Häuflein hat seine Aufgabe hervorragend gelöst. Eine Strecke zuerst von 30 Kilometern, dann von 10 Kilometern war zu verteidigen. Da, wohin zwei Armeekorps gehört hätten, standen 1000 Mann. In zähem, unerschrockenem Kampf,

Digitized by Google

oft nur Patrouillen ganzen Bataillonen gegenüberstehend, wichen sie langsam der Übermacht. Am 28. September erst, als die erste große Beschießung von See einsetzte, kam diese Truppe hinter das Haupthindernis, das sich nun für uns bis nach dem ausgetobten Kampf nicht wieder öffnete. Von diesem Tage ab war Tsingtau umklammert. Und wie sah unsere Verteidigungslinie aus? Wer Tsingtau vorher gesehen hatte, würde es jetzt kaum wiedererkennen. Wie ist da Tag und Nacht gearbeitet und geschuftet worden! Eine Titanenarbeit ist vollbracht worden, um die Verteidigung bis zum äußersten durchführen zu können. Und diese Arbeiten sind bis zum letzten Tag fortgesetzt worden. Am 28. September fand die erste große Beschießung von See aus statt. Die japanischen Schiffe „Suwo" und „Tango" warfen ihre 30,5-Zentimeter-Granaten, und das englische Linienschiff „Triumph" seine 25,4-Zentimeter-Granaten auf die Werke und in die Stadt. Die sonst so stolzen Briten! Ob sie es als einen Triumph ansahen, daß einer ihrer Admirale unter dem Kommando eines japanischen Admirals stand? Und daß ihr Flaggschiff als letztes Schiff hinter den japanischen her fuhr?! Britannia rules the waves! Galt das nicht?

Das Krachen und Krepieren der Granaten in Tsingtau war furchtbar, aber nur so lange, wie wir uns nicht daran gewöhnt hatten; es war nur ein Kinderspiel gegen das, was später noch kommen sollte. Vom 28. September an kamen die Schiffe fast täglich und warfen ihre „Koffer" auf die Werke oder auch in die Stadt. Auch unsere Geschütze schwiegen nur noch selten. Tag und Nacht nahmen wir die Anmarschstraßen und das Vorgelände unter das Feuer, aber langsam und unaufhaltsam, trotz großer Verluste, rückten die Japaner zu Lande vor.

Am 2. Oktober um 8 Uhr abends machte die 3. Kompagnie des Ostasiatischen Marinedetachements einen heftigen Ausfall, wobei sie die Japaner aus den vor den Werken liegenden Höhen herausdrängten. Am nächsten Morgen ging sie, einer enormen Übermacht weichend, wieder hinter das Haupthindernis zurück. Besonders wichtig für die seitliche Beobachtung war unser Kanonenboot „Jaguar" und der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth", die beide in der Bucht von Kiautschou lagen und die Bewegungen des Feindes wie das Artilleriefeuer von Tsingtau beobachteten. Obwohl beide Schiffe andauernd auf das heftigste mit Steilfeuergeschützen beschossen wurden, hielten sie unerschrocken auf ihrem Posten aus. Am 5. Oktober wurde der Fesselballon von feindlichen Schrapnells getroffen und sank zu Boden. Der darin befindliche Offizier, Leutnant der Reserve Weihe, wurde nicht verletzt. Ein kleiner Ballonsack wurde, um die Japaner zu täuschen, am 7. Oktober steigen gelassen. Bei dem heftigen Wind riß er sich los und flog davon. Auch unser einziger Flieger, Oberleutnant zur See Plüschow, arbeitet unermüdlich. Trotzdem er dauernd aufs heftigste mit Gewehren, Maschinengewehren und mit Schrapnells beschossen wird, zieht er unerschrocken stundenlang seine Kreise über den feindlichen Stellungen und kommt mit wichtigen Meldungen zurück. Die Tragflächen seines wackeren Flugzeuges sind meist von feindlichen Gewehrgeschossen und Schrapnellkugeln durchlöchert, die dann nach der Landung wieder geflickt werden müssen. Am 12. Oktober fand eine dreistündige Waffenruhe statt, um die im Vorgelände liegenden Toten beerdigen zu können. Am 14. Oktober fand eine besonders heftige Beschießung des Seewerks Hu-chuin-Huk und der Iltisbergbatterie statt. Allein Hu-chuin-Huk erhielt unter anderem einundfünfzig 30,5-Zentimeter-Granaten oder Sprenggranaten. Trotz der heftigen Beschießung feuerte Hui-chuin-Huk auf „Triumph" und brachte ihm bei dem ersten Schuß einen Volltreffer mit einer 24-Zentimeter-Sprenggranate bei. „Triumph" drehte sofort ab und verschwand für etwa 8 Tage. Das ist das einzige Mal während der ganzen Belagerung gewesen, daß ein Schiff sich so nah an die deutschen Seewerke herangetraut hat, daß es beschossen werden konnte, und das ist scheinbar auch nur aus Versehen geschehen. Unsere Seewerke haben daher, allerdings zu unserem großen Vorteil, mit nach Land zu geschossen.

Am 17. Oktober abends lief unser einziges Torpedoboot „S. 90" (Kapitänleutnant Brunner als Kommandant) aus und versenkte bei einem erfolgreichen Angriff durch drei Tor-

Digitized by Google

pedoschüsse den japanischen Kreuzer „Takachiho“. „S. 90“, das nicht zurückkehren konnte, sprengte sich selbst in die Luft, die wackere Mannschaft blieb unversehrt.

Der 27. Oktober war ein Jubeltag. Da traf von Seiner Majestät dem Kaiser folgendes Telegramm ein: „Mit mir blickt gesamtes deutsches Volk voll Stolz auf die Helden von Tsingtau, die, getreu den Worten ihres Gouverneurs, ihre Pflicht erfüllen. Seien Sie meines Dankes gewiß!“ Da gab es wohl keinen in Tsingtau, dem das Herz nicht höher schlug. Unser oberster Kriegsherr, der zu Hause so schwer zu arbeiten hatte, hatte seine getreue kleine Schar hier im fernen Osten nicht vergessen. Da gelobte sich jeder nochmals im Innern, zu kämpfen, und seine Pflicht bis zum letzten zu tun, daß sein Kaiser mit ihm zufrieden sein könnte.

Die Beschießung nahm ihren Verlauf. Um einen Begriff von der Heftigkeit zu bekommen, seien nur einige annähernde Zahlen genannt. Am 29. Oktober erhielt Tsingtau allein von der Seeseite ungefähr zweihundertdreizehn 30,5-Zentimeter- und am 30. zweihundertneununddreißig 30,5-Zentimeter-Geschosse.

Am 31. Oktober war der Geburtstag des Mikado. Durch Kundschafter hatten wir erfahren, daß die Japaner Tsingtau an diesem Tag bestimmt nehmen würden. Den Tag zu beschreiben, ist unmöglich. Die Japaner hatten bis zu dieser Nacht ihre sämtlichen Landbatterien fertig gebaut, und am 31. um sechs Uhr früh donnerten auf einmal von See und von Land die feindlichen Geschütze und warfen ihre furchtbaren Geschosse auf uns. Als erstes schossen die Japaner die Petroleumtanks in Brand, und bei dem herrlich blauen Himmel mit vollkommener Windstille stand die riesige dicke Qualmsäule wie ein drohendes Rachezeichen am Himmel. Die Japaner schossen von Land in erster Linie mit schweren Haubitzen bis zum 28-Zentimeter-Kaliber hinauf. Und von See krachten die schwersten Schiffsgeschütze. Das Fauchen der herabsausenden Haubitzgeschosse, das Zischen der Flachbahngeschosse, das Aufschlagen der Granaten und Sprenggranaten und die Detonation beim Krepieren, dann das Bellen der zerplatzenden Schrapnells und das Dröhnen unserer schweren Geschütze machten einen Lärm, als ob die Hölle selbst losgelassen wäre. Und wie wurden die Werke und all das in der Nähe liegende Gelände mitgenommen! Ganze Bergkuppen wurden abgetragen, Löcher bis zu zehn Meter Breite und fünf Meter Tiefe ausgestampft. Endlich kam der Abend und das feindliche Feuer schwieg. Nach Ansicht des Feindes wie auch nach unseren eigenen mußten unsere sämtlichen Werke niedergekämpft sein, denn sie glichen zum Teil nur noch Trümmerhaufen, aber als unsere braven blauen Jungens an ihre Kanonen eilten, die zum Teil aus Erd- und Steinmassen förmlich herausgegraben werden mußten, fanden sie fast doch sämtliche Geschütze noch heil oder nur gering beschädigt.

Da fingen plötzlich mitten in der Nacht, als die feindlichen Sturmkolonnen sich sammelten, unsere sämtlichen Eisenschlünde an zu feuern und überschütteten die feindlichen Batterien und die heranrückenden Sturmkolonnen mit ihrem vernichtenden Feuer. Die Wirkung dieser Beschießung muß für die Japaner verheerend gewesen sein, denn es erfolgte kein Sturm, wie beabsichtigt, und am nächsten Tag setzte das feindliche Artilleriefeuer erst gegen Mittag sehr flau wieder ein. Allerdings war das Feuer noch so stark, daß die Bismarckberg-Batterie über zwanzig Volltreffer und Hui-chuin-Huk über fünfzig Volltreffer aus schwersten Haubitzen erhielten. Von nun ab hat die Beschießung Tag und Nacht keine Minute mehr gestoppt, und in ganz Tsingtau gibt es kaum noch einen nicht beschossenen Platz, denn wahllos treffen die Granaten in die Stadt, und unberechenbar werden die Wege mit einem Schrapnellhagel eingedeckt. Gegen die feindlichen Geschosse ist man allmählich ganz abgestumpft, und ruhig geht man seiner Wege. Nur wenn das Zischen und Heulen bedrohlich nahe kommt, wirft man sich in die nächste Ecke oder hinter den nächsten Stein, oder was sonst als Schutz grade vorhanden ist. Die in Tsingtau verbliebenen Familien wohnen selbstverständlich schon längst in Kellern, und nur zum Luftschöpfen kommen sie verstohlen heraus, wenn die Brummer nicht zu dicht herunterhageln. Besonders schwer haben jetzt die Infanteriewerke auszuhalten. Ununter-

Digitized by Google

brochen sind sie dem furchtbarsten Feuer ausgesetzt, die Brustwehren werden einfach abrasiert, das Drahthindernis ist zum Teil zerstört. Die fünf Infanteriewerke mit dem Haupthindernis zusammen bildeten unsere Hauptverteidigungslinie. Diese Linie war fünftausend Meter lang und wir hatten keine dreitausend Mann, um sie zu verteidigen. Selbst dem krassesten Laien müssen diese beiden Zahlen zu denken geben.

Am 1. November abends erfolgte der erste Sturm gegen unsern linken Flügel, der jedoch abgeschlagen wurde. Die Beschießung der Werke, besonders der am linken Flügel, wurde daraufhin noch heftiger und hat überhaupt nicht mehr aufgehört. Während der ganzen Zeit graben sich die Japaner immer näher an die Werke hinan, und bereits am 2. abends waren sie am linken Flügel durch das Drahthindernis durch und bis auf fünfzig Meter an das Infanteriewerk heran. Den außerordentlichen Mut und die Ausdauer der Japaner mußte man wirklich bewundern. Am 5. abends erfolgte ein zweiter Sturm, der aber ebenfalls abgeschlagen wurde. Wer weiß, was uns noch alles bevorstehen wird. —

Daran schließen wir einen seiner Zeit von der „Täglichen Rundschau" veröffentlichten Privatbrief eines Deutschen aus Tientsin vom 30. November:

Was hier außen Neues zu berichten ist, das habt ihr wohl alles schon durch telegraphische Nachricht erfahren. Tsingtau ist gefallen! Man wußte hier außen allgemein, daß Tsingtau ein toter Punkt ist. Trotzdem ist wohl jedem Deutschen hier außen das Herz schwer geworden, als man am Samstag, den 7. November, gegen Mittag die Meldung erhielt: Tsingtau ist gefallen! Diesen Samstag verbrachten wir Deutsche doch in ziemlich gedrückter Stimmung, denn die Mitteilung kam etwas überraschend, für die meisten wenigstens. Ich für meinen Teil hatte schon früher mit dem Fall gerechnet gehabt, schon damals, als Mitte Oktober unser Torpedoboot S 90 den Durchbruch vollführte und dabei einen japanischen Kreuzer „Takachiho" zum Sinken brachte, wobei die ganze Besatzung des Japaners ums Leben kam. Damals schon hatte ich von Tag zu Tag auf den Fall Tsingtaus gewartet. Als nun vollends am 6. November der Flieger Tsingtau verließ in der Richtung Schanghai und nicht wieder zurückkehrte, da konnte für mich kein Zweifel mehr bestehen, daß es sich nur noch um Stunden handelte, und trotzdem traf einen der Fall in trauriger Stimmung. An Gefangenen machten die Japaner alles in allem etwa viertausendzweihundert Mann, während sie auf mindestens zehntausend hofften. Sämtliche im Hafen befindliche Schiffe waren am Hafeneingang in etwa zwanzig Meter Tiefe versenkt worden, so daß die Hafenanlagen für die Japaner vollständig nutzlos sind. Das Dock wurde ebenfalls gesprengt und versenkt, so daß es für die Japaner verloren ist, ebenso wurden sämtliche übrigen Hafenanlagen vorher zerstört. Den Japanern fiel nicht ein gutes Geschütz in die Hände, denn alle wurden im letzten Augenblick noch gesprengt. Ebenso wurden sämtliche Maschinengewehre, mit Ausnahme eines einzigen, welches bis zuletzt feuerte und daher überrannt wurde, zerschlagen. Das gleiche Los traf die Gewehre und Seitengewehre. An Geld fielen den Japanern von sämtlichen staatlichen Geldern 67 Cents aus der Bataillonskasse in die Hände. Auf dem Postamt wollten sie wenigstens noch die Briefmarken retten, als sie aber dorthin kamen, wurde ihnen der Bescheid, daß alles verbrannt sei. Akten oder dergleichen waren alle weggeschickt worden, noch ehe die Japsen Tsingtau eingeschlossen hatten. Als die Japaner nach den Schiffen suchten, welche sie im Hafen vorzufinden hofften (d. s. 3 Dampfer, der österr. Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" und 2 Kanonenboote), gab ihnen der die Aufnahmekommission begleitende deutsche Offizier den Bescheid, daß „Unterseeboote daraus gemacht worden seien". Natürlich hatten die Japaner noch besonderes Interesse für den deutschen Flieger mit seinem Apparat und frugen daher den deutschen Offizier, wo denn die Aviatik sei, worauf sie die Antwort erhielten, daß derselbe nach Deutschland geflogen sei, um dem Kaiser zu melden, daß Tsingtau übergeben wäre. Die Hauptbestandteile der Fahne wurden ebenfalls gerettet und befinden sich jetzt im hiesigen Konsulat in Gewahrsam. Das Fahnentuch selbst wurde verbrannt, dagegen die Bänder, Ringe und Spitze nach hier gebracht

Digitized by Google

bzw. geschmuggelt. Tsingtau mußte meiner Ansicht nach vor allen Dingen auch deswegen übergeben werden, da keine Artilleriemunition mehr vorhanden war, und nur mit Infanterie kann man sich derartig viele Feinde nicht vom Leibe halten. Die Japsen hatten alles in allem vor Tsingtau auf der Landseite über 150 schwere Geschütze aufgestellt, während Tsingtau gegen die Landseite keinerlei Befestigungen besaß als nur 5 Infanteriewerke, die mit nur 2000 Mann besetzt werden konnten, und welche von den Japanern während der Beschießung aber auch vollständig zu Schutt zusammengeschossen waren, so daß der Sturm, welchen die Japsen in der Nacht vom 6. auf 7. November unternommen hatten, ein Kinderspiel war. Beim Sturm schickten die Japsen Fackelträger voraus, dann kamen die Pioniere und dann erst die Stürmer, welchen die Offiziere folgten, und nicht, wie bei uns, vorangingen. Unsere Leute sollen gekämpft haben wie die Löwen. Der Gouverneur hatte den Befehl erlassen, sich in keinen Bajonettkampf einzulassen, um unnötige Verluste auf unserer Seite zu vermeiden, was sehr anerkennenswert ist. Trotzdem waren Leute dabei, welche sich nicht ergeben wollten.

Bei der Belagerung waren auch r. 1200 Engländer beteiligt, da England Tsingtau den Japsen doch nicht allein überlassen wollte. Von den Engländern waren jedoch während der Belagerung nie welche zu sehen. Einmal versuchten sie, eine Befestigung aufzuwerfen, aber sofort wurden sie von unserer Artillerie unter Feuer genommen, worauf sie dann schleunigst den Rückzug ergriffen, unter Zurücklassung von einigen Toten und Verwundeten, welche sie erst am nächsten Tag in der Dunkelheit abholten. Von diesem Tag ab haben die „gallant British Troops" nur noch hinter der Front der Japsen Fußball gespielt. Die Japaner haben die Engländer natürlich auch dementsprechend behandelt. Bei dem letzten Sturm sollen die Engländer überhaupt nicht dabei gewesen sein. Als nun das Übernahmeprotokoll von dem japanischen und englischen Oberstkommandierenden und dem Gouverneur Meyer-Waldeck unterzeichnet war, soll Meyer-Waldeck dem Japaner die Hand gedrückt und ihn aufgefordert haben, Platz zu nehmen. Darauf bestellte Meyer-Waldeck eine Flasche Sekt und schenkte dem Japaner und sich ein Glas ein, während er den Engländer vollständig auf der Seite und unbeachtet stehen ließ. Außerdem stellte Meyer-Waldeck die Bedingung, daß die Besatzung Tsingtaus in japanische und nicht in englische Gefangenschaft kommen sollte. Als nun Meyer-Waldeck vollends durchsetzte, daß die von Tsingtau eingezogenen Landsturmleute, besonders die Chefs der verschiedenen deutschen Firmen nicht mit in die Gefangenschaft ziehen sollten, wollte der Engländer alles dransetzen, um den Japaner von diesem Zugeständnis abzubringen, er verweigerte seine Einwilligung zu diesem Schritt und wollte haben, daß dieserhalb mit London unterhandelt werden sollte. Der Japaner erwiderte ihm darauf kalt lächelnd, daß die Japaner Tsingtau genommen hätten und nicht die Engländer, und wenn er hier in diese Angelegenheit etwas dreinsprechen wolle, dann solle er innerhalb 24 Stunden eine entsprechende Vollmacht beibringen. Im englischen und französischen Klub wurde bis in die frühen Morgenstunden bei Sekt der Sieg der „Entente Cordiale" gefeiert, und am darauffolgenden Sonntag waren auf dem französischen Klub sämtliche Flaggen der „combined forces" (England, Frankreich, Rußland, Belgien, Japan, Serbien und Montenegro) gehißt. —

Wir beschließen diese Erinnerungen mit einem kurzen Bericht der „Deutschen Zeitung für China" über den erfolgreichen Ausfall S. M. Torpedoboot „S. 90" von Tsingtau, bei dem ein japanisches Kriegsschiff erledigt worden ist:

Der Angriff hat insofern ein besonderes Interesse, als es unseres Wissens das erstemal gewesen ist, daß ein deutscher Torpedobootsangriff im Ernstfall durchgeführt worden ist. Auf der Nordsee werden jetzt manche Versuche der deutschen Torpedoboote, den Feind anzugreifen, gemacht sein. Geglückt ist bisher aber noch keiner, weil die englischen Schiffe es vorziehen, sich stets in achtenswerter Entfernung von den deutschen Torpedobooten zu halten. Bemerkenswert ist bei dem Ausfall von „S. 90" vor allem aber, daß es sich um ein einzelnes Boot im Gegensatz zur Massenverwendung von Torpedobooten gehandelt hat, wie sie in Europa durchgeführt

Digitized by Google

werden und wie sie auch im japanisch-russischen Krieg gemacht worden sind hier draußen. Dabei ist „S. 90" das älteste Torpedoboot der deutschen Flotte und ist als alleiniges der Flotte seit 1900 ununterbrochen im Dienst gewesen. Es war an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit gekommen und sollte anfangs Oktober abgewrackt werden. Infolgedessen hatte das Boot auch nur in diesem Jahr eine kurze Reparatur gehabt. Seit Anfang des Krieges hat es mit klaren Maschinen und Kesseln gelegen, wenn es sich nicht auf der Fahrt befand, und es hat viel gefahren.

Jetzt hat „S. 90" sein Dasein abgeschlossen. Es ist von der eigenen Besatzung in die Luft gesprengt worden. Über seine letzte Heldenfahrt hat sich sein Kommandant, Kapitänleutnant Brunner, folgendermaßen geäußert:

Am 17. Oktober abends ging „S. 90" in See, passierte die Blockadelinie und wich drei japanischen Torpedobootszerstörern, die zum Blockadegeschwader gehörten, unbemerkt aus. Draußen kreuzte das Boot in der Nacht zum 18. Oktober auf der Suche nach feindlichen Schiffen. Endlich, gegen 1.30 Uhr, wurde eines in dunkeln Umrissen entdeckt; einen Schornstein und zwei Masten hatte es. Wir pürschten uns heran, ich erklärte dem Rohrmeister die Lage, Leutnant zur See Steinmetz schickte ich an das vorderste Rohr und Leutnant zur See Groß an das hintere. Beide konnten durch ihre vorzüglichen Nachtgläser die Rohrmeister unterstützen. Der Oberleutnant zur See der Reserve Häuser behielt die Wache auf der Brücke. Nun war es Zeit zum Angriff geworden. Im spitzen Winkel ging es auf den Gegner los, die Maschinen des alten Bootes gaben ihr Letztes her; unter der Leitung des bewährten Torpedoobermaschinisten Schäfer wurden Maschinen und Kessel in ausgezeichneter Weise bedient. Das unbemerkte Herankommen an den Feind war mir nur möglich geworden durch das fast rauchlose Fahren der Heizer. Nun waren wir auf 500 Meter herangekommen und ich drehte ab, um die Torpedos abzufeuern. In kurzer Reihenfolge fielen drei Torpedoschüsse, der letzte nur auf etwa 300 Meter Entfernung. Man konnte die Laufbahn genau verfolgen; sie liefen auf das feindliche Schiff zu. Durch das mehrfache Aufblitzen aufmerksam geworden, gab der Gegner ein Alarmsignal. Kaum war dieses beendet, so erfolgten die Explosionen. Die dritte Explosion hatte geradezu eine gewaltige Wirkung. Ich hatte in der natürlichen Aufregung und der großen Nervenanspannung, in der ich mich befand, zunächst den Eindruck — und die Offiziere und Mannschaften auch —, als wäre „S. 90" mit allen Geschützen unter Feuer genommen. Sprengstücke schlugen ringsum ein. Die Ereignisse erfolgten alle so blitzschnell aufeinander, daß ich mich jetzt nicht einmal erinnern kann, das gewaltige Krachen der Explosion gehört zu haben, das sogar „S. 90" erzittern machte. Dann aber sah ich, wie das ganze Schiff buchstäblich in die Luft flog; Schornstein, Masten, Geschütze, Kessel wirbelten in der Luft herum, und eine etwa 100 Meter hohe Feuerlohe schoß aus dem Schiff empor. Ein Hagel von Sprengstücken ergoß sich über das Boot und „S. 90" mußte noch etwa eine Strecke von 200 Meter durchlaufen, ehe es aus diesem Hagel herauskam. Es ist ein Wunder, daß nicht einer der an Deck befindlichen Mannschaft getroffen wurde. Neben mir fiel ein etwa drei Kilogramm schwerer Eisenklumpen nieder. Ich habe es nicht bemerkt und bin erst später darüber gestolpert. Der Torpedomaschinist bemerkte ein Sprengstück von mindestens einem Meter Durchmesser, das im hohen Bogen über das Boot hinwegflog und 200 Meter vor uns ins Wasser fiel. Außer einigen Beulen hat das Boot keine Beschädigung erlitten.

„S. 90" wurde vom Feind, dem die Explosion natürlich nicht entgangen war, sofort verfolgt, entkam aber in der ersten Verwirrung unter dem Schutz der Dunkelheit. Eine Rückkehr nach Tsingtau war unmöglich, da der Feind den Rückzug abgeschnitten hatte. Etwa nach Schanghai zu kommen, war aus anderen Gründen nicht möglich. Im Morgengrauen erreichte ich die Küste und sprengte das Boot mit dem verbliebenen Reservetorpedo noch eben vor dem Erscheinen des Feindes am Horizont. Vorher wurden unter Ausbringen von drei Hurras

Digitized by Google

auf Seine Majestät den Kaiser Flagge und Wimpel niedergeholt. „S. 90“ war ein totales Wrack. Die drei Rohrmeister aber, deren Torpedos alle getroffen haben, sind: Torpedooberbootsmannsmaat Gräfe, Torpedobootsmannsmaat Pfeiffer und Kargus. Die gesamte Besatzung hatte sich von Beginn der Ausfahrt an bis zuletzt vorzüglich gehalten und auf allen Gefechtsstationen mit Ruhe und Umsicht gearbeitet; selbst in den aufregenden Momenten des Angriffs funktionierte der gesamte Apparat genau so zuverlässig und sicher wie bei einem Friedensmanöver. Es ist ja nun schade, daß wir nicht die „Triumph“ oder einen anderen dicken „Bobbi“ erwischt haben, aber Schiff bleibt Schiff. Auch bei unseren früheren Unternehmungen, im Gefecht mit „Kennet“ und in Gefechten gegen japanische Landbatterien in der Bucht von Kiautschau, war die Haltung der Besatzung vorzüglich und die Artillerieschießleistungen gleich gut. Obwohl „S. 90“ dabei zeitweise ganz vom feindlichen Feuer eingedeckt war, ist es wie durch ein Wunder, daß wir vor jeglichem Treffer oder Sprengstück bewahrt geblieben. In solchen Augenblicken hatte ich das Gefühl, als ob der alte Herrgott noch immer auf seiten der Deutschen steht.

Frankreichs und Rußlands erste Beziehungen

Bekanntlich haben die engen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich allein den Briten Mut gemacht, durch ihre Anschlußerklärung den Weltkrieg gegen Deutschland zu entfesseln. Darum ist es eigentlich recht interessant zu untersuchen, wann denn eigentlich die ersten Beziehungen beider Staaten miteinander begannen und in welcher Weise. Bei meinen Forschungen über die Kultur des alten Rußlands stieß ich auf zwei Quellen, die darüber Aufschluß geben: ein russischer Bericht über die 1681 nach Paris geschickte Gesandtschaft im 34. Band des „Sbornik“ (Magazin) der K. Historischen Gesellschaft zu St. Petersburg, und eine deutsche Quelle: der halb deutsche, halb französische Bericht Rinhubers über diese Gesandtschaft im K. Sächsischen Staatsarchiv. Letzterer Bericht verdient um so mehr Berücksichtigung, als Rinhuber selbst als Dolmetsch der Gesandtschaft beigegeben war und als Deutscher kein Interesse hatte, schönzufärben, besonders weil sein Bericht an den Kurfürsten ging. Wo also Abweichungen zwischen beiden Berichten waren, gab ich dem deutschen den Vorzug. Und nun das Merkwürdigste daraus!

Nachdem die Russen schon 1656 ihre erste Gesandtschaft nach Italien gesandt hatten, wo sie durch ihre Roheit, Unwissenheit und Vertiertheit allseitig nur Spott und Verachtung geerntet hatte, war 1668 eine Gesandtschaft nach Paris gegangen, geführt vom Statthalter von Uglitsch, Piotr Patjómkin, wohl der Urgroßvater des Günstlings Katharinas der Großen. Es handelte sich um einen Handelsvertrag, der aber damals nicht zustande kam. Nun schickte im Jahre 1681 der Zar Feodor abermals den Patjómkin zum Sonnenkönig Ludwig XIV. nach Paris, wobei er ihm den „Kanzler“ Stephan Wolkow beigab.

Patjómkin war wohl kein solches „Halbtier“ und „Schwein“, wie die Gesandten von 1656 in amtlichen italienischen Berichten genannt wurden, aber immerhin noch ein unwissender Mensch ohne Lebensart, wie damals alle Russen, einschließlich des Zaren. Von diplomatischen Gebräuchen hatte er natürlich keinen blauen Dunst, und seine Verstöße dagegen waren Legion. Dabei seine beständige Kleinlichkeit und die Furcht, beim Zaren Anstoß zu erregen, sich den Franzosen gegenüber etwas zu vergeben, und das Gefühl seiner Unsicherheit. Schon an der Grenze wollte er sein Gepäck nicht untersuchen lassen, „weil sonst der König früher erfahren würde, welche Geschenke er mitbringe, und die Überraschung und Freude wäre dann beim Teufel“. Bei der Audienz war er sehr erstaunt, als man ihm zumutete, seine hohe Pelzmütze abzunehmen, die er sonst stets auf dem Kopf behielt. Dem König mutete er zu, sich bei jedes-

Digitized by Google

maliger Nennung des zarischen Namens vom Thron zu erheben! Der in Europa die erste Geige spielende Sonnenkönig vor einem ganz unbekannten barbarischen Zaren! Als er den Antwortbrief des Königs erhielt, beanstandete Patjómkin, daß nicht auch im Text die langatmigen Titel des Zaren angeführt waren, namentlich aber, daß das Format des Antwortbriefes kleiner sei als jenes des Zarenbriefes. Colbert redete ihm ein, es scheine nur so, weil es anders gefaltet sei; das Pergament selbst hätte gleiche Größe. Aber der Gesandte begann zu jammern, daß ihm dies in Moskau den Kopf kosten werde! Als darauf Colbert einwendete, daß sich der König auch nicht daran gestoßen habe, daß der Zar ihm nur einen ganz kurzen Titel gegeben habe und daß der König sich selbst ohne irgendwelchen großen Titel angeführt habe, meinte Patjómkin naiv: „Das ist ganz etwas anderes! Unser Zar ist überhaupt mit keinem anderen Herrscher zu vergleichen!“ Und diese Äußerung gegen einen Colbert, dem am Zaren gar nichts lag, wo doch letzterer allein das Bedürfnis einer Annäherung fühlte, die Frankreich damals gänzlich gleichgültig war! Das bewies auch der lateinische Antwortbrief des Königs, der sich auf höfliche Redensarten beschränkte und bezüglich der Handelsbeziehungen kühl bemerkte, man müsse erst abwarten, was französische Kaufleute zu sagen hätten, falls sie einmal nach Archangelsk kommen sollten.

Aus Rinhubers Mitteilungen geht hervor, daß sich die Franzosen über die russischen Barbaren weidlich lustig machten, obgleich sie äußerlich stets höflich waren, der König auch kein Geldopfer scheute, den Leuten Eindruck zu machen. Er gab ihnen täglich 100 Pistolen (1550 ℳ), was damals reichlich viel war, und kargte auch nicht mit seinen Gegengeschenken, die den Wert der von Rußland erhaltenen Felle weit überstiegen. Auch ließ er es nicht an großem Pomp fehlen, schon des Eindrucks halber, weil er sich für den mächtigsten König der Welt hielt.

Die Beschreibung der ersten Audienz liest sich bei Rinhuber köstlich. Als der Marschall d'Estrées den Gesandten abholte, verlangte dieser, der Marschall solle erst zu ihm die Stiege heraufsteigen, sonst würde er nie hinabkommen! So verging eine Viertelstunde mit Unterhandlungen, weil keiner nachgeben wollte. Endlich zog Rinhuber den Gesandten mit sich auf die Treppe, aber noch auf der letzten Stufe beschwor dieser den Marschall, doch noch diesen einen Schritt hinaufzutun. D'Estrées weigerte sich und verlangte, Patjómkin solle noch den einen Schritt weiter tun, und als letzterer beschwörend die Hand gegen ihn ausstreckte, machte der Marschall kurzen Prozeß und zog ihn daran auf die Straße, worüber der Gesandte außer sich war.

Der Marschall verlangte nun von Patjómkin, er solle sich umziehen und sputen, worauf dieser unter beständigem dreimaligen Bekreuzen andere Kleider anlegte, dann vor den Heiligenbildern betete, sich vom Popen segnen ließ, eine Litanei sang und den Marschall solange warten ließ.

Auch als das Schloß von Versailles in Sicht kam, fing Patjómkin im Wagen an zu beten, sich zu bekreuzen und zu singen, so daß die Franzosen glaubten, er bete das Schloß an! Als der Gesandte dann die Ehrentruppen aufgestellt sah, ging das Bekreuzen zur stillen Heiterkeit der Franzosen weiter.

Als die Gesandten vor dem Thron erschienen, auf dem Ludwig XIV. in seiner Pracht saß, und sich verneigten, erhob sich der König, nahm für einen Augenblick seinen Hut ab und setzte sich wieder. Patjómkin, der eben seine Anrede russisch begonnen hatte, verstummte plötzlich. Rinhuber flüsterte ihm zu: „Wenn du nicht weiterreden kannst, werde ich es tun müssen!“ „Aber der König hat sich beim Nennen des zarischen Namens weder erhoben noch den Hut gelüftet! Wie kann ich da weiterreden!“ stammelte der unglückliche Patjómkin. „Aber der König hat ja schon zu Beginn gegrüßt, und er hat gar nicht verstanden, was du auf Russisch sagtest!“ erwiderte Rinhuber.

Der König wurde ungehalten über dieses Zwiegespräch und fragte Rinhuber: „Was sagt denn dieser Moskowiter?“ Auf Rinhubers Aufklärung versetzte der König kurz: „Später.“

Digitized by Google

Patjómkin redete also weiter und Rinhuber übersetzte seine Worte. Der Brief des Zaren wurde übergeben, ebenso dessen Geschenke, und dann ließ der König die Gesandten und zwölf Personen zum Handkuß zu. Darüber war wieder Patjómkin außer sich und verlangte, alle Russen sollten dem König die Hand küssen dürfen, was abgelehnt wurde, weil nicht jedermann den Thronteppich betreten dürfe. Darob Verzweiflung bei den Russen, weche meinten, jene, die nicht zum Handkuß zugelassen wurden, würden auch keine Geschenke erhalten. (Die Hauptsache für sie!)

Die Gesandten wurden nun zur Tafel geführt, welche ihnen die Offiziere der Leibgarde gaben. Dort weigerten sie sich, auf die Gesundheit des Königs zu trinken, wenn nicht zuvor von den Offizieren auf des Zaren Gesundheit getrunken würde! So trank man auf gar keine Gesundheit.

Als sie hierauf zu Colbert behufs Beratung kommen sollten, weigerte sich Patjómkin neuerdings, sagend, er sei nur zum König geschickt und nicht zu einem Minister! Auf Rinhubers Zureden sandte dann der Gesandte Leute ab, die berichten sollten, wo Colbert wohne. Weil nun dessen Gemächer im Schlosse von jenen des Königs durch eine Barrière abgeschlossen waren, man also hätte zwanzig Schritte außerhalb des Palastes hingehen müssen, weigerte sich Patjómkin entschieden, zu Colbert zu gehen, der schon ungeduldig seit einer Stunde wartete und von Rinhuber durch eine Ausrede besänftigt werden mußte.

Colbert ließ nun die Gesandten für den nächsten Tag zur Besprechung laden. Darob abermalige Verwahrung der Gesandten, sie würden nur mit dem König beraten. Auf Rinhubers Erklärungen hin verlangten sie, wenigstens zuvor „des Königs klare Augen zu sehen"; sonst würden sie nicht zu Colbert gehen. Bonneville erklärte ihnen, daß es eine unerhörte Ungereimtheit sei, zu verlangen, daß sich der König ihnen zeige, bevor sie zum Minister gingen, aber die Russen schrien immer nur: „Nein, nein, wir müssen unbedingt vorher die klaren Augen des Königs sehen!" „Gut," sagte endlich Bonneville trocken; „wenn ihr nicht zu Colbert kommen wollt, ohne vorher des Königs klare Augen gesehen zu haben, so wird man euch die Antwort des Königs im Briefumschlag schicken und ihr könnt sehen, wie ihr heimkommt."

Das wirkte! Denn wenn sie derart heimgekommen wären, so wäre nach vorhergegangenen Fällen in Rußland Folter, Knute, Gefängnis und Sibirien ihr Lohn gewesen. So ergab sich denn Patjómkin ins Unvermeidliche, seufzte, weinte, bekreuzte sich unaufhörlich, betete und sang Psalmen. Dabei jammerte er fortwährend, er sei beim König in Ungnade und wisse nicht weshalb, denn sonst dürfte er schon des Königs klare Augen sehen.

Als dieser köstliche Auftritt von Bonneville dem König berichtet wurde, ergötzte es diesen derart, daß er Patjómkin zu sich rufen ließ. Nun begann dieser wieder vor Freude zu weinen und zu tanzen, rief: „Ja, jetzt sieht der König ein, daß ich nur seine klaren Augen zu sehen wünsche" und lief rasch die Treppe hinauf. Oben trat dann Ludwig XIV. aus dem Kabinett, sah die Gesandten mit unterdrücktem Lächeln freundlich an und fragte sie grüßend, ob sie zufrieden seien. Darauf rief Patjómkin verzückt: „O sehr gut, aber Eurer Majestät Gegenwart und klare Augen sind uns lieber, als alle Bewirtungen und Festlichkeiten!"

Das schmeichelte dem König, und er sagte weiter: „Aber jetzt gehen Sie zu Colbert und beraten Sie endlich mit ihm." Was Patjómkin nun, da er des Königs klare Augen gesehen, fröhlichen Herzens tat.

Nach der Beratung wurde den Russen Versailles mit all seinen Wundern gezeigt, was den Russen solchen Eindruck machte, daß sie später, auf des Königs Frage, wie es ihnen gefallen habe, die gar nicht dumme Antwort gaben:

„Und wenn Salomon der Weise es hätte machen sollen, er hätte es nicht besser machen können."

Worüber der König nicht wenig geschmeichelt war.

Bei der am 11. Mai stattfindenden Abschiedsaudienz übergab der König seinen Antwortbrief eigenhändig und ließ seine Geschenke überreichen. Patjómkin, sein Sohn und Wolkow

Digitized by Google

erhielten jeder ein Bildnis des Königs mit Brillanten besetzt und in goldener Schachtel; Gold- und Silberstücke zu Kleidern (wohl Brokatstoffe); Tapisserien zur Bekleidung von Stühlen und Tischen. Die Übrigen Gold- und Silberdenkmünzen.

Das politische Ergebnis war nur gering. Der König äußerte sich wenig befriedigt von dem Eindruck, den Rußland und seine Abgesandten auf ihn gemacht hatten. Er fand, daß Rußland so weit entfernt, seine Bevölkerung so barbarisch sei, der Handelsweg über Archangelsk so beschwerlich, daß es sich kaum lohne, mit Rußland in Verbindung zu treten und am wenigsten einen Gesandten hinzusenden. Rußland liege ohnehin „mehr in Asien" und habe auf die europäische Politik keinen Einfluß. Von seinen militärischen Leistungen dürfe man nichts erwarten. „Sie müßten ja froh sein, von Schweden und Polen in Ruhe gelassen zu werden."

Nach der Thronbesteigung Peters des Großen kamen wohl häufiger Gesandte gegenseitig nach Frankreich und Rußland, aber zu eigentlichen lebhafteren Beziehungen kam es nicht. Erst nachdem Preußen Königreich geworden, Polen und Schweden Zeichen von Altersschwäche gaben, Rußland dagegen sich bemerkbar gemacht hatte, erwachte das Interesse für letzteres in Frankreich, und in den Kriegen Friedrichs des Großen spielten französisch-russische Beziehungen schon eine Rolle. Aber die engsten Beziehungen beider Staaten waren erst eine Folge der Regierung Katharinas II. Von da ab war Rußland eine europäische Großmacht geworden, mit der gerechnet werden mußte.

Prof. Dr. Leo Brenner

Die Herkunft der Bulgaren

Nirgends in Europa, wird in der „Frankf. Ztg." berichtet, haben so viele Wanderungen stattgefunden, sind soviel verschiedene Völker übereinandergeschichtet und miteinander vermischt worden. So bietet die anthropologische Identifizierung der modernen Nationen des Balkans nicht immer leicht zu lösende Schwierigkeiten. Einen solchen Versuch, die anthropologischen Charakteristiken des heutigen Bulgaren an der Hand von Messungen klarzustellen, unternimmt im „Archiv für Anthropologie" Dr. Krum Drontschilow. Die ersten geschichtlichen Bewohner der Landstriche, die jetzt Bulgarien heißen, waren Thraker. An der Mariza saßen die thrakischen Odriser, die ein mächtiges Reich entwickeln konnten. Sie werden als groß, blond, blauäugig und kriegerisch bezeichnet. Im Jahre 280 v. Chr. stürmten Kelten heran, von denen Teilstämme, wie die Serden und Melden, sitzen blieben. Im ersten Jahrhundert n. Chr. wurde Thrazien römische Provinz und gelangte unter der Herrschaft römischer Kaiser zu einer Blüteperiode, der erst durch die Völkerwanderung ein Ende bereitet wurde. Mit dieser kamen Goten, Hunnen und Avaren ins Land. Im 6. und 7. Jahrhundert vollzog sich die Invasion der Slawen. Die alten Bewohner flüchteten teils, teils gingen sie unter den Eroberern auf. Im Jahre 679 brachen die Bulgaren, ein kriegerisches Volk türkischer Herkunft, ein und unterjochten die Slawen. Sie gründeten ein großes Reich, gingen aber in der Masse der Unterworfenen auf und verloren ihre Sprache. Später spielten noch die asiatischen Völker der Petschenegen und Kumanen in der Siedlungsgeschichte Bulgariens eine Rolle. Im Jahre 1353 begann die Eroberung der Balkanhalbinsel durch die Osmanen. Zahlreiche Orte wurden mit Türken besiedelt. Jetzt sind diese im Anschluß an die bulgarischen Befreiungskriege wieder ausgewandert. Diese Völkerüberschichtung kommt auch in den Resultaten der anthropologischen Messungen zum Ausdruck. Es gibt zahlreiche Langschädel mit schmaler Nase, die zum größeren Teil brünett, zum kleineren blond sind. Letztere Eigenschaft weist auf die nordische Abstammung hin. Auch die Brachycephalen sind blond oder brünett. Ihre Statur ist sehr groß. Sie tragen den sogenannten sarmatischen Typus. Zu ihnen gesellt sich eine Gattung von kleinwüchsigen, kurzköpfigen und breitgesichtigen Leuten mit dunklen Haaren und hervorstehenden Backenknochen, die besonders häufig im Bezirke von Sofia sind und uralaltaischen

Digitized by Google

Ursprungs sind. Bei den obengenannten langköpfigen brünetten Bulgaren ist dagegen finnische Abstammung anzunehmen, da ihre Schädel denjenigen der in Rußland früher vorhandenen Kurganen ähneln. Neben dem slawischen Element Bulgariens gibt es also ein numerisch sehr bedeutendes Element finnischen Ursprungs.

Der Kampf wider den deutschen Geist

Daß dieser Krieg mehr als die Kriege der Vorzeit ein geistiger Kampf ist, der mit physischen Mitteln ausgefochten wird, ist der leitende Gedanke einer längeren Betrachtung von H. von Berger, „Der Geist der Sieger", in der „Konservativen Monatsschrift:"

Das Heldentum der deutschen Krieger dieser Tage ist von anderer Art als das der blondbärtigen Altvordern. Nicht laute Kampfeslust, nicht physisches Kraftbewußtsein macht den modernen deutschen Mann stark in der Schlacht, sondern Kräfte des Geistes und der Besinnung schaffen ihm den Willen zum Siege. Der friedliche, arbeitsame Bürger der gegenwärtigen Welt hat scheinbar innerlich einen weiten Weg zurückzulegen, um zum Kriegsmann zu werden, und er muß diesen Weg eilig gehen; denn vom Tag zum Tage heißt es, das Werkzeug der täglichen Arbeit mit der Waffe zu vertauschen. Die gewaltige, die anscheinend so gewaltsame Umschaltung aus dem Leben des Friedens in das Erlebnis des Krieges kann in der zivilisierten Welt nur dem Volk ohne Erschütterung des inneren und äußeren Lebens gelingen, das geistig kriegsbereit gewesen ist, in dem die Ideen lebendig waren, die die Not des Krieges tragen, den Willen zum Siege erwecken können. Mit aller äußeren, der militärischen, der wirtschaftlichen und finanziellen Kriegsbereitschaft ist einem Volke wenig geholfen, das in sich die geistige Bereitschaft erst mit dem Beginn des Krieges suchen muß. Der Krieg kann nur Zeugnis ablegen vom vorhandenen Wert und Geist der Völker, er kann nicht in den Völkern anderen, neuen Geist schaffen und den Unwert zum Werte erhöhen. Was die Völker im Frieden geworden waren, das werden sie im Kriege sein. Leidenschaftlicher Haß gegen den angegriffenen und angreifenden Feind, Rachsucht, Ehrgeiz, Begierde nach Gut und Land, sie genügen nicht, die Geister zum Kriege, zum Siege zu bereiten. Und alle äußere Bravour, alle verbissene und fatalistische Todesverachtung können nicht die geistigen, die seelischen Mächte ersetzen, die einen Willen zum Siege gebären, der sich herrschend erhebt über den Willen zum Leben.

Wenn die Welt staunt, mit Recht staunt über die Vollkommenheit der äußeren Kriegsmittel des Deutschen Reiches, die Gabe und Stärke der Organisation, die die Heere und die Heimat rüsten, so bewundert sie damit doch nimmermehr diejenigen Kräfte, die Deutschlands Männer zu siegreichen Kriegern erheben. Hätte die feindliche Übermacht nur zu überwinden, was uns Deutsche äußerlich stark macht, sie dürfte vielleicht eine Hoffnung hegen, Deutschlands Heere am Ende zu überwinden. Aber es stehen die Feinde im Kampf wider den deutschen Geist, — und der ist nicht überwindbar, seitdem der Deutsche den Staatsgedanken in sein Bewußtsein aufgenommen, die inneren geistigen und die äußeren politischen Kräfte seines nationalen Daseins zu einer höheren Einheit verschmelzen gelernt hat.

Als im Sommer 1914 der Kriegsbrand auflohte, war in jedem Deutschen der Krieger vorgebildet, der nun diesen Weltkrieg besteht. Der Geist des Sieges ging mit den Armeen ins Feld und lebte unzerstörbar in den Daheimgebliebenen, er war gleichsam ein natürlicher Bestandteil des deutschen Lebens. Das deutsche Bewußtsein der Unüberwindlichkeit entsprang nicht der stolzen Erinnerung an das vergangene Jahrhundert deutscher Siege, nicht dem Glauben an die einzigartige Vollkommenheit der Kriegsmittel. Das Volk, das in der Selbstkritik am unerbittlichsten ist, hätte aus Erinnerungen und unerprobten äußeren Tatsachen niemals

Digitized by Google

das unerschütterliche Vertrauen gewonnen, das vom ersten Tage des Krieges an jeden Deutschen beseelt hat, das sich gleichgeblieben ist bis auf diesen Tag. Deutschlands Zuversicht entsprang dem Bewußtsein, mit der nationalen Arbeit des Friedens Unzerstörbares geschaffen zu haben. Es war die Zuversicht des guten Gewissens, die Zuversicht dessen, der die schwerste Arbeit nicht fürchtet, weil er weiß, daß er wenig oder gar nichts versäumt hat, was ihr gutes Gelingen vorbereiten konnte ...

Das vergangene deutsche Leben hat die deutschen Sieger dieses Krieges geschaffen. Wir müßten nicht Deutsche sein, wollten wir nicht das Kleine am Großen, das Unvollkommene am Vollkommenen suchen und finden. Aber die Gegenwart ist es der Zukunft schuldig, zu sehen und zu deuten, wo die Wurzeln deutscher Sieghaftigkeit ruhen.

Keinem der großen Völker Europas ist es so schwer wie dem deutschen geworden, zu einem Staatsleben zu finden, das seiner geistigen Art entspricht, keines hat so hart mit dem Staatsgedanken gerungen. Dem Franzosen ist es nie schwer gewesen, den Staat nach dem raschen Wechsel seiner Welt- und Lebensanschauung umzudenken und umzuformen. Der Engländer, dem geistig und moralisch der Schein der Freiheit genügt, um die tatsächliche Gebundenheit erträglich zu machen, hat sein entsprechendes Staatsleben früh gefunden und im Prinzip unverändert erhalten. Dem Deutschen lag das Problem schwerer und tiefer. Dem deutschen Geist sind wahre Freiheit und wahre Ehrfurcht stets gleichberechtigte Ideale gewesen, Glauben und Zweifel, Fügsamkeit und Eigenwillen liegen ihm dicht beieinander. Nicht nur die Sonderung in Staaten und Stämme hat der Erringung gemeinsamen nationalen Staatslebens entgegengestanden, sondern in gleichem, wenn nicht in höherem Maße der zähe Widerstand des deutschen Geistes gegen eine dauernde Formulierung des Staatsgedankens überhaupt.

Die anderen Völker rangen um die geistige Einheit, nachdem die staatliche Einigung vollzogen war. Das deutsche Volk ging den steileren Weg. Es erkannte die Notwendigkeit staatlicher Einigung erst an, nachdem es geistig eine Nation geworden war. Und das ersehnte Deutsche Reich konnte erst Wirklichkeit werden, als die geniale Schöpferkraft Bismarcks die Form fand, die in gleicher Weise der historischen wie der geistigen Eigenart des deutschen Volkes gerecht wurde und Raum bot für die Wirksamkeit der gegensätzlichen Ideale des deutschen Geistes.

Dieses Deutsche Reich hat Deutschland im Kriege zu Leistungen und Opfern stark gemacht, die ohnegleichen und ohne Beispiel sind in der Weltgeschichte. Nur der Gedankenlose kann das deutsche Reichs- und Staatsleben anders, einfacher und gleichartiger wünschen, als es ward und ist. Gerade die Vielgestaltigkeit des Reichskörpers, das Neben- und Gegeneinander von Freiheit und Bindung, von Partikularismus und nationaler Einheit hat aus dem Deutschen einen Staatsbürger gebildet so, wie er es sein kann. Der Gegensatz zwischen dem starken, starren Staatsgedanken der Vormacht Preußen und den loseren staatlichen Formen des Reiches könnte nur ausgeglichen werden auf Kosten des Staats- oder des Reichsgedankens. Eine Niederdrückung der partikularen Kräfte zugunsten unionistischer Strebungen würde den Teilen mehr nehmen, als das Ganze gewinnt. Und mit jeder Minderung monarchischer Rechte würde durch die Aushöhlung des vom monarchischen Prinzip, von der Kaiser-Idee gar nicht zu lösenden deutschen Staatsgedankens der nationalen Einheit mehr verloren werden, als die Verstärkung der Volksrechte je einbringen könnte. Gerade der spontane Ausgleich aller Gegensätze und scheinbaren Widersprüche in der Stunde der Gefahr hat die Schwungkraft nationalen Wollens gewaltig belebt. Während im gelobten Lande parlamentarischer Freiheiten, in England, der Schein der Freiheit vollends verblich vor der tatsächlichen Allmacht der Minister, verband in Deutschland die Einheit von Kaiser und Reichstag das Ideal wahren Gehorsams und echter Ehrfurcht mit dem Ideal wahrer Freiheit und tatsächlichen Selbstbestimmungsrechts zum gemeinsamen Willen zu siegen.

In keinem der gegen uns kämpfenden Länder waren die politischen Gegensätze tiefer

Digitized by Google

als in Deutschland, nirgends gingen die Staatsauffassungen weiter auseinander. Nirgends aber traten die politischen Gegner spontaner zusammen zur Verteidigung des nationalen Staates als bei uns. Franzosen, Russen und Engländer haben in der Vergangenheit oft genug die eigenen Erfolge der deutschen Uneinigkeit zu danken gehabt. Verständnislos, wie sie dem deutschen Werden und Wesen gegenüberstehen, mochten sie glauben, es sei dem modernen Deutschen ein Sonderinteresse, ein Parteiprinzip abermals stärker als der nationale Gedanke, der ja mit der befehdeten bestehenden Staatsordnung unlösbar verbunden ist. Es hat sich aber in Deutschland innerhalb der letzten Jahrzehnte die Entwicklung vollzogen, die in anderen Ländern um Jahrhunderte zurückliegt. Die Parteien, die die geltende Staatsform angreifen, sind gerade in ihrem politischen Kampf so fest in den Staat hineingewachsen, daß sie ihn nicht aufgeben können, ohne sich selbst zu verlieren. Das Staatsleben Deutschlands trägt überall die Spuren und Wirkungen der sozialdemokratischen Parteientwicklung. Die Sozialdemokratie Deutschlands besteht auch als Organisation und Partei durch die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung.

Darüber hinaus aber ist das deutsche Volk fester als eines verbunden durch ein gemeinsames, in seiner Eigenart geschlossenes nationales Geistesleben. Seit der Zeit, da der deutsche Geist seine eigenen Wege fand und auf diesen Wegen zur Herrschaft gelangte über die geistige Entwicklung der modernen Kulturwelt, seit dieser Zeit haben die Deutschen sich wohl untereinander befehdet, aber nicht mehr das Bündnis des Auslandes gesucht, und auch wo Deutsche Träger internationaler Bestrebungen wurden, waren es doch im Grunde deutsche Ideen und Irrtümer, denen sie Weltbürgerrecht werten wollten. Man muß um Jahrtausende zurücksuchen in die antike Welt, um ein geistiges Leben von so geschlossener Eigenart zu finden, wie es das deutsche geworden ist seit den Tagen Goethes und Kants, um ein Volk zu finden, das in allen seinen Teilen ohne Rücksicht auf Stand und Konfession bewußt und unbewußt so eingelebt ist in die gleichen Ideen und Ideale. Wo gebildete Deutsche auch in allen politischen Meinungen, in allen wirtschaftlichen Interessen und sozialen Urteilen auseinandergehen, auf dem Felde geistigen Lebens treffen sie sich doch. Und die Empfindungen, die Gedanken, die seit mehr als einem Jahrhundert von führenden Geistern zu den Gebildeten gegangen sind, haben auf dem Wege einer einzigartigen Volksschulbildung allmählich doch zum einfachsten Manne gefunden und sind verstanden oder mitgeahnt worden, weil die führenden Geister der Deutschen mit ihren höchsten Schöpfungen an die einfachen Gestaltungen früher Volksphantasie und -weisheit anzuschließen versuchten.

Die mannigfachen, meist von außen eingedrungenen Verirrungen modernsten Geisteslebens haben doch nicht vermocht, den geradlinigen Idealismus zu stören, der Gemeingut des deutschen Geistes ist und vom Reichsten zum Ärmsten aufflammte, als die Not des Deutschtums die reinsten, die höchsten Empfindungen anrief. Und es war jeder deutsche Mann tapfer und treu, fromm und gehorsam, zornig und stolz.

Den feindlichen Völkern, die uns angriffen, war der Krieg eine politische Tat. Sie sahen Ziele, sie wußten einen Zweck. Sie hatten sorgsam die Gewähr des Erfolges bereitet, ihre Generale zählten die Bataillone und Batterien der Koalition, während die Staatsmänner emsig nach neuen Verbündeten suchten.

Dem angegriffenen deutschen Volke war der Krieg ein geistig-nationales Erlebnis. Der Deutsche sah vorerst kein politisches Ziel vor Augen. Aber klar bewußt war er sich vom Ersten bis zum Letzten, daß es galt, Selbständigkeit und Freiheit des geistigen und staatlichen Lebens zu behaupten. Zog das deutsche Volk nicht in gewollten Krieg, um etwas zu gewinnen, so hatte es im aufgedrungenen Kampf um so mehr zu verteidigen: seine ganze geistige und staatliche Welt. Und Deutschland rechnete den eigenen Wert und den Geist seiner Männer auf gegen die feindlichen Millionen und erkannte eine ausreichende Gewähr des Sieges ...

Digitized by Google

Der Krieg nach dem Kriege

Sie haben an diesem Kriege noch nicht genug. Obschon der Friede noch nicht abzusehen ist, bemühen sich unsere Gegner leidenschaftlich um die Frage, wie eine völlige Verrufserklärung Deutschlands nach Friedensschluß durchzuführen sei. Französische, englische, russische, italienische Blätter wetteifern in Anschlägen gegen unser künftiges wirtschaftliches Leben. Es werden, wie Dr. E. Jenny im „Tag“ ausführt, schon jetzt Anstalten getroffen, den künftigen Frieden durch heuchlerische Hinterhältigkeit zu vergiften. „Gerade nach dem Frieden soll der neue Kampf entbrennen gegen alles, was deutsch ist oder zu Deutschland hält. Dieser jedem Friedensgedanken ins Gesicht schlagende dumpfe und heimtückische Wirtschaftskrieg soll heute bereits vorbereitet werden. Kaum daß der politische Friede hergestellt ist, soll Deutschland ein neuer, erbitterter Existenzkampf aufgedrungen werden. Wie er geführt zu werden hätte, darüber entnehmen wir etwelchen Aufschluß aus den mannigfaltigen Veröffentlichungen. Ein hoher Zollwall soll rings um Deutschland gelegt werden, damit es sich nicht rühren und regen könne. Die Alliierten unter sich sowie mit den ihrem Einfluß zu unterwerfenden jetzigen Neutralen sollen durch Vorzugszölle aufs engste zu einem abgesonderten Wirtschaftsgebiet verkettet werden, das möglichst die ganze Welt umfaßt. Unter sich jede Begünstigung, gegen Deutschland jede Behinderung. Die Gesetzgebung jedes einzelnen Landes soll überdies nach Möglichkeit und nach äußerster völkerrechtlicher Zulässigkeit den Verkehr mit Deutschland ausschalten: die Schiffahrt soll behindert, das Ansässigwerden Deutscher durch entsprechende Bestimmungen erschwert, die Betätigung deutschen Kapitals hintertrieben, der Schutz geistigen Eigentums beschränkt werden. Alles soll darauf zugespitzt sein: Schiffahrts-, Tarif- und Niederlassungsverträge, Zollgesetze, Patentrecht, Aktiengesetzgebung sowie Handhabung von Syndikaten, Bankbündnissen usw. Nach außen soll nach dem Kriegsmotto verfahren werden: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns. Daher sollen sämtliche Neutrale unnachsichtlich vor die Entscheidung gestellt werden, ob sie zu dem Weltbund gegen deutschen Einfluß stehen oder rings seitens der Antideutschen der Acht verfallen wollen.

Das ganze Unternehmen hält natürlich einer sachlichen Prüfung nicht stand. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen sind zu tief in Naturnotwendigkeiten begründet, als daß derartig gekünstelte Maßnahmen ihren Verlauf dauernd abändern könnten. Verteilung der Rohstoffe, Lage der Staaten zu den Hochstraßen des Weltverkehrs, Kapitalansammlung, Kulturstand und wirtschaftliche Befähigung der Bevölkerung bleiben trotz aller menschlichen Mißgunst ausschlaggebend für die wirtschaftlichen Beziehungen und Handelsumsätze unter den Nationen. Den Linien des Kräfteeffekts, welche sich als Resultanten dieser komplizierten Kräfte ergeben, können derlei ausgeklügelte Schikanen nichts anhaben; keine Ablenkungen, sondern höchstens kleine, unscheinbare Auszackungen kann menschliche Willkür am naturgegebenen Verlauf der Kurven der Völkerschicksale vornehmen. Übrigens wäre der erstrebte Zustand überhaupt kein Friede; eine derartige Einpressung und Brachlegung deutscher Kraft würde eben letztlich mit der Schärfe des Schwertes beseitigt werden müssen, geradeso wie ein Dampfkessel bei Überdruck dem abgedrosselten Element durch Explosion Luft schafft.

Trotzdem also diese Wahngebilde bei ihrer Durchführung auf unüberwindliche Hindernisse stoßen müssen, ist dennoch die Predigt des Hasses nicht unbeachtet zu lassen. Denn schon der fruchtlose Versuch würde schwerste Schädigungen und Störungen hervorrufen in der Wiederherstellung des normalen Verkehrs der Völker.“

Digitized by Google

Der verwundete Sohn

Zeichnung von Prof. Emil Orlik für den Kalender „Kunst und Leben 1916"
Verlag von Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf

Digitized by Google

Englische und deutsche Freiheit

Der Gegensatz zwischen englischer und deutscher Weltanschauung läßt sich nicht eindringlicher ausprägen, als durch Gegenüberstellung des englischen und deutschen Freiheitsbegriffs. „Alle wissenschaftliche Ethik der Engländer von Locke bis Spencer", schreibt Prof. Dr. Walter Kolbe in der Wochenschrift „Das Größere Deutschland", „ist utilitaristisch orientiert. Da kann es nicht wundernehmen, wenn der vielleicht feinste Begriff, den die menschliche Gesellschaft hervorgebracht hat, wenn die Freiheit nur nach den Erfordernissen des Erwerbslebens bestimmt wird. ‚Es steht jedermann frei, zu tun was er will, soweit es nicht die gleiche Freiheit jedes anderen beeinträchtigt', sagt Spencer in seiner Ethik. Also ist Freiheit nichts anderes als Willkür, gepaart mit Unabhängigkeit oder, wie es Fichte mit unübertrefflicher Schärfe sarkastisch ausdrückte: ‚Freiheit ist die Gesetzlosigkeit des Erwerbs.' Was das im praktischen Leben bedeutet, zeigt uns der Engländer Houston St. Chamberlain in seinem schönen Aufsatz ‚Deutsche Freiheit': ‚Unter Freiheit versteht der Engländer, daß ihn keine Militärpflicht hemmt, mit 16 Jahren auf Abenteuer in die weite Welt auszuziehen; daß er von Sekunda ab die Schule verlassen kann, um bei einem Rechtsanwalt Schreiberdienste zu leisten, und auf diesem Wege ohne die lästige Verpflichtung zu juristischen Studien nach wenigen Jahren Anwalt wird —.' Wir müssen hinzufügen: ‚Freiheit ist das Recht, die Arbeitskraft jedes andern auszunutzen, soweit der Betreffende sich nicht selbst zur Wehr setzt.' Diese Ausprägung des Begriffs ist für den modernen Menschen besonders wichtig, weil sie erst die vollendete Industrialisierung des Landes ermöglicht. In der Industrialisierung sehen aber hervorragende englische Denker nicht lediglich einen technischen Fortschritt, sondern sogar einen ethischen. Der ‚industrielle Gesellschaftstyp' ist der ‚sittlich höhere' Zustand, heißt es bei Spencer, und als die ‚besten Individuen' werden diejenigen definiert, die ‚dem Leben im industriellen Staate am vollendetsten angepaßt' sind. — Wo aber bleibt bei einer solchen Art der Freiheit des Individuums das Recht der Gesamtheit? Wo bleibt der Staat? Für den Engländer versteht es sich seit Hobbes fast von selbst, daß der Staat auf Vertrag beruhe. Nun sucht jedes Individuum in erster Linie sein Glück zu fördern. Daher ist die Stellung des einzelnen zum Staate bewußt die des seinen Vorteil berechnenden Händlers. Bei diesem Vertragsgeschäft kommt folgerichtig der Staat gar schlecht davon: der Bürger hat der Gesamtheit gegenüber fast nur Rechte. Infolge einer Überspannung des Freiheitsbegriffes kam man dann zu dem Satze: je mehr der Staat ausgeschaltet wird, desto besser für das Individuum, oder wie Spencer es ausdrückt: ‚Innerer Schutz wird zur Hauptfunktion des Staates. Fast alle öffentlichen Organisationen verschwinden mit einziger Ausnahme der die Rechtspflege besorgenden.' Damit wird dem Staat als sittlicher Idee eigentlich das Daseinsrecht abgesprochen, er wird zu einem Werkzeug erniedrigt. Fichte sprach das harte Wort, daß nach dieser Ansicht ‚die Eigentümer den Staat halten, wie der Herr sich den Bedienten hält'. Und auf derselben Linie steht die beißende Charakteristik Lassalles, der die englische Staatsauffassung eine ‚Nachtwächteridee' nannte, ‚weil sie sich den Staat selber nur unter dem Bilde eines Nachtwächters denken kann, dessen ganze Funktion darin besteht, Raub und Einbruch zu verhüten'. Das ist eine händlerische Auffassung: der Händler sieht in dem Staate ein notwendiges Übel; er hat Angst vor ihm, weil er mit seiner Gesetzherrschaft der Willkür des Individuums Schranken setzt.

So die Engländer! Und die Deutschen? Unsere Philosophen sind trotz zahlloser Abweichungen in den Einzelheiten der Ethik doch einig in der alles beherrschenden Grundfrage: sie lehnen den Eudämonismus ab. Während die englischen Philosophen das Recht des einzelnen betonen, kehrt in den Gedankengängen unsrer Denker immer und immer wieder das eine Wort ‚Pflicht' zurück. Wir mögen dabei an Kants ‚kategorischen Imperativ' denken oder an Goethes Ausspruch von der ‚Forderung des Tages', oder wir mögen den Mann der Tat zu uns reden lassen, den großen Preußenkönig, Friedrich den Einzigen: ‚Es ist nicht nötig, daß ich

Digitized by Google

lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch zu retten ist.' An die Stelle des Strebens nach dem eigenen Wohlsein tritt hier der Wunsch, das eigene Ich einem höheren Zweck unterzuordnen. Auf der Grundlage einer solchen Ethik erwuchs eine ganz andere Auffassung vom Staate, als wir sie bei den Engländern kennen lernten. Zwar hat auch bei uns die Lehre vom Vertragsstaat lange Zeit einen starken Anhang gehabt, aber siegreich erhob sich über sie um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert — ich brauche nur den Namen Fichte zu nennen — die deutsche Staatsidee, die seither unser Denken beherrscht. Sie lehrt uns, daß der Staat nicht eine Schöpfung des Individuums ist, auch kein Aggregat von Individuen, nein, er ist primär, er ist mit Notwendigkeit da, weil nur in ihm die Volksgemeinschaft als Einheit sich auswirken kann. Diese Staatslehre ist tief verankert im Geistesleben der Antike: an Plato knüpft sie an, der die Polis, den Staat, vor dem einzelnen Bürger da sein läßt; und Aristoteles' Wort, der Mensch sei ein *Ζῷον πολιτικόν*, gewinnt so einen neuen Inhalt. Freilich ist die deutsche Staatsidee kein bloßer Abklatsch der antiken. Sie will nichts wissen von einer Allmacht des Staates; es ist ihre Eigenart, daß ‚sie das Individuum nicht vom Staate verschlingen läßt, sondern deutschen Individualismus und christliche Eigenwertigkeit mit der antiken Staatsallmacht zu versöhnen trachtet' (Sombart). Wie klein dachten doch die Engländer von dem Zwecke des Staates, die da glaubten, daß er sich in der Erhaltung des inneren Friedens, des Eigentums, der persönlichen Freiheit, des Lebens und Wohlseins aller erschöpfe! Erst durch den deutschen Idealisten Fichte erhält er einen höheren Inhalt: ‚Der Staat ist das Mittel für den höheren Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in der Nation.' Deutlich erkennen wir jetzt, daß er nicht um seiner selbst willen da ist, sondern seine sittliche Rechtfertigung erst durch die Arbeit an der ihm gestellten Kulturaufgabe findet. In der Tat eine Aufgabe größter Art! Ferdinand Lassalle, der in der Politik ganz der gelehrige Schüler Fichtes ist, formuliert sie mit den Worten: ‚Zweck des Staates ist die Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes zur Freiheit.' In diesem einen Wort offenbart sich uns die ganze tiefe Kluft zwischen deutschem und englischem Denken. Die Engländer vermeinen, daß der Mensch die Freiheit als natürliche und unverlierbare Eigenschaft besitze. Solche Freiheit erscheint uns als Willkür. Wir sagen vielmehr mit Kant, daß der Mensch die ‚wahre Freiheit' erst erarbeiten muß. Dazu bedarf er einer Schulung und Ausbildung der Persönlichkeit, und am Staate ist es, seinen Bürgern eine dahin zielende Erziehung zuteil werden zu lassen. Ist so der Staat in eine andere Sphäre gehoben, so hat auch der Freiheitsbegriff einen ganz neuen Inhalt bekommen. Freiheit ist nicht Zügellosigkeit, sondern Einordnung in ein größeres Ganzes, die freiwillige Unterordnung unter den Gesamtwillen der Nation, das bewußte und darum freudige Aufgehen im Organismus des Staates. Die Gesamtheit ist also im Vergleich mit dem Individuum die höhere Einheit, und erst in ihrem Dienste erwächst der ‚sittliche Mensch'.

Englische und deutsche Weltanschauung — eine Welt liegt zwischen ihnen. Die Gegensätze sind unüberbrückbar, und doch müssen wir Sombart (in seinem Buche „Händler und Helden") zugeben, daß wir in der langjährigen Friedenszeit in Gefahr waren, uns selbst zu verlieren. ‚Die händlerische Kultur war drauf und dran, sich die Welt zu erobern.' ... Nicht nur die Bourgeoisie erfüllte sich mehr und mehr mit dem Geist des Händlertums, sondern vor allem die dem Sozialismus anhängenden Klassen versanken ganz im Materialismus. Die sozialistische Bewegung, die einst von idealen Forderungen ausgegangen war, erstickte im Eudämonismus, in dem Streben, möglichst viele Vorteile für den einzelnen zu gewinnen.

Da kam der Krieg! ... Wir besannen uns auf uns selbst, wir begriffen es wieder, daß ‚ein Unindividuelles, ein Ganzes, ein Leben außer uns lebt: das Volk, das Vaterland, der Staat.' ... Siegreich erhob sich die idealistische, die ‚deutsche Staatsidee' zu neuem Fluge. Mit Stolz dürfen wir es aussprechen, daß heute alle Schichten unseres Volkes, alle Parteien auf dem Boden Bismarckischer Staatsgesinnung stehen.

Digitized by Google

Bismarck ist Zeit seines Lebens nicht müde geworden, die aus England stammenden politischen Doktrinen zu bekämpfen, und in dem harten Ringen der Konfliktszeit hat er den Sieg erfochten. Dem von ihm gegründeten Deutschen Reich gilt der Haß unsrer Feinde nicht zum letzten deshalb, weil es die Verwirklichung des Fichteschen Ideals ist; sie lehnen sich auf gegen den Begriff eines machtvollen Staates, der bei aller Förderung der Individuen seine letzte Aufgabe darin erblickt, die Interessen der einzelnen denen der Gesamtheit unterzuordnen. ... Ob englische, ob deutsche Staatsauffassung in der Welt die Oberhand gewinnen soll, das ist eine der großen Fragen, denen das Völkerringen gilt. ...

Karl August und die Jagemann

Der soeben erschienene erste Band der von Hans Wahl besorgten neuen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Karl August von Weimar und Goethe (Berlin, E. S. Mittler & Sohn) enthält u. a. einen bisher noch unbekannten Brief des Herzogs vom 27. Februar 1803, der vertrauliche Einblicke in sein Verhältnis zu der Schauspielerin Jagemann und die darob entstandenen Intrigen gegen diese eröffnet:

„Die Jagemann sagte mir gestern abend, daß Genast bey der Ankündigung der Leseprobe (zur ‚Braut von Messina') auf heute bey Schillers gemeynt hätte, er wolle ihre Rolle lesen, wenn sie nicht hinkäme; die Jagemann glaubte, daß dieses eine Ausrichtung von einem Auftrag von Schiller sey, um sie nicht bey sich zu sehen; Kirmß, der aber eben von Dir zu ihr kam, versicherte, daß dieses Genast gewiß ohne Auftrag gesagt hätte. Ich habe also die Jagemann beredet, daß sie heute hingeht. Die Wurzel alles Übels steckt in einer alten Fehde mit der (Caroline v.) Wolzogen, die sich einstmahls ganz unberufenerweise in unsere Sachen mischte, erst dafür, endlich dagegen rieth, und als die Jagemann vor den Jahre von Berlin wieder kam und unser Verhältniß anging, ihr einen sehr groben Brief schrieb und ihr alle fernere gesellschaftliche Verhältnisse aufsagte. Hinc illae lacrimae: da zogen sich Schillers auch zurücke. Nun fängt das zurückziehn des sämtlichen nachfolgenden Publicums aber an, der gestalt unangenehm zu werden, daß es mir sehr beschwerlich fällt, es ruhig mit anzusehn; indeß rechne ich viel auf die Ungeschicklichkeit der Menschen und glaube deswegen nicht gerne an bösen Willen von ihrer Seite, hilft man ihnen dann in zweydeutigen Fällen nach, so kommen die Sachen wieder ins Gleiß. Vielleicht könntest Du die heutige Gelegenheit benutzen, um mit Schillern ernsthaft über die Sache zu reden und ihn begreiflich zu machen, daß sein Hauswesen die Jagemann wohl in seiner Mitte bisweilen sehen könnte, so wie dieses sonsten gewöhnlich war. Dieser Weg würde die Bahn zu andern erwünschten Communicationen öfnen und jedermann würde ohne Verdruß seine Stunden zubringen. Als Künstlerin ist die Jagemann einzig ihrer Art in Deutschland, vor die paar Thaler, die sie hier bekömmt, bleibt sie schwerlich hier, unser Publicum zu amusieren und ich kan versichern, daß sie durch mich das Marck des Landes nicht aussauget; also würden Bezeigungen einer gewissen Achtung oder die Vermeidung des Gegentheils wenigstens, keine unschädliche retribution des hiesigen Publicums gegen ihre Verdienste seyn; und Schiller nebst den seinigen würde es nicht mißstellen, wenn er in diesen Stücke den gewünschten Weg ging; mich würde es sehr glücklich machen, weil nichts an meiner vollkommenen Zufriedenheit mit meinen Schicksahle fehlt; als das Gefühl, daß ich der Jagemann in Ansehung ihrer bürgerlichen Existenz viel koste und daß ich in der Furcht schwebe, ihr Hierseyn würde ihr endlich doch, mit allen attachement für mich in einiger Zeit ganz unerträglich werden, wenn unsere Gesellschaft fortführe, sich so inhuman gegen sie zu betragen. Deiner Weißheit überlasse ich dieses alles. Leb wohl! Carl August."

Digitized by Google

Ein Meister der Kriegslüge

Wenn man die Kriegslügen liest, die die Vierverbandspresse ihren Lesern noch immer auftischt, so könnte man zu der Meinung kommen, erfindungsreicher an Greuelmären aller Art sei die Phantasie der Feinde nie zuvor gewesen. Indessen hatten die Franzosen schon früher darin Unübertroffenes geleistet. Was F. Salles am 20. Juli 1870, also unmittelbar vor dem Kriege gegen Frankreich, in der Pariser „Liberté" erzählte, hat noch heute den Reiz der Neuheit. Salles hatte als französischer Berichterstatter den Feldzug in Böhmen von 1866 mitgemacht und dort mit eigenen Augen beobachtet, wie im preußischen Heer Mut und Disziplin aufrechterhalten wurden. Er berichtete:

„Wie es scheint, war im Jahre 1866 das Vertrauen zum Zündnadelgewehr nicht genügend, um aus den Vandalen und Pommern tapfere Ritter ohne Furcht und Tadel zu bilden. Man verfiel deshalb auf ein Auskunftsmittel, vielleicht erfunden von einem großen Kriegsmanne von dort drüben, wohl gar von Friedrich II. selbst. Es besteht nämlich in Preußen ein Korps der Feldgendarmen, ist mit der Militärpolizei und Strafvollstreckung beauftragt, hat aber vor dem Feinde ein besonderes Ansehen. Hinter den im Kampf begriffenen Truppen aufgestellt, wachen diese Gendarmen, in der einen Hand den Karabiner, in der andern den Säbel, darüber, daß kein Soldat den Kampfplatz verläßt. Wer eine rückgängige Bewegung macht, wird sofort aufs Korn genommen und erschossen oder mit Säbelhieben in die Reihen der Kämpfer zurückgeschleudert. Bei der Landwehr ist diese etwas rohe Behandlung fast unerläßlich, denn die Landwehrleute, meist Familienväter und Feiglinge, sind vielfach geneigt, die Gewehre fortzuwerfen, die Beine in die Hand zu nehmen und ‚auszusprengen', das will sagen, nicht zu desertieren, sondern sich zu drücken. Das Wort ‚aussprengen' ist preußisch, und es läßt sich im Französischen nicht wiedergeben ... Überall wo in Böhmen, namentlich bei dem Heer des Prinzen Friedrich Karl, Nachzügler und Säumige zurückblieben, fanden sie an den Baumästen Früchte von ganz besonderer Beschaffenheit — heulend und röchelnd. Es waren arme Teufel, die, von Strapazen erschöpft, den Gendarmen in die Hände gefallen waren. Diesen Leuten wurde ein Strick mit laufendem Knoten unter die Arme geschlagen und sie dann zum abschreckenden Beispiel an die Äste gehängt. Röchelnd hingen diese Ärmsten an den Bäumen, wenn nicht, nachdem das Armeekorps die Straße passiert hatte, die Bauern sie erlösten. Ich fordere die Preußen auf, die Tatsache zu widerlegen, sie ist authentisch."

Wir stellen den Stümpern der Vierverbandspresse diese Schöpfungen ihres Meisters von 1866 gern zur Verfügung. P. O.

Das Problem Richard Strauß

Zur Uraufführung seiner Alpensinfonie

Es gibt heute in Deutschland nur einen Künstler und in der ganzen Welt nur einen Musiker, dessen neuen Werken Freund wie Gegner mit der Erwartung entgegensieht, daß sie ein Ereignis von entscheidender Bedeutung werden könnten. Dieser Künstler ist Richard Strauß. Schon daß einer nun zwanzig Jahre lang die Welt in dieser Spannung zu erhalten vermag, daß selbst jene, die sich immer wieder getäuscht und gar verletzt gefühlt haben, doch wieder von neuem warten, zeigt, daß es sich hier um eine ungewöhnliche Erscheinung handeln muß. Die Aufführung seiner „Alpensinfonie" bietet den Anlaß, diesem eigenartigsten oder doch auffälligsten Problem unserer zeitgenössischen Kunstgeschichte näherzutreten.

Digitized by Google

Bei der Uraufführung, die am 28. Oktober in der Berliner Philharmonie durch das Königliche Orchester von Dresden unter Leitung des Komponisten stattfand, hatte seine „Alpensinfonie“ op. 64 einen ungeheuren Erfolg. Er kam aus dem Herzen der Tausende, die den Saal bis auf den letzten Platz füllten, und war vollauf verdient. Ich habe auch an dieser Stelle so manches Mal Richard Strauß als Bekämpfer gegenübergestanden, daß ich es geradezu als persönliche Beglückung empfinde, heute die freudige Zustimmung aussprechen zu können. Denn nichts ist unbefriedigender und quälender, als ein Widerstreit dort, wo man fühlt, daß an sich wertvolle Kräfte am Werke sind. Ich habe das bei Richard Strauß auch dann stets betont, wenn ich ihn aufs schärfste bekämpfen zu müssen glaubte.

Es ist für uns Heutige tragisch, im günstigsten Falle tragikomisch, wird aber von der Zukunft hoffentlich einmal humoristisch genommen werden können, daß der Künstler, der das Herrentum des Künstlers gegen die das Kunstwerk für sich heischende Masse am grundsätzlichsten zum Inhalt seiner Kunst machte, zum Ausdruck des Zeitgeistes und auch zu seinem Diener wurde.

Ich habe es oft betont: die uns Deutschen gerade vertraut gewordene Vorstellung, den Künstler einsam oder als Kämpfer gegen den Strom der Allgemeinheit zu sehen, ist im Grunde unnatürlich. Und wenn eine, so ist die heutige Stunde der Erkenntnis günstig, daß im Höchstausdruck eines Volkes auch ein Höchstes der Kunst dann liegen kann, wenn der Künstler an der Seite dieses Volkes in gleichem Schritt und Tritt geht, als sein guter Kamerad. Denn wäre einer da, der uns die Lebenskraft, die ungeheure Gefühlstiefe, die überwältigende Wärme, die unser deutsches Volk in den Augusttagen 1914 bewährte, aus allen Verhüllungen herauszuschälen und als selbstherrlich lebendes Kunstwerk zu gestalten vermöchte, es müßte ein Werk von einer Größe und Schönheit entstehen, wie es die Kunstgeschichte der Welt noch nicht kennt. Und dieser Künstler wäre das, wozu in einem gesunden Volkskörper der Künstler überhaupt berufen und auserwählt ist: mit den besten Kräften des Volkstums dem höchsten und stärksten Erleben des Volkes die von den Zufälligkeiten alles zeitlichen Erlebens und der Mangelhaftigkeit aller materiellen Welterscheinung befreite, ewig gültige, weil ins rein Geistige gesteigerte Gestalt zu verleihen.

Als der Dichter sagte: „Es soll der Sänger mit dem König gehen“, meinte er nichts andres. Denn die Idee „König“ bedeutet die Verpersönlichung aller wertvollen Kräfte eines Volkes. Wir können ruhig sagen, daß, seit die Geschichte dem deutschen Volke die Verwirklichung der Königsidee nicht mehr vergönnt hat, auch der Sänger nicht mehr mit dem König gehen konnte. König ist in diesem Sinne ja auch die letzte Verdichtung des Volkes als Nation. Ein Volk, das keine Nation ist, kann dieses Königtum nicht mehr besitzen. Auf die äußere Macht kommt es dabei nicht an, und innere politische Streitigkeiten, auch wenn sie zu Kriegen zwischen den Volksgenossen führen, wie sie die deutsche Kaisergeschichte des Mittelalters so oft zeigt, bilden kein Hemmnis. Aber wie es in Deutschland seit dem fünfzehnten Jahrhundert geschah, ist nur möglich gewesen durch die Schwächung der nationalen Kräfte des Volkstums. Und daß wir keine nationale Einheit finden konnten, hat seinen letzten Grund darin, daß unsere geistige und seelische Einheit (Bildung wie Religion) zerrissen und vielfach sogar durch unserem Volkstum feindliche Kräfte beherrscht war.

Wir sind gewohnt, diese trüben Erscheinungen unseres geistigen und künstlerischen Lebens als Folge des Politischen und Sozialen dargestellt zu sehen, und gewiß hat ein Ereignis wie der Dreißigjährige Krieg schon durch die namenlose Zerstörung von Lebenskräften entscheidend gewirkt, aber es ist ganz sicher, daß umgekehrt auch der Zustand des Geistigen und Seelischen die Gesundung im Sozialen und Politischen gehemmt hat. Jedenfalls ist — und das ist für Deutschland bezeichnend — die schließliche nationale Gesundung eine Folge der vorangegangenen geistigen und künstlerischen. Wir sind schon lange ein weltbeherrschendes Volk im geistigen und künstlerischen Leben gewesen, als wir politisch noch nichts zu sagen hatten, und in sozialer Hinsicht, erst recht natürlich in ökonomischer, auf recht tiefer Stufe standen.

Digitized by Google

Schon daraus aber geht hervor, daß unsere Kunstentwicklung nicht parallel der Volksentwicklung gegangen sein kann, daß also unsere Künstler auch nicht in der gleichen Linie mit dem Volke sich befinden konnten. Daß dabei Volk und Volkstum sich in dieser Zeit nicht deckten, ergibt sich bereits aus dem Gesagten. Und so sind denn in der Tat alle unsere großen Künstler urdeutsch, und wenn sie nicht volkstümlich waren, wenn sie sich gegen die Volksmeinung, gegen den Volksgeschmack oft in schweren und erbitterten Kämpfen durchsetzen mußten, so liegt das daran, daß in diesem Volke das Volkstum schwach war, daß die Deutschen in ihrem Geistes- und Seelenleben eben nicht mehr deutsch waren. Richard Wagners Wort: „Was deutsch und echt wüßt' keiner mehr, lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'" ist vollauf berechtigt, wie das andere: „Zerging' in Dunst das heil'ge röm'sche Reich, uns bliebe gleich die heil'ge deutsche Kunst." Denn das eigentlich Deutsche, die einzige Stelle, in der die Urkräfte unseres Volkstums noch zum Ausdruck kamen, war Menschenalter hindurch die deutsche Kunst, der wirkliche Behälter des deutschen Volkstums aber der deutsche Künstler.

Aus diesen großen Gesamtverhältnissen sind einzelne einprägsame Künstlerlebensläufe hervorgegangen, auf Grund deren in der deutschen Volksvorstellung folgendes Künstlerschicksal eine geradezu typische Geltung erhalten hat: Der geniale Künstler verschmäht die zum sicheren Erfolg bereits gebahnten Wege. Er macht sich dadurch die auf jenen Wegen mehr oder weniger weit Vorgeschrittenen zu Gegnern. Er schafft in Einsamkeit, oft unter innerer, immer unter äußerer Not und Bedrängnis seine gewaltigen Werke, vermag mit diesen entweder überhaupt nicht an die Öffentlichkeit zu gelangen, oder wenn es geschieht, erfährt er nur Mißerfolg und Hohn. Er verkommt nun entweder im Elend, oder erlebt allenfalls, wenn er sehr zäher Natur ist, noch eine ganz späte Anerkennung. Erst um die Stirne des Toten wird der Lorbeerkranz gewunden, und erst wenn er im Jenseits ist, beeifert sich sein irdisches Vaterland, ihm in Denksteinen und mit einer Masse von gelehrter Forschung ein Maß von Anerkennung zu spenden, von dem ein geringer Teil genügt hätte, das irdische Dasein des Künstlers zu einem schönen zu gestalten.

Man braucht nur die Witzblätter aufzuschlagen, um zu sehen, wie volkstümlich diese Anerkennung ist. Jedem Bierphilister ist sie geläufig, er trägt sie womöglich pathetisch vor und glaubt am Ende, es müsse so sein, so daß er sich wohl gar entrüstet, wenn ein Künstler nicht Idealismus genug besitzt, das Märtyrertum als seinen natürlichen Lebensberuf anzuerkennen.

Es muß doch aber einmal gründlich gesagt werden, daß dieses als typisch anerkannte Künstlerschicksal der urdeutschen Vorstellung (man denke an die Sonderstellung des altgermanischen Sängers) durchaus zuwiderläuft, und daß es auch in der deutschen Kunstgeschichte recht selten gewesen ist, jedenfalls nicht häufiger als bei den Romanen und wohl sogar bei den alten Griechen. Ich glaube, neben den Fällen eines vorzeitigen Künstlertodes (Mozart, Schubert, Kleist) ist diese Vorstellung hauptsächlich hervorgerufen durch das Schicksal Richard Wagners. Das größte Öffentlichkeitsgenie, das die deutsche Kunst je hervorgebracht hat, der einzige deutsche Künstler, dem nur das Theater ein Betätigungsfeld abgab, also gerade die Stätte, die entweder finanziell oder (bei den Hoftheatern) sozial ganz vom vorhandenen Geschmack abhängig ist, war auch als Mensch durchaus eine Öffentlichkeitsnatur. Von einer Zähigkeit und kämpferischen Kraft sondergleichen, zwang er die ganze Welt, sich die Tragödie seines Künstlerdaseins mitanzusehen. Es ist sehr bezeichnend, daß keines seiner Kunstwerke auch nur an einer einzigen Stelle etwas von der Lebensnot merken läßt, mit der er die ersten fünfzig Jahre seines Lebens in geradezu erbittertem Kampfe lag. Trotzdem wußte die ganze Welt von diesem zähen Kampf eines eine neue Kunst vertretenden Genies gegen alle jene Mächte, die das künstlerische Leben in seinem Volke beherrschten. Richard Wagner war gewiß nicht nur ein großer Dramatiker, sondern auch ein unvergleichlicher Theatraliker. Aber das wirksamste aller Theaterstücke ist doch sein Leben.

Digitized by Google

Dieser „Fall Wagner“ hat ganz merkwürdige Folgen für unser Kunstleben gehabt. Sein Schicksal hat der Kunstkritik und in weiten Kreisen auch dem Publikum die Naivität geraubt. Jeder neuartigen Erscheinung gegenüber haben heute weite Kreise der öffentlich wirkenden Kritik wie des Publikums die Furcht, sie könnten sich mit einer Ablehnung für immer „blamieren“. Sowenig es den geschichtlichen Tatsachen entspricht, ist es doch fast zu einem Glaubensgrundsatz geworden, alles künstlerisch Neue und Bedeutende werde zunächst heftig bekämpft. Es gibt genug törichte, aber auch spekulierende Köpfe, die den Satz umdrehen: Alles, was in der Kunst zunächst bekämpft und abgelehnt wird, ist bedeutend. Es ist ganz sicher, daß so der Fall Wagner, zu dem sich auf anderen Kunstgebieten in der gleichen Zeit einige wenn auch nicht ebenso schroffe Beispiele gesellten (z. B. Böcklin), sehr viel zur Entwicklung des Artistentums beigetragen hat, wobei wir noch betonen möchten, daß sowohl Richard Wagner wie Böcklin nicht vom „Volk“ abgelehnt worden sind, sondern von den Fachgenossen, hauptsächlich von der Fachkritik.

Erst jetzt ist auch in der Kunst die Darstellung des tragischen Künstlerschicksals üblich geworden. Unzählige Romane haben sich damit abgegeben, allerlei Literatengesellschaften, Zeitschriften, ja eine ganze Ästhetik wurde auf dieser einen Erfahrung aufgebaut. Man könnte zahlreiche Künstler aufzählen, die sich das Am-Leben-scheitern geradezu zum Beruf machten, jedenfalls dieser eigentümlichen Einstellung ihren „Ruf“ — natürlich zunächst in den Kreisen der Eingeweihten — verdanken. Die ganze ältere Kunst spricht von dieser Tragik des Künstlers nichts. In Mozarts, Schuberts, Kleists, Wagners Werken findet man davon keine Spur. Goethes „Tasso“ liegt in ganz anderer Linie, indem er die innere Tragik des Künstlertums darstellt.

Und nun erleben wir die merkwürdige Tatsache, daß ein Künstler auftritt, der den „Fall Wagner“ zum Hauptinhalt seiner Kunst macht, ohne durch seine eigenen künstlerischen Erfahrungen auch nur im geringsten Anlaß dazu zu haben. Es ist Richard Strauß. Strauß hat die äußere Lebensnot nie kennen gelernt. Aber auch als Künstler ist er in Lebensjahren zu öffentlicher Anerkennung gelangt, in denen andere sich noch nach jeder Richtung hin schurigeln lassen müssen. Er ist in einem Musikerhause aufgewachsen, und seine früh hervorgetretene Begabung fand jede Förderung. Des Siebzehnjährigen Streichquartett A-Dur wurde von einer angesehenen Quartettvereinigung sofort aufgeführt, seine ungedruckt gebliebene D-Moll-Sinfonie desgleichen, und die Suite für dreizehn Blasinstrumente machte den Zwanzigjährigen, wenigstens in den Musikerkreisen, bereits berühmt. Einundzwanzig Jahre war er alt, als ihn Bülow 1885 nach Meiningen zog, wo er Hofmusikdirektor wurde. Trotzdem er damals unter dem Einfluß Alexander Ritters die Linie Brahms aufgab und sich in die Gefolgschaft Liszts begab, störte das seinen äußeren Aufstieg nicht. Als Dreißigjähriger war er Hofkapellmeister in München, und wenn dann noch eine äußere Steigerung möglich war, so erfuhr er sie vier Jahre später mit der Berufung nach Berlin.

Wie kommt ein solcher Mann dazu, nun gerade die äußere Tragik der Künstlerlaufbahn zum hervorstechenden Inhalt seiner Kunst zu machen? „Tod und Verklärung“ ist die musikalische Gestaltung des als typisch anerkannten, von der Wirklichkeit aber wenig gestützten Künstlerlebenslaufes. In „Also sprach Zarathustra“ und „Heldenleben“ und in der „Domestica“ haben wir immer wieder eine ausführliche Darstellung der Kämpfe mit den Widersachern und nur im „Till Eulenspiegel“ hat der Komponist, der inzwischen auch als Dramatiker in der „Feuersnot“ aller Welt vorgeredet hatte, daß das ebenso bösartige wie dumme Volk allen Richarden so mitspiele, wie seinerzeit Richard I. (Wagner), die Widerwärtigkeiten des Lebens nicht tragisch genommen, obwohl auch hier in den lustigen Schalk das Problem Herrenmensch gegen Herdeninstinkte hineingedichtet wurde.

Ist es nicht seltsam, daß der Künstler, dem vielfach der Vorwurf gemacht worden ist, er spreche in seinen Werken nur von sich, dauernd ein Künstlertum darstellt, das er nicht erlebt

Digitized by Google

hat? Denn die Widerstände, die natürlich auch die Werke von Richard Strauß gefunden haben, wollen doch nichts besagen gegen die in der Kunstgeschichte geradezu alleinstehende Form des Erfolges, der ihm nun seit Jahrzehnten treugeblieben ist. Man mißverstehe mich nicht. Ich weiß, es gibt eine innere Tragik des Künstlertums. Von Goethes „Tasso" sprach ich schon, und jeder weiß, wie sehr Goethe im Gegeneinander der Gestalten Tassos und Antonios den Zwiespalt dargestellt hat, in den ihn selbst der Versuch, als Dichter auch ein Mann der Tat zu sein, gebracht hat. Und wer die Kunst Michelangelos, Lionardos aus der Erkenntnis ihrer Persönlichkeiten vertieft zu gewinnen strebt, mußte erkennen, daß im Geistigen sogar der Überreichtum zur Not werden kann. Aber von alledem ist bei Richard Strauß nichts; er hat niemals und nirgends den Künstler mit sich selbst in Zwiespalt dargestellt, sondern immer nur auf der einen Seite den Künstler, auf der anderen die „Masse", die entweder aus Böswilligkeit oder aus Unverstand gegen ihn ist. So hat er immer verkündet: das „Volk" ist nicht imstande, den Künstler zu begreifen und erkennt ihn nicht an. Darum erscheint ihm sogar das „Heldentum" des Künstlers als tragisch. Es führt nirgendwo zu einem fröhlichen Siege, nicht zum Jubel, sondern zum Tod oder doch zur melancholischen Einsamkeit.

Diese Volksgegnerschaft des Künstlers ist bei Strauß trotz seines „Zarathustra" nicht aus dem Bekenntnis zum Nietzscheschen Heldentum erfolgt — alles Philosophische liegt vor Richard Strauß nicht —, sondern ist Zeitgeist. Allerdings nicht der Zeitgeist der Masse, sondern der der Künstlerschaft, eben des Ästheten- und Artistentums, der gesamten gleichzeitigen Literatur- und Kunsttendenz. „Also sprach Zarathustra" (1895) betont diese Weltanschauung schon im Titel; „Don Quijote" (1897) vertritt unter den Sinfonien das reine Artistentum. — Das „Heldenleben" (1898) bildet den künstlerischen Höhepunkt dieser persönlich gefärbten Künstlerverklärung und Massenverhöhnung, die in der Oper „Feuersnot" (1900) so derb und deutlich verkündet wird, daß dieser „Stoff" nun wirklich erledigt war.

So ist in jeder Hinsicht die „Sinfonia Domestica" (1904) nicht ein Abschluß, sondern ein Anfang. Strauß, der von der klassischen Form ausgegangen ist, sucht den Rückweg zur typischen Form als Ausdruck. Das „Programm" ist hier nur noch Gliederungsmittel. Der Urmusikant, der in Strauß steckt, kommt wieder einmal zum Durchbruch. Aber Strauß war nicht stark genug, um damals diesen Weg zu Ende gehen zu können. Oder lag es daran, daß das Drumherum der Zeitstimmung auf ihn so stark einwirkte? Ich habe bei ihm immer das Gefühl, daß er den „Tag", die Wirkung auf die Stunde nicht entbehren kann. So wird uns das überraschende Schauspiel, daß dieser Ursinfoniker, der durchaus im Orchester lebt, dem Gebiet, auf dem er sich bis dahin allein auszuleben vermocht hatte, den Rücken kehrt und volle zehn Jahre hindurch nur für die Bühne schreibt.

Man mag sagen, was man will, und alle äußeren Erfolge vermögen nicht dagegen aufzukommen — „Salome" noch „Elektra" sind keine Bühnenwerke. Es gibt keine Mittel der Aufführung, um in ihnen dem Worte im Gesang zu der Deutlichkeit zu verhelfen, die nötig ist, um die Vorgänge auf der Bühne zu verstehen. Das ist im „Rosenkavalier" und in der „Ariadne" anders geworden; aber diese Werke beweisen nun wieder, daß Richard Strauß' Entwicklung, soweit die Bühne in Betracht kommt, überhaupt keine persönliche Notwendigkeit zeigt. Er ergreift einen Text, oder besser, er läßt sich einen Text von der jeweiligen artistischen Zeitstimmung aufdrängen. Wie immer, wenn solche Dinge nicht aus innerer Erlebensnotwendigkeit erfolgen, sind die innewohnenden Zeitkräfte aufs äußerste übertrieben. Das war schon im „Guntram" der Fall, in dem die noch von Wagner her überkommene Erlösungsidee weit über den „Parsifal" hinaus in eine allseitige Entsagung hineingetrieben ist. Dem Hochstand des Überbrettls entspricht die „Feuersnot", in einer ganz unerhörten Verquickung der rein persönlichen Laune mit einem Weltsagenstoff. Die Einstellung der Perversitäten „Salomes", des Blutrausches der „Elektra" in die gleichzeitige Literatur ist leicht. Aber auch der „Rosenkavalier" entspricht durchaus der damals überall erhobenen, in das falsche Schlag-

Digitized by Google

wort „Zurück zu Mozart“ gekleideten Forderung, die um jeden Preis die Befreiung vom schweren Musikdrama Richard Wagners durch ein heiteres musikalisches Lustspiel zu erreichen suchte. „Ariadne auf Naxos“ ist die völlige Tyrannei des „l'art pour l'art“, das mit lauter Kennerschaft, Kunstdünkel und erlesenen Einzelheiten das Kunstwerk als Ganzes zerstört. Von dem Tribut an die Erfolge des russischen Balletts mit der „Josephslegende“ und den Begleiterscheinungen schämt man sich heut zu reden. —

In Max Steinitzers thematischer Einführung zur „Alpensinfonie“ steht, daß die Partitur nach Skizzen, die bis in das Jahr 1911 zurückgehen, am 8. Februar 1915 in genau hundert Tagen vollendet worden ist. Das Werk ist also in der schwersten deutschen Kriegszeit geschrieben worden.

Hat der Krieg auch für Richard Strauß eine Befreiung gebracht? — Bei der Uraufführung ließ er dieser aus der Reihe seiner älteren Werke ausgerechnet „Till Eulenspiegels lustige Streiche“ folgen. Nun hat Strauß ja sein fünfzigstes Jahr hinter sich, aber ich glaube, es steckt noch so viel Eulenspiegel in ihm, daß wir vor Streichen auch in Zukunft nicht sicher sind. Freilich, „lustig“ waren ja die Streiche des letzten Jahrzehnts nicht.

Ich glaube trotz allem Großen und Schönen, was in Strauß' Werken liegt, nicht an seine Genialität als Schöpfer. Und auch die Alpensinfonie hat mir keine andere Überzeugung beigebracht, trotzdem ich in ihr neben „Till Eulenspiegel“ den Gipfel seines Schaffens sehe. Ich glaube, daß ein wahrhaft schöpferisches Genie zu einer eigenartigen, ihm allein gehörigen Thematik kommen muß. Das ist wenigstens, seitdem es das gibt, was wir unter Musik verstehen, also etwa seit 1600, immer der Fall gewesen. Strauß hat diese ihm gehörige Thematik nicht. Und er hat sie nie gehabt. Auch in rein musikalischer Hinsicht liegt das Straußische niemals im Was, sondern immer im Wie. Sobald eines seiner Themen nur die kleinste Fortführung erfährt, sobald es in die Farben des Orchesters eingekleidet ist, entsteht ein Straußisches. Im Thema als solchem liegt es nie. Ein Vergleich mit Richard Wagner, mit Beethoven, Schubert, Mozart, Haydn, Bach zeigt das sofort. Aber man könnte auch noch viele kleinere Götter heranziehen.

Auf der anderen Seite scheint mir in Strauß die höchste Stufe eines Könnens erreicht, die in unserer deutschen Kunst außer von Bach und Mozart erstiegen worden ist, und zwar in seiner Behandlung des Orchesters. Selbst bei jenen seiner dramatischen Werke, gegen die sich meine ganze Natur auflehnt, habe ich bei den Wiederholungen mich dem wunderbaren Zauber dieses Orchesterspiels nicht entziehen können. Die orchestrale Technik ist die Stärke der ganzen modernen Musik. Aber was auch sonst auf diesem Gebiete geleistet worden ist mit der Art, wie Richard Strauß auf diesem hundertteiligen Instrumente spielt, ist nichts zu vergleichen. Wenn man den aufgebotenen Apparat für diese „Alpensinfonie“ sieht, wenn man in der Partitur hundertfünf obligate Stimmen gefordert sieht, so ist man geradezu entsetzt. Wenn man nachher das Orchester klingen hört, so ist das alles in so selbstverständlichem Flusse, daß man zu dem Schluß kommt: es geht mich überhaupt gar nichts an, mit welchen Mitteln ein Künstler sein Werk schafft; wenn ich diesen ganzen Spielapparat nicht sehe, nichts von ihm weiß, so wirkt er durchaus sachlich. Jeder schätzt es, wenn ein Orgelwerk eine immer größere Fülle von Stimmen bekommt, wenn dadurch die Möglichkeit der Farbenmischung und der Klangcharakteristik erhöht wird, und ich kann mir keinen Orgelspieler denken, der nicht seine künstlerische Freude darüber empfände, daß das ihm dargebotene Instrument nun noch einige Möglichkeiten mehr bietet. Nun, wie der glänzendste Orgelvirtuose vor dem Orgeltisch, so steht Richard Strauß vor seinem Orchester. Statt der Tasten sind unten spielende Menschen; die Register sind die verschiedenen Instrumentengruppen. Er spielt auf diesem Körper, wie noch nie ein Orgelkünstler sein Instrument gemeistert hat.

Richard Strauß ist selber schuld, wenn diese Tatsache nicht freudig genug anerkannt wird. Er ist auch hier Spielball der Zeit. Keiner hat wie er für die Art, wie seine Kunst

Digitized by Google

in Erscheinung trat, so alle Mittel der Geschäftsreklame arbeiten lassen. Es fehlt ihm völlig jedes Gefühl der ethischen Verpflichtung an die Öffentlichkeit. Und in dieser kunsterzieherischen Hinsicht hat kein anderer so verderblich gewirkt, wie sein Beispiel. Auch bei dieser Alpensinfonie ist alles geschehen, um die Aufführung zu einer äußeren Sensation zu machen. Die Art, wie das Programm in lange vorher erschienenen Zeitungsnotizen mitgeteilt wurde, war geradezu kunstfeindlich, insofern dadurch die Erwartung geweckt werden sollte: „Na, das wird einen Spektakel absetzen!" Was geht es das Publikum an, daß Wind- und Donnermaschine mitwirken usw. usw.? Gerade, wer in der Kunst eine erzieherische Kraft, wer in ihr überhaupt ein Heiliges sieht, wird in der Hinsicht das Kapitel Richard Strauß im Buche der Kunstgeschichte mit einem Trauerrande umrahmen müssen.

Ich bin fest überzeugt, daß ein großer Teil der Freude über Richard Strauß' Alpensinfonie angenehme Enttäuschung gewesen ist. Das Befürchtete ist nicht eingetreten. Dieses Werk, das mit einem bisher unerhörten äußeren Apparat in Erscheinung tritt, ist das innerlich einfachste, das Strauß bis jetzt geschaffen hat.

Ästhetisch gehört das Werk zu jener Art von „Programmusik", die durch Beethovens 6. Sinfonie trotz des ehrwürdigen Alters der Tonmalerei und Schilderungsmusik begründet und geheiligt worden ist. Wie Beethoven im Konzertprogramm, hätte auch Strauß schreiben dürfen: „Mehr Ausdruck der Empfindung, als Malerei". Wenn Beethoven trotzdem durch eine große Zahl von textlichen Hinweisen deutliche Fingerzeige geben zu müssen glaubte, so darf man auch Strauß diese gern zubilligen. Sie lauten: „Nacht", „Sonnenaufgang", „Der Anstieg", „Eintritt in den Wald", „Wanderung neben dem Bache", „Am Wasserfall", „Erscheinung", „Auf blumigen Wiesen", „Auf der Alm", „Durch Dickicht und Gestrüpp auf Irrwegen", „Auf dem Gletscher", „Gefahrvolle Ausblicke", „Auf dem Gipfel", „Vision", „Nebel steigen auf", „Die Sonne verfinstert sich allmählich", „Elegie", „Stille vor dem Sturm", „Gewitter und Sturm", „Abstieg", „Sonnenuntergang", „Ausklang", „Nacht".

Und wenn Beethoven als Überschrift „Erinnerungen an das Landleben" wählte und sein Werk als Dankeszoll entrichtete für das, was die Natur ihm gegeben, so wissen wir auch von Richard Strauß, daß er die oberbayrische Alpenwelt bis auf den heutigen Tag als eigentlichen Heimatboden und beste Kraftquelle empfindet.

Glücklicherweise entspricht diesen Gleichheiten nun auch die Wirkung, daß das innerliche Erleben durch die Zufälligkeiten der äußeren Erscheinung bis zum wesentlichen Kerne durchdringt, so daß jene nur als „Abbilder" von „Ideen" wirken. Das aber ist der Prozeß des Musikalischen, und so ist in der Tat auch in Straußens „Alpensinfonie" das geschilderte äußere Erlebnis ganz zur Empfindung und vollkommenen Musik geworden.

Seltsam, aber echt Straußisch, ist, daß alles Transzendentale fehlt. Man kann sich da keinen größeren Gegensatz als Hauseggers „Natursinfonie" denken (vgl. Türmer XVI. Juliheft), bei der aus dem körperlichen Erlebnis der Alpenwelt der Aufstieg ins Geistige und Übersinnliche erfolgt. Bei Strauß bleibt es ein Wandertag in den Alpen, gewissermaßen ein Ausflug, den er aus dem müden Alltag in die Höhe macht, der ihn geistig und körperlich gewaltig packt, erschüttert und sicher auch befruchtet. Freilich dieses letztere können wir nur von uns aus schließen, Strauß selbst vermag es musikalisch nicht zu sagen. Es ist merkwürdig und entspricht letzterdings dem verzehrenden Ende der Helden im „Heldenleben", „Tod und Verklärung", „Zarathustra" usw., daß auch jetzt das Ende wieder die „Nacht" ist, aus der der Aufstieg erfolgte. Hätte Strauß am Schluß noch ein neues, wirklich beseligendes oder verklärendes Thema gefunden — eines, wie sie Schubert zuströmten —, wir bekämen es musikalisch gesagt, daß der Mensch, der einen solchen Tag erleben durfte, ein anderer ist als zuvor. Das fehlt. Vielleicht ist innerhalb der materiellen Welt dieser Aufschwung auch nicht möglich.

Der „Alpensinfonie" gereicht zum Vorteil, daß dieses Erleben der Alpenwelt von urdeutscher Art und geradezu ein Gemeinbesitz unseres Volkes ist. So ist dieses Werk des Man-

Digitized by Google

nes, der immer so das Herrentum und Sonderwesen des Künstlers betonte, aus durchaus volkstümlichem Empfinden herausgewachsen, und der Komponist hat nichts getan, diesen Charakter zu ändern. Alle Kunst des Satzes ändert nichts an der Tatsache, daß im ganzen Werke jener gesunde Musikantengeist waltet, dem es vor allem auf sinnliche Klangschönheit und Spielfreudigkeit ankommt, auf die Gefahr hin, gelegentlich etwas sentimental oder gar trivial zu werden.

Wir wollen uns hüten, für Straußens weitere Entwicklung Schlüsse zu ziehen. Aber wenn er schon Eulenspiegel bleiben sollte, für diesen „Streich" sei ihm herzlich gedankt.

Karl Storck

Zu unseren Bildern

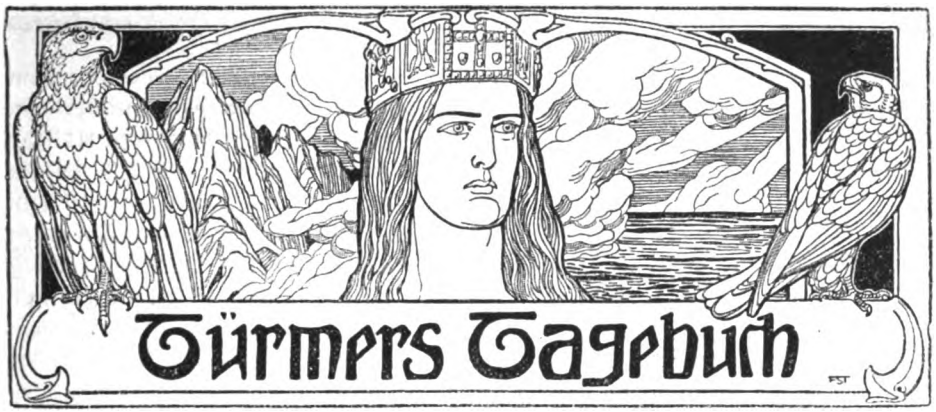
Zum farbig wiedergegebenen Bilde Ludwig Fahrenkrogs bedarf es keiner Worte. Noch niemals ist ein „Opfer" gleichzeitig mehr Ehrung für den Geopferten gewesen, noch nie ein Opferaltar gleichzeitig so Ehrenmal, als in diesem Kriege. Ich finde, daß der Künstler aus dem Ineinander der beiden Begriffe eine schöne Einheit gestaltet hat.

Auch Emil Orliks Zeichnung „Der verwundete Sohn" spricht durch sich selbst eine jetzt uns allen schmerzlich und erhebend vertraute Sprache. Nur leise möchte ich daneben auf die Form des Blattes hinweisen, weil sicher jedem Beschauer der strenge Aufbau im Dreieck bereits bewußt geworden ist. Dadurch ist die wunderbare Geschlossenheit der Gruppe erreicht, in der die drei Menschen völlig eins werden. Es ist in seiner Einfachheit höchste Kunst, wie dadurch sich Mutter und Sohn zueinander drängen, sie gleichzeitig mit dem Vater inniger zusammenwachsen. Wenn man dabei fühlen will, wie bedeutsam scheinbar Nichtiges ist, verdecke man sich die wenigen schraffierten Linien im sonst leeren Bildraum.

Ich benutze diese Gelegenheit, um den hier alljährlich gerühmten Abreißkalender „Kunst und Leben" (Verlag Fritz Heyder, Zehlendorf, 3 ℳ), dem das Blatt entnommen ist, auch in seinem neuen Jahrgang — es ist der achte — warm zu empfehlen. Dieser mit hingebender Sorgfalt und gutem Geschmack zusammengestellte Kalender hat das große Verdienst, originale Schwarzweißkunst — Zeichnungen und Holzschnitte — zeitgenössischer Künstler in ausgezeichneter Wiedergabe weiten Volkskreisen zugänglich zu machen. Den neuen Jahrgang schmückt ein Titelbild Hans Thomas; ihm folgen 52 weitere Blätter. Dieser während des Krieges entstandene Jahrgang ist ein besonders starker Ausdruck deutschen Wesens und beweist auf mannigfache Art die Wahrheit des Goetheschen Wortes: „Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst."

St.

Digitized by Google



Der Krieg

Wir sind noch nicht durch! Es sollte wahrhaftig nicht nötig sein, diese bittere Selbstverständlichkeit erst auszusprechen — es sollte! Aber es ist nach gewissen — schon heute! — zutage tretenden Erscheinungen doch nötig. Der „Vorwärts“ vom 25. Oktober ist in der Lage zu schreiben:

„Wir müssen bekennen, daß wir bisher in einem schweren Irrtum befangen waren. Wir glaubten, daß in dieser Zeit des Burgfriedens eine umfassende und tiefgehende politische Tätigkeit nicht möglich sei. Wurde uns doch immer und immer wieder gepredigt, daß alle Fragen der inneren Politik, alle Äußerungen bestimmter politischer Anschauungen zu schweigen hätten, solange draußen die ehernen Würfel rollen ... Heute wissen wir aber, daß auch im Schatten des Burgfriedens eine sehr intensive politische Betätigung möglich ist. Ja, noch mehr: wir, die wir meinten, daß in diesen Kriegszeiten an eine politische Agitation überhaupt nicht zu denken sei, müssen sehen, daß man auch in diesen schweren Tagen eine großzügige agitatorische Tätigkeit entfalten kann. Zu dieser Erkenntnis sind wir gekommen durch ein Schriftstück, das in unsere Hände gelangt ist, und dessen Inhalt wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.“

Es wird dann der Wortlaut des „interessanten Dokuments“ mitgeteilt. Das Dokument stammt vom preußischen Minister des Inneren, „gez. v. Loebell“, und ist „An die sämtlichen Herren Landräte und die Herren Oberamtmänner im Regierungsbezirk ... (Eigenhändig)“ gerichtet. Es lautet im wesentlichen:

„Die großen und mannigfachen innerpolitischen Aufgaben, die alsbald nach dem Kriege zu erwarten sind, erfordern auch seitens der Behörden eine besondere Pflege der Beziehungen zur Presse, eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die publizistischen Strömungen und Stimmungen, ein intensives Bemühen, wo immer es angängig ist, auf die Haltung der Presse Einfluß zu gewinnen. Das gilt insbesondere auch von der kleinen Kreis- und Lokalpresse, deren Haltung für die Stim-

Digitized by Google

mung im Lande und für den Ausfall künftiger Wahlen von hervorragendem Einfluß ist. Die bisher von der Regierung angewandten Mittel haben weder dem Bedürfnis der kleinen Zeitungen genügt, noch auch eine nachhaltige politische Beeinflussung sicherstellen können. Die Erfahrungen auch während des Krieges haben gezeigt, daß die von der Regierung geförderte ‚Neue Korrespondenz' kein zulängliches Mittel war. Sie erwies sich nicht als ausreichend, einen wirksamen politischen Einfluß auszuüben, vor allem darum, weil sie dem dringenden Bedürfnis der kleinen Zeitungen nach journalistisch gutem Text und nach pünktlicher und reichlicher Nachrichtenversorgung nicht nachkam. Gerade die kleinen Zeitungen, die sich häufig nicht in guter pekuniärer Lage befinden, haben ein dauerndes Interesse an der Benutzung eines offiziös beeinflußten Korrespondenzapparates nur dann, wenn die Korrespondenz auch tatsächlichen, redaktionellen und zeitungstechnischen Nutzen bringt. Die Zeitungsverleger und Redakteure müssen durch ihr eigenes Interesse darauf angewiesen sein, die von der Regierung beeinflußten Korrespondenzen zu benutzen, und zwar nicht nur neben anderen brauchbaren, auf das Bedürfnis der kleinen Presse besser zugeschnittenen Korrespondenzen, sondern möglichst ausschließlich ..."

Diese Korrespondenzen sollen u. a. in der Form einer „kopflosen Zeitung" abgegeben werden: „Die ‚kopflose Zeitung' wird überall da in Frage kommen, wo Redaktions- und Satzkosten bei kleiner Auflage unverhältnismäßig hoch sind. Die ‚kopflose Zeitung' wird dem Verleger in der vollen Auflage geliefert mit dem journalistischen Text der Innenseiten. Die Außenseiten sind mit den Lokalnachrichten, Inseraten und, bei Kreisblättern, mit den amtlichen Bekanntmachungen zu bedrucken ... Mit Zuhilfenahme der ‚kopflosen Zeitung' wird es auch möglich sein, neue Organe beschleunigt ins Leben zu rufen, ohne daß ein großer verlegerischer und redaktioneller Apparat geschaffen zu werden braucht.

Der Text dieses gesamten Korrespondenzapparates wird von meinem Referenten bewacht und nachdrücklich beeinflußt.

Euer Hochwohlgeboren ersuche ich, mit den Zeitungsverlegern und Redaktionen, soweit sie Ihrem Einfluß zugänglich sind, Fühlung zu nehmen, sie auf die erwähnten Korrespondenzen aufmerksam zu machen, ihnen die Benutzung ans Herz zu legen und ihnen des weiteren zu empfehlen, sich mit dem „Zentralbureau für deutsche Presse' (Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16) wegen der Bezugsbedingungen der Korrespondenzen in Verbindung zu setzen.

Die ständige persönliche Fühlungnahme der Behörden mit der Presse ist, wie in den großen Verhältnissen in den städtischen Zentren so auch in den kleinen Verhältnissen in den Kreisen, notwendig und unentbehrlich beim Aufbau der inneren Politik des internationalen Lebens in der Friedenszeit, die nach dem Kriege folgen muß.

Über die unternommenen Schritte und erreichten Erfolge im Sinne dieses Erlasses wollen Euer Hochwohlgeboren mir innerhalb 2 Monaten durch die Hand des Herrn Regierungspräsidenten Bericht erstatten."

Der „Vorwärts" bemerkt dazu:

„Ein großer und sehr leistungsfähiger Apparat wird also schon seit langem

Digitized by Google

in Bewegung gesetzt ‚zur nachhaltigen politischen Beeinflussung'. Und zwar im Sinne des preußischen Polizeiministeriums, das seine Regierungspräsidenten, Landräte, Oberamtmänner usw. mobil gemacht hat, um mit einem Stabe dienstwilliger Journalisten und Schriftsteller schon jetzt ‚den Ausfall künftiger Wahlen' nach den Herzenswünschen des Herrn von Loebell zu beeinflussen. Und da in dem Schreiben des Herrn Ministers auch nicht ein Sterbenswörtchen davon erwähnt wird, daß diese Beeinflussung nach neuen politischen Gesichtspunkten orientiert werden soll, muß man schon annehmen, daß die Herren Landräte usw. nicht umzulernen brauchen und nach den ‚altbewährten' preußischen Traditionen verfahren sollen. In diesem Sinne soll dann auch die ‚gute' Presse vorbereitet und instruiert werden.

Die großzügige Fürsorge des preußischen Polizeiministeriums für die Presse ist wirklich bewundernswert. Es ließe sich darüber noch mancherlei sagen. Für heute wollen wir uns aber mit folgender Feststellung begnügen. Zu derselben Zeit, in der es uns unter dem Zwange des Burgfriedens unmöglich gemacht wird, brennende Fragen der preußischen Politik, wie die Frage des Wahlrechts, des Koalitionsrechts, der Steuern und der sozialen Gesetzgebung zu erörtern, wo uns sogar in der so überaus wichtigen Frage der Volksernährung Beschränkungen auferlegt werden, kann ein sehr maßgebendes preußisches Ministerium, in aller Stille zwar, aber desto gründlicher am ‚Aufbau der inneren Politik' arbeiten und ihm genehme künftige Wahlen vorbereiten ..."

Der „Vorwärts" hat in diesem Kriege dauernd eine Gesinnung bekundet und eine Haltung eingenommen, von denen man nur sagen kann, daß die überwältigende Mehrheit der Parteiangehörigen es als ein schweres Unrecht empfinden würden, wollte man jene Gesinnung und Haltung auch ihnen in die Schuhe schieben. Mit Recht könnten sie das als eine böswillige Herabwürdigung ihrer treu bewährten vaterländischen Gesinnung empfinden. Um so peinlicher ist die durch den Erlaß des preußischen Ministers des Innern geschaffene Lage! Man müßte, wie das „Berl. Tagebl." nur zu richtig feststellt, „die Augen vor den Tatsachen schon gewaltsam schließen, um nicht zu erkennen, daß der alte Gegensatz zwischen preußischer Ministerpolitik und deutscher Reichspolitik heute weiter klaffte, als in der ganzen hinter uns liegenden Kriegszeit. Während der Burgfriede daheim die Geister bändigte, während Millionen von preußischen Wählern politisch die Hände gebunden sind, weil sie sie brauchen zur Abwehr feindlicher Angriffe in West und Ost, hat der preußische Minister des Innern die Zeit für günstig gehalten, seinen Einfluß ‚auf den Ausfall künftiger Wahlen' zu stärken."

Ein so weit rechts stehendes Blatt wie die „Magdeburgische Zeitung" urteilt: „Das Ministerium des Innern arbeitet also mitten im Kriegsjahr für den ‚Ausfall künftiger Wahlen'. Der Kanzler, die Reichsbehörden und alle maßgebenden Militärstellen haben sich in Wort und Tat von dem Geist des Wortes beseelt gezeigt: ‚Ich kenne keine Parteien mehr', die Parteien halten auch untereinander den Burgfrieden — aber die Folge jenes Erlasses wird eine Stärkung der alten Stimmungen in der Sozialdemokratie sein. Er wirkt nicht bloß

Digitized by Google

selber in dieser Zeit wie ein Rückfall, sondern er wird auch anderswo Rückfälle bewirken. Auf solche Weise züchtet man die Stimmungen, die man bekämpfen will. Es kann nicht ausbleiben, daß die Sache im Parlament zur Sprache gebracht wird, und wir befürchten, daß diese Erörterung einen Auftakt für das Zusammenspiel der Regierung mit den Parteien nach dem Kriege geben wird. Die etatrechtliche Seite der Sache dürfte wohl Gegenstand besonderer Fragestellungen werden.

Was aber die Presse direkt angeht, das ist der Versuch der Regierung, Artikel, die von amtlicher Stelle stammen, als angeblich freie und selbständige Meinung der Presse selbst erscheinen zu lassen. Es ist natürlich nichts dagegen einzuwenden, wenn die Regierung in der Presse selbst das Wort ergreift. Es wird auch nur zu wünschen sein, daß sie gute Beziehungen zur Presse unterhält. Aber gegen eine derart organisierte und zu Wahlzwecken bestimmte Beeinflussung, die durch den Hinweis auf die Billigkeit dieser offiziellen Korrespondenz annehmbar gemacht wird, müssen schwerste Bedenken erhoben werden; das ganze Vorgehen zeugt zudem von einer Auffassung von den Aufgaben der Presse, die dem Ministerium des Innern wahrlich nicht zum Ruhme gereicht. Eine Presse, die etwas auf sich hält, muß derartige Versuche, woher sie auch immer kommen mögen, von allem Anfange an mit aller Entschiedenheit zurückweisen ...

Ist es wirklich ein berechtigtes Streben, gegen viele von unseren an der Front stehenden Soldaten, die nach dem Kriege — darüber täuscht man sich doch wohl nirgends — zum großen Teil nicht im Sinne des Ministeriums des Innern wählen werden, während sie noch im Felde liegen, die politische Abwehr zu organisieren, mit amtlichen Mitteln desselben Staates, den sie mit ihrem Leben verteidigen? Wir glauben, uns jedes weitere Wort ersparen zu sollen. Wenn wir die möglichen Wirkungen des nunmehr zur öffentlichen Kenntnis gekommenen Erlasses nicht für so bedrohlich hielten, hätten wir in dieser Zeit überhaupt nicht das Wort ergriffen. Wir sind aber der Ansicht, daß seine üblen innerpolitischen Folgen noch ungeheuer verschlimmert würden, wenn nicht gerade aus bürgerlichen Kreisen entschieden Verwahrung gegen den in jenem Erlaß kundgetanen Geist eingelegt würde."

„Der Reichskanzler, Herr von Bethmann Hollweg," schreibt die „Berliner Morgenpost", „hat uns eine Neuorientierung unserer gesamten inneren Politik versprochen, und die besten Politiker auf der Linken haben seinem Versprechen geglaubt mit dem Optimismus, ohne den eine gute Politik nun einmal nicht gemacht werden kann. Sie haben daran geglaubt, daß der Hauptinhalt der vom Herrn Reichskanzler versprochenen Neuorientierung die Beseitigung jener unleidlichen, alles politische Leben bis ins Mark vergiftenden Zustände sein werde, unter denen jeder, der nicht so tanzen wollte, wie die Regierung pfiff, mit Nachteilen aller Art bedacht wurde, mit materiellen, sozialen, gesellschaftlichen Nachteilen, unter denen alles, was der Regierung widerstrebte, geradezu als übles Subjekt, wenn nicht gar als Vaterlandsfeind gekennzeichnet wurde, ganz im Gegensatz zu dem Kaiserwort: ‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.' Die von Herrn v. Loebell beliebten Methoden stärken den Optimismus,

Digitized by Google

mit dem man die Versprechungen des Herrn Reichskanzlers aufgenommen hat, durchaus nicht, im Gegenteil, sie sind Wasser auf den Mühlen der Mies- und Flaumacher, die nicht müde werden, uns vorzupredigen: ‚Laßt euch doch nicht in eine karmoisin-vergnügte Wolkenkuckucksheimerei einlullen. Nach Tische wird man es anders lesen, und wenn alles vorüber ist, so wird alles wieder so sein, wie es vorher gewesen ist.' Herr v. Bethmann Hollweg muß sich darüber klar sein, daß die Methoden des Herrn v. Loebell denen, die auf das Wort des Reichskanzlers gebaut haben und die nach wie vor entschlossen sind, die Mies- und Flaumacherei zurückzuweisen, die sich bemüht, Zweifel in die Versprechungen des Reichskanzlers großzuziehen, die Arbeit ungeheuerlich erschwert.

Über die Methoden des Herrn v. Loebell wird hoffentlich der Deutsche Reichstag ein kräftig Wörtchen sprechen, und auch der Reichsverband der deutschen Presse wird nicht verabsäumen, zu ihnen Stellung zu nehmen."

Mußte auch das noch kommen? War es noch nicht genug mit der bis zur Aufwühlung gediehenen Beunruhigung des gesamten Volkes durch das Versagen einer rechtzeitig vorbeugenden und durchgreifenden Lebensmittelversorgung? In einem Aufsatz des von den Professoren Francke und Zimmermann im Sinne einer doch sehr gemäßigten Sozialpolitik geleiteten „Sozialen Praxis" wird festgestellt: „Als die Höchstpreisfestsetzungen verschiedener Stadt- und Generalkommandobezirke für den Kleinhandel sichtbar versagt hatten, weil die Abhängigkeit der Kleinhändler von den Produzenten und Großhändlern und deren Preisen eben nicht zu beseitigen war, richteten sich aller Erwartungen auf die Reichsregierung, daß sie durch organisch gestaffelte Regelung von Reichs wegen der Ausnutzung der Kriegskonjunktur zum privaten Vorteil durch Produzenten und Großhändler Schranken setze, dieweil solches Treiben ja nach des Staatssekretärs Dr. Delbrück Wort eigentlich die ‚Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte' verdiene. Viele Landwirte und die Inhaber jener zahlreichen Aktienbetriebe, die trotz aller Rückstellungen und Abschreibungen sich gezwungen sehen, ihre Dividenden für das erste Kriegsjahr zu verdoppeln oder zu verdreifachen, hörten jedoch dieses ‚erlösende' scharfe Wort des stellvertretenden Reichskanzlers wohl nur mit Schmunzeln: denn an scharfen Vermahnungen gegen den Kriegswucher hat es die ganze Zeit über nicht gefehlt, aber die von Regierung und Behörden festgesetzten oder anerkannten Preise für Leder, Zucker, Schweine, Mehl, Kartoffeln und Getreideerzeugnisse usw. haben vielfach geradezu die schönen Kriegsgeschäftskonjunkturen begünstigt, und wirklich durchgreifende Maßnahmen zur Ermittlung und Dingfestmachung der Kriegsausbeuter sind den schönen Vermahnungen von Reichs wegen nicht gefolgt. Ein paar kleine Sünder, die den örtlichen Höchstpreis für einige Pfunde überschritten, hängte man — der eigentlichen spekulativen Preistreiberei im großen standen die Behörden duldsam gegenüber gemäß ihrer Losung: hohe Preise fördern die Produktion und locken die Einfuhr ins Land! Vorräte um jeden Preis! — während es den Gerichten, abgesehen von ihrem anfangs fast völlig mangelnden sozialwirtschaftlichen Verständnis, an Maßstäben zur Beurteilung der Angemessenheit oder Unangemessenheit der Preisstellung gebrach und sie sich infolgedessen mit Wucheranklagen nicht leicht hervorwagten."

Digitized by Google

Jetzt endlich soll sich ja „alles, alles wenden“. Die Preise haben inzwischen freilich zu einer Höhe emporschnellen dürfen, die bei genügend oder gar im Überfluß vorhandenen Lebensmitteln, wie den Kartoffeln — sagen wir „einsichtig und bescheiden“: nicht gerechtfertigt ist. Bei den Reichsbehörden herrschte, wie Paul Harms im „Berl. Tagebl.“ sich ausdrückt, das, was uns aus friedlichen Zeiten als „fieberhafte Tätigkeit“ in angenehmer Erinnerung ist. „Wir hatten uns das eigentlich anders gedacht und waren dazu um so mehr berechtigt, als der Vizekanzler die angebotene Hilfe des Reichstages dringend abgewehrt hatte, mit der Begründung: alles werde sich viel leichter und rascher abwickeln, wenn man die amtlichen Stellen nur machen lasse. Nach den lehrreichen und im ganzen erfreulichen Erfahrungen des ersten Kriegswirtschaftsjahres durften wir also erwarten, man werde in der Stille alle Vorbereitungen treffen, damit sich im zweiten Jahre die Versorgung der Bevölkerung mit den notwendigen Lebensmitteln glatt und zweckmäßig vollziehe.

Statt dessen haben wir zunächst die Erfahrung machen dürfen, daß Methoden, die ein Menschenalter lang geübt worden, stärker sind als die Männer, die sie von heute auf morgen ändern möchten. Den wirtschaftlichen Methoden des Reiches hat vor dem Kriege, ausgesprochen oder versteckt, das Bestreben zugrunde gelegen: der Gütererzeugung alle Vorteile des freien Spieles der Kräfte zu sichern, den Massenverbrauch dagegen zu nötigen, sich den Bedürfnissen der Erzeugung anzupassen. Ohne sich auf einen Streit darum einzulassen, ob das umgekehrte Verfahren allgemein und unbedingt richtig wäre, wird man sagen dürfen: in Zwangslagen, wie sie der Krieg schafft, müßte vor allen Dingen scharf unterschieden werden. Bei Gütern, die wir nur in beschränkter und unzureichender Menge selbst erzeugen, hat sich der Verbrauch der Erzeugung selbstverständlich anzupassen, das bedarf gar keiner Frage. Bei Gütern dagegen, die in ausreichender Menge vorhanden sind oder erzeugt werden können, hat der Staat, der von seinen Bürgern mit Recht das Durchhalten verlangt, auch die Pflicht, das freie Spiel der Kräfte so weit einzuschränken, daß der Verbraucher sich die Güter zu erträglichen Preisen beschaffen kann. Zu dem Zwecke müßte der Staat in erster Linie seine Hand auf die erzeugte Gütermenge legen, in zweiter Linie ihren Vertrieb überwachen und in dritter den zulässigen Höchstpreis festsetzen.

Der Staat hatte es, vom Brotgetreide abgesehen, auch bei reichlich vorhandenen Gütermengen bisher vorgezogen, den Vertrieb und erst recht die Erzeugung grundsätzlich so wenig wie möglich zu behelligen, dagegen in erster Linie den Verbrauchern vorzuschreiben, wie sie ihren Verbrauch dem freien Spiel der Kräfte anzupassen haben. Dieser Rückfall in die altgewohnten, auf alles, aber nur nicht den Kriegsfall zugeschnittenen Methoden hat der Staatsgewalt eine bittere Erfahrung nicht erspart. Auch wer es ‚nachdrücklich‘ unternimmt, einen sonst gesunden Gaul beim Schwanz aufzuzäumen, wird ‚nachträglich‘ erkennen, daß er damit sowohl unnütz Zeit verliert, wie auch unliebsames Aufsehen und einen falschen Eindruck erregt. Wer sich in diesen ersten Monaten des neuen Wirtschaftsjahres mit offenen Augen umgesehen hat, der weiß, daß von einem Mangel an notwendigen Lebensmitteln keine Rede sein kann, ja, daß an einem sehr notwendi-

Digitized by Google

gen Volksnahrungsmittel wie der Kartoffel ungewöhnlicher Überfluß vorhanden ist. Der weiß also auch, daß der ganze Lärm und Zank um das Auskommen und die Preise recht wohl hätte vermieden werden können.

Diese ganze weitverbreitete Wissenschaft hat nicht gehindert, daß unsere Gegner, daß namentlich die Engländer im Lärm und Zank der letzten Wochen nur die Wirkung eines immer fühlbarer werdenden Mangels an Vorräten sahen; daß sie sich aufs neue in den Wahn einwiegten, die von Anfang an geplante Aushungerung Deutschlands beginne — endlich, endlich! — fühlbar zu werden, und daß sie sich abermals einredeten: man müsse trotz aller Niederlagen, trotz aller Gebietsverluste, trotz der bedrohlichen Entwicklung auf dem Balkan den Krieg nur lang genug hinziehen, dann werde das siegreiche Deutschland schon noch um Frieden bitten müssen.

Diese falschen Eindrücke werden durch die Zeit und durch die Tatsachen widerlegt werden. Dadurch, daß wir weiter leben, weiter arbeiten und weiter siegen, werden wir unsere Gegner davon überzeugen können, daß die Schlüsse, die sie aus dem unerquicklichen Schauspiel dieser Wochen etwa gezogen haben, falsch gewesen sind. Das muß geschehen, das wird geschehen. Aber es gehört zu den schmerzlichsten Erfahrungen dieses Weltkrieges, daß Reichstag, Bundesrat und Reichsbehörden, trotz der eindringlichen Lehren des ersten Kriegsjahres, nicht imstande waren, uns dies zu ersparen."

Aussprechen, was ist und sein muß. Darüber hinaus haben wir heute anderes zu tun, als begangene Irrtümer und Fehler kleinlich nachzutragen, sofern nicht nur ein „guter", sondern auch ein fester Wille in erlösende Tat sich umsetzt. Auch unsere Regierenden sind nur Menschen, und die Aufgaben, vor die der Krieg sie gestellt hat, wahrlich keine geringen. Wo aber sind denn heute im bürgerlichen Leben an irgend verantwortungsvollen Posten die Männer, die nicht auch das Höchstmaß von Leistungen aus sich herausholen müssen? Das ist nicht mehr als selbstverständlich und noch sehr wenig gegen die Opfer derer, die einer Hölle von Feuer und Eisen standhalten, Blut und Leben dransetzen; — einfache Pflicht und Schuldigkeit. Not kennt kein Gebot, aber noch weniger Entschuldigung. Wer heute seiner Verantwortung sich nicht gewachsen erweist, der ist gewogen und zu leicht befunden.

Auch unsere Regierenden müssen, wie wir alle, umlernen, und das bedeutet doch nicht, aus seiner Haut herausfahren, sondern letzten Endes nur: zu lernen, sich von den Tatsachen bestimmen lassen, entschlossen mit noch so alt- und liebgewordenen Vorurteilen und Gepflogenheiten brechen, sich von neuem, zeugungsfrohem Leben nicht erst schieben und stoßen lassen, sondern beherzt selbst mit Hand anlegen, um dem Werdenden, das mit sichtbar freudigem Gestaltungswillen aus kreißendem Zeitenschoße sich losringt, freien Sinnes freie Bahn zu schaffen. Denn zwischen die Zeit vor und nach dem Kriege hat sich ein eiserner Vorhang gesenkt, und wenn dieser Vorhang sich wieder hebt, dann wird ein neuer Tag geworden sein. — Es war finster auf der Tiefe, aber der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser ...

Digitized by Google

Das neutrale Blatt

Ein Wiener Leser schreibt der „Deutschen Tageszeitung“:

„Gegen meine Gewohnheit war ich gestern nachmittag im Kaffeehause; am Nebentische saßen allerlei angenehme Zeitgenossen. Der eine rief laut: ‚Nur die „Neue Zürcher Zeitung“ müssen Sie lesen, da steht die Wahrheit drin!‘ Beim Kellner bestellte ich mir darauf dieses neutrale Blatt. Was las ich? Eine Verherrlichung der französischen Kanonenfabrikation des Schneider in Creuzot, nach der Krupp natürlich weitaus von diesem echt französischen Schneider in den Schatten gestellt wird, und in dem die kühne Behauptung auftaucht, daß die Schlacht an der Marne durch dessen Geschütze so glorreich ‚gewonnen‘ wurde. Nun stehen die Deutschen allerdings noch immer in Frankreich, und mit dem glorreichen Siege ist es nichts, aber trotzdem lesen wir auf einer anderen Seite des freundlichen Blattes, daß die Franzosen in der Champagne entgegen allen deutschen Meldungen doch einen großen Sieg errungen haben, den man durchaus nicht verkleinern dürfe‘. Eine beigegebene Kartenskizze sucht dies dem neutralen Leser zu verdeutlichen. Warum ist gerade dieses neutrale Blatt mit Kriegsbeginn in allen Kaffeehäusern aufgetaucht? Warum gefällt es gewissen angenehmen Zeitgenossen so ganz besonders? Warum behaupten diese unparteiischen und sympathischen Leute, daß ‚nur in diesem Blatte die Wahrheit stehe‘? Und zum Schluß die Frage: Warum lassen sich eigentlich die gutmütigen Wiener dieses Blatt in allen Kaffeehäusern so ruhig gefallen?

Es ist nicht zum erstenmal, daß der „Neuen Zürcher Zeitung“ eine so eigenartige Ausprägung des Neutralitätsbegriffs vorgehalten wird. Es ist auch berichtet worden, daß der Auslandsleiter des Blattes nach Kriegsausbruch als „zu deutschfreundlich“ entlassen wurde. Das Blatt wurde in Friedenszeiten auch in Deutschland mit Anerkennung gelesen und verdiente das auch, da es eines der bestgeleiteten war. Es ist nun an ihm, die fortgesetzten peinlichen Urteile über seine gegenwärtige Haltung, die einer einseitigen Parteinahme gegen uns verzweifelt ähnlich sieht, zu entkräften. Andernfalls müßten nicht nur die „gutmütigen Wiener“ die entsprechenden Folgen daraus ziehen. Nicht etwa, um einen Druck auszuüben — wir lassen jeden nach seiner Fasson selig werden —, aber aus einfacher nationaler Selbstachtung. Ich gestehe offen, daß ich eine solche Notwendigkeit mit Rücksicht auf den früher geschätzten geistigen Hochstand und freien politischen Horizont des Blattes aufrichtig bedauern würde. Gr.

*

30 % Verzinsung

Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ vom 12. Oktober ds. Js. enthielt folgende Anzeige:

20 000

sofort gesucht. Gewähre 30 Prozent Verzinsung. Eingeführtes Lebensmittel-Engros-Geschäft mit laufenden, festen Behörde-Lieferungen. Nur Kassageschäfte. Risikolose, sichere Anlage. Eventuell tätige Beteiligung. Verhandle nur mit Selbstgebern. Schnelle Offerten ... Filialexped. d. Bl. Oranienstr. 190.

Digitized by Google

Man sieht: mit Lebensmitteln läßt sich immer noch so viel verdienen, daß man dargeliehenes Geld mit dreißig vom Hundert verzinsen kann. Besonders, wenn man „laufende, feste Behörde-Lieferungen“ hat. Rechnet man noch den eigenen Verdienst nach dem Maßstabe der angebotenen Verzinsung hinzu, dann wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß es so leicht kein besseres Geschäft gibt, als in dieser Zeit — doch wohl nur angeblicher? — Lebensmittelnot mit — Lebensmitteln zu handeln. Gr.

*

Das Mittel

Über Kopenhagen wird gemeldet, daß die Stellung des russischen Verkehrsministers Ruchloff ernstlich bedroht sei, und zwar aus folgendem Anlaß: statt eines erwarteten Transportes von Lebensmitteln traf kürzlich in Moskau eine große Sendung — Bitterwasser ein. Mit Bestechungsgeldern war es dem Lieferanten gelungen, die Eisenbahnbeamten zu bestimmen, das Bitterwasser vor den Lebensmitteln an die enttäuschte Moskauer Bevölkerung zu senden. Der Vorfall bietet jetzt in allen Variétés und Singhallen Rußlands Anlaß zu satirischen Vorträgen.

Das läßt sich wohl denken. Vielleicht war der Lieferant ein fanatischer Friedensfreund, und hatte es nur gut gemeint, indem er die von Hindenburg verabfolgten Abführmittel noch nicht für durchschlagend genug hielt und sie durch eine sanfte Nachhilfe mit Bitterwasser unterstützen wollte. Gr.

*

Mehr Zivilcourage!

Um die Versorgung der Bevölkerung, insbesondere der Kinder, mit dem unentbehrlichen Nahrungsmittel zu sichern, ist es verboten, an Kälber und Schweine, die älter als sechs Wochen sind, Vollmilch zu verfüttern. „Was soll man aber dazu sagen, so wird der „Kölnischen Volksztg.“ (Nr. 883 vom 28. Oktober) geschrieben, „daß nach anderer Richtung nach wie vor der größte Mißbrauch mit der Verfütterung von Milch getrieben wird? Täglich kann man ‚Damen‘ mit einem bis vier Hunden in eleganten Cafés einer bekannten mitteldeutschen Badestadt erscheinen sehen, um diesen Vierfüßlern je ein Liter Vollmilch verabfolgen zu lassen. In der betreffenden Stadt laufen an ‚angemeldeten Hunden‘ allein 4000 Stück, fast ausschließlich Luxushunde, umher, die meist so fett gefüttert sind, daß sie kaum noch laufen können, während es für Tausende von kleinen Kindern an der nötigen Milch fehlt, oder diese doch so teuer ist, daß sie für ärmere Leute kaum beschafft werden kann. Ein Hundehalteverbot (Wach-, Polizei- und Sanitätshunde ausgenommen) wäre gewiß am Platze, und es wäre jedenfalls richtiger, die unnützen Luxustiere abzuschaffen, als Kinder zugrunde gehen zu lassen.“

Der Unfug ist ja erstaunlich. Aber fast noch erstaunlicher ist, daß die anwesenden Zuschauer sich diese Vorstellungen ruhig mit ansehen, ohne den „Damen“ ganz gehörig die Fortsetzung zu verleiden. In dieser Kriegszeit mit ihren mannigfachen Kriegsnöten sollte die Bevölkerung doch nicht alles von den Behörden erwarten, deren Bestände an ausführenden Kräften ohnehin schon eingeschränkt genug sind. Verordnungen sind gut, Selbsthilfe wo sie angebracht ist — besser. Und sie ist allemal angebracht, wo es sich um einen augenfälligen und unzweifelhaften Mißbrauch handelt, wie der geschilderte. Wenn aber schon die Behörde einschreiten soll, muß sie vor einen greifbaren Tatbestand gestellt werden. Im vorliegenden Falle wäre unzweifelhaft der Tatbestand strafbaren, weil öffentliches Ärgernis erregenden groben Unfuges gegeben, und eine von mehreren Personen erstattete Anzeige müßte auch Erfolg haben. — Mehr „Zivilcourage“! Gr.

*

Butterpreise

Auch die hohen Butterpreise haben, trotz der Futterknappheit, ihr Gutes — für die Molkereigenossenschaften. Die Molkereigenossenschaft in Herzberg (Elster) hatte, wie Bürgermeister Gerischar in der letzten Stadtverordnetenversammlung Herzbergs mitteilte,

Digitized by Google

im Geschäftsjahr 1913/14 einen Reingewinn von nicht ganz 9000 ℳ, im Jahre 1914/15 einen solchen von mehr als 32 000 ℳ. Der Bürgermeister bezeichnete nach dem „Wittenberger Tageblatt“ „ein derartiges Geschäftsergebnis angesichts der bei uns herrschenden Not geradezu als wucherisch“.

*

Felder für die deutsche Landwirtschaft

In einem Aufsatz („Berl. Tagebl.“), auf dessen übrigen Inhalt hier nicht eingegangen werden soll, wirft Professor Lujo Brentano einen Blick auf die Gebiete unserer Feinde, die wir derzeit in Händen haben, und führt aus, daß Belgien und Nordfrankreich, aber auch das Königreich Polen keinen Überschuß an Getreide haben. Anders stehe es mit Russisch-Litauen und den baltischen Provinzen: in diesen Ländern, mit ihrer ungewöhnlich dünnen Bevölkerung, „harrten außerordentlich große Flächen, darunter solche von hervorragender Fruchtbarkeit, des deutschen Ansiedlers und deutschen Kapitals, um außerordentliche Erträge abzuwerfen. Wer für eine dem deutschen Bedarf genügende deutsche Landwirtschaft schwärme, müsse deshalb vor allem darauf aus sein, daß der Wunsch der Deutschen in den baltischen Provinzen erfüllt und Litauen und die baltischen Provinzen mit dem Deutschen Reiche vereint würden.“

*

Eine befremdliche Jubiläumsfeier

In der „Braunschweigischen Landesztg.“ finden wir unter der Überschrift „Jubiläumsfeier des Viktoria-Luise-Lazarettzuges“ einen mehr als eine Spalte füllenden Bericht über das „gemeinschaftliche Abendessen“, zu dem sich am Abend des 22. Oktober im Parkhotel auf Einladung des Liebesgabenausschusses die Ärzte und das Begleitpersonal des Herzogin-Viktoria-Luise-Lazarettzuges vereinigt hatten. Allerlei Behörden nahmen an dem Festmahl teil, das mit vielen schönen Reden gewürzt wurde. „Im weiteren Verlaufe des Abends sorgten dann die Herren Hofschauspieler Paris und Hofopernsänger Voigt für genußreiche künstlerische Darbietungen.“

Und was wurde so mit Speis' und Trank, Rede und Gesang gefeiert?

Der Viktoria-Luise-Lazarettzug war von seiner 25. Fahrt an die Front zurückgekehrt!

Wer schimpft, wer lacht und höhnt da?! Ist das nicht etwa ein schönes Fest? Ein köstlicher Anlaß zum — „Ergo bibamus“?! 25mal hat der Zug seine furchtbare Last vom Schlachtfelde geholt. 25mal ist er, gefüllt mit Schwerkranken, zu Krüppeln Geschossenen heimgekommen, hat er der Heimat in Not und Jammer wiedergebracht, was in Stolz und Gesundheit hinausgezogen ist! Und da sollte man nicht feiern, nicht feiern bei Speis' und Trank?! Ha, wie sie erst die 50. Wiederkehr feiern werden! Da langt es sicher noch zu einem Tänzchen!

Doch den ingrimmigen Hohn beiseite!

Wir können uns denken, wie der Gedanke an die Feier entstanden ist. Man dachte nicht des Elends, sondern der Möglichkeit, das Elend zu lindern. Man vergaß die traurige Ursache der Fahrten des Lazarettzuges und dachte nur der heilenden Wirkung, die von dieser Tätigkeit ausgegangen war. Und da hatte man in der Tat Anlaß, zu sagen: Gott sei gedankt, daß es uns durch Wohltätigkeit und Aufopferung möglich geworden ist, einen Tropfen Balsam in das Meer der Schmerzen zu gießen. Ich könnte mir denken, daß man aus diesem Anlaß sich zu einem Dankgebet in der Kirche vereinigt hätte, oder zu einer ernsten Versammlung, in der mit eindringlicher Rede denen daheim ihre Pflicht, weiter zu helfen, eingehämmert worden wäre und die Freude dazu geweckt durch den Hinweis, wieviele Schmerzen gelindert werden können.

Aber ein Festmahl? Als wär' es eine Zeit zum Jubilieren und wäre der Anlaß zur Tätigkeit ein freudiger!

Leider ist dieser Fall nicht eine vereinzelte Entgleisung, über die man hinweg sehen könnte, sondern ein Symptom für weitverbreitete Zustände: einmal, daß weiten Kreisen der Daheimgebliebenen — auch der nach gesell-

Digitized by Google

schaftlichem Rang, nach Bildung und Besitz Hochstehenden — der furchtbare Ernst unserer Zeit noch gar nicht aufgegangen ist; sodann daß unserer öffentlichen Wohltätigkeit vielfach gerade die Eigenschaft fehlt, die das meistgebrauchte Beiwort betont: das Christliche. Diese Art Wohltätigkeit findet ihren Lohn in sich selbst und ist schweigsam. An gut besetzter Tafel, in gehobener Stimmung, das Weinglas nah zur Hand in tönender Rede verkünden: „Den schönsten Dank und die höchste Anerkennung brachten aber doch die glücklichen Gesichter der Verwundeten zum Ausdruck, die im Lazarettzug Aufnahme fanden," das ist — nun das ist das Gegenteil von dem, was deutschen und christlichen Wesens ist oder doch sein müßte. K. St.

*

Weltfriedenskongreß?

Den mehr emsigen als berufenen Bemühungen schweizerischer und auswärtiger Gelehrter und Körperschaften, allbereits Vorschläge für den zu erwartenden „Weltfriedenskongreß" zurechtzubasteln, halten die „Neuen Zürcher Nachrichten" — hoffen wir: mit Recht — entgegen:

Dies ist vergebliche Mühe, denn, wie von autoritativer Seite geäußert worden ist, wird ein solcher Kongreß von den Mittelmächten kaum noch beabsichtigt. Man plane dort vielmehr, wenn es einmal so weit sei, die Wiederherstellung des Weltfriedens auf dem Wege gesonderter Friedensschlüsse, und man denke nicht an Sonderfrieden im eigentlichen Sinne, sondern an Friedensschlüsse von Macht zu Macht, zeitlich zwar möglichst zusammenfallend, örtlich aber hinsichtlich der Verhandlungen getrennt. Denn von einem Friedenskongreß etwa im Stil des Wiener Kongresses könne, da die Lage gegen damals eine grundverschiedene sei, gar nicht die Rede sein.

Man kann es den Mittelmächten nachfühlen, wenn sie z. B. die Einmischung der Vereinigten Staaten in die einzelnen Friedensfragen entschieden ablehnen, nach allem, was die Regierung Wilsons in Sachen „Neutralität" geleistet hat. Weiter könnte Europa den Mittelmächten nur Dank wissen, wenn sie Japan das Stimmrecht in rein europäischen Angelegenheiten versagen. Es wäre ferner undenkbar, daß ein Weltfriedenskongreß Friedensbedingungen auf dem Wege der Majorität beschlösse. Es wäre dann nur zu sehr zu befürchten, daß der Kongreß vielmehr der Anstroß zu neuem Kriege würde. Weiter ist zu erwägen, daß Österreich-Ungarn den Friedensschluß mit Italien als seine allereigenste Angelegenheit unter scharfer Ablehnung jeder französisch-englischen Einmischung betrachtet, wobei es allerdings bereit sein dürfte, die guten Dienste seines Verbündeten und des Heiligen Stuhles anzunehmen. Genau denselben Standpunkt dürfte Deutschland wegen Belgiens einnehmen, ebenso der Vierbund für die Friedensverhandlungen mit Rußland.

Ob nach einer gewissen Zeit der Ruhe — nach dem eigentlichen Friedensschluß — später noch ein Weltkongreß für die spezifisch internationalen Probleme erforderlich sein dürfte, bleibt dahingestellt.

Fällt nun die Möglichkeit eines Weltkongresses in sich zusammen, so müssen die neutralen Staaten ihre Wünsche für die Friedensschlüsse rechtzeitig bei den einzelnen kriegführenden Mächten einreichen, wobei jene Mächtegruppe als Anwalt für sie zu gewinnen wäre, die den Frieden zu diktieren in der Lage ist.

*

„Sensationelle Enthüllung"?

Nach Meldungen aus Bukarest bringt „Dreptutea" die angeblich „sensationelle Enthüllung", Jonescu und Filipescu hätten vom russischen Gesandten 300 000 Leis für die Aufhetzung des Pöbels erhalten.

Ja, ist denn das was Neues? Daß die beiden Biedermänner Arm in Arm die Kassen des Vierverbandes in die Schranken fordern, und das nicht erst seit gestern, weiß in Bukarest doch jedes Kind. Es läßt sich ebensowenig als „sensationelle Enthüllung" aufmachen, wie etwa die „Verbindungen materieller Natur",

Digitized by Google

die um Herrn Venizelos und den Vierverband die gleichen Bande unzertrennlicher Freundschaft schlingen. Es sind also auch nur hübsche Einzelheiten, keine „sensationellen Enthüllungen“, die einem scharfen Angriffe des Ältesten der griechischen Politiker, des Kreters Michelikadis, gegen Venizelos entnommen werden können. Michelikadis schreibt in seinem Blatte:

„Wir wollen nicht an die Verbindungen materieller Natur erinnern, welche zwischen dem angeblich liberalen Venizelos, bevor er Kreta verließ, und dem Kaneaer fremden Konsulate bestanden, wir wollen auch nicht erinnern an die Weisungen, welche Venizelos von gewissen Großmächten in Begleitung großer Geldbeträge bezüglich seiner politischen Stellungnahme ständig erhielt. Wir verbreiten uns auch nicht über den blinden Gehorsam, welchen Venizelos während seiner Ministerpräsidentschaft in der Befolgung geheimer Winke einiger Athener Gesandtschaften bekundete, wir stellen nur fest und können auch beweisen, daß die Regierungstätigkeit Venizelos' jederzeit darin bestand, für Geld und Versprechungen Befehle fremder Mächte mit unterwürfigem Gehorsam auszuführen.“

Gr.

*

Achtung!

Eine der „Tägl. Rundschau“ zugehende Anregung sei hiermit nachdrücklichster — und zwar rechtzeitiger! — Beachtung empfohlen:

Wie berichtet wird, hat Norwegen und Holland teilweise seine Lebensmittelausfuhr verboten, weil die deutschen Aufkäufer die Preise in unsinniger und unnötiger Weise in die Höhe trieben, und zwar wohl größtenteils deshalb, weil dem hohen Auslandspreis ein hoher Inlandspreis folgt. Es ist wohl zu befürchten, daß jetzt schon oder in allernächster Zeit Leute in der Türkei und in Bulgarien erscheinen, um auch die Preise der dortigen Vorräte in die Höhe zu treiben. Es müßte also dafür gesorgt werden, daß ein Verbot der Ausreise nach diesen Ländern eingeführt wird, bzw. daß Pässe nicht ausgestellt werden. Ferner wäre vielleicht dafür zu sorgen, daß in Bulgarien rechtzeitig gegen die Aufkäufer aufgetreten wird. Außerdem wäre vielleicht der Aufkauf namentlich der Olivenöl-Vorräte in dieser Gegend durch deutsche Organisationen das allerbeste Mittel, billiges Fett heranzubringen. Aber alles müßte sofort geschehen.

*

Sonderbar, höchst sonderbar!

In einer halbamtlichen Erklärung aus Brüssel war über die Angelegenheit der wegen andauernder und systematischer Kriegsverbrechen zum Tode verurteilten Calvell gesagt worden, die von der englischen Regierung veröffentlichten Dokumente stellten den Fall unrichtig dar. Demgegenüber ist aber die englische Regierung in der Lage mitzuteilen, daß jene Dokumente genau in der selben Form veröffentlicht wurden, in der sie von der amerikanischen Botschaft übergeben worden waren, und daß die Veröffentlichung natürlich erst geschah, nachdem die amerikanische Botschaft die Erlaubnis hierzu gegeben hatte. „Es ist zu hoffen,“ bemerkt die „Voss. Ztg.“, „daß die deutsche Regierung den Vorfall zum Anlaß nehmen wird, dem Treiben des amerikanischen Gesandten in Brüssel ein Ende zu bereiten. Auf Grund seines Kreditivs gehört dieser Herr nach Le Havre, an den gegenwärtigen Sitz der Regierung, bei der er beglaubigt ist. Will Amerika aber weiterhin in Brüssel vertreten sein, dann muß es dazu eine der deutschen Regierung genehme Persönlichkeit wählen. Wir können nicht glauben, daß der Verfasser der verdächtigenden Berichte über den Fall Calvell noch als eine solche Persönlichkeit betrachtet wird.“

*

Erörterung von Friedensbedingungen

Die „Kreuzzeitung“ beschwert sich wiederholt darüber, daß polnische Publizisten sich an das Gebot des Burgfriedens nicht für gebunden erachteten. Neuen Anlaß zur Beschwerde geben ihr gewisse Veröffent-

Digitized by Google

lichungen, die der Pole W. Feldman im Verlage von Karl Curtius in Berlin erscheinen läßt. „Es handelt sich um die dreimal monatlich erscheinenden ‚Polnischen Blätter' und um eine Flugschrift: ‚Die Zukunft Polens und der deutsch-polnische Ausgleich'. In ihnen allen wird der Gedanke eines unabhängigen Polenstaates vertreten und gegen andere Lösungen der Polenfrage, wie z. B. eine Teilung Polens, in schärfster Weise Einspruch erhoben. Die Folge einer solchen wäre, so wird gesagt, Verzweiflung aller Nationalpolen, und es lasse sich nicht voraussehen, wohin Verzweiflung führen könnte. 90 v. H. der polnischen Nation würden ins russophile Lager übergehen. Der Gedanke eines gewaltsamen Umsturzes der kränkenden Neuordnung werde zu revolutionären Gärungen führen, in bedeutend größerer Ausdehnung als in den dreißiger, vierziger Jahren oder um 1863. — Die Erörterung von Friedenszielen ist bekanntlich verboten. Man wird verschiedener Meinung darüber sein können, ob es nicht richtiger wäre, die mit uns im Kriege liegenden Völker nachgerade an das zu gewöhnen, was ihrer harrt, und sie damit ein wenig aus der Selbsttäuschung aufzuscheuchen, der sie sich noch immer hinsichtlich der allgemeinen Kriegs- und Machtlage hingeben. Solange aber jenes Verbot besteht, muß es auch für alle gleichmäßig gelten und durchgeführt werden. Es geht nicht an, daß die Polen für die ihnen genehme Regelung der Friedensverhältnisse Propaganda machen, während die deutsche Öffentlichkeit verhindert ist, sachlich dazu Stellung zu nehmen."

*

„Das kulanteste Angebot aller Zeiten"

Die „Daily Mail" veröffentlicht folgende erfrischende und anfeuernde Werbeanzeige:

„10000 Lstrl. für Abonnenten! Das kulanteste Angebot aller Zeiten! Wir zahlen: 200 Lstrl. für jede getötete erwachsene Person. 25 Lstrl. für jedes getötete Kind eines Abonnenten (unter 21 Jahren). 200 Lstrl. für den Verlust zweier Gliedmaßen oder beider Augen, oder eines Auges und eines Gliedes einer erwachsenen Person. 100 Lstrl. für den Verlust eines Auges oder eines Gliedes einer erwachsenen Person. 2 Lstrl. pro Woche für zeitweilige gänzliche Arbeitsunfähigkeit einer erwachsenen Person bis zur Höchstdauer von 15 Wochen. Bis zu 300 Lstrl. Schadenersatz für beschädigtes Eigentum unserer Abonnenten, gleichviel ob der Schaden durch Luftangriffe, Bombardement von der See aus oder durch Ballon-Abwehrgeschütze verursacht ist. Abonniert auf die ‚Daily Mail' und ihr seid versichert! Schützt euch noch heute!"

*

Immer wieder unser „Friedensbedürfnis"!

Ein italienisches Blatt, „Adriatico", schließt seine Betrachtungen über das Mißgeschick des Vierverbandes immerhin noch recht befriedigt: „Wenn uns manches fehlt, was die Deutschen haben, so haben wir dafür etwas Besseres: wir wollen siegen, während Deutschland schon zufrieden wäre, einen Ariadnefaden zu finden, der es aus dem Labyrinth hinaus zum Frieden führte." „Vielleicht", bemerkt die „Kreuzztg.", „gibt dieser Satz uns einen Fingerzeig dafür, woher es kommt, daß sich bei unseren Gegnern so falsche Vorstellungen über die wahre Sachlage festsetzen können. Es sind möglicherweise gewisse internationale Zusammenkünfte und vielleicht auch gewisse Preßäußerungen, durch die im Auslande der Eindruck eines starken Friedensbedürfnisses bei uns hervorgerufen wird. Es handelt sich dabei nicht zuletzt um die breiten Mitteilungen über die Reise eines aktiven und eines inaktiven hohen Staatsbeamten nach dem Haag (Anfang bis Mitte Oktober), die vom Reuterschen Bureau sehr sorgfältig verfolgt und von der ‚Times' zu einem lauten Dementi gegen alle Friedensgerüchte in England benutzt wurde. Für uns war ein solches Dementi nicht notwendig. Deshalb wäre es besser, auch den leisesten Schein eines Mißverständnisses auf unserer Seite zu vermeiden, als suche Deutschland den Frieden in einer Lage, da es rechts und links

Digitized by Google

unangreifbar ist und auf dem Balkan einen Trumpf nach dem anderen sicher in seine Hand bekommt."

*

Ein Deutsch-Schweizer, der das Deutsche nicht leiden mag

Dieser Schweizer setzte unter seine öffentliche Kundgebung keinen Namen, hat wohl auch keinen berühmten Namen zu verlieren. Er sprach nur als Typus gewisser praktischer Geschäftsleute, denen auf Erden nichts heilig ist, als nur der engste Vorteil. Eine Gattung, die es beileibe nicht bloß in der Schweiz gibt! Wir täten den deutschen Schweizern, in deren Gesamtheit sich die Stimme der Natur, des deutschen Blutes, des deutschen Geistes immer deutlicher vernehmbar macht, Unrecht, wenn wir sie heute einstellen würden zwischen Spitteler und dem Praktikus, der sich über die deutsche Sprache auf seinem Reisepaß erbitterte. Doch einige Stellen des von dem „deutschen Überseeschweizer" in der „Neuen Züricher Zeitung" veröffentlichten Artikels verdienen Beachtung. Und zwar deshalb, weil sie eine vom einzelnen Individuum kaum verschuldete Begriffsverwirrung verraten. Daß das angesehene Züricher Blatt den einigermaßen beschämenden Ausführungen des Landsmanns Aufnahme gewährte, dürfen wir so schwer nicht nehmen. Die Drei-Sprachen-Gerechtigkeit der helvetischen Republik legt der Zeitung eine gewisse heikle Rücksichtnahme auf, die sich zuweilen wie Kritiklosigkeit in der Ferne ausnimmt, doch wohl aber bedingt ist von dem Streben, einen allgemeinen guten Einfluß zu wahren.

Der schweizerische Überseedeutsche, der offenbar aus dem rein deutschen Kanton Zürich stammt, beklagt sich über üble Behandlungen, die ihm auf einer ostasiatischen Reise von den englischen, französischen und italienischen Auslandsbehörden widerfuhr. In der Tat benahmen sich die Hafenbehörden und Konsuln der Entente gegen den Schweizer nicht nur mißtrauisch, sondern geradezu unverschämt. Sie nahmen ihn, trotz seiner neutralen Ausweispapiere, da und dort in Schutzhaft, hemmten immer wieder seine Weiterreise, verweigerten ihm boshaft die angesprochene konsulare Unterstützung und zwangen ihn mit Schikanen, vor Erreichung des Ziels umzukehren. Der Groll des Neutralen ist demnach durchaus berechtigt; doch merkwürdigerweise muckt er nicht im geringsten gegen die Verletzer der völkerrechtlichen Pflichten auf. Er findet alle Ungehörigkeiten gehörig, weil es „doch eine etwas starke Zumutung" der Schweizer Kantonsbehörden sei, von jedem englischen Hafenpolizisten zu erwarten, daß er in jedem Züricher, Basler, Berner, Genfer einen Schweizer erkenne.

Vielleicht hat der Mann übrigens darin recht, daß er den Mangel von überseeischen Schweizer Konsulaten und den ungenügenden staatlichen Schutz des in den englischen Kolonien reisenden Schweizers beklagt. Daß er Staat mit Nation verwechselt und von der Schweizer Nation spricht, während doch drei Nationalitäten in der Schweiz eingebürgert sind, ist ein Brauch, „an dem der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung". Die Schweizer allein geht ferner die Frage an, ob es für die Reisenden zweckmäßiger wäre, wenn ihnen die Reisepässe von der Bundesregierung (statt wie bisher von den kantonalen Behörden) ausgestellt würden.

Doch welche Lehre zieht unser Übersee-Schweizer aus seinen üblen Erfahrungen? Genau die, die ihm seine „englischen Freunde" in den Kolonien erteilten: daß es unvorsichtig von der Schweiz gewesen sei, ihre Bürger in den englischen Kolonien unter den Schutz deutscher Konsulate zu stellen (vor Ausbruch des Krieges selbstverständlich!), und daß ein gewisser Verdacht gegen die deutschen Übersee-Schweizer durch ihre unverhohlenen Sympathien mit Deutschland gerechtfertigt worden sei ... „Also da haben wir die Bescherung," fügt der Praktikus bei, „und ich muß bekennen, die Gründe sind leider zum Teil stichhaltig, denn es ist seit Kriegsausbruch mehr als einmal vorgekommen, daß Schweizer ihre neutrale Stellung durch leichtsinnige Parteinahme kompromittiert haben. Dadurch schädigten

Digitized by Google

sie nicht nur sich selbst, sondern alle ihre Landsleute, die unter den Folgen solcher Inkorrektheiten schwer zu leiden haben."

Gut gebrüllt, Ahnungsloser! Der Mann ahnt nicht, was er und die Seinen dem deutschen Blute danken, dem Blute, das er so gerne verleugnet und dessen natürliche Regungen bei den Landesgenossen er so strenge verurteilt! Gegen die Studenten der französischen Westschweiz, die ihre deutschen Professoren verjanhageln, gegen die Gastwirte von Lausanne, die ihren Angestellten für ein deutsches Umgangswort die Strafe sofortiger Entlassung androhen, hat dieser tolerante Deutschschweizer gewiß nichts einzuwenden. Solche Verletzungen der Neutralität nützen ja der handelspolitischen Freundschaft mit den englischen Polizeibeamten!

Kein Wunder mehr, daß Petrus vor dem dritten Hahnenschrei auch daran Anstoß nimmt, daß ihm der Reisepaß in seiner deutschen Muttersprache ausgefertigt worden ist. „Es ist entschieden eine unerhörte Unvorsichtigkeit," sagt er, „heute von einem englischen oder französischen Beamten zu erwarten, daß er einem deutsch abgefaßten Dokument auch nur das geringste Interesse entgegenbringe ... Warum kann man uns in einem solchen Falle nicht auch englisch ausgestellte Pässe geben, die einem englischen Beamten gegenüber keine Herausforderung bedeuten?"

Dieser deutsche Volksgenosse — er ist und bleibt Deutscher, ob er will oder nicht, ob wir wollen oder nicht! — scheint es doch auch in seiner Eigenschaft als Schweizer an dem richtigen „National"-Stolz gar sehr fehlen zu lassen ... Im übrigen stelle er sich einmal vor die auf S. 239 dieses Heftes mitgeteilten Verse Robert Hamerlings, und er wird — vor seinem Spiegelbilde stehen. H. K.

*

Deutschlands Strafgewalt gegen Deutsche

Mit Scham und Grimm müssen wir öfter den Namen Deutscher begegnen, die sich im Auslande als Helfer und Helfershelfer unserer Feinde betätigen. Diesen feilen Seelen führt der bekannte Rechtslehrer Professor Joseph Kohler im „Tag" zu Gemüte, daß sie sich nicht etwa allzu sicher fühlen, daß sie sich hüten sollen! „Jeder Deutsche ist unserem Staate gegenüber zur Treue verpflichtet, auch wenn er im Auslande weilt, auch wenn er im Auslande seinen dauernden Wohnsitz hat, selbst wenn er im Auslande geboren ist. Solange er noch nicht die deutsche Staatsangehörigkeit verloren hat, ist er ein Deutscher und muß das deutsche Land als die Mutter, die Beschützerin, aber auch als die verehrungsvolle Göttin seines Daseins betrachten. Und daraus ergibt sich von selbst: er ist in Kriegszeiten verpflichtet, sich alles dessen zu enthalten, was den Feinden Deutschlands Vorschub leistet oder dem Deutschen Reiche in seinen militärischen Maßnahmen Nachteile bringt, und dies namentlich in einem Weltkampf, in welchem das Vaterland um seine Existenz ringt. Hier gibt es keine Frage und keinen Zweifel: alles, was er bewußtermaßen zur Schädigung der kriegerischen Operationen Deutschlands tut, ist das schwere Verbrechen des Verrats, nach gewisser Richtung hin das schwerste Verbrechen, das seinerzeit Dante in den tiefsten Kreis der Hölle gebannt hat.

Es ist daher begreiflich, daß nach unserem Strafgesetzbuch ein Deutscher wegen Verrats bestraft wird, sobald er sich dessen irgendwo auf der Erde, also auch im Ausland schuldig macht, und er kann sich nicht etwa darauf berufen, daß er inmitten einer anderen Umgebung handelte, beeinflußt von den Anschauungen eines anderen Lebenskreises; er kann sich auch nicht damit entschuldigen, daß er für seine Erhaltung und Existenz tätig war, denn lieber sterben, als sein Vaterland verraten. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß die vielen Deutschen, die in Amerika sich aufhalten, sich des schwersten Verbrechens schuldig machen, wenn sie zur Herbeischaffung der Munition tätig sind, von der sie wissen, daß sie, gegen Deutschland verwendet, Hunderten ihrer Landsleute Tod und Verderben bringen wird. Aber auch diejenigen Deutschen handeln verbrecherisch, welche sich an

Digitized by Google

Darlehens- und Kreditgeschäften beteiligen, wodurch die Feinde Deutschlands unterstützt werden sollen. . . Darum sollen sich alle Finanzleute in den Vereinigten Staaten, die noch deutscher Angehörigkeit sind, wohl hüten, an solchen Finanzoperationen direkt oder indirekt teilzunehmen; jeder Dollar, den sie zu diesem Zwecke geben oder zeichnen, trägt die Blutschuld gegen Deutschland. Und diese Herren können sich nicht etwa darauf berufen, daß sie etwas nach den Gesetzen ihres Landes Erlaubtes tun; denn die Treupflicht gegen ihren Staat steht über allen Gesetzen ihres Wohnsitzes.

Allein solche Menschen sollen sich auch ferner nicht schmeicheln, durch spätere Erwerbung der amerikanischen Staatsangehörigkeit der Strafgewalt Deutschlands entgehen zu können: die Bestimmung unseres Strafgesetzbuches trifft jeden Deutschen, der zur Zeit der Tat ein Deutscher ist; und hat er das Verbrechen begangen, dann bleibt es an ihm haften, er kann es ebensowenig abwischen wie einen Raub oder Mord ..."

*

Überpatrioten?

In einem süddeutschen Blatte hatte Professor Dr. E. von Düring seinem Unmute über die unverantwortlichen „Überpatrioten" Luft gemacht, die sich in „vertraulichen Zuschriften" mit gewissen, ihrer Überzeugung nach unerläßlichen Kriegszielen befaßten. „Was bedeutet Überpatriotismus in dieser schweren Zeit?" fragt die „Deutsche Tagesztg.". „Können wir Deutschen überhaupt genug Patriotismus aufbringen, um dem Ansturm unserer Feinde zu widerstehen? Sind wir nicht von ihnen als ‚outlaws' gebrandmarkt worden, und wird nicht gegen uns, sobald es ungestraft geschehen kann, demgemäß verfahren! Was soll der Vorwurf, das deutsche Volk sei sich in gewissen Schichten nicht seiner Verantwortlichkeit bewußt und fröne einer ungesunden Überspannung des Patriotismus! Niemand zweifelt, daß die verantwortliche, zum Friedensschluß befugte Stelle sich von keinem Deutschen an Patriotismus übertreffen lassen wird, aber damit sie das, was zur Sicherung des Reiches in künftigen Kriegen nötig ist, erreichen kann, muß sie sich auf eine bis zum letzten entschlossene Volksstimmung stützen können. Je mehr diese nach dem Ausmaß der ungeheueren Blutopfer Vergeltung heischt, um so schärfer darf der unterlegene Gegner angefaßt werden. Ein ‚Zuwenig' würde nicht verstanden werden, und darum ist es verdienstlicher, überpatriotisch zu sein, als sich auf die Seite jener ‚Unpatrioten' zu schlagen, nach deren Ansicht dieser Weltkrieg die Erhaltung fremder Staatsgebiete in ihrem gegenwärtigen Umfange zum Ziel haben müßte.

‚Überpatriotismus' ist nichts als eine Verschleierung des ‚Chauvinismus'. Dieses Wort auf Deutsche anzuwenden, ist heute mißlich, denn die vor dem Kriege als Chauvinisten Verschrienen und Verketzerten haben auf der ganzen Linie recht behalten, und wenn Herr von Düring ihnen auf diese Weise beizukommen sucht, so verrät er damit seine und seiner Gesinnungsgenossen Befürchtung, daß nach dem Kriege im neuen Deutschen Reiche für Flaumacher kein Platz sein wird. Er fordert selber Achtung vor der persönlichen Überzeugung und achtet eine ihm unbequeme Meinung so wenig, daß er ihre Verfechter mit dem Ekelnamen Überpatrioten belegt. Wenn unsere Feldgrauen von überpatriotischen Gefühlen angekränkelt wieder in Friedenszeiten mitraten werden, mögen sie sich die Düringe genau ansehen, jenen Klüngel, der die Bremse am Reichswagen anzuziehen versuchte, noch ehe er über den Berg war."

*

100 Teile Milch — 175 Teile Wasser — vorbestraft!

Bei dem in Düsseldorf wohnenden Milchhändler Franz Sternberg wurden von Beamten der Gesundheitspolizei Milchproben entnommen, die auf 100 Teile Milch 175 Teile Wasser enthielten. Der

Digitized by Google

Stadtchemiker Dr. Loock bekundete vor Gericht, daß gegenwärtig auf dem Milchmarkte derart schlimme Verhältnisse herrschen wie nie zuvor, und daß bei den ohnehin hohen Milchpreisen mit einer Dreistigkeit gefälscht werde, die ihresgleichen suche. Der Angeklagte ist wegen des selben Vergehens mit 300 ℳ bereits vorbestraft, wurde aber trotz allem vom Schöffengericht auch diesmal nur zu 500 ℳ Geldstrafe verurteilt.

Die Nahrungsmittelfälschung wirft, wie sich auch der Laie leicht ausrechnen kann, so ungeheure Gewinne ab, daß dagegen mit Geldstrafen überhaupt kaum anzukämpfen ist. Wie wenig den gewerbsmäßigen Milchfälscher die 300 ℳ der ersten Strafe geschmerzt haben, beweist ja die Tatsache, daß er sein Handwerk unbekümmert fortgesetzt hat. Erwägt man dazu, daß diese Vergehen nur in den seltensten Fällen entdeckt und angezeigt werden, so sollte man sich wohl vorstellen können, welchen „erschütternden" Eindruck derartige Geldstrafen auf die Betrüger machen! Warum sollen sie es denn bei einem andauernden „Verdienst" von Tausenden und aber Tausenden nicht auf die Möglichkeit ankommen lassen, einmal auch ein paar hundert Mark von ihrem „Rebbach" ins „Verlustkonto" zu buchen? Ihre Rechnung ist ja von ihrem Standpunkte aus ganz „kaufmännisch", ganz fehlerfrei. Nur die Rechnung unserer Reichsbehörden stimmt nicht, wenn sie den Gerichten das Recht auch zu den empfindlichsten Strafen einräumen, ohne die Gerichte unzweideutig anzuweisen, von diesem Rechte auch Gebrauch zu machen. Strafen, die auf dem Papier bleiben, sind gewiß ein schönes Zeugnis für das moralische und rechtliche Empfinden des Gesetzgebers. Aber für diese gute Gesinnung bedurfte es ja so wenig eines Beweises, daß sie auch bei den Nahrungsmittelfälschern, Wucherern usw. auf freudige Anerkennung rechnen darf: — „Auch wenn's mal zum Klappen kommt, — ein feines Geschäft bleibt's doch!" Gr.

*

Gewissen und Geldbeutel

Unter dieser Überschrift stellt Paul Östreich in der Diederichsschen Monatsschrift „Die Tat" eine peinliche, aber nicht abzuweisende Betrachtung an:

Die Presse fühlt sich bekanntlich als Mund, Leiter und Gewissen des Volkes. Die deutsche Presse ist nach der Meinung mancher Kongreßphraseure durchweg blitzsauber und über alles Lob erhaben. Da nun im Kriege, wie der redaktionelle Teil aller Zeitungen mit unaufhörlicher Inbrunst behauptet, sich wie alles andere auch das geschäftliche Leben ethisch unerhört hinaufentwickelt hat, so müßte sich diese Tendenz zuerst und zubest in dieser Presse als dem Exponenten der öffentlichen Meinungen und Zustände zeigen.

So die Theorie! Und die Praxis? Ein Beispiel: Vor drei bis vier Wochen tauchten in großen Berliner Zeitungen Rieseninserate auf, die „Butterpulver" und „Honigpulver" zum „Strecken" der Butter und des Honigs empfahlen. Ein Beutelchen (30—50 ₰) machte zusammen mit ½ Liter Wasser aus 1 Pfund Butter 2 Pfund Butteraufstrich, aus 2 Pfund Zucker und ½ Liter Wasser 3 Pfund Honig. Der unerhörte Schwindel lag für jeden naturwissenschaftlich Gebildeten auf der Hand. Das Fett wurde durch Salz und wasserbindendes Stärkemehl zu größerem Volumen aufgetrieben, der Zucker gleichfalls gebunden. Von wirklicher Erhöhung des Nahrungswertes keine Rede! Der „Trick" lag darin, daß 2 Pfund und ½ Liter Wasser (dem Durchschnittspublikum ist unbekannt, daß ½ Liter Wasser 1 Pfund wiegt!) 3 Pfund gaben, was gar nicht anders sein kann! — Die lange Lebensdauer, die ich vor Monaten am dummen Schwindel der Petroleum-„streckung" durch Sodawasser beobachtet hatte, veranlaßte mich, diesmal sofort einen Warnungsruf in der „Konsumgenossenschaftlichen Rundschau" auszustoßen. In den nächsten Wochen gingen dann einzelne Tageszeitungen auf diesen Betrug ein. Gleichzeitig aber hatten einzelne „Butterpulver"produzenten die Dreistigkeit, „Nachahmung" mit Strafverfolgung zu bedrohen. Die Zahl der

Digitized by Google

„Branche“firmen schwoll, die Inserate bedeckten ganze Seiten, den Agenten wurden 100—500 % Verdienst versprochen, während im redaktionellen Teil die selben Zeitungen schwungvolle Artikel gegen Lebensmittelwucher und -verfälschung brachten! Jetzt ist auch das Polizeipräsidium eingeschritten. Es warnt öffentlich vor den Butterpulvern und Honigstreckern, die von den „Fabrikanten“, notabene auch allen „Grossisten“ (offenbar zur „Vermehrung“ des Bestandes bei steigenden Preisen!), empfohlen werden. Im vorderen Teil druckt die große Berliner Zeitung diese Warnung wohl oder übel ab. Wir blättern erleichtert weiter. Aber, was ist denn das? Hinten wimmelt ja das Blatt noch von Butterpulverannoncen aus Breslau, Liegnitz usw.! Uns beginnt es zu dämmern, wie kunstvoll so ein Pressеorganismus konstruiert ist: Das Gewissen sitzt vorn, hinten aber findet der betriebserhaltende Stoffwechsel statt. Damit Geist und Seele gut wohnen, muß der Leib durch Inseratengebühren erhalten werden. „Kultur“bestrebungen kann sich nur leisten, wer zunächst sein Schäfchen ins Trockne gebracht hat ...

Es gibt Blätter, die vorn die Warenhäuser angreifen und hinten ganzseitige Jandorffinserate bringen, die vorn demokratisch, kritisch und ethisch tuten und hinten nur zweideutig-eindeutige Inserate führen, es gibt solche, die vorn antisemitisch und hinten jüdisch zeichnen, die abwechselnd so und so schreiben. Manchmal hält man sich dazu zwei Redakteure, manchmal tut es schon ein Schmock. Es ist wie bei „Millionärs“: Verdient hat man das Geld unsauber und nun ist man wohltätig. Die Carnegies ruinieren brutal Tausende von Arbeitern, um dann mit den erpreßten Vermögen sich billigen „sozialen“ Ruhm zu erkaufen. Es gibt Terrainspekulanten, die einige Prozente jährlich vom Verdienst an Vereine geben, welche „bodenreformerische“ Arbeit leisten. Dickbäuchige Arbeiterausbeuter zahlen jährlich einige Tausende an Kindervolksküchen und Ferienkolonien. Kurz, unser Leben ist Wahrheit, und die Presse ist in vielen Exemplaren der würdige Priester dieser „Wahrheit“! ... *

Damit abfinden müssen?

Ein Pfarrer aus dem Osten im „Reichsboten“:

„Nach einem Berliner Blatte hat die Zuckerfabrik Brühl für das Geschäftsjahr 1914/15 einen Gewinn von 351000 ℳ gegen 85000 ℳ im vorhergehenden Friedensjahre gehabt. Sie konnte die Dividende von 4 auf 14 v. H. steigern. Die Zuckerfabrik Tuczno gab statt 15 in diesem Jahre 30 v. H., diejenige in Schroda 45 v. H. Die Aktiengesellschaft für Lederfabrikation in München hatte im Friedensjahre 191000 ℳ Reingewinn und gab 4 v. H. Dividende. Das Kriegsgeschäft steigerte den Gewinn auf 1½ Millionen Mark Reingewinn und 30 v. H. Dividende. Die Nürnberger Lederfabrik A.G. (vorm. Schreier & Nafer) hat im Kriegsjahre mehr verdient als ihr Aktienkapital beträgt. Mit 400000 ℳ Kapital hat sie 433000 ℳ erzielt, also 108 v. H. (Zahlen mitgeteilt in Nr. 19 der Deutschen Uhrmacherzeitung vom 1. Oktober 1915). Ein Friedrichshafener Unternehmer hat 220000 Liter Leuchtöl zur Zeit der größten Knappheit zurückgehalten und suchte dafür um Ausnahmepreise nach. Dies einige Beispiele von vielen. Und nun dagegen: Fast in jedem Kreisblatte kann man lesen, daß dieser oder jener Bauer mit 20 ℳ Geldstrafe bestraft wurde, weil er ein paar Pfund armseliges Hinterkorn verfütterte, um die Kraft seiner Tiere zu erhalten, oder weil er seinen Mehlvorrat zu niedrig schätzte. Der Schuhmacher erscheint vielen als Verteurer der Lebenshaltung, weil er für ein Paar Sohlen 6 und 7 ℳ fordern muß. Der Landwirt als ein Verbrecher am Vaterlande, weil er seine Tiere nicht Not leiden lassen will. Und die Dividendenschlucker nach Art der Herren Aktionäre? Wir werden uns später an vieles Große und Erhabene aus dem Kriegsjahre erinnern können. Aber wir werden mit Trauer feststellen müssen, daß unsere verantwortlichen Stellen des übelsten Wuchers nicht Herr geworden sind, der sich namentlich fort und fort auf dem Lebensmittelmarkte breitmacht. Gerade die Sorge

Digitized by Google

für die innere Einheit unseres Volkes treibt uns, immer wieder auf diese Tatsache hinzuweisen. Denn dadurch wird eine Saat der Verärgerung und Verbitterung gesät, die erst in Friedenszeiten, wenn die notwendigsten Rücksichten fallen, ihre bitteren Früchte trägt. (Sie trägt schon heute recht bittere Früchte! O. T.) Es will uns scheinen, als ob man an maßgebenden Stellen über die Stimmung des Volkes zu diesen Fragen nicht genügend unterrichtet ist. Für die Kriegszeit werden wir uns nun wohl damit abfinden müssen (?!), daß ein großer Teil notwendiger Gebrauchsgegenstände unnötig verteuert wird unter der Wirkung des Dogmas, daß der Krieg alles verteuern müsse (Cui bono?). Möchte man aber jetzt schon anfangen, auf Mittel und Wege zu sinnen, daß mit dem Frieden wieder normale Preisverhältnisse bald wiederkehren und der Wucher mit eiserner Faust gepackt wird."

So liegen die Dinge, — obwohl die Darstellung noch eine sehr schonende ist. Nur ist nicht einzusehen, warum wir uns — und gerade in der Kriegszeit! — mit solchen Zuständen sollten „abfinden müssen"!

*

„Trotz erhöhter Preise" sind wir so frei!

Nämlich: — nicht Hungers zu sterben! In einem Aufsatze „Landwirtschaft und Lebensmittelpreise" nimmt der „Rheinische Bauer" (Nr. 40) den angenehmen Standpunkt ein, das deutsche Volk sei zahlungsfähig genug, um jeden geforderten Preis zu zahlen, bevor es verhungert:

„Bemerkenswert ist die Tatsache, daß, trotzdem das Publikum über die Lebensmittelpreise unwillig ist, der Verkauf überall glatt vonstatten geht(!). Bei geringerem und erschwertem Angebot haben wir also eine sehr starke Nachfrage, und zwar eine zahlungsfähige Nachfrage, welche die höheren Preise zahlen kann. Das ist ein sehr erfreuliches Zeichen für den Stand des deutschen Volkseinkommens. Nun mutet man aber der Landwirtschaft zu, trotz der zahlungsfähigen Nachfrage, die recht eigentlich die Höhe der Preise bestimmt, sich mit niedrigeren Preisen zu begnügen. Diese ökonomisch unmögliche Gutmütigkeit ginge gegen das Lebensinteresse der Landwirtschaft. Sie hat Zeiten erleben müssen, wo durch die Preise Arbeit und Unkosten keineswegs gedeckt wurden. Damals hätte ihr noch so böser Wille nicht zu höherem Gewinn verholfen. Wenn gegenwärtig die Kosten halbwegs gedeckt(!) werden, so ist das wohl verdient."

„Man denke," bemerkt der „Vorwärts": „‚Trotz erhöhter Preise geht die Nachfrage glatt von statten', das heißt: trotz des Lebensmittelwuchers gestattet sich das Volk den Luxus, weiter zu essen. Diese Konjunktur ungenützt vorübergehen zu lassen, wäre nach den Grundsätzen des ‚Rheinischen Bauers' ‚ökonomische Gutmütigkeit'. Und die deutschen Kriegerfamilien, die Arbeiter und kleinen Angestellten ohne Teuerungszulage, der dem Ruin entgegentreibende kleine Mittelstand sind doch so zahlungsfähig! Wer möchte also noch der Landwirtschaft zumuten, sich mit niedrigeren Preisen zu begnügen?"

*

Eine späte Anerkennung

findet der „Vorwärts" in einer Artikelreihe der „Tägl. Rundschau": „Dem sozialen Frieden entgegen" von Direktor Spiecker, und sie ruft im „Vorwärts" „eigenartige Erinnerungen und Gefühle" hervor:

„Die Sozialdemokratie hat nach reinen vorurteilsfreien Beobachtungen das Verdienst, sowohl den Alkoholismus so erfolgreich wie kaum eine andere mit ihr konkurrierende Vereinigung zu bekämpfen; sie hat auch das Verdienst, durch ihre Jugendpflege die Fabriklehrlinge von der Straße und aus dem Wirtshause fortgebracht zu haben. So war es mir durchaus nicht überraschend, als mir unlängst ein Fabrikbesitzer aus Berlin, der 500 Arbeiter beschäftigt, erklärte, er verdanke es allein der Anti-Alkoholbewegung und der Jugendpflege der Sozialdemokratie, daß sowohl seine zahlreichen Lehrlinge als auch

Digitized by Google

seine Arbeiter überhaupt in den letzten Jahren auf eine bedeutend höhere sittliche Stufe gehoben worden seien. Herr Spiecker verspricht sich im übrigen eine Milderung der sozialen Gegensätze u. a. auch von einer gerechten Änderung des Dreiklassenwahlsystems und einem wirksamen Schutz gegen übertriebene Erhöhung der Lebensmittelpreise."

*

Worauf es ankommt

Wie vollkommen Herr Jaques-Dalcroze vor der Größe der Zeit versagte, schreibt Willy Pastor in der „Tägl. Rundschau", wie infam er sich gegen Deutschland benahm, dem er seinen Ruhm und sein Geld verdankte, ist noch in frischem Gedächtnis. Allen Ernstes hatte dieser Herr geglaubt — Chamberlains Wort kennzeichnet ihn schlagend —, dem Volke Dürers und Bachs mit seiner Musikgymnastik die ersten Anfänge einer höheren Kultur zu verleihen. Über den Mann selbst ist kein Wort mehr zu verlieren, er ist für uns abgetan. Aber war seine Sache vielleicht so stark und so gut, daß sie nun ohne ihn weitergeführt werden müßte?

Als die Hellerauer Schule eingeweiht wurde, warnte ich hier vor ihrer Überschätzung und wies darauf hin, daß eine eindringende Kulturarbeit wirklich ernstere und würdigere Aufgaben vor sich hat. Es ist geboten, diese Mahnung heute laut und vernehmlich zu wiederholen. Eine stattliche Anzahl von Leuten tritt dafür ein, die Unterrichtsart des Herrn Jaques-Dalcroze für Deutschland beizubehalten und nach Kräften dafür zu werben. Es sind ein paar gute Namen unter den Fürsprechern. Jedem einzelnen möchte man die Frage vorlegen, ob er denn immer noch nicht hier das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden lernte. Europa steht noch unter dem Eindruck der erschütternden Komik Isadora Duncans, die als eine blutrünstige Herodias der Politik das ganze Deutsche Reich zu Tode tanzen wollte. Isadora Duncan war wahrhaftig mehr als Jaques-Dalcroze, der im Grunde nur einen Teil ihrer Anregungen spezialisierte. Und da soll uns dieser Herr noch immer etwas zu bedeuten haben?

Mangel an Anmut wird den Deutschen nachgesagt. Es mag etwas dran sein. Aber was uns da fehlt, das können wir uns nie und nimmer nur ertanzen. Auch die Griechen, auf die man so gerne hinweist, haben ihre Anmut so einfach nicht erworben. Ihre planmäßige Körperzucht war doch noch etwas anderes als ein bloßer Kursus nach Hellerauer Art. Und wenn wir heute Bewegungen fördern wie die Jugendwehr, wenn wir die ungeschlachten Bauernburschen durch die strenge Schule unseres herrlichen ‚Militarismus' schicken, dann sorgen wir besser auch für ihren Körper als mit den geistvollsten rhythmischen Unterweisungen und Tanzabrichtungen. Das ist es, worauf es uns ankommt.

*

Vergleich

In dem Privatklageverfahren Dornblüth gegen Grotthuß wegen Beleidigung ist zwischen dem Privatkläger, Sanitätsrat Dr. Otto Dornblüth in Wiesbaden, und dem Privatbeklagten, Freiherrn J. E. von Grotthuß in Berlin-Schöneberg, folgender Vergleich geschlossen worden:

Der Privatbeklagte spricht sein Bedauern darüber aus, daß er seinerzeit die von der Berliner Zeitschrift „Die Wahrheit" gebrachten Angaben über das Verhalten des Privatklägers in der Angelegenheit des Grafen von Dunten-Dalwigk im Vertrauen auf die Richtigkeit des nicht rechtskräftig gewordenen Urteils des Kgl. Schöffengerichts in Charlottenburg in Sachen Rehbinder gegen Dornblüth vom 23. Dezember 1913 in seine Zeitschrift „Der Türmer" aufgenommen hat, und nimmt die in jener Veröffentlichung des „Türmers" enthaltenen Beleidigungen des Privatklägers ausdrücklich zurück. Er trägt die Kosten des Verfahrens.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Begegnung Friedrichs des Großen mit Joseph II. in Neiße 1769 — Adolf v. Menzel

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A. G. in München

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Erstes Dezemberheft 1915 Heft 5

Bulgarien 1915

Von Ernst K. Munk (Sofia)

Ueber die beiden von Bulgarien 1912 und 1913 geführten Kriege wurden viele Bücher geschrieben. In einem derselben, dessen Verfasser sich bemüht, sein Vorurteil gegen alles, was bulgarisch heißt, durch eine strenge, gerechte Darstellung aller Ereignisse auszugleichen, stehen folgende Sätze, denen eine gewisse Richtigkeit nicht abzusprechen ist: „Junge Köpfe, Studenten meistens, mit vielen Idealen und heldenhaften Träumen, ergriffen die Zügel der Volksstimmung, entzündeten den Scheiterhaufen der allgemeinen Begeisterung, und jeder Bulgare fühlte sich entschlossen, der Schmach seiner unter türkischer Tyrannei seufzenden Brüder ein Ende zu bereiten."

Mit diesen Worten fällt ein Lichtstrahl in das Dunkel, aus dem damals die treibende Kraft des Krieges hervorbrach. Hier ist die Erklärung für den Enthusiasmus jener Tage, der Individuen, die bei verstandesmäßiger Überlegung kühl geblieben wären, zu einer großen, glühenden Masse zusammenschmolz. Von der Jugend ging es aus, die in der Geschichte des Vaterlandes von der Unterdrückung ihres Volkes durch die Türkei gelesen hatte; in ihren Adern floß Kämpferblut, ererbt von Vätern und Großvätern, die auf dem Kriegsschauplatze bei Slivnitza die verheerend heißen Wogen des Krieges gefühlt hatten. Und durch diese Mischung beider Elemente der ältesten und der jüngsten Überlieferung entstand das Feuer in den jungen Herzen, die nach starkem Erleben lechzten. Diese ureigene Kraft

Digitized by Google

der Jugend aber drang in Atomen durch die Poren der Älteren, die in ihrer Jugend den Kampf als größtes Erlebnis erkannt hatten. In ihren Herzen fielen die Funken auf leicht brennbare Stoffe; mit der ersten Stichflamme vollzog sich in ihrer Seele eine Wiedergeburt, mit leuchtenden Augen entstiegen sie dem Jungbrunnen, zu dem für sie der Gedanke an die zu schaffende Größe ihres Vaterlandes geworden war.

„Mit patriotischen Gesängen und fliegenden Fahnen zogen sie zu dem Denkmale des Befreierzaren Alexander II." Begeisterung der Masse macht oftmals blind. Erst in den auf die beiden Kriege folgenden ruhigen Zeiten kam ihnen die Überlegung, und auch über diesen Befreierzar bekamen sie andere Ansichten. In dem aus reinstem Patriotismus heraus geborenen Buche Dr. Assen Kermektschieffs „Wie das Volk verführt wurde" (Sofia 1915) wird ein Ziel angestrebt, oft verfolgt, aber niemals erreicht: den fast bis zur Erblindung kurzsichtigen Russophilen ein scharfes Augenglas aufzusetzen, damit ihre Augen doch noch einen Schein jener Sonne erblicken können, durch die die vernünftige Welt von heute mit Licht versorgt wird. In diesem Buche steht: „Unwahr ist die eigennützige Legende, daß Rußland uns befreit hat. Sie stammt aus einer unrichtigen Auslegung historischer Tatsachen und des Kriegsmanifestes. Rußland verbreitete gerne eine Photogravüre des Kriegsmanifestes nur deshalb, weil auf dessen Einband die Worte ‚Aus den Befreiungskriegen' geschrieben standen. Im Manifeste jedoch findet sich das Wort ‚Befreiung' nicht. Selbst Alexander II. hat es in Kischinew nicht gebraucht."

Viel nachgedacht wurde auch über das ganze russische Reich und seinen Herrscher. Diese vorzeiten so inbrünstig angebetete Gottheit wird heute schon fast allgemein mit kühlen Blicken betrachtet. Man findet, daß es ein Götze mit nur menschlichen, vielfach erbärmlich menschlichen Eigenschaften sei. Und auf den unbeteiligten Zuschauer übt es die Wirkung einer Groteske, mitanzusehen, wie man ein goldenes, mit Edelsteinen reich besetztes Kleid nach dem anderen einer Puppe abnimmt, die aus schon vermorschtem Holze besteht.

* * *

Die jugendliche Begeisterung war es, die 1912 das Schwert aus der Scheide zog und deren selbstbewußte Geste die anderen mitriß. Und heute? Viele Fremde, die die letzten Tage hier mit ansahen, waren erstaunt, verblüfft über die Ruhe, in der sich die jüngsten Ereignisse in Bulgarien vollzogen: „Wir sehen keine Spur von einer Begeisterung; Sie hätten in den Augusttagen des Vorjahres in Berlin sein sollen."

Diesen Zweiflern muß man antworten:

In der Seele eines jeden Bulgaren waren diese Ereignisse schon lange voraus bestimmt. Das ist nicht ein Tag, der urplötzlich aus der Nacht hervordringt und mit seinem Lichte alle Herzen höher schlagen macht und jedes Wort zu einem jauchzenden Liede umwandelt. Es ist das Ende einer langen Dämmerung, deren erster Strahlenstreifen in die Nacht nach dem Vertragsschluß in Bukarest fiel. Langsam wuchs der Lichtschimmer; aus dem Hoffen wurde ein Wunsch, aus dem Wunsch eine Sehnsucht, eine Notwendigkeit, ein Lebensziel, das mit mächtigen Schritten

Digitized by Google

ausschreitet — der Erfüllung zu. Und nun ist der Tag da! Mit der Selbstverständlichkeit von etwas längst Erwartetem ist er gekommen. Man empfängt ihn ernst und ruhig, ebenso wie man aus Voraussetzungen einen Schluß zieht.

Weshalb jauchzen und schreien? Der Bulgare kennt den Krieg. Aus einem war er in den anderen gezogen. Er weiß: der Krieg ist eine ernste Sache. Aber er muß sein! Auf die Lippen gebissen, wenn dein eigenes Leid dich heiß in der Kehle würgt, daß du fast ersticken mußt. Richte deine Blicke aufwärts, wo die Sonne, die Sonne deines Vaterlandes zum Zenith emporklettert, und schöpfe Kraft aus ihr! Du kämpfst für die Vereinigung mit deinen Brüdern, die nach Erlösung aus dem serbischen Joche schreien.

* * *

Serbien! ...

Das Wort bohrt sich wie eine glühende Spitze in das Fleisch des Bulgaren. Das Wort hat die Erfüllung nationaler Sehnsucht vernichtet, damals, als Bulgarien, wie ein von stürmischen Wassern umbrandeter Fels, ringsum von Feinden bedroht war. Einem Polypen gleich hat dieses Land mit seinen gierigen und schmutzigen Fingern nach einem Stück Erde gegriffen, auf welchem und um welches mehr als ein Jahr lang bulgarisches Blut stromweise geflossen war. Kindern wurden die Väter, Frauen die Männer und Eltern die Kinder getötet. Wofür? Um nichts, nichts! Der Erfolg des ganzen Krieges war geraubt, gestohlen ... von dem Verbündeten!

Noch erinnern wir uns der Zeilen in dem königlichen Manifeste vom 5. Oktober 1912: „Gleichzeitig mit uns und zur Erreichung desselben Zieles werden die uns verbündeten Kräfte der Balkanstaaten kämpfen: Serbien ...“ Und im jetzigen „Aufruf an sein Volk“ muß Bulgariens Herrscher sprechen von einem treulosen Verräter, von einem hinterlistigen Räuber, von einem unmenschlichen Tyrannen, von Vergeltung und bitterer Rache.

Dieser neue Aufruf spricht auch von den Schmerzen und blutigen Tränen der Brüder in Mazedonien und trifft damit die tiefste Stelle des wunden bulgarischen Herzens. Was geschah nicht alles in diesem unglückseligen Lande seit dem Bukarester Vertrage?! Und doch sind erst zwei Jahre seit damals verstrichen. Jenen Ärmsten der Armen aber mußten sich die Jahre zu Jahrhunderten, die Minuten zu Stunden ausdehnen. Der unmenschlichste und in unserem Jahrhundert für unmöglich gehaltene Terrorismus wurde dort gehandhabt. Daß angesehene Männer mit ihren Familien ihres Besitzes beraubt, des Landes verwiesen wurden, — ein lächerlich geringes Übel gegen das andere. Das waren keine Menschen mehr, — Raubtiere, die Glied nach Glied ihrem Opfer ausrissen, bis endlich ein ersehnter Tod allen Qualen ein Ende bereitete. Mord, Raub, Brand waren dort die Aufgaben der Staatsbehörden. Die Grausamkeiten der Engländer in Ägypten, von denen Bernhard Shaw berichtet, sind, mit den serbischen Untaten verglichen, wie der sanfte Windhauch eines Sommermorgens gegenüber den scharfen Stößen eines Herbstnachtsturmes. Man muß das hier erscheinende halboffiziöse „Écho de Bulgarie“ gelesen haben, das eigentlich den Titel „Écho de Macédoine“ mit größerer Berechtigung tragen sollte: täglich neue Mel-

Digitized by Google

dungen von Grauſamkeiten in Mazedonien; man könnte fauſtdicke Bände damit füllen. Klingt nicht dieſe Stelle aus einem Briefe, welchen ein hieſiger Politiker aus Mazedonien erhielt, wie ein Aufſchrei aus höchſter, hoffnungsloſer Qual: „Das ſerbiſche Regime iſt viel grauſamer als das türkiſche. Beeilt euch, das erſtere wieder einzuſetzen.“

* * *

Und nun hört man die Fremden ſprechen: „Wir ſehen keine Spur von einer Begeiſterung.“ Dann blickt nur einmal in die Augen dieſer Soldaten in den neuen Uniformen. Hört zu, wenn ſie miteinander ſprechen. Und ihr werdet eine Wut entdecken, die euch erzittern machen wird. Solche gewaltige Empfindungen verſcheuchen beim ernſten Menſchen den Sang und die Hochrufe von den Lippen.

Nun ſind ſie lange ſchon, die Tauſende und Tauſende Männer, zuſammengedrückt in Waggons, vom Zuge zur Grenze getragen worden. Ihre Blicke wanderten über die Schönheit und den Reichtum ihres Landes, und in ihren Herzen hat neben der heißen Begierde nach Vergeltung ein ſtolzes Gefühl Platz gefunden: Unſer Land, unſer ſchönes Land wird groß und einig werden. Darum kämpfen wir. Vorwärts! Gott ſegne unſere Waffen!

Dort unten ſteht der Tod im Tal

Von Chriſta Nieſel-Leſſenthin

Dort unten ſteht der Tod im Tal, —
Ich will ihn lehren warten!
Mein Liebchen harrt im Hochzeitsſaal,
Der Sonne roter Freudenſtrahl
Steht über unſerem Garten —
Tod — du ſollſt warten!

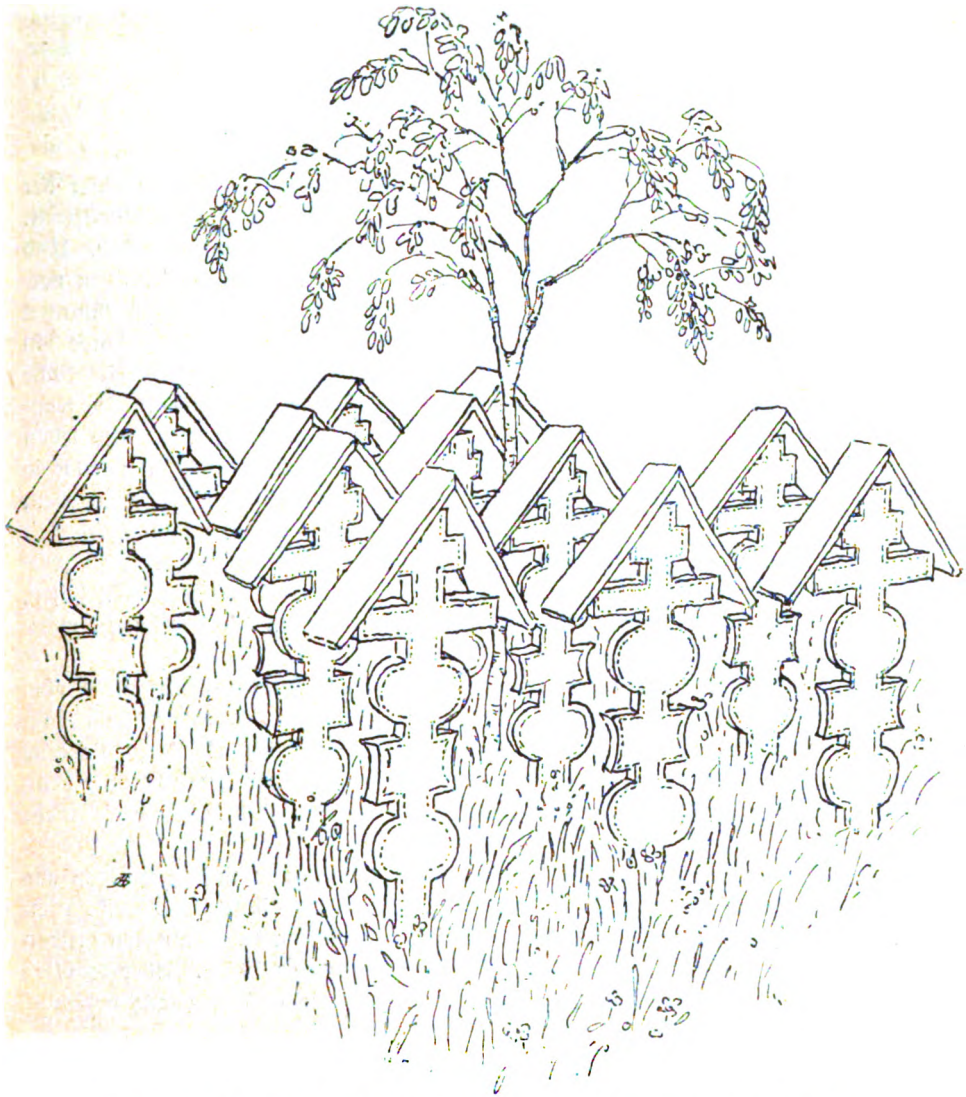
Was nickſt du in mein Herz hinein
Mit ſchwarzen tiefen Blicken?
Ich will nicht dein Geſelle ſein,
Ich will dir erſt den Feuerſchein
Aus meiner Büchſe ſchicken —
Was ſoll dein Nicken?

— — Das Leben hat mich nicht geliebt
Im Schatten der Standarten.
Die Stunden ſind vorbeigeflitzt,
Ich nahm ſie, wie der Tag ſie gibt,
Die guten und die harten —
Tod, du ſollſt warten!

Ich lernte Luſt und Liebe ja
Nur eben erſt umfaſſen.
Nun ich dem Glück ins Auge ſah,
Nun mir der Liebe Heil geſchah,
Soll ich die Welt verlaſſen
Auf dunkler Straßen?

Im Traum, vor Morgengraun, ſah ich
Dem Tod in ſeine Karten.
Das Spiel lag wirr und wunderlich,
Doch ſprach es Glück und Heil für mich —
Wie mich die Träume narrten!
Du ſchwarzer Tod, wie eilſt du dich —
Kannſt du ... nicht ... warten ...

Digitized by Google



Gruppengrab auf dem Schlachtfeld. Entwurf von Prof. Dr. Oskar Strnad

Aus dem Werke „Soldatengräber und Kriegsdenkmale". Kunstverlag Anton Schroll & Co., G. m. b. H.

Digitized by Google

Auf den katalaunischen Feldern

Von P. Mähler

I.

Im Trommelfeuer der Artillerie

Daß es losgehn würde, das wußten wir lange.

Bis Anfang Juli hatten wir vor Reims gelegen, in einer der bestausgebauten und ruhigsten Stellungen der ganzen Westfront. Wir verlebten dort geradezu eine wunderbare Sommerfrische. Und der Graben war eigentlich eine Abnormität. Durch den im Zickzack und in verschlungenen Bogen angelegten Annäherungsgraben hatten wir nur zehn Minuten bis zur Feldküche. Essen gab es um die Zeit, wenn im lieben Vaterlande ein ordentlicher Mensch seine Mittagsmahlzeit einzunehmen pflegt. An der Feldküche war ein Brunnen: wir konnten zu jeder beliebigen Zeit Wasser holen. Die französische Artillerie war mehr als anständig: sie schoß jeden Vormittag und jeden Nachmittag genau um dieselbe Zeit eine geschlagene Stunde lang, ja sie war so nobel, jedesmal erst einen Warnungsschuß nach einem imaginären Ziel abzugeben, ehe sie das Bombardement auf unsern Graben begann, so daß wir hinlänglich Zeit hatten, uns in unsere granatsicheren Stollen, wunderbare Kellergewölbe, zu „verkrümeln". Uns gegenüber lag uralte Landwehr. Die hatten herübersagen lassen, sie wären alle Familienväter, friedliche Leute und würden nicht schießen, wenn wir sie in Ruhe ließen.

Dieses Idyll wurde plötzlich jählings durch einen Alarm zerrissen. Wohin sollte es gehn? Nach Arras, Rußland, Italien? Auch gut. Doch der Zug trägt uns den Argonnen zu. Wir halten. Souain, Perthes! Haha! Hier ist's auch immer brenzlich. Jetzt wissen wir, warum man uns hierher gebracht hat, denn wir sind wohlausgeruht, haben uns herausgefüttert und sind durch Ersatz mehr als kriegsstark.

Daß es eines Tages losgehn würde, das hatten wir in unsern Gräben aus den verschiedensten Anzeichen längst festgestellt. Schon am 13. und 14. Juli hatten wir mit dem Angriff gerechnet, denn um diese Zeit feierten die Franzosen drüben in ihren Gräben ihren Nationalfeiertag in recht animierter Weise. Aber es blieb noch lange Zeit ruhig. Und doch wußten wir, daß es eines Tages ganz bestimmt losgehen würde.

Ende September. Drüben, hinter den französischen Gräben, über den Ausläufern des Truppenübungsplatzes von Chalons, stehn acht Fesselballons. Sonst sind es in diesem Abschnitt nur drei. Was hat dies zu bedeuten? Was wollen die Flieger? Sind es nicht geradezu Fliegergeschwader, die unsere Gräben umsurren?

Bum—ssss—rrrätsch! Die erste Granate. Sie kommt von drüben, saust über uns hin und explodiert dicht hinter unserm Graben mit jenem scharfen Reißen. Sie scheint ein Signal gewesen zu sein, denn jetzt scheint sich drüben beim Feinde

Digitized by Google

die Hölle aufzutun. Drüben stehn ungezählte Kanonenschlünde, die einen mörderischen Granatenhagel herüberschicken. Auf breiter Front eröffnet der Gegner die Kanonade. Es rollt links, vor uns, rechts. Granaten fahren vor unserm Graben in die Erde, werfen Erde und Kreidebrocken hoch empor und hinterlassen metertiefe Löcher. Granaten fahren in unsere Drahtverhaue, krepieren, reißen große Stücke Draht und Pfähle heraus und schleudern sie hoch in die Luft. Granaten fauchen in unsern Graben, reißen Schießscharten, Holzverschalungen, Brustwehren ein und schütten breite Stücke des Schützengrabens fast zu. Granaten zischen über uns hinweg, krepieren hinter uns, fahren in die rückwärtigen Verbindungsgräben, schütten Teile von ihnen zu, fliegen in die etwa fünfhundert Meter hinter uns befindliche Reservestellung oder fauchen hinauf an den Waldrand auf der Höhe, auf der unsere eigene Artillerie steht.

Alles kam so plötzlich, wie aus heiterem Himmel. Es ist Wahnsinn, in diesem Feuer auszuharren. Wir würden zu viele Verluste haben. Alles muß in die Unterstände verschwinden.

Nur die Grabenposten müssen an ihren Schießscharten bleiben, nach vorn beobachten und einen etwaigen Angriff des Feindes melden.

Von elf bis ein Uhr habe ich Grabenposten.

Ich zwänge mich in den Ausschnitt, der unter der Schießscharte in die Brustwehr eingebaut ist und beobachte. Der Feind muß ein ungeheures Artilleriematerial drüben aufgefahren haben, er ist unserer Artillerie vielfach überlegen.

Um mich herum tobt ein Höllenlärm. Es braust, zischt, faucht, surrt, schwirrt, zwitschert in der Luft. Es sind die Granaten, die die Luft durchschneiden. Sie krepieren links, vor mir, rechts, hinter mir mit scharfem Reißen. Sie knicken die Hölzer im Drahtverhau um wie Stäbchen, schmeißen sie mit gewaltiger Kraft empor, schleudern Drahtfetzen umher. Sie fegen Schießscharten fort, heben sie hoch, wirbeln sie in der Luft umher und schmettern sie zu Boden, daß die Stahlplatten laut klirren. Sie blasen ganze Schulterwehren um, zermalmen Bretterverschalungen, schlagen in Unterstände, verschütten die darin befindliche Mannschaft. Der Feind beschießt das ganze Gelände rückwärts, alle Anmarschstraßen, alle Feldbahngleise stehn unter schwerem Feuer. Die Granaten explodieren überall und hinterlassen mächtige Ballen weißgrauer Wolken, die die ganze Erde einhüllen. Ich versuche, durch das schmale Loch der Schießscharte nach vorn zu spähn: ich kann kaum drei Schritt weit sehn, alles ist in Rauch und Dampf gehüllt.

Es herrscht ein entsetzlicher Höllenlärm. Die Ausschüsse der vielen hundert Kanonen, das Explodieren der Granaten vermischen sich zu einem Teufelskonzert. Einen einzelnen Ausschuß zu unterscheiden ist ein Ding der Unmöglichkeit. Abschuß und Explosion geben ein ununterbrochenes Rollen ab. Es herrscht ein furchtbares Trommelfeuer, denn wenn man auf der Trommel einen rasenden Wirbel schlägt, so kommt dieser Lärm dem Artilleriefeuer im kleinen nahe.

Manchmal meldet der Heeresbericht: „Im Westen fanden nur Artilleriekämpfe statt.“ Dann sitzt der deutsche Nörgler beim heißen Morgenkaffee im wohldurchwärmten Zimmer, streicht zufrieden über seinen wollenen Schlafrock, gähnt und denkt: „Na ja, hat sich die Artillerie wieder einmal aus Langeweile ein

Digitized by Google

wenig beschossen. Daß sie doch im Westen nicht vorwärts kommen!" Daß aber dann, wenn „nur Artilleriekämpfe" stattfinden, die Infanterie in Todesnöten sitzt und ungeheure Nervenqualen durchmacht, davon weiß der deutsche Nörgler nichts. —

Man hockt im Unterstand oder steht Posten. Bald schlägt es hier, bald da ein. Und bei jeder neu heransurrenden Granate denkt man: wird es dich jetzt zermalmen, zerschmettern! Die Nerven erdulden wahre Folterqualen, drohen zu zerreißen. Aber man muß aushalten, denn der gute Mann daheim soll nicht umsonst sein Vertrauen in uns gesetzt haben.

Da ist eine offene Feldschlacht doch ein ander Ding! Das ist noch ein lustiger, fröhlicher Krieg, der vorwärts bringt. Da gibt es allerdings auch Artilleriefeuer. Aber sobald der Feind das Ziel hat, kann man vorgehn, sich nach rechts oder links hinziehen, kann das Gelände ausnützen. Aber im Stellungskrieg kennt die Artillerie iede Entfernung. Dann sitzt Schuß auf Schuß dort, wo er sitzen soll. Aber man muß einfach im engen Graben ausharren. Was wissen die daheim von den Nöten und Qualen des Schützengrabens ...

Eine Granate schlägt die starke Schulterwehr links von mir zu Staub. Eine Erdwelle fliegt auf mich. Luftdruck und Erdwelle werfen mich gegen die Schulterwehr rechts. Stahlsplitter pfeifen mir um den Kopf. Einige Sekunden bin ich wie betäubt. Nach links weithin bin ich jetzt ganz ungedeckt, denn die Schulterwehr fehlt. Eine Granate schlägt mitten in den Graben, links von mir. Wieder pfeifen Stahlsplitter um meinen Kopf. Ein Stahlstück reißt einen Fetzen aus dem Ärmel meines Rockes. Mit einem Satz bin ich an meiner Schießscharte, reiße mein Gewehr heraus und springe nach rechts hinter die Schulterwehr, um Schutz zu finden, denn dort drüben so ungedeckt kann ich unmöglich bleiben. Neben mir liegt der Grabenposten, der hier gestanden hat, in seinem Blute. Ein Granatsplitter von Armesdicke hat ihm den ganzen Schädel mitten auseinandergerissen. Ein Volltreffer schlägt in einen Unterstand. Balken splittern, Bretter krachen, Erdbrocken und Kreidefelsen stürzen. Zwei Leute zwängen sich in wahnsinnigem Schreck aus den Trümmern. Einer hält sich beide Hände an die Schläfen und starrt wie wahnsinnig gen Himmel. Der andere rennt davon. Nach einer Weile kommt er mit zwei Schaufeln zurück. Ich reiße meinen kleinen Spaten vom Koppel. Wir drei beginnen fieberhaft aufzuräumen. Ab und zu renne ich zur Schießscharte und spähe ins Vorgelände. Aber vor Qualm und Rauch kann ich doch nichts sehen, also beteilige ich mich weiter am Werke der Kameradschaft und Menschlichkeit. Bald haben wir die Verschütteten ausgegraben. Zwei sind tot. Einer, ein junger Freiwilliger, der erst mit dem letzten Ersatz gekommen ist und heute zum ersten Male in den großen Schlachtendonner schaut, hat beide Beine gebrochen, ein Splitter hat ihm den rechten Arm zerschmettert, ein Splitter ist ihm in die Brust gedrungen. Wir betten den Ärmsten sanft im Graben nieder. Eine Blutlache bildet sich. Einer läuft nach dem Sanitäter. Der Freiwillige liegt apathisch da. Plötzlich kommt er zu sich, er wimmert leise: „Ich will nicht sterben".

Eine Weile stehe ich sinnend im Teufelslärm. dann wende ich mich mechanisch um und blicke nach rückwärts, nach dem Walde, in dem unsere Artillerie steht.

Digitized by Google

Granate auf Granate saust hinein. Bäume knicken wie schwache Stäbchen um, Baumkronen werden abgeschlagen, Zweige umhergeschleudert. Der ganze Fichtenwald leidet, bäumt sich auf, ächzt, stöhnt, zittert, brüllt wie ein in unsäglichen Qualen liegendes Riesentier.

Über mir in den Lüften surrt es. Ich blicke nach oben und sehe zwischen Rauch und Qualm drei feindliche Flieger an unsrer Stellung hin und her streichen. Sie leiten das feindliche Artilleriefeuer. Ich reiße mein Gewehr an die Backe, ziele und schieße nach oben. Schuß um Schuß. Streifen auf Streifen schiebe ich ins Gewehr und feuere, ganz mechanisch, obgleich ich weiß, daß ich unmöglich treffen kann, denn die Flieger sind viel zu hoch; und obgleich ich weiß, daß ich meine Munition bald viel nötiger gebrauchen kann; aber ich schieße, schieße, schieße, nur um den Höllenlärm um mich herum nicht zu hören.

Verschiedene Unterstände haben Volltreffer bekommen.

Unser Hauptmann stürzt aus seinem Unterstand, eilt durch den Graben und schreit, nein brüllt: „Alles den ersten Graben räumen und zurück in den Artilleriedeckungsgraben!“

Auch die Posten müssen ihre Plätze verlassen und zurück. In einer Stunde wäre auch keiner mehr am Leben gewesen. Wir raffen unsere Habseligkeiten zusammen und eilen durch die Verbindungswege in den etwa hundert Meter weiter hinten liegenden Artilleriedeckungsgraben. Hier finden wir einigermaßen gute Stollen und Keller. Hier liegen wir den ganzen Tag.

Die Beobachtung des Vorgeländes fiel jetzt fort. Sie war sowieso jetzt überflüssig, denn solange die französische Artillerie feuerte, konnte die feindliche Infanterie nicht an unsern Graben heran, sie wäre dann ins eigene Granatfeuer gelaufen. War die feindliche Infanterie nahe genug an unserer Stellung heran, so mußte die Artillerie das Feuer mit einem Schlage einstellen. In diesem Augenblicke hieß es für uns, so schnell als möglich aus dem Artilleriedeckungsgraben heraus und vor in den ersten Graben, um den Sturm abzuwehren.

Die Nacht ist da. Wir atmen auf. Wir Toren! Die feindliche Artillerie feuert die ganze Nacht durch.

Es wird Morgen. Wir begrüßen ihn mit großer Freude, denn wir hoffen, jetzt würde der Feind kommen. Wir wollten ihn schon gebührend empfangen. Wir Toren! Das Artilleriefeuer dauert ununterbrochen fort. Ja, es ist noch stärker geworden. Im Dunkel der Nacht hat der Feind noch mehr Batterien herangebracht. Wir sitzen in unsern Stollen und lauschen — lauschen — lauschen.

Es zischt, faucht, surrt, tost, brüllt, donnert. Der Höllenlärm ist kaum zu ertragen. Flieger surren über unsern Gräben und lenken das Feuer. Die Granaten schwersten Kalibers haben eine geradezu unheimliche Wirkung. Sie zermalmen alles. Sie wehen Grabenwände nur so fort, legen spielend Schulterwehren von zwei Meter Dicke und Höhe um, ebnen unsern vordersten Graben ein, richten ein unbeschreibliches Chaos von Kreidesteinen, Balken, Brettern, Schießscharten, Wellblech und andern Dingen, wie sie im Schützengraben vorkommen, an und verbreiten Tod und Verderben.

Unser vorderster Graben ist nicht mehr. Flache Mulden und Granatlöcher

Digitized by Google

sind alles, was an sein ehemaliges Dasein erinnert. Unsere Drahtverhaue sind fortgeblasen.

Der Artilleriedeckungsgraben sinkt mehr und mehr in Schutt zusammen. Die 28er Granatenlümmel plumpsen gleich schweren, ungeschlachten Tolpatschen auf unsern Stollen. Und sie sitzen gut. Und steter Tropfen höhlt den Stein. Hier fällt der Eingang zum Stollen in sich zusammen. Wir arbeiten mit Spaten und Fingernägeln, mit Hacken und Seitengewehr, um nicht ersticken zu müssen. Dort wuchtet ein ganzer Keller in sich zusammen.

Der Abend kommt abermals. Wir hoffen auf den Sturm. Trügerische Hoffnung. Das höllische Bombardement währt die zweite Nacht durch. Wir beben vor Wut. Wir wollen heraus. Wir wollen vor, stürmen, koste es, was es wolle! Wir wollen heran an die feindliche Artillerie. O, wie wollen wir dort drüben mit dem Bajonett arbeiten!

Wir dürfen nicht. Wir müssen ausharren.

Der Morgen ist da.

Stürmt, ihr Franzosen, stürmt! Erlöst uns!

Das Bombardement geht weiter.

Elf Uhr.

Das feindliche Artilleriefeuer schweigt plötzlich. Es bricht mit einem Schlage ab, wie abgerissen. Entsetzliche Stille. Wir können sie kaum ertragen. Mit stieren Augen glotzen wir uns an.

„Alles raus, vor! Marsch, marsch!“

Wir hasten, jagen, stürzen vor. Wir werfen uns dort nieder, wo ehemals unser Schützengraben stand. Wir errichten aus Balken, Brettern, Trümmern und Schießscharten Deckungen. Das Vorgelände ist noch nicht zu übersehen.

II.

Im Kampf mit der Bestie

Wir liegen. Wir spähen. Die Rechte fiebert am Abzug.

Granatenqualm lastet auf Gras und Zuckerrübenkraut.

Hier und da bildet sich ein Riß im Rauch und Brodem.

„Sie kommen!“ brüllt jemand.

„Visier 500! Schützenfeuer!“

„Visier 500! Schützenfeuer!“ brüllen Unter- und Gruppenführer nach.

Wir jagen aus den Rohren, was hinaus will.

Im Schutze des Rauches dringt der Feind vor.

„Tout le monde — en avant!“ schreit es drüben vor uns.

Der lastende Brodem zerteilt sich, Geschosse spalten ihn; er erhebt sich, wir bekommen freies Schußfeld und guten Überblick. Welle auf Welle flutet auf uns zu, mit ungeheurer Übermacht wälzen sich die Farbigen und Franzosen heran, sie wollen uns einfach erdrücken und unsere Linien durchbrechen.

Die feindliche Artilleriekanonade setzt wieder ein. Uns gilt sie diesmal nicht. Sie beginnt Sperrfeuer anzusetzen: sie beschießt das gesamte Gelände hinter uns, um etwaige Reserven am Einschieben zu verhindern.

Digitized by Google

Maschinengewehre werden herangebracht.

Die Geschosse pfeifen, die Maschinengewehre rattern. Sie schleudern einen ungeheuren Stahlhagel in die feindlichen Reihen, sie setzen rechts an und mähen nach links hinüber, ganze Wellen des Feindes sinken dahin wie Gras unter der Sense des Schnitters.

Aber immer näher kommen die Wellen, die Übermacht des Feindes ist zu groß. Die Linien arbeiten sich kriechend und springend vor.

Schwarze, zweibeinige Bestien erfüllen das Gelände vor uns. Die Bestien schreien, brüllen, stürzen wie leibhaftige Teufel vor. Offenbar haben die französischen Offiziere ihre Kulturkämpfer aus dem innersten Afrika stark betrunken gemacht; nach ihrer Gewohnheit. Mit wilden Sätzen, wie ein brüllendes, hungriges Raubtier, rennt der Gegner an. Aber ratternde Maschinengewehre halten die Bestie vorläufig auf.

Die Bestie schießt fast gar nicht. Sie ist betrunken, hat alle Sinne, alles Überlegen eingebüßt und will uns nun im Sprung niederreißen und zerfleischen. Sie tanzt da vorne einen bestialischen Tanz zwischen Granattrichtern und Zuckerrübenstauden.

Wir haben leichte Arbeit. Und wir haben unsere nordische Ruhe wieder. Was sind ein paar pfeifende Geschosse gegen das Höllenkonzert von tausend Batterien! Hei, was ist das für ein Tag! O Tag, o Stunde der Rache!

Wir liegen hinter Balken und Brettern. Wie ruhig liegen die Gewehre! Die Rechte fiebert, zittert nicht mehr. Wir liegen, zielen, schießen. Schuß um Schuß.

Schuß um Schuß.

Ruhig. Kalt.

Wir müssen ruhig und kalt bleiben. Dürfen nicht an Deutschland und Liebste denken, denn sonst sind wir verloren. Verläßt uns die Kaltblütigkeit, so überrennt uns der Feind. Wir wissen, was uns dann erwartet. Denn diese farbigen Bestien, diese französischen Kulturkämpfer, die machen reine Arbeit. Das wissen wir von andern Truppenteilen, in deren Gräben die Bestie mit ungeheurer Übermacht eindrang.

Schuß um Schuß.

Ruhig. Kalt.

Die Maschinengewehre fressen lange Patronenstreifen.

Tak—tak—tak—tak—tak—tak—rrrrrrrr — — —

Gleich Grasschwaden sinken die Bestien dahin.

Es ist ein entsetzliches Morden.

Ich habe die fünfte Patrone des Streifens abgeschossen. Ich reiße die Kammer auf, die Patronenhülse fliegt davon. Ich greife einen neuen Streifen neben mir auf, setze ihn ein, presse mit dem Daumen die fünf Patronen nach unten, schiebe den Kammerstängel vor. Der Streifen fällt nach unten.

Alles mache ich ganz mechanisch, denn während der wenigen Sekunden schwirren mir allerlei Gedanken durch den Kopf.

Arme, wilde Bestie! denke ich. Wofür kämpfst du? Weißt du, wofür du hier im kalten Norden, fern von deinen sonnigen Grassteppen und Urwäldern, in

Digitized by Google

denen du glücklich leben könntest, dich abschlachten läßt? Für ein habgieriges Volk, das uns nicht groß werden lassen will; für ein eitles, rachsüchtiges, blindgemachtes Land, das im Sterben liegt; einst groß, jetzt greisenhaft geworden — für diese beiden mußt du hier verbluten ...

Also Schuß um Schuß.

Ruhig. Kalt.

Die Leichen des Feindes häufen sich unheimlich in Gras und Kraut. Die Bestie liegt am Boden. Sie springt und kriecht. „Tout le monde — en avant!" klingt es. Die Bestie schnellt vor. Jeder zweite Mann fällt. Die Bestie liegt im Gras.

Die Bestie kommt zur Besinnung.

Die meisten Offiziere der grande nation sind gefallen.

Die Bestie beginnt nach rückwärts zu fluten.

Offiziere stellen sich ihr entgegen, wollen sie aufhalten. Ein Leutnant haut mit dem Säbel blind auf die rückwärts Weichenden ein. Er wird umgerissen, zerstampft. Ein anderer Offizier schießt mit dem Revolver auf die Fliehenden. Ein Axthieb spaltet ihm den Schädel.

Hurra! Hurra! Hurra! Der Sturm ist abgeschlagen.

Der Feind führt neue Sturmwellen heran. Welle auf Welle, sechsfach gestaffelt, kommt hervor.

Wir liegen und schießen. Die Maschinengewehre schleudern Geschoßhagel. Der Feind stutzt, er wankt, er flutet zurück.

Neue Kolonnen brechen vor. Wieder beginnt das Morden. Die Bestien liegen haufenweise, hochgetürmt in Leichen.

Hurra! Hurra! Hurra! Der Tag ist unser!

Die Nacht kommt. Dreimal stürmt der Feind, dreimal bricht er in unserm Feuer zusammen.

Die Nacht ist entsetzlich.

Im Vorgelände stöhnt, wimmert, schreit, weint, ruft, flucht, brüllt es. „L'eau. Mes camarades!" Es ist die arme, gemarterte Bestie. Wir können ihr nicht helfen, unsere Sanitäter können nicht vor, denn die Bestie, die noch lebend zurückkam, gibt ununterbrochen Salven ab.

Der Mond scheint so friedlich. Und müßte doch rot sein wie Blut ...

Und wenn ich hundert Jahre alt werde, nie werde ich die Champagne zwischen Reims und den Argonnen vergessen mit all ihren unsäglichen Greueln, die sie gesehen hat. Und wenn ich hundert Jahre alt werde, stets werde ich die arme, gemarterte Bestie klagen hören, die sich aufbäumte, sterben wollte und doch nicht sterben konnte ...

III.

Im zweiten Graben

Der Morgen kommt.

Wieder führt der Feind die Bestie zum Sturm vor. Mit lautem Hurra halten wir uns.

Digitized by Google

„Tout le monde — en avant!“

Wir knallen die erste Welle nieder. Die zweite klettert über Leichenhaufen. Auch sie sinkt in Gras und Kraut. Aber immer neue Wellen stürmen vor. Unsere Maschinengewehre rattern und sprühen Tod und Verderben. Der Angriff stockt, die feindlichen Wellen fluten zurück. Wir brechen vor und machen noch einige Gefangene.

Wir liegen in Schweiß gebadet. Wir leiden furchtbar unterm Durst. Kampfgetöse macht überaus heiß und durstig. Hunger spüren wir gar nicht. Wir warten — warten auf neue Angriffe.

Da kommt der Befehl, wir sollen unsere Stellung räumen.

Wie, unsere Stellung räumen, die wir so tapfer gehalten haben? Nein, wir wollen nicht weichen. Doch wir müssen zurück, denn rechts und links von uns hat der Feind die deutschen Linien durchbrochen und droht uns zu umfassen.

Langsam erheben wir uns. Langsam gehen wir zurück. Oft schauen wir nach dem Feinde zurück. Wir erwarten, daß er uns folgt, damit wir ihm nochmals die Zähne zeigen können. Er folgt nicht. Ohne jede Belästigung gelangen wir in unsere zweite Stellung, die wir im Winter ausgehoben haben. Hier setzen wir uns wieder fest. Und hier soll der Feind nur anstürmen, hier sitzen wir wohlgeborgen hinter guten Drahtverhauen und in tiefen Gräben.

Stunde um Stunde verrinnt.

Rechts und links von uns tobt der Kampf. Sehen können wir nichts, denn unsere Gräben gehen durch Täler und über Höhen. Aber wir hören das Getöse, wir hören Lärm und Schlacht.

Da — mit neuen, frischen Wellen setzt der Feind zum Sturme an. Diesmal hat er nur Franzosen vorgeworfen, junge, begeisterte Milchgesichter, die Frankreichs sinkenden Ruhm neu aufrichten wollen. Achtfach gestaffelt dringen sie vor. Unsere Maschinengewehre können gar nicht alle wegmähen, einzelne Wellen dringen bis an unser Drahtverhau vor und werfen sich in Gras und Kraut.

Einzelne beherzte Kerls dringen bis zu den Stacheldrähten. Sie schneiden mit Scheren, versuchen mit Beilen das Hindernis zu zerstören. So leicht ist das aber nicht getan, denn zwei Drahtverhaue, jedes zwanzig Meter breit, schützen uns.

Die Tollkühnen fallen. Neue Leute arbeiten sich kriechend oder in Sprüngen vor. Sie werfen sich auf den Rücken, strecken die Hände nach oben, schneiden und sägen und versuchen sich unter den Drähten hindurchzuzwängen. Die feindliche Masse wartet indessen im Gras. Wie eine Katze zusammengeduckt, die zum Sprung bereit ist. Sie wartet, bis die Tollkühnen Breschen in das Drahtgewirr gelegt haben.

Die Rohre sind glühend. Wir zielen ruhig, feuern. Jeder Schuß muß sitzen. Alle Nerven sind angespannt. Keiner denkt an daheim, an gestern. Jetzt gilt nur das Jetzt.

Schuß um Schuß, kalten Herzens. Wir wissen, was es bedeutet, schon eine Stellung aufgegeben zu haben!

Das Feuergefecht steht.

Hier schreit ein Kamerad laut auf vor Schmerz: ein Querschläger hat ihm Hand, Arm oder Schulter zerschmettert. Hier sinkt ein Kamerad lautlos um und

Digitized by Google

fällt nach hinten in den Graben: Kopfschuß. Der Tod war schmerzlos. Die Sanitäter eilen geschäftig hin und her, sie tragen Schwerverwundete fort.

Indessen sind die Tollkühnsten der Feinde am Werk, unser Drahtverhau zu durchbrechen. Hier schneidet einer mit der Schere: plötzlich läßt er mit einem Aufschrei den Arm sinken; er ist durchschossen. Dort stehen gar welche aufrecht und hauen mit Äxten blindlings in das Drahtgewirr ein. Einer fällt wie ein Mehlsack um, einer fällt mit dem Oberkörper nach vorne, während die Drähte den Unterkörper hochhalten. Wieder andere haben sich mit Handspaten Mulden unterm Draht geschaufelt; sie liegen ziemlich geschützt und arbeiten von unten nach oben. Auch sie erreicht schließlich eine wohlgezielte Kugel. Aber so viele Tollkühne fallen, so viele kriechen vor und ersetzen die Toten.

Wahrlich, die Milchgesichter schlagen sich hervorragend.

Der Feind glaubt, er könne den letzten Ansturm wagen, denn im ersten Verhau sind jetzt verschiedene Einfallstore offen. Kommandos. Ein Emporschnellen. Ein Vorwärtswerfen. Haufen dringen in die Breschen, Haufen springen mit kühnem Satz in Draht und Wirrnis. Jede Kugel sitzt. Maschinengewehre morden unheimlich. Haufen Toter decken das Drahtnetz zu. Gruppen haben das erste Hindernis überwunden und stehen schon vor dem zweiten. Aber hier fallen sie alle, auf diese Entfernung kommt keiner mit dem Leben davon. Handgranaten spritzen ihre Splitter nach allen Seiten.

Die Verluste des Feindes gehen ins Ungeheure. Die Hügel der Toten bringen den Rasenden endlich zur Besinnung. Kommandos. Der Gegner weicht. Die Wellen fluten aufrecht rückwärts. Wie die Hasen fallen die Fliehenden. Die Maschinengewehre rattern rrrrrrrr — — —

Ein Hurra aus tausend Kehlen. Es pflanzt sich nach links und rechts fort. Auf der ganzen Front wurde der Feind geworfen.

Wir sinken zum Tode ermattet um.

Ich bin verwundet. Rotes Blut tropft auf weißen Kreideboden der Champagne.

Nachts auf Posten · Von Helene Brauer

So grüßt' ich viele Male
Der Nächte süßen Bann
Und lauschte, wie zu Tale
Hoch aus der Sternenschale
Ein holdes Friedeträumen rann.

Durch seidengraue Weiten
Ein kühler Schleier weht;
Um meine Stirn ein Gleiten,
Ein lindes Flügelbreiten
Wie einer Mutter Nachtgebet.

Mir singt aus Wolkenauen
Ein alter Kinderreim ...
War denn der Tag voll Grauen?
Mein Herz schwebt hoch im Blauen
Und lächelt scheu und ist daheim.

Digitized by Google

Friedhof für eine Stadt. Von Franz Schuster (Schule Tessenow, Wien)
Aus dem Werke „Soldatengräber und Kriegsdenkmale". Kunstverlag Anton Schroll & Co., G. m. b. H.

Digitized by Google

Mehr nationales Verantwortlichkeitsgefühl!

Ein Mahnruf an die deutschen Frauen · Von Trude Barth

Im zweiten Oktoberheft des Türmers schreibt Hans Murbach über die deutsche Frau im heutigen Kriege:

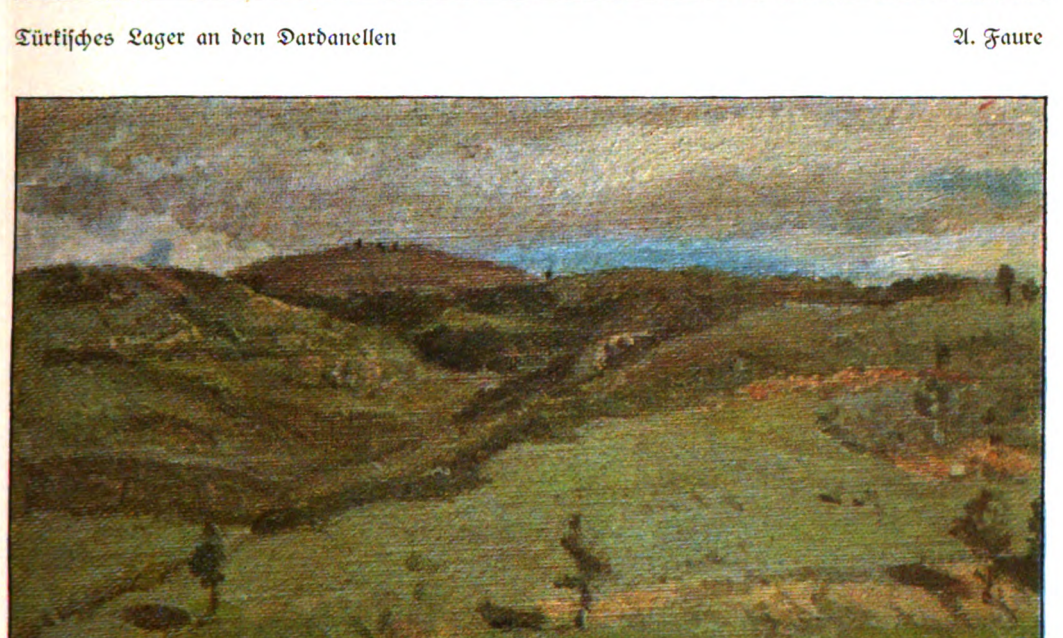
„Der jetzige Zustand darf nicht bleiben! Denn die Würdelosigkeit, der sich immer wieder die Frauenspersonen gegenüber unsern Feinden schuldig machen, beruht nicht auf der sittlichen Minderwertigkeit einzelner Personen — dann wäre die Erscheinung weiter nicht schlimm —, sondern auf der Unfähigkeit zu staatlichem, völkischem Denken, für die das ganze Geschlecht verantwortlich ist. Denn bei schärferem Zusehen finden wir, daß weitaus die meisten unserer Frauen nicht in jenem seelischen Verhältnis zu unseren Feinden stehen, wie es die Zeit erheischt. Es sind nur persönlich-sittliche Elemente, oder bei vielen vielleicht auch nur der äußere Anstand, der weitaus die größte Zahl unserer Frauen vor Entgleisungen in dieser Hinsicht schützt. Nicht aber ein wirklich hochstehendes nationales Empfinden, noch viel weniger ein Verantwortlichkeitsgefühl gegen das Volksganze. Nur dieses letztere könnte uns aber für die Zukunft jene gesunde Entwicklung gewährleisten, die unserm Nationalgefühl not tut, die uns allein in den Stand setzen wird, die große Weltaufgabe, zu der wir berufen sind, wirklich zu erfüllen. In einem gewissen Sinne ist diese deutsche Zukunft die wichtigste aller Frauenfragen, und ich halte eine völlige Umwälzung unserer ethischen und auch geistigen Frauenerziehung für unbedingt notwendig!“ ...

Als deutsche Frau solche Worte zu lesen und nicht aufflammen zu dürfen vor Empörung, nicht an Hand schlagender Beweise diese Anschuldigungen niederringen zu können, sondern sagen zu müssen: Im großen und ganzen hat der Mann recht! — ist das nicht niederschmetternd, tief beschämend für unser ganzes Geschlecht?

Unsere Männer, Brüder und Söhne erdulden draußen seit über einem Jahr unerhörte Leiden und geben Blut und Leben dahin, um Heimat, Haus und Herd zu beschützen, die Schrecken des Krieges von uns fernzuhalten — und wir dulden indessen ruhig, daß Dinge geschehen, die unsere deutsche Frauenwürde in den Staub treten! Dulden es, daß die Polizei es nötig hat, gegen Frauen einzuschreiten, die sich Würdelosigkeiten zuschulden kommen lassen! Ist es nicht die unbedingte Pflicht aller Frauen, die etwas auf ihre nationale Ehre halten, solch unerhörte Vorkommnisse zur Unmöglichkeit zu machen? Denn in dem einen Punkte wenigstens wollen wir doch dem Verfasser obiger Ausführungen unrecht geben: Die deutsche Frau als Volksganzes ist nicht unfähig zu staatlichem Denken, sie hat nationales Empfinden! Aber — und das muß man ihr zum Vorwurf machen — sie versteht es schlecht, dieses Empfinden über jedes andere emporwachsen zu lassen und es überall da, wo es am Platze wäre, genügend zu beweisen! Sie besitzt zu wenig ausgeprägten Rassestolz, und steht deshalb Vorkommnissen, die ein nationales Ver-

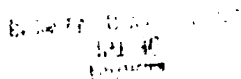
Digitized by Google

Türkisches Lager an den Dardanellen — A. Faure



Dardanellenlandschaft in der Nähe Trojas — A. Faure

Digitized by Google



Digitized by Google

brechen sind, ohnmächtig gegenüber, anstatt mit Wort und Tat handelnd einzugreifen. Seht die Französin, die Polin, ja selbst die kühle Engländerin! Glaubt ihr, die würden ruhig zusehen, wenn einige ihrer Mitschwestern sich schamlos um die Gunst eines gefangenen Feindes bemühten? Ihr nationaler Stolz würde sie zu Tätlichkeiten zwingen, die in diesem Falle gewiß angebracht sind! Sollen wir deutschen Frauen von den Frauen unserer Feinde lernen müssen? Hätten wir uns vielmehr nicht schon längst zusammentun müssen zum Kampf gegen die Würdelosen des eigenen Geschlechts — schon im August letzten Jahres, als die Zeitungen die ersten tief beschämenden Berichte brachten? Wir sind verantwortlich für die Flecken auf dem Schild unserer nationalen Ehre, verantwortlich für diejenigen, die es befleckten, verantwortlich für den Ruf unseres Geschlechtes vor unsern Männern und der ganzen Welt! Machen wir uns das doch endlich einmal klar! Denn dies Verantwortlichkeitsgefühl der einzelnen fürs Volksganze haben wir in diesem Kriegsjahr wahrlich schlecht genug bewiesen! Was nützt all unsere Betätigung beim Roten Kreuz und sonstigen Berufen, was die Opferwilligkeit und Liebestätigkeit einzelner, wenn dies Verantwortlichkeitsgefühl der Gesamtheit sich nicht handelnd Bahn bricht?

Der jetzige Zustand darf nicht bleiben! Eine Änderung sind wir unsern Männern, unsern Feinden gegenüber schuldig! Sollen sie draußen im Feld geringschätzig die Achseln zucken, wenn das Wort „deutsche Frauenwürde" aus dem Munde eines noch Gläubigen fällt? Soll es wirklich so weit kommen?

Es gilt, den Kampf aufzunehmen wider unser eigenes Geschlecht. Traurig genug, daß er erst Notwendigkeit werden mußte, daß man die lauteren Elemente erst großwachsen ließ und sie nicht sofort mit allen Machtmitteln ausrottete! Und wie ist dieser Kampf zu führen? Sehr einfach: Die Frau mit nationalem Ehrgefühl wende sich gegen diejenige, die durch irgendeine Tat beweist, daß sie keines hat. Brandmarke sie auf der Stelle in der schärfsten Weise vor der Öffentlichkeit; mache sie unmöglich, verkehre nicht mehr mit ihr und warne die andern vor diesem bösen Beispiel, sorge für völlige Isolierung, damit diese Würdelose zur Erkenntnis ihrer Würdelosigkeit komme. Dies sei die Arbeit einzelner gegen einzelne! Wir alle aber müssen geschlossen gegen Dinge vorgehen, die sich mit unserer nationalen Würde nicht in Einklang bringen lassen!

Wir dürfen nicht zulassen, daß die deutsche Frauenkleidung jene hypermodernen Häßlichkeiten zeigt, die geradezu abstoßend wirken und dem Ernste der Zeit Hohn bieten. Denn eine Frau, deren ganzes Tun und Trachten danach geht, das möglichst getreue Abbild einer Modekarikatur zu sein — ist keine deutsche Frau! Sie denkt nur an sich und ihre erotische Wirkung auf den Mann — hat aber nicht einen Gedanken für ihr Vaterland und das Blut, das täglich aus tausend Wunden fließt! —

Ferner gehören öffentliche Lokale, Cafés usw. allen Frauen, die so offenkundig ihre Würdelosigkeit zur Schau tragen, auf unsere Veranlassung hin verboten. Wie mag es wohl unsere tapfern Feldgrauen anmuten, die, von der Front kommend, ein Lokal betreten, darin wartend, lockend, geschminkte Modedämchen sitzen und Süßigkeiten naschen? Wie mag es auf sie wirken, wenn sie sehen, daß

Digitized by Google

Variété-Vorstellungen und seichte Lustspiele noch immer weit mehr Anziehungskraft ausüben, als ernste, wahre Kunst? Was müssen sie fühlen, wenn sie Frauen von Kameraden mit andern „anbändeln" sehen? Was müssen sie denken, wenn in der Nähe der Kasernen lauernde Nachtvögel umherschwirren und sich lüstern anbieten? Müssen sie sich nicht angewidert abwenden und sich bitter fragen: Und für solche Frauen kämpfen wir?

Diese Parasiten, die unser Geschlecht durchseuchen und uns alle um Ehre und Würde bringen, müssen unschädlich gemacht werden. Das zu beantragen, ist aber nicht Sache der Behörde, sondern Sache aller deutschen Frauen! Nur dadurch zeigen wir, daß wir mit jenen „Frauenspersonen" keinerlei Gemeinsamkeit haben wollen, daß uns an unserer nationalen Ehre etwas gelegen ist! Nicht aber, daß wir mit der — nun hoffentlich überwundenen — deutschen Sentimentalität diese Verbrechen gegen unser eigenes Geschlecht still duldend hinnehmen!

Die deutsche Zukunft ist die wichtigste aller Frauenfragen der Gegenwart! Das Verantwortlichkeitsgefühl für den Ernst dieser Tatsache zum Gemeingut aller deutschen Frauen werden zu lassen, sei unsere Aufgabe! Es darf nicht heißen: Als der deutsche Mann die höchsten Erwartungen erfüllt, hat die deutsche Frau versagt! Wir müssen unsern heimkehrenden Siegern reine Hände entgegenstrecken, ihnen reine Lippen bieten und ein deutsches Herz! Sonst sind wir dessen nicht wert, was sie für uns getan. Sonst ruht ein Makel auf den deutschen Frauen, den sie vor Kind und Kindeskind zu verantworten haben!

Bedenken wir das!

Zerstörte Brücken · Von Karl Frank

Wir haben Brücke um Brücke gebaut
Von Volk zu Volk und den Nachbarn vertraut —
Doch alle Brücken stürzten zusammen
An einem Tag in Trümmer und Flammen ...
Mit Kanonen und Bajonetten
Brechen wir jetzt durch Mauern und Ketten.
Kanäle und Gräben
Müssen wir bohren auf Tod und Leben,
Müssen in blutigen, dunklen Gängen
Tunnel durch Berge des Hasses sprengen,
Bahn uns brechen durch Grau'n und Verderben,
Freie Bahn für unsere Erben,
Neue Bahn nach der Zukunft Land,
Irgendwo hinter dem Weltenbrand ...

Digitized by Google

„Archipirata“ — Der Erzpirat

Ein antiker Vorläufer John Bulls

Von Guſtav Stezenbach-Freiburg i. Br.

„Alles ſchon dageweſen.“ Dieſes Wort des Rabbi Ben Akiba ließe ſich im Hinblick auf die Seeräuberſtaatspolitik des heutigen Großbritannien dahin erweitern, daß es heißen dürfte: „Schon längſt dageweſen!“ Bereits im grauen Altertum hat ein ſchlauer Kopf die Inſellage Britanniens für höchſt zweckmäßig dazu befunden, Seeraub im Großen betreiben und das Meer beherrſchen zu können.

In der heutigen Zeit iſt dieſe Epiſode der Weltgeſchichte von doppeltem Intereſſe, ſo daß eine Erinnerung an die erſte britiſche Seeherrſchaft wohl am Platze iſt. Sie iſt, wie ſo manche hiſtoriſche Seltenheit, in weiteren Kreiſen nicht bekannt, weil die Zeit, in der jene Tragikomödie ſich abſpielte, im Geſchichtsunterricht leider faſt gar keine Rolle ſpielt.

Bekanntlich gehörte Britannien, wie faſt die ganze damals bekannte Welt, ſeit dem Kriegszug Julius Cäſars im Jahre 55 v. Chr. und der endgültigen Eroberung unter Claudius im Jahre 44 n. Chr. durch den Prokonſul Aulus Plautius, dem römiſchen Weltreich als Provinz an. Während die Cäſaren bis in das dritte Jahrhundert hinein mehr oder weniger ihr ganzes gewaltiges Reich durchzogen

Digitized by Google

und selbst bei oft recht kurzer Regierungszeit an der Spitze der Legionen von Rom nach Persien oder vom Rhein nach Afrika eilten, haben nur wenige Herrscher den Fuß auf den Boden Britanniens gesetzt. Kaiser Claudius war selbst beim Heere, als das Land zur römischen Provinz erklärt wurde, und dieses wichtige Ereignis kam im Namen seines und Messalinas jugendlichen Sohnes Britannicus zum feierlichen Ausdruck. Britannicus betrat aber nie das Land, von dem er den Namen trug. Er starb an Gift, das ihm sein Stiefbruder Nero geben ließ. Seit Claudius betrat über hundertfünfzig Jahre kein regierender Kaiser mehr Britannien. Die Kriege für Erweiterung der Provinz nach Norden und Dämpfung der Unruhen wurden von Legaten oder den Statthaltern geführt, von denen Domitius Corbulo, Suetonius Paulinus und der Militärschriftsteller Julius Frontinus die bekanntesten sind. Die späteren Kaiser Galba, Pertinax und Didius Julianus hatten in Britannien Dienste getan. Die Erhebung des Clodius Albinus, den die britannischen Legionen im Jahre 193 zum Kaiser ausgerufen hatten, führte dazu, daß nach dessen Niederlage wieder ein regierender Imperator über den Kanal, damals Fretum Gallicum (gallische Meerenge) genannt, hinübersetzte; es war Septimius Severus, begleitet von seinen Söhnen Caracalla und Geta. Caracalla erhielt nach siegreichem Feldzug ebenfalls den Titel „Britannicus". Septimius Severus selbst starb 211 in Eburacum (York). Die nach ihm folgende immer größere Verwirrung begünstigte das Provinzialkaisertum der Legionen, und so gehörte Britannien stets dem germanisch-gallisch-britannisch-spanischen Teile des Reiches an, der unter einem Gegenkaiser stand, welcher oft jahrelang vom rechtmäßigen Kaiser in Rom unbehelligt blieb. Solche Herrscher waren Postumus (259—68), Victorinus (268—69), dessen Mutter Victorina, dann Marius (269), Tetricus (269—74), Proculus (279). Diese Soldatenkaiser residierten aber sämtlich in Trier oder Cöln a. Rh. Auf den Gedanken, die Inselage Britanniens zu einer eigenen Reichsgründung auszunutzen, und zwar mit dem Sitz des Imperators in Britannien selbst, kam erst im Jahre 285 der Legat Marcus Carausius. Er war von niedriger Herkunft, hatte er doch als gemeiner Ruderknecht in der römischen Marine gedient; er war ein Menapier, also aus dem heutigen Belgien gebürtig, und hatte sich durch Tapferkeit und Tüchtigkeit emporgeschwungen. „Vilissime natus strenuae militiae ordine famam egregiam fuerat consecutus", sagt der Geschichtschreiber Eutropius. Besonders im Kriege gegen die Bagauden in den heutigen Niederlanden hatte er sich ausgezeichnet. Als nun um 285 fränkische und sächsische Stämme, die am Niederrhein und der Rheinmündung sich in den letzten Jahren festgesetzt hatten, durch fortwährende räuberische Einfälle die ganze nördliche und nordöstliche Küste Galliens unsicher machten, da wurde Carausius von Kaiser Maximianus als tüchtiger Admiral beauftragt, diesen Einfällen mit einer Flotte ein Ende zu machen. Die Flotte mußte er freilich erst erbauen. Gesoriacum, das heutige Boulogne, war der römische Kriegshafen, wo sie versammelt wurde. Carausius, obwohl zu diesem Unternehmen wie geboren, täuschte jedoch das Vertrauen Maximians in gröbster Weise. Sich selbst überlassen, ergab er sich dem wachsenden Pirateninstinkt des ehemaligen Ruderknechts, und anstatt den Seeräubern den Weg zu versperren und sie zu vernichten, ließ er sie zuerst

Digitized by Google

ruhig gewähren und nach Westen an Gesoriacum vorbeifahren. Sobald sie aber beutebeladen zurückkehrten, fiel er über sie her und jagte ihnen die Beute ab. Auch pflegte er schließlich Halbpart mit ihnen zu machen. Natürlich konnte diese Art der Seeräuberbekämpfung schließlich in Rom nicht unbekannt bleiben, und als Kaiser Maximianus erkannte, daß er da den Bock zum Gärtner gemacht hatte, verhängte er über Carausius die Todesstrafe. Freilich blieb das nur ein Urteil „in contumaciam", denn die große Freigebigkeit des Freibeuteradmirals bewirkte, daß sich vorläufig niemand fand, der das Urteil vollstrecken wollte. Carausius wußte aber genau, daß es jetzt nur eine Möglichkeit gäbe, sich zu retten, und er zögerte nicht, der Übung der damaligen Zeit zu folgen, nämlich „sich selbständig zu machen". Im Jahre 286 ließ er sich durch seine Truppen zum Imperator ausrufen und setzte nach Britannien über, wo er fortan in Londinium residierte. Die einzige Legion, die in Britannien damals gestanden haben soll, ging zu ihm über; es klingt zwar etwas unwahrscheinlich, daß es nur eine Legion gewesen sei, während sonst mehrere Legionen in Britannien standen. Es wurden „Legions-Münzen" gefunden mit dem Bild des Carausius von der I., II. (Augusta = die Kaiserliche, soviel wie „Garde"), II. (Parthica = die parthische), III., IV. (Flavia = die flavische), XVIII. (Primigenita = die erstgeborene), VII. (Claudia = die claudische), XXV., VIII., XXI. und XXX. (Ulpia = die ulpische). Die Legionen hatten Ehrennamen, wie bei uns die Regimenter. Die flavische erhielt ihren Titel von einem Herrscher der flavischen Dynastie, Vespasian, Titus oder Domitian, die claudische von Claudius, die ulpische von Trajan. Die Legionen pflegten (anscheinend für die Truppenlöhnung) eigene Münzen zu schlagen. Möglich ist, daß nach dem Usus der Soldatenkaiser eine Umprägung der Vorderseite der Münzen stattfand, es können aber auch Legionen aus Stammtruppen von Carausius gebildet worden sein. Seine Ankunft verewigte er durch Münzen mit „Adventus Augusti" (Ankunft des Kaisers) und „Expetate veni" (Komme du Ersehnter!), mit dem Genius Britanniens, dem Carausius die Hand reichend. Er nahm den Augustustitel an und regierte fortan sieben Jahre in Britannien. Die Quellen zur Geschichte jener Zeit sind außerordentlich dürftig. Die Münzen, die von den Kaisern zur Verewigung ihrer Regierungsakte benutzt wurden, viel mehr, als dies heutzutage geschieht, geben uns davon Kunde, daß er die Pallas Athene besonders verehrte, ebenso den Neptun (Münzen: Neptuno conservatori = Dem Beschützer Neptun). Zweifellos war er ein ganz hervorragender Regent, und das Inselreich erfreute sich in Handel und Verkehr größter Blüte, die er mit seiner starken Flotte zu schützen verstand. Auf diese Tatsachen deuten Münzen mit „Tutela Aug." (Schutz des Augustus), „Temporum felicitas" (Glück der Zeiten), „Ubertas Aug." (Reichtum des Augustus), „Abundantia Aug." (Überfluß des Augustus), „Providentia Aug." (Fürsorge des Augustus), „Liberalitas Aug." (Freigebigkeit des Augustus), „Felicitas publica" (Das Glück des Staates). Die verschiedenen Prägungen mit „Liberalitas Aug." zeugen von ebensovielen öffentlichen Geldspenden an Heer und Volk. Die mit „Fides militum" (Treue des Heeres) auf die Treue des Heeres.

Der Kaiser Maximianus scheint zunächst den Versuch gemacht zu haben, Britannien zurückzuerobern. Dazu sammelte er an den Flußmündungen Galliens

Digitized by Google

eine neue Flotte. Doch da Carausius den Brückenkopf Gesoriacum (Bononia) in Händen behalten hatte und so beide Seiten des Kanals beherrschte, so war es ihm anscheinend ein leichtes, die Flotte des Kaisers zu schlagen. Auf diesen Sieg deuten die Münzen mit „Invictus Augustus“ (Unbesiegter Augustus), „Victoria Carausi (Sieg des Carausius). „Herculi invic“ (Dem unbesiegten Herkules), „Mars Victor“ (Mars, der Sieger), „Victori Aug.“ (Dem siegreichen Augustus), „Marti pacificatori“ (Dem Friedenbringer Mars) — ja sogar „Soli invicto“ (Dem allein Unbesiegten). Kaiser Maximian sah endlich ein, daß gegen Carausius nichts zu machen sei, und kam mit dem Oberkaiser Diokletian überein, Carausius als Mitregenten anzuerkennen, worüber mit ihm ein Vertrag abgeschlossen wurde. Dieses Ereignis verewigte Carausius durch Münzen mit den Bildnissen aller drei Kaiser und der Inschrift „Carausius et fratres sui“ (Carausius und seine Brüder), „Pax Auggg.“ (Friede der drei Auguste), „Concordia Auggg.“ (Eintracht der drei Auguste), „Hilaritas Auggg.“ (Freude der drei Auguste) (= Augustorum). Die Genugtuung des britannischen Kaisers war groß, und er hoffte, von jetzt ab in Ruhe seines Reiches sich freuen zu können, wie die Münzen mit „Securitas perpetua“ (Immerwährende Sicherheit), „Pacatus orbis“ (Der Erdkreis in Frieden), „Salus Augusti“ (Das Heil des Augustus) usw. bezeugen könnten. Einen auswärtigen Krieg scheint er gegen germanische Stämme geführt und diese besiegt zu haben. Münzen: „Victoria Germanica“ [Sieg über die Germanen]. Er beherrschte mit seiner Flotte das Meer von Schottland bis zu den Säulen des Herkules (Gibraltar). Aus den kriegerischen Stämmen der Franken und Sachsen erhielt er stets neuen Zuzug für sein Heer und seine Flotte. Nach Norden stellte er die Grenzmauer des Septimius Severus wieder her, eine britische Limes. Leider sind keine Inschriften von ihm in Britannien erhalten, da sie wahrscheinlich später, wie dies verhaßten Gegnern oder Vorgängern gegenüber üblich war, zerstört wurden.

Es muß dabei auf die eigentümliche Erscheinung hingewiesen werden, daß Carausius, wie alle sogenannten Soldatenkaiser, eigentlich kein Sonderreich zu gründen und sich von Rom niemals loszureißen beabsichtigte. So war auch Britannien unter Carausius nur ein Filialreich des Imperium urbis et orbis. Immer war Rom der Schwerpunkt der Politik, und jeder Usurpator sieht dort sein Ziel. Das geht auch aus den Münzen des Carausius hervor, die Inschriften wie „Renovata Roma“ (Das erneuerte Rom) und „Romae aeternae“ (Dem ewigen Rom) tragen. Mit Gallien scheint der Handelsverkehr Britanniens, nach den dort in großer Menge gefundenen Münzen des Carausius, sehr lebhaft gewesen zu sein. In einem bei Rouen gefundenen Münzschatz fanden sich 207 Stücke des Carausius.

Ob die Gesinnung Maximians und Diokletians die gleiche, mit diesem Zustand der Dinge zufriedene, war, wie bei Carausius, muß bezweifelt werden. Carausius erhielt weder das Konsulat, noch den Titel „Pontifex Maximus“, noch die „Tribunicia potestas“ (die tribunizische Gewalt), auch den Titel „Pater patriae“ (Vater des Vaterlandes) führte er nicht. Er nennt sich „Imperator Caesar Carausius Pius Felix Augustus“ (Imperator Cäsar Carausius, der Fromme, der Glückliche, Augustus). Er hatte zwar, um seine Dankbarkeit gegenüber den beiden Oberkaisern zu bezeugen, die Geschlechtsnamen Aurelius Valerius angenommen,

Digitized by Google

die auch Diokletian führte. Doch überging ihn Diokletian bei der im Jahre 293 erfolgten Ernennung zweier „Caesares" (Unterkaiser) völlig. Zum „Caesar" des Westens, d. h. Germaniens, Galliens, Spaniens und Britanniens, zugleich zum Thronfolger, wurde nämlich nicht Carausius, sondern Constantius Chlorus ernannt. Flavius Constantius „Chlorus" (der Blasse) war ein Nachkomme der flavischen Kaiser (Vespasian, Titus, Domitian 69—96) und der claudischen Kaiser (Claudius II. und Quintillus 268—72), also von vornehmer Abkunft, hochgebildet und tüchtig. Als Feldherr Kaiser Aurelians hatte er 274 die Alemannen bei Windisch (Schweiz) besiegt. Die Stadt Konstanz trägt nach ihm den Namen (Constantia). Er war durch Helena der Vater Konstantins des Großen. Die Christenverfolgung Diokletians machte er in seinem Reichsteil nicht mit, da er ein Freund der Christen war. Er sollte bald dazu berufen sein, die Einheit des Reiches wieder herzustellen. Denn das Inselimperium des Carausius stand außerhalb des diokletianischen Reichsgedankens.

Schon 289 hatte der „Panegyriker" Mamertinus in einer Lobrede auf Kaiser Maximian Carausius den „Archipirata" (Erzpiraten) genannt. Als solcher wurde er zweifellos, trotz des Friedensvertrags, betrachtet. Weder Diokletian noch Maximian, sein Mitkaiser, ahmten das Beispiel des Carausius nach, den Friedensvertrag durch Münzen mit „Pax Auggg." (Friede der drei Auguste) usw. zu feiern. Freilich sollte Carausius den kommenden Kampf nicht mehr erleben. Um einer feindlichen Landung vorzubeugen, hatte er seine Truppen geteilt — zu seinem Verderben. Sein eigener „Praefectus praetorio" (Oberfeldherr und Reichskanzler) Allectus, den er mit Gunstbeweisen überhäuft hatte, ermordete ihn noch 293 (Archipiratam satelles occidit = den Erzpiraten töte sein Gefolgsmann). Kaum hatte Constantius die Nachricht von der Ermordung des Carausius erhalten, als er mit Macht rüstete. Zunächst scheint Boulogne, der Brückenkopf, in seine Hände gefallen zu sein. Dort rüstete Constantius eine Flotte aus. Diese Rüstungen nahmen längere Zeit in Anspruch und dauerten bis 295.

Während dieser Zeit sonnte sich der eitle Allectus, der seinem Vorgänger nicht gleichkam, im Purpur der Herrschaft. Er nennt sich auf den Münzen „Imperator Caesar Allectus Pius Felix Augustus" (Imperator Cäsar Allectus, der Fromme, der Glückliche, Augustus). Von seiner Regierung ist so gut wie nichts bekannt. Seine Münzen zeigen zum Teil die gleichen Aufschriften, wie die des Carausius. Inzwischen hatte im Frühjahr 296 Constantius seine Rüstungen beendet und bildete zwei Geschwader. Das eine stach unter dem Befehl seines Admirals und „Praefectus praetorio" Asclepiodotus, eines Griechen, in See, das andere führte der Cäsar selbst von Gesoriacum aus über den Kanal. Allectus hatte ein Geschwader bei der Insel Vectis (Wight) postiert, mit dem andern fuhr er Constantius entgegen. Asclepiodotus war aber, begünstigt durch einen dichten Nebel, an der Piratenflotte zu Wight vorbeigesegelt und landete an der Südküste Englands. Als Allectus hiervon Kunde erhielt, eilte er Hals über Kopf mit seiner Flotte herbei. Von der Fahrt erschöpft, und zudem schwächer an Zahl, mußten seine Streitkräfte unterliegen. Er hatte den Fehler begangen, seine beiden Geschwader nicht erst zu vereinigen, und büßte ihn mit dem Tode, den er, völlig geschlagen,

Digitized by Google

im Kampfe fand. Seine geschlagenen Truppen, meist fränkische Söldner, flohen nach Londinium, der Hauptstadt, vielleicht in der Hoffnung, von dort aus über die Themse in die Heimat gelangen zu können. Sie plünderten aber vorher noch die Stadt. Während sie noch damit beschäftigt waren, lief eine Abteilung vom Geschwader des Constantius, durch den Nebel von der Richtung abgekommen, in der Themse ein, landete und überfiel die Plünderer, die völlig niedergemacht wurden. Inzwischen war auch Constantius mit der Hauptmacht in Cantium (Kent) gelandet und wurde von den Bewohnern Britanniens als Befreier begrüßt. Denn unter dem als Kaiser nicht wie Carausius anerkannten Allectus hatten sie die Trennung von Rom bitter empfunden. Von da an führten Diocletian und Maximian wieder den Titel „Britannicus Maximus" (Britannischer, Größter, soviel wie Großmächtigster), den sie seit Carausius Erhebung hatten fallen lassen. Auf den Sieg über Allectus beziehen sich vielleicht auch die Münzen des Constantius mit „Victoria Augg.", „Herculi victori", Herculi propugnatori" (Sieg der Auguste, Dem Sieger Herkules, Dem Vorkämpfer Herkules) u. a. Constantius Chlorus widmete dem Wiederaufbau der Macht in Britannien großen Eifer, er residierte, anscheinend um ähnlichen Ereignissen vorzubeugen, öfters in der wiedereroberten Provinz und starb auch dort zu Eburacum 306 n. Chr.

Daß die Niederwerfung des Archipirata in der damaligen Zeit ein Ereignis von größter Bedeutung war, geht aus der Art und Weise hervor, wie dieser Erfolg des Constantius Chlorus von dem zeitgenössischen „Panegyriker" (Festredner) in einer hauptsächlich dem Constantius gewidmeten Rede gefeiert wurde. „Tu vero Caesar, instructis diversis classibus ita hostem incertum consiliique inopem reddidisti ut tunc denique senserit quod non munitus esset Oceano! ... Denique ad perpetuam quietem maria purgata sunt! (Du, Cäsar, hast mehrere Flotten ausgerüstet, den Feind so rat- und hilflos gemacht, und ihm gezeigt, daß ihm das Meer keinen Schutz mehr biete. Endlich sind die Meere gesäubert, auf daß immerdar Ruhe auf ihnen herrsche.) Romanae potentiae gloriam restituendo navalem addidisti imperio terris omnibus majus elementum! (Dem Ruhme der römischen Landmacht hast du den Ruhm seiner Seemacht hinzugefügt.) Da wir nicht wissen, fährt Mamertinus fort, ob sich der Pirat auf die Dauer auf Britannien beschränkt hätte und seiner Gier alle Länder offen standen, „itaque hac victoria vestra non Britannia solum servitute est liberata sed omnibus nationibus securitas restituta, quae maritimo usu tantum in bello adire periculi poterant quantum in pace commodi consequuntur". Nicht nur Britannien ist befreit durch diesen Sieg, sondern allen Nationen, deren Seehandel im Krieg an so vielen Gefahren litt, als er im Frieden Nutzen abwirft, ist die Sicherheit wiedergegeben, alle Völker sind von der ständigen Sorge befreit (perpetuis curis vacant gentes) Hispania — Italia — Africa — atque ipsam Britanniam quae sedem tamdiuturno sceleri praebuisset, constat victoriam sola sui restitutione sensisse vestram. Und Britannien selbst, das so lange Zeit dem Verbrechen als Höhle gedient hat, wird allein in der Wiedervereinigung (mit dem Reich) Euern Sieg erblicken. Merito igitur statim atque ad litus illud expotatus olim vindex et liberator appuleras. Als Rächer und Befreier (d. h. der von dem Seeräuber

Digitized by Google

beherrschten Völker Britanniens) bist du an jenen Gestaden gelandet ... Ultra Oceanum vero quid erat praeter Britanniam? Denn was gab es noch (für eine Macht zu überwinden) jenseits des Ozeans, außer Britannien?

Müssen diese Worte des Panegyrikers nicht ganz eigentümliche Gedanken bei uns wecken? Passen sie nicht genau auf die heutige Zeit? Die „Archipiraten" Carausius und Allectus sind längst verschollen — nur ihre Münzen, deren Prägungen vielfach ein Kriegs- oder Handelsschiff aufweisen, sind die letzten Spuren ihrer Seeherrschaft. Und doch, die Geschichte ist die Lehrerin der Völker, denn sie wiederholt sich immer — nur wollen die Völker nichts aus ihr lernen, obwohl sie eine „Prophezeiung in der Vergangenheit" ist. Auch jetzt herrscht in Britannien schon seit drei Jahrhunderten John Bull, der „Archipirat", und vom Festland naht ihm ein neuer Constantius Chlorus als „liberator orbis". Auch er ist der „germanische Cäsar", wie Constantius — schon hat er Gallien besiegt. Auch er hat eine Flotte gebaut — möge ihm gleicher Sieg und gleicher Triumph von den Göttern beschieden sein. Quod felix faustumque sit!

Hinter der Front · Von Karl Berner

Verwundete kamen an.
Langsam, langsam fuhr die Straßenbahn.
Langsam wurden sie hinausgehoben,
Starke Arme trugen, schoben,
Faßten an wie weiche Mutterhände.
Bahren ohne Ende ...

Hunderte sahen zu und schwiegen,
Sahen die wunden Streiter liegen —
Blumen in den gefalteten Händen,
Weich gebettet, mit weißen Verbänden
Lagen sie still —
Und die Stille sprach: Ich will, ich will!
In meinem Schoße
Glüht eine Nelke, glüht eine Rose!
Sei mir gegrüßt im Fieberbrand,
Vaterland, Vaterland!

— — — — — — — — — — —

Durch die Stille
Schritt leise klirrend ein eherner Wille!
Wie eines Tieres drohendes Knurren
Hörte man droben Propeller surren,
Und still, wie leuchtende Opferkerzen,
Brannte die Liebe in tausend Herzen.

Digitized by Google

Das geistige Frankreich im ersten Kriegsjahr

Ebenso wie in England zeitigte der Krieg in Frankreich eine Hochflut von Büchern, Broschüren und Pamphleten, die zum Teil in Auflagen von Hunderttausenden erschienen und nicht nur für den heimischen Konsum, sondern auch, ja in manchen Fällen hauptsächlich, für die Ausfuhr bestimmt waren und zu diesem Zweck in mehrere Sprachen übersetzt wurden. In diesen Erzeugnissen wird der Krieg von jeder Seite aus beleuchtet, und wie wir dabei wegkommen, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Aber auch unser Gegner gibt zu, daß man fast alle diese Produkte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht als Werke des geistigen Frankreich einschätzen kann, und deshalb soll hier auch von ihnen abgesehen werden. Immerhin sei es gestattet, das Urteil zweier Franzosen, die alles andere sind, als Deutschenfreunde, über diese Gelegenheitswerke anzuführen. Gonzague Truc, einer der Redakteure der bekannten „Grande Revue", meint: „Rufen wir bei dem Überblicken dessen, was unsere ersten Tenore in Kriegsliteratur geschaffen haben, die Muse der Mäßigung zu unserer Hilfe, denn die Ausdrücke, die eigentlich die passenden wären, um hier zu urteilen, gehören nicht mehr zum Reich der Kunst ... Die Deutschen suchen die materielle Vernichtung Frankreichs mit ihrer geistigen Überlegenheit zu rechtfertigen. Sie richten gegen uns ihre Methoden und ihre Doktrinen, die zum mindesten ebenso schwer sind, wie ihre Geschütze. Sie vergötterten in einer fast grotesken Weise ihre Wissenschaft und ihre Gelehrten. Dagegen mußte man protestieren; man mußte ihrer Art die unserige gegenüberstellen. Und wir haben dies getan ... Aber wie, gerechter Gott, wie! Eine gewisse Presse fiel Tag für Tag in epileptische Krämpfe. Sie nahm alles auf und sie kommentierte alles, sie schwellte ihre komödiantenhaften Stimmen ins Unmäßige an, sie überschüttete den Gegner mit ungeschlachten Grobheiten, denen Salz und Witz mangelten, die ihr Ziel verfehlten und die im Ausland den Glauben wecken mußten, daß es uns vollkommen an guten Gründen gebreche. Man sah, wie unsere Presse nicht vorhandene Schützengräben beschrieb, wie sie nicht gelieferte Schlachten schilderte, um dann über einen Nietzsche oder über einen Schopenhauer zu schwätzen, ohne diese jemals gelesen zu haben, oder um einen Kant in so witziger Weise das K-Brot des Geistes zu nennen." Soweit das Urteil eines Franzosen über das Geistige in seiner Presse. Ein anderer und recht bekannter Schriftsteller, Gustave Rouanet, fällt über die gesamte Bilanz dessen, was in Frankreich seit dem Beginn des Krieges geschrieben wurde, folgendes Urteil: „Die Katastrophe von 1914 bricht aus, und sie verursacht einen vollkommenen Zusammenbruch der französischen Mentalität ... Die Erschütterung des Gehirnes infolge der Kriegserklärung war so stark, daß von heute auf morgen die Art und Weise, zu denken und zu fühlen, ganz und gar auf den Kopf gestellt wurde. Schwarz wurde weiß, weiß wurde schwarz. Die Vaterlandsliebe wurde zum Chauvinismus (das geschah schon vor dem

Digitized by Google

Kriege), und diese Perversität des Verstandes ward überall vorherrschend. Neben den Erzeugnissen der Presse haben wir irrsinnige Produkte unserer geistigen Führer, in denen die gröbsten Lügen, eine fortwährende Entstellung und der Bluff gang und gäbe sind. Man ist beschämt über diese Kundgebungen und über die Verirrungen unserer Schriftsteller. Die draußen an der Front haben in ihren Briefen nur noch eine Bitte an uns, wir möchten nicht der absoluten Verdummung anheimfallen ... Und wir haben nicht einmal den Mut, ihnen diesen geringen Wunsch zu erfüllen! Welch seltsame und merkenswerte Tatsache: es war die große, anonyme Masse, die sich in aller Stille aufopferte, sich auszeichnete und triumphierte, und es waren die ‚Ausgezeichneten', die Bankbruch machten ... Was taten unsere ‚Meister' während dieses ersten Kriegsjahres, diejenigen, die für das Volk zu denken vorgeben? Fragen wir sie lieber nicht. Ich kenne einen jungen und kräftigen Schriftsteller, der, kaum von seiner Verwundung genesen, rasch wieder an die Front zurückkehrte, überglücklich, einem geistigen Sumpf entronnen zu sein, in dem er während eines ganzen Monates dulden mußte."

Jeder Unbefangene wird diese Urteile ohne Bedenken unterschreiben können. Im Gegensatz zu der Überfülle von teils furchtbar albernen, teils schwachen Tendenzwerken steht eine außerordentliche Armut an wirklich wertvolleren Erzeugnissen auf dem Gebiet der schöngeistigen Literatur, eine Armut sowohl hinsichtlich der Zahl wie der inneren Qualität. Der Chauvinismus und die uns geltende Vernichtungssucht haben im geistigen Frankreich schreckliche Verheerungen angerichtet, berühmte Schriftsteller und Publizisten eiferten in grotesken Versuchen, den „Boche" wenigstens auf dem Papier zu zermalmen. So brachte es ein vor dem Kriege durchaus guter und weitest bekannter Musikschriftsteller fertig, die deutsche Musik als grundschlecht und einen Wagner als unter jeder Kritik stehend darzustellen; Philosophen von Ruf wiesen nach, daß schon in Kant, Schopenhauer, Fichte und Hegel der „Boche" mit allen seinen Lastern stecke; schlecht verstandene und ebenso wiedergegebene Zitate von Nietzsche wurden dazu benutzt, um ein über jedem Recht und über jeder Moral stehendes Deutschland zu konstruieren, während unzählige Conférenciers, ihr Wasserglas und einige hastig aufgeschnappte Notizen auf dem Pult, einem zahlreichen und naiv-gläubigen Publikum den Abgrund zwischen dem lateinischen Genius und dem deutschen Barbarentum aufrissen. Hierbei wurden die ältesten Gemeinplätze aufs neue plattgetreten, die verstaubtesten Ladenhüter von neuem ausgestellt. Und in den größten Theatern folgte eine patriotisierende Mache der anderen, Poet, Schauspieler und Zuschauer schwelgten in weinerlich-heldenhafter Sentimentalität, und niemand wagte es, gegen diesen Schund zu protestieren. Die Lektüre solcher Werke verrät einen geistigen Tiefstand im gegenwärtigen Frankreich, den man nicht vermutet hätte. Und man war doch während der Zeit kurz vor dem Krieg schon an Erstaunliches gewöhnt worden ...

Die Zahl der im ersten Kriegsjahre erschienenen belletristischen Werke in Frankreich ist sehr gering und erleichtert somit den Überblick und das Urteil außerordentlich. Der erste eigentliche Kriegsroman ist gleich kennzeichnend für die minderwertige Sorte von Werken, deren Verfasser bekannte Namen tragen. Es ist dies „La Veillée des Armes" von Marcelle Tynaire, der auch bei uns gelesenen Schriftstellerin. Mildernd für die Urheberin dieses Romans, auf dessen schwache Fabel einzugehen nicht lohnt, ist die Tatsache, daß in Frankreich jeder Autor jedes Jahr seinen gelben Band zu so und soviel Seiten zu liefern hat, will er nicht in Vergessenheit geraten. Bei der Lektüre dieses Werkes kann man sich lebhaft vorstellen, wie Marcelle Tynaire, als der Krieg ausgebrochen war, erfreut ausrief: „Wie sich das gut trifft! In wenigen Wochen ist mein Roman fällig, welch herrlicher Stoff ist mir da beschieden worden!" Marcelle Tynaire hat neben Besserem schon manches Fade geschrieben, diesmal hat sie sich im Faden selbst übertroffen.

Besseres verspricht der soeben in der „Revue des deux Mondes" erscheinende Roman von Paul Bourget „Le Sens de la Mort". Vor allem aber beweist uns das erste, bis jetzt erschienene Kapitel, daß Bourgets sowieso recht beschränkter Horizont durch den Krieg keine Bereicherung

Digitized by Google

erfahren hat, sondern daß er es versucht, diese Weltkatastrophe in seinen engen Kreis psychologisch-soziologischer Schilderungskunst hereinzuziehen. Wir haben hier immer noch den alten Bourget, den von der Skepsis zu sachtem Glauben bekehrten Dilettanten, auch die Personen dieses Romans sind uns wohlbekannt, und im übrigen finden wir hier wiederum alle Vorzüge dieses scharf beobachtenden, seine Beobachtungen meisterhaft aufmachenden und vortrefflich schildernden Schriftstellers, so etwa, wenn er das Einbringen der ersten Verwundeten in die Klinik schildert, wobei Bourget mit Befriedigung seine beträchtlichen medizinischen Kenntnisse ausbreitet.

Die deutschen Verehrer von Anatole France waren bestürzt, als sie vernahmen, in welch eindeutiger Weise dieser erste Schriftsteller Frankreichs gegen Deutschland Stellung nahm. Wer Anatole France besser kannte, der wußte, daß hinter seiner Skepsis und Ironie sich ein seine Heimat aufs innigste liebender und mit dem Fühlen seines Volkes aufs engste harmonierender Franzose verbarg. Es ist also grundfalsch, ihm heute seinen „Umfall" vorzuwerfen. Gewiß, Anatole France wird sich über die Frage, wer an diesem Kriege die Hauptschuld trägt, keinen allzu großen Täuschungen hingeben — er hat, gewissermaßen als Prophet, in seiner „Insel der Pinguine" schon deutlich genug auf die Kriegshetzer im eigenen Lande hingewiesen und einen Delcassé porträtiert, wie er es schon damals war. Und dann hat er in dem gleichen Roman das treffliche Wort geprägt, daß die Deutschen zwar ein militärisches aber kein kriegerisches Volk seien. Aber Anatole France weiß, was heute für Frankreich auf dem Spiele steht, und da er kein Ästhet und kein Literat ist und niemals auf einer tour d'ivoir saß, sondern immer mitten im Leben des französischen Volkes stand, so war er sich sofort seiner Pflicht bewußt, seinen Teil zur Stärkung des inneren Haltes seines Volkes beizutragen. In seinem „Sur la Voie glorieuse", dem ersten Bande einer Reihe von Werken, ermahnt er den Franzosen, nicht eher vom Kampfe abzulassen, bis der deutsche Militarismus endgültig zu Boden geworfen, bis die Entwaffnung Deutschlands, ohne die es keinen dauernden Frieden geben könne, vollendet sei. „Alles," ruft er aus, „nur keinen faulen Frieden!" Man wird sich dieser Ansicht leicht anschließen können.

Nach Anatole France verdient wohl Octave Mirbeau zuerst genannt zu werden. Leider ist dieser Franzose bei uns fast nur als der Verfasser des „Journal d'une femme de chambre" bekannt, und selbst dieses Werk wird recht wenig verstanden. Octave Mirbeau ist in Wirklichkeit einer der großen Pamphletäre Frankreichs. Mit konzentrierter Kraft, mit nie stumpf werdender Schärfe und mit einer wilden Grausamkeit kämpft er gegen alles, was in seinen Augen ein Schaden, eine Schande und ein Unrecht ist, und da es diesem Schriftsteller seine Vermögensverhältnisse von jeher erlaubten, eine in jeder Hinsicht eigene Meinung zu haben und diese zu Worte kommen zu lassen, war er immer ehrlich. Mirbeau ist das Gegenstück des „Literaten", den er verachtet, er ist, ebenso wie Anatole France, ja vielleicht in noch unmittelbarerer Weise, mit dem Sein und vor allem mit den Nöten seines Volkes aufs engste verwachsen. Octave Mirbeau hatte seit Beginn des Krieges nichts von sich hören lassen. Als er schließlich in dringendster Weise aufgefordert wurde, auch seinen Beitrag zu der Literatur des Krieges zu liefern, da lehnte er dies in wenigen Worten ab, sich hierbei auf seinen leidenden Zustand berufend. Zugleich aber gibt er seiner tiefen Dankbarkeit für den französischen Soldaten Ausdruck und ermahnt die Nichtstreiter, im gerechten Kampf gegen Deutschland auszuharren. Wir haben also hier die gleiche Haltung wie bei Anatole France, nur noch in einfacherer und packenderer Form: „Man will, daß ich Mut einflöße. Ich werde mich dessen nicht vermessen. Geschützt durch eure jungen Körper, habe ich das Gefühl, daß es euch beleidigen müßte, wenn ich für euch heroische Phrasen aneinanderreihte."

In der gleichen Reihe werden Werke von d'Annunzio, Barrès, Remy de Gourmont und Charles Maurras erscheinen, als ein Beleg dafür, daß die „Union sacrée" auch in der schöngeistigen Sphäre Frankreichs kein bloßes Wort geblieben ist. Barrès und d'Annunzio sind zu bekannt, als daß man über diese beiden begabten Schriftsteller und verbrecherischen Hetzer

Digitized by Google

auch nur ein Wort verlieren müßte. Charles Maurras, der frühere Sekretär von Anatole France, ist der sehr erprobte Führer der jungen Royalisten in Frankreich und der Leiter der ebenfalls bekannten „Action française", die jeden Morgen die „Boches" schockweise verschlingt. Maurras bringt Deutschland einen fanatischen Haß entgegen; immerhin mag erwähnt sein, daß dieser Haß zum nicht geringen Teil nichts anderes ist, als eine umgekehrte Liebe und Bewunderung für das straff-monarchische, nichtparlamentarische und nichtfreimaurerische Deutschland. Auf das, was de Gourmont, der Herausgeber des „Mercure de France", schreiben wird, kann man einigermaßen gespannt sein. Um das Jahr 1900 herum antwortete er auf eine Rundfrage über das Problem der Revanche, daß ihm die ganze Vergeltungssucht nicht den kleinen Finger seiner linken Hand wert sei, den er eigentlich nicht brauche, und was die beiden seufzenden, in Trauer und elsässisch-lothringische Trachten gehüllten Mädchen angehe, so wäre es gescheiter, daß sie die elsässisch-lothringischen Kühe melkten, anstatt sich Illusionen über einen aus Frankreich daherziehenden Retter hinzugeben.

Einer der widerlichen Vertreter des „jungen" Frankreichs, das „seinen Stolz wiedergefunden hat", ist André Suarès. Suarès hat auch etwas geschrieben, das er „Eux et Nous" betitelt, und das einfach albern ist. Man kann es verstehen, wenn er die Rollen bei dieser Gegenüberstellung derart verteilt, daß auf der einen Seite Frankreich als der Vorkämpfer von Liebe und Geist und auf der andern Seite Deutschland als die Macht des Hasses und der Materie stehen. Wenn er aber Schiller, Goethe, Wagner und Schopenhauer als die typischen Repräsentanten dieses im Materialismus steckenden und vom niedrigen Haß beseelten Deutschland hinstellt, dann hört jedes Verzeihen auf. Man muß übrigens zugeben, daß die französische Kritik selbst weidlich über dieses Produkt lachte; es liegt die Vermutung nahe, daß Suarès irgendeinmal etwas über Arndt und Jahn gelesen hat, daß ihm aber diese „barbarischen" Namen entfielen, und daß er alsdann, hierbei durch keinerlei Kenntnisse der deutschen Kultur und Literatur gehemmt, einfach die bekannteren Namen an die Stelle der vergessenen setzte, ein Verfahren, das man in französischen Werken des öfteren findet. Der Stil dieses Schriftstellers, den wir nicht einmal erwähnen würden, falls er nicht einen großen Anhang im „jungen" Frankreich hätte und das Sprachrohr weiter Kreise wäre, ist seinen Ideen entsprechend, das heißt falsch klingend, weit hergeholt, prätentiös und von einer „Zusammengerafftheit", hinter der eine gewaltige Leere gähnt. Wir haben in diesem Schriftsteller den typischen Vertreter für den über alle Maßen eiteln, unwissenden, schlecht erzogenen und im Seichten umherplätschernden Franzosen unserer Tage, der in der Schule wenig gelernt hat, der über Dinge urteilt, die er nicht einmal dem Namen nach richtig kennt, und der in einer Sprache schreibt, die er nicht meistert.

Weitaus bedeutender und auch viel mehr geschätzt war ein anderer Vertreter des „jungen" Frankreich, der schon gefallene Charles Péguy, Mitherausgeber der „Cahiers de la Quinzaine" und Herausgeber der sehr verdienstvollen „Nouvelle Revue française". Charles Péguy, ein großes, aber gänzlich undisziplin iertes und innerlich unausgeglichenes Talent, hat seinen Beitrag zum Kriege eigentlich schon im Jahre 1905 beigesteuert, als er „Notre Patrie" schrieb. Jetzt soll dieses Werk neu aufgelegt werden. Es wird seinem Verfasser nicht zum großen Ruhme gereichen, und wer schon einmal draußen an der Front gewesen ist, wird über diese kindlich-naive Darstellung des Krieges lachen. Schon der Grundton dieses Werkes verstimmt. Für das große Kind Péguy war der Krieg (solange es ihn nicht kannte) das einzige Mittel, um sich zu unterhalten und aus einer tödlichen Langeweile zu retten; in „Notre Patrie" wehen die Fahnen, klirren die Waffen, rauschen die Helmbüsche, blasen die Trompeten und was dergleichen Romantik mehr ist. Man kann annehmen, daß Péguy heute anders schreiben würde. Aber auch er hätte nicht die Sehnsucht Frankreichs nach einem nationalen Dichter erfüllt, hierfür war Péguy viel zu sprunghaft und in seinem Fühlen viel zu differenziert. Mit dieser Neuauflage hat man dem Gefallenen einen schlechten Dienst erwiesen.

Wie es Romain Rolland erging, ist bekannt. Romain Rolland war buchstäblich der

Digitized by Google

einzige Schriftsteller Frankreichs, der auf Schimpfen, Entstellungen, Lügen und Haßausbrüche verzichtete, dabei aber nicht schwieg, sondern es mit allen Mitteln versuchte, in seiner Heimat Gehör zu finden. Dies bekam ihm sehr schlecht. Heulenden Derwischen gleich stürzten sich fast alle französischen Schriftsteller auf diesen „Verräter" und ließen an ihm kein gutes Haar, obwohl er seine Vaterlandsliebe fast in jedem Satze beteuerte. Und da er anderseits mit rührendem Köhlerglauben an all den von den deutschen „Barbaren" erzählenden Schauermärchen hing, so fand er auch bei uns kein freundliches Echo, so daß er zwischen zwei Stühle fiel, wo er sich übrigens heute noch befindet. Kennzeichnend ist es für die französische Presse und Zeitschriftenliteratur, daß nicht ein einziges Blatt, nicht eine einzige Revue es wagte, sein „Au dessus de la mêlée" und sein „Inter arma Caritas" zu veröffentlichen, so daß er sich in das neutrale „Journal de Genève" flüchten mußte. Aber er wurde auch von diesem Frankreich Söldnerdienste leistenden Blatt rasch wieder ausgewiesen; schließlich nahm sich die „Humanité" des Geächteten an, wobei jedoch der Zensor auch ein Wort mitzusprechen beliebte. Heute sind diese beiden Werkchen in Broschürenform herausgekommen.

Geht man zu den eigentlichen Dichtern über, so muß man feststellen, daß der Krieg die französischen Musen nicht sonderlich angeregt hat. Jeder fährt in der Weise, die man schon kannte, fort und begnügt sich damit, da und dort kriegerische „Lokalfarbe" aufzusetzen, nicht ein einziger der französischen Dichter hat diesen Krieg wirklich erlebt oder es verstanden, sein Erlebnis sinnfällig zum dichterischen Ausdruck zu bringen. Am besten sind diejenigen Gedichte, in denen wir furchtbar beschimpft werden, da alsdann wenigstens etwas Ehrliches an diesen Produkten ist, nämlich der Wille zur Beschimpfung. Aber auch hier wird reichlich mit alten Klischees gearbeitet. Wir sind eine Herde von Gorillas, wir sind Wildschweine oder auch vorsintflutliche Ungeheuer, der Deutsche Kaiser ist der moderne Attila, seine Truppen sind die modernen Hunnen usw.; oder aber das natürlich blonde Gretchen tritt auf, schaut träumerisch in die Fernen und fragt sich, ob ihr Wilhelm bald die schönen Pariser Kleider mitbringen werde, während der Wilhelm, ebenfalls eine mystische Natur, im Schützengraben träumt, daß man sein Gretchen zur Gans verwandelt, diese an den Bratspieß gesteckt und dann fein knusprig geröstet habe, wobei der gute, alte, deutsche Gott eigenhändig den Bratspieß drehte und die Butter übergoß ... Diese Dichtkunst, die man als eine Dichtkunst des „Montmertre" — also nicht Montmartre — bezeichnen kann, ist gegenwärtig und nach dem Urteil der französischen Kritik die beste. „Nein," klagt der kritische Schriftsteller Frankreichs J. Erneſt-Charles, „dieser Krieg hat in Frankreich noch keinen großen Dichter entstehen lassen, noch keinen großen Victor Hugo und nicht einmal einen kleinen Déroulède."

Aber einige recht gute Soldaten- und Marschlieder. Es sei gestattet, hier eine Strophe jenes französischen Marschliedes wiederzugeben, das rasch von Landstraße zu Landstraße flog und heute wohl von jedem „Bärtigen" gesungen wird. Es heißt: „Les Poilus"; seine dritte Strophe lautet:

C'est nous, les poilus bretons,
La belle digue digue, la belle diguedon,
Normands, picards, berrichons,
La belle digue digue, la belle diguedon.
De Savoie ou d'Aquitaine,
La diguedondaine
De partout ils sont venus,
Les poilus! Les poilus!

Wie man sieht, schließt sich dies Lied in hübscher Weise an ein altes französisches Volkslied an, das mancher der Leser vielleicht schon von der Yvette Guilbert hat singen hören.

Im übrigen würde es einem nicht mit Glücksgütern gesegneten französischen Schriftsteller heute schwer fallen, eine Zeitschrift oder einen Verleger zu finden, die ihm Raum und

Digitized by Google

Gelegenheit böten, sich bekanntzumachen. Der französische schöngeistige Buchhandel liegt sehr darnieder, und was die rein literarischen Zeitschriften angeht, so sind sie fast alle eingegangen. Vor dem Kriege gab es deren mehrere Dutzende, jede „Schule" hatte ihr eigenes Organ, wenige Wochen nach dem Kriege konnte man sie an den Fingern einer Hand abzählen. Bei den meisten sind die Gründe finanzieller Natur, viele aber haben einfach deshalb ihr Erscheinen eingestellt, weil alles an die Front mußte, Herausgeber, Redakteure und Mitarbeiter. Die Lücken, die der Krieg bis heute schon in der jüngeren französischen Schriftstellerwelt für immer gerissen hat, sind ganz gewaltig. So sind zum Beispiel von der auch literarisch hochstehenden „Revue des Idées et des Livres" nur noch wenige der Mitarbeiter und Redakteure am Leben, so daß die finanziell vorzüglich dastehende Zeitschrift ihr Erscheinen bald nach dem Kriegsausbruch einstellen mußte. Auch die schon einmal genannte „Nouvelle Revue française" ist verschwunden; der bekannte „Mercure de France", der in der Hauptsache von Remy de Gourmont geleitet wird, kommt dagegen nach einer langen Pause nun wieder heraus, beschränkt sich aber vollständig auf zeitgemäße Themata. Auch der täglich erscheinende und trefflich redigierte „Gil Blas", eine Zeitung, die noch im kritischsten Momente zur Besinnung mahnte, wenn auch umsonst, ist eingegangen und meines Wissens nicht mehr wieder erschienen.

Dennoch liest man in Paris heute mehr denn je, wie es uns eine soeben erschienene Statistik über den Gebrauch der städtischen, für das breite Publikum bestimmten Bibliotheken lehrt. Hierbei kommen fast nur belletristische Werke in Betracht. Doch sagen uns diese Statistiken nicht, welche Schriftsteller man im gegenwärtigen Paris mit so großem Heißhunger verschlingt. Neue oder auch nur neuere Autoren können es aber schon deshalb nicht sein, weil diese Bibliotheken nicht über neue Werke verfügen. Was nach dem älteren Daudet herausgekommen ist, wurde jeweils angeschafft, ausgeliehen und nicht mehr zurückgebracht. Und so wird heute mancher Franzose mit Autoren vertraut werden, die er schon „kannte", aber noch nicht gelesen hatte.

Dr. M. Ritzenthaler

Die Ungarn und ihr Staat

Österreich-Ungarn, so wird der „Frankf. Ztg." aus Ofen-Pest geschrieben, hat keinen Namen. Es ist das nun eine Äußerlichkeit, aber eine Äußerlichkeit, der eine gewisse symptomatische Bedeutung für die eigenartige Konstruktion dieses Staates zukommt. Ihn nennen ist Verlegenheit. Denn die Bezeichnung „Österreich-Ungarn" ist nur eine Aufzählung der beiden Teile, und wenn man nach einer zusammenfassenden Benennung sucht, so bleibt nichts als das Wort „Doppelmonarchie", die wenigstens sprachlich die Addition zweier Summanden vermeidet, aber auch kein Name ist.

Eine weitere Äußerlichkeit dieser Art: Die Fahne Österreich-Ungarns ist schwarz-gelb, — die alte Habsburger Fahne. Historisch hat das seinen guten Sinn, aber wenn man alle Tradition in die Ecke stellt und lediglich den heutigen Zustand betrachtet, so ergibt sich, daß die Farbe der einen Hälfte, nämlich Österreichs, zugleich die Farbe des Ganzen ist —, und so sieht und empfindet es tatsächlich der Madjar. Die Herrschaft von Schwarz-Gelb über Rot-Weiß-Grün versinnbildlicht ihm den Rest von Herrschaft Österreichs über Ungarn. In dem sinnfälligsten Symbol des Staates, der Fahne, fehlt so die Veranschaulichung eines Ganzen, das über den Teilen steht und unabhängig von ihnen ist.

An einer solchen Anschaulichkeit fehlt es dem österreichisch-ungarischen Staatswesen überhaupt. Für den Österreicher fällt das weniger ins Gewicht; denn in ihm, sofern er nur ein guter Österreicher ist, hat auch der Gedanke des Gesamtstaats von altersher Leben, — aber für die Ungarn ist es von Wichtigkeit. Der Madjar steht in direkter Beziehung nur zu Ungarn. Ungarisch sind die Gesetze, die ihm Recht und Pflichten abstecken, ungarisch ist die Verwaltung,

Digitized by Google

die ihn beherrscht, und ist auch die Vertretung, die er sich wählt und durch die er wiederum die Herrschaft über den Staat ausübt. Der Gesamtstaat hat keine Volksvertretung; für ihn liegt die konstitutionelle Kontrolle lediglich in der Hand von Delegationen, die aus den beiden Teilparlamenten entnommen sind. Einen direkten Weg vom ungarischen Staatsbürger zur österreichisch-ungarischen Gemeinsamkeit gibt es nicht; der Weg ist verrammelt durch den ungarischen Staat, den Staat des heiligen Stephan, der im letzten madjarischen Bauern lebendig ist und der ihm die Aussicht auf den Oberbau erschwert. Dieser Oberbau, über der österreichischen und der ungarischen Hälfte, ist für ihn eine Abstraktion ohne Fleisch und Blut.

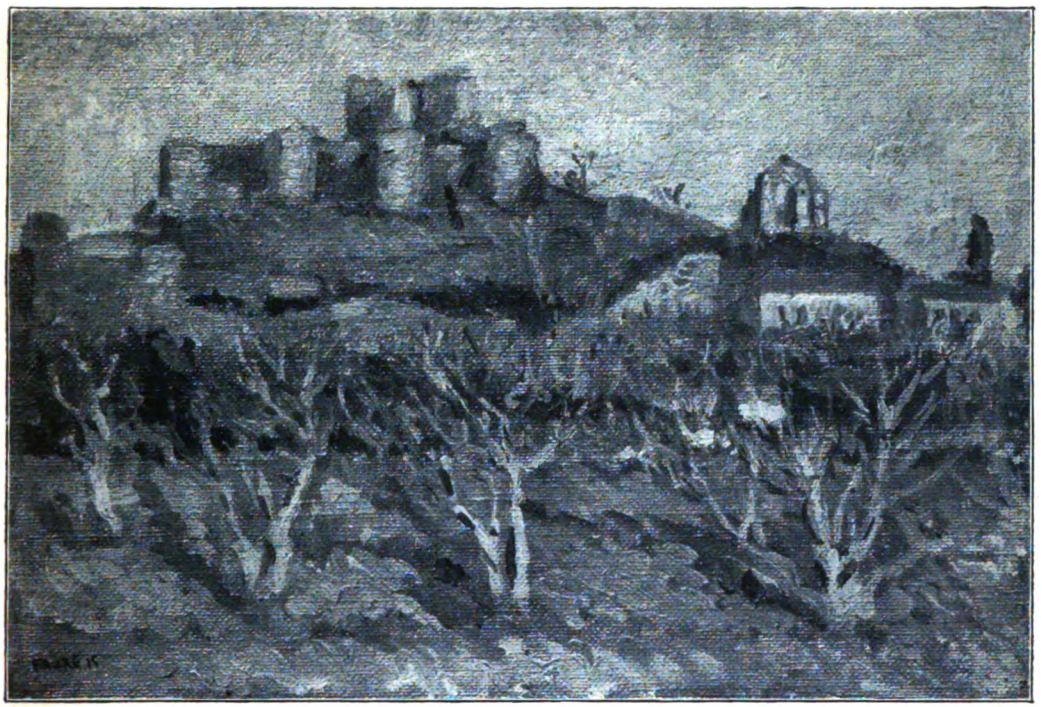
Gibt es denn überhaupt einen „Gesamtstaat" Österreich-Ungarn, oder ist etwa dieses Österreich-Ungarn einfach eine Interessengemeinschaft zweier Staaten, die durch die gemeinsame Dynastie und eine Anzahl sonstiger gemeinsamer Einrichtungen zu einem engen Kartellverhältnis verbunden sind? Die Frage ist müßig, solange die Verbindung auch nur ihre bisherige Intensität behält; denn ein Gebilde, das nicht nur eine einheitliche Dynastie und Armee, sondern vor allem auch eine einheitliche äußere Politik hat, ist ein Staat. Es wäre zu widersinnig, wollte man den Charakter als Staat lediglich den beiden Teilen zuerkennen, die ihre inneren Angelegenheiten souverän regeln, während doch — mag die staatsrechtliche Konstruktion sein, wie sie wolle — die gesamte äußere Politik und damit die umfassendste und folgenschwerste Seite jeder Politik tatsächlich eine reine Gemeinsamkeitsfunktion ist, in der Hand des Monarchen und seines Ministers des Äußern. Die Einreihung dieses Staatengebildes in die Systeme der Staatsformen bereitet Schwierigkeiten, aber das öffentliche Recht hat ja, anders als das Privatrecht, volle Freiheit in der Vertragsformung; die großen praktischen Notwendigkeiten sind hier mächtiger als das Bedürfnis nach Folgerichtigkeit in der theoretischen Konstruktion. Die geschichtliche Entwicklung hat im alten Österreich dahin gedrängt, das Land in zwei Teile zu spalten, deren staatsrechtliche Beziehung etwa in der Mitte zwischen dem reichsdeutschen Föderalismus und einer reinen Personalunion steht, — dabei aber doch den Großstaatcharakter des Ganzen zu erhalten. Daß trotz des Dualismus der Großstaat noch da ist, zeigt nichts besser als dieser Krieg; fraglich kann nur sein, ob der jetzige Zustand für die weitere Entwicklung ausreicht, oder ob, sei es in der Richtung zu einem festeren Bundesstaatsverhältnis oder zur losen Personalunion, eine Fortentwicklung zweckmäßig sein wird.

•

Die „ungarische Staatsidee" in ihrer strengen und konsequenten Ausgestaltung verneint prinzipiell den Gesamtstaat und postuliert die Durchführung des ungarischen Staatswesens als eines Vollstaates mit allen seinen Attributen. Der ganze Aufbau der österreichisch-ungarischen Gemeinsamkeit soll auf dem Boden der uneingeschränkten ungarischen (und österreichischen) Staatssouveränität geschehen. Aus diesem Grunde legt man den größten Wert darauf, daß Österreich und Ungarn keine gemeinsame Rechtsquelle und keine gemeinsame Regierung mit irgendwelcher eigenen Verordnungsgewalt haben, und daß die Funktionen der Gemeinsamkeitsorgane, also besonders auch die auswärtige Politik, nicht von einem einheitlichen Reichsparlament kontrolliert werden, sondern von den Delegationen, die lediglich Ausschüsse der Staatsparlamente sind. Aus diesem Grunde verlangt man ferner die selbständige ungarische Armee und, wenigstens im Prinzip, die Anerkennung des eigenen Wirtschaftsgebiets.

Diese staatsrechtliche Grundauffassung ist der theoretische Niederschlag einer populären Betrachtungsweise, die in Ungarn fast allgemein ist. Dem ungarischen Bauern ist der „Staat" immer der Staat der Stephanskrone; was von Wien befohlen wird, hat immer noch ein wenig den Geruch der Fremdherrschaft, solange nicht hinter dem Befehl der König von Ungarn sichtbar wird. Eine Regierung, die in Ungarn volkstümlich sein soll, muß so ungarisch wie möglich sein; eine Armee, die die rot-weiß-grüne Farbe verpönt und zum großen Teil von Österreichern geführt ist, wird in Friedenszeiten nicht so voll und lebendig als das Volk in Waffen empfunden, wie es der Idee der allgemeinen Wehrpflicht entspricht.

Digitized by Google



Fort Anatoli Kawak am Schwarzen Meer — A. Faure

Tschanak Kalessi (Dardanellen) vom Fort Hamidie aus gesehen — A. Faure

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei alledem will man der Gemeinsamkeit keineswegs das versagen, was sie braucht. Es sitzt in den Führern dieses Volkes im Gegenteil die Überzeugung fest, daß man mit der Betonung der ungarischen Selbständigkeit nicht nur den eigenen Wünschen, sondern zugleich den gemeinsamen Interessen diene. Ein starkes Ungarn, so heißt es, biete dem Reich einen Festigkeitsfaktor, der gerade in einem so vielgestaltigen Gebilde, wie der Doppelmonarchie, besonders wertvoll sei. Zur vollen Entfaltung seiner politischen und moralischen Kräfte aber brauche Ungarn eine vollausgebildete staatliche Selbständigkeit. Graf Albert Apponyi sagt darüber in einem Vortrag über die „naturgemäße Stellungnahme Ungarns in der Weltpolitik", den er vor einigen Monaten in Budapest gehalten hat: „Ohne die psychologische Zauberwirkung eines vollen selbständigen nationalen Lebens ist keine Organisation imstande, jene politische Einheit zur Wahrheit zu gestalten, in welche hier Angehörige verschiedener Volksstämme verschmelzen müssen, noch auch jene moralischen Kraftreserven zu schaffen, zu deren Entwicklung wir stets bereit sein müssen." Auch der Forderung der selbständigen Armee wird die Spitze gegen Wien in ähnlicher Weise abgebogen, nämlich mit der Argumentation, daß die Armee ihren vollen staatsbürgerlichen Erziehungswert in Ungarn nur dann bewähren könne, wenn sie ungarisch sei; auch den nichtmadjarischen Nationalitäten würde eine ungarische Armee den Staatsgedanken viel fester eingepflanzt haben, als es tatsächlich geschehen sei. So aber leiste die Armee vom ungarischen Standpunkt aus nicht das, was sie leisten könne, ohne daß der gemeinsame Oberbau davon Vorteil hätte; denn den verstehe der einfache Mann doch nur auf dem Umweg über den ungarischen Staat.

Die großen gegenwärtig maßgebenden Parteien des Landes stimmen in der Anerkennung der ungarischen Staatsidee im Grunde alle überein, so vielfach die Abstufungen der Bewertung im einzelnen, des Temperaments und der Offenherzigkeit sein mögen. Auch der große Gegensatz zwischen dem Ausgleichswerk von 1867 und den radikalen Separationsideen des Jahres 1848 ist eigentlich kein Gegensatz des Staatsideals, sondern lediglich der Beurteilung des Möglichen und praktisch Zweckmäßigen. Und auch darin sind diese Parteien einander ähnlich, daß sie alle ihre Politik in erster Linie in den Dienst der Staatsidee gestellt und diese zu einer alles überragenden Bedeutung haben gelangen lassen, derart, daß andere Aufgaben darunter empfindlich leiden mußten.

*

Gegen diese Zurückstellung der sachlichen Aufgaben des Landes hinter die staatsrechtlichen Fragen wendet sich innerhalb der jüngeren Generation eine politische Richtung, die zum größeren Teil in der Sozialdemokratie, zum kleineren in einer bürgerlich-radikalen Partei Unterkunft findet. Der Einfluß dieser Richtung auf die Stimmung der Bevölkerung und die Haltung der Regierung ist bisher nicht groß; im Parlament hat sie keinen Vertreter, und wenigstens die radikale Gruppe besitzt auch außerhalb des Parlaments noch keinen ziffernmäßig ins Gewicht fallenden Anhang. Trotzdem ist es von Interesse, diese Strömung zu beachten, weil ihre Bedeutung vermutlich bald steigen wird, und weil man an ihr die Probleme des Landes erkennen kann.

Die radikale Gruppe sieht die fundamentale Aufgabe des Staates weder in der intransigenten Verfechtung der staatsrechtlichen Wünsche, noch in der Fortsetzung der opportunistisch-konservativen Politik, die der Dynastie eine Anzahl notwendiger Zugeständnisse macht, um dafür freien Spielraum zur Aufrechterhaltung des innerpolitischen Zustandes einzutauschen. Ihr scheint das wichtigste eine Verbreiterung der Basis des Staates zu sein, der bisher im wesentlichen ein Staat der grundbesitzenden madjarischen Gentry und der mit ihr verbündeten Bourgeoisie ist, während Bauern, Proletarier und die nichtmadjarischen Nationalitäten draußenstehen. Vor fünfzig Jahren, zur Zeit des Ausgleichs von 1867, entsprach dieser Aufbau des Staats einigermaßen der sozialen Gliederung des Volkes; heute ist er durch die Entwicklung des Landes überholt. Die erste Forderung der radikalen Partei ist daher eine

Digitized by Google

Wahlreform, nicht vorsichtig zögernd, wie die Vorlagen des Koalitionsministeriums oder der gegenwärtigen Regierung, sondern frisch zugreifend mit dem Ziel einer furchtlosen Heranziehung der Volksmassen zu den politischen Geschäften. Mit dem neuen Parlament glaubt man dann über den toten Punkt der ewigen staatsrechtlichen Kämpfe hinwegkommen und die unabweisbaren sachlichen Arbeiten in Angriff nehmen zu können, vor allem eine Agrarreform, die der krankhaft entwickelten Latifundienwirtschaft zu Leibe geht, eine gesunde Besitzverteilung schafft und die Intensität der landwirtschaftlichen Produktion energisch hebt. Ferner: Reform der Verwaltung, Modernisierung und Sozialisierung des Steuerwesens, Erweiterung der individuellen Freiheiten, des Koalitions- und Streikrechts, sowie eine entschlossene und weitausschauende Schul- und Erziehungspolitik. Wenn so durch das Zusammenwirken der Krone und des Landes die gesamte Staatspolitik einen neuen volkstümlichen Inhalt bekommt, so würde, glaubt man, auch das innere Verhältnis zu Österreich ganz von selbst sich anders gestalten, das jetzt durch die Überschätzung der staatsrechtlichen Fragen und ihre Ausnutzung zu innerpolitischen Absichten immer von neuem erschwert wird.

Innerhalb der alten Parteien hat man sich zu einer durchgreifenden Wahlreform nicht nur aus sozial-konservativen Gesichtspunkten, sondern zugleich wegen der Rückwirkung auf die Nationalitäten verschlossen. Ein wesentlicher Bestandteil der ungarischen Staatsidee, wie die Madjaren sie verstehen, liegt nämlich darin, daß Ungarn ein einheitlicher Nationalstaat sei, für den eine Nationalitätenfrage gar nicht existiere. Graf Apponyi hat sich in dem obenerwähnten Vortrag auch hierüber geäußert. Er sprach davon, daß in Ungarn die Aufgabe des herrschenden Stammes von Anfang an ganz anders als in den übrigen aus der Völkerwanderung hervorgegangenen westlichen Staaten gewesen sei: „Die Aufgabe, das Land mit einer einheitlichen politischen Organisation auszufüllen, konnte in Ungarn nicht durch ethnische Verschmelzung geschehen; die ethnische Vielfältigkeit müßte fortdauern, während doch andererseits gerade hier an diesem vorgeschobenen Posten des Westens stramme Einheit am meisten not tat und noch heute tut. Es mußte also eine strengere Konzentration der politischen Macht geschaffen werden als anderswo, da die nötige Einheit zunächst nur organisatorisch erzielt werden konnte. Damit aber diese organisatorische Einheit zur organischen werde, damit sie nicht ein bloß mechanisch zusammengefügtes Nebeneinander bleibe, sondern daraus ein wirklich einheitliches Volkstum erwachse, mußte sie alle jene als gleichwertige Mitglieder in sich aufnehmen, über welche sie herrschte. Das geschah auch in der ungarischen Rechtsentwicklung. Im Zeitalter der Vorrechte stand der Zugang zur privilegierten Klasse allen Landesbewohnern, ohne Unterschied der Rasse, offen; heute ist es das Prinzip der ungarischen Staatsbürgerschaft, welcher in Recht und Pflicht keinen Rassenunterschied kennt. Man wird dabei an das Vorgehen Roms erinnert, welches den loyalen Provinzialen massenweise das römische Bürgerrecht verlieh und dadurch eine äußerst widerstandsfähige politische Einheit schuf." In ihrer praktischen Konsequenz hat diese Theorie des ungarischen Einheitsstaates zu jener entschiedenen Madjarisierungspolitik geführt, die dem Lande in den letzten fünfzig Jahren erst einen madjarischen Mittelstand, ein madjarisches Bürgertum gegeben hat. Das allgemeine Wahlrecht nun würde nicht nur die bisher politisch benachteiligten Schichten des Madjarentums, sondern auch die Nationalitäten emanzipieren, und hiervon befürchteten die großen Parteien des Landes eine Auflösung des mühsam erkämpften jetzigen Status und eine Periode nationaler Zerfahrenheit. Von der Formel des nationalen Einheitsstaates wollen sie daher kein Titelchen aufgeben, und eben deshalb lehnen sie auch eine Kontingentierung der Abgeordnetenzahl der einzelnen Nationalitäten ab, obwohl eine solche Kontingentierung der Überflutung des Staates durch slawische Elemente vorbeugen und die führende Stellung des Madjarentums sichern könnte.

In der Stellung zu den Nationalitäten liegt vielleicht der empfindlichste Punkt des bisherigen ungarischen politischen Systems. Die radikale Partei beweist ihre Wesensverschiedenheit von den Anhängern dieses Systems durch nichts deutlicher als dadurch, daß sie auch gegen-

Digitized by Google

über den Nationalitäten die Konsequenz aus ihrer Grundauffassung zieht. Sie verlangt die Durchführung des liberalen und toleranten Nationalitätengesetzes von Deak, das seit bald fünf Jahrzehnten besteht, aber niemals angewandt worden ist, die Berücksichtigung der Muttersprache in der Schule, vor Gericht und im Verkehr mit den Behörden, die Einführung einer nationalen Selbstverwaltung im Rahmen der Komitatsverfassung. Und sie erwartet von einer solchen Befriedigung elementarer nationaler Ansprüche nicht nur eine feste Fundierung des inneren Friedens, sondern zugleich eine Stärkung der madjarischen Hegemonie im Lande. Eine Desorganisierung des Parlaments nach dem österreichischen Vorgang befürchtet sie auch vom allgemeinen Wahlrecht nicht; denn es gibt in Ungarn keine Nationalität, die hier eine ähnliche Rolle spielen wollte und könnte, wie in Österreich die Tschechen.

*

Weil aber Ungarn, so argumentieren die Vertreter der ungarischen Staatsidee, zur Entwicklung seiner Fähigkeiten der Selbständigkeit und Einheit bedarf, so sind die Selbständigkeit und Einheit Ungarns nicht nur nationale, sondern auch weltpolitische Postulate, unerläßliche Bedingung für die Erfüllung des europäischen Berufes Ungarns, das man daher auch außerhalb der Doppelmonarchie nehmen muß als das, was es ist. Seinen europäischen Beruf aber sieht Ungarn darin, in dem jahrhundertealten Kampf zwischen Ost und West auf der Seite des Westens zu stehen, in starker Defensivstellung gegen Osten, und westlichen Geist weiterzutragen auf den Balkan. Von geringfügigen Ausnahmen abgesehen ist die Überzeugung in Ungarn Allgemeingut, daß die Verbindung Ungarns mit Österreich und Deutschland, als den beiden Nachbarn, die den russischen Druck ähnlich spüren wie Ungarn selbst, die natürliche Schlußfolgerung aus der dauernden Situation des Landes darstellt. An drei Seiten von Slawen eingekeilt, sieht Ungarn nur in der engen Anlehnung an das Germanentum einen sicheren Schutz gegen die Gefahr, von dem immer aggressiven Osten erdrückt zu werden, — wie umgekehrt für den Westen das madjarische Vorwerk im Osten ein Moment seiner eigenen Sicherheit ist. An dem diplomatischen Bündnis, das aus dieser Interessengemeinschaft hervorgegangen ist, war auf der Seite der Doppelmonarchie ein Ungar beteiligt, Graf Julius Andrassy, und bis tief in die Reihen der Achtundvierziger hinein findet das Bündnis heute begeisterten Widerhall. Der kleinen Gruppe von Extremen aber, die vor dem Kriege zur Entente neigte, kann man die Worte Ludwig Kossuths, des ungarischen Nationalhelden, entgegenhalten, der schon im Jahre 1848 in dem damaligen ungarischen Parlament die Stellung Ungarns in Europa in großen Umrissen so zeichnete, wie sie jetzt noch ist. Von einem Bunde mit England oder Frankreich erwartete er nichts, dagegen, so fuhr er fort: „Ich fühle es als Naturwahrheit, daß die ungarische Nation berufen ist, mit der freien deutschen Nation und die deutsche Nation mit der freien ungarischen Nation in inniger Freundschaft zu leben und vereint über die westliche Zivilisation Wacht zu halten.“ Kossuth verlangte in der Rede, die diesen Satz enthielt, die Bewilligung von 200000 Rekruten, und seine Worte machten so tiefen Eindruck, daß am Ende der Rede ein oppositioneller Abgeordneter von seinem Sitz aufsprang und rief: „Wir geben sie!“ — worauf das ganze Haus sich erhob und die Forderung mit einstimmigem Zuruf bewilligte.

... An der großen Inventur aller politischen Gedanken, die nach dem Kriege und zum Teil schon vor seinem Abschluß vorgenommen werden muß, wird Ungarn so gut wie jeder andere kriegführende Staat teilhaben. Schon jetzt tritt vernehmlich die Frage an das Land heran, ob nicht die unveränderte Beibehaltung der Nationalitätenpolitik gewisse Gefahren außer für die innere Entwicklung des Landes auch für die internationalen Beziehungen des Reichs in sich birgt. Und wenn es richtig ist, daß der Madjar lebhafter noch als andere Völker nach Ungestörtheit und politischer Abschließung verlangt, und daß es unklug wäre, solche Tatsachen der Volkspsychologie nicht in Rechnung zu stellen, so steht doch gleich dahinter das andere Problem: wie nämlich die Isolierungspolitik des einen Teiles mit den Bedürfnissen des Ganzen in Einklang zu bringen ist, den Bedürfnissen des modernen Großstaats, der zu einem lebendigen

Digitized by Google

Dasein und zur Aktionsfähigkeit eines wohlausgebildeten eigenen Körpers bedarf und sich nicht dauernd mit einem der Menge unsichtbaren Astralleibe behelfen kann. Der Krieg hat zwischen Österreich und Ungarn Verbindungen von ganz unerwarteter Festigkeit geknüpft; auch in Ungarn wird man es als eine Aufgabe des kommenden Friedens betrachten, diese Fäden nicht abzureißen, sondern neben dem ungarischen Landesbewußtsein ein österreichisch-ungarisches Gemeinsamkeitsgefühl wachsen zu lassen, das der engen staatlichen Verbundenheit beider Reichshälften die beste Garantie der Unauflöslichkeit gibt.

Das russische Kaiserpapsttum

Eine scharfe, aber nur die Wirklichkeit spiegelnde Beleuchtung erfährt der russische „Cäsaropapismus“ in der neuen, von dem bekannten sozialdemokratischen Schriftsteller „Parvus“ (Dr. A. Helphand) herausgegebenen Zeitschrift „Die Glocke“ (München, Verlag für Sozialwissenschaft). Die folgenden Ausführungen entstammen dem zweiten Hefte:

Aufgabe des „Gottes der Russen“ ist es, die orthodoxe Kirche zur alleinherrschenden zu machen. Das will schließlich jede Kirche, denn jede Kirche glaubt, die reine volle Wahrheit zu besitzen. Aber neben dieser theoretischen Intoleranz sind alle anderen auf den Standpunkt einer praktischen Toleranz teils freiwillig, teils notgedrungen mehr und mehr gelangt. Allein die russische orthodoxe Kirche macht hiervon eine grundsätzliche Ausnahme, denn sie ist eben eine russische Kirche, und ihr Zweck und ihr Endziel sind keine schlechthin religiösen, sondern auch politische: die Vorherrschaft Rußlands auf der ganzen Welt und damit die Alleinherrschaft der orthodoxen Kirche über alle unterjochten Völker. Umgekehrt, wenn der russische Staat stets expansiv ist und trotz seiner ungeheuren Größe nicht an Kultur und soziale Arbeit denkt, sondern nur an weiteren Ländergewinn, so dient er damit nicht etwa allein sich selbst als Staat, sondern zugleich auch der Ausdehnung der Kirche.

Diese erweist sich ihm dadurch alsbald in den eroberten Gebieten als Helfer nützlich und dankbar, daß sie ihre Aufgabe in allererster Linie darin erblickt, für die Russifizierung der Bevölkerung Sorge zu tragen. Sie wendet hierfür freilich etwas andere Mittel als Chrysam und Taufwasser an: auf ihren Rat werden Widerstrebende nach Sibirien geschickt, wird das Volk mit der Kosakenpeitsche in die orthodoxen Kirchen getrieben, werden ganz „Verstockte“ gehängt und erschossen. Sie verlangt, daß die nichtrussischen Schulen geschlossen werden, ebenso wie die nichtorthodoxen Kirchen, daß alle Kinder aus Mischehen orthodox werden, und zwar unter Strafandrohung, sie jagt katholische und protestantische Geistliche aus dem Lande hinaus und breitet ihre segnenden Hände über jedem Pogrom. Und sie hält, eine ihrer wichtigsten Aufgaben, das Volk in Aberglauben und in Unwissenheit befangen; Analphabeten sind ihre liebsten Kinder. Weder Väterchen noch sie können intelligente Bürger gebrauchen, der ausgesogene, in Unwissenheit gehaltene Muschik, der dem Popen demütig die schmutzige Hand küßt und auf Befehl des Zaren bereit ist, die christliche und jüdische Intelligenz totzuschlagen, ist ihr der teuerste Sohn.

Diese „Erziehungsmethode“ des Volkes ist dem orthodoxen Klerus um so sympathischer, als er selbst mit Bildung nicht überbürdet ist. Sowohl unter der Welt- als auch unter der Klostergeistlichkeit herrscht auch in theologischen Dingen eine erschreckende Ignoranz. An Stelle inneren Wissens und erlebten Glaubens (denn für fromme Menschen ist der Glaube ein Erlebnis) tritt nur äußerliche Zeremonie und Prunk und Aberglauben. Die Fasten sind viel länger und strenger als in der katholischen Kirche, der Dienst am Altar währt ebenfalls bedeutend länger, und die Stumpfheit des der Bildungsmöglichkeit entrückten Bauern dient dem verheirateten Popen, noch mehr der Klostergeistlichkeit dazu, den Aberglauben des Volkes zu Bewucherungs-

Digitized by Google

zwecken auf jede Weise auszunützen. Daher auch der Reichtum der großen russischen orthodoxen Klöster geradezu ans Fabelhafte grenzt ...

In diesem nationalen, dem Zarentum blind ergebenen, das Volk eher zu Knechten machenden Bemühen besteht das wahre Wesen dieser christlichen Kirche, besteht auch der sogenannte „Cäsaropapismus", über den man sich in Westeuropa ein völlig falsches Bild macht. Der Zar ist nicht der „geistliche Oberherr", nicht der „Papst" der russischen Kirche, sondern er ist nur offiziell ihr „Beschützer". Aber der „Heilige Synod", heute das Oberhaupt an Stelle des vormaligen Patriarchats, ist nichts als sein willigster Diener in allen weltlichen Angelegenheiten; er unterstützt die zarische äußere und innere Politik durch dick und dünn, er deckt sie mit seinem Rauchmantel zu, er knechtet, verdammt und entrechtet, wie es Väterchens Regierung will — immer vorausgesetzt, daß Väterchen für die Expansion des russischen Reiches und damit der orthodoxen Kirche und für die Reinhaltung des Glaubens von allen „ketzerischen" Ideen Sorge trägt, wie für die Verfolgung der Andersgläubigen. Dieses unausgesetzt gemeinsame Wirken von Zar und Synod ist der „Cäsaropapismus", die gewalttätigste, geistig beschränkteste, abergläubischste, unduldsamste und eroberungssüchtigste Form nicht nur des Christentums, nein, jeder bestehenden Glaubensgemeinschaft überhaupt.

Es ist auch ein weiterer westeuropäischer Irrtum, die orthodoxe russische Kirche sei eins mit allen anderen orthodoxen Kirchen. Daß sie dem orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel ein Ehrenvorrecht offiziell gönnt, ist eine leere Formsache. In Wahrheit steht sie allen orthodoxen Kirchen, die ihre eigene Verfassung und Unabhängigkeit haben, als finsterster Gegner gegenüber. Sie kann niemand, auch nicht einen Orthodoxen, neben sich dulden, sie kann nur brutal über willenlose Sklaven herrschen. Vor allem sind ihr die rumänische und die griechisch-orthodoxe Kirche als nichtslawische verhaßt ...

Aus diesem Wesen der russischen Orthodoxie geht noch etwas anderes hervor: diese im innersten Herzen nicht dem Christentum, wie der europäische Westen es begreift, sondern einer nationalen politischen Idee dienende Kirche steht der ganzen europäischen Bildung als geschworener Todfeind gegenüber; aus dem Westen ist alles „Verderbliche" in das dumpf hinbrütende Rußland gekommen, alle revolutionären Ideen, alle „falsche Kultur", der gesamte Westen ist eine in allen Teilen gleichmäßig verhaßte Region, die das fromme russische Volk sich und seinem Glauben unterwerfen muß. Hierzu ist jedes Mittel recht und jedes billig. Um die Westslawen, auch die Balkanslawen über das wahre Wesen der russischen Politik und Kirchenpolitik zu täuschen, hat daher die Kirche die panslawistische Idee nicht nur geduldet, sondern liebevoll gefördert. Wenn die slawischen Mäuse in den Speck, der in der russischen Mausefalle hängt, beißen, fällt die Klappe zu, und im gleichen Augenblick wandelt sich der Panslawismus in den Panrussismus um. Vor allem müssen die katholischen Westslawen unter das Joch gebracht werden. Der Katholizismus verschwindet auch für immer aus Kongreß-Polen, wenn alle Staaten das „heilige Mütterchen" als ihre strenge Herrin anerkannt haben, dann wird, man hat ja bewährte Mittel genug, bald eine nationale und Glaubenseinheit unter ihnen erzielt werden.

Daß dem Cäsaropapismus das revolutionäre Frankreich, das freimaurerische Italien und der alte Gegner England an und für sich als Verbündete und Freunde verhaßt sein müssen, ist klar; aber hier heiligte der Zweck die Mittel. Der Cäsaropapismus verfährt stets nach dem Grundsatz: Divide et impera (teile und herrsche); nur durch die Vernichtung Deutschlands und Österreichs kann er das Westslawentum und die Balkanländer unter seine eiserne Faust bringen, kann er die Westslawen entkatholisieren und mit den Balkanslawen und -romanen in den Schoß der großen nationalen russischen Kirche bringen; daher muß erst dieses große Werk vollendet werden. Mit dem anderen Westeuropa und mit dem überseeischen England rechnet man später ab ...

Digitized by Google

Ein Ehrentag der deutschen Jugend

Es ist der 11. November, und er bleibe uns in alle Zukunft ein Gedenktag! Der Tag, an dem der deutsche Kriegsbericht in Steinschrift die Worte meißelte: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über alles' gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie."

Wie ein Jubel, schreibt die „Frankf. Ztg.", klang uns dieser stolze Satz nach den schweren Wochen jenes Spätherbstes, in dem uns der Kriegslärm lauter und furchtbarer umtoste, als jemals seit Beginn des großen Krieges. Wir hatten die kritische Zeit durchlebt, wo in gewaltigem Ringen beide Parteien um den Durchbruch an der Front im Artois und Flandern kämpften, der Feind, um unsere Schlachtfront zu umgehen und Antwerpen zu entsetzen, wir selber, um den Arm zu ergreifen und niederzudrücken, der sich um uns schlingen wollte. Das waren Schlachten, die erst ein Ende nahmen, als in den ersten Novembertagen die Überschwemmung in Flandern, das letzte Verteidigungsmittel der bedrängten Feinde, den Stürmen dort ein Ziel setzte. Bei Ypern loderten die Flammen mächtig auf, und glänzende Waffentaten gaben uns den Besitz der stahlgepanzerten Hügel im weiteren Umkreis der Stadt, der uns erlaubte, in späteren Monaten die beherrschenden Höhen zu stürmen, die allein uns jetzt möglich machen, auch gegen die schwersten Angriffe an dieser für die ganze Westfront entscheidenden Stelle standzuhalten und den Feind in Flandern zurückzuschlagen. Das ist der eigentliche und für die Entwicklung des späteren Feldzuges grundlegende Wert der Tage von Langemarck und Wytschaete. Für uns alle hatten aber jene Worte, die unsere Heeresleitung nicht ohne Vorbedacht gewählt hat, noch einen tieferen und mehr ins Innere dringenden Sinn. Es waren unsere Jungen, unsere Jüngsten, denen in schlichten Worten ein unvergängliches Lob gesprochen worden war, jene jungen, frohgemuten Burschen, die mit glückseligem Herzen Schulstube und Studierzimmer verlassen hatten, um mit ganzer Seele in das unerhörte Erlebnis einzutauchen und Stirn und Brust der großen Not des Vaterlandes hinzugeben. Wohl war es ein Jubel für uns alle, zu lesen und zu wissen, daß die Führer des großen deutschen Heeres auch diesen Jünglingen, freudig und stolz auf diesen Nachwuchs, Dank und Anerkennung des Vaterlandes darboten. Aber in die Freude von uns allen mischte sich zugleich die Gewißheit, daß jene schönen Worte: sie stürmten unter dem Gesang des deutschen Liedes, auch zugleich der ehrende Nachruf seien für die fröhliche Schar von Jünglingen, die singend in den Tod gegangen waren. Es sind schwere Opfer gebracht worden, und die nebelgrauen Tage des Herbstes erwecken in manchem unter uns grausame Erinnerung und neuen Schmerz. Nun ist ein Jahr über diese Zeit hinweggegangen. Die damals jung und ohne Kunde vom Leben mitten in den tollsten Strudel geworfen wurden, sind Zeugen einer gewaltigen Geschichte gewesen, deren Schläge mächtig dröhnend noch immer die Welt erfüllen. Sie werden ein kostbares Gut mit in den Frieden nehmen. Sie haben als einziges Erlebnis vom Staat dieses heroische Schauspiel genossen, sie haben die größten Nöte des staatlichen Lebens kennen gelernt und haben unzählige Beispiele restloser, treuester Hingabe an unser Reich geschaut, den Opfertod ihrer Freunde und die Kameradschaft, die aus der Pflicht und aus der Sorge um das Wohl der Gesamtheit geboren wird. Sie haben nicht umsonst gekämpft und geblutet, die jungen Regimenter. Es ist eine furchtbare Schule für unsere Söhne und Brüder, aber wenn wir jenes Geistes der jungen Mannschaft in Flandern gedenken und auf die gewaltigen Erfolge blicken, die uns die Kraft der Arme und die Schärfe der Schwerter ringsum in diesen langen Monaten erstritten haben, dann wissen wir, daß nach dem Gefühl unsäglichen Schmerzes die strahlend helle Freude durchdringen wird, die Freude über das, worauf wir alle hoffen: die große Zukunft unsers Reiches.

Digitized by Google

Das rumänische Problem

Der wissenschaftliche Führer des rumänischen Sozialismus, Dobrogeanu Gherea, hat im ersten Kriegsjahr eine Schrift („Krieg oder Neutralität?", Bukarest) veröffentlicht, die gerade im gegenwärtigen Augenblicke geeignet erscheint, höchst bedeutsame Aufschlüsse über das rumänische „Problem" zu geben. Der „Vorwärts" berichtet daraus:

Die politische Gewalt in Rumänien war seit jeher durch einen stillschweigend geschlossenen Pakt zwischen den zwei realen politischen Faktoren des Landes — der Oligarchie und dem König — geteilt. Die Domäne der inneren Politik fiel der Oligarchie zu, während die Leitung der Geschäfte der äußeren Politik dem König Carol vorbehalten blieb.

Die durch die geographische Lage des Landes — mitten zwischen zwei mächtigen Reichen — bedingte absolute Neutralität mußte im Laufe der Zeit einer Politik der Anlehnung Rumäniens an eine der durch die imperialistischen Bestrebungen auf dem Balkan gebildeten gegnerischen europäischen Mächtegruppen Platz machen. Da zeigte es sich, wohin die Interessen des Landes gravitierten.

Die Anlehnung an Österreich-Ungarn-Deutschland ergab sich aus folgenden Gründen. Das ganze wirtschaftliche Leben Rumäniens ist mit den Zentralmächten und durch diese mit dem Westen Europas eng verbunden. Österreich, oder wenigstens Ungarn, hat kein Interesse an einer Eroberung Rumäniens. Denn ein so großer Zuwachs, wie ihn die rumänische Bevölkerung Ungarns durch eine Einverleibung Rumäniens in die Monarchie erfahren würde, würde das Vorherrschen des rumänischen Elements in Ungarn bedeuten. Sollte es dennoch dazu kommen, so würde eine Annexion Rumäniens dazu führen, die dualistische Monarchie in eine trialistische umzuwandeln, in der den 12 Millionen Rumänen die politische Vorherrschaft zufallen würde.

Anders verhält es sich mit Rußland. Mit ihm ist Rumänien weder durch wirtschaftliche noch durch kulturelle Bande verknüpft. Der politische Traum Rußlands ist die Eroberung Konstantinopels und die Beherrschung der Dardanellen. Der Weg nach Konstantinopel führt aber über Rumänien und Bulgarien. Das größte Bollwerk gegen diese Expansionsbestrebungen Rußlands ist die österreichisch-ungarische Monarchie. Die Existenz Österreich-Ungarns ist mittelbar eine Existenzbedingung für Rumänien. Auch Rußland stellt ein Mosaik von Nationen dar, aber das Verhältnis der Nationen zueinander ist hier ein anderes. Dort gibt es eine mächtige herrschende Nation, die den zahlreichen ihr unterworfenen kleineren, unterdrückten Nationen gegenüber eine Politik der gewaltsamen Entnationalisierung betreibt.

Obwohl der Verfasser der äußeren Politik des Königs Carol die sozialdemokratische Forderung: Gründung einer Balkanföderation entgegensetzt, die mit oder ohne Anlehnung an Österreich die beste Garantie für die Existenz und die Unabhängigkeit der Balkanvölker gegenüber den russischen Expansionsbestrebungen bedeuten würde, erkennt er jedoch bei der Politik des Königs Carol eine gewisse innere Logik und Kontinuität an, die das Land vor manchem Fehlschlag bewahrt habe.

Auf die Frage, warum Rumänien jetzt gewillt zu sein scheint, mit dieser vierzig Jahre lang bewährten äußeren Politik zu brechen, gibt Gherea folgende Antwort:

„Unsere in der letzten Zeit immer zahlreicher gewordene politische Oligarchie, im Glauben, sie sei politisch reif genug ..., riß die Leitung der äußeren Politik aus den Händen des Königs an sich ... Diese Expropriation geschah aber nicht zugunsten der Nation, sondern zum ausschließlichen Nutzen der aus einigen tausend Politikern und ihrer Klientel bestehenden Oligarchie, die dank einem abscheulichen Dreiklassenwahlrecht bereits seit mehr als vierzig Jahren die Alleinherrschaft in der inneren Politik Rumäniens ausübt, und der die noch abscheulichere neuhörige sozialwirtschaftliche Verfassung des Landes die ökonomische Macht in die Hände spielt.

Digitized by Google

Diese Oligarchie benutzte in der äußeren Politik die gleichen Methoden und Praktiken deren sie sich bisher in der Leitung der inneren Politik bediente. Dieselbe Oberflächlichkeit, die gleiche Unfähigkeit und der gleiche Mangel an leitenden Prinzipien und Skrupeln, dieselbe Hypertrophie der persönlichen Interessen, die gleichen Personenkämpfe um die Parteileitung, schroffen Koterien- und Klientelkämpfe, Straßenaktionen zur Einschüchterung der Gegner und des Königs — alle diese Methoden wurden aus der inneren auf die äußere Politik übertragen.

Die erste unglückselige Frucht des Eingreifens dieser neuen Faktoren in die äußere Politik Rumäniens war der Krieg von 1913 gegen Bulgarien.

Was die unheilvolle Folge eines Krieges Rumäniens gegen Österreich-Ungarn sein könnte, zeigt Gherea in dem ersten Teil seiner Broschüre, die eine Reihe von Artikeln vereinigt, die der Verfasser in den ersten Monaten des Krieges im Zentralorgan der rumänischen Sozialdemokratie „Lupta“ veröffentlicht hat.

Bei Kriegsausbruch würde die einzige Verkehrsader Rumäniens mit dem Zentrum und dem Westen Europas — da die Dardanellen gesperrt sind — abgeschnitten und der Schwerpunkt seines wirtschaftlichen Lebens nach Rußland hin verlegt werden. Was das bedeutet, erhellt daraus, daß der weitaus größte Teil des rumänischen Handels und sein Kredit von Deutschland abhängig sind. Rußland dagegen ist ebenso wie Rumänien Agrarland. Das würde aber den wirtschaftlichen Zusamemnbruch bedeuten. Ferner würde ein Angriffskrieg gegen Österreich-Ungarn zu einer militärischen Kooperation mit Rußland führen, was gleichbedeutend sei mit einer völligen Einverleibung und Unterordnung der rumänischen Armee unter die militär-strategischen Ziele Rußlands. Das revanchelüsterne Bulgarien würde diesen günstigen Augenblick ausnützen, um für die ihm 1913 zugefügte Demütigung Vergeltung zu üben.

Ein Krieg nach zwei Fronten und der sich bald fühlbar machende Mangel an Geld und Munition, ohne die ein moderner Krieg undenkbar ist, würden das übrige tun, um den Zusammenbruch zu vollenden.

Das Hauptargument der rumänischen Kriegshetzer ist, daß dieser Weltkrieg die Dekomposition Österreichs zur Folge haben wird, und daß es nationaler Verrat wäre, diese seltene Gelegenheit, die die Weltgeschichte bietet, die nationale Einigung der Rumänen zu vollziehen, unausgenützt vorübergehen zu lassen. Diesem Trumpf hält Genosse Gherea mit Recht die Erwiderung entgegen, daß die sich gegenüberstehenden Koalitionen zu stark seien, um voneinander vernichtet werden zu können. Auch sei der Zweck dieses Krieges, der als imperialistischer Krieg bezeichnet werden müsse, nicht die vollständige Vernichtung des Gegners, sondern die Unterwerfung von weniger entwickelten, schwachen, kleinen Ländern. Die Folge dieses Krieges würde eine allgemeine Erschöpfung aller Parteien sein, und es könnte der von Sir Edward Grey prophezeite Fall eintreten, daß die erschöpften Großmächte, außerstande, sich auf Kosten des unterliegenden Gegners zu entschädigen, dies — wie oft in der Geschichte — auf Kosten der kleinen Staaten versuchen würden. „Dann aber wehe denjenigen Ländern, die durch ihre Stellungnahme in dem gegenwärtigen Kriege den Zorn der einen oder anderen Partei erregt haben, und die, durch die Teilnahme am Krieg ebenfalls erschöpft, keine andere Rechtfertigung ihres Handelns haben werden, als die diplomatischen Versprechungen und die Dankbarkeit — Rußlands! ...“

Unter solchen Umständen einen Krieg vom Zaune zu brechen, wäre Wahnsinn. Die schwere Verantwortung dafür würde jedoch die rumänische Oligarchie allein zu tragen haben. Die Parole der rumänischen Sozialdemokratie ist daher: Absolute Neutralität.

Digitized by Google

Der Handelskrieg mit England

Die bedeutendste Handelszeitung Norwegens, „Farmand", — sie wird teilweise in englischer Sprache gedruckt und ist auch in England stark verbreitet — veröffentlicht eine Unterredung mit dem Hamburger Kaufmann A. S. Wertheim, die bisher nur im Handelsteil der „Voss. Ztg." wiedergegeben ist. Die in ihr enthaltenen Feststellungen sind aber so wichtig, daß sie *nicht nur* die Leute vom „Fach" angehen. Es wird zunächst die Frage aufgeworfen: Wie waren die wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder, Deutschland und England, *vor* dem Kriege?

Während Deutschland, heißt es in dem Bericht, infolge seiner großen industriellen Entwicklung seit 1870 fast unabhängig in bezug auf fremde Fabrikate geworden ist und hauptsächlich nur Rohstoffe gebraucht, ist andererseits *England*, das zur Zeit Napoleons wirtschaftlich fast unabhängig vom Kontinent war, infolge des großen deutschen industriellen Aufschwungs für eine Reihe Artikel fast vollständig *von der deutschen Industrie abhängig* geworden. In erster Linie bezieht sich dies auf *Anilinfarben*, von welchen England nur 10 % seines Bedarfs selbst produziert, während es für 90 % auf die deutsche Industrie angewiesen ist, die sich für diese Artikel fast ein Monopol geschaffen hat. Sie wird das wohl auch noch lange behalten, da die Resultate dreißigjähriger Arbeit und wissenschaftlicher Studien mit einem Stabe eingearbeiteter Leute von anderen Nationen nicht in einer kurzen Periode, wenn überhaupt, einzuholen sind. Wenn man berücksichtigt, daß nach der von der englischen Regierung veröffentlichten Statistik allein 1½ Millionen Arbeiter in den von deutschen Farben abhängigen Industrien beschäftigt sind, so wird die Bedeutung dieses deutschen Monopols ohne weiteres klar. Ähnlich liegt es bei einer ganzen Reihe anderer deutscher Fabrikate, wie *Chemikalien*, *Medikamente* usw., für welche England, wenn nicht vollständig, so doch zu einem großen Teile von Deutschland abhängig ist.

Wenn daher Deutschland sofort nach Ausbruch des Krieges seine Export-Türen gegen alle Nationen nur während einiger Monate hermetisch verschlossen gehalten hätte, so würden wir zweifellos kurz nach Kriegsbeginn eine schwere Handelskrisis in England erlebt haben, die vielleicht dem Kriege von Anfang an ein ganz anderes Gesicht gegeben hätte. Obgleich ein derartiger Kurs von vielen Kaufleuten empfohlen wurde, hat jedoch *die deutsche Regierung, ersichtlich in dem Bestreben, den Handel der neutralen Länder nicht zu behindern, von diesem rücksichtslosen Vorgehen Abstand genommen*. Namentlich hat *Norwegen* von dieser milden Politik *profitiert*, da nach einer kürzlichen Statistik Norwegen *von Deutschland über viertausend Ausfuhrbewilligungen erlangt hat, ohne daß die deutsche Regierung mit wenigen Ausnahmen überhaupt Kompensation verlangte*. Erst während der letzten Monate ist diese Politik etwas geändert worden, wahrscheinlich, weil eine Anzahl Kaufleute in verschiedenen neutralen Ländern *die andere Seite zu sehr begünstigte*.

Was nun den Mangel an *Rohmaterialien* in Deutschland infolge der *englischen Zufuhr-Unterbrechung* anlangt, so sind darüber im Auslande ganz falsche Vorstellungen verbreitet. Abgesehen von dem Umstande, daß der Konsum von *Baumwolle* infolge des *Ersatzes* durch andere Materialien in Deutschland an sich bedeutend zurückgegangen, ist es allgemein und auch in England bekannt, daß die deutsche Regierung über Baumwollvorräte verfügt, die zu Heereszwecken für mehrere Jahre genügen. Ja, mehr als das. Die deutsche Regierung kann Baumwolle in beträchtlichem Umfange an die Industrie abgeben. Selbst aber, wenn der Industrie später Baumwolle fehlen sollte, so würde dies wohl einzelnen Baumwollspinnereien unbequem sein, aber in keiner Weise die Fortsetzung des Krieges beeinflussen können.

Digitized by Google

Bezüglich Kupfer ist es richtig, daß daran in Deutschland kein Überfluß herrscht, und das ist auch der Grund, weshalb die deutsche Regierung in Voraussicht einer langen Dauer des Krieges, um Unbequemlichkeiten möglichst zu vermeiden, freihändig Haushaltungskupfer ankauft. Wenn jedoch später wirklich Kupfer fehlen sollte, so brauchte die Regierung neben anderem nur die Hochspannung der Straßenbahnen in den Provinzstädten zu beschlagnahmen, wodurch mit einer kleinen Unbequemlichkeit für das Publikum mehr Kupfer frei würde, als Deutschland in fünf Jahren benötigte.

Betrachtet man andere Rohprodukte, wie beispielsweise Harz, das zu Anfang des Krieges in kleinerem Umfang für Heereszwecke verwandt wurde, inzwischen jedoch durch ein billigeres und geeigneteres Material ersetzt ist und jetzt hauptsächlich in der Papierindustrie gebraucht wird. Durch das neue Verfahren von Professor Heuser, das Papier mit einem Extrakt von Holzteer zu leimen, wird Harz für die Papierindustrie fast überflüssig, mit Ausnahme der besseren Papiersorten, und diese Quantitäten werden bequem in den deutschen Wäldern gefunden, wo, wie bekannt, das Landwirtschaftsministerium mit der Harz-Abrechnungsstelle die Sammlung von Harz bereits in die Wege geleitet hat, so daß Deutschland von fremdem Harzbezug fast unabhängig werden wird.

Nehmen wir ferner Roh-Jute, welche vor dem Kriege in großen Quantitäten nach Deutschland aus Britisch-Indien eingeführt wurde. Man befürchtete in Deutschland eine große Kalamität infolge der Unterbrechung dieser bedeutenden Einfuhr. Aber was erblicken wir in Wirklichkeit? Die Textilose-Werke, welche bereits kurz vor dem Kriege angefangen hatten, in kleinerem Maße die aus Jute hergestellten Waren zu ersetzen, haben sich inzwischen in solch großem Umfange entwickelt, daß sie nicht nur Deutschland mit allen nötigen Jute-Stoffen versehen, sondern bereits anfangen zu exportieren. Deutschland ist dadurch nicht nur vollständig unabhängig von Jute geworden, sondern hat infolge der englischen Unterbrechung der Jute-Zufuhr eine mächtige neue Industrie entwickelt, die sicherlich den Krieg überdauern und in Zukunft die Konkurrenz von Jute sehr erschweren wird, welches Produkt eines der hauptsächlichsten Ausfuhrmittel Britisch-Indiens ist.

Ähnliche Beobachtungen kann man bei einer Reihe anderer Rohprodukte machen. Wohin man in Deutschland blickt, sieht man neue Industrien sich entwickeln. Dieser Handelskrieg, weit entfernt, die deutsche Industrie zu schwächen, wird dieselbe nur noch unabhängiger und konkurrenzfähiger machen. Die Wirkung der englischen Abschneidung von Deutschlands Rohstoff-Zufuhr wird daher derjenigen des famosen „Made-in-Germany"-Aktes gleichen, der von englischen Politikern sehr gegen den Willen weitsichtiger englischer Kaufleute geschaffen wurde, um die deutschen Waren von den Weltmärkten zu vertreiben, jedoch gerade den gegenteiligen Effekt hervorbrachte.

Der Gedanke, in unserer Zeit angesichts der großen wissenschaftlichen Errungenschaften ein Land industriell aushungern zu wollen, ist an sich schon ein ungesunder. Unsere Feinde können durch diesen Krieg wohl Menschenleben vernichten, aber sie können nicht den Unternehmungsgeist und die Resultate von Arbeit und Wissenschaft, die sich ein Volk in vierzigjähriger harter Arbeit errungen hat, ertöten. Es ist sicher, daß dem englischen Kaufmann, der Deutschland und seine Industrie genau kennt, dieser Sachverhalt bekannt ist. Vor dem Kriege bestand in England eine ansehnliche Partei, hauptsächlich aus Kaufleuten zusammengesetzt, die in der Meinung, daß genügend Raum in der Welt für die Konkurrenz beider Nationen sei, einer friedlichen Verständigung mit Deutschland das Wort redete. Unglücklicherweise sind jedoch die englischen Kaufleute nicht mehr wie in alten Zeiten in der Politik herrschend. In England sowohl wie in vielen anderen Ländern werden die politischen Geschäfte heute von einem kleinen Kreis sozusagen professioneller Politiker gemacht, die außer Fühlung mit den Wirklichkeiten des wirtschaftlichen Lebens stehen und daher ihre Beratung aus anderen Quellen schöpfen müssen, welche nicht immer frei sind von den Unreinlichkeiten privater und selbstsüchtiger Interessen,

Digitized by Google

Solange diese Politiker an das Märchen glauben, Deutschland industriell aushungern zu können, und dieses Märchen auch ihrer Gefolgschaft glauben machen, ist ein Ende des Krieges noch nicht abzusehen. Die einzigen Länder, die aus diesem Riesenwirtschaftskampf in Europa zum Schaden sowohl des deutschen als des englischen Handels vielleicht einen gewissen Vorteil ziehen, sind Japan und Amerika.

Was die Frage angeht, welchen Einfluß der Krieg auf die wirtschaftlichen Beziehungen der neutralen Länder zu England und Deutschland nach dem Kriege haben würde, so ist anzunehmen, daß nach den Erfahrungen dieses Krieges England seine industrielle Erzeugung vergrößern wird, um ebenfalls unabhängiger von fremden Importen zu werden. Abgesehen von anderen hier nicht zu erörternden Gründen, dürfte England gezwungen sein, ähnlich wie Deutschland vor vierzig Jahren, Schutzzölle einzuführen, jedenfalls während einer gewissen Zeit bis zur völligen Entwicklung dieser neuen Produktion. Bereits zu Chamberlains Zeiten bestand eine starke schutzzöllnerische Strömung, und wie bekannt, hat England während des Krieges bereits eine Anzahl Zölle eingeführt. In Deutschland andererseits mit seiner bereits voll entwickelten Industrie war schon vor dem Kriege eine Tendenz zur Ermäßigung der Zölle bemerkbar, und es sind während des Krieges einige Zölle bereits aufgehoben worden. Daraus folgt, daß die geschäftlichen Beziehungen der neutralen Länder zu England nach dem Kriege sich bedeutend schwieriger gestalten und mehr nach Deutschland gravitieren dürften.

Soldatengrab und Kriegsdenkmal

„Das Denkmal soll mit demselben Ernst und derselben Aufopferung gesetzt werden, die die bewiesen haben, für die es errichtet wird." Mit diesem Satze beschließt Professor Oskar Strnad die Einleitung, die er einem vom k. k. Gewerbeförderungsamte in Wien herausgegebenen stattlichen Bande „Soldatengräber und Kriegsdenkmale" (Kunstverlag Anton Schroll & Ko.; 10 ℳ) vorausgeschickt hat. Das Buch enthält über zweihundert Entwürfe von Lehrern und Schülern der Wiener Gewerbeschule zu „Gräbern und Denkmalen, von der einfachsten Inschriftenplatte bis zu größeren Anlagen, also: Einzelgräber, Gruppengräber, Massengräber, Grundrisse für Soldatenfriedhöfe und Denkmale für Gefallene, und zwar alle für verschiedene Standorte gedacht: auf dem Schlachtfeld, in Stadt und Land, auf Friedhöfen oder in der freien Natur wie schließlich an oder in bestehenden Bauwerken. Jedem Entwurf ist ein Text beigegeben, der kurz seinen Charakter erläutert, über die Umgebung spricht, zu der er gestimmt ist, über das Material genaue Angaben enthält und die nötigen Maße für eine ortsübliche Preisberechnung bietet."

Bereits gegen Ende 1914 hatten sich die verschiedenen maßgebenden Behörden Österreichs verbunden „in der Absicht, dazu beizutragen, daß die Erinnerung an den großen Krieg und an die Männer, die darin den Tod erlitten, in würdiger Weise gepflegt und der Nachwelt überliefert werde". Dieses Buch ist also aus der gleichen Absicht hervorgegangen, wie auch bei uns in Deutschland verschiedene Preisausschreiben und Ausstellungen veranstaltet worden sind, u. a. auch von vier württembergischen Vereinen, an deren Spitze der Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern steht, der die preisgekrönten Entwürfe aus seiner Ausstellung auch in einem Buche zusammengestellt hat: „Kriegergrabzeichen und Gedenktafeln" (Stuttgart, Konrad Witwer; ℳ 3,80).

Im Gegensatz zu der Wiener Veröffentlichung waren hier in Württemberg keine Vorschläge für Kriegerdenkmäler oder größere Grabdenkmäler erstrebt, „sondern Entwürfe zu Grabzeichen für einfache Verhältnisse daheim und in Feindesland und zu Gedenktafeln für

Digitized by Google

Kirchen, Rathäuser, Schulen, in schlichtem Material". Die württembergischen Vereinigungen betonen dabei ausdrücklich, daß ihnen die Zeit für die Lösung großer Aufgaben noch nicht gekommen zu sein scheine, und ich glaube mich auch eines Erlasses in Preußen zu erinnern, durch den vor voreiliger Inangriffnahme solcher größerer Arbeiten gewarnt wurde.

Man wird hier keine Würdigung dieser mehreren hundert Entwürfe erwarten; sie wäre ja auch nur an Hand des Bildermaterials zu geben. Dringend sei jedem geraten, der in der traurigen Lage ist, ein Denkmal einem lieben Gefallenen errichten zu müssen, sich die hier vereinigten Entwürfe anzusehen, ebenso dringend aber auch allen Gemeinden empfohlen, den Gedanken an alles, was Denkmal ist, zurückzustellen bis zum Frieden.

Wertvoller als eine Einzelbetrachtung scheint mir die Erkenntnis der geistigen Kräfte, die hier am Werke sind. Ich glaube, wir werden daraus auch zuerst die Gesetze für unser Handeln ableiten können. So gewiß für alle künstlerischen Dinge das alte Wort „Gut Ding will Weile haben" in Geltung steht, so ist es doch zu begrüßen, daß die in den obigen Veröffentlichungen zutage tretenden Bestrebungen so früh hervortraten. Denn zunächst gilt es hier eine Abwehr des Schlechten. Trotz der vielfältigen Bemühungen hat unser Kunstgewerbe auf keinem Gebiete mit größeren Hindernissen zu kämpfen als in der Grabmalskunst. Eine aller guten Überlieferung verlustig gegangene Handwerkerei beherrscht hier noch immer den weitaus größten Teil des Marktes, und das ist um so schmerzlicher, als gerade für Grabmäler verhältnismäßig viel Geld aufgewendet wird. Nirgendwo aber zeigt sich eine üble Sentimentalität so im Bunde mit unechter Großtuerei und kitschiger Arbeit. Dieser üblen Mache, die, wie es sich fast von selbst versteht, auch in geschäftlicher Hinsicht jedes Gewissens bar ist und aufs aufdringlichste vorgeht, muß mit allen Mitteln entgegengetreten werden.

Soweit Grabmäler für einzelne in Betracht kommen, gibt es hier kaum Schwierigkeiten. Die vielen verdienstvollen Versuche zur Hebung der Grabmalskunst, die besonders seit der „Ausstellung für christliche Kunst" in Düsseldorf bei uns unternommen worden sind, brauchen sich nur dem besonderen Gedanken des Kriegertodes anzupassen und bedürfen in ihrer inneren Geistesrichtung keinerlei Veränderung. Ich glaube aber, daß diese künstlerische Aufgabe des Einzelgrabes nicht nur der Bedeutung, sondern auch der Zahl nach weit zurücktritt hinter der, Massengräber zu schaffen und andererseits die Form lösen, wie zu Hause derer gedacht wird, die fern der Heimat gefallen sind. Es wird keine Gemeinde in deutschen Landen geben, der nicht diese traurige Pflicht obliegt. Und es wird auch keine Gemeinde geben, die diese Pflicht nicht als eine Ehrenschuld empfindet, mit der sie einmal den Dank abstatten will denen, die sich geopfert haben, mit der sie aber auch für die Zukunft das Gedächtnis an diese furchtbar große Zeit erhalten will.

Auch das Massengrab ist ein Grabmal, kein Denkmal, also im inneren Geiste von diesem verschieden. „Grabmale müssen immer unmittelbaren Zusammenhang mit der Erde haben, mit dem Lasten, mit dem Vergehen — Denkmale dagegen etwas Hochstrebendes, Befreiendes und in den Himmel Ragendes sein. Grabmale sollen hinunterwirken, Denkmale hinaufwirken. Grabmale sind Erinnerungen an Menschen, Denkmale eigentlich Erinnerungen an Ideen." (Strnad.) Im Massengrab muß der Begriff „Masse" zum Ausdruck gebracht werden. Masse als Gesamtheit. Die hier zur Ruhe gebettet sind, sind alle gleichwertig. Rangunterschiede gibt es hier nicht mehr. Jeder einzelne ist durch sein Opfer gleich wertvoll geworden. Und das Höchste und Schönste, was sie besaßen, war einmal diese Kameradschaft, dieses einer für alle, alle für einen, und über alles hinweg das gleiche Ziel, für das sie das Opfer ihres Lebens brachten. So muß hier eine Form gefunden werden, in der dieses Einssein der vielen zum Ausdruck kommt. Solche Grabstätten werden hundertfach in der freien Natur erstehen, und je nach der Lage, nach der Zahl der Beteiligten, nach der ganzen Bodengestaltung werden sich hier verschiedene Formen ergeben, vom hochgeschichteten Hügel bis

Digitized by Google

zum umfriedeten Gottesacker. Mit welchen einfachen Mitteln hier zu wirken ist, zeigt der Entwurf Oskar Strnads, den wir wiedergeben (S. 293).

Gerade hier wird übrigens die Lösung hundertfach von der örtlichen Gelegenheit und der Stunde diktiert, und darin liegt eine gewisse Gewähr des Gelingens. So zeigen uns ja auch viele Abbildungen aus dem Felde, wie würdig die Grabstätten sind, die unsere Krieger mit ihren bescheidenen Mitteln den gefallenen Kameraden errichtet haben, und künstlerische Bedenken erheben sich nur in jenen Fällen, in denen man bereits zur Errichtung größerer Denkmale geschritten ist.

Wir alle fühlen, daß für die Denkmale, deren Errichtung dieser Krieg uns auferlegt, eine neue Denkmalskunst notwendig ist. Das gewaltigste Denkmal, das wir Deutsche zur Erinnerung an einen Krieg errichtet haben, ist in dem der Leipziger Völkerschlacht gerade noch vor dem Kriege fertig geworden. Es gehört geistig noch zu den zahlreichen Kriegsdenkmälern, die als Folge des Krieges von 1870 entstanden sind, trotzdem es in der Form, vor allem in der Plastik, schon unter dem Einfluß neuer künstlerischer Bestrebungen steht. Aber ich kann mir nicht denken, daß selbst jene, die von dem Völkerschlachtdenkmal befriedigt sind, darin einen Ausdruck dessen erblicken, was der jetzige Krieg in uns aufruft. Noch viel weniger ist das natürlich der Fall bei den Hunderten großer und kleiner Krieger- und Siegesdenkmäler, die an hundert Orten des deutschen Vaterlandes das Gedächtnis an 1870 wachhalten.

In der erwähnten Einführung Strnads zu dem österreichischen Grabmälerbuche steht der Satz: „Keine figürliche Darstellung kann annähernd etwas von dem Ewigen, Schweren geben, das sich in den Kämpfen um den Bestand eines Staates ausdrückt.“ Ohne daß es ausgesprochen wird, ist diese Behauptung, deren Richtigkeit dahingestellt sei, aus einer Ablehnung der Denkmäler für 1870 entstanden. Für diese ist, wo es irgendwie die Mittel erlaubten, die figürliche Plastik aufgerufen worden, in der freistehenden Einzelfigur und in Reliefs. Im Zusammenhang damit stehen die vielen Kaiserdenkmäler, wie die der Feldherren. Ich glaube doch, daß in alledem sich der Geist von 1870 ausspricht. Die Vorstellung jenes Krieges ist nicht zu trennen vom Gedanken an die Männer, die seine Führer waren. Und darüber hinaus ist durch die schier ununterbrochene Siegesfolge, die Raschheit der Ereignisse in der Stimmung etwas von militärischem Glanz, geradezu soldatischer Parade. Gewiß steht diese Art von Formgebung in engstem Zusammenhange mit dem ganzen mehr anekdotischen, genrehaften Charakter der gleichzeitigen Plastik überhaupt. Aber es wird schwierig sein, hier Ursache und Wirkung auseinanderzuziehen. Jedenfalls hat inzwischen unser formales Kunstempfinden einen bedeutsamen Wandel erfahren, eine Entwicklung ins Architektonische. Der Türmer hat im Dezember 1913 einen Aufsatz „Die soziale Idee der Kunst“ veröffentlicht, in dem ich nachwies, wie das in allen Künsten immer mehr hervortretende Verlangen nach Stil der Ausdruck ist eines neuen Gesamtgefühls. Es war damals noch mehr ein soziales Empfinden der Masse, und darin lag die Schwäche, das Verwirrende. Durch diesen Krieg ist an die Stelle des Empfindens der Masse das Gefühl „Volk“ getreten. Das ist, wie sich schon jetzt erkennen läßt, das bedeutsamste, beglückendste Erlebnis dieser Zeit. Es kann und wird hoffentlich auch für unsere Kunst von fruchtbarer Bedeutung werden.

Dieses Erlebnis begegnet sich mit einer bereits weit vorgeschrittenen formalen Entwicklung unserer Kunst. Gerade jene Wendung zum Architektonischen ist dessen Zeuge, denn die Architektur ist die Kunst, in der der Volkswille künstlerisch am stärksten Form wird. Es liegt nahe, aus dieser Begegnung eines deutlich erkennbaren Formwillens mit unserem inneren Erleben für die Kunst große Hoffnungen zu schöpfen. Ich muß gestehen, daß mir darin aber in gleichem Maße eine Gefahr zu liegen scheint, und zwar gerade um des dem Deutschen eigentümlichen Verhältnisses zwischen Inhalt und Form willen. Man bedenke, wie jetzt von vielen Seiten der sogenannte Expressionismus in der Malerei plötzlich als deutsche Art betont wird. Nun ist es ja in der Tat immer ein Kennzeichen der deutschen Kunst gewesen, die

Digitized by Google

Form lediglich als ein Ausdrucksmittel eines inneren Erlebens zu nutzen. Aber es war auch immer deutsche Art, entsprechend der für jeden Menschen gegebenen Notwendigkeit, sein seelisches Leben mit der körperlichen Erscheinungswelt zur Einheit zusammenzubringen, auch in der Kunst aus der Natur heraus die Form für den Inhalt zu erkämpfen. Der Expressionismus dagegen hat trotz der Betonung des Ausdruckes in Wirklichkeit die Herrschaft der Form verkündet in der Abart einer jegliche Natur vergewaltigenden Stilisierung, die aber auch ihrerseits wieder nicht aus einer Notwendigkeit (Material, Zweck oder dergleichen) ihre Gesetze erhält, sondern ganz in der Willkür des Künstlers liegt. Daher die bedenkliche Nachbarschaft des Expressionismus zu dem verwilderten, seinem ganzen Wesen nach anarchistischen Futurismus und seine Abkunft vom L'art pour l'art.

Nun ist jene oben gekennzeichnete Architekturentwicklung in ihren Erscheinungsformen gewiß weit entfernt von den Leistungen unserer expressionistischen Maler. Aber ein gewisser geistiger Zusammenhang in den Unterströmungen des Formwillens — auf das Wollen aber kommt es letzterdings an — ist doch vorhanden. Ein großer Teil dieser Architektur ist in Wirklichkeit Kunstgewerbe, angewandte Kunst. Hier erweisen sich der Zweckgedanke und der Materialgedanke als sehr fruchtbare Kräfte, solange wir im Gebiete der eigentlichen Gebrauchskunst bleiben. Die Gefahr beginnt dort, wo ein Geistiges herrschen sollte. Dann ist der Zweck im höchsten Sinne eben dieses Geistige, das seinerseits auch das Material gebieten müßte. Es liegt aber im Wesen des Kunstgewerbes, das ganze Denken so sehr aufs Materielle im weitesten Sinne einzustellen, daß dieses gebietet und aus bloß formalem Empfinden heraus auch an rein geistige Aufgaben herangetreten wird.

Ich werde dieses Gefühl den Denkmalsentwürfen des von der Wiener Kunstgewerbeschule herausgegebenen Buches gegenüber nicht los, wenn auch hier viel Anregendes gezeigt wird.

Ich verweise auf das Beispiel, das unsere Abbildung (S. 303) eines aus der Schule Tessenow hervorgegangenen, von Franz Schuster geschaffenen Entwurfes zu einem „Friedhof für eine Stadt" zeigt, und gebe den Erläuterungstext, wie er im Buche steht: „Die als Verwundete in dieser Stadt gestorbenen Soldaten erhalten eine eigene gemeinsame Ruhestätte. Es ist angenommen, daß der Friedhof außerhalb des Ortes liege. Der Platz selbst soll schon einen weltfernen Eindruck hervorrufen, der durch die hohe, abschließende Friedhofmauer noch verstärkt wird. Es ist gedacht, daß die Grabsteine durch ihre Einfachheit und Gleichheit, wie Soldaten in Reih und Glied, eine feierlich ernste Stimmung bewirken, die durch die vier Bäume in einem gewohnten, friedhoflichen Sinn unterstützt wird. Die Grabsteine sollen, wie die Skizze andeutet, im oberen Drittel ein kleines Kreuz und die Grabschrift tragen (ganz einfache Buchstaben, schwarz ausgemalt), sonst leer und nicht poliert sein. Vor jedem Stein, der auf eine große, quadratische Hausteinplatte gesetzt ist, befindet sich im Rasen ein kleines, einfaches Blumenbeet, um die Liebe und Dankbarkeit anzudeuten, mit der das Vaterland seiner Helden gedenkt. Das Tor ist ein einfaches Tor mit Hausteinumrahmung. Die Platte vor dem Tor ist etwas vertieft angeordnet, wodurch die ganze Anlage an Bedeutung gewinnt. Für die große Steinplatte, die das Tor überdacht und als oberen Abschluß ein kleines Schmiedeeisenkreuz trägt, ist eine Reliefdarstellung angenommen, die den Krieg oder das Vaterland verbildlichen soll. Die ganz einfache Durchführung und Unterordnung der Einzelheiten soll den ernsten, großen Eindruck hervorrufen, der der Zeit und ihren Helden angemessen ist. Die Mauer ist eine Ziegelmauer, roh verputzt und getüncht. Oben ist die Mauer mit Hausteinplatten abgedeckt. Das Tor ist aus Schmiedeeisen, matt schwarz gestrichen. Der Hausstein (Torrahmen, Reliefstein, Grabsteine, Denkstein und Mauerabdeckung) ist Sandstein oder Kalkstein, rauh, nicht poliert. Der Innenraum hat am Rande ein Grasband, sonst ist er mit großen Platten (vielleicht Kalk- oder Sandsteinschiefer) gepflastert. Die vier Bäume um den Denkstein je nach der Landschaft (Platanen, Nußbäume oder ähnliche breitästige Bäume mit dichter Krone). Die Bäume vor dem Tor zarter und biegsamer (vielleicht Obstbäume)." —

Digitized by Google

Das ist ganz und gar Kunstgewerbe, ein Geist, aus dem nur ein Innenraum sich gestalten läßt. Denn in der freien Natur werden alle die schön gedachten Verhältnisse in zwanzig, dreißig, vierzig Jahren nicht mehr bestehen. Es braucht nur der eine Baum abzusterben, oder sie brauchen zu sehr zu wachsen. Überhaupt gerade das, was uns zum Beispiel alte Friedhofsanlagen so wertvoll macht, das Verwildern und Verwachsen durch die Zeit, darf hier gar nicht eintreten. Der künstlerische Wert der Anlage beruht nämlich in ihren feingefühlten Verhältnissen. An sich, durch sich selbst, sagen uns die Denkmäler nichts, und je mehr wir uns in die sämtlichen Entwürfe vertiefen, um so erschreckender wird uns bewußt, daß das alles zeitlos ist. Mit dem Erleben dieses Krieges hat es nichts zu tun. Nur ein Gefühl dieses Erlebens kommt zum Ausdruck, das der Einordnung eines Vielfältigen und Mannigfachen in eine Gesamtheit. Das ist es, was uns besticht und uns die geistige und seelische Armut zuerst übersehen läßt.

Ich wiederhole noch einmal das Wort aus der Einleitung des Herausgebers: „Das Denkmal soll mit demselben Ernst und derselben Aufopferung gesetzt werden, die die bewiesen haben, für die es errichtet wird." Ich glaube, das gebietet uns und unserer Kunst vor allem ein Warten. Auch der höchste Bewunderer unseres zeitgenössischen Kunstschaffens wird nicht behaupten können, daß es irgendwie in einem Zuge verwandt war mit dem Geiste, aus dem heraus dieser Krieg geführt wird. Es ist aber ganz selbstverständlich, daß die Daheimgebliebenen, die sich jetzt so früh an die Lösung dieser Aufgaben machen, noch in dem Geiste befangen sind, der vor dem Kriege in der Kunst gewaltet hat. Da sollten wir mit allem, was Denkmal ist, wenigstens so lange warten, bis die wieder daheim sind, die draußen mitgekämpft haben, bis sie in ihrem Leben wieder ganz mit uns verwachsen sind und uns dadurch mit ihrem Erleben durchtränkt und befruchtet haben.

Die Kunst hat keine Eile. Beim Einzelgrabmal spricht das Gefühl des einzelnen, und ausschlaggebend ist das Empfinden nicht dessen, der begraben ist, sondern derer, die zurückbleiben. So ist hier auch die Kunst, wie wir sie noch haben, von der Zeit vor dem Kriege her berufen zur Lösung. Aber das andere, das Denkmal der Idee dieses Krieges, das wollen wir der Zeit überlassen, in der auch die Kunst von dieser Idee erfaßt und bereichert sein wird. Denn nur aus der Überfülle des Empfundenen wird der Künstler wahrhaft Bedeutendes gestalten können. Nicht die Anpassung von Formen an diese besondere Idee kann die Lösung geben, sondern ein starkes Erleben der Idee muß sich die neuen Formen erzwingen.

Karl Storck

Zu Menzels hundertstem Geburtstag

(Geboren am 8. Dezember 1815 zu Breslau)

Die Zeit ist jetzt für Künstlerfeiern nicht günstig. Gerade bei Menzel ist aber auch, wenigstens vom kunstpolitischen Standpunkte, eine besonders hervorstechende Feier seines hundertsten Geburtstages nicht nötig. In dem kleinen Männchen steckte nicht nur eine fast einzigartige geistige Arbeitskraft, sondern auch eine schier unglaubliche körperliche Zähigkeit, so daß er bis ins neunzigste Lebensjahr als ein stets „Gegenwärtiger" an unserem Kunstleben sich beteiligen konnte. Ein Gegenwärtiger, insofern er nie vom Alten zehrte.

Das war der Dank, den ihm die Allmutter Natur für seine leidenschaftliche Treue zu ihr abstattete. Als „Söhne" der Natur haben sich die größten bildenden Künstler empfunden, und sie alle haben gefühlt, welche Gefahr darin liegt, ihr „Enkel" zu werden. Nicht die Kunst darf Nährquelle des bildenden Künstlers sein, sondern nur die Natur. Das herrliche Dürer-

Digitized by Google

wort, das aus der tiefsten Not, aber auch dem höchsten Glücke künstlerischen Ringens heraus gesprochen ist: „Alle Kunst steckt in der Natur; wer sie daraus mag reißen, der hat sie", ist auch für jene wahr, die uns als höchste Phantasiegestalter erscheinen. Und insoweit auch der Phantasiegestalter dieses Ringen mit der Natur aufgibt, verliert sein Kunstschaffen an wirklicher Lebenskraft, mögen ihm noch so achtbare Kräfte des Geistes und der Seele innewohnen.

Bei Menzel hat sich dieses dauernde Im-Kampfe-mit-der-Natur-Stehen auch äußerlich in überwältigender Weise gezeigt. Natürlich ist es ein Kampf der Liebe, so wie Jakob mit seinem Herrn rang: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Und daß bei Menzel jedes Pathos, jede feierliche Gebärde fehlt, macht diesen Kampf für unser Empfinden erst recht groß. Gerade in der jetzigen Stunde, wo wir als Volk in einer ganz ähnlichen Weise kämpfen, zum Unterschiede von allen anderen Völkern ohne Pathos und ohne feierliche Gebärde, in der Schlichtheit einer bis ins letzte hinein erlebten Pflicht, ist unser Empfinden für diese Art Größe viel lebendiger geworden, als es vor zehn Jahren war, als wir die Nachrufe für den toten Menzel schrieben. Und so erweist sich unsere festfremde Zeit sogar besonders günstig für eine stille, aber darum innerlichere Feier dieses Menzel-Gedenktages.

Ich meine, diese Zeit gibt auch die Antwort auf manches künstlerische Problem, das mit Menzels Kunst oder auch der Art ihrer Beurteilung durch die Zeitgenossen eng verbunden ist.

Gebieterischer als je verbindet sich uns heute mit dem Namen Menzel die Vorstellung des Malers Friedrichs des Großen. Das hinter uns liegende artistische Zeitalter hatte diese Tätigkeit Menzels in der Bewertung seines Gesamtschaffens möglichst zurückgedrängt. Wo man ihn nicht gar schalt, suchte man ihn für diese Bilder geradezu zu entschuldigen, und man spielte gegen den „Historienmaler" und „literarischen" Künstler mit Vorliebe den Nur-Maler der Jugendzeit aus. Tschudis Buch „Der junge Menzel" ist dessen Zeuge, wenn auch Tschudi zu klug und zu geschmackvoll war, um in der erhitzten Art Meier-Gräfes den späteren Menzel geradezu als einen Verderber, einen Verräter am jüngeren hinzustellen, wie es Meier-Gräfe bei Böcklin getan hatte.

Ich glaube, wir Deutsche fühlen heute alle wieder ganz sicher — selbst Meier-Gräfe hat wenigstens in den ersten Wochen des Krieges ein ähnliches ausgesprochen —, daß das, was Menzel uns für Friedrich den Großen geleistet hat, zum Höchsten, Beglückendsten und dauernd Wertvollsten gehört, was die bildende Kunst überhaupt einem Volke geben kann. Und noch ist das Artistentum nicht wieder frech genug, um hier sofort aufzuspringen und zu sagen: „Zugegeben, dem Volke. Aber die Kunst schafft für die Kunst!" Noch würde uns dieses Blendwort so gefühlsfremd sein, daß wir an eine Widerlegung gar nicht denken. Noch spüren wir die volle Größe und Heiligkeit des Begriffes „Volk"; noch lebt in uns allen das ethische Gesetz, daß das Dienen an diesem Höchsten auch für das Größte so hehr und bedeutsam ist, daß es ein Höheres nicht geben kann. Denn wir wissen aufs neue, daß, je stärker einer seinem Volke dient, um so reiner er für die Menschheit arbeitet.

Wir alle fühlen, daß der Künstler, dem es gelingen würde, das Beste unserer Zeit für unser Volk so sinnfällig und stark gestalten zu können, wie es Menzel mit Friedrich dem Großen gelang, eine ungeheure Kunstleistung vollbrächte und dem deutschen Volke für alle Zeiten eine unschätzbare Wohltat erwiese. Allerdings verdichtet sich wenigstens für uns Heutige diese Zeit noch nicht so zu einer Persönlichkeit, wie das Zeitalter Friedrichs des Großen. Vielleicht wird das auch niemals möglich sein, denn in der Tat scheint jetzt das Volk, die Gesamtheit, der Held. Aber wir wollen nicht vergessen, daß gerade Menzel es fertig gebracht hat, Friedrich den Großen in Einheit mit seinem Volke und damit auch als Vertreter des Volksgedankens darzustellen, durch alle äußeren Widersprüche der damaligen Kulturerscheinungen hindurch, nicht indem er diese Widersprüche verdeckt oder verschoben hätte, sondern in ihrer künstlerischen Verklärung. Die „Tafelrunde in Sanssouci" ist trotz allem ein Bild des deutschen Volks-

Digitized by Google

tums, weil eben Friedrich der Große mit am Tische sitzt. Es zeigt sich hier, was allerdings bei der Einheit des Wesens aller Künste nur selbstverständlich ist, daß auch für die bildende Kunst die höchste Möglichkeit in der Schöpfung von „Heldentum" enthalten ist. Damit aber ist auch die alte Streitfrage „Kunst und Inhalt" entschieden, wobei es sich natürlich niemals um einen äußerlich gebliebenen stofflichen Inhalt, sondern um erlebten Gehalt handeln kann. Aber auch das gilt ja für alle Kunst.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß solche Streitfragen sich überhaupt erheben können. Wenigstens noch in unserer Zeit, in der das Wort „Freiheit der Kunst" von jedem im Munde geführt wird. Aber dieselben Leute, die die Freiheit der Kunst dahin verstehen, daß sie gewissermaßen aus der übrigen Weltordnung, dem sonstigen Lebensgesetz herausgelöst sei, sind selber emsig dabei, der Kunst auf ihrem ureigensten Gebiete Fesseln anzulegen. Was spottet der moderne Kunstfeuilletonismus über die alte Schulästhetik, und ist doch um keinen Deut duldsamer. Im Gegenteil war es gerade der modernen Kunstschreiberei vorbehalten, auch die letzte Achtung vor der Selbstentwicklung der Künstlerpersönlichkeit zu verlieren. Es sind im Grunde niemals anmaßendere Bücher geschrieben worden, als Meier-Gräfes „Fall Böcklin" und Tschudis „Der junge Menzel", weil hier dem Künstler geradezu das Recht auf die ihm gemäße Entwicklung bestritten wird. Weil diese Kunstschriftsteller damals, als sie die Bücher schrieben, auf die impressionistische Kunst eingeschworen waren, ließen sie große Künstlerpersönlichkeiten nur insoweit gelten, als sie sich auf dieser Entwicklungslinie bewegt hatten. Sie selbst urteilen mit der höchsten subjektiven Willkür, ihre jeweilige Kunsteinstellung ist ihnen höchstes Gesetz. Daß die erste Vorbedingung für eine solche Selbsteinschätzung der eigenen Persönlichkeit die Achtung vor der Persönlichkeit auch der anderen ist, kommt dieser Art Kunstschreiberei gar nicht zum Gefühl. Und daß ein Künstler, dem man schöpferische Kraft in irgendeinem Werke nicht absprechen kann, in jedem Fall für die Kunst, aber auch für die Welt mehr zu bedeuten hat, als der gewandteste Kunstschriftsteller, erkennt dieser Schreiberhochmut nie. Denn sonst müßte sich ihm als erste Pflicht auferlegen, bei diesen Künstlern an ihre persönliche Wahrhaftigkeit zu glauben, ihre Entwicklung also auch für aus der Persönlichkeit heraus geboten anzusehen und darum nach ihrem Wesen zu forschen. Wie kommt der Kunstschreiber dazu, sich über den schaffenden Künstler zu stellen, sich zwischen das Kunstwerk und den Beschauer hineinzuschieben?

Gerade der Wechsel des Kunsturteils muß zur Bescheidenheit und Zurückhaltung verpflichten und müßte ein für allemal den Kunstschriftstellern die Unart verbieten, ihr ganz persönliches Empfinden als eine Art Gesetz aufzustellen. Natürlich hat auch der Kunstschriftsteller das Recht seiner ganz subjektiven Empfindungsäußerung, aber dann darf sie nur als solche auftreten, nicht aber den Anspruch erheben, zum mindesten die Äußerung der Zeit, wo nicht gar das endgültige Urteil zu sein. Aber darüber hinaus legt sowohl die öffentliche Tätigkeit des Schriftstellers, wie auch das Wissen, zu dem er doch eigentlich verpflichtet wäre, eine hohe Verantwortung auf für die Art der Aussprache jener subjektiven Gefühle. Dem Dilettanten im alten Sinn des Wortes als Liebhaber steht der Ausdruck seiner Gefühle frei. Der Kritiker als Richter ist zur gerechten Abwägung des Für und Wider verpflichtet.

Eine solche eindringliche Prüfung wird ja bei manchem Künstler ergeben, daß in der Tat die Arbeit der späteren Jahre nicht gehalten hat, was die Jugend versprach. Aber gerade Künstler mit auffälliger Veränderung ihres Stils und ihrer Darstellungsweise gebieten eine besonders aufmerksame Erforschung erst recht, wenn die Veränderung in ihrer Ausdrucksweise nicht parallel der Zeitmode geht. Es wird sich da ergeben, daß, je stärker der Persönlichkeitsgehalt eines Künstlers ist, um so berechtigter und notwendiger auch alle seine Entwicklungsstadien sein müssen. Bei schwächerem Persönlichkeitsgehalt liegen Hemmungen durch Beeinflussung von Kunstmoden und Vorbildern oder auch äußere Rücksichten vor.

Digitized by Google

Ein Beispiel dafür ist der kürzlich verstorbene Paul Meyerheim, an den man ja gerade bei Menzel denkt, zu dessen Art er sich selber als zugehörig empfand. Sein Persönlichstes hat Meyerheim in Landschaften gegeben. Das Vorbild Menzels einerseits, die ersten starken Erfolge vor der Öffentlichkeit anderseits haben ihn dann bewogen, den Schwerpunkt seines Schaffens auf das Tier- und Genrebild zu legen, durch das er fast allein der breiteren Öffentlichkeit bekannt ist, während das Landschaftern seine mehr heimliche Liebe blieb. Hinzu kam dann eine mehr im Ästhetischen liegende Auffassung über den Begriff von Bildfertigkeit (Bild oder Skizze) und das Verhältnis der Bildkomposition zur Naturerscheinung. Es blieb im Schulmäßigen haften und langte nicht zum wirklich persönlichen Erleben, so daß Meyerheim zu den Vielen gehört, bei denen die Skizze wertvoller ist, als das Bild. Wieder anderen, und zwar gerade bildenden Künstlern, wird die Kunsttechnik zur Hemmung. Das ist leicht verständlich bei jenen, die des Technischen nicht vollkommen Herr werden. Aber auch bei vielen bedeutenden Künstlern liegt der Fall so, daß eine voll beherrschte Technik schließlich aus dem Diener der Herr wird; sie bleibt dann nicht mehr ein Mittel zum Ausdruck, sondern gibt diesem die Richtlinie und kann dadurch zu einem Hemmnis des Ausdrucks werden.

Wir haben das gerade zur Kriegszeit selbst bei einem Max Liebermann erfahren, dessen hervorragender Kunstverstand ihn fast immer davor bewahrt hatte, der von ihm für seinen persönlichen Bedarf glücklich zurechtgemachten impressionistischen Technik Aufgaben zuzumuten, die mit ihr nicht zu lösen sind. Wohl waren auch hier gelegentlich Entgleisungen vorgekommen, zum Beispiel das als „Samson und Dalila" bezeichnete Bild. Aber die ganze Ohnmacht offenbarte sich erst jetzt, als Liebermann versuchte, zeichnerisch den starken Erlebnissen der Kriegszeit beizukommen. Wir müssen doch bei einem Künstler seiner Art daran glauben, daß er diese Zeichnungen nicht aus der Tagesmode heraus geschaffen hat, sondern weil es ihn innerlich dazu drängte. Und nun erwies sich, daß es ihm einerseits unmöglich war, einem mehr geistig Erlebten, nicht mit den leiblichen Augen Gesehenen sinnliche Form zu geben; daß er es aber auch nicht vermochte, ein sinnlich Gesehenes in so fester Bestimmtheit zur klaren Linie zu formen, wie es diesen Sinnen als Erlebnis zuteil geworden war.

Wenn man dagegen Menzels Gesamtwerk überschaut, so erkennt man, daß bei ihm zeitlebens die verschiedensten Techniken nebeneinander lagen. Auch in seiner Malerei liegt neben der ganz aus der zeichnerischen Modellierung herausgewachsenen Komposition das „nur malerische" Farbenempfinden, das um der Farbe, der Luft und des Lichtes willen alle feste Form auflöst. Nicht die Technik bestimmte seine Art der Formgebung, sondern das, was er ausdrücken wollte.

So ist es sicher zu allen Zeiten bei allen wirklich großen, wirklich schöpferischen Künstlern gewesen, und darum ist es leicht, hinterdrein die Geschichte der Kunst auf irgendeinen „Ismus" hin zu schreiben. Man wird immer nachweisen können, daß es zu jeder Zeit einen Impressionismus, wie einen Expressionismus gegeben hat, schärfste Naturtreue, wie ungehemmte stilisierende Freiheit. Daraus folgt aber nur, daß diese Art der Kunstbetrachtung überhaupt falsch ist, weil sie sich nicht ans Wesentliche hält. Für diese Art Historiker trifft Fausts Wort zu: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist." Damit mögen solche Herren sich ja selbstzufrieden benebeln, und die nachgerade berüchtigte „geistreiche" Sprache dieser ganzen Art von Kunstschriftstellerei ist ja das entsprechende Nebeldunstmittel. Aber auch hier behält Fausts anderes Wort dauernde Geltung: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor" und: „Wenn's euch Ernst ist, was zu sagen, ist's nötig, Worten nachzujagen?"

Die letzten Zeilen lassen sich in übertragenem Sinne auch auf die bildenden Künstler anwenden. Wir sind dessen gerade jetzt Zeuge.

Menzel war fünfundfünfzig Jahre alt, als er den Krieg von 1870 erlebte, und sechzig Jahre, als er das Eisenwalzwerk schuf. Er, der, wie kein anderer, Preußens größte Kampfzeit

Digitized by Google

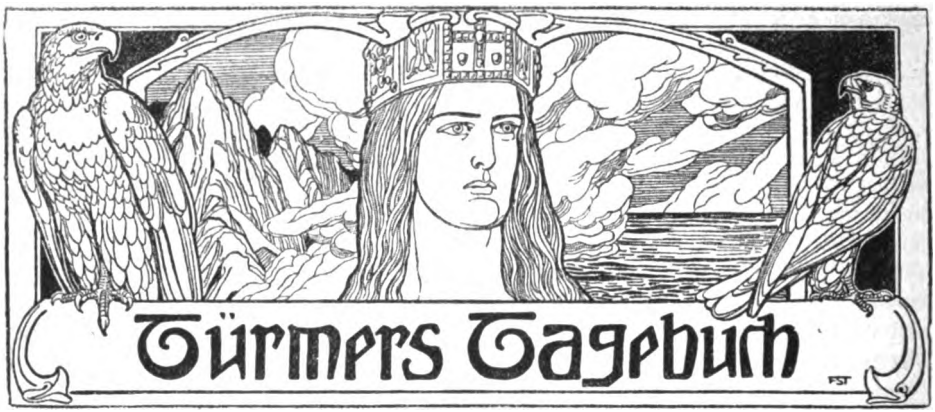
nacherlebt hatte und von seinen Friedrichbildern her im künstlerischen Vollbesitz des Materials sich befand, mit dem auch die Schlachtenbilder seiner Zeit oder alle jene Vorgänge, wie sie etwa Anton von Werner geschildert hat, darzustellen waren, hat von alledem nichts gemalt. Doch natürlich nicht deshalb nicht, weil er keinen Auftrag erhalten hatte, sondern einfach, weil er sie nicht „erlebt" hatte. Es wäre ihm sicher ein leichtes gewesen, auch als Schlachtenmaler ins Hauptquartier berufen zu werden. Aber dieser Künstler, den man so oft als kühlen Verstandesmenschen und einseitige Sinnesnatur hinstellte (Begas witzelte gelegentlich von ihm als photographischem Apparat), hatte eine viel tiefere Auffassung vom Erleben des Künstlers. Und so gestaltete er aus allen Kriegsereignissen nur den „Abschied Wilhelms I. von Berlin". Und wir haben kein zweites Bild, das uns so viel vom Krieg 1870 gibt, wie dieses. Der sechzigjährige Menzel aber hat im „Eisenwalzwerk" das bis heute nicht übertroffene Erlebnis der künstlerischen Schönheit der großen Industriestätte gegeben.

Wie kam es wohl, daß ein immerhin schon alter Mann so stark den Ausdruck einer jungen Zeit zu schaffen vermochte? Doch letzterdings darum, weil er auch in diesen Fällen ganz und nur seiner Persönlichkeit folgte. Es war ihm „Ernst", das zu sagen, was in ihm vorgegangen war, und darum genügte, daß er es einfach sagte und nicht besonderen Worten dafür nachjagte. Er suchte nicht, wie das jetzt dauernd immer und immer wieder gesagt wird, aus den Geschehnissen, aus der Zeitstimmung heraus einen „Stil" zu finden, sondern teilte sich mit, sein Erlebnis. Das muß dann auch der Ausdruck der erlebten Sache werden, in dem Maße, wie das Erlebnis stark war.

So gibt uns denn Menzel hier auch noch diese Wahrheit, daß aller vorsätzliche Ismus in der Kunst unsinnig ist, es auch dann bleibt, wenn man dafür das schöne Wort „Stil" wählt. Buttons Ausspruch „Der Stil ist der Mensch" gilt auch in der Umkehrung: „Der Mensch selbst ist der Stil." Gib uns dein Menschentum, ehrlich und ohne Zwang. Gestalte sachlich und treu aus diesem Menschentum heraus dein Erlebnis von der Umwelt, so wird ein echter Ausdruck dieser Welt entstehen. Ganz gleichgültig, ob sie ein Abbild der Natur, ob sie die Darstellung eines mit den sinnlichen Augen erfaßten Ereignisses der Gegenwart oder mit den geistigen Augen erschauten Geschehens der Vergangenheit oder ein Gebilde deiner Phantasie ist. „Alle Kunst liegt in der Natur", denn auch du selbst bist ein Stück Natur. Reiße sie heraus aus dieser Natur, wie sie dort ist, im ehrlichen Kampfe ohne Willkür und Berechnung, so wird dir das dauernde Werk gelingen. Denn so schaffst du Wahrheit, und in ihr liegt die Dauer.

Karl Storck

Digitized by Google



Der Krieg

Den Erörterungen, die sich an die bekannten „Friedenskundgebungen“ zweier Lords im englischen Oberhause geknüpft haben, möchte ich eine Betrachtung des Geheimen Regierungsrates Professor Flamm in der „Tägl. Rundschau“ vorausschicken. Sie ist einige Zeit vor jenen Kundgebungen und Erörterungen angestellt worden und schon in dieser Unabhängigkeit wohl geeignet, eine sachliche Grundlage abzugeben. Eine Reihe von Veröffentlichungen, die sich in dem Vorstellungskreise bewegten, daß England gewaltsam in den Krieg hineingezogen worden sei, daß England „entsetzliche Opfer an Gut und Blut“ erlitten habe, daß seine Seeherrschaft vernichtet, die „Legende“ von seiner Unangreifbarkeit zerstört und sein Kredit auf das schwerste erschüttert sei, ließ es dem Verfasser geboten erscheinen, einige tatsächliche Angaben zu machen, die davor schützen sollen, daß falsche und deshalb gefährliche Vorstellungen über diesen Hauptgegner und eine nicht energisch genug zu verhütende Unterschätzung seines Kriegswillens und seiner Kriegsziele Platz greifen.

Zunächst solle man doch nie vergessen, daß dieser Krieg nicht von heute auf morgen zustande kam, daß er vielmehr durch viele Jahre hindurch, beinahe seit 15 Jahren, auf die sorgfältigste und unehrlichste Weise von England vorbereitet und angezettelt worden ist. „Es dürfte wohl keine Person in Deutschland geben, der nicht noch in frischer Erinnerung lebte, wie König Eduard VII. die feindselige Einkreisungspolitik gegen uns betrieb. Ganz im stillen wirkte dieser Mann von Land zu Land und machte gegen Deutschland Stimmung. Er hielt sich in kluger Weise von allem großen, öffentlichen und weithin sichtbaren Trara vollkommen fern, er hielt keine großen Reden, reiste sogar oft inkognito und förderte ganz im stillen seine Ziele und Interessen. Dabei besaß er ein nicht unbedeutendes Maß von Weltklugheit, verfügte über eine sehr gute Menschenkenntnis, Eigenschaften, die man oft bei ausgeprägten Lebemännern und Spielern vorfindet. Das Hauptziel der Regierungstätigkeit Eduards bestand zweifellos in der geheimen und sorgfältigsten Vorbereitung eines Vernichtungskrieges gegen Deutschland; meisterlich hat er es aber verstanden, diesen Krieg,

Digitized by Google

der nur englischen Interessen galt, seinen Hauptpartnern, den Franzosen und den Russen, so zu suggerieren, daß beide Nationen im Glauben waren, für sich selbst und für ihren eigenen Vorteil diesen Krieg zu kämpfen, und daß England außerordentlich hochzuschätzen sei, weil es sich sogar bereit erklärte, in einem solchen Kampfe tatkräftig durch seine Flotte und Entsendung eines Landungskorps Hilfe zu leisten. In Frankreich schürte Eduard die Revancheidee, in Rußland den Panslawismus. Für beide Gedanken suchte und fand er geeignete Kreaturen, in Frankreich Delcassé, in Rußland Iswolski und Nikolai. Und so geriet ihm die Hetzarbeit auf das beste, so daß Grey, der im Eduardschen Sinne weiterarbeitete, nach dem Morde von Serajewo nur den Anstoß zu geben brauchte, um den Krieg zu entflammen. Freilich haben zuerst Rußland und Frankreich den Krieg begonnen, und scheinbar ist England durch diese Staaten als Bundesgenosse in den Krieg hineingezogen worden, in Wirklichkeit aber hat England gerade in seinem ureigensten Interesse den Krieg aus Erwerbsgründen gewollt und hat die Situation nur geschickt so gedreht, daß die anderen anfingen, damit sie nicht mehr zurückkonnten, und daß nun auch Großbritannien in die so vorbereitete Arena hinabsteigen konnte. Es erscheint wichtig, auf diese wirklichen historischen Tatsachen nachdrücklich hinzuweisen.

Was nun die ‚entsetzlichen Opfer an Gut und Blut' anlangt, die England erlitten haben soll, so kann man zu einer solchen Auffassung doch nur den Kopf schütteln. Leider Gottes hat England noch fast gar nicht gelitten; England hat es meisterlich verstanden, die anderen Völker für sich bluten zu lassen, auf den blühenden Gefilden nichtenglischer Staaten den Krieg sich abspielen zu lassen und an eigenen Landeskindern nur einen ganz verschwindenden Prozentsatz zu opfern. Die englischen Gesamtverluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen stellen sich heute ungefähr auf 400 000 Mann, davon sind aber weit mehr als die Hälfte farbige Engländer, also Menschen, deren Existenz oder Nichtexistenz das eigentliche englische Volk nicht berührt; demgegenüber steht Frankreich mit mehr als 2 Millionen, Rußland mit mehr als 4 Millionen Verlusten. England aber ist der einzige Staat, der aus dem Kriege bis jetzt einen geradezu ungeheuren Landerwerb gezogen hat; die von England seit Ausbruch des Krieges neu in Besitz genommenen Territorien, Deutsch-Südwest, Kamerun, Togo, Südseeinseln, Ägypten, Zypern, Lemnos, Mytilene, Nordfrankreich und neuerdings Saloniki, betragen rund 2,5 Millionen Geviertkilometer, also annähernd fünfmal das Areal des Deutschen Reiches! — Und dabei soll England in seinen Landen entsetzliche Opfer gebracht haben? Ja, wo denn? — Hat England ein Ostpreußen gehabt, das zerstört wurde, hat es ein Galizien kennen gelernt? — Die Granaten und Bomben, die von einzelnen Kriegsschiffen und Luftkreuzern auf englischen Boden gefallen sind, spielen gegenüber den Leiden anderer Staaten gar keine Rolle!

Nein, England hat noch gar nicht gelitten, es herrscht kaum eine Teuerung im Lande, wohl aber hat das Hauptgeschäft auf dieser Erde, auch schon durch die Vernichtung aller deutschen Geschäfte, wo sie erreichbar waren, ganz gewaltig

Digitized by Google

gelohnt und wird, wenn nicht noch hoffentlich ein recht dicker Strich dadurch gemacht wird, sich erst nach dem Kriege so recht bezahlt machen.

Ebenso unrichtig ist, auszusprechen, Englands Seeherrschaft sei vernichtet! Ich habe nachgewiesen, daß die englische Flotte heute bedeutend stärker ist, als vor dem Kriege, und ihre Seeherrschaft ist so ausgedehnt, daß eine Steigerung kaum noch möglich erscheint. Es kann nur schaden, wenn man hier sich falschen Vorstellungen hingibt. Es ist richtiger, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und daraufhin zu erkennen, daß es dringend erforderlich ist, gründliche Abhilfe eintreten zu lassen. Gerade eine Unterschätzung Englands könnte nur zu bösen Schädigungen führen!

Und nun soll auch die Unangreifbarkeit Englands endgültig zerstört sein? — Auch das ist heute noch nicht recht zu verstehen!

Freilich sind Luftschiffe über die Insel gekommen, haben auch Bomben auf die Insel fallen lassen, aber dadurch ist doch die Unangreifbarkeit der Insel noch nicht ‚endgültig zerstört!' Dazu gehört doch mehr. Höchstens in einigen Teilen seines festländischen Besitzes könnte England angegriffen werden, z. B. in Ägypten, aber die Insel ist nach wie vor ziemlich unangreifbar; der beste Beweis dafür ist, daß der englische Import und Export fast genau so funktioniert wie in Friedenszeiten [? D. T.]. Wenn wöchentlich 1500 bis 2000 Schiffe über 300 Tonnen die englischen Häfen aufsuchen und verlassen, dann spricht das eine deutliche Sprache, und dieser Handel müßte doch erst einmal brachgelegt werden, wenn man von einer endgültigen Zerstörung der Unangreifbarkeit der Insel sprechen wollte.

Die englische Valuta ist freilich ein wenig gesunken, das tut die Valuta kriegführender Staaten fast stets, aber dieses Sinken kann fast vernachlässigt werden gegenüber den Verlusten der anderen Kriegsteilnehmer, und somit dürfte die Behauptung, daß der englische Kredit auf das schwerste erschüttert sei, etwas einzuschränken sein.

Es ist stets richtig, den Tatsachen kalt ins Auge zu blicken, denn nur aus der richtigen Einschätzung der Verhältnisse kann der folgerichtige Schluß für die erforderliche Handlung abgeleitet werden ... Dieser Feind, der sich nicht gescheut hat, mit den niedrigsten Mitteln, mit den gemeinsten Verbrechen gegen alle Menschlichkeit, gegen alles Recht und alle Billigkeit zu handeln, dieser Feind verdient keine Schonung, kein Erbarmen; wer die hilflos im Wasser schwimmende Mannschaft eines durch erbärmlichste Heimtücke vernichteten feindlichen Unterseebootes einzeln im Wasser kaltblütig abschießen kann, anstatt sie gefangenzunehmen, der hat den Anspruch auf den Namen eines Kulturstaates verloren, der kann und darf nicht mehr die Welt beherrschen!"

Nun hat man, wie der „Berl. Lokal-Anz." ausführt, zum ersten Male seit dem Beginn des Krieges im englischen Parlament von der Notwendigkeit und von der Möglichkeit einer Völkerversöhnung gesprochen. „Unter dem Eindruck der diplomatischen und militärischen Mißerfolge, die der Vierverband erlitten hat, ist das leise Rauschen einer Friedenssehnsucht im Oberhause erklungen. Wir

Digitized by Google

wollen uns aber deshalb nicht der Hoffnung hingeben, daß die in der Kritik der Lords zum Ausdruck gekommene Stimmung irgendwelche praktischen Folgen haben wird. Denn einen Tag nach der Debatte im Oberhause wurde beim Lordmayorfestmahl in der Guildhall von einem Mitgliede der Regierung, dem Minister des Innern Simons, wiederum die alte abgebrauchte Lüge ausgesprochen, die aus dem Gehirn der maßgebenden Männer in England ausgelöscht sein muß, bevor an eine Überbrückung des Abgrundes gedacht werden kann, der Deutschland von England trennt, die Lüge, daß der Vierverband die europäische Kultur gegen die Zentralmächte schützen müsse, deren Gefährdung durch die barbarischen Handlungen Deutschlands offenbar geworden sei. Und auf demselben Festmahl sagte Asquith, daß Englands Kriegsziel dasselbe sei wie vor einem Jahre. Dieses Ziel aber ist die Vernichtung dessen, was sie im Ausland den deutschen Militarismus nennen, was aber in Wahrheit die unentbehrliche Vorbedingung für unsere nationale Selbständigkeit ist. Die Nation, aus der die Mörder des ‚Baralong' hervorgegangen sind, hat das Recht verwirkt, zu behaupten, daß sie für die europäische Kultur kämpfe, selbst wenn sie diesen Kampf nicht im Bunde mit einer Macht führte, die aus strategischen Gründen zwölf Millionen Menschen aus ihren Wohnstätten vertrieben und Hunderte von Dörfern und Städten eingeäschert hat. Bevor man in London nicht von dem Wahne geheilt ist, daß die antideutsche Koalition sich nicht zur Rettung der europäischen Kultur, sondern zur Zerstörung Deutschlands gebildet hat, ist die Möglichkeit einer Verständigung vollkommen ausgeschlossen.

Gerade in London muß man zuerst von diesem Wahn geheilt werden, weil nach der gestrigen Rede Lord Curzons der ganzen Welt offenbar geworden ist, daß die Geschicke Frankreichs, Rußlands und Italiens in den Händen englischer Staatsmänner liegen. Man kann in der Tat kein treffenderes Gleichnis für das Verhältnis unserer Feinde zueinander finden als das, was der Lordsiegelbewahrer in seiner zur Verteidigung Edward Greys gehaltenen Rede gebrauchte: ‚Vier Pferde, die früher nie zusammengegangen waren, müssen von dem englischen Kutscher über einen Weg voll Fallgruben und scharfer Ecken geführt werden.' In Paris, in Petersburg und in Rom wird man über dieses Gleichnis nicht sehr erbaut sein — aber wir können nicht leugnen, daß es den Nagel auf den Kopf trifft."

Höher bewertet das „Berliner Tageblatt" jene Kundgebungen. Dort ergreift bezeichnenderweise Theodor Wolff das Wort: „Während der ‚Temps' und alle gleich gestimmten Blätter noch jede Winterfahrt deutscher politischer Persönlichkeiten so auslegen, als versuche man von deutscher Seite vergeblich, geheime Fäden anzuknüpfen, und während man noch laut betont, alle Friedensversuche müßten an dem unbeugsamen Kriegswillen der Ententevölker scheitern, haben im englischen Oberhause zwei hervorragende Männer mit vorbildlicher Ehrlichkeit ihre Friedenswünsche kundgetan. Lord Loreburn, ein alter Liberaler, noch vor wenig Jahren Präsident des Oberhauses und einer der bedeutendsten englischen Juristen, hat Worte gesprochen, die man auch in Deutschland — wenn man nicht gerade zu

Digitized by Google

den letzten Gummistempelpolitikern aus der Zeit des ‚Gott strafe England' gehört — unbedenklich unterschreiben kann. Alle Nationen, hat der Lord gesagt, glauben, daß sie durchhalten müssen und daß sie im Rechte seien. Gehe der Krieg mit seinen enormen Verlusten endlos fort, so würde die gesamte Zivilisation sich verändern, aus dem allgemeinen Elend werde, als Folgeerscheinung, die Anarchie entstehen. Man müsse ‚jede ehrenvolle Gelegenheit ergreifen, um einen Aufreibungskrieg zu verhindern', denn nur so bliebe der Menschheit das schrecklichste Unglück erspart. Man müsse ‚seltsam konstruiert' sein, um diese Notwendigkeiten und diese Wahrheiten nicht einzusehen.

Der zweite Friedensforderer im Oberhause war Lord Courtney, gleichfalls ein liberaler Völkerrechtslehrer, der noch vor kurzem hohe Ämter verwaltet hat. Er legte zunächst ohne besonderen Optimismus die militärische Lage dar. Er zeigte, wie Lord Loreburn, die Wunden, die der Krieg der europäischen Zivilisation geschlagen hat, und sagte dann, es sei ‚nicht überraschend, daß man zu fragen beginnt, ob kein Ausweg möglich ist'. Er glaubt nicht, daß es sich um die Frage handle, ‚frei sein oder untergehen?' — er glaubt, ‚daß es eine andere Möglichkeit gibt'. Er erkennt ‚die ehrliche Überzeugung' Deutschlands an, er ist überzeugt, daß es gerade darum ‚einen Ausweg aus der Sackgasse geben muß'. Er nennt die ‚unentbehrliche Grundlage des Ausgleichs', und sagt, daß das ‚die Befreiung Belgiens und Nordfrankreichs' sei. Lord Courtney sieht in der Frage der ‚Freiheit der Meere' einen geeigneten Gegenstand zu Verhandlungen, sagt aber, kein Engländer würde jemals zustimmen, daß ‚England eine Kriegsentschädigung auferlegt wird'. Es ist zu bemerken, daß Lord Courtney von England, nicht von den Alliierten spricht.

Man braucht diese Kundgebungen im Oberhause nicht so zu überschätzen, wie die Ententepresse die ‚Symptome' in Deutschland überschätzt. Es ist aber auch mindestens unnötig, mit einem Achselzucken an ihnen vorbeizugehen. Das mögen die bekannten Heimkrieger tun, die etwas fern vom Schlachtfelde ihre Heldenschaft leuchten lassen, oder diejenigen, denen ein Krieg als gewinnbringendes Geschäft erscheint. Wer nicht ‚seltsam konstruiert' ist, wird Worte, die zu einer Verständigung raten, nicht mit billigem Spott zurückweisen und sie immer lieber vernehmen als ein hetzerisches Geschrei. Sehr schwer zu beurteilen ist nur, ob Lord Loreburn und Lord Courtney einen Anhang von Gleichgesinnten hinter sich haben, und wie weit ihr Einfluß, und wie weit die Wirkung ihrer Rede reicht. Es wird sich zunächst zeigen müssen, ob diese beiden alten Liberalen nicht nur Einzelerscheinungen sind. Die Vertreter der deutschen Regierung — zuletzt noch der Unterstaatssekretär Zimmermann — haben wiederholt erklärt, daß sie stets bereit wären, vernünftige Friedensvorschläge in Erwägung zu ziehen. Auch diese Erklärungen entsprangen, was jeder ruhige Beobachter der Gesamtsituation wohl einsehen dürfte, keinem Schwächegefühl. Über Vorschläge und Bedingungen zu sprechen, ist der Presse noch immer untersagt ... Für heute kann man auf die Reden der beiden liberalen Lords nur hinweisen, und zwar mit besserem Rechte als der ‚Temps' und ähnliche Blätter das bei jeder deutschen ‚Friedensbotschaft' tun. Aber man muß sich um so mehr davor hüten, an die beiden Ober-

Digitized by Google

hausreden schon irgendwelche Erwartungen zu knüpfen, da aus den Reden der Herren Asquith und Briand eben noch so viel kriegerische Entschlossenheit klang."

Die Aufrichtigkeit der beiden englischen Redner will auch Graf Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung" nicht in Zweifel ziehen, — „soweit man bei Engländern überhaupt von Ehrlichkeit sprechen kann, sobald sie über politische Dinge reden". Der vielleicht zu einem Teil unbewußte Zusatz von weitestgehender Unehrlichkeit sei so groß, daß man auch dem redlichsten Engländer auf diesem Gebiete jede Lüge, jeden Betrug und jede raffinierte Schurkerei als selbstverständlich zutrauen müsse. Das solle natürlich kein Vorwurf gegen die beiden wohlmeinenden Lords sein.

„Der Grundgedanke, oder sagen wir lieber das verschwiegene Leitmotiv ihrer Ausführungen ist: der Krieg ist ein schlechtes Geschäft für England geworden, auch für die Zukunft erblicken wir kein Geschäft in ihm, also ist selbstverständlich die Zivilisation in schwerster Gefahr, also wäre vielleicht zu bedenken, ob man nicht Frieden schließen sollte, — natürlich auf Deutschlands Kosten. Lord Loreburn hat sogar die Sorge für ‚große Teile des Kontinents, welche eine Wildnis sein würden mit einer Bevölkerung von Greisen, Frauen und Kindern'. Es ist schade, daß Lord Loreburn nicht sagt, an ‚welche Teile des Kontinents' er hierbei denkt. Wahrscheinlich fürchtet er, daß der Nachwuchs von Englands Festlandverbündeten zu spärlich ausfallen würde, um eine genügende Heeresfolge für Großbritannien zu zeitigen, wenn großbritannische Staatsmänner wieder einmal den Wunsch hätten, die Kultur und Freiheit Europas und die Unabhängigkeit der kleinen Staaten zu retten. Genug, die Sorge des Lords um die Zukunft des Kontinents ist um so rührender, als sie im Grunde nur die wirkliche Sorge um die Zukunft der britischen Weltherrschaft verdecken soll. Daß Lord Loreburn aber gar von der ‚Menschheit' spricht, das ist nun zum Entzücken gar.

Lord Courtney ist noch praktischer. Er will einen ‚Ausweg aus der Sackgasse' suchen, indem er die ‚Befreiung' Belgiens und Nordfrankreichs fordert, im Weigerungsfalle mit Weiterkämpfen droht und eine Kriegsentschädigung ablehnt. Dagegen findet der weise und gerechte Richter — Lord Courtney ist Völkerrechtler —: die ‚Freiheit der Meere' sei ein geeigneter Gegenstand für Friedensverhandlungen. Das glauben wir gern! Man hat in Großbritannien immer eine sehr gute Nase für solche ‚geeignete Gegenstände' gehabt und betätigt. Die ‚Freiheit der Meere' soll dem dummen Deutschen vorgehalten werden, damit er hinter ihr herjagt, wie — auf dem bekannten Bilde — ‚Die Jagd nach dem Glück' — der Reiter hinter der leichtbekleideten jungen Dame, die auf der Kugel tanzend, auf schmalem Brett über den Abgrund rollt und ihm folgerichtig den Hereinfall bereitet. Nun ist in Deutschland so viel von Freiheit der Meere geschrieben worden, es gibt sogar Leute, die, wie wir in der ‚Kölnischen Zeitung' lasen, glauben, die amerikanische Note an England könne die Morgenröte der Freiheit der Meere heraufführen. Der Engländer glaubt: hier sei etwas auszunutzen und denkt: ‚Der Lügenköder fängt den Wahrheitskarpfen'.

Wir haben wiederholt dargelegt, was wir unter Freiheit der Meere verstehen: eine Freiheit durch die eigene Kraft, die Unmöglichkeit, für die

Digitized by Google

Zukunft uns die Meere zu sperren. Friedensverhandlungen, Verhandlungen für den Frieden und während dem Frieden können dieses Ziel für uns nicht erreichen, auch wenn sämtliche jetzt neutralen Mächte, von den Vereinigten Staaten bis Monako, ihre Namen unter das ‚Instrument' setzten. Im nächsten Kriege würde es solchen Vereinbarungen genau so gehen wie in diesem Kriege der Pariser Deklaration und der Londoner Deklaration und den Haager Bestimmungen. Ja, wendet man ein: wenn aber die Vereinigten Staaten . . .! Darauf wäre zu erwidern, daß auch die Beteiligung der Vereinigten Staaten keinerlei tatsächliche Garantien für eine spätere Kriegszukunft für die Dauer überhaupt schaffen könnte. Die Staaten und Völker steigen und sinken, die Gruppierungen ändern sich, eine über allen Parteien schwebende, mit allen Mitteln und dem Willen der Exekutive ausgerüstete Macht existiert nicht und kann nicht existieren, — also bleibt als einzige wirkliche Gewähr nur die eigene Kraft und die Möglichkeit ihrer Betätigung. Alles andere ist Blendwerk und Sprenkel für deutsche Vögel. In England weiß man, wie gesagt, solche Leimruten sehr geschickt zu wählen und anzuwenden. Schon Sir E. Grey hat schon vor einigen Monaten verheißungsvoll von der Möglichkeit internationaler Erörterungen über die ‚Freiheit der Meere' gesprochen . . .

Die Freiheit der Meere wird man nach allen Erfahrungen in Deutschland schwerlich als ‚geeigneten Gegenstand für Friedensverhandlungen' ansehen. Ebenso wenig wird Deutschland um der Zivilisation willen einen Frieden ohne die nötigen Sicherheiten schließen. Die Sicherheiten müssen geschaffen werden, und auf die Sicherheiten kommt es allein an, nicht um Ergreifen ‚jeder ehrenvollen Gelegenheit', Frieden zu machen. Zurückweisen müssen wir auch die Redewendung des Lord Loreburn: ‚Jede große Nation glaubt, daß der Krieg ihr aufgezwungen wurde.' Das deutsche Volk weiß, daß ihm der Krieg aufgezwungen worden ist. In Großbritannien, Frankreich und Rußland ist einer urteilslosen Volksmasse derselbe Glaube von den Regierenden bewußt wahrheitswidrig eingeträukt worden, die Regierenden wissen, daß es Lüge ist. Die Deutschen müssen deshalb zurückweisen, wenn der Lord sagt: ‚Alle glauben, daß sie im Rechte sind,' — und damit andeutet, jeder habe ein bißchen Recht und ein bißchen Unrecht. Dem deutschen Volke ist dieser Krieg aufgezwungen worden. Jetzt ist es nicht geneigt, für ‚Rettung der Zivilisation', um England von seinen Sorgen zu befreien, auf jene tatsächlichen Sicherheiten zu verzichten, welche der deutsche Kaiser und Kanzler wiederholt als Notwendigkeiten bezeichnet haben . . ."

In der Sache wird man dem Verfasser beipflichten müssen, — den Ton könnte man sich — ohne alle Schwäche — weniger abweisend wünschen, wohlgemerkt aber nur, soweit es sich um die Würdigung der guten Absichten jener Lords handelt. Man muß sich dabei doch vergegenwärtigen, daß sie in einem englischen Parlament gar nicht anders sprechen, gar nicht weiter gehen konnten, wollten sie überhaupt den Friedensgedanken nur zu Worte kommen lassen. Irgendein Anfang von irgendeiner Seite muß doch einmal gemacht werden, dieser Anfang kann doch aber immer nur ein tastender, zurückhaltender sein,

Digitized by Google

der — eben als ein Anfang — sein Ziel schon erreicht, wenn er das Eis gebrochen, der Erörterung eine Fahrrinne geöffnet hat. Haben nun aber die — trotz aller notwendigen Vorbehalte — dankenswerten Anregungen der beiden auch nur dieses Ziel erreicht? Nein! — wie das äffende Echo aus der Guildhall wohl auch den harmlosesten Deutschen belehrt haben wird. Und es ist auch bei dem vom Koalitionsministerium Asquith gehandhabten Vertuschungssystem in absehbarer Zeit kaum eine solche Wendung zu erwarten.

In welchem Maße selbst die kritischsten Köpfe des Oberhauses ein Opfer jenes Vertuschungssystems geworden sind, veranschaulicht ja gerade Lord Courtneys Auffassung der Voraussetzungen einer Beendigung des Krieges. „Davon ausgehend," wird dem „Schwäbischen Merkur" aus Berlin geschrieben, „daß Deutschland und England in gleicher Weise von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt seien, nannte Lord Courtney die Befreiung Belgiens und den deutschen Verzicht auf jede Zahlung einer englischen Kriegsentschädigung die ‚unentbehrliche' Grundlage eines Ausgleichs. Ohne auf den sachlichen Inhalt dieser Auffassung einzugehen, weil das Gegenteil ohne die Erörterung von Kriegszielen nicht möglich wäre, darf man doch darauf hinweisen, daß es aufs engste mit dem englischen Vertuschungs- und Lügensystem zusammenhängt, wenn Lord Courtney Englands Überzeugung von seinem guten Recht der Überzeugung Deutschlands gleichwertig an die Seite stellt und vorbehaltlos für die Befreiung Belgiens eintritt. In beiden Richtungen hat teils die Entstellung der Wahrheit durch Sir Edward Grey, teils die Unterschlagung der urkundlichen Beweise für die neutralitätswidrige Deutschfeindlichkeit Belgiens offenbar auch das Urteil der Kritiker im Oberhaus getrübt. Ob die Hoffnung berechtigt ist, daß englische Politiker vom Schlage des Lord Courtney zu einem unbefangenen Urteil gelangen können, sobald sie die äußere Möglichkeit haben, sich über die wahre Natur der Dinge zu unterrichten, bleibe dahingestellt. Falls aber für die englische Politik in diesen Fragen der englische Satz: ‚Recht oder Unrecht, ich stehe zu meinem Vaterlande' uneingeschränkt seine Gültigkeit behaupten sollte, scheint die friedliche Beilegung des Kampfes weiter in die Ferne gerückt zu sein, als es den Klagen der Lords über die ungeheuren Opfer und die Aussichtslosigkeit eines entscheidenden Sieges über den neuen Vierbund entspricht.

Das Ministerium Asquith wird ohne Zweifel — die Ministerreden auf dem Lordmayor-Bankett vom 9. d. Mts. bezeugen es! — alles aufbieten, um das im Oberhaus gebrandmarkte Vertuschungssystem als wertvollste Stütze seiner Kriegspolitik aufrecht zu erhalten. Das Gelingen dieser Taktik ist im Unterhaus dadurch erleichtert, daß seit dem Übergang zu dem System des Koalitionsministeriums die parlamentarische Kritik auf einem vollständig veränderten Boden steht. Lord Loreburn hat in diesem Zusammenhang treffend dargelegt, daß durch das Koalitionsministerium, das England des Systems der zwei Parteien und der verantwortlichen Kritik der Opposition beraubte, nur die parlamentarische, nicht aber die nationale Lage erleichtert wurde. Möge sich das englische Parlament fragen, ob die Irreführung des Urteils, die mit Asquiths Täuschungssystem untrennbar verbunden blieb, als ein Verhängnis auf der nationalen Lage Großbritanniens lasten soll!"

Digitized by Google

Nun, das sei eine englische Sorge, wir können nichts anderes dazu tun, als daß wir durch weitere Kämpfe, weitere Siege dieses System unmöglich machen. Es ist zu begrüßen, daß auch unsere Regierung weit davon entfernt ist, sich hierüber irgendwelchen Täuschungen hinzugeben. Schrieb doch — von anderen halbamtlichen Kundgebungen gleichen Sinnes abgesehen — die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“:

„Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie in dem Zeitraum zwischen diesen beiden Guildhallreden des leitenden Ministers ohne Unterlaß in Rede und Schrift mit den äußersten Mitteln der Aufhetzung und unter fortgesetzter Vorspiegelung eines baldigen Hungertodes des Deutschen Reiches der Vernichtungskrieg gegen uns gepredigt worden ist, so werden wir zwei abweichende Äußerungen, die vereinzelt bleiben, nicht eben hoch bewerten dürfen. Wir müssen uns an Herrn Asquith, an seine Worte und Taten halten . . .

Solange die Leiter der englischen Politik glauben, Deutschland besiegen und vernichten zu können, solange die englische Nation trotz aller Enttäuschungen mit ihnen an diesem Wahn festhält, so lange bleiben Reden, wie die des Lords Loreburn und Courtney, leider Stimmen in der Wüste.“

Und nun die „Friedensbereitschaft“ in Frankreich! „Selbst dem eitelsten aller Völker“, so Jakob Frank in der „Vossischen Zeitung“, „ist die verbrecherische Eitelkeit nicht zuzutrauen, daß es bloß für seine ‚Gloire‘ weiterkämpfen und ungeheure Menschenopfer, die seine längst geschwächte Regenerationskraft vollends aufzehren müssen, würde bringen wollen — wenn es einen Frieden vom siegreichen Gegner erlangen könnte, ohne den Siegespreis zu entrichten. Aber das glauben die Franzosen auch gar nicht, sondern meinen — wenigstens der klügere Teil der französischen Politiker tut es: Die Deutschen sagten sich heute, sie hätten bereits alles, was sie wollen, könnten mehr nicht erreichen oder wenigstens nicht dauernd zu behaupten hoffen, und dächten nun bloß daran, das Errungene möglichst bald in Sicherheit zu bringen. Deshalb ist man geneigt, die Gerüchte über deutsche Versuche, zum Frieden zu gelangen, so leicht für wahr zu halten. Und daraus folgert man: Wenn man nur durchhalte und die Deutschen gezwungen sein würden, immer mehr Opfer zu bringen, ohne daß sie dabei einen höheren Preis zu erwarten hätten, so müßten sie schließlich ermüden und lieber bereit sein, das schon Errungene aufzugeben, als es endlos zu verteidigen. Bei diesem Gedankengang übersieht man aber nicht nur, wie wenig Hoffnung ist, die Deutschen früher zu ermüden, als die Franzosen ermüdet sein müßten. Sondern man begreift in Frankreich — weil die Franzosen trotz ihres weltweiten Kolonialbesitzes, der bloß eine Angelegenheit großkapitalistischer Gruppen ist, der Weltpolitik gänzlich fremd sind — das Wichtigste nicht: was die neue Epoche des Krieges, die mit dem Vorstoß nach Serbien begonnen hat, für Deutschland eigentlich bedeutet. Man versteht in Paris nicht, daß für uns jetzt der Entscheidungskrieg mit England beginnt, dem wir bisher nicht so ankonnten, daß irgendwelche Aussicht war, es werde sich besiegt fühlen. England zu besiegen, ist für uns nur möglich, wo wir es zu Land fassen können: sei es, daß es große Armeen nach dem europäischen

Digitized by Google

Festland senden muß, wozu Frankreichs Menschenmangel es immer mehr zwingt, sei es, daß wir auf dem Landweg an die empfindlichsten Stellen seines Weltreichs herankommen. Und glaubt irgendwer, daß wir es im Augenblick, in dem wir uns anschicken, diesen Weg zu erschließen, wirklich eilig haben, zu einem Frieden zu gelangen, bei dem England unser unbesiegter Feind bleiben würde? Es gibt keinen Deutschen, der etwas anderes dächte als dies: Wer nach diesem Krieg unser Feind bleiben will, der muß unschädlich sein. Deutschland will diesen gewaltigen Krieg nicht geführt haben, um danach in noch schlimmerer Bedrohung zu leben, als es seit Frankreichs Wiedererstarken nach seiner Niederlage lebte. Eine solche Bedrohung wäre die ungeschmälerte Macht eines Großbritannien, das nicht würde aufhören wollen, uns Feinde zu schaffen und jedem, den wir haben, beizuspringen. Den Frieden mit England werden wir nicht früher wollen, als England Frieden und Freundschaft mit uns will. Ist es nötig zu sagen, wie weit wir davon noch entfernt sind? Im englischen Oberhause ist neulich von Frieden gesprochen worden, aber was der greise Lord Courtney darüber sagte, hat uns bloß gezeigt, wie gänzlich unannehmbar für uns der Friede wäre, den sich ein Engländer heute vorzustellen vermag. Und ‚Labour Leader', ein Blatt, das in England fast als verräterisch verschrien wird, weil ihm der echte Deutschenhaß fehlt, stellt die Rede Briands, da er bloß Elsaß-Lothringen zurückerobern, aber auf sonstige Annexionen verzichten will, als vorbildlich in ihrer Mäßigung für die englische Regierung hin. Um von solcher zu unserer Meinung die Brücke der Verständigung zu schlagen, müssen wir weiter gelangt sein, als wir heute stehen: nach Konstantinopel und darüber hinaus. Während man in Paris von unserer Friedenssehnsucht fabelt, zweifeln die Engländer nicht, wie sehr es uns mit der Fortführung des Krieges Ernst ist. Kitcheners Sendung nach dem Osten, Haldanes bevorstehende Ernennung zum Kriegsminister bezeugen es. Weder Deutschland noch England denken heute an Frieden. Aber jeder ernste Friedenswille findet uns bereit. Deutschland hat niemals den Krieg gewollt und wird zu jeder Zeit einen Frieden wollen, der seinen Kriegsopfern und Kriegsleistungen entspricht. Daß mit diesen Opfern und Leistungen auch der Preis des Friedens wächst, versteht sich von selbst."

Es ist ein heilloser Irrtum, es heißt die Dinge völlig auf den Kopf stellen, wenn an irgendwelchen Stellen bei uns so getan wird, als seien wir überhaupt in der Lage, den Frieden anders vorzubereiten, als indem wir durch Taten die Voraussetzungen für ihn schaffen. Das ist sicherlich eine harte, entsagungsvolle, neue Opfer heischende Erkenntnis, aber die einzige, die uns zu einem Frieden führen kann und wird, der uns nicht in sehr absehbarer Zeit noch größere Opfer auferlegt und dann — unter ungünstigeren Aussichten. Die Frage ist leider nicht, was wir gerne möchten, sondern was wir müssen. Und was ein Volk wie das deutsche muß, das kann es auch.

Digitized by Google

Eine Schande

Mit dieser Brandmarke kennzeichnet Wilhelm Schwaner im „Volkserzieher“ einen Vorgang, der in seiner Art wohl ein Äußerstes darstellt. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um das unglaubliche Unterfangen, den Verfasser der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, nicht zuletzt aber (in diesem Zusammenhange!) auch der „Kriegsaufsätze“, Houston Stewart Chamberlain, als einen „Überläufer“, „übeln Schlafgesellen“ und wer weiß was sonst noch anzuprangern und zu ächten! „Es gibt freilich Menschen“ — so Schwaner —, „mit deutscher Feder aber fremdem Herzen, denen ein Mann dieser Art selbst heute noch, in diesem furchtbarsten aller Kriege gegen das Deutschtum, ein Dorn im Auge, ein Fremdling, ein ‚Überläufer‘ ist. Den neuen Reigen gegen Chamberlain eröffnete Herr Wolfgang Schumann im 2. Maiheft des ‚Kunstwart‘, indem er dem Bayreuther ‚Dilettanten‘ in unsäglich hochnäsiger Weise Widerspruch, Fehlgriff und Übertreibung schlagend ‚nachwies‘. Er nannte Chamberlain einen ‚Verwirrer‘, womit er wohl dem ‚Deutschen Willen des Kunstwart‘ schon im voraus einen besonderen Dienst zu erweisen glaubte. Mir scheint, Ferdinand Avenarius hätte besser getan, wenn er diesem Rektor aller Spittelère, Hodler, Dalcroze und Maeterlincke ein paar derbe Schläge auf die Finger gegeben hätte. Denn durch ein wohlwollendes, späteres ‚Zitat‘ im Oktober kann unmöglich wieder gutgemacht werden, was durch einen einzigen verdorbenen Artikel vergiftet wurde. Den Schweizer Spittelère rausreißen und sogar loben, nachdem er uns mit den gemeinsten Schimpfworten beworfen hat, den Engländer Chamberlain aber runterreißen und ‚einen runtersetzen‘, nachdem der den Deutschen allerlei Ermunterndes und Liebes gesagt hat, das ist würdelos, das ist Verrat am Deutschtum; das ist eine Art, wie wir sie sonst nur an ‚Vorwärtsen‘, ‚gewissen Tageblättern‘ und Montagszeitungen kennen.

Auf den Blasewitzer Wolfgang Schumann folgte im Juni der Berliner Hans Leuß in der ‚Welt am Montag‘ und bezeichnete Chamberlain als einen ‚üblen Schlafgesellen‘ ... In jenem Juni-Artikel aber hat Herr Hans Leuß noch eine andere und bezeichnende ‚Aufgabe‘ erfüllt: er hat dem germanischen Rassentheoretiker Chamberlain den feinen Wissenschafter Herz gegenübergestellt. Der Kenner weiß darum, weshalb und wozu. Wir ‚Alldeutschen‘ kriegen's ja von jener Seite alle paar Wochen ‚nachgewiesen‘, daß es nur eine Rasse gibt, daß dies aber ganz gewiß nicht die Germanen oder gar die ‚mischblütigen Deutschen‘ sind. Auf Herrn Leuß folgt dann endlich Herr Prof. Dr. Molenaar-München. Der schrieb als akademisch gebildetes Haus gleich einen ganzen Anti-Chamberlain ...

Houston Stewart Chamberlain verschmäht es aus leicht begreiflichen Gründen, den Kläffern gegen seine Ehrlichkeit, Tüchtigkeit und Reinheit den wohlverdienten Jagdhieb zu geben; aber wir Deutschen wollen es uns nicht weiter gefallen lassen, daß Dinge oder Menschen verhöhnt, verspottet und verleumdet werden, die Tausenden und Abertausenden von uns heilig sind. Wir dürfen nicht über

Digitized by Google

Luther, nicht über den Papst, nicht über eine Kirche oder Partei schimpfen, weil wir damit unzählige Mitkämpfer gegen den gemeinsamen äußeren Feind verletzen, also den Burgfrieden stören; wir dürfen nichts gegen Katholiken, Evangelische oder gegen die Juden sagen ... Aber immer noch darf wie vor dem Großen Kriege nach dem Muster der Vorwärtse, Linkswärtse und Auswärtse alles Deutsche verdächtigt und verrissen werden. Ist denn der Burgfrieden nur zum Schutz der Parteien und Zeitungssippen verkündet, nicht auch zur Schonung unserer vaterländischen und völkisch-religiösen Gefühle?..."

*

Der Fall Chamberlain

Er ist noch toller, schreibt Willy Pastor in der „Tägl. Rundschau", als der Fall Spitteler. Dieser Schweizer, der es sich neulich gefallen ließ, von seinen welschen Freunden „Spittelère" angeredet zu werden, durfte unser Heer und unser Volk verleumden, und es fanden sich Deutsche, die noch immer mit Heftigkeit für ihn eintraten. Bei Chamberlain haben wir es umgekehrt erlebt, daß ein gebürtiger Engländer, angeekelt durch den Rassenverrat seines Heimatlandes, durch dessen Judaspolitik der Lüge und Gemeinheit sich vor aller Welt mit klaren Worten zu Deutschland bekannte als dem Land, das sein Leben dafür einsetzt, die besten Überlieferungen germanischer Art mit reinen Händen durch diese schwerste aller Zeiten hindurchzutragen. Und wie dankt man es ihm? Eine Anzahl deutscher Schreiber rottet sich zusammen, um wie wildgewordene Jakobiner in das Volk hineinzuschreien: „Hört nicht auf ihn! Er ist ein Engländer! Ein Überläufer!!"

Wäre es ein einzelner Querkopf, irgendein Liebknecht des Schrifttums, der gewerbsmäßig immer anderer Meinung sein muß als alle anderen, so könnte man ihn ruhig gewähren lassen. Aber es ist schon eine richtige Gruppe. Wolfgang Schumann fing das Treiben an im Dresdener „Kunstwart", derselben Zeitschrift, die ja auch zur Rettung Spittelers das Menschenmöglichste tat; Hans Leuß folgte in der Berliner „Welt am Montag", und der Münchener Professor Molenaar schrieb gleich einen ganzen Anti-Chamberlain. Es kommt Methode in die Angriffsweise — unsereins darf nicht mehr „neutral" beiseite stehen.

Chamberlain ein Überläufer! Was würden die Sozialdemokraten, die jetzt als anständige Kerle in Reih und Glied stehen, dazu sagen, wenn sich einer unterstände, sie Überläufer und Verräter ihrer alten Sache zu nennen! Oder die Bayern oder Österreicher oder Sachsen, die alle einmal Todfeinde des Thrones waren, unter dessen Führung sie heute dahinziehen: welcher Bube darf es wagen, sie des Treubruchs und der Überläuferei zu zeihen? Überlegt euch einen Augenblick in Ruhe, was diese alle taten, und was Chamberlain jetzt tut, und dann fragt euch selber, was eigentlich für einen Mann wie ihn hier Überläuferei und was Rechtschaffenheit bedeutete: ein Ausharren bei den Idealen, denen er ein Leben treuer Arbeit gewidmet hatte, und die er nur in Deutschland noch gehütet fand, oder ein Übertreten zu denen, die eben diese Ideale aus Neid und Gier verschachert hatten? Verpflichtet Verwandtschaft auch zu gemeinsamem Verbrechen? Und ist in einer Jüngerschar, von der ihrer elf zum Judas wurden, der zwölfte deshalb verächtlich, weil nicht auch er mit der Mehrheit geht?

Burgfriede ist. Nicht alles soll darum heute ausgeführt werden, was bei diesem Fall bemerkenswert erscheint. Das Schlimme an Chamberlains mannhaften Reden ist nämlich für viele Menschen nicht, was da verneint, sondern was bejaht wird. Daß er den Engländern absagt, das hätte man ihm noch hingehen lassen als seine persönliche Sache. Aber daß er jetzt wieder, und wiederum so unzweideutig, sich zu germanischer Art bekennt, das freilich macht ihn für manch einen unbehaglich, mehr als unbehaglich. Wir kommen drauf zurück, wenn wieder „Friede ist". Für heute mag es genug sein, denen Rede zu stehen, die Chamberlain untreu nennen, weil er sich abgewandt hat von einem sich selbst untreu gewordenen England.

*

Digitized by Google

Das konnten wir nicht wissen — ?

Im Herbst 1895, erzählt Hauptmann Brüning im „Hammer", machte ich als Reserveoffizier des Königsberger Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm I. das Manöver des ersten Armeekorps an der russischen Grenze mit: von Allenstein über Sorquitten nach Rastenburg und dann weiter nach Lyck. Mein Kampagniechef, Hauptmann Hoebel, der vor einem Jahr als Oberst a. D. auf seinem Gut Rogallen bei Sensburg gestorben ist, sprach mit mir auf den Märschen und im Biwak über die russische Gefahr. „In Mlawa", sagte er unter anderem, „liegen vier Regimenter: ein Infanterie-, ein Kavallerie-, ein Kosaken- und ein Artillerie-Regiment. Und so gespickt voll ist fast die ganze russische Grenze. Was haben wir dem gegenüberzustellen? Sie sollen sehen: Skobeleffs Plan, Masuren zu überschwemmen, wird ausgeführt werden. Unser schönes Masurenland ist verloren, wird zur Wüste gemacht, wenn wir uns nicht besser rüsten, wenn wir dem russischen Bären nicht an die Kehle springen, bevor er zuschnappen kann."

Diese Voraussage eines klugen und weitblickenden Mannes ist leider vollständig in Erfüllung gegangen. Masuren ist zur Wüste gemacht worden. Auch das Schloß des Sorquitter Russenfreundes liegt in Trümmern.

Ich habe Berichte von Verwandten und Freunden aus Masuren in Händen, die ein fürchterliches Elend schildern. Mit Rücksicht auf des Vaterlandes Bedrängnis trägt man dort zwar geduldig alles Leid, aber doch bricht zuweilen mit Bitternis die Klage hervor: „Mußte es so kommen?"

Wer denkt da nicht zunächst an die zwei Kavallerie-Divisionen, deren Aufstellung der Reichstag verweigerte und erst dann bewilligte, als es zu spät war.

Konnte man wirklich nicht voraussehen, daß jede Million, die an der Landesverteidigung in Ostpreußen gespart wurde, mit hundertfachem Schaden bezahlt werden mußte? Genau so, wie anderswo auch, z. B. in Südwestafrika. Was gäben wir heute darum, wenn diese Kolonie besser geschützt gewesen wäre! Hätten wir 10000 Mann mit der nötigen Ausrüstung in Südwest gehabt, dann hätten wir es nicht nur halten, sondern auch noch das Kapland dazu erobern können. Was ist das für ein ungeheures Lehrgeld, das wir in Afrika bezahlen müssen!

Im „Tag" sagte kürzlich Rittmeister Großmann, wir hätten nicht wissen können, daß Rußland so schnell mobilisieren würde. — Eine merkwürdige Behauptung, da männiglich bekannt ist, daß der Petersburger Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" schon im Mai vorigen Jahres meldete: „Rußland macht mobil!"

„Wir haben nicht voraussehen können," sagt der ostpreußische Oberpräsident, „daß die Russen unter Verletzung alles Völkerrechts so grausam Krieg führen würden." Nun, wir Ostpreußen wissen doch, wie die Russen 1807 und 1813 in unserer Provinz gehaust haben, obwohl sie damals unsere Verbündeten waren. Die Räubereien und Mordtaten der Moskowiter bildeten noch in meiner Jugend das Hauptthema der Unterhaltungen der ostpreußischen Landbevölkerung. Welche Greuel die russischen Soldaten in den Dörfern bei Königsberg verübten, kann man in den Erinnerungen des preußischen Generals Freiherrn v. Ledebour nachlesen! — Hätten wir es also wirklich nicht wissen können? —

Ich erzähle dieses Beispiel, um darzutun wie wenig Deutschland an den Krieg dachte. Es hat ihn nicht gewollt und nicht vorbereitet. Das widerlegt alle im Ausland umlaufenden Märchen, als ob Deutschland diesen Krieg vom Zaune gebrochen und seit vielen Jahren sich für ihn gerüstet hätte. Das Gegenteil ist richtig.

*

Mischung von Feigling, Bluthund und Whisky

Den Mördern von der „Baralong", die ihr unsäglich feiges und gemeines „Werk" zur „Krönung" noch mit Whisky begossen hatten, widmet die „Deutsche Tageszeitung" folgende Betrachtung:

Dieser verruchte Mord an braven deutschen Seeleuten ist nicht der erste Akt, son-

Digitized by Google

dern nur ein Glied in einer ganzen Kette englischer Greueltaten, die während dieses Krieges an deutschen Soldaten begangen wurden; wir haben ja erst kürzlich an die bereits voraufgegangenen „Heldenstücke“ englischer Kriegführung erinnert. Er deutet deshalb nicht eine vereinzelte Ausschreitung, nicht eine krasse Ausnahme von den Regeln englischer Kriegführung; man könnte ihn vielmehr eine typische Ausschreitung nennen, die ihren letzten Grund weniger in ganz ausnahmshafter Roheit und Verruchtheit, als darin findet, daß die englische Kriegführung zu allen Zeiten besondere Neigung zu Brutalität und Perfidie gezeigt hat. Das auszusprechen erscheint um so notwendiger, als es noch immer Leute gibt, die sich von dem Eindruck englischer Humanitätsphrasen und den hergebrachten Begriffen vom englischen Gentleman nicht freimachen können. Die nüchterne Wahrheit über diese typische Natur des neuesten englischen Bubenstückes festzustellen, ist aber auch deshalb von Wert, weil sich die Vergeltung für das ruchlos vergossene Blut vielleicht auch danach zu richten haben wird. Daß die Schandtat wirksame Vergeltung und Sühne erfordert, ist ja nur selbstverständlich. Gleichviel aber, wie die Vergeltung oder Sühne herbeigeführt werden und ausfallen mag, das deutsche Volk darf und wird die Mischung von Feigling, Bluthund und Whisky, die Kapitän William Mc. Bride von H. M. S. „Baralong“ verkörpert, nie vergessen!

*

Ist „Boche“ ein Schimpfwort?

In den „Neuen Zürcher Nachrichten“ liest man:

„Neulich sprach das Pariser Polizeigericht einen Angeschuldigten frei, der wegen Beleidigung verklagt war, weil er einen Elsässer wegen seiner deutsch klingenden Aussprache des Französischen als ‚Boche‘ behandelt hatte. Im Anschluß an diese Angelegenheit veröffentlicht der ‚Temps‘ vom 30. Oktober d. J. die Zuschrift eines ‚Elsässers‘, der sich gegen das freisprechende Urteil mit nachstehender Begründung wendet:

‚Meines Erachtens ist jemand, der einen andern einfach deshalb, weil dieser im Elsaß geboren ist, als ‚Boche‘ behandelt und ihm so die furchtbarste Beleidigung zufügt, ein schlechter Franzose. Man sollte sich vor Augen halten, daß ‚Boche‘ schlimmer ist als ‚Mörder‘, schlimmer als ‚Wilder‘, ‚Lügner‘ und ‚Betrüger‘, schlimmer als ‚Elender‘, daß ein ‚Boche‘ überhaupt kein Mensch, sondern ein schmutziges Tier ist.‘

Diese Worte und der Vorfall, an den sie sich knüpfen, haben einen doppelten Wert. Einmal dürften sie den Elsässern und den zahlreichen Deutschschweizern, die in Bewunderung vor allem Französischen ersterben, die Augen darüber öffnen, wie man sie trotz aller französischen Gesinnung — lediglich wegen ihrer Aussprache — tatsächlich in Frankreich einschätzt. Sodann zeigt die Veröffentlichung der vorstehenden Zuschrift im ‚Temps‘, dem halbamtlichen Organ der französischen Regierung, wie weit es mit der berühmten ‚Ritterlichkeit‘ der Franzosen gegenüber ihren Feinden heute gekommen ist. Es dürfte schwer halten, ähnliche Leistungen ernsthafter deutscher Blätter zu finden.“

Wie die Leser sich erinnern werden, hat ein deutsches Gericht erst eine Reihe von „Sachverständigen“ aufgeboten, die feststellen sollten, ob „Boche“ ein Schimpfwort ist.

*

Gr.

Kriegsgewinne

Die Zuckerfabrik Bedburg A.-G. schloß im vergangenen Jahre mit einem Verlust von 84 600 ℳ ab. In diesem Geschäftsjahr erzielte sie einen Reingewinn von 84 140 ℳ, trotzdem die Abschreibungen mehr als verdoppelt wurden. Aus dem Überschuß wird ein Kapitalgewinnanteil von 5 % gezahlt. Der Reinerlös für Rohzucker stieg von 9,65 auf 10,58 ℳ, der für Melasse von 2,80 auf 3,50 ℳ.

Die Zuckerhandelsunion A.-G. in Hamburg erzielte einen Überschuß von 1,14 Millionen Mark gegen 16610 ℳ im Vorjahre. Die Dividende beträgt 25 % (gegen 0 % im Vorjahre).

*

Digitized by Google

Unsere Friedenszuträger

Über Friedensbedingungen und Kriegsziele zu sprechen, schreibt die „Tägliche Rundschau", ist der deutschen Presse untersagt. Ob man damit einverstanden ist oder nicht, es ist der Wille der obersten politischen und militärischen Leitung, der respektiert werden soll und muß. Nur muß das Gebot für alle gelten. Es geht nicht an, daß die Befürworter eines schwächlichen Friedens, der fast einem Frieden um jeden Preis gleichkommt, immer wieder ihre Stimme erheben und unter Nichtachtung des Burgfriedens mit hämischen Bemerkungen über die Andersmeinenden, die den ganz überwiegenden Teil des deutschen Volkes bilden, sich als Wortführer des deutschen Volkes aufspielen, so daß im Ausland die Meinung erweckt wird, als herrsche im deutschen Volk Kriegsmüdigkeit und der Wunsch, zum Frieden zu kommen, auch wenn seine Bedingungen unseren Anstrengungen, Opfern und Siegen nicht entsprächen. Das „Berliner Tagebl.", das grundsätzlich nur von Schützengrabenleuten redigiert wird, hat sich auf die Bespöttelung der „Heimkrieger" eingestellt, als ob die Daheimgebliebenen aus Drückebergerei ihre vaterländische Pflicht nicht erfüllten, weder Opfer brächten noch sonst ihre Schuldigkeit täten und so das Recht verwirkt hätten, an den vaterländischen Dingen mitzuwirken. Und doch ist die Meinung dieser „Heimkrieger" ganz dieselbe wie die der Feldgrauen, die ihr Blut für ein Ziel einsetzen wollen. Heute bespricht das „Berliner Tageblatt" mit kaum verhehlter Zustimmung die Friedensforderung eines Lords im Oberhause, die als unentbehrliche Grundlage des Ausgleichs die Befreiung Belgiens und Nordfrankreichs unter Ablehnung jeder Kriegsentschädigung bezeichnet, während er die „Freiheit der Meere" als einen geeigneten Gegenstand zu Verhandlungen ansieht. Was eine „Freiheit der Meere", die nur auf Verträgen beruhte, im Kriegsfalle bedeuten würde, wissen wir. Zu gleicher Zeit wird in den Preußischen Jahrbüchern die Liste einer Anzahl hervorragender Männer veröffentlicht, die gegen jeden Landerwerb im Westen sich aussprechen. Die weit größere Liste nicht weniger hervorragender Männer, die anderer Ansicht sind, darf nicht veröffentlicht werden ... Wenn man in Deutschland über Frieden und Kriegsziele nicht sprechen soll, dann im Ausland erst recht nicht. Alle diese Friedenserörterungen können nur den Glauben unserer Gegner, daß wir uns schwach fühlen und friedensbedürftig sind, stärken, während doch unsere militärische und politische Lage es uns erlaubt, unsere Gegner an uns herankommen zu lassen. Daß wir bereit sind, vernünftige, ehrenvolle Friedensvorschläge in Erwägung zu ziehen, hat auch jüngst Unterstaatssekretär Zimmermann ausgesprochen; aber sie unsern Gegnern, noch dazu durch unverantwortliche Personen, zu unterbreiten, liegt kein Anlaß vor.

*

Friedenserörterungen

In den Friedenserörterungen der Zeitungen, glaubt Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung" feststellen zu dürfen, ist in der letzten Zeit eine Wandlung eingetreten. Früher tauchten nach jedem deutschen Siege in Petersburg Gerüchte über deutsche Friedenswünsche auf, die regelmäßig über Kopenhagen gegangen und von Rußland stolz abgewiesen sein sollten; sie gingen dann so durch Reuter an die ganze Welt weiter. An Stelle dieser Schablone, die offenbar an Wert für die Entente verloren hat, treten jetzt auffällig viele Friedenserörterungen in den neutralen Blättern, besonders Hollands, der Schweiz, auch Skandinaviens. Diese Auseinandersetzungen gehen zumeist in der Richtung, daß Deutschland durch einen Verzicht auf Belgien leicht eine Verständigung mit England anbahnen könne; sie werden von Erörterungen über die Zukunft Polens in naheliegendem Zusammenhange damit flankiert. Wir können ja die neutralen Blätter nicht hindern, dergleichen Auseinandersetzungen zu pflegen, sondern müssen uns darauf beschränken, unsere Ablehnung dieser Meinungen auszusprechen, besonders wenn wir auf auffällige Gleichartigkeit darin stoßen

Digitized by Google

und den Versuch, mit Verständigungsvorschlägen zu kommen, darin zu spüren meinen.

Um so mehr erwächst unseren Publizisten und Politikern die Verpflichtung, an solchen Erörterungen von sich aus nicht teilzunehmen. Wir halten es darum nicht für angemessen, wenn sich Deutsche etwa an den Arbeiten des holländischen Anti-Orlog-Raad oder an Erörterungen pazifizistischer Kreise im neutralen Auslande beteiligen. Denn es ist niemals zu vermeiden, daß der Deutsche dabei in eine schiefe Stellung kommt, und erzwungen daran geknüpfte Presseauseinandersetzungen machen die Sache dann nur noch schlimmer. Wir können es z. B. auch nicht für besonders förderlich halten, wenn ein so bedeutender Staatsmann wie Graf Julius Andrassy in der in Budapest erscheinenden „Revue de Hongrie" sich ausführlich über den künftigen Frieden verbreitet ... Eine Sicherheit für die Wirkung solcher Aussprüche ist niemals gegeben, dafür werden sie in den meisten Fällen als Ausdruck einer deutschen Friedenssehnsucht aufgefaßt und weitergegeben. Dazu aber haben wir im heutigen Stadium des Krieges wahrhaftig keine Veranlassung und sind auch den Schein zu vermeiden schon unseren Tapferen draußen schuldig, die jetzt im zweiten schweren Winterfeldzuge die Fahnen der Zentralmächte von Sieg zu Sieg tragen.

*

Die Folgen unseres Schweigens

Im englischen Oberhause hat Lord Devonport Mitteilung von der Meinungsäußerung „einer der einflußreichsten Persönlichkeiten im Königreich" gemacht, daß England nicht seine gegenwärtigen Ausgaben fortsetzen und dabei seine Zahlungsfähigkeit erhalten könne. Das ist, meint die „Kreuzzeitung", eine sehr bemerkenswerte Erläuterung zu den wiederholten Ministererklärungen, man werde den Krieg fortsetzen, bis Frankreich und Belgien befreit und der deutsche Militarismus niedergeworfen sei. „Wir können daraus ersehen, wer schließlich doch den längeren Atem haben wird. Vielleicht erklären sich gerade daraus die Bemühungen, uns als kampfesmüde und am Ende unserer Kräfte befindlich hinzustellen. Denn ohne Zweifel liegt System in der Taktik, die geflissentlich die Mär von deutschen Friedenswünschen und versteckten Friedensangeboten aufrechterhält. Dadurch verschaffen sich Blätter wie Temps, Petit Journal (Pichon) und Guerre Sociale (Hervé) die Möglichkeit, mit stolzer Geste die angeblichen deutschen Friedensangebote, selbst wenn sie verhältnismäßig bescheiden gehalten seien, als unannehmbar zurückzuweisen. ‚Ich wette,' schreibt Hervé, ‚daß die Deutschen nach dem Triumph des Einzuges in Konstantinopel einen Frieden akzeptieren würden, der sie in die Lage vor dem Kriege zurückversetzt.' Ob solche Äußerungen und Illusionen wohl möglich wären, wenn eine freie Aussprache über die Friedensziele dem Auslande eine Vorstellung davon gäbe, was das deutsche Volk als Lohn all seiner Opfer und Anstrengungen in Wahrheit von dem künftigen Frieden erwartet? Sieht man denn nicht, wie sehr uns dies erzwungene Schweigen in den Hintergrund bringen muß?"

*

Eine rumänische Tatsache

und zwar eine Tatsache, mit der zu rechnen nur nützlich sein kann, stellt Mario Passarge in einem Bukarester Brief an die „Voss. Ztg." fest:

Nach wie vor steht es außer Zweifel, daß sich Bratianu dem Vierverband in irgendeiner Weise verpflichtet hat, und daß die Frage der Munitionsdurchfuhr ein Punkt dieser Vereinbarung ist. In der „Roumanie" hat Jonescu erst neulich wieder auf diese Abmachung hingewiesen, die nicht abzuleugnen sei und die erfüllt werden müsse. In seiner Antwort hat das Regierungsblatt das Bestehen des Vertrages nicht in Abrede gestellt und auf die Behauptung Take Jonescus nur erwidert, wenn er sage, der Vertrag mit den Zentralmächten sei ungültig, weil er nicht vom Parlament genehmigt worden sei, so spreche er damit auch das Urteil über den von ihm erwähnten Vertrag,

Digitized by Google

der ebenfalls den Volksvertretern nicht vorgelegen habe. Wir wollen in kühler Betrachtung der Dinge nicht übersehen, daß Rumänien heute alle seine ohne Generalmobilisierung verfügbaren Kräfte an der ungarischen Grenze stehen hat, daß es bedeutende Truppenverschiebungen am Nordostzipfel Serbiens vorgenommen hat, daß in der Oppositionspresse darauf hingewiesen wird, Rumänien müsse in der Richtung Negotin vorstoßen. Wir wollen uns keinem Zweifel darüber hingeben, daß die gegenwärtige Regierung in Rumänien sich einem unzweideutigen Opportunismus hingibt und die Verhetzung des Volkes bis zu einem Grade zugelassen hat, der an eine Umkehr nur schwer, an einen plötzlichen Umschwung überhaupt nicht zu glauben gestattet.

*

Was sie immer vergessen

Zur guten Stunde frischt es Hans von Wolzogen in den „Zeitfragen" auf:

Leugner des Christentums wollen uns statt dessen vom Weltbürgertum reden. Sie und auch andere sehen darin ihr Friedensideal, daß wir Deutschen nach dem Kriege von dem streitbaren Nationalitätswesen zurückkehren und uns aufschwingen sollen zur klassisch-humanen Weltbürgerschaft, die uns ja doch einmal im Blute liege, die der eigentliche Stempel des deutschen Geistes sei. Also würde ein neuer Gegensatz in die Kulturwelt gepflanzt: hier Weltbürgertum, dort Volksbewußtsein, und unsere guten Nachbarn und Feinde würden nicht verfehlen, die starken Vorteile des letzteren sich zunutze zu machen. Dem „Volke der Denker und Dichter" stünden die Völker der Engländer, Franzosen, Russen alsbald wieder trotzig entgegen. Wie doch die Idealisten der Humanität immer vergessen, daß wir Deutsche nicht allein auf der Welt sind, und daß die andern, die auch noch da sind, gar nicht wollen, was wir so gern mögen sollen: ideale Weltbürger Arm in Arm mit uns sein! Nein, wir haben genug zu tun, unsere inneren Gegensätze zu schlichten — lassen wir den altgeschichtlich vererbten Gegensatz der Völker außer, um und gegen uns als eine Mahnung bestehen: wachsam und wahrhaft zu bleiben und unser Bestes zu hüten. Gewiß gehört dazu auch jener uns eingeborene Drang zum Ideal, zum Reinmenschlichen, als dem Höheren über dem Völkischen, — „über": aber durchaus auch in ihm. Das Reinmenschliche im Deutschen als seinen göttlichen Kern zu pflegen, bleibt ein Hauptstück unserer völkischen Kulturaufgabe. Aber nach außen hin, gegen die Nichtwollenden und Übelwollenden: deutsches Selbstbewußtsein, Pflichtgefühl, mannhafte Abwehr, kurz — treu behauptete deutsche Art! Seien wir dankbar, daß eben diese strenge völkische Notwendigkeit auch unseren Idealismus vor blauer Bodenlosigkeit bewahrt, natürlich und gesund erhält auf lebendigem deutschem Grunde!

*

Die Vlamen und die belgische Regierung

Aus Brüssel wird der „Kreuzzeitung" geschrieben:

Die beiden Vlämenführer René de Clerq und Dr. Jacob, welche in Amsterdam die vlamisch-nationale Zeitung Vlamsche Stem (Vlamische Stimme) herausgeben, wurden durch einen Beschluß des Königs Albert aus ihrem Amt als Professoren einer belgischen Staatsschule in Gent strafweise entlassen. Welches Verbrechen haben nun die gemaßregelten Vlamenführer begangen? Kein anderes als das, daß sie den König und seine in Havre verschanzte Regierung ersuchten, sich schon jetzt, also noch vor der Kriegsentscheidung, über die Gewährung der vlamischen Forderungen zu äußern. Die Antwort ist in Form der Amtsentlassung der Fragesteller rasch eingetroffen. Jetzt wissen die Vlamen, woran sie sind. Von einem siegreichen Vierverband haben sie nichts anderes zu erwarten, als die Verfranzung. Glücklicherweise sieht es nirgends nach einem Siege des Vierverbandes aus, sondern nach dem geraden Gegenteil, und aller Voraussicht nach

Digitized by Google

wird Deutschland bei der Regelung der vlamischen Frage mehr zu sagen haben, als die Herren, die sich zurzeit in Havre noch in der Gunst der französischen Schutzherren sonnen.

*

Niederländisch an deutschen Hochschulen!

Beachtung verdient eine Anregung von Friedrich Michael in der Zeitschrift „Das Größere Deutschland“:

Gerade jetzt, wo so vieler Augen auf Flandern gerichtet sind und es der Wunsch aller weitsehenden Kulturpolitiker ist, Interesse für die Vlamen zu erregen, wäre es von großer Bedeutung, daß alle die, welche vlämischem Wesen näher treten wollen, auch die Sprache des Landes (leidlich wenigstens) beherrschten. Denn das Wesen eines Volkes wird, soweit es nicht durch direkten Verkehr geschehen kann, durch die Literatur vermittelt. Wie steht es nun im Hinblick auf niederländisch-vlämische Kultur und Literatur mit den deutschen Universitäten, den Pflegestätten geistiger Tätigkeit? Gehen von hier Anregungen zum Studium dieser verwandten germanischen Literatur usw. aus? Übersieht man die Vorlesungsverzeichnisse der deutschen Universitäten, so ergibt sich, daß mit ganz verschwindenden Ausnahmen nirgends die niederländische Sprache und Literatur in den Rahmen der Vorlesungen und Übungen aufgenommen sind. In Münster wird zwar im kommenden Wintersemester eine einstündige Vorlesung über die vlämische Literatur des 19. Jahrhunderts gelesen, und Jena verzeichnet Übungen im Mittelniederländischen (d. h. also rein philologische Übungen, die mit der lebenden Sprache vermutlich nichts zu tun haben). Aber die großen Universitäten Berlin und Leipzig u. a. bieten den Studierenden keine Möglichkeit, von vlämischer Sprache und Literatur zu hören ... Vielleicht vermag auch hier das gegenwärtig rege gewordene allgemeine Interesse für unsere germanischen Verwandten im Westen Änderung, Besserung zu schaffen.

*

Marie Madeleine

Vor einiger Zeit war in einer Anzeige des Buchhändler-Börsenblattes die Novellensammlung der Dame Marie Madeleine „Aus faulem Holze“ wie folgt angepriesen worden: „Diese Novellen behandeln ausnahmslos sehr freie Stoffe in einer noch freieren Weise und die Verfasserin vereinigt die Grazie eines Boccaccio mit der bewußten Schlüpfrigkeit eines Paul de Kock.“ Diese offenbar sehr zeitgemäße Novellenschöpfung füllt aber, wie die „Deut. Tagesztg.“ ergänzt, die Brust einer Marie Madeleine nicht aus, und so hat sie denn, um jedem Geschmack zu genügen, noch rasch ein zweites Novellenbuch veröffentlicht, dem ihr Verleger nachrühmt, daß die darin enthaltenen Erzählungen „in überaus reizvoller Weise Krieg und Liebe gegenüberstellen. Das große Herzeleid, das unsägliche Weh des gewaltigen Krieges, es hat auch Marie Madeleine die Feder in die Hand gedrückt ... Das Buch weist hinauf auf das höchste Ziel in unserer Zeit: O Deutschland hoch in Ehren!“ Die Einführung von Novellendichtkarten gleichzeitig mit den geplanten Fleischkarten scheint der „D. T.“ eine Notwendigkeit. Dadurch ließe es sich vielleicht ermöglichen, daß manche Dichter und Dichterinnen von Staats wegen auf das ihnen besser liegende und zusagende Schweinerne beschränkt blieben!

*

Profit über alles!

Der „Königlich Preußische“ und „Herzoglich Bayerische Hofbuchhändler“ Herr Heinrich Grund, Groß-Lichterfelde, der sich rühmt, auch Inhaber der bayerischen silbernen und goldenen — Verdienstmedaille zu sein, versendet an die Sortimentsbuchhändler ein Rundschreiben zur Anpreisung eines Werkes über die „Hohenzollern“; in diesem Rundschreiben heißt es u. a.:

„An den deutschen Buchhandel!

Die Hohenzollerngabe für das Deutsche Volk liegt fertig zur Versendung vor. Nehmen Sie, bitte, genaue Einsicht in die An-

Digitized by Google

kündigung und überzeugen Sie sich von dem Werte des Werkes. Das Buch war als Hohenzollerngabe des Roten Kreuzes gedacht. Nach der neuen Bundesratsverordnung waren in diesem Falle von jedem verkauften Bande 1,20 ℳ dem Roten Kreuze zuzuweisen. Für den Buchhandel war ein Verdienst von 25 % in Aussicht genommen. — Meine Umfragen bei mir befreundeten Sortimentern haben mir aber die Notwendigkeit bewiesen, daß in dieser schweren Zeit der Buchhandel fest zusammenhalten muß. — Ich bin deshalb von dem Abkommen mit dem Roten Kreuz zurückgetreten und lasse dem Sortimenter die von dem Roten Kreuz beanspruchten 1,20 ℳ von jedem Bande zukommen."

„Dieser revidierte Wohltätigkeitssinn", bemerkt der „Vorwärts", „mutet recht hübsch an. Jedenfalls nimmt der gute Mann an, daß besser bezahlte Sortimenter einen besseren Absatz garantieren als die Reklame mit dem Roten Kreuz. — Profit über alles!"

*

Verboten

Der stellvertretende kommandierende General des 2. Armeekorps in Stettin, General der Kavallerie Freiherr v. Bietinghoff, hat unter dem 2. d. M. folgenden Befehl erlassen:

„Auf Grund der §§ 4 und 9 über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 bestimme ich im Interesse der öffentlichen Sicherheit für den Bezirk des 2. Armeekorps mit Ausschluß der Festung Swinemünde folgendes: Der Vertrieb und das Halten nachgenannter Flugschriften: 1. ‚Das Papsttum und der Weltfriede', von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg, 2. sämtlicher im Verlag ‚Neues Vaterland', Berlin W. 50 (L. Jaunasch), erschienenen und noch erscheinenden Flugschriften, 3. ‚Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg', von Luise Zietz, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart, wird verboten. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft!"

*

Goethe und die Jugendwehr

Goethe (so wird in der „Voss. Ztg." erinnert) würde sicher seine Freude an unserer prächtigen Jugendwehr in ihrer schmucken Uniform haben, denn hier sähe er den Gedanken in die Tat umgesetzt, den er den Erzieher in den „Wahlverwandtschaften" aussprechen läßt, als diesem die „Gartenknaben", die den herrschaftlichen Park in Ordnung zu halten haben und in hübsche, gleichmäßige Uniformen gekleidet sind, vorgeführt werden. Er sagt darauf: „Männer sollten von Jugend auf Uniform tragen, weil sie sich gewöhnen müssen, zusammen zu handeln, sich unter ihresgleichen zu verlieren, in Masse zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militärischen Sinn, sowie ein knapperes, strackteres Bewegen, und alle Knaben sind ja ohnehin geborene Soldaten: man sehe nur ihre Kampf- und Streitspiele, ihr Erstürmen und Erklettern."

*

Feststellungen

Ein „Städter" stellt im „Münster Anzeiger" fest: Am 31. Oktober öffentliche Aufforderung des Westfälischen Bauernvereins an seine Mitglieder, der verbrauchenden Bevölkerung schleunig Kartoffeln zuzuführen. Der Erfolg: Am 3. November auf dem Markte in Münster die Nachfrage nach Kartoffeln groß, das Angebot äußerst gering. Auf dem Markte am 5. November: Überhaupt keine Kartoffeln!

Am 6. November Aufruf des Vorsitzenden der Landwirtschaftskammer: „Deshalb heraus mit den in der eigenen Wirtschaft nicht benötigten Kartoffeln usw.!"

Am 7. November Aufruf des Reichs- und Landtagsabgeordneten Herold: „Ich möchte alle Landwirte dringend auffordern, alle Kartoffeln, welche sie irgendwie entbehren können, schleunig zum Verkauf zu stellen."

Und wiederum der Erfolg: Auf dem Markte am 10. November ein einziger Bauer, der Kartoffeln zum Kaufe anbietet!

Ein anderes Beispiel: In der Stadt Salz-

Digitized by Google

uflen wird der Milchpreis auf 20 ℛ (für diese Gegend ein hoher Preis) festgesetzt. Andern Tags erscheint in dem Lokalblatt eine Anzeige, in der die Milchlieferanten erklären, die Milchlieferung eingestellt zu haben, „weil der Höchstpreis auf 20 ℛ festgesetzt worden ist".

Ferner: Der Landrat des Kreises Ahaus stellt fest, „daß nach Festsetzung der Höchstpreise manche Landwirte, u. a. fast die ganzen Landwirte einer Gemeinde, dazu übergegangen sind, die bisherige Butterlieferung ganz einzustellen". Er droht mit Entziehung der Futtermittel.

Man kann mit dem „Vorwärts" nur annehmen, daß die maßgebenden Stellen aus alledem die selbstverständlichen Folgerungen ziehen werden.

*

Französische Ritterlichkeit

Eine Französin schreibt ihrem in Deutschland kriegsgefangenen Mann in wörtlicher Übersetzung folgendes:

Deine Mutter hätte Dir sehr gern auch über unsern Erfolg Mitteilung gemacht, aber man darf das nicht. Versteh mich recht. Ein Zug ging unten durch die Felder vorbei, ganz voll, sie waren einer gegen den andern gepreßt. Der Zug hatte 25 Wagen mit je 50 Leuten darin. Der Zug hatte vorn ein Schild: „Wir befördern 25 Wagen mit fetten Schweinen, alles Jungschweine."

So betätigt sich der ritterliche Sinn der grande nation wieder einmal in seiner ganzen Vornehmheit an dem kriegsgefangenen Gegner. Ist derartiges bei unseren Leuten überhaupt nur denkbar?

*

Sternheim der Gastronom

Allerliebst paßt auch in den Ernst der blutigen Zeit folgendes Buch von Karl Sternheim und seine Anzeige in der „Voss. Ztg.": „Dieses Buch, obwohl ‚Napoleon' betitelt, ist keine Eroica; sein Held, wenn er auch Ströme von Blut vergießt, entpuppt sich schon auf Seite 1 als ein Idylliker der friedlichsten Begebenheiten, abgewandt allem kriegerischen Tun, bemüht nur um die beschaulichen Freuden der Tafel, um feine und nützliche Unterhaltungen des Gaumens. Sternheim, sonst Satiriker des Alltags, wagt mit dieser Geschichte eines Kochs gewiß etwas Besonderes. Lehrling im Brüsseler ‚Goldenen Löwen', Speisenträger in einer Pariser Taverne, dann Gastwirt, der mit nährender Kost den Hunger der guten Bürger stillt, Eigentümer schließlich des chapon fin im Opernviertel, erringt sich Sternheims Held napoleonischen Ruhm. Mit einer Küche, die dem Geflügel, den Schaltieren und den Pilzen ihr Feinstes und Letztes abgewinnt, mit Muschelgerichten und Ragouts, mit Pürees und Frikassees, mit zärtlichen Überraschungen und verstohlenen Liebkosungen ... Ein sanfter Pantagruelismus belebt die Schilderungen tafelnder Schlemmer und der erlauchten Gegenstände ihrer Schwelgerei, der die Begierde stachelt. Der ganz aparten Arbeit wird es, fürcht' ich, an Widerspruch und Einwendungen nicht fehlen. Man wird fragen, ob es just im zweiten Kriegsjahr vonnöten war, die unbestrittene Überlegenheit einer Küche zu feiern, die durch Surrogate und Mehltunken noch nicht entheiligt ist. Vielleicht lassen sich die Geärgerten aber besänftigen, indem man ihnen zuruft: Karl Sternheim, voll feinster Einsicht in die ästhetische Chemie der Nahrungsmittel, verdient die Achtung jedes aufrichtigen Bekenners, wenn er den gallischen Köchen den Lorbeer reicht. Sein Buch ist jedenfalls mit Blut geschrieben, mit dem Herzblut der Poularden und der Lämmer, an dem sich die Gäste des chapon fin gütlich tun ..."!

Jeder Zusatz überflüssig! Z.

*

Die vielgeplagte Eidgenossenschaft

Am 8. Oktober fuhren der französische Gesandte und der Militärattaché in Bern, der englische Gesandte — der das Land verschiedentlich beschäftigt hat — und zwei Schweizer aus Neuenburg im Kraftwagen nach letzterer Stadt. An der Zihlbrücke bei Gampelen hatte ein Militärposten Befehl, keinerlei Ge-

Digitized by Google

fährt hinüberzulassen, und blieb auch bei seiner Instruktion, als die Insassen sich, wer sie seien, auswiesen. Es wurde dann von der Wache nach Bern telephoniert, und die Herren hatten so etwa eine halbe Stunde Aufenthalt, bis sie hinüber konnten. Die beiden Gesandten haben deswegen beim Politischen Departement der Eidgenossenschaft Beschwerde erhoben, und über den „diplomatischen Zwischenfall", wie ihn Zeitungen nennen, ist eine militärische Untersuchung eingeleitet.

Der deutsche Kaiser, der jetzt gewiß nicht zum Vergnügen herumfährt, soll bei ganz ähnlicher Gelegenheit dem Posten, der sich stramm auf seinen Befehl berief, gesagt haben: „Hast recht, mein Sohn!"

*

Selbsterhaltungs-Gebote

1. Gebot

Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei und Bulgarien gründen den Treubund, jetzt sofort vor Friedensschluß.

2. Gebot

Der Treubund ist nach außen ein geschlossenes Ganzes! Wirtschaftlich und politisch. Nach innen möglichste Wahrung der Selbständigkeit und Eigenheiten der einzelnen Länder.

3. Gebot

Was du im Treubund kaufen kannst, darfst du nicht von draußen beziehen! Darum gemeinschaftlicher Zollschutz und gemeinschaftliche Handelsverträge. Die Zölle innerhalb des Treubundes gehen Außenstehende nichts an.

4. Gebot

Mach' dich frei von fremder Bevormundung! Darum pflanze Baumwolle, züchte Schafe, gewinne Petroleum usw. usw.

5. Gebot

Du darfst deine Vergnügungs- und Badereisen nur im Treubund machen! Denn das wird ihn ungeheuer stärken.

6. Gebot

Lerne Länder und Leute im Treubund gründlich kennen! Du wirst staunen, was ihr euch gegenseitig zu bieten habt.

7. Gebot

Wirf deine Perlen nicht vor die Säue! Halte rein deine Bildungsstätten!

8. Gebot

Zertrümmere das europäische Rußland! Auf daß Europa dauernd Ruhe habe.

9. Gebot

Zertrümmere Englands Weltherrschaft! Auf daß der Friede ein ehrlicher werde.

10. Gebot

Sei hart und rücksichtslos beim Friedensschluß! Dann kannst du die Lasten des Weltkrieges voll auf unsere Feinde abwälzen.

F. K.

*

Das Stuttgarter Schauspielhaus

kümmert sich um den Protest der Stuttgarter evangelischen Pfarrer, in dieser ernsten deutschen Zeit ernste deutsche Stücke aufzuführen, einen Pfifferling. In der zu Stuttgart erscheinenden „Süddeutschen Zeitung" (Nr. 310) liest man folgendes: „Unsere Feldgrauen, die am Sonntag zahlreich im Schauspielhaus erschienen waren, haben eine grausame Enttäuschung erlebt. Sie hatten sich in ihrer Art nach dem Titel des Stückes ein frisches, keckes Soldatenstück versprochen — und was wurde ihnen geboten? Statt eines Abbildes kriegerischen Lebens ein Stück aus der Pariser Bohême: Strindbergs ‚Kameraden' .... Die Darstellung tat nichts, um dieses Bild Pariser Zigeunertums, dessen aufdringliches, scharfes Kokottenparfüm einem gerade in jetziger Zeit widerlich in die Nase steigt, annehmbar zu machen." ... Die alte Wirtschaft also! Die ganze Theaterfrage ist, das zeigt sich immer deutlicher, allmählich eine Frage der Reinlichkeit und des Anstands geworden. Die Kämpfer in dieser Sache erstickt der Ekel, wie neulich der Türmer durchaus zutreffend ausgeführt hat. Z.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

„Brüderlein mein"

Carlos Tips

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Zweites Dezemberheft 1915 Heft 6

Deutschlands Kindern zum Weihnachtsfest

Von Johannes Trojan

Euch, Deutschlands Kindern in der Fern',
Am Biwakfeuer und auf der Wacht,
Euch, auf den Schanzen und im Feld,
Bringt heimatlichen Gruß dies Lied.

Hart ist es auch für harten Mann,
Fern sein vom Haus am Weihnachtsfest,
Der eignen Kinder Stimmchen nicht
Zu hören unterm Kerzenbaum.

Doch euch beseele freud'ger Stolz,
Bewußtsein wohlerfüllter Pflicht;
Und daß die Heimat euer denkt,
Tröst' euch in Sturm und Ungemach.

Als um die Sommerzeit der Feind,
Ein Raubtier, anfiel unser Land,
Von euren Leibern eine Wehr
Warf ihn ins eigne Land zurück.

Digitized by Google

Daß unſere Städte nicht erſchreckt
Die Fackel noch der eherne Ball,
Daß unſre Dörfer durch den Zaun
Von Tannenreiſern ſind geſchützt —

Daß friedlich unterm Schnee die Saat
Entgegenſchläft dem neuen Lenz,
Daß ſicher vor dem fällenden Beil
Der Fruchtbaum ſteht — wir danken's euch!

Euch dankt's die Heimat, daß ſie heut
Den Tannenbaum mit Lichtern ſchmückt;
Ihr ſchirmt den Wald, in dem er wuchs,
Ihr ſchirmt das Haus, in das er kommt.

Nun haltet aus und haltet feſt,
Bis daß vollendet iſt das Werk,
Bis daß im Vaterland aufs neu
Ruhmreicher Friede uns vereint.

Euch, Deutſchlands Kindern in der Fern',
Am Biwakfeuer und auf der Wacht,
Euch, auf den Schanzen und im Feld,
Bringt heimatlichen Gruß dies Lied.

Digitized by Google

Weihnachten 1915

Von Karl Storck

Unter dem die Stirne stützenden Arm drückt sich ein seidenhaariges Köpfchen durch und schmiegt die weiche Wange an Vaters bärtiges Gesicht: „Nicht wahr, Väterchen, wir Kinder dürfen uns doch auch in diesem Jahre auf Weihnachten freuen?“ — — „Ein bißchen wenigstens“, fügt der durch meinen fragenden Blick verlegene Mund zögernd hinzu.

Mir steigt es heiß die Kehle herauf.

Kinder haben ein Recht auf Freude, weil sie ohne Schuld sind. Der Erwachsene muß um die Freude kämpfen, um so schwerer, je mehr er der Erkenntnis teilhaftig ist dessen, was der Menschen Tun und Wollen antreibt. Oder ist es nicht mit den Kindern so, daß sie freudig, ja der Freude voll sein müssen, weil sie an Schuld leer sind? Leer an Schuld und an allem bösen Willen.

Und es taucht mir die Verheißung auf aus der ersten geweihten Nacht, als die Engel sprachen: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird“. Da war der Heiland geboren. Er, der in den Kindern die Freude schützte und den verfluchte, der ihnen Ärgernis schuf, weil dadurch der gute Wille in ihren reinen Herzen getrübt würde.

Der gute Wille. — Im Text der „Vulgata“ lautet der Lobgesang der himmlischen Heerscharen: „Gloria in altissimis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen, die eines guten Willens sind.“

Friede den Menschen. — Weihnacht das Fest des Friedens.

Von Millionen Mündern klang es, aus tausend Federn quoll es alljährlich um diese Zeit in Rede und Schrift: „Weihnachten, das Fest des Friedens“. Es war ein Wort geworden ohne gefühlte Geltung, wie eine abgegriffene Münze die Prägung verliert. Nun aber geschieht es zum anderen Male, daß uns das Wort auf den Lippen erstirbt. Die Völker, die sich zur Heilslehre der Weihnacht bekennen, zerfleischen einander in wütendem Kampfe; unter dem Ruf, die christliche Kultur zu verteidigen, versuchen gerade jetzt unsere Feinde noch Völker in den Kampf zu zwingen, die in Furcht und Entsetzen vor dem Kriege zurückschrecken. Kaum, daß noch einer heimlich die Gebetsbitte wagt: Herr, gib uns den Frieden. Und wenn er so betete, würde er dringlich werden und dem Herrn sagen: Gib den Frieden, den, für den wir kämpfen. Ob einer ganz vorbehaltlos hinzuzufügen vermag: Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe?!

Ich weiß, daß mancher Christ über diesen Zwiespalt in bösen Zweifel geraten ist, weil sein Glauben-Wollen und sein Fühlen-Müssen so grimmig miteinander hadern.

Ist die Heilslehre eine Täuschung? Die Verheißung der Weihnacht ein Trug?

Digitized by Google

Was ist uns verheißen?

Friede den Menschen, die eines guten Willens sind.

Friede den Menschen, nicht der Menschheit. Es war ja Christi Erlösungstat, daß er in jedem Menschen den einzelnen sah, den gleichwertigen Bruder, das gleich liebe Kind Gottes. So ist jedem einzelnen sein Werden, sein Friede in die Hand gegeben. Jeder einzelne muß ihn sich für sich gewinnen, denn er muß um diesen Frieden kämpfen. Wie hätte Christus der Kämpfer, der alles aufwühlte, die größte Heilsgabe den Menschen als ein Gut überbringen können, zu dem sie nichts tun. Gewiß, er kam nicht, um zu zerstören, sondern um aufzubauen. Aber kühnen Mutes forderte er die Zerstörung des alten Tempels im sicheren Bewußtsein, in dreien Tagen einen neuen bauen zu können.

Was aber ist es, das die weihnachtliche Verheißung zur Bedingnis für den Frieden macht?

Der gute Wille, der Wille zum Guten.

An dieser Stelle drängt sich zu dem alten Wort der Weihnachtslehre das Schlußwort aus der deutschen Dichtung vom Kampf des einzelnen Menschen um seine persönliche Geltung: die Erlösung Fausts, weil er „immer strebend sich bemühte", also immer voll guten Willens war. Und zum Worte, mit dem das Christkind angekündigt wurde, kommt der Satz des Antichrist Nietzsche: „Ich habe den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern unsere Pflicht zu tun, und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist."

So schließt sich als deutsche Weihnachtslehre über die Jahrhunderte zusammen: Gleich dem Himmelreich ist auch der wahre Friede nicht außer uns, sondern in uns; er kann also auch nicht durch äußere Dinge gestört werden. Der Friede in uns aber beruht darin, daß wir guten Willens sind. Sobald wir das Bewußtsein haben dieses Willens zum Guten, erkennen wir, wo unsere Pflicht ist, und damit sind wir gesegnet. Und indem wir uns strebend bemühen, diesem Willen zum Guten zu dienen, werden wir erlöst von allem Übel.

Darum glaube ich: das deutsche Volk kann in diesem Kriegsjahre 1915 eine echte Weihnacht des heiligen Friedens feiern. Wir haben es erlebt, daß unsere Jünglinge singend in den Tod schritten, in den Tod, vor dem alle Heuchelei, alles Getue abfällt. Wenn einmal, war damals der Gesang Wahrheit; singen aber muß nur der, dessen Herz voll freudigen Friedens ist. Jenen Jünglingen bei Langemark war es bewußt geworden, daß ihr Wille gut war. Es gab für sie nur diese eine Pflicht zur Güte, und so war ihnen das große Heil des Friedens widerfahren, in derselben Stunde, als sie mit blutiger Waffe den Feind anrannten. Die ruhige Zuversicht der Millionen deutscher Männer in den schauerlichen Schützengräben und auf den von Granaten durchpflügten Schlachtfeldern hat ihren Grund in diesem Besitz des Friedens, den sie ihrem guten Willen danken.

Was denen draußen zuteil geworden ist, können auch wir daheim uns gewinnen, wenn wir mit dem gleichen Willen uns erfüllen. Es ist ein christliches und ein deutsches Wollen, ein Wollen, das nicht mehr sich selber sucht, sondern im Sieg des Vaterlandes das Gedeihen des Ganzen, das heute für uns das Gute ist. So hat uns der schauerliche Krieg das Christgeschenk der Nächstenliebe gebracht.

Digitized by Google

Und die Weihnacht 1915 bringt eine Erfüllung der Heilsverheißung über das hinaus, was in ihren Worten liegt. Denn nicht mehr nur dem einzelnen wird für seinen guten Willen der Frieden zuteil, sondern einem ganzen Volke, weil dieses in einem guten Willen und durch ihn eins geworden ist.

Kriegsweihnacht · Von Ernst Theodor Müller

Du Glanz vom Weihnachtssterne
In traumesstiller Ferne,
Ein Suchen quillt nach dir!
Daheim im Lichterglühen
Der Kindlein süßes Mühen —
Stahlhart in Waffen stehen wir.

Haß lodert in den Gründen!
Wann wird der Blutstrom münden?
Wann blüht der Friedenstag?
Wir wollen ja nicht klagen,
Doch heute wacht ein Fragen,
Das niemand dämpfen kann und mag.

Wir halten unsre Gaben —
Und mancher liegt begraben,
Manch lieber Kamerad!
Ach, wieviel dunkle Zimmer,
Darin nur heißer Schimmer
Von einsam bittrer Tränensaat!

Herr Christ, König der Welten,
Aus ew'gen Lichtgezelten
Gieß deines Sternes Spur!
Daß auch des Schmerzes Welle
In deiner Liebeshelle
Aufleucht' ein Weihnachtsstündlein nur!

Digitized by Google

Ein Weihnachtsabend

Skizze von Paula Gura-Ewald (München)

Frau Johanna schmückte das behagliche Speisezimmer des alten Grafen Beroldingen. Am Kronleuchter hatte sie einen Ruskuskranz befestigt, dessen leuchtend rote Beeren und bunt herabhängende Bauernbänder dem ganzen Raum etwas Fröhlich-Festliches verliehen. In Vasen und Schalen dufteten Tannenzweige und herrliche Rosen, der mit schimmerndem Silber und Kristall gedeckte Tisch war mit schwarz-weiß-roten Schleifen und netten Tellersträußchen anmutig geziert. Frau Johanna freute sich auf den Abend. Der Graf, bei welchem sie mit ihrem Töchterchen vor vier Jahren Aufnahme als Vertreterin der Hausfrau gefunden, hatte sich von einem Lazarett fünf Verwundete ausgebeten, welchen das Ausgehen erlaubt und der Weihnachtsabend im Familienkreise lieber denn im Lazarett oder Wirtshaus war. Nachdem Frau Johanna noch einmal den Raum mit zufriedenen Blicken überflogen, zog sie die dichten Vorhänge vor die Fenster und trennte diese schöne stille Welt von jener, die draußen noch mit flüchtigem Fuß über den knirschenden Schnee eilte, in letzter Stunde noch letzte Einkäufe erledigend. Sie schaute einen Augenblick verträumt hinaus. Die baumbestandene Villenstraße sah so schön aus in ihrem Winterkleide, die ersten Laternen schienen noch ohne besondere Leuchtkraft eigentümlich fahl in die kaum begonnene Dämmerung, blaß flimmernde Sterne wagten sich eben am noch lichten Himmel hervor. In den dunkeln Augen der Frau schimmerte es feucht — eine Erinnerung tat ihr weh — — sie seufzte kaum merklich. Heute vor fünf Jahren war es gewesen — — Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen — keine Weichheit aufkommen lassen — — sie hatte es ja selbst so gewollt ...

Mit leisem Geklirr wunderte sich die geschmückte Tanne, daß dieselbe Hand, die ihr doch heute früh so liebevoll das Festkleid angelegt, sich jetzt so energisch den Weg an den weit ausladenden Zweigen vorbei aus dem Erker bahnte. Dann flammte der Kronleuchter auf, und Johanna eilte hinüber, um den Hausherrn ins Speisezimmer zu fahren. Man wollte die Gäste gleich in diesem Raum empfangen, damit ihnen die gelähmte Gestalt des Grafen als etwas Selbstverständliches entgegenträte und für beide Teile dadurch alles Peinliche vermieden würde.

„Wie schön Sie das wieder gemacht haben, liebe Johanna“, sagte er bewundernd, als die Gummiräder laut- und mühelos über das teppichlose Parkett rollten. „Wirklich, Sie sind eine Künstlerin in dieser Beziehung, und ich muß die fleißigen Hände küssen, die sich so gern und so aufopferungsvoll zur Freude anderer bemühen.“

Johanna trat vor ihn hin und streckte ihm ohne Ziererei die festen, wohlgepflegten Hände entgegen. Der weiße Kopf des Grafen war von wahrhaft ästhetischer Schönheit in seiner klassischen Haltung und Linienführung und unendlich anziehend durch ein Paar sehr gütig und menschenfreundlich blickende blaue Augen. Wenn man diesen Dulder mit den vornehmen Handbewegungen und den seine Umgebung wohlwollend in ihrem Tun verfolgenden Blicken sah, wußte man,

Digitized by Google

ohne ein einziges Wort von ihm gehört zu haben, daß in ihm eine edle Seele wohnte, die das Unglück nicht verbittert, sondern abgeklärt hatte, und daß von diesem Fahrstuhl aus mehr Gutes und Wohltätiges getan wurde, als sonst von Menschen, deren gesunde Füße an vielem Elend vorbeiliefen, ohne daß sie sich durch die eigene Anschauung zu einer einzigen edeln Tat veranlaßt gefühlt hätten. Johanna war in diesem Hause so glücklich geworden, wie es ihr unbedachter Schritt damals überhaupt zuließ und wie eine herzenswarme Frau neben der Reue über eine voreilige Tat wunschlos zufrieden mit ihrem Los zu sein vermag. Sie und ihr Töchterchen hingen mit großer Zärtlichkeit an dem Manne, dessen väterliche Zuneigung, mit einer kleinen Dosis vornehm ritterlicher Verehrung für seine „Herrin" gemischt, sie sich sehr gerne gefallen ließ. Sie fuhr den Grafen jetzt zu den Geschenken, welche sie zu beiden Seiten des Christbaums im Erker für die Verwundeten und die Dienstboten aufgebaut hatte. Daneben standen Puppenküche und Kaufladen für Klein-Suschen, und im funkelnagelneuen Puppenwagen saß neben dem sehnlichst gewünschten Feldgrauen ein nettes oberbayerisches Dirndl.

„Die beiden haben's gut", scherzte der Graf. „Können so ganz ungestört nebeneinander in der Equipage sitzen!"

Johanna lachte und schaute gleichzeitig auf die Uhr. Wahrhaftig, schon halb fünf! Da mußte sie ja den Fritz hereinrufen, um die Lichter anzuzünden. Wegen des Kindes, das die Feier nicht erwarten konnte, hatte man die Gäste schon um fünf Uhr gebeten, und wenn man mit militärischer Pünktlichkeit rechnen konnte, so würden sie wohl auf die Minute eintreffen. Sie klingelte dem Diener, und während dieser seinen Herrn an den Tisch schob und mit Johanna die Kerzen entzündete, plauderte man darüber, wie sonderbar es doch sei, gar nicht zu wissen, wer nachher mit ihnen am Tisch, wer heute das Weihnachtsfest mit ihnen begehen würde, und Johanna sagte, daß sie in einer ganz sonderbaren Aufregung sei. Punkt fünf Uhr läutete es, und man hörte im Vorsaal derbsohlige Stiefel, Säbelklirren, Männerstimmen. Johanna eilte hinaus. Ihr kleines, blondes, weiß gekleidetes Mädchen stand wie eine Lichtgestalt unter den Feldgrauen und hatte mit seiner Zutunlichkeit bereits eine Brücke geschlagen von den fremden Gästen zu den Bewohnern des ihnen fremden Hauses. Johannas gewinnende Natürlichkeit benahm ihnen dann noch den letzten Rest von Befangenheit. Es war so selbstverständlich, mit dem Kind an der Hand der offen gebliebenen Tür zuzustreben, aus welcher Kerzenglanz und Tannenduft einladend lockten. Der Graf hatte sich seine Laute reichen lassen und spielte das alte, ewig junge Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" als ergreifende Begrüßung. Unwillkürlich scharte sich alles um seinen Stuhl, lauschte auf das meisterhaft beherrschte Spiel und schaute auf das liebliche Bild vor dem Christbaum: Klein-Suschen mit gefalteten Händen wie in tiefer Andacht stumm die ausgebreiteten Herrlichkeiten bestaunend und doch nicht wagend, während noch die seligen Klänge den Raum erfüllten, irgend etwas zu berühren. Es war, als schwebe das Christkind aus längst verronnenen Kindheitstagen durch das Zimmer, als webe es Erinnerungen um die stumm Ergriffenen, als hielten sie Einkehr in ihr Inneres, wo Vergangenes und jüngst Erlebtes wach geworden.

Digitized by Google

Johannas Augen wanderten dabei in begreiflichem Interesse von einem zum andern. Bei dem Hünen, der ihr Kind so unverwandt anstarrte, sogen sie sich fest, weiteten sich in jähem Erschrecken, tasteten sich an seiner Gestalt herab und gewahrten mit Entsetzen den inhaltlos herabhängenden rechten Ärmel der Uniform. Sie wurde blaß bis in die Lippen und fühlte ein ohnmächtiges Zittern im ganzen Körper. Eine Zeitlang schien sich das ganze Zimmer um sie zu drehen, bis der Graf, nachdem er geendet, sie laut an ihre Pflichten als Gastgeberin erinnerte. Da war der Bann gebrochen. Suschen stürzte mit lautem Jubel auf seine Spielsachen zu. Die Feldgrauen stellten sich vor, wobei man, wie fast immer, keinen einzigen Namen richtig verstand. Die hereingerufenen Dienstboten, mit denen der Faslinger Toni, ein urwüchsiger Bayer, drollige Bemerkungen austauschte, lenkten Johannas Gedanken wohltätig ab. Sie ging zwischen den Gästen und Dienstboten umher, fragte, erklärte, zeigte, antwortete, lächelte und kam sich vor wie eine aufgezogene Puppe, die automatenhaft ihre Rolle herunterleiert. Einmal, als Suschen dem großen Feldgrauen ihre Puppen zeigen wollte, sah das Kind zum ersten Male, daß derselbe einarmig war. Sprachloses Erstaunen malte sich in den kindlichen Zügen. Es ging um den Krieger herum, als hätte er sich einen Scherz erlaubt und seinen rechten Arm irgendwo versteckt. Dann streichelte es den leeren Ärmel und sagte leise: „Warum hat dir der liebe Gott zu Weihnachten nicht einen neuen geschenkt, du armer Soldat?“

„Ich hatte ihn nicht darum gebeten, liebes Kind“, sagte eine sympathische Stimme.

„Warum aber nicht?“

„Weil ich dankbar sein mußte, daß mir der Krieg nicht auch den Kopf genommen hat. Man muß nicht unbescheiden sein!“

In seiner Stimme zitterte aber ein Etwas mit, das diese Bescheidenheit Lügen strafte. Auch das Kind hörte es heraus, und es bot ihm alle seine Spielsachen an. „Ich will sie gar nicht mehr; bitte, nimm sie dir doch mit!“

Der Feldgraue schlang seinen Arm um das kleine Figürchen und preßte seinen blonden Bart an die zarte Kinderwange. Es war ein Glück, daß der Bayer in seinem unverfälschten Dialekt in diesem Augenblicke sagte: „Jessas, Frau Wirtin, iatzt brauchet i an Schnaps. Mi druckt was mörderisch in der Kehlen —“

Und Johanna sagte ganz ruhig, daß es, wenn auch erst sechs Uhr, heute ohnehin schon Essenszeit sei, da man doch unter dem brennenden Baum speisen wolle. Es wurde mit gutem Appetit gegessen, und diese angenehme Beschäftigung ließ vorerst keine Gelegenheit aufkommen, sich um etwas anderes als um die eigene Person zu kümmern. Nur dem Grafen war die Bläße seines Gegenüber aufgefallen und eine gewisse Unruhe in ihren Hantierungen; auch meinte er einmal den Namen „Christen“ gehört zu haben, als ein Kamerad dem andern zutrank. Aber er konnte sich ja auch geirrt haben. Jedenfalls lag etwas Undefinierbares über der Gesellschaft, das zu Anfang nicht dagewesen. Man hätte gern etwas über die Art und das Woher der Verwundungen der Soldaten gewußt, um nicht teilnahmlos zu erscheinen, und war doch zu feinfühlig, um selbst eine diesbezügliche Frage zu stellen. Bis der blonde Mann mit dem fehlenden Arm plötz-

Digitized by Google

lich sagte — und es klang, als sei es der Schluß eines soeben geführten Selbstgesprächs —:

„Und wenn ich ihn noch ehrlich vor dem Feind eingebüßt hätte. Aber so —"

„Jessas, iatzt fangt der 's Lamentiern scho' wieder an! A Ruah gibst iatzt, Freunderl! Prosit!"

Die Gläser klangen etwas unsicher zusammen, dann nahm ein blutjunger Gefreiter mit einem intelligenten Gesicht das Wort:

„Das ist sein ewiger Kummer, daß er die Kugel nicht verdient hätte."

„Aber wieso denn, ich verstehe nicht ...?" fragte Johanna zaghaft.

„Sie müssen nämlich wissen, gnädige Frau," erklärte der Gefragte, „daß wir fünf schon lange Leidensgefährten sind. Seit Monaten waren wir zum Stillliegen im Stellungskrieg verdammt. Da bei M. in den Vogesen. Hoch oben auf einem Berg lag unsere ‚Burg'. Wir hatten alles selbst dazu herbeigeschafft, alles selbst gezimmert. Mein Gott, hat unser ‚Professor' — Student der Philologie Roßegg — mit den feinen Händen da Kunststückeln beim Nägeleinschlagen geliefert, und erst unser Dichter — der unpraktischste Mensch von der Welt —"

„Ah, woaßt no, wia ma amol ..."

„Still bist, Faslinger, nichts ausplaudern!" verwies man den bayerischen Jüngling.

„Ruhmlose Helden, Herr Graf", sagte der Einarmige. „Keine Taten, die man in den Zeitungen nennt oder die das ‚Eiserne' einbringen!"

„Aber doch auch notwendig zum Ganzen", erwiderte dieser, „und von den Daheimgebliebenen sicher nicht unterschätzt."

„Glauben Sie?" Es klang schmerzlich, zweifelnd.

„Wie kommen Sie zu dieser Ansicht?" fragte Johanna. „Wir wissen doch ganz genau, was ihr leistet, und daß es nicht leicht ist, in Treue neidlos durchzuhalten, wenn man von Glücklicheren hört, die sich auszeichnen konnten. Wir können sie uns ja auch so gut vorstellen, die verwöhnten Jungen aus verzärtelter Kinderstube, die Ehrgeizigen, die sich in den vordersten Reihen sahen und die nun Kartoffeln schälen müssen, die einstmals guten Schüler, die immer obenan in der Klasse gewesen und die sich nun am Reck und beim Arbeitsdienst von Bauernsöhnen überholt, von geschickteren Fingern an die Wand gedrückt sehen. Da gibt's innerlich viel hinunterzuschlucken!"

Sie sah besonders hübsch aus in diesem Augenblick, und der Graf dachte: „Mein Gott, wie schön sie ist!" und der Bayer kratzte sich am Kopf und dachte, wie wohl das junge Weib zu dem gelähmten Manne komme, und ob das Kind — — Aber da hörte er den Einarmigen im Tone des Feldwebels sagen:

„‚Ein Soldat muß seine Gefühle verbergen können, mit keiner Wimper zucken, sollte ihm was nahegehen! Donnerwetter, Kerls, werdet hart! Milchgesichter können wir hier nicht brauchen!' Der Mann hat ja ganz recht. Weichheit im Kriege ist nicht am Platz. Aber man legt's doch nicht ab von heute auf morgen. Man bringt immer noch ein Restchen Wohlerzogenheit und gute Kinderstube mit ins Feld. Das Umlernen des Seelischen ist nicht so leicht getan wie das Umlernen der Frau in der Kriegsküche. Und alle diese seelischen Eindrücke,

Digitized by Google

die da zu verarbeiten sind, und alle diese Erfahrungen und Enttäuschungen, die erst nach Monaten kriegstaugliche, gefühls- und wetterharte Soldaten aus uns machen, die werden nun durch keinerlei ‚Heldentaten' versüßt. Nirgends eine Gelegenheit, etwas Außergewöhnliches zu leisten oder nach Hause von irgendeiner mutigen Tat berichten zu können! Statt dessen die Ruhe des Stellungskrieges, geduldiges Warten und Zuschauen, wo von anderwärts Sieg auf Sieg verkündet wird ... Man war wieder nicht dabei ..."

Johanna fiel ihm ins Wort: „Glauben Sie, wir wissen, daß das für tatendurstige Menschen einen hohen Grad von Selbstverleugnung bedeutet. Mit Lorbeer und Rosen schmücken wir deshalb in Gedanken die Entsagenden, die Namenlosen im Feld, die ihr Bestes taten um der heiligen Sache willen."

„Ein Hoch auf diese schönen Worte!" rief der Graf, und alle stimmten in ein brausendes Hoch ein.

Der Einarmige zitterte, als er sein Glas demjenigen seiner Nachbarin näherte, und ein warmes Gefühl schlug ihr aus seinen Worten entgegen: „Dank, tausend Dank, gnädige Frau! Wenn alle deutschen Frauen so fühlen wie Sie, dann bin ich getröstet über die lange, lange Zeit, die ich bisher für eine verlorene gehalten."

„Aber nun müssen wir den Herrschaften doch endlich unsere Geschichte erzählen", sagte einer.

„Naa", kam es bedächtig von des Bayern Lippen, und er blinzelte dabei verschmitzt mit den vom ungewohnten Weingenuß klein gewordenen Äugelchen. „I halt's nimmer aus. I bi' so an Sinnierer, i muaß allawei' was denka, und i denk ma iatzt allawei' — — Gehn S', Frau, sag'n S' ma's: is dös Eahnara Herr und dös Eahnara Kind?"

Etliche Kameraden gerieten in Verlegenheit und wollten das Naturkind zur Ruhe verweisen, aber der Graf und Johanna lachten so herzlich, daß von Übelnehmen keine Rede schien. Ersterer erklärte dann die Situation, und der Bayer war sichtlich erleichtert darüber. Aber das Kind gehörte ihr — —

In Christens verzehrendem Blick auf seine Nachbarin brannte eine sehnsüchtige Frage. Der Graf sah es und dachte sich sein Teil, Johanna fühlte es und errötete heiß. Und der Bayer kratzte sich am Kopf und dachte: „Also so was gibt's auch in den besten Kreisen!" Und er stieß einen vielsagenden Pfiff durch die Lippen.

„Jetzt haltst amal den Schnabel", sagte sein neben ihm sitzender Landsmann, der Huber Sepp, Floßknecht aus Tölz. „Jetzt muß der ‚Professor' endlich unsere G'schicht'n verzölln ..."

„Wir hausten also in unserer Blockhütte," begann dieser, „stiegen abwechselnd zu Tal, um Essen und Post zu holen, kochten und verbrannten, je nach Geschicklichkeit, und aßen alles immer mit bestem Humor und noch besserem Appetit. Nachts hielt einer Wacht am Telephon, und so sahen wir den Lenz sich in Sommer, den Sommer sich in zauberhaft bunten Herbst verwandeln. Es dachte wirklich keiner von uns mehr daran, daß uns je etwas geschehen könne. Da — an einem wundervoll klaren Herbsttage — Christen hatte gerade wieder die Natur angeschwärmt,

Digitized by Google

während wir anderen noch an unsern steinharten Knödeln würgten, — ein furchtbarer Schlag, Geklirr, Staub, Dreck — alles schien um uns zu wanken — wir sahen nichts mehr — Finsternis, Grauen bedeckten uns — —"

„Ich allein", fuhr Christen fort, „stand wie durch ein Wunder unversehrt an meinem Fensterplatz. Ich hörte das Stöhnen der Kameraden unter den Trümmern unseres Blockhauses, ich versuchte zu helfen und arbeitete zitternd und schweißtriefend, bis ich die Armen wenigstens aus der schlimmsten Lage befreit hatte. Jeder klagte über Schmerzen und konnte doch nicht sagen, welches Glied verletzt war. Der ‚Professor' lag bewußtlos, der Bayer blutete am Kopf und schrie nach einem Schnaps oder dem Sanitäter. Ich lief hinaus, um Wasser zu holen. Kaum auf der Wiese, hörte ich über mir ein Surren, Zischen — tij-tij — dann tat's einen Mordsschlag, als ob mir einer einen fürchterlichen Stockhieb versetzte, und ich fiel zu Boden — —"

„Den Arm hat's ihm weggerissen, glatt weg den rechten Arm — —"

Eine Weile war es ganz still im Zimmer. Dann fuhr der junge Gefreite fort: „Wir andern hatten alle nur leichtere Verletzungen, der ‚Professor' konnte allerdings seinen Nervenschock lange nicht verwinden, und ich selbst büßte meinen Goldfinger ein. Aber was ist das gegen sein Handwerkszeug, das ihm dieser verdammte Flieger genommen? Wir haben damals über ihm, unserm Dichter, die eigenen Schmerzen vergessen. Schlimm war's nur, daß mit unserm Hüttchen auch das Telephon zerstört war, und daß nun einer den Berg hinab um Hilfe laufen mußte. Der Bayer hat's geschafft. Einen Notverband aus unsern nicht sehr reinlichen Taschentüchern um den Kopf —"

„Mei, so a Urviech als wiar i — war ja nur mei' Schädel, der halt was aus" wehrte der Kraftmensch bescheiden ab.

„Wir saßen nun bei unsern Kameraden vor unserer lieben Hütte, die in einen Schutthaufen umgewandelt war, und warteten, was man mit uns beschließen würde. Aus meinem Ärmel sickerte Blut heraus, aber niemand dachte daran, es zu stillen oder nach seinem Ursprung zu suchen. Der totenblasse, stille Kamerad war unsere ganze Sorge. Der ‚Professor' lag neben ihm, erschöpft, aber doch mit lebendiger Farbe auf den Wangen. Der Huber Sepp, der nur einen starken ‚Knieschnaggler', wie er es nannte, verspürte, humpelte zur Quelle und brachte in seiner Mütze Wasser herbei, das den beiden Freunden sichtlich wohl tat. Christen gab doch wenigstens ein Lebenszeichen von sich. Endlich, endlich wurden wir geholt. Auf Bahren die zwei stillen Menschen, wir andern schleppten uns nebenher. Den einen stach es hier, den andern dort — was hatte das zu bedeuten? Viel schwerer schleppten wir am Mitleid mit dem treuen Kameraden. Schwarz standen die ernsten Tannen am ernsten Weg, die Sterne leuchteten matt in der kalten Nacht ..."

„Schlaf, Püppchen, schlaf!" sang Suschens feines Stimmchen vom Erker her. Johanna drückte die Hand an die Augen und bückte sich, als sei ihre Serviette heruntergefallen.

„Dann kamen wir alle fünf in das nächste Lazarett. War das ein Jubel, als eines Morgens unser Dichter bei uns im allgemeinen Krankensaal erschien!

Digitized by Google

Und dann hörten wir, daß jener Flieger nicht weit von unserer Blockhütte damals von unsern Leuten heruntergeschossen worden war."

„Maustot, der Malefizkerl!" sagte der Bayer.

„Zur weiteren Erholung schickte man uns dann hierher. Wird nicht lange dauern und wir müssen wieder hinaus."

„Ja, ihr!" Christen sagte es wehmütig, aber der Bayer ließ ihn nicht weiterreden, sondern platzte derb dazwischen:

„Jatzt red'n ma vo was anderm. D' Frau druckst scho' allawei was Nasses awi —"

„Nun, das soll einem wohl nahe gehen! Und da nennt ihr euch ‚ruhmlose Soldaten'!

„Ja, mei, weil ma halt's Eiserne net kriegt z'weg'n so'rar Bagatöll!" meinte der Huber Sepp.

„Ach was, ich bringe nochmal ein Hoch aus auf diese eure ‚ruhmlosen' Kameraden! Hört es, ihr Namenlosen im Felde, wir danken euch alle von Herzen! Wir gedenken eurer und werden euch nie vergessen! Den Ungeschmückten im Felde gilt mein Gruß! Sie leben hoch, hoch und nochmals hoch!"

Ein brausendes Hoch antwortete den zündenden Worten, und alle umdrängten die schöne Frau, die sich kaum auf den Füßen halten konnte. Christen sah es, er zog die Uhr und mahnte zum Aufbruch. Die Nacht sei so schön, und sie wollten zu Fuß ins Lazarett zurückgehen. Johanna warf ihm einen dankbaren Blick zu, packte die Geschenke ein und verabschiedete alle mit einem herzlichen: „Auf Wiedersehen!"

— —

Dann stand sie ein paar Augenblicke regungslos. Der Diener fuhr den Grafen in sein Arbeitszimmer, wo Johanna ihm allabendlich die Zeitung vorlas, das Kindermädchen eilte vorüber, um mit Suschen, die heute länger aufbleiben durfte, zu spielen, das Zimmermädchen klirrte beim Abräumen der Tafel mit Silber und Geschirr — Johanna sah und hörte alles wie im Traum, sie war wie betäubt. Dann stürzte sie, wie um einen schnellen Entschluß nicht wieder zu bereuen, in des Grafen Zimmer, warf sich an seinem Stuhl nieder, barg das Haupt in seinem Schoß und weinte bitterlich. Seine schlanken Hände strichen leise über ihr lockiges, volles Haar. Er sagte nichts. Er verstand sie so völlig, ohne das Geringste von jenem großen Erleben zu wissen, das sie in sein Haus geführt.

„Heute sind es gerade fünf Jahre — gerade fünf Jahre —" flüsterte sie. „Ich war so jung, als er mich heiratete, kaum achtzehn. Und so viel allein in der großen, fremden Stadt, weil er so viel an seinem Schreibtisch saß. Nie durfte ich ihn stören, mußte alles für mich behalten. Und ich hatte doch so viel auf dem Herzen; heimwehkrank, wie ich war, konnte ich nicht begreifen, daß er mich über dem Schreiben stundenlang vergessen konnte."

„Kind, Johanna, ist es denn Paul Christen, der bekannte Dichter und Schriftsteller, der uns so Wundervolles beschert?"

„Ja —"

„Und da konnten Sie — —?"

Digitized by Google

„Ich war ja so dumm damals, so einsam und so verliebt! Wenn er nicht schrieb und herzlich zu mir war, dann glaubte ich an seine Liebe; wenn er am Schreibtisch in seine andere Welt versank, in der ich nichts zu tun hatte, fühlte ich mich vernachlässigt und unglücklich, machte ihm Szene auf Szene."

„Kind, Kind!"

„Da kam der Weihnachtsabend. Ich hatte alles so schön gerichtet und ein besonderes Geschenk für ihn bereit. Unterm Christbaum wollte ich's ihm sagen, da — daß —"

„Ich weiß schon — — Klein-Suschen —"

„Ja! Ich hatte den Baum angezündet, schlich selig zu ihm hinüber, trat an seinen Schreibtisch — — ‚Du, Paul, komm jetzt' — — Mit einem abwesenden Blick sah er mich fremd an. Von weither kam er und kannte mich nicht. Da stieg etwas Quälendes, Fremdes in mir auf. Ich zitterte vor Wut — er schrieb ruhig weiter — — ‚Du, Paul, Weihnachten ist heute' — — er hört nicht — — ‚Du, Paul' — — Ich rüttelte ihn an der Schulter — —

Er springt auf, schlägt das Heft mit dem steifen Deckel um mein Gesicht: ‚Störenfried! Stimmungsräuberin!' schreit er. Ich stand zuerst wie erstarrt. Dann rannte ich hinaus. Durch das Zimmer, wo es nach Weihnachten duftete und die Kerzen sich in den schönen Tischgeräten spiegelten. Nichts nahm ich mit. Im Mantel und Spitzentuch rannte ich durch den tiefen Schnee zum Bahnhof.

Bei der Mutter kam später mein Liebling zur Welt. Paul hatte öfters geschrieben, immer dringlicher, immer flehentlicher. Ich gab keine Antwort, verhärtete mich künstlich gegen ihn und redete mir ein, daß ich nicht zu ihm, der die Hand gegen mich erhoben, zurückkehren dürfe. Und weil die Mutter meinen Kampf sah und mich nicht begreifen konnte, weil mir die ewigen Auseinandersetzungen das Elternhaus verleideten, deshalb suchte ich mir mit Suschen ein anderes Unterkommen, wo man nichts von mir wußte, und — und —"

„Und kamen zu mir und brachten mir Glück und Sonne ins Haus."

„Ach, Herr Graf, und jetzt, und heute — — was soll ich denn nur tun?"

„Haben Sie ihn denn noch lieb?"

„Herr Graf — —"

„Nun, und er verzehrte Sie mit seinen Blicken, der Arme!"

„Wirklich?" — Es war ein jubelnder Aufschrei. Und dann besprachen die beiden, daß es erst zehn Uhr sei, und wenn die Soldaten wirklich zu Fuß nach dem ziemlich entfernten Lazarett gegangen wären, so könnten sie gerade dort angekommen sein. Johanna sollte antelephonieren und sich den Unteroffizier Christen besonderer Umstände halber noch einmal ausbitten. Johanna hörte den Grafen gar nicht zu Ende an, war schon am Telephon, machte es sehr dringlich, ein Ausnahmefall am heiligen Abend, eine wichtige Sache, schnell, schnell — — stürmte dann zum Grafen zurück.

„Er war eben angekommen. Ich ließ bitten, daß er sich ein Auto nimmt."

„Ruhig, ruhig, Kind!" mahnte der Graf. „Bringen Sie inzwischen Suschen zu Bett, das wird Sie ablenken. Übrigens, hier — ich hatte noch gar keine Gelegenheit, mein Weihnachtsgeschenk anzubringen."

Digitized by Google

Er nahm ihre Hand und schob einen schmalen Reif mit kostbarer Perle an ihren Goldfinger.

„Ich hatte sagen wollen: Die Perle der Perle! Nun haben Sie mich aber durch Ihre Erzählung gelehrt, daß auch Perlen ihres Glanzes und ihrer Bestimmung, zu leuchten, vergessen können. Tun Sie es nicht wieder. Es ist so schade für Sie."

Johanna konnte nichts erwidern. Beschämt und beglückt küßte sie die gütige Hand und verließ still das Zimmer. Suschen hatte schon zu Bett verlangt, und als sich Johanna zum Kusse über das Kind beugte, schlang es beide Ärmchen um der Mutter Hals und sagte schlaftrunken: „Das war mal ein schöner Weihnachtsabend."

Johanna dachte, daß erst die nächste Stunde darüber entscheiden müßte, ob er für sie wirklich schön gewesen. Sie löschte das Licht und stahl sich in das Speisezimmer, wo sie im Erker auf das Auto wartete. Der Duft im Zimmer beschwor Erinnerungen an jenen unseligen Weihnachtsabend herauf, die bange Erwartung überwältigte sie fast. Endlich strebten zwei große Lichtkugeln auf die Villa zu, sie standen still, laut klopfte der Lauschenden das Herz. Ehe Christen geläutet, hatte Johanna schon geöffnet und zog ihn ins Zimmer.

„Paul!" Und sie lag an seiner Brust und fühlte an dem starken Hämmern seines Herzens, wie er sie liebte.

„Paul! Was hättest du getan? Wärest du auch ohne meinen Ruf zu mir gekommen?"

„Ich — der Krüppel — zu dir?"

„Paul, rede nicht so; du bist kein Krüppel für mich; ich —"

„Du hast doch gehört: mein Handwerkszeug —"

Sie suchte es ihm weiter auszureden und fühlte, daß sie eines andern, kräftigeren Beistandes bedurfte. Darum bat sie ihn, mit zum Grafen hinüber zu kommen, der allein war und so großen Anteil an dieser Stunde nähme. Mit sanfter Gewalt zog sie den Schweigsamen hinüber.

„Herr Graf, Sie müssen mir helfen. Er behauptet, man hätte ihm sein Handwerkszeug genommen."

„Aber, Herr Christen, Sie konnten ja gar nichts Unwichtigeres verlieren. Ihre Werkstatt, den Kopf, haben Sie ja, gottlob, noch. Die Hand ist nur ausführende Kraft, und die kann Ihnen Johanna, die als meine Sekretärin die Schreibmaschine tadellos beherrscht, famos ersetzen. Besser konnte es wahrhaftig nicht kommen."

Christen lächelte über den liebenswürdigen Optimisten und legte den Arm um sein wiedergefundenes Weib.

„Selbstredend muß ich mir dabei aber auch etwas wünschen dürfen, denn sonst nehme ich mein Wort, daß es nicht besser hätte gehen können, wieder zurück. Ihr müßt bei mir bleiben — der erste Stock ist sowieso frei — denn ohne Johanna und mein Suschen kann ich mir meinen Lebensabend nicht mehr vorstellen —"

Johanna sah ihren Gatten herzbeweglich bittend an.

„So willst du dich wirklich mit mir beschweren?"

Digitized by Google

„Wir haben uns doch lieb, Paul“, ſagte ſie einfach und doch ſo warm, daß man jede weitere Frage als überflüſſig empfinden mußte.

„Nun und dann: Suschen!“ ſagte der Graf bedeutungsvoll.

„Suschen — freilich Suschen!“

Johanna ſchlang ihre Arme um des Gatten Hals und wußte, daß nun auch für ſie der heutige Weihnachtsabend ſchön geweſen war.

Weihnacht · Von Karl Berner

Sie kam mit Flocken, die langſam ſanken,
Sie kam mit heimwehſchweren Gedanken;
Sie breitete unter die duftenden Zweige
Still und ſanft meines Lebens Neige:
Ein wenig Hoffen, ein ſtummes Entſagen,
Ein buntes Glück aus Kindertagen —
Die alte Mutter mit zitternden Händen
Schmückte die Bilder an den Wänden
Mit Tannengrün, wie ſie oft getan,
Und zündete ſchweigend die Kerzen an.
Des Dorfes Glocken klangen zuſammen,
Am Bäumchen ſtanden ſteil die Flammen,
Und beim ruhigen, heimlichen Schimmer
Traten die Toten ins alte Zimmer
Und grüßten vertraut und ſprachen leiſe,
Wie Waſſer murmeln unterm Eiſe;
Verklungenes Leben füllte den Raum,
Es kniſterte heimlich im Weihnachtsbaum,
Und als die letzten Lichter verglommen,
Gingen die Toten, wie ſie gekommen,
Aus Kampf und Leid in des Friedens Land —
Wir aber ſaßen Hand in Hand,
Fremdlinge in der fremden Welt,
Das Herz von fernem Glanz erhellt;
Kerzen und Sterne ſtrahlten nicht:
Der Weg der Toten lag im Licht.

Digitized by Google

America docet

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Daß wir den Krieg nicht gewollt haben, diese Binsenwahrheit brauchen wir uns und anderen nicht immer wieder zu versichern. Auch den anderen nicht: denn die ehrlich und einsichtig genug sind, wissen es längst, und die es nicht sind, *wollen* es nicht wissen, und wir könnten mit Menschen- und mit Engelzungen reden und würden sie doch nicht bekehren. Eine andere Frage ist, ob wir so ganz ohne eigenes *Verschulden* in den Krieg hineingeraten sind. Da genügt es aber nicht, daß wir uns ehrlich von jeder *Absicht* und *Handlung*, die zum Kriege führen sollte, frei wissen. Wie es vor dem bürgerlichen Gericht nicht nur Vergehen der Tat und mit Absicht gibt, sondern auch der *Unterlassung* und der *Fahrlässigkeit*, so in ganz anderer Bedeutung noch und Folgenschwere vor dem Richterstuhle der Geschichte.

Sollen wir das fürchterliche Lehrgeld dieses Krieges nicht umsonst gezahlt haben, dann dürfen wir auch vor der rücksichtslosesten Selbstprüfung und Selbsterkenntnis nicht zurückschrecken. Mit unbarmherziger Gerechtigkeit müssen wir über uns selbst zu Gericht sitzen, damit wir nicht noch einmal von andern, von *infamen* „Richtern" gerichtet werden. Und da müssen wir ehrlich den Spruch fällen: Ja, wir *haben* uns mancher Unterlassung, mancher Fahrlässigkeit schuldig gemacht.

Die Beweismittel für diesen Urteilsspruch zusammentragen, hieße Bücher schreiben. Sie werden nach dem Kriege geschrieben werden und werden doch in der Hauptsache nicht viel anderes enthalten, als was weitschauende, um die Zukunft ihres Volkes bangende Männer schon *vor* dem Kriege wußten und unter gehässigsten Anfeindungen und Verlästerungen immer und immer wieder zu predigen nicht müde wurden —: „die wenigen, die was davon erkannt, hat man seit je gekreuzigt und verbrannt ..."

Eine unserer folgenschwersten Unterlassungen, eine Fahrlässigkeit, die sich dadurch rächt, daß sie auch heute noch, mitten im tobenden Weltkampfe, fortzeugend Böses muß gebären, ist die Rückständigkeit, richtiger schon Ahnungslosigkeit unseres *politischen Urteils*, die unberührte Naivität in der Bewertung der politischen und psychologischen Strömungen und Kräfte, die in den anderen Staaten und Völkern die treibenden und steuernden sind. Nur wer kindlichen Gemütes an Märchen geglaubt hat, konnte in so maßlose Verwunderung und Enttäuschung gebannt werden, wie die weitesten Schichten unseres Volkes (ohne Unterschied der Bildung und des Berufes), als sie die unerfreuliche Wahrnehmung machen mußten, daß es in der Wirklichkeit anders zugeht, als im Märchen, und daß z. B. die „Versöhnlichkeit" Englands, die „Friedfertigkeit" Rußlands (das ja „kein Interesse hatte, uns anzugreifen"!) oder die „Freundschaft" der Vereinigten Staaten und ach, so viele andere schöne Träume eben — Märchen waren.

Die Stellung, die sogar unsere gedruckte öffentliche Meinung den Vereinigten Staaten gegenüber eingenommen hat und zum großen Teil auch jetzt noch

Digitized by Google

einnimmt, — trotz aller Erfahrungen! —, ist nun gar ein Schulfall. Es lassen sich an ihm, wie an jener Tafel mit dem Pferde, das sämtliche Pferdekrankheiten in sich vereinigt, auch unsere politischen — Verkehrtheiten studieren. Ein „genauer Kenner amerikanischer Verhältnisse" legt das in der „Kreuzzeitung" mit einer Anschaulichkeit dar, deren Beweiskraft wohl auch dem Blindesten den Star stechen muß. Dieser „genaue Kenner" schreibt:

„Wohl hat Deutschland viele Reisende und Gelehrte ausgesandt, welche die fremden Weltteile gründlich erforscht und bedeutende Sachen darüber geschrieben haben, aber in der Beurteilung der politischen Verhältnisse jener Länder standen wir immer zurück, besonders hinter den Engländern.

In eigentümlicher Weise suchten große deutsche Zeitungen diesen Mangel auszugleichen. Junge Redakteure übersetzten aus englischen Blättern Korrespondenzen aus Ostasien, Indien, Nord- und Südamerika usw., die wohl manchmal interessant zu lesen waren, aber man übersah gänzlich, daß man auf diese Weise das deutsche Lesepublikum dazu brachte, durch englische Brillen zu sehen. Und die englische Presse versteht es meisterhaft, ihren Artikeln unter der Maske strengster Objektivität eine Färbung im Sinne der britischen Interessen und zum Nutzen der englischen Politik zu geben. Dabei ist aber besonders nicht zu übersehen, daß die britische Politik schon seit Jahrzehnten in allen jenen außereuropäischen Weltteilen mit großer Kraft und List gegen die Deutschen arbeitete. Es wird die treuen britischen Seelen sehr erfreut haben, daß deutsche Zeitungen durch Übernahme englischer Artikel den Briten selbst Handlangerdienste leisteten. Natürlich haben sie die direkten Angriffe gegen Deutschland nicht wiedergegeben. Aber wenn die englischen Blätter jene Parteien und Politiker befehdeten, welche der englischen Politik Widerstand leisteten, so konnte es nicht Aufgabe deutscher Zeitungen sein, ihnen hierin zu folgen.

Ein Beispiel aus Amerika möge hier angeführt werden, um dies näher zu illustrieren. Die englische Presse hat stets mit großem Eifer den Tammanyring bekämpft, der hin und wieder die Neuyorker Stadtverwaltung ‚kontrollierte', natürlich unter dem Vorgeben, dies unter dem Gesichtspunkte der Ehrlichkeit und öffentlichen Moral zu tun. Tammany stehe im Dienste der ‚Korruption' und treibe ‚Ämterschacher', sagten sie. Wer aber die amerikanischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, weiß ganz gut, daß dies ein Übelstand ist, an dem alle Munizipalverwaltungen kranken, und daß keine Partei in dieser Beziehung einer anderen etwas vorwerfen kann. Jede Partei kämpft unter dem Banner der ‚Reform' gegen die herrschende ‚Korruption'; sobald sie aber ans Ruder gelangt ist, schlüpft sie in die Schuhe ihrer Vorgängerin. Nach dem Grundsatze: ‚Dem Sieger die Beute!' verteilt die Partei, welche die Wahlen gewonnen hat, die gut dotierten städtischen Ämter unter ihre Parteiführer, die städtischen Lieferungen werden Freunden und Verwandten der Sieger übertragen, es werden Bauten ausgeführt, die nur dem Zwecke dienen, einem Parteigänger einen Riesenverdienst zuzuwenden u. dgl. m. Alles dieses haben die Tammanyiten getan, aber ihre Gegner haben es, wenn sie ans Ruder gelangten, genau so gemacht. Und in allen übrigen großen Städten der Union geschah und geschieht eben dasselbe.

Digitized by Google

Warum richtete nun die britische Presse ihre großen Geschütze besonders gegen Tammany? Einfach aus dem Grunde, weil Tammany eine irische, antienglische Organisation war. Niemals hat der ‚Tiger' von Tammany sich gegen die Deutschen gewandt, im Gegenteil wurden die Deutschen von Tammany sehr gefördert, es wurde ihnen leicht gemacht, besser bezahlte Stellungen zu erlangen, und auch der deutsche Unterricht in den Schulen kam unter der Tammanyverwaltung erheblich besser fort als unter der Reformpartei, die ihn möglichst beschnitt und ihn teilweise sogar nur auf dem Papier weiter bestehen ließ. Trotzdem nehmen so gut wie alle deutschen Zeitungen, beeinflußt durch die britische und die angloamerikanische Presse, einhellig Partei gegen Tammany. Einzig und allein der Schreiber dieser Zeilen stellte sich dem entgegen, konnte aber gegen die große Mehrheit der Antitammanyten nicht aufkommen. Aber gerade unter dem Führer der Sieger, Seth Low, und seiner sogenannten Reformpartei nahm die Korruption in der Stadtverwaltung dermaßen zu, daß bei der nächstfolgenden Wahl wieder Tammany siegte, denn alle Welt war sich darüber einig, daß gegenüber der Reformpartei Tammany doch das ‚kleinere Übel' sei.

Jetzt steht Seth Low entschieden auf seiten der Deutschenfresser und Britenfreunde, während der frühere Tammany-Mayor George Mc Clellan (jetzt Professor an der Princeton-University) die Partei Deutschlands ergriffen hat. Alle Ehre einem solchen Manne, welcher der Wahrheit die Ehre gibt, obgleich er von der deutschen Presse nichts als Schmähungen und Verleumdungen eingeheimst hat! Die Studie Mc Clellans konnte freilich nur in der wissenschaftlichen Beilage (‚Magazin-Beilage' sagt man drüben) der New York Times erscheinen, denn in dem politischen Teil dieses großen Blattes wird folgerecht eine ganz andere Sprache geführt. Überdies ist Mc Clellan auch in der wissenschaftlichen Beilage nur wegen seines großen persönlichen Ansehens zu Wort gekommen. Er hat es hier aber sogar wagen können, die deutsche Verwaltung in Belgien zu verteidigen. Das ist etwas ganz Besonderes, denn man muß wissen, daß zwei Dinge geeignet sind, jeden echten Yankee zu veranlassen, die Faust gegen Deutschland zu erheben — es brauchen nämlich nur die Worte: ‚Poor little Belgium' und ‚Lusitania' ausgesprochen zu werden. Dann hagelt es gleich Schimpfreden gegen die ‚deutschen Mörder und Barbaren'. Mc Clellan aber erklärte, die Deutschen seien keine Barbaren und hätten in Belgien schon viel Gutes geleistet. Nur eine Brüsseler Blumenverkäuferin hat ihm gesagt: ‚Wir armes Volk werden noch so lange leiden müssen, bis le monde chic zurückkehrt.' Die meisten Kapitalisten haben nämlich das Land verlassen.

Außer gegen Tammany hat die deutsche Presse am meisten gekämpft gegen William Jennings Bryan, den sie als einen verrückten Demagogen und politischen Schwindler schilderte. Bryan ist aber der deutschfreundlichste Staatsmann von Ruf, den die Vereinigten Staaten jetzt aufzuweisen haben, der einzige, der sich entschieden für ein Waffenausfuhrverbot erklärte, und kein anderer hat sich mit gleicher Entschiedenheit wie er für die Erhaltung der strengsten Neutralität Amerikas und seine Nichtbeteiligung am Kriege ausgesprochen. Dagegen trat die deutsche Presse entschieden für die republikanische Partei ein und für ihre

Digitized by Google

‚erleuchteten' Führer, besonders den braven Teddy Roosevelt. Er wurde als deutschfreundlich bezeichnet, obgleich er in der auswärtigen Politik nie etwas anderes gewesen ist, als ein englischer Hampelmann, der an Strippen in der Downing Street gezogen wurde. Dies auszusprechen, wäre vor Jahren in Deutschland aber fast gefährlich gewesen; so eingenommen war man hier von den Urteilen der britischen und angloamerikanischen Presse, der man blindlings folgte. Der republikanischen Partei wurde bei uns immer der Vorzug gegeben vor der demokratischen und ihre Siege mit Trommelschlag und Paukenschall begrüßt. Die demokratische Partei war deutschfreundlicher, weil sie viele irische Elemente enthielt, die republikanische aber eine Verbündete des Stockbritentums, mit dem sie durch den Pilgrimklub und andere Organisationen sowie durch eine weitgehende Gemeinschaft der Anschauungen verbunden ist. Die meisten Leute, welche hier über amerikanische Dinge schrieben, wußten davon einfach nichts. Sie sprachen der britischen Presse ihre Verherrlichung der Partei des republikanischen Adlers und ihrer Bosse unbesehens nach.

Es hat immerhin einigen Nutzen, wenn Politiker auch eine gute Kenntnis von den Dingen haben, welche sie besprechen. Die deutsche Presse ist in der außereuropäischen Politik jahrzehntelang in britischem Kielwasser geschwommen; hoffentlich ändert sich das jetzt ein wenig. Wir möchten aber bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß wir schon vor Monaten die Warnung ausgesprochen haben, allzu auffällige Versuche zu machen, Amerika und England politisch voneinander zu trennen, da man dadurch nur bestimmt das Gegenteil bewirke.

Da England unser bitterster Feind ist, brauchen wir nicht abzuleugnen, daß es uns sehr erwünscht wäre, wenn die Vereinigten Staaten und England in scharfen Gegensatz zueinander gerieten. Kein Mensch würde uns solche Ableugnung glauben. Sollte es aber richtig sein, der amerikanischen Note an England eine ungeheure Bedeutung beizulegen und auf diesem ‚Steckenpferde' täglich herumzureiten? Schon klingt uns aus dem angloamerikanischen Blätterwalde das Wort entgegen, wir sollten uns keine Mühe geben, die Vereinigten Staaten gegen England ‚aufzuputschen', denn bei einem ‚Erisapfel' komme viel darauf an, wer denselben werfe. Die New Yorker Staatszeitung, ein sehr besonnenes und gemäßigtes Blatt, die ganz mit uns fühlt, verfällt nicht in den Fehler der Übertreibung, sondern nennt die Note kühl eine ‚diplomatische Schreibübung'. Das mag nicht zutreffen, sie kann auch mehr bedeuten. Aber wir wollen hier feststellen, daß die Ausarbeitung der Note erst fünf Monate Zeit gebraucht hat, daß sie (nach einer Erklärung des Staatssekretärs Lansing vom 16. September an die Reporter) Mitte September fertiggestellt und dann erst nach fast zwei Monaten abgeschickt ist. Amerikanische Blätter haben ironisch dazu bemerkt, jetzt werde England sich mit der Antwort auch wohl sieben Monate Zeit lassen, also bis Anfang oder Mitte Juni 1916. Wer die Amerikaner kennt, wird mit uns überzeugt sein, daß es nichts nützen wird, wenn wir ihnen zureden, energisch gegen England aufzutreten; eher kann das Gegenteil dadurch bewirkt werden. Sie werden nur dann mit den Briten kräftig ins Gericht gehen, wenn sie sich in ihren wirtschaftlichen Interessen durch sie ganz bedeutend geschädigt fühlen, denn das ist die Stelle, wo sie

Digitized by Google

‚sterblich' sind. In den Vereinigten Staaten gibt es aber mißtrauische Leute, die glauben, daß der ganze modus procedendi schon vorher zwischen dem Staatsdepartement und dem britischen Botschafter Spring Rice verabredet sei, daß die Note hauptsächlich abgesandt sei, ‚ut aliquid fecisse videatur', und daß Washington einfach schweigen werde, wenn London erkläre, auf die amerikanischen Wünsche nicht eingehen zu können. Wir wollen uns diese Auffassung nicht zu eigen machen, halten es aber für nützlich, sie zu vermerken.

Nun hat Präsident Wilson soeben eine große Aktion für die Vermehrung der amerikanischen Land- und Seestreitkräfte in Szene gesetzt und ein von dem Kriegssekretär Garrison und dem Marinesekretär Daniels ihm vorgelegtes Programm gutgeheißen, das im Dezember an den Kongreß gehen wird. Danach sollen die Ausgaben für die Armee von 107 Millionen Dollar auf 182 Mill. erhöht werden, die für die Flotte sogar um 100 Mill., nämlich von 148 auf 248 Mill. Die Gesamtausgaben für Heer und Flotte sollen also im nächsten Jahre die ungeheure Ziffer von 430 Mill. Doll. erreichen. Der Vorschlag für das Gesamtbudget sieht Ausgaben von 1240 Mill. Doll. Höhe vor. Ein solcher Etat hat dem Kongreß noch niemals vorgelegen. Bemerkt sei noch, daß die Präsenzstärke der Armee von 87000 auf 120000 Mann erhöht werden soll.

Was bedeutet das nun? Die Vorbereitung zum Kriege? Während wir in anderen Dingen mehr pessimistisch veranlagt sind, sind wir in dieser Beziehung reine Optimisten und antworten mit Bestimmtheit: Auf keinen Fall. Mit der einzigen Ausnahme von Teddy Roosevelt, der keinen Einfluß mehr hat, trägt sich unter allen amerikanischen Staatsmännern nicht ein einziger mit kriegerischen Plänen. Mit Ausnahme der Deutsch- und Irischamerikaner wollen alle eine wohlwollende Neutralität für England und Frankreich, aber unter keinen Umständen den Krieg. Sie wollen, daß Amerika am Kriege verdient, daß es seine Seeschiffahrt, seinen Handel und seine Exportindustrie kräftig entwickelt, und haben in dieser Beziehung ja auch schon viel erreicht, wie zahlreiche Statistiken beweisen. Die Amerikaner sind nicht die Leute, solche Vorteile für die unsicheren Chancen eines kostspieligen Krieges, der sie im Grunde wenig angeht, preiszugeben.

Die Voranschläge des Bundesetats sind nach den Bestimmungen der Verfassung schon jetzt den Komitees beider Häuser des Kongresses mitgeteilt, damit sie von denselben schon vor dem Beginne der Session in Vorberatung genommen werden können. Es gibt aber mancherlei Gründe dafür, daß das Programm nicht durchgeht. Der Kongreß ist ein Gegner des ‚Militarismus' und hat von Vorschlägen dieser Art schon immer die meisten gestrichen. Dazu kommt, daß in diesem Falle für bedeutend erhöhte Einnahmen Sorge getragen werden müßte, und das läßt sich kaum machen. Inlandsteuern sind kaum denkbar, und die Zolleinnahmen fallen infolge des Krieges immer mehr. Der einzige Ausweg wäre, daß die Bundesregierung sich entschlösse, Bonds auszugeben, was aber auch große Schattenseiten hat.

Präsident Wilson hat sein Militärprogramm mit einer Rede über die ‚Politik der Bereitschaft' eingeleitet und sich darin mit großer Schärfe gegen die — Deutschamerikaner gewandt, gegen die man doch keinen Krieg führen kann.

Digitized by Google

Darum wird seine Rede als eine Programmrede für die kommende Präsidentenwahl aufgestellt. Die New Yorker Staatszeitung sieht darin eine ‚wütende Äußerung der Feindseligkeit gegen die Deutschen'. Der deutschamerikanische Führer H. Weismann, auch ein sehr gemäßigter und besonnener Politiker, erklärte in einer großen Rede auf dem ‚Deutschen Tag' in Brooklyn: nachdem es Mr. Wilson gefallen habe, ‚mit dem Demagogen Roosevelt in Schmutzangriffen auf die Deutschamerikaner zu rivalisieren, sei es klar, daß diesen ein großer Kampf bevorstehe' . . ., ein Kampf, der von den Probriten dieses Landes, mit dem Präsidenten an der Spitze, frivolerweise und ohne jeden Grund vom Zaun gebrochen werde, ‚um den Einfluß aller derer zu brechen, die mit seiner Politik einer einseitigen Neutralität nicht einverstanden seien, die seinen Mangel an wahrem amerikanischem Unabhängigkeitsgeist erkannt hätten und sich nicht scheuten, das zu sagen'. Bitteren Tadel erhebt er gegen den Präsidenten, weil er die Aufforderung gewagt habe, die Deutschamerikaner zu boykottieren, im Grunde nur deshalb, weil sie die Schweifwedelei vor dem die Meere beherrschenden und den amerikanischen Handel ruinierenden Britentum nicht gutheißen. Zuletzt drohte er mit dem Erwachen des furor teutonicus, der jetzt in Europa mit eisernem Griffel Weltgeschichte schreibe, auch in Amerika.

Man muß sich an den Kopf fassen, wenn man angesichts solcher Zeiterscheinungen neuerdings wieder in weitverbreiteten reichsdeutschen Blättern die abgestandene Geschichte von einem kürzlich wahrnehmbaren ‚deutschfreundlichen Umschwung' in Amerika erzählen hört. Schon jeder Blick in die deutschamerikanische Presse, die doch am besten Bescheid weiß, lehrt das gerade Gegenteil. Was haben wir davon, wenn wir uns so selbst ‚in die Tasche lügen'? Und nicht einmal der Milderungsgrund kann angeführt werden, daß dies eine kluge, Erfolg versprechende ‚Taktik' sei. Denn die ‚Probriten' jenseits des großen Teiches werden dadurch nur angespornt, ihren Deutschenhaß desto stärker zu betonen, um, wie sie sagen, uns solche ‚Illusionen auszutreiben'. Wir richten die Bitte an alle, die es angeht, die Beziehungen Deutschlands und auch die Englands zu Amerika mit der denkbar größten Kaltblütigkeit zu behandeln. Nur dann wird man drüben sagen: All right!"

Ist das nun Anschauungsunterricht? — America docet —: Amerika hat uns eine Lektion erteilt und lehrt uns darüber hinaus. Es ist wiederum nur eine Verkehrtheit, sich über die „Amerikaner" zu entrüsten, weil sie uns „enttäuscht" haben. Hätten wir ihre Gefühle und Gesinnungen gegen uns nicht so von Grund aus und dazu doch ohne irgendwelche tatsächlichen Unterlagen falsch bewertet, so hätten wir uns die „Enttäuschung" sparen können. Es lag also an uns. Treiben wir doch weniger „moralischen" Aufwand und ziehen wir dafür um so mehr die gegebenen Tatsachen zu Rate, dann werden wir in sehr vielen Fällen jenen Aufwand entbehren können. Das Gesicht des „Enttäuschten" soll nicht immer besonders geistreich aussehen, und gar als Dauerzustand erweckt es weder Furcht noch Mitleid, sondern was anderes. Von beiden können wir heute und auf absehbare Zeit nur die Furcht gebrauchen, für Mitleid haben wir grundsätzlich keine Verwendung. Ein Verzicht, der uns um so leichter fallen sollte, als kein An-

Digitized by Google

gebot an dieser Ware vorliegt: wir sehen im Gegenteil, auch wo wir es nicht erwartet haben, nur vor Schadenfreude glänzende Gesichter, also die „reinste“ aller Freuden.

America docet. Gierig streckten wir unsere allbereite Biederhand den ausgepichten Yankees entgegen, die doch im Grunde und soweit es das Geschäft nur irgend erlaubt, nichts anderes sind, als eine amerikanische Züchtung, ein „Sport“ des Engländertums. Unser eigenes Blut, die Deutschamerikaner, verleugneten wir; wir hielten es für „politisch klug“, nur Amerikaner „ohne Bindestrich“ zu kennen. Und was erleben wir jetzt? Einzig und allein an unseren deutschen Volksgenossen hat unsere Sache in den Vereinigten Staaten einen Rückhalt; ihnen allein verdanken wir es, wenn dem Lügen- und Verleumdungsfeldzuge gegen uns die Spitze geboten wurde, die Wahrheit nicht ganz erstickt werden konnte. Wer kann wissen, wie hoch die englischen Bäume dort noch in den Himmel gewachsen wären, wenn es die Amerikaner „mit dem Bindestrich“ nicht gegeben hätte? Wenn sie nicht mit einer Wucht für uns eingetreten wären, die freilich selbst die Erwartungen derer im Reiche weit hinter sich ließ, die das eigene Fleisch und Blut auch in Friedenszeiten zu schätzen wußten.

Und unsere heiß umworbenen Yankees —? — Durften wir aber vernünftigerweise eine andere Haltung von ihnen erwarten, als die sie in der Tat gegen uns eingenommen haben? Haben sie unserer weit hingestreckten Hand jemals mehr geboten, als höchstens die kühlen Fingerspitzen, wenn sie es nicht vorzogen, ihre Hand in die Tasche zu stecken, und das mit einem nur für deutsche Ohren nicht vernehmlichen Knurren?

Wer es darauf ansetzt, „beliebt“ zu werden, wird es im Leben nicht. Unter Völkern gibt es nur einen Weg zur Liebe: das ist die Achtung, der Respekt. Und nur der Starke wird geliebt. Es genügt nicht, im Besitz zu sein, es genügt auch nicht — und ist das Verkehrteste auf der Welt —, seine Gaben wahllos zu verstreuen. Man muß auch zu geben wissen und — zu versagen. Es gibt kaum ein Volk oder einen Staat auf dem weiten Erdenrund, den wir nicht schon unserer Freundschaft versichert hätten. Dürfen wir uns da wundern, daß solche Freundschaft, die ausgeboten wird wie sauer Bier, nicht hoch im Kurse steht? Haben die anderen so unrecht, wenn sie sich sagen: eine Freundschaft, die allen gleichmäßig ins Haus getragen wird, kann nicht allzuviel kosten — und ist vielleicht nicht einmal ganz ehrlich gemeint. Nur wer sich aufsuchen läßt, wird aufgesucht. Nur wer ein hartes „Nein!“ bereit hält, erntet Dank, wenn er einmal „ja“ sagt. Unsere internationale unerwiderte Buhlschaft, unser „unverschämtes Geilen“ nach Allerweltsfreundschaft ist nicht der geringste der Gründe für unsere „Unbeliebtheit“ und Vereinsamung. Es ist vielleicht der tiefste und letzte. Es ist bezeichnend, daß gerade dieser Grund in den reichlich überzähligen, mit wissenschaftlichem Aufwande angestellten „Versuchen zur Erforschung der Gründe der Unbeliebtheit des Deutschen“ nicht entdeckt oder doch nicht an den ihm gebührenden Platz gerückt worden ist. Ein Beweis dafür, daß schon der Ausgangspunkt der Forschungsreise ein falscher war, und daß die Forscher an dem Übel, dem sie auf den Grund gehen wollten, selbst noch krankten. Denn meist liefen die Ergebnisse darauf hinaus, daß

Digitized by Google

es dem Deutschen an der „Liebenswürdigkeit“ fehle, wie sie etwa dem Franzosen eigne. Also mit anderen Worten: noch „liebenswürdiger“ sein! Sonst nennt man das: den Teufel durch Beelzebub austreiben.

„Willst du was gelten, zeige dich selten.“ Und Goethe-Faust: „Sei er kein schellenlauter Tor.“ An Michels Zipfelmütze haben der Schellen eben gar manche gehangen und nicht immer lieblich geläutet. — „Erst als wir ihnen in Uniform kamen, kannten sie uns“, sagte Bismarck. Wären wir den Franzosen immer „in Uniform“ gekommen, statt mit süßen Reden und Schmeicheleien, dann würden sie uns heute jedenfalls — besser kennen. Der französische Soldat, der gegen unsere Feldgrauen im Schützengraben steht, bringt noch am ehesten eine Spur Verständnis und eine Art von Anerkennung für uns auf.

In Rußland zieht die stockreaktionäre Regierung — es ist „lügenhaft zu vertellen“ — ergiebigen Nutzen aus der in weiten Kreisen herrschenden Anschauung: von Deutschland sei stets ein Druck gegen die freiheitlichen Bestrebungen ausgegangen. Ob der Vorwurf begründet ist oder nicht, soll hier nicht erörtert werden. Aber daß er erhoben wird — und nicht nur in Rußland, sogar in den skandinavischen Ländern — ist eine Tatsache, und Tatsachen sollen wohl dazu da sein, daß aus ihnen gelernt wird. Mischen wir uns also nicht in fremde Angelegenheiten. Erteilen wir auch nicht immerfort unerbetene Ratschläge und noch weniger erwünschte Zensuren. Man kann den anderen nicht so unrecht geben, wenn sie solche Schulmeisterei, solches Hineinriechen in ihre häuslichen Töpfe als aufdringlich und lästig und zudem wenig geschmackvoll empfinden. Sie lachen darüber, — wenn sie nichts Schlimmeres tun. Auch jetzt noch zerbrechen wir uns den Kopf anderer Leute — auch unserer Feinde! — über ihre inneren Angelegenheiten, verteilen wir mit gewissenhaftem Ernst Lob und Tadel unter ihre Staats- und Parteimänner. Das ist kindliches Gebaren, — solange es diese Entschuldigung noch hat und sich nicht zu einer unmittelbaren Gefahr und Schädigung auswächst. Sogar in militärischen Aufsätzen konnte man lehrhafte Darlegungen finden, die von unseren Feinden als willkommene geistige Hilfsmittel eifrig verfolgt und zum Schaden unserer Kriegführung benutzt worden sind. Hat doch unsere Heeresverwaltung sich schon zu einer ernstlichen Warnung genötigt gesehen!

Muß denn immer erst das Siegfriedsschwert gezogen werden, bevor die Welt uns als das nimmt, was wir sind? Ein gewaltiger Recke, der sich nur das längst ausgewachsene Knabenkleid abzustreifen braucht, um in seiner ganzen Mannheit, Größe und Furchtbarkeit dazustehen. Schimmert dann die Güte aus den Augen des auch innen Gewappneten, dann wird der sieghafte Strahl das Eis um uns herum vielleicht zum Schmelzen bringen, ein Frühling uns entgegenblühen. Wir können es abwarten.

Digitized by Google

Zur Verdeutschung der Heeressprache

Das Stellvertretende Generalkommando in Kassel hat sich — gleich mehreren anderen — mehrfach gegen den Fremdwörterunfug in unsrer Sprache des täglichen Lebens, in Beruf und Schrift gewendet. Es hat dabei gleichzeitig vorsorglich darauf hingewiesen, daß auch in der deutschen Heeressprache nach dem Kriege, der der Heeresleitung zurzeit natürlich andere Aufgaben stellt, eine Sprachreinigung zu erwarten sei, die übrigens ja auch bereits weitgehend begonnen hat. Ich erinnere nur an den „Leutnant“ (Lieutenant), den „Oberleutnant“ (Premierlieutenant), den „Dienstgrad“ (Charge), die „Dienstvorschriften“ (Reglements), die „Herbstübungen“ (Manöver), die „Vor- und Nachhut“ (Avant-, Arrieregarde) und anderes vieles mehr. Das Staatsministerium in Meiningen hat daraufhin die Behörden und Schulen angewiesen, überflüssige Fremdworte zu meiden, in den Schulen sie als Fehler anzustreichen, und hat auch seinerseits eine amtliche Verdeutschung in Aussicht gestellt. Es rechnet dabei auf dankbar begrüßte Anregungen aus weitesten Kreisen. Auch für die Heeressprache sind vielleicht einige schon lange von mir erwogene Anregungen, richtiger ein zum Vorschlage noch besserer Verdeutschungen anspornender Versuch solcher, jetzt schon erwünscht. Und das besonders für die Bezeichnungen, welche bisher einer deutschen Ausdrucksmöglichkeit offensichtlich den härtesten Widerstand entgegengesetzt oder die größten Schwierigkeiten geboten haben.

1. Zunächst die Truppengattungsnamen. Klingt nicht „Fußtruppen, Geschütz-, Reitertruppen (Reiterei!), Fahr-, Drahtungs-, Befestigungs-, Heilungstruppen“ (nötigenfalls noch „Spreng-, Brückentruppen“ usw.) ebenso gut, wie Infanterie, Artillerie, Kavallerie, Trains, Telegraphenbataillone, Pioniere, Sanitätsformationen? Haben wir nicht schon Kraftfahr-, Flieger-, Verkehrs-, Eisenbahntruppen, Festungs- und Feldtruppen? Ist der Fußsoldat oder „Fußmann“, der „Reiter, Geschützmann, Fahrmann, Heilungsmann“ (Mehrzahl: „die Fußmannschaften, Geschützmannschaften“ usw.) nicht ein ebenso trefflicher Krieger wie der Infanterist, Kavallerist, Artillerist, der Train- oder Sanitätssoldat, der Fernsprechmann, Fliegermann, Luftschiffmann (oder kurz Luftschiffer, Flieger)? Der Fußartillerist wird „Fußgeschützmann“, der reitende „reitender Geschützmann“. Unsere Patrouillen bestehen ja schon aus „drei Mann“. Zur Kirche werden „zwanzig Mann“ befohlen usw. Statt Dragoner, Kürassiere („Harnischreiter“), Chevaulegers, Gardedukorps usw. wird man künftig vielleicht einfach mit den „schweren“ und den „leichten Reitern“ auskommen können.

2. Dann aber die bisher noch für unangreifbar gehaltene Heereseinteilung. Das Einfachste ist meines Erachtens auch hier das Beste. Die gesamte militärische Macht des Landes — nur von dieser spreche ich hier — ist für mich die „Heeresmacht zu Lande“ oder das „Gesamt-

Digitized by Google

heer". Sie teilt sich in „Heerverbände", jeder umfassend mehrere „Heere". Diese bestehen aus mehreren „Heerteilen" (kann es eine einfachere und treffendere Bezeichnung für das schwierige Armeekorps geben?); und diese wieder gliedern sich in „Heerzüge" (Divisionen) und in „Heergruppen" (Brigaden). — Eine angängige Gliederung wäre auch: „Heerteil" (Armeekorps), „Heerabteil" (= Unterteil, Division) und „Heerzug" (Brigade). — Die Unterteile der Heergruppe wären der „Heertrupp" = Regiment, der „Fahnentrupp" (meines Erachtens eine äußerst treffende, an das alte „Fähnlein" erinnernde Bezeichnung des sonst schwer zu besiegenden Bataillons) und der „Kleintrupp" (Kompagnie) als die kleinste taktische Einheit größerer Truppenverbände. Auch Batterie und Schwadron wären „Kleintrupp". (Mehrzahl die „Trupps" im Gegensatz zu „die Truppen" als Mehrzahl zu „die Truppe". Übrigens könnte auch der Ausdruck „Schwadron" verwendet werden als „Fuß-, Reiter-, Geschützschwadron".) Alsdann folgt der „Zug", die „Gruppe", die „Rotte", der „Mann". Den „Trommlertrupp" (die Tamboure) befehligt der „Stabstrommler" und den „Bläsertrupp" (Regimentsmusik) der „Bläsermeister" oder „Stabsbläser". Dazu kommt an Stelle der großen und kleinen Bagage das „große und kleine Heergepäck" oder der „große und kleine Troß", und fertig ist — in der Hauptsache — die Heereseinteilung.

3. Dann die militärischen Kommandostellen (jetzt Truppenbefehlshaber, gegebenenfalls „Heeresbehörden") und sonstigen Dienststellen. Der Kommandierende General des X. Armeekorps (14 Silben!) wird zum „Führer des X. Heerteils" (7 Silben!), der Divisions- und Brigadegeneral zum „Heerzug-" (oder „Heerabteils-") und zum „Heergruppenführer". Dem trefflichen Obersten und Oberstleutnant wird kein Haar gekrümmt, wohl aber dem ganz unverständlichen Major, der wieder zum deutschen und noch von mir gekannten „Oberstwachtmeister" zurückgetauft wird. Dies bildet zugleich eine leicht faßbare Begleitfolge zum „Hauptmann", dem deutsch gewordenen und unbedingt zu haltenden „Leutnant", Wachtmeister bzw. Feldwebel. Der Vizefeldwebel wird zum „Unterfeldwebel". Dem Sergeanten muß ich vorerst noch das Leben gönnen (vielleicht „Altunteroffizier"?); der „Offizier" wird wohl bleiben müssen, wie auch der Unteroffizier. Das Offizierkorps ist ferner der „Offizierverband" des Truppenteils. Dagegen kann das für mich entsetzliche Wort „Sanitätsoffizier" und der noch schrecklichere „Veterinäroffizier" schleunigst und gut verschwinden. Kann es einen treffenderen, schöneren und auch standesgemäßeren Titel geben als „Truppenärzte" und „Truppenroßärzte" oder „-tierärzte"? Neben den prächtigen „Unter-, Ober-, Stabs- und Oberstabsarzt" stelle sich der gleich tüchtige „Unter-, Ober- usw. Roßarzt". Der „Generalober- und Generalarzt" wird zum „Heergruppen-, Heerzugs- usw. Arzt". Nötigenfalls kann die Gliederung der „Heilungstruppen" noch andere Stellenbezeichnungen geben innerhalb und außerhalb der „Truppenkrankenhäuser" (Lazarette).

Überhaupt werden die „militärischen" Angelegenheiten ganz sachgemäß durch „Truppen-, Heeres- oder Kriegsangelegenheiten" übersetzt werden können.

4. Das „gemischte Detachement" aber wird auch als „gemischter Truppenverband" seine Schuldigkeit tun, namentlich wenn die „Geschoßwerkstätten" (Munitionsfabriken), die „Geschütz- und Geschoßlager" (Waffenlager, Artilleriedepots) durch die „Geschoßparks" (Munitionskolonnen), die „Bekleidungsniederlagen" (Bekleidungsdepots), die „Lebensmittel- und Futterlager" (Proviantmagazine) durch die „Fuhrparks" (Fuhrparkkolonnen) aus den „rückwärtigen Verbindungen" (Etappen) sie nicht im Stiche lassen; und wenn genügend „Verstärkungen" (Reserven) unter einem „Oberstwachtmeister des Verstärkungs- oder Ergänzungsstandes" (Major der Reserve) zur Verfügung stehen. („Ersatz" bedeutet Auffüllung weggefallener Truppenteile, „Verstärkung" oder „Ergänzung" die Auffüllung nicht weggefallener.)

5. Endlich könnte noch folgendes verdeutscht werden. Will man den „Offizier" wirklich übersetzen, dann käme wohl nur „Truppenführer" in Frage, und Unteroffizier = „Truppenunterführer". Ein Titel für die Generalität wäre „Heeroberste". Der Generalfeldmarschall

Digitized by Google

und Generaloberst würden als „Feldmarschall“ und „Feldoberst“ mit dem Feldzeugmeister die oberste Generalität bilden, denen sich, falls erforderlich, weiter der „Heerteiloberst“, „Heerzug-“ und „Heergruppenoberst“ anschließen würden. Will man den „Soldaten“ fallen lassen, ist „Heermann“ ein passender Ersatz. Der Adjutant, dies hilfreiche Organ jeder richtigen Kommandostelle, wird „Hilfs-“ oder „Beioffizier“, seine Ordonnanz „Befehlsträger“, der Ordonnanzoffizier „Melde-“, „Befehls-“ oder „Nachrichtenoffizier“, der Chef eines Regiments „Ehrenoberst eines Heertrupps“, der Kadett „Offizierschüler“, die Korporalschaft, weil nur für den inneren Dienst geschaffen, „Dienstschar“. Die Uniform ist die „Dienstkleidung“, der Paradeanzug „Heerschau-“ oder „Feieranzug“, der Ordonnanzanzug „Meldeanzug“. Statt zur Parade wird vom „Truppenhaus“ (Kaserne) zur „Heer-“ oder „Truppenschau“ im „Streckschritt“ oder „Stechmarsch“ (Parademarsch) marschiert. Die Offiziere begeben sich alsdann ins „Offizierhaus“ (Kasino), während die Fahnen und „Reiterfahnen“ (Standarten) eingebracht werden. Die prachtvolle „Militärveterinärakademie“ (!!) muß der „Truppenroßarzthochschule“ weichen, das Militärarresthaus der „Truppenstrafanstalt“, der Offizier- und Zahlmeisteraspirant dem „-Anwärter“. Der Offizier erhält nicht mehr ein Patent seines Dienstgrades, sondern eine „Dienstbestallung“ oder seinen „Stellenausweis“, er trägt statt der Litewka seine „Joppe“, wird nicht mehr zur Disposition gestellt und pensioniert, sondern in den „Wartestand“ oder „Ruhestand“ versetzt und ist „Oberst i. W.“, nicht mehr z. D. Der Exerzierplatz ist „Truppenübungsplatz“. An der Front stehen die Truppen im „Gefechtsbereiche“. Die Führer stehen vor oder hinter der Truppe (vor oder hinter der Front), die in „Gliederbreite“ (in Linie Front zu zwei Gliedern) aufgestellt ist, bis sie zur „Gruppentiefe“ (Gruppenkolonne) umgeformt wird. Aus dem „Dienste bei der Fahne“ (aktiver Heeresdienst) werden die Mannschaften dann in den „Beurlaubtenstand“ entlassen, der sich zusammensetzt aus a) dem „Verstärkungs-“ oder „Ergänzungsstand“, b) der „Landwehr“, c) dem „Landsturm“.

So viel für heute. Ein andermal mehr. Ich bin mir wohl bewußt, daß manchem manches von diesen Vorschlägen „neu“ sein wird. Allein auch die „Drahtung“, den „Drahtbericht“, den „Fernsprecher“ und die „Funker“ hat man seinerzeit belächelt, und jetzt?

Hauptmann G. Goeckel

Der Zug nach Ägypten

Die Befreiung des Nillandes, die Öffnung der Weltverkehrsstraße durch das Rote Meer —: es wäre die Götterdämmerung von Englands Weltvorherrschaft, aber eine Morgenröte für alle, denen diese Herrschaft die Kehle würgt und die Lebensadern unterbindet. Daß man England nur im Orient treffen kann, — diesen Gedanken hatte sich, wie Professor Roloff-Gießen kürzlich in einem Vortrage in Berlin ausführte, die antienglische Politik Frankreichs schon vor der Revolution zu eigen gemacht. Ihn in Tat umzusetzen, blieb, wie bekannt, Napoleon vorbehalten, der schon in den Feldzügen von 1796 bis 1797 zum erstenmal die Expedition nach Ägypten erwog und sich bemühte, die französische Marinestellung im Mittelmeer durch den Besitz der Jonischen Inseln, Korsikas, Korfus und Maltas zu stärken. Aber Napoleon dachte noch weiter. Er wollte von Ägypten aus nach Indien marschieren und dort die englische Herrschaft brechen. Vielleicht überschätzte die damalige Zeit die Bedeutung des indischen Handels für England, der etwa 6½ Millionen Pfund pro Jahr betrug. Damals wog der englische Handel mit Mittelamerika (jährlich etwa 11 Millionen Pfund) unzweifelhaft schwerer. Aber man hoffte allgemein, daß man aus Ägypten ein Paradies der damals begehrtesten Kolonial- und Handelsartikel: Reis, Zucker, Kaffee, Tabak, Indigo werde machen können.

Digitized by Google

Der Ausgang der Expedition ist bekannt: die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir und der nicht mehr zu durchbrechende Abschluß vom Mutterlande, der nur halb gelungene Marsch Napoleons nach Syrien (Akkon blieb in den Händen der englisch-türkischen Gegner), die Flucht Napoleons und die endgültige Vernichtung des Expeditionskorps im Jahre 1801.

Wie aber stellt sich die ägyptische Frage heute? Eine Unternehmung gegen das englisch beherrschte Ägypten bietet für die verbündeten Zentralmächte und die Türkei erheblich mehr innere und äußere Aussicht auf Gelingen, als zum Beginn des 19. Jahrhunderts der Napoleonische Zug. Heute kann England gezwungen werden, zu Lande um Ägypten zu kämpfen. Das Napoleonische Frankreich führte den Kampf nur um seines persönlichen Vorteils willen. Es wollte seine Tyrannis über Europa auch auf den Orient ausdehnen. Die heutigen Gegner Englands wollen Ägypten und den mohammedanischen Orient nicht Europa unterwerfen, sondern den Orientalen in freier Selbstbestimmung und in freier Arbeit die Möglichkeit geben, den Reichtum ihrer Länder gegen die materiellen und geistigen Güter der alten Erde für beide Teile nutzbringend auszutauschen.

Wenn nun aber unverbesserliche Optimisten und Pazifisten darauf vertrauen, daß dank der Bedrohung des Sueskanals durch die jetzt fest geschlossenen Reihen der Zentralmächte der Friede in Aussicht sei, daß England die Gefahr eines Streites auf Leben und Tod um seinen Verbindungsweg nach Indien nicht würde auf sich nehmen wollen und es vorziehen, dem „wirtschaftlich erschöpften" Deutschland die Pfeife zu dem großen Friedenspalaver zu reichen, so hält das der Berichterstatter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" in Kairo für sehr unwahrscheinlich. Vor allem aus zwei Gründen:

Erstens wird noch ziemlich viel Wasser den Nil herabfließen müssen, bis die leitenden Staatsmänner an den Ufern der Themse davon überzeugt sind, daß es den vereinigten Türken, Deutschen, Österreichern, Ungarn und Bulgaren (es ist allmählich auch schon eine ganze Versammlung geworden) jemals möglich sein wird, bis zum Fuß der Pyramiden vorzudringen. Zweitens darf auch kein vernünftiger Mensch von ihnen annehmen, daß die deutschen Diplomaten, wenn der Besitz Ägyptens denn wirklich ein so großer Trumpf im heutigen Kriegsziel ist, jemals dazu raten würden, angesichts des gelobten Landes die Karten niederzulegen und ihren Gegnern Zeit zu lassen, wieder zu Kräften zu kommen. Und schließlich scheint mir das Gerede mit dem „Weg nach Indien", der „Schlagader der britischen Seemacht", und was sonst noch für Ausdrücke gebraucht werden, wenn man von dem großen Durchstich des genialen Lesseps spricht, eigentlich ziemlich übertrieben.

Man muß natürlich zugeben, daß die alte Verbindung mit Indien um das Kap der guten Hoffnung herum viel länger ist, daß sie also viel mehr Zeit, Kohlen, Verpflegungskosten usw. beansprucht. Aber gesetzt, daß einmal der Weg nach Asien durch das Mittelmeer und das Rote Meer für die englischen Schiffe nicht mehr offen stünde, liegt es doch auf der Hand, daß das britische Reich die Folgen dieses unbestreitbaren Nachteils viel gemächlicher und viel rascher zu überwinden wissen wird, als Deutschland beispielsweise die Folgen der wirtschaftlichen Abschließung überwunden hat. Die geregelte Schiffahrt um Afrika herum würde bald vollständig bis aufs kleinste organisiert sein. Als England seine Macht in Vorder- und Hinterindien aufrichtete, gab es auch noch keinen Kanal durch die Sinailandenge. Und mit den Hilfsmitteln der modernen Technik würde das ganze Unglück sich auf eine größere Geldvergeudung beschränken, was in diesen Zeiten, in denen man mit Milliarden spielt, sehr wenig ins Gewicht fallen wird. Mit Australien und Japan kann die Verbindung ganz bequem durch den Panamakanal hergestellt werden, wenigstens solange dieser neueste Verkehrsweg nicht durch Erdverschiebungen verstopft ist. Kurz, die Eroberung Ägyptens wäre ein großes Unglück für die Entente, aber es ist lange noch nicht so weit, daß sie nun direkt Frieden schließen würde, um dieses Unglück zu verhüten.

Digitized by Google

Der Fall des Pharaonenlandes würde aber andere Folgen mit sich ziehen, und es scheint vielleicht noch zu früh, schon jetzt daran zu denken, aber die Zeiten gehen so rasch, daß man nicht zaudern darf, die Sache auch einmal von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Wer Ägypten hat, hat auch den Sudan. Das ist ein Axiom, das bloß in der Zeit des Mahdi scheinbar nicht stimmte. Aber man darf nicht vergessen, daß die Regierung des Mahdi in Khartum allein möglich war, weil Ägypten eigentlich niemandem gehörte, weder dem Großherrn in Konstantinopel, noch dem Khedive, dessen Land besetzt war, noch den Engländern unter der entschlußlosen Leitung Gladstones. Sobald eine feste Hand kam, wurde dem Wühlen der mohammedanischen Schwärmer ein Ende gemacht. Und der Mahdi, dessen Knochen durch den nicht sehr delikaten Kitchener den überraschten Krokodilen hingeworfen wurden, fand selbst in seinem Grab keine Ruhe mehr. Diese mohammedanischen Schwärmer (und ihre Zahl ist in Afrika Legion, wo die Sprache des Koran langsam, aber sicher alle heimischen Dialekte verdrängt) stehen aber jetzt auf der Seite der Zentralmächte. Mag man behaupten, daß der gegenwärtige Heilige Krieg „made in Germany" sei. Aber das liefert dann allein den Beweis, daß er, gerade so wie die anderen mit dieser Marke versehenen Artikel, tüchtiger ist als die Konkurrenzware, verglichen mit den früheren mittelalterlichen Heiligen Kriegen. Jetzt ist System und Methode darin. Es ist unzweifelhaft, daß vierzehn Tage nach einer Besetzung von Kairo durch Fez und Pickelhaube Enver Pascha das Gordonmonument in Khartum in die Luft fliegen lassen kann, falls es ihm Spaß machen sollte.

Aber nach allem, was wir von ihm gehört haben, hat er keine so barbarischen Begierden wie sein englischer Kollege. Der „tolle Mullah" im Hinterland der Somal, der, in Parenthese gesagt, lange nicht so toll ist, als er von englischer Seite geschildert wird, der Sultan von Darfur und alle mohammedanischen Fürsten in ganz Zentralafrika werden das wahrscheinlich für den geeigneten Augenblick halten, um einmal mit den englischen Oberherren abzurechnen. Man darf dabei auch nicht aus dem Auge lassen, daß Slatin-Pascha, der Mann, durch den Großbritannien den Sudan pazifiziert hat, der Held, der allein mehr Einfluß in Nubien und Abessinien hat als eine ganze Armee, jetzt auf der Seite der Zentralmächte kämpft: er steht in den österreichischen Reihen am Isonzo. Aber er wird dann wohl Urlaub bekommen, um das Land, in dem er zehn Jahre lang in grausamer Gefangenschaft geschmachtet hat und das er fünfzehn Jahre lang als allmächtiger Inspektor beherrscht hat, wieder einmal zu sehen.

Man versteht demnach, daß Englisch-Ostafrika übel in die Enge kommen kann, besonders da Deutsch-Ostafrika, das bisher mit sehr viel Erfolg hat standhalten können, vom Süden her etwas nachhelfen wird. Von Ostafrika aus kommt man durch den belgischen Kongo, der beinahe unverteidigt ist, nach Kamerun, wo die deutsche Macht immer noch nicht ganz gebrochen ist. Es wird möglicherweise Monate dauern, aber die Ententemächte können nichts dagegen tun.

Denn daß Tripolitanien schon jetzt für Italien verloren ist, kann ich als bekannt voraussetzen. Erhalten diese heldenhaften Tripolitaner Unterstützung durch Munition und Kanonen aus Ägypten, dann wird die Lage der Franzosen in Tunis, Algier und Marokko auch bedenklich.

Es scheint alles Phantasie. Aber es ist schon früher mehrmals geschehen, daß eine Flutwelle aus dem Osten kam und an den Toren von Toulouse aufspritzte. Die mohammedanische Bevölkerung wird überall helfen und die deutsch-türkischen Truppen als Befreier empfangen. Dann wird wieder eine Einheit herrschen auf der ganzen Küste von Nordafrika. Und das wird eine natürliche Einheit sein, während die bisherige Art der europäischen Nationen, die Karte Afrikas in allerlei rote, blaue, gelbe und kunterbunte Stücke zu zerlegen, den unterworfenen Völkern, die es eigentlich am meisten angeht, sehr unnatürlich erschien.

Digitized by Google

Den matten Seelen!

Jeder von uns kennt sie, schreibt Kurt de Bra in der Zeitschrift „Die Tat", — diese gerade in ihrer seelischen Kraftlosigkeit so gefährliche, so ansteckungsgefährliche Gesellschaft. Weist man die Leute solcher Artung auf die Herrlichkeit der Zeit, auf das unvergleichliche Wunder der Offenbarung des Volkstums und der Volkszusammengehörigkeit, auf die erhebende schnelle Beseitigung des üblen Kastengeistes hin, dann fallen ihnen sofort allerhand geringfügige Unerfreulichkeiten ein, für die sie ein merkwürdig gutes Gedächtnis besitzen, dann erinnern sie sich an allerhand Unerquicklichkeiten aus der Zeit vor dem Kriege, die andere längst gern und gründlich vergessen haben, dann fallen ihnen die allerungünstigsten Möglichkeiten der Entwicklung ein, die sie mit scheinbarem Tiefsinn aus Geschichte und Philosophie begründen müssen. Und weist man sie dann auf eine unbestreitbare Großartigkeit des zeitgenössischen Volksgeschehens hin, dann spielen sie als ihren letzten Trumpf die Weisheitsfrage aus: „Ja, glauben Sie denn, daß das alles so bleibt?" Einerlei, welches die Motive dieser Leute sind, ob sie aus einem falschen, sich übervolklich gebärdenden Ästhetentum heraus, oder aus einem luftleeren Raume aschgrauer Wissenschaftlichkeit, oder von der öden Höhe der über alles Volk sich erhöht fühlenden Regierungsklugheit, oder vom Gesichtspunkte der sich selbst nimmer vergessen könnenden „guten" Gesellschaftlichkeit, oder vom Standpunkte gewohnheitsmäßiger Nörgelei, oder vom Eisberg kapitalistischer Vergletscherung herrühren, sicher ist, daß man die Leute der beschriebenen Art und Richtung häufig genug antreffen kann, um sie mit dem Ausdruck „matte Seelen" als einen einheitlichen seelischen Typus von nicht ganz geringer Verbreitung im Volke aufzufassen und zu benennen.

Und diesen matten Seelen, die mit ihrer eigenen Mattigkeit in gefährlicher Weise Ansteckungen verbreiten können, muß einmal laut gesagt werden:

Ihr matten Seelen, macht euch doch einmal klar, welche furchtbare und schwere Verantwortung ihr, gerade ihr, ihr so verantwortungsscheuen Seelen, jetzt tragt. Wenn einmal die große Forderung an alle Überlebenden ergeht, so an des Volkes Zukunft zu schaffen und zu bauen, daß all das herrliche Blut nicht vergebens geflossen ist, dann wird in eure Hände, ihr matten Seelen, die verantwortungsschwerste Entscheidung gelegt. Dann heischt der Geist unseres Volkes Antwort auf seine Gewissensfrage. Wie kann das gemeint sein? Es soll euch gesagt werden.

Rein zahlenmäßig angesehen liegt die Sache so: Etwa zwei vom Hundert sind fest und unbeirrbar in ihrem Volksglauben. Entsprechend fallen etwa zwei vom Hundert vollkommen aus; es sind Leute, die der Macht des Bösen und der Sache der Negation unwiderruflich angehören. Und die übrigen sechsundneunzig vom Hundert? Das seid ihr, die ihr schwächlich abwarten wollt, die ihr immer nur nach Erfolg und Masse schielt, die ihr bei der Größe des Augenblicks nur zweifelnd zu fragen vermögt: Glauben Sie, daß das immer so bleibt?

Ihr matten Seelen! Woher nehmt ihr eigentlich das Recht, durch eure dumpfe, aus Kümmerlichkeit und Ohnmacht der Seele geborene Zweifelsucht den großen Flug eures Volkes zu hemmen? Habt ihr euch einmal klar gemacht, daß ihr die schlimmsten Feinde eures Volkes seid, weil ihr unbemerkt und innerlich an ihm nagt und es lähmt, gleichwie Schmarotzer den lebendigen Organismus? Tretet jetzt lieber ganz und gar auf die Seite, damit ihr durch eure Masse nicht die Sonne, die eurem Volke so herrlich scheint, verfinstert. Ihr wollt immer erst den dauernden Erfolg abwarten, ihr beruft euch immer auf den starren Widerstand der Masse, um eure schwächliche Glaubensunfähigkeit zu rechtfertigen. Ahnt ihr denn wirklich gar nicht, daß ihr selbst die allerschwerste Masse bildet, daß ihr selbst die Macht des gewaltigen Trägheitsgesetzes aufs beste illustriert, daß ihr selbst schuld an aller lastenden Massenhaftigkeit seid? Ihr matten Seelen seid fürwahr die eigentlichen Massenseelen.

Digitized by Google

Solange nicht jeder einzelne Volksgenosse sich verantwortlich fühlt für den Gang des Ganzen, sondern immer nur ängstlich nach den anderen, als Massenteilchen nach der Masse schielt, wie soll es da jemals irgendwo und irgendwie besser werden, wie soll da jemals die Herrschaft der Trägheit aufhören? Wer in dieser außerordentlichen Zeit sogar sich zu den matten Seelen zu schlagen vermag und zu ihnen sich auf die Seite stellt, dem möchte ich es einmal gönnen, daß er gezwungen würde, vor Steins oder Fichtes Adlerblick aufzumarschieren. Der Geist unseres Volkstums wird dann die Worte zu ihm sprechen: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde“ (Off. Joh. 3, 14 u. 15).

Ihr matten Seelen! Über dem Volk wollt ihr stehen und wißt gar nicht, wie sehr ihr darunter steht. Eigentlich seid ihr ja mit euch selber genug bestraft, mit dem kläglichen Unvermögen eurer Seele, euch von dem Odem der Ewigkeit, der durch euer Volk rauscht, ergreifen zu lassen. Es fragt sich aber doch, ob euer Volk nicht gut daran tut, euch deutlich von sich abzutrennen und in eine besondere Ecke zu verweisen, die Ecke, die Kleinmut und Ichsucht immer mehr und schneller verdüstern. Ein Recht soll euch unbenommen bleiben, nämlich das Recht, für euch und an euch zu nörgeln und zu mäkeln. Aber das Recht wird euch ein für allemal abgesprochen, eurem Volke in seiner größten Zeit Mut und Stimmung zu nehmen und zu mindern. Eure Ohnmacht gehört euch allein, eurem egozentrischen Kreise ausschließlich an. Das All und euer Volk verzichten darauf. Ihr matten Seelen, die ihr von euch auf andere schließt und eure eigene Mattigkeit in alles und alle hineinlegen wollt, ihr besitzt nicht die geringste Berechtigung, euer Volk im größten Glauben zu stören. Habt wenigstens so viel Scham, euch in eure dunklen Einzellöcher zu verkriechen, um durch euren Anblick nicht eurem Volke die große Stimmung zu verbittern. Zu solchen matten und gebrochenen Leuten, die in dieser Zeit, da hoffender Optimismus heiligste, selbstverständlichste Volkspflicht ist, nicht hoffen, vertrauen, glauben können, kann der Geist unseres Volkstums nur die herben Worte sprechen, die Shakespeares Coriolan den Massenvertretern zuruft:

„Schert euch, ihr Fragmente!“

Die englischen „Friedensstifter“

Es war im Jahre 1908, erzählt O. M. Gensichen in der „Täglichen Rundschau“, als von englischer Seite an eine Reihe von deutschen Männern die Einladung zu einer Reise nach London erging. 98 Herren, 87 Geistliche und 11 Laien, fuhren von Bremerhaven mit der „Kronprinzessin Cecilie“ nach London, freundlich schon in Bremen begrüßt von dem Leiter des ganzen Unternehmens, dem vortrefflichen Mr. Allen Baker, der sich in unserer Reisegesellschaft befand, als wir auf dem prachtvollen Schiff die kurze, schöne Fahrt bei ruhiger See zurücklegten. Exzellenz D. Dryander leitete die auf dem Schiff gehaltene Konferenz über die Arbeitsteilung in den vor uns liegenden zehn Fest- bzw. Ruhetagen.

Ein kleiner Punkt beschäftigte den Konferenzleiter zuletzt: „Wie sollen die 55 Theologen, die sich zu einer englischen Predigt auf Anfrage bereit erklärt hatten, so in Londoner Kirchen verteilt werden, daß nicht — aus Versehen — zwei an eine Kirche gewiesen werden?“ Allen Baker sagte: „Das ist doch sehr einfach: Jeder der Herren, der predigen will, sage seinem Wirt in London — wir wohnten in dargebotenen Freiquartieren —, bitte, schicken Sie zu Ihrem Pastor und lassen Sie ihm sagen, daß ich am Sonntag in Ihrer Kirche zu predigen wünsche.“ Es war zweierlei erstaunlich: erstens, daß, soviel ich weiß — jeder deutsche Pastor bei dem englischen Kollegen die Abtretung der Kanzel ohne weiteres erreichte, zweitens,

Digitized by Google

daß wirklich niemals zwei Pastoren bei demselben englischen Pfarrer angeklopft hatten. So riesengroß ist London, daß jeder deutsche Gast in ein besonderes Kirchspiel einlogiert war.

Merkwürdig: das aufgestellte Programm enthielt überhaupt nicht das Wort: Verhandlungen über die Friedensbeziehungen zwischen England und Deutschland. Es gab Vorträge im intimen Kreise überhaupt nicht, nur eine schöne Versammlung für alles Volk, von der ich später rede. Wir sahen täglich viel Schönes in London, fuhren in bequemen Wagen von einem Ort zum anderen, frühstückten, dinierten, reisten nach Cambridge, um die Professoren und die Universität kennen zu lernen, und haben in zehn Tagen keine halbe Stunde lang Vortrag gehört, um Resolutionen zu fassen oder Thesen zu beraten. Man wollte eben den deutschen Friedensmännern nur Freundschaft erzeigen, ihnen Gelegenheit geben, gleichgesinnte Engländer kennen zu lernen — kurz, Anknüpfungspunkte darbieten für vielleicht spätere ernstere Verhandlungen. Daß deutsche Pastoren 55 Predigten in London hielten, war jedenfalls diesem Kennenlernen sehr günstig, denn dem Mann, der auf der Kanzel ehrlich seinen Glauben ausspricht, bringt man leicht Vertrauen entgegen. Allerdings waren an dem Sonntage, an welchem soviel Deutsche in London predigten, auch Gottesdienste vorgesehen, in denen englische Theologen predigten und vor der Predigt die auf der Plattform versammelten deutschen Freunde begrüßten. Es lohnt sich, solchen Abendgottesdienst zu beschreiben, wie ich ihn in der Westminster Chapel erlebte. Das umfangreiche Gotteshaus war ganz gefüllt. Man sang Luthers „Ein' feste Burg“ in englischer Übersetzung von Carlyle. Ich freute mich, daß es gelungen war, Luthers kräftige Sprache zu übersetzen. „Auf Erden ist nichts seins gleichen“ hatte der bekannte Engländer übersetzt mit: on earth is not his fellow. Dann folgte die warme und herzliche Begrüßung der Deutschen durch Rev. Morgan Campbell, der darauf vom Pult aus die dreiviertel Stunden lange Predigt hielt über Ebr. 12, 1: Darum, weil wir eine solche Wolke von Zeugen haben, laßt uns ablegen die Sünde, die uns immer anklebt und träge macht und laufen den Lauf... Dies run the race ist ein für den sportliebenden Engländer, dem das Derbyrennen soviel wert ist wie die olympischen Spiele dem Griechen, ein höchst anziehendes Bild. Die im Text und dessen Ausführung stark hervorgehobene, zu bekämpfende Sünde erinnerte ja auch so deutlich an das Steeple Chase (Hindernisrennen). In der Tat hatte Rev. Morgan Campbell, wie ich soeben, die Predigt nachlesend, bemerke, die Anziehungskraft dieses Bildes vom Wettlauf schon im Eingang der Predigt mit folgenden Worten hervorgehoben: Es liegt eine unwiderstehliche Anziehungskraft in diesem Schriftwort: Die ernste Wahrheit und Realität in der Schilderung von Erfahrungen der Kinder Gottes unter dem Bilde eines Wettlaufs ... Ich erwartete mit Sicherheit, daß hierbei der Redner auf den griechischen Ausdruck, den Luther mit „anklebende“ Sünde übersetzt hat, zurückgreifen würde. Richtig: „Es heißt dort im heiligen Original ‚juperistatos hamartia‘“, sagte Morgan Campbell. Natürlich mußte der Engländer, der alles beherrscht, auch die Aussprache des griechischen Worts anglisieren. Denn im Ebräerbrief steht euperistatos. Der Redner verfolgte den Lauf des Christen mit großer Beredsamkeit bis zum Ziel. Die Predigt war ein Muster von geistlicher Rede. Das Ziel aber war: die neue Stadt, das himmlische Jerusalem, Offenb. 21, 2 ... Diesen Text hatte der Geistliche bei der Liturgie verlesen. Mit einem leise hingehauchten „Amen“ schloß die mächtige Predigt — aber nicht die Versammlung. Denn zur Überraschung aller anwesenden Deutschen ging der Gottesdienst dadurch in eine Volksversammlung über, daß Rev. Morgan Campbell verkündigte: „Mr. Stead wünsche einige Worte zu sprechen.“ Dieser trat an das Pult und redete etwa so: „Ich muß bemerken, daß Rev. M. C. die praktischen Sachen vergessen hat, und diese werde ich jetzt hervorheben: Ich urteile, daß die Engländer ein ganz merkwürdiges Volk sind. Sie suchen Kriege ohne Ursache. So machten sie's mit Frankreich, so mit den Buren, und jetzt hassen sie Deutschland und die Deutschen von ganzem Herzen.“ Das war zwar eine sehr seltsame Ansprache zur Begrüßung deutscher Freunde — aber der Mann sagte die Wahrheit. Das hat uns Chamber-

Digitized by Google

lain jetzt klargemacht. Natürlich mußte Rev. Campbell antworten: Er tat's mit diesen Worten: „Meine Sache ist's, die geistlichen Sachen zu sagen, und das tat ich. Wenn übrigens Mr. C. Stead von Engländern spricht, welche Deutsche hassen, so setze ich voraus, daß die Gesellschaft, von der er spricht, sehr unbedeutend und sehr klein ist." Beifall, Händeklatschen von etwa 1500 Menschen. Das alles in der Kirche! Als ich heimgehend meinem Wirt, Mr. Robert Burns, mein Staunen über diesen Beifallssturm in der Kirche äußerte, sagte er nur: „O Rev. Campbell must be restituted" (Der Geistliche mußte doch „wieder hergestellt" [d. h. gegen den Angriff von Mr. Stead verteidigt werden]). Aber Mr. Stead hatte doch recht in der Sache, so geschickt seine derbe Wahrheitsliebe auch von Rev. Campbell pariert wurde.

Ein Jahr später waren die Engländer zum Gegenbesuch in Berlin. Wir empfingen sie in der Philharmonie. Ein prachtvoller Männerchor von Berliner Lehrern (etwa 120 Herren) begrüßte sie mit dem Vortrag der allereinfachsten Volkslieder: „In einem kühlen Grunde", „Zu Straßburg auf der Schanz" usw. Das war sehr geschickt. Nie habe ich eine so gewaltige Wirkung der einfachen Weisen erlebt. Alle begrüßenden deutschen Herren sprachen ein tadelloses Englisch — eine deutsche Anrede hatten uns die Engländer nicht gewidmet. Die Gäste antworteten natürlich in ihrer Sprache, einige recht gewandt sprechend. Ein M. P. (Member of Parliament) leistete sich sehr niedlichen Humor. Er erzählte: „Mein vierjähriges Töchterchen fragte mich jüngst: Wie heißt das schönste Land in der Welt? Ich antwortete: ‚Der Himmel.' ‚Wirklich, lieber Vater? Warum haben wir dies schönste Land noch nicht annektiert?' . . ." Das war doch alles mögliche von Selbstironisierung. — Aber der Mann oder das Kind sagte die Wahrheit; denn es muß alles, was schön ist in der Welt und aus dem Geschäft Gewinn verheißt, von England annektiert werden. Das drücken unbewußt die Engländer mit ihrem Anspruch aus: Die ganze Welt müsse ihre Sprache sprechen, sie selbst hätten keine Verpflichtung, anderer Völker Sprachen sich anzueignen.

Diesen Mangel an Anspruchslosigkeit hielt Miss.-Insp. Grandjean aus Genf in Edinburg in bescheidenster Weise den Engländern vor, als das Thema: Die Mission und die Regierungen besprochen wurde. Er fragte: Warum glauben unsre englischen Brüder und Schwestern, daß die Sprache der Regierungen in der ganzen Welt das Englische sein müsse? Der Präses der Edinburger Konferenz, Dr. Mott, erhob sich und parierte den zarten Angriff mit großem Geschick mit diesen Worten: „Ich war einst bei D. Warneck in Halle. Er fragte mich: Glauben eigentlich alle Engländer und Amerikaner, die englisch sprechen, der Herr Christus habe Matth. 28 gesagt: Gehet hin und ‚lehret alle Völker englisch sprechen'?" Mein Freund Grandjean hatte recht, und Dr. Mott verstand es, sich durch Humor aus der Verlegenheit zu ziehen . . .

Zuletzt erwähne ich noch die mir im Mai 1913 übertragene Reise nach London, wo ich, sehr freundlich empfangen und beherbergt, in einer Kirche einen Vortrag hielt über die Friedensbeziehungen zwischen England und Deutschland. Diesmal hatte ich eine halbe Stunde Redezeit. Ich hob hervor, daß alle deutschen Missionsgesellschaften, über ihre Meinung in dieser Sache befragt, übereinstimmend die Unsinnigkeit, die Verderblichkeit eines Krieges und die Gewissenlosigkeit betont hätten, welche derjenige sich zuschulden kommen ließe, der den Krieg zu schüren wagte. Man hörte ernst und zustimmend meiner Rede zu, aber ein weiterer Erfolg war nicht zu spüren. Ich begriff nicht, weshalb ich, um 30 Minuten in London zu reden, 48 Stunden meine recht reichliche Arbeit in Berlin unterbrechen mußte . . .

Soviel über die Geschichte der englischen Friedensbestrebungen. Einiges Grundsätzliche zu dieser Frage (das im Zusammenhange mit der biblischen Grundlage unseres Christentums zu erörtern wäre) muß aus Raumgründen hier ungesagt bleiben. Nur eine Frage sei hier nicht unterdrückt:

Wo blieben eigentlich die Freunde in England, die sich auf Friedenswegen mit uns zusammengefunden hatten?

Digitized by Google

Sie schwiegen. — Es ist wenigstens nichts von ihnen an die Öffentlichkeit gekommen. Es mag ja sein, daß sie im stillen gegen die Kriegsschreier Grey, Churchill und Genossen ganz wütend gewesen sind und tüchtig gescholten haben. Aber das doch nur in dem Falle, daß ihnen auffallenderweise so viel Licht der Wahrheit eingeleuchtet hätte, um zu erkennen, daß in England wirklich die Ursprünge liegen für diesen großen, die Welt umwälzenden Krieg. Wieviel Mühe wird sich die Lügenfirma Grey & Co. gegeben haben, um auch die Friedenspropheten in den Wahn einzuwiegen, als wäre Deutschland der Friedensbrecher.

Man kann nicht leugnen, daß die treue, ehrliche Friedensarbeit trefflicher Männer hüben und drüben kläglich gescheitert ist...

Wie denkt man in Rumänien?

Es ist schon richtig: wer etwas Gewisses über die Absichten und Gesinnungen Rumäniens und der Rumänen aussagen will, begegnet bei uns einem „lebhaften Schütteln des Kopfes“ und muß es sich bald gefallen lassen, mit argwöhnischen Blicken von unten her angesehen zu werden. Man ist halt auf rumänische „Konjunkturen“ schon zu oft hereingefallen und will nicht wieder „der Dumme sein“. Und doch glaubt ein mit den rumänischen Verhältnissen anscheinend eng vertrauter Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ mit großer Bestimmtheit eines ankündigen zu dürfen, nämlich das Ende der rumänischen Kriegshetzer. Die Männer der „Action Nationale“ hätten ihr Spiel verloren, die Herren um das edle Paar Filipescu und Take Jonescu seien sehr still geworden und würden bald ganz verstummt sein:

In der Politik läßt sich das Verfahren jener Zirkusbesitzer, die zuerst die letzte, dann die allerletzte, endlich die allerallerletzte Vorstellung ankündigen, nicht bis in die Unendlichkeit fortsetzen. Im August, als die rumänischen Großgrundbesitzer, die ihre Getreidevorräte im Wert von einer Milliarde langsam auf den Feldern zugrunde gehen sahen, weil die Regierung ihre Ausfuhr verboten hatte, auffässig zu werden begannen, da hatten jene Männer für die Sorgen der Landwirte keinen anderen Trost als den, daß in wenigen Wochen die Dardanellen geöffnet werden würden, und der rumänische Reichtum sich dann auf der altgewohnten Straße durchs Schwarze Meer über den Weltmarkt ergießen könnte. Die Siegeszuversicht, mit der zum Beispiel Filipescu jedem, der ihn besuchte, die Eroberung von Konstantinopel weissagte, war so groß, daß selbst viele Einsichtige sich durch sie überzeugen ließen. Da nun diese ihre letzte Hoffnung sich nicht erfüllt hat, die Dardanellenexpedition sich vielmehr als eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte der englisch-französischen Kriegsunternehmungen erwiesen hat, versuchten sie den Mut ihrer immer mehr zusammenschmelzenden Gefolgschaft durch die Versicherung zu beleben, daß in wenigen Wochen die Bulgaren gegen die ihnen so wohl bekannte Tschataldschalinie marschieren und vom Lande her die Türken aus Europa vertreiben würden. Kaum hatten sie das mit nicht geringerer Sicherheit prophezeit, als die Forcierung der Dardanellen, da erklärten die Bulgaren den Serben den Krieg. Nun verkündeten die Unermüdlichen ihre allerallerletzte Hoffnung und erklärten jeden, der an ihrer Erfüllung zweifelte, für einen unheilbaren Idioten. Sie sagten, daß ein Heer von einer halben Million englischer und französischer Soldaten durch Griechenland, ein paar hunderttausend Italiener durch Montenegro oder Albanien nach Serbien marschieren und den verbündeten österreichischen, deutschen und bulgarischen Armeen ein klägliches Ende bereiten würden. Es sei aber nun die höchste Zeit, daß auch Rumänien eingreife, denn sonst würde ihm

Digitized by Google

die letzte Möglichkeit, seine nationalen Wünsche erfüllt zu sehen, verschlossen werden. Und während sie im Inlande, wo doch nach einem alten Sprichwort selbst besser unterrichtete Propheten nichts gelten, sich vergebens bemühten, das verlöschende Feuer der Kriegsbegeisterung anzublasen, täuschten sie dem Auslande durch Briefe und Zeitungsartikel vor, daß das rumänische Volk von einer nicht mehr zu bändigenden Kriegslust erfüllt sei, und nur eine landesverräterische Regierung, die vor jeder kühnen Initiative zurückschrecke, das von maßloser Ungeduld beseelte Heer und die rumänischen Bauern, die keinen anderen Wunsch hätten, als nach Siebenbürgen zu marschieren, das alle beherrschende Rachegefühl künstlich niederhalte. Um diese ihre wider besseres Wissen aufgestellte Behauptung zu erhärten, veranstalteten sie jene Straßendemonstration, bei der es in der Calea Victoriei zum Blutvergießen kam und der alte Filipescu die denkwürdigen Worte sprach: „Ich habe den alten Bratianu gestürzt, ich werde auch den jungen stürzen." Da er aber bis zum heutigen Tage noch nicht die geringsten Anstalten getroffen hat, um dieses Versprechen zu erfüllen, an das, weil es nun wirklich das allerallerletzte war, nur die Straßenjungen noch glaubten, die unter dem Balkon des interventionistischen Klubs sich gebärdeten, wie sich eben Straßenjungen aufzuführen pflegen, so haben die Herren von der nationalen Aktion, wie längst im Inland, so auch im Ausland den letzten Rest ihres Kredits verloren.

Auch in Paris und London, in Petersburg und in Rom ist die von ihnen so wütend als Lüge gebrandmarkte Wahrheit nun endlich durchgedrungen, die Wahrheit, daß die rumänischen Interventionisten mit der angeblichen Kriegsbegeisterung des rumänischen Volkes mit dem entgegengesetzten Erfolg ganz denselben Schwindel getrieben haben, wie ihre Blutsverwandten in Rom, deren „Lorbeern" sie nicht schlafen ließen. Unter den Balkanvölkern gibt es in Wirklichkeit kein einziges, das so wenig kriegerische Neigungen hat wie das rumänische. Die Bevölkerung ist zwar — und das versichern auch Männer wie Carp und Marghiloman — durch Erziehung, Sprachverwandtschaft und langjährige Gewohnheit durchaus franzosenfreundlich gesinnt. Die leitenden Staatsmänner sind durch mannigfache Beziehungen geschäftlicher und familiärer Natur mit Frankreich verbunden. Auch im Hause Marghilomans wird französisch gesprochen, französische Diener servieren bei Tisch, seine Kinder sind von französischen Erziehern unterrichtet worden. Aber wie so viele andere zärtliche Verwandte sich nur deshalb lieben, weil die räumliche Trennung sie verhindert, die ruhigen Kreise ihres Daseins gegenseitig zu stören, so glüht auch in der Brust des gebildeten Rumänen — und er ist es, der in Rumänien herrscht — die Flamme der Franzosenliebe nur deshalb, weil es keine rumänisch-französische Grenze gibt.

Daß diese Flamme ein stilles Herdfeuer bleibt, daß sie nicht das ganze Staatsgebäude ergreift, dafür sorgt schon der niemals ausgerottete Haß, den jeder politisch denkende Rumäne seit dem großen Betrug von 1878 gegen Rußland im Herzen trägt. Er hält den irredentistischen Empfindungen, die, wie sich nicht leugnen läßt, das Zustandekommen einer Verständigung mit dem österreichischen Nachbar bisher unmöglich gemacht haben, zum mindesten die Wage. Aus diesem Parallelogramm der nationalen Strömungen ergab sich als Resultante die Neutralität.

Digitized by Google

Kriegsspiele Weihnachten 1915

Die deutsche Spielwarenindustrie hat es sich angelegen sein lassen, zum bevorstehenden Weihnachtsfest eine große Anzahl neuer Spiele auf den Markt zu bringen. Daß sie die Anregungen dazu vom Kriege empfangen hat, braucht kaum gesagt zu werden. Die Spiele lehnen sich meist an das Dame- und Schachspiel an. Da gibt es, wie der „Wegweiser für die Spielwaren-Industrie“ berichtet, das „Seekriegsspiel“ aus zwei Flotten von je zwölf Schiffen; alle Figuren werden nach bestimmten Vorschriften gezogen, und es kommt dabei sehr auf Geschicklichkeit und Überlegung an; das Spiel entwickelt sich wie ein Kriegsspiel, mit Durchbruch und Umgehung, und es bleibt die Partei Sieger, die den Durchbruch oder die Umgehung erzielt. Das Spiel „Weltkrieg zur See“ ist von dem stud. phil. Dietrich im Felde entworfen worden; es werden alle Arten Kriegsschiffe der deutschen und englischen Marine gegeneinander geknipst; England hat mehr Schiffe, dagegen verfügt Deutschland zur Verteidigung über ein großes Minenfeld und die Küstenbatterien Helgoland und Cuxhaven. Das Spiel „Unsere U-Boote“ wird auf einer Landkarte gespielt, die ganz England und einen Teil der französischen, belgischen und deutschen Küste zeigt. Die U-Boote haben ihren Stützpunkt in Helgoland und machen die englische Küste unsicher. „Deutschland gegen England“ ist eine Zwischenart zwischen Halma, Mühle und Dame; eine Partei spielt die deutschen U-Boote, die anderen die englischen Truppentransportdampfer und Torpedos. Unterhaltend und belehrend ist das „Weltkriegsspiel“; der Spielplan stellt die Karte von Europa dar, und die kämpfenden Völker werden durch farbige Stäbchen und Fähnchen bezeichnet, die in den durchlochten Spielplan gesteckt werden. Ein interessantes Brettspiel ist „Der Festungskampf“, dessen Plan ein Gelände mit Forts, Häusergruppen und Seen als Hindernissen zeigt, ferner Eisenbahnlinien, auf denen der Spieler seine Truppen schnell an den Feind heranführen kann. Ein höherer Offizier hat ein neues Brettspiel „Taktik“ erdacht, ein Truppenkampfspiel, das sogar militärischen Fachleuten empfohlen wird. Man spielt es mit 72 Figuren, die Infanterie, Kavallerie, Feld- und Fußartillerie darstellen; beim Kampf kommt es zur Einschließung feindlicher Abteilungen. Auf dem Gebiete des künstlerischen Spieles ist ebenfalls Bemerkenswertes zu verzeichnen. Anregende Familienspiele sind „Der Kampf an der Aisne“ und „Mit Hindenburg gegen Rußland“, aus denen auf bequemste Weise zu erlernen ist, wie man ein großer Feldherr wird. Andere Spiele wurden nach Entwürfen von Arpad Schmidhammer, Th. Cronberger, Max Wulff und Angelo Jank hergestellt. Die Puzzlespiele, unter denen eine Anzahl kleiner, verschiedenartig geformter Holzteilchen zu verstehen sind, die zusammengesetzt werden und dann ein Bild ergeben, haben gleichfalls Neuheiten aufzuweisen, unter denen natürlich der Kaiser, der Kronprinz und Hindenburg eine große Rolle spielen.

„Vlamisch“

Vor dem Kriege, wird im „Berl. Tagebl.“ ausgeführt, hat man sich in Deutschland nicht allzuviel mit jenen nordwestlich gelegenen niederdeutschen Ländern, ihrem Volkstum und ihrer alten hochentwickelten Bildung beschäftigt. Jetzt freilich sind Worte wie vlämisch, flämisch, auch wohl vlamsch, flamsch in aller Munde. Was hat es nun mit dem Worte vlämisch für eine Bewandtnis? Goethe sagt einmal: „Du bist ein Narr, so greulich, du machst ein vlämisch Gesicht.“ (Goethe schreibt „flämisch, diese auch sonst übliche Schreibweise — mit F — hat sich aber zu unrecht eingebürgert. D. T.) Im Plattdeutschen gibt es eine Redens-

Digitized by Google

art: „Dat is 'n vlämſchen Kierl.“ Man verſteht darunter einen ungewöhnlich großen und ſtarken, aber auch etwas ſchwerfälligen, derbſchrotigen, zuweilen auch unhöflichen, ſogar flegelhaften Menſchen. Nun hat Profeſſor F. Kuntze in dem Septemberheft der „Preußiſchen Jahrbücher“ eine kleine, reizvolle Studie über das Wort vlämiſch und deſſen Wandel in der Anwendungsweiſe im Laufe der Jahrhunderte veröffentlicht, aus der hervorgeht, daß im Mittelalter die Bezeichnung „vlämiſch“ gerade das Gegenteil von dem bedeutete, was ſie im heutigen Plattdeutſch beſagt. Vlämiſch war gleichbedeutend mit höfiſch. Man ſprach geradezu von vlämiſcher „Höveſcheit“, und es iſt intereſſant zu beobachten, daß das franzöſiſche Wort courtoisie die wurzelgetreue Überſetzung eben des niederdeutſchen Höveſcheit iſt. Ein bayeriſch-öſterreichiſcher Dichter, Neithard v. Reuental, ſpottet über einen ſeiner bäuerlichen Gegner, der mit „vlämiſcher Höveſcheit“ prunkt, obwohl ſeinem Vater Batze dieſe Höflichkeit gar nicht zugeſchrieben werden kann. Im 12. und 13. Jahrhundert bedeutete der Ausdruck vlämiſche „Höfiſcheit“ geradezu den Gipfel feinſter Lebensführung und Sitte. Wie iſt nun dieſer Widerſpruch zu erklären? Profeſſor Kuntze neigt zu der Anſicht, daß unter den nach den Nachbarländern ausgewanderten Vlamländern nicht ſowohl die ritterbürtigen, als gewöhnliche Bauern geweſen ſein mochten, denen eine gewiſſe Eckigkeit und Plumpheit wohl angeboren geweſen ſein mochte. Auch ihre niederdeutſche Form und Rückſichtsloſigkeit mag ſie in der Fremde in einen etwas üblen Geruch gebracht haben, und ſo iſt es denn allmählich gekommen, daß im Volksmunde jede Derbheit, auch wohl jede Roheit, jenen Vlamen aufs Kerbholz geſchrieben wurde. Der genannte Forſcher vermutet dann weiter, daß auch der bekannte Familienname „Flemming“ mit den „Vlamen“ in Verbindung zu bringen ſei.

Pantenius und Trojan †

Kurz nacheinander ſind in hohem Greiſenalter zwei Dichter geſtorben, für deren Art es kennzeichnend iſt, daß man ſie niemals zu den „Alten“ hat rechnen können, trotzdem ſie niemals hatten „modern“ ſein wollen. Vielleicht liegt der Grund ſogar gerade darin, daß ſie nie nach „Modernität“ geſtrebt hatten, daß ſie vielmehr einfach ſo dichteten, wie ſie nun einmal waren. Dabei haben beide im Zeitungsweſen Berlins an hervorragender Stelle lange Jahre hindurch gewirkt. Sie gehören denn auch, obwohl ſie von weither gekommen waren und zeitlebens der engeren Heimat als der Kraftquelle ihrer Art und Kunſt in herzlicher Liebe anhingen, zu einem literaturgeſchichtlich zuſammenſtehenden Berliner Dichterkreis, der mit ihnen jetzt wohl ausgeſtorben iſt. Im Tode vorausgegangen ſind aus dieſer von Emil Jacobſen gegründeten Geſellſchaft „Allgemeine Deutſche Reimerei“ (A. D. R.), die ſeit der Mitte der achtziger Jahre in der Haußmannſchen Weinſtube ihre Sitzungen abhielt: Julius Stinde, Heinrich Seidel, Julius Lohmeyer u. a. m. — Hermann Pantenius und Johannes Trojan, die jetzt geſtorben ſind, haben ſich ſeit einigen Jahren aus dem Berliner Literaturleben auf ihr Altenteil zurückgezogen, der erſtere nach Leipzig, Trojan nach Roſtock. Aber aus dem Berliner Geiſtesleben ſind ſie nicht wegzudenken. Auch Hermann Pantenius nicht, trotzdem das „Daheim“, das er ſeit 1876 redigierte, gewiß keine „Berliner“ Zeitſchrift iſt, jedenfalls unter ſeiner Leitung nicht war. Aber der „große, breitſchultrige Mann, ein ‚Eichenſtamm‘, wie der Held in ſeinem ‚Allein und frei‘ heißt, helläugig, mit kräftiger Stirn und charaktervollen Zügen — und bei vollendeter Höflichkeit ſehr geradezu, vor allem bis zum Verletzen wahrheitsliebend“ (Fedor v. Zobeltitz) hat auf den ſchriftſtellernden Nachwuchs ſtark eingewirkt, andererſeits gerade durch ſeine Redaktionstätigkeit vielen Schriftſtellern ein Wirken in Berlin erleichtert, deren Art auf dieſem Pflaſter ſonſt ſchwer Nahrung gefunden hätte. Er war 1843 im kuriſchen Mitau

Digitized by Google

geboren, schon als Student nach Berlin gekommen und nur zu kurzer Tätigkeit in die Heimat zurückgekehrt. Als Dichter aber hat er zeitlebens in der Heimat gelebt und von ihr gezehrt.

Manch einem geht es mit der Heimat, wie mit der Jugend: je weiter man von ihr wegkommt, um so klarer spiegelt sie sich in der Erinnerung. Pantenius hatte allerdings auch mit allen Mitteln des Geistes um den Besitz der Heimat gerungen. Seine Erzählungen aus der Geschichte Kurlands bezeugen die eindringlichsten archivalischen Studien. Er ist denn auch zu einer hohen Einstellung des historischen Romans gelangt, auf der der Stoff nicht als „interessante" Begebenheit gewählt wird, sondern als entscheidender Abschnitt in der Entwicklung eines Volkes. Auf diese Weise hat Pantenius einen der besten Geschichtsromane geschaffen, die es überhaupt gibt: „Die von Kelles" (1883). Diese Darstellung des kurländischen Adels zur Reformationszeit voll eines Gewirrs religiöser, politischer und sozialer Gegensätze, die doch ihre stärkste Triebkraft aus der Fülle lebensstrotzender Charaktere erhalten, ist erfüllt von dem ewig lebendigen Geiste einer kerndeutschen und echtchristlichen Männlichkeit. Es ist schier unbegreiflich, daß dieses ausgezeichnete Buch nicht wenigstens in jeder deutschen Schul- und Volksbibliothek steht. Hoffentlich wird es jetzt nachgeholt, wo es höchste Zeit ist, daß unser Verständnis für die baltischen Provinzen, ihre Geschichte und ihre Bewohner geweckt und geklärt wird.

Dazu muß man dann allerdings noch die gesammelten Erzählungen aus dem kurländischen Leben („Im Banne der Vergangenheit", „Um ein Ei" usw.), die „Kurländischen Geschichten" (1892) und die Darstellung der eigenen Entwicklungszeit „Aus meinen Jugendjahren" (1908) hinzunehmen. Welche Fülle ursprünglichen Lebens, eigenartiger und eigenwilliger Gestalten. Es ist, als sei das ganze „Gottesländchen" ein einziges „altes Nest" Raabes; aber die Horizonte sind weiter, die Luft hart und klar. —

Johannes Trojan (geboren 14. August 1837 zu Danzig) hat fast ein halbes Jahrhundert lang zu den Mitarbeitern des „Kladderadatsch" gehört, den er 1886—1909 herausgegeben hat. „In vierundvierzig Jahrgängen sind nur wenige Nummern ohne Beiträge von mir. So habe ich in diesem Blatte nach und nach ein großes Stück geistiger Lebensarbeit — ich schätze es auf mindestens zwanzig starke Oktavbände — niedergelegt, ohne daß mein Name dabei genannt worden ist." Um so mehr ist Trojan auf diese Weise gelesen worden, was auch er nach dem Vorbilde Lessings gegenüber Klopstock einer am Namen haftenden Berühmtheit sicher vorgezogen hat. Aber man mag sich doch einmal vergegenwärtigen, was es heißen will, allwöchentlich aus dem und zu dem, was der Zufall des Tages bringt, ein nach Form und Inhalt gefälliges, Geist und Herz des Lesers anregendes Gebilde zu schaffen. Dabei ist Trojan immer vor dem Witzeln als Selbstzweck bewahrt geblieben; er war zeitlebens ein treuer Diener größerer Gedanken und höherer Ziele. Daß die Geschichte des „Kladderadatsch" ein Spiegelbild ist der Geschichte des deutschen Nationalgedankens, daß darum das Blatt nicht ein Tummelplatz ist zersetzenden Spottes und unheiliger Verulkung, sondern des ernsten Kampfes mit lustigen Waffen und des befreienden Humors, ist vor allem das Verdienst Trojans gewesen.

Die Arbeit ist ihm oft sauer geworden und oft genug auch um törichter Kleinigkeiten willen auch von jenen verbittert worden, die ihm im Grunde für Bundesgenossenschaft zu Danke verpflichtet waren. Da half ihm dann sein „väterliches Erbteil" weiter, das er in seiner Selbstbiographie nicht als „Optimismus" bezeichnet haben will, sondern als „eine gewisse Seelenruhe, die es macht, daß man stillhält im Leiden, die Augen offenhält und unverzagt bleibt". Die „offenen Augen" sind besonders wichtig, denn mit ihnen findet man den Augen- und Herzenstrost.

Trojan war zeitlebens ein glücklicher Finder. „Nichts kann wohl mehr zum Troste taugen, Was Leides uns auch mag geschehn, Als daß wir in die großen Augen Der kleinen Erdenbürger sehn." Der Dichter hat dazu im eigenen Heim reichliche Gelegenheit gehabt, denn seine beiden Ehen waren mit neun Kindern gesegnet. Gleich lieb waren ihm die Kinderaugen der Natur, die Blumen; er ist bis ans Lebensende ein eifriger, auch wissenschaftlich ernst zu nehmender

Digitized by Google

Botaniker geblieben. Er ist dabei bis zu den „vergeistigtsten" Blumen vorgeschritten und hat nach eigenem Geständnis den „Kellergewächsen" ein besonders gründliches Studium gewidmet.

Natur und Haus, Heimat, Weib und Kind, Wandern und Wein — es sind lauter alte Themata, die Trojan besungen hat, und er strebte auch nie danach — höchstens als Verspotter — ein „Neutöner" zu sein. Aber da er immer echt war und, wie er selbst betont, „immer bemüht war, in alles, was ich schrieb — und war es die kleinste Gelegenheitssache — von meinem Eigenen, was ich zu geben hatte, hineinzutun und allen Fleiß daranzuwenden", so sind auch alle seine zahlreichen Bücher einem wert und lieb, wie der gute Mensch selber, der sie geschrieben. Man mag sich an die Auswahl halten, die Erich Kloß in den „Büchern der Weisheit und Schönheit" veröffentlicht hat und von dort aus zu den Werken selber weitergehen. Er gehört zu denen, die immer unliterarischer, dafür aber einem immer lieber werden, je mehr man von ihnen kennen lernt. K. St.

Kriegsbücher auf dem Weihnachtstisch

Kriegsbücher auf dem Weihnachtstisch — es klingt zunächst als Widerspruch. Aber selbst wenn das Buch, das wir in diesem Jahre zu Weihnachten schenken, noch so sehr dem angepaßt würde, was unser Denken um die Festzeit erfüllt, müßte es doch wohl vom Kriege reden. In einigen neutralen Ländern sollen sich Vereine gebildet haben, deren Mitglieder ein Abzeichen tragen mit der Aufschrift: „Sprecht nicht vom Kriege." Bei uns könnte man vielleicht einmal für Stunden und Tage das Sprechen vom Kriege unterlassen, aber wer vermöchte auch nur für Stunden, seine Gedanken von ihm abzuziehen, sein Empfinden ihm zu verschließen?

Und wir möchten es nicht. Solange unseres Volkes bester Teil draußen mit dem Feinde kämpft, wollen wir Daheimgebliebenen im Geiste dabei sein und unsere seelischen Kräfte aufbieten, uns mit den Kämpfern und sie durch uns stark zu machen. Wir wollen nicht vergessen, wollen uns nicht betören, selbst am Weihnachtsabend nicht.

Dieser Krieg — das wissen wir alle — muß mit den Waffen ausgekämpft werden bis zum Äußersten, aber er kann mit den Waffen nicht beendet werden. Die irdische Macht, um die hier gekämpft wird, ist nur Hülle und Stütze geistiger Kräfte. Und darum muß unser Deutschland jetzt einer Waffenschmiede des Geistes und der Seele gleichen, für alle jene, die nicht am Waffenkampfe sich beteiligen können. Sie werden vertreten müssen, die anderen abzulösen, die jetzt draußen stehen, wenn erst der sogenannte Friede kommt, dann den Kampf ums Deutschtum weiterzuführen. Dazu braucht es einmal Wissen von dem, was geschehen ist: Kenntnis des Krieges selbst, seiner Voraussetzungen; sodann Erkenntnis der aus ihm erwachsenden Aufgaben und Ziele und der Wege, sie zu verwirklichen. So gebührt der Kriegsliteratur in der Tat auf dem diesmaligen Weihnachtsbüchertische der Hauptplatz.

Nun hat es wohl auch der Eifrigste längst aufgegeben, die Überfülle literarischer Erscheinungen sich zu eigen zu machen. Strenge Auswahl ist geboten, und wo nicht ein wohlwollender Zufall uns in der Masse der letzterdings doch gleichgültigen Broschürenliteratur ein wertvolles Heftchen ergreifen läßt, wird sich der prüfende Blick an jene Unternehmungen halten, die schon durch ihre äußere Art von größerem Wollen und eindringlicherer Arbeit künden. Und insofern wenigstens sollen die hier erwähnten Bücher dem Charakter des weihnachtlichen Festgeschenkes nahe kommen, als wir die Gelegenheitsliteratur im äußerlichen Sinne des Wortes beiseite lassen und nur solche Werke erwähnen, die einen dauernden Platz in der Bücherei und auch nach dem Kriege noch, wenn der Anreiz des Tages vorbei ist, gelesen zu werden verdienen.

Digitized by Google

Es ist sehr bezeichnend für die deutsche Art, daß wir uns schon jetzt, während ringsum noch der Kampf tobt, um eine sachliche Darstellung seiner Geschehnisse und Vorbedingungen bemühen. Gerade in diesem Falle gibt das deutsche Wort „sachlich" die innerlich deutsche Auffassung des mit geschichtlicher Darstellung so gern verbundenen Fremdwortes „objektiv" wieder. Wir sind schon für den jetzigen Krieg so weit, daß wir aller jener Broschürenliteratur nicht mehr bedürfen, die unser eigenes Empfinden aufstachelt oder den Feind als Unheilstifter brandmarkt. Wir haben uns ja überhaupt dadurch von unseren Gegnern unterschieden, daß es uns nicht nach einer Verkleinerung derselben verlangt. Alles Karikaturistische liegt uns nicht. Ihm steht nahe das Tendenziöse. Nun trägt ja natürlich auch der gute Deutsche seine Brille fürs Leben; er gerät meist frühzeitig in irgendeine Partei politischer oder religiöser Art und sieht nun die Welt so an, wie sie sich für den einen Gesichtswinkeil darbietet. Aber das Wollen nach der Sache bleibt dem Deutschen, und darin unterscheidet er sich von den anderen. Die Pathetik hat keine Gewalt über ihn. Im jetzigen Kriege ist es das beredteste Zeugnis für das gute Gewissen des deutschen Volkes, daß es so früh nach der „objektiven" Darstellung verlangt. Die anderen Völker wagen es gar nicht, die amtlichen Schlachtenberichte der Gegner zu veröffentlichen. Die Völker würden sie auch gar nicht vertragen, weil sie den Gegner gar nicht hören wollen, sondern nur sich selbst.

Ein beredtes Zeugnis für diese deutsche Art ist ein stattliches Buch, das, wie aus dem Vorwort hervorgeht, im Manuskript bereits im März abgeschlossen war: „Deutschland und der Weltkrieg" (Leipzig, B. G. Teubner; geh. 7 ℳ, geb. 9 ℳ). Richtig hebt das Vorwort hervor, daß der jetzige Krieg sich von allen früheren nicht nur durch die ungeheuren Maße unterscheidet, sondern vor allem dadurch, daß er aus dem Militärischen und Politischen hineingetragen wird in das friedliche Gebiet der Kultur. „Die Angriffe ringsum richten sich nicht nur gegen die junge, kraftvoll emporgekommene Macht, die das Deutsche Reich in der politischen Welt darstellt, sondern auch gegen Geltung und Bedeutung von deutscher Art, Kultur und Wissenschaft. Skrupellos und hartnäckig wird dieser „Kulturkampf" in der ganzen Welt ... gegen uns geführt. Das ganz seiner Arbeit hingegebene deutsche Volk ... ist durch die literarischen Angriffe fast unvorbereitet überrascht worden." Es sei auch gar nicht fähig, diese Art von Kampf aufzunehmen, sondern wolle lieber auch hier seiner alten Art treu bleiben. „In diesem Sinne haben wir es für unsere Pflicht gehalten, mit den Mitteln der Wissenschaft, mit deren Handhabung wir durch lange Friedensarbeit vertraut sind, in der ruhigen und objektiven Art, welche diese Kriegszeit überhaupt gestattet, die umstrittenen Hauptfragen des Krieges zu behandeln."

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte: 1. Deutschlands Stellung in der Welt, zu dessen Darstellung sich Prof. Otto Hintze (Das staatliche System), Ernst Troeltsch (Deutsche Kultur), Hermann Schumacher (Stellung in der Weltwirtschaft), Wilhelm Solf (Kolonialpolitik), Delbrück (Militärisches System), Schmoller und Luther (Das öffentliche Leben) vereinigt haben. Im 2. Abschnitt behandeln Friedrich Tezner, O. Weber und Karl Becker in gleicher Weise Österreich und die Türkei. Dann kommt als 3. Abschnitt „Die Machtpolitik unserer Gegner": England: Erich Marcks; Frankreich: P. Darmstädter; Belgien: Hampe; Rußland und Serbien: Ubersberger; Ostasien: Franke. Der 4. Abschnitt enthält „Vorgeschichte und Ausbruch des Weltkrieges" von Hermann Oncken, mit einem Anhang über die Neutralität Belgiens aus der Feder Walther Schoenborns. Ein 5. Abschnitt endlich erörtert die Fragen: Krieg und Menschlichkeit (A. Miethe); Kultur, Machtpolitik und Militarismus (Friedrich Meinecke); Der Krieg und das Völkerrecht (Ernst Zitelmann) und „Der Sinn des Krieges" von Otto Hintze.

Im Grunde haben wir also eine Sammlung von dreiundzwanzig in sich abgeschlossenen Abhandlungen, deren Verfasser durchweg Universitätsprofessoren sind. Es ist aber gelungen, ein Ganzes herzustellen, das sich recht einheitlich liest. Vermißt habe ich eine Abhandlung über die Flottenpolitik. Zunächst wird ja wohl jeder nach dem vierten Abschnitt greifen: „Die Vor-

Digitized by Google

geschichte und der Ausbruch des Krieges", weil ja doch in jedem die Frage schlummert, wer die Schuld an diesem furchtbaren Ringen trägt. Ich möchte da auf einen Satz hinweisen, weil er nicht nur wichtig ist für die Beurteilung der Arbeit Onckens, sondern überhaupt den Schlüssel bietet für die deutsche Art der Behandlung dieser Frage. „Die zentrale Lage des Deutschen Reiches bedingt es, daß seine Politik in den vielfältigsten Beziehungen zu allen Mächten steht und in deren Konstellation jederzeit am tiefsten verflochten ist: sie unterliegt dem stärksten Kreuzfeuer von Abhängigkeiten und Rücksichtnahmen, von Interessen und Gegensätzen, sie hat unter den kompliziertesten Bedingungen des Wettbewerbs von allen ihr Dasein zu behaupten. Eben darum hat sie ihre Ziele niemals so offen darlegen können wie die Lenker von Staaten, die in einer unabhängigeren Lage eine geradlinigere Politik zu betreiben vermögen. Es hängt damit zusammen, daß die ernsthafte politische Publizistik sich bei uns nicht so selbständig entwickelt hat, wie es zu wünschen war; so konnte das Ausland aus der gebotenen Zurückhaltung der verantwortlichen Organe auf der einen und der ganz ungeregelten freien Bewegung unverantwortlicher Stimmen auf der anderen Seite nicht immer das richtige Bild gewinnen."

Der Historiker kann heute, wo viele Quellen noch unzugänglich sind, sicher nicht mehr bieten wollen, als Oncken, der im Geiste Leopold Rankes die Fäden aus dem wilden Gewirr ordnen und eine Erkenntnis, die abschließend noch nicht geboten werden kann, wenigstens in ihren Umrissen vorbereiten will. Es ist aber leicht begreiflich, daß gerade aus dieser großen universalistischen Einstellung heraus ein apologetischer Standpunkt gewonnen wird, der alle Handlungen und Entschließungen einer Politik rechtfertigen möchte, die zu dem Ende geführt hat, das von den Tatsachen als unvermeidlich erwiesen hat, und in dem man auf der Seite des Rechtes zu stehen überzeugt ist. Ich persönlich fasse manches in der deutschen Politik, vor allem der neunziger Jahre, anders, und zwar weniger günstig auf, als Oncken. Um so tröstlicher ist es mir, trotzdem am Ende mit der lichtvollen Darstellung des Heidelberger Historikers dahin übereinzustimmen, daß in allen Tatsachen, wie im innersten Geiste, die deutsche Sache die gute ist, jedenfalls unendlich besser, als die seiner Feinde. Darum ist es nur logisch, daß auch der Sieg der Menschlichkeit auf der deutschen Seite liegt, wie die auf Grund amtlichen Materials bearbeitete Abhandlung Miethes glänzend und unwiderleglich nachweist. So wird dieses große Werk zu einem Weihnachtsbuch im engeren Sinne, insofern es, trotzdem es durch ein unmenschliches Geschehen hervorgerufen ist, darin ausklingen kann, daß auch hier in der Verteidigung des ererbten Gutes eine Bereicherung der guten Kräfte erreicht wird. —

In dem Abschnitt, den ich oben aus Onckens Abhandlung anführte, stand der Satz, daß sich bei uns die ernsthafte Publizistik nicht so selbständig entwickelt hat, wie es zu wünschen war. Das trifft vor allem für das gesamte Gebiet der auswärtigen Politik zu. Und dieser Tatsache entspricht die andere, daß bei uns in weiten, auch hochgebildeten Kreisen die Teilnahme für die zeitgeschichtliche Literatur bedauerlich gering ist, infolgedessen auch das Wissen in der Zeitgeschichte und leider auch in der Geographie. Unsere Tageszeitungen veröffentlichen jetzt so eifrig Kartenskizzen von den Kriegsschauplätzen. Wenn man aber die aufdringlichen Überschriften und die die knappen Berichte unseres Hauptquartiers erläuternden und umschreibenden Ausführungen liest, so wird man das Gefühl nicht los, daß selbst auf manchen Redaktionen die Kenntnis der geographischen Verhältnisse und der darin begründeten ungeheuren Schwierigkeiten auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen recht gering ist. Man darf sich dann nicht wundern, wenn das Laienpublikum, erregt durch die oft so sensationell zugespitzten Überschriften, mit toller Schnelligkeit arbeitet und an Ereignisse glaubt, die schon aus geographischen Gründen unmöglich sind.

Es ist aus einer anekdotenhaften Zuspitzung bekannt, wie Bismarck weitgehende geschichtliche Kenntnisse für den Diplomaten unentbehrlich hielt. Bei aller Liebe zum deutschen Volke halte ich es nun doch für eine Tatsache, daß jedes Volk die Diplomatie hat, die es ver-

Digitized by Google

dient, insofern bei einem starken weltgeschichtlichen Gefühl des Volkes sich eine politische Vertretung nicht behaupten könnte, die dieses Empfindens bar ist. Nun hat kein Volk der Erde eine so schwierige geographische Lage, wie das deutsche, keines darum auch eine so verwickelte Geschichte, keines eine so schwierige Diplomatie. Wo nun unserem ganzen Volke die Überzeugung von seinem weltgeschichtlichen Berufe aufgegangen ist, müssen sich die Gebildeten dieses Volkes ihrer Pflichten klar sein, auch die geistige Vorbedingung zu diesem Berufe zu erfüllen. Von vergangenen Bildungsidealen her steckt unser ganzes Bildungsstreben immer noch zu sehr im Sprachlichen, Philologischen. Die Zeit gebietet die Verlegung des Schwerpunktes aufs Geschichtlich-Geographische.

Es wird manchem Deutschen ergangen sein, wie mir, daß er staunend vernahm, wie unsere Feinde einigen deutschen Geschichtschreibern für Denken und Empfinden unseres Volkes einen ungeheuren Einfluß zuschrieben, als ob die Werke Treitschkes, Bernhardis, Sybels zum Gemeingut der Deutschen geworden seien. Das ist ja nun leider noch lange nicht der Fall; aber wir können aus der Rede unserer Feinde erkennen, welche Furcht sie vor dem Augenblicke haben, in dem das wirklich der Fall wäre. Nicht nur die Engländer, auch die Franzosen und Italiener gewinnen ihre stärkste sittliche Kraft aus ihrer Geschichte. Die beiden romanischen Völker dabei mehr aus ihrer Stellung in der Vergangenheit, die Engländer im zähen Festhalten an das gegenwärtig Bestehende, während wir Deutsche durch unser ganzes Erleben auf die Zukunft hingewiesen werden.

So wiederhole ich denn auch in diesem Jahre, wie schon so oft, als dringenden Wunsch, daß der geschichtlichen Literatur auf dem Weihnachtsbüchertische ein recht breiter Raum gewährt werde, und daß vor allem auch unsere Frauenwelt ihr Bildungsverlangen und -bemühen mehr als bisher nach dieser Richtung lenke. Wir haben eine viel größere Zahl gemeinverständlicher und auch schön geschriebener geschichtlicher Bücher, als man aus den durchweg geringen Auflageziffern der einschlägigen Werke schließen möchte.

Heute verweise ich auf ein Werk, das in die unmittelbare Gegenwart führt. Es ist die „Geschichte der neuesten Zeit“ vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart, von Gottlob Egelhaaf (Stuttgart, Karl Krabbe; geb. 13,50 ℳ), die in der vorliegenden fünften Auflage bis zur Wiedereroberung Przemysls am 3. Juni 1915 geführt ist Der Verfasser ist aus seinem Bismarck-Buche als aufrechter Mann, klarer Kopf und, wo es not tut, schneidiger Polemiker bekannt. Diese Eigenschaften zieren auch das vorliegende Werk. Es ist nur natürlich, daß in einem Buche, das von Selbsterlebtem berichtet (Egelhaaf ist 1848 geboren), der Vortrag etwas Journalistisches behält. Hier trifft das im besten Sinne des Wortes zu. Die Person des Schriftstellers tritt stark hervor, und es ist ein Glück, daß diese Person eine Persönlichkeit ist. Diesen Eindruck wird jeder Leser gewinnen, auch wenn er noch so oft zum Widerspruch gereizt werden sollte. Unbedingte Wahrhaftigkeit zeichnet das Buch aus. Man spürt, daß der Verfasser allenthalben den Dingen auf den Grund gehen, mit bestem Bemühen die Wahrheit erfahren und darstellen will. Unterstützt wird er durch die Klarheit seines Denkens und die Anschaulichkeit seiner Darstellung. Selbst für die neueste Zeit, für die doch auch Egelhaaf auf die allgemein zugänglichen Nachrichten beschränkt ist, vermag er dank diesen Eigenschaften ein übersichtliches Bild zu umreißen.

Einem dem Umfang nach bescheidenen Gegenstücke zu dem an erster Stelle besprochenen Werke „Deutschland und der Weltkrieg“ kommt dadurch ein besonderer Wert zu, daß es von ganz anderer Seite herbeigebracht wird: „Schwedische Stimmen zum Weltkrieg“ (Leipzig, B. G. Teubner; 2,40 ℳ). Der Übersetzer des Buches, Friedrich Stieve, schildert im Vorwort die politische Atmosphäre, aus der das Werk erwuchs, etwa folgendermaßen: Beim Ausbruch des Krieges war die Stimmung der Mehrzahl, vor allem der Gebildeten, in Schweden durchaus deutschfreundlich. Innerpolitische Gründe führten zur Trennung, bei der die Rechte mit den Zentralmächten sympathisierte, die Linke unter der Führung des Sozialdemo-

Digitized by Google

kraten Branting sich für die Entente erklärte. Dem inneren Frieden zuliebe schwieg dann die Rechte, und die Regierung befliß sich einer peinlichen Neutralität. Da erkannten bedeutende Männer aus beiden Lagern, daß Schwedens eigenen Interessen mit diesem unfruchtbaren Stillschweigen nicht gedient sei, und es entstand das vorliegende Buch, das die politische Gesamthaltung von kleinen innerpolitischen Parteistandpunkten auf die Höhe großer Ziele und Pflichten Schwedens zu lenken suchte.

Um alles Persönliche von vornherein auszuscheiden, erschien die Sammlung der Aufsätze ohne Verfassernamen. Sie gliedert sich in die Abschnitte: Schwedens Aufgabe; die Linien von Schwedens außerpolitischen Beziehungen (auf der einen Seite die Westmächte, andererseits Deutschland), dann der Weltkrieg als Kulturkampf, endlich Schweden vor der Wahl. Für uns Deutsche sind in dieser Zeit tausendfältiger Anfeindungen nur wenig Bücher so erfreulicher Art erschienen. Es fehlt durchaus nicht an Kritik; zu einem „parteiischen Enthusiasmus" für uns haben die Schweden ja auch gar keinen Grund. So ist es denn doppelt wertvoll, daß aus ganz sachlicher Erwägung heraus alle Verfasser zu dem Ergebnis kommen, daß unsere Sache die gerechte sei, und darüber hinaus zur Losung, daß Schwedens Interessen „eine mutige Waffenbrüderschaft mit Deutschland" gebieten. Gerade von jenem großpolitischen Erziehungsstandpunkte des deutschen Volkes aus, den ich oben angedeutet habe, wäre es dringend zu wünschen, daß auch dieses Buch viele Leser fände. —

Über eine größere Zahl ander Bücher kann ich mich kürzer fassen. Unter den vielen Dokumentensammlungen dieser großen Zeit nimmt die „Chronik des deutschen Krieges nach amtlichen und zeitgenössischen Kundgebungen", die von der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München herausgegeben wird, einen hervorragenden Platz ein. Es liegen jetzt bereits vier Bände vor, die bis Ende April 1915 reichen. Der gut ausgestattete einzelne Band kostet 2,80 ℳ; der vierte Band enthält ein sorgfältig gearbeitetes Register zu den bisher erschienenen. — Von Tag zu Tag eingeordnet, sind alle wichtigen amtlichen Kundgebungen, bedeutsamen Reden, Parlamentssitzungen und dergleichen hier einem handgerecht zugänglich gemacht. Schon jetzt ist es oft schwierig, sich in der Fülle der Tagesberichte zurechtzufinden. Das Register macht es einem leicht. Übrigens schließen sich die knappen Berichte unserer Hauptquartiere so hintereinander gelesen zu einer Geschichtsdarstellung von starker Eindruckskraft und oft überraschender Anschaulichkeit zusammen.

Als „Kriegsdokumente" bezeichnet Eberhard Buchner sein bereits auf drei Bände gediehenes Werk, in dem er den Weltkrieg 1914/15 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse sich widerspiegeln läßt (München, Albert Langen; jeder Band 3 ℳ, geb. 4 ℳ). Buchner hat das besondere Geschick für diese Art kulturgeschichtlicher Betrachtung, das er für die ältere Zeit in seinem großen Werke „Das Neueste von gestern" bewährt hat, hier für die Zeitgeschichte nutzbar gemacht. Aus amtlichen Berichten, bedeutsamen Reden, hervorstechenden Zeitungsartikeln, auch scheinbar unbedeutenden Anekdoten, Zeitungsanzeigen und dergleichen mehr schafft er ein Mosaikbild von ganz einzigartiger Leuchtkraft. Man spürt hier das wirkliche Leben in seinen großen, aber auch in den kleinen, oft kleinlichen Äußerungen. Und fast jedes Ereignis wird in der bewegten Mannigfaltigkeit eines feingeschliffenen Prismenglases abgespiegelt.

Nicht so buntfarbig und schillernd, dafür aber in der Zeichnung herber und charakteristischer, fallen jene Bücher aus, in denen eine einzelne Zeitung und damit doch eine bestimmte politische, meist auch religiöse Richtung ihr Miterleben dieser großen Zeit kundgibt. Es liegen eine ganze Reihe derartiger Bücher bereits vor. Unter dem Titel „Mit Herz und Hand fürs Vaterland" hat Otto Thissen „Zeitbilder des Weltkrieges" vereinigt, die zuvor in der Kölnischen Volkszeitung, dem führenden Zentrumsblatte, erschienen sind. Der erste Teil schildert in Reim und Prosa die Tage der Mobilmachung, der zweite die großen Kriegsereignisse, der dritte vereinigt Zuschriften aus dem Felde, der vierte kennzeichnet das Leben daheim, der

Digitized by Google

fünfte führt uns zu den Auslandsdeutschen. Das gut ausgestattete Buch kostet geheftet 3,60 ℳ, gebunden 4,60.

Eine ganze Reihe von Bänden hat die „Tägliche Rundschau" herausgegeben. Der feinsinnige Leiter ihrer Unterhaltungsbeilage, Dr. Gustav Manz, hat hier mit gewandter Hand aus tausend Einzelstücken ein lebendiges Ganzes zu gestalten verstanden. Das „Englandbuch" der Täglichen Rundschau (Berlin; geb. 4 ℳ) bringt unter den Stichworten: „Business oder das Kriegsgeschäft", ein Kapitel vom englischen Gentleman, Hochmut und Heuchelei, Die Stimme der Vernunft, Der Auslandsspiegel, Der Feind im Haus, Was wir von ihnen denken — eine schier unübersehbare Fülle größerer und kleinerer Aussprüche aller Zeiten von Engländern und über sie. Der schwierige Charakter dieses Volkes wird von allen Seiten beleuchtet und ein Material aufgehäuft, das uns für den Zukunftskrieg, den wir auf unabsehbare Zeit hinaus mit England zu führen haben werden, die wertvollsten Dienste leisten kann.

Wird man bei der Beschäftigung mit diesem Buche meist aus einer Stimmung des Zornes und Ingrimms kaum herauskommen, so erfüllt uns ein anderer dieser Bände: „Von Flandern bis Polen" (Berlin; geb. 4 ℳ), mit Stolz und, was viel mehr noch ist, mit einer geradezu heiligen Andacht. Es sind hier Feldpostbriefe vereinigt von den ersten Augusttagen bis zum Ende des ersten Jahres. Es sind durchweg Augenblicksbilder, „Selbstzeugnisse deutschen Mutes, deutschen Ernstes, deutschen Humors und, was wir nicht übersehen wollen, deutscher Künstlerschaft. Vielleicht daß uns dieser Krieg die Erlösung aus einem schreibseligen Zeitalter bringt, dem die Sprache oft genug nur ein Mittel war zu künstlicher und willkürlicher Spielerei. In diesen Feldpostbriefen ist sie immer und immer wieder das heilige Instrument, in dem sich die Musik eines überreichen Erlebens kündet. Und gerade wenn man an die Gesuchtheit und Häufung der Bilder in der Literatur der letzten Jahre denkt, fühlt man, wie hier die Bildhaftigkeit der Sprache wieder zu ihrer wahren Geltung kommt: als Bild drückt sich aus, was anders nicht mehr zu sagen ist. Alle Willkür fällt ab. Die unbedingte Sachlichkeit, die diesen Menschen draußen als Erlebnis zuteil wird, adelt nun auch ihre Schilderungen.

Ein drittes Rundschaubuch sei hier gleich angeschlossen. Es heißt: „Zwischen den Fronten" und vereinigt „Kriegsschnurren und sinnige Geschichten aus der Zeit des Weltkrieges" (Berlin; 1,40 ℳ). Der Titel sagt, um was es sich hier handelt. Witz, Humor, Satire und auch das liebe alte, gute deutsche Herz schlingen in tausend Einfällen, Schnurren, Gedichten und Geschichtlein sich zum blühenden Kranze. —

Man braucht nicht berufsmäßiger Skeptiker zu sein, um doch längst eingesehen zu haben, daß auch in diesem Kriege nicht alle Blütenträume reifen, die sich aus der Großartigkeit des Erlebens für die Zukunft unseres deutschen geistigen Daseins herausgesponnen haben. Aber vieles muß doch besser werden, und ich glaube, vor allem der deutschen Presse wird die riesige Arbeitsleistung, die sie in dieser Kriegszeit hat vollbringen müssen, nicht wieder verloren gehen. Mit besonderer Freude habe ich beobachtet, wie viele unserer Provinzblätter mit ganz besonderem Eifer versucht haben, nicht nur ein Vermittler der Nachrichten, sondern auch ein Mittler des inneren Miterlebens der Geschehnisse zu sein. In diesem Sinne wird für die Zukunft ein Buch wie „Das Mittweidaer Kriegstagebuch 1914/15" von Alfred Pröhl, Redakteur des Mittweidaer Tageblattes (Mittweida, Buchdruckerei Billig; 3 ℳ), ein Zeitdokument sein. Für jeden Tag vom 31. Juli bis zum 24. März bringt dies Buch eine Niederschrift: hier und da nicht mehr, als den amtlichen Kriegsbericht, häufig aber auch ausführliche Schilderungen des Lebens daheim und des Erlebens der Einwohner dieses Kreises im Felde und zu Hause. Das ist ehrliche Arbeit im Dienste der Zeitgeschichte und der künftigen Kulturgeschichte des deutschen Volkes.

Ein solches Kulturdokument ersten Ranges ist auch die „Liller Kriegszeitung", deren wichtigste Beiträge aus den Nummern 1—40 zu einem Buch gesammelt sind (Berlin, W. Vobach & Komp.; 4 ℳ). Die von Hoecker und Ompteda redigierte Liller Kriegszeitung

Digitized by Google

wird in siebzigtausend Exemplaren an die Truppen der VI. Armee abgegeben. Unsere Feldgrauen haben es verstanden, mit den Mitteln der französischen Setzerei nicht nur ein ausgezeichnet gedrucktes Blatt herauszubringen, sondern dieses obendrein mit zahlreichen Bildern — darunter manche köstliche Satire, aber auch sinnige Schwarz-weiß-Zeichnungen — zu schmücken. Für den Inhalt hat auch die Heimat viel beigesteuert, und von den „neuen" Witzen zeichnen sich viele durch ein ganz ehrwürdiges Alter aus. Aber wer wird nicht alles gern noch einmal und immer wieder lesen, wenn er sich vergegenwärtigt, daß gerade diese literarischen Erzeugnisse es waren, an denen sich unsere besten Männer in härtester Zeit ergötzten, erbauten und belehrten. Denn auch darin zeigt sich echt deutsche Art, wie hier Ernst und Scherz, Unterhaltung und Belehrung gemischt sind. — Dem Bande ist um so mehr Verbreitung zu wünschen, als das Erträgnis der Zeitung und besonderen Wohltätigkeitseinrichtungen der VI. Armee zugute kommt.

Nur aufzuzählen brauche ich die neuen Bände der bereits früher charakterisierten Kriegsbücher des Verlages Hesse & Becker, Leipzig, die gediegene Ausstattung und starken Umfang bei billigem Preis bieten. Sie alle vereinigen Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen, in mehreren Fällen untereinander verbunden durch Erklärungen des Herausgebers, zur Darstellung eines bestimmten Gebietes. Am allgemeinsten gehalten ist das zwei Bände umfassende, von Karl Quenzel herausgegebene Buch „Vom Kriegsschauplatz (geb. je 2 ℳ). Der zweite Band bringt hier als besonders wirksamen Teil Schilderungen aus dem Leben der Kriegsgefangenen. Wir werden doch noch einmal bitter abrechnen müssen; denn die Kriegsgefangenen bei uns für das entgelten zu lassen, was ihre Völker den unsrigen antun, dazu sind wir nicht „kultiviert" genug. Eigenartiger als dieses Buch, zu dem es noch manche Seitenstücke gibt, sind die beiden anderen: „Der Luftkrieg" und „Der Seekrieg" (je 2,50, geb. 3 ℳ). In beiden bilden Feldpostbriefe und Berichte von Augenzeugen die Grundlage. Fachmänner ersten Ranges — für den „Seekrieg" Hermann Kirchhoff — liefern den verbindenden und erklärenden Text. Zahlreiche Textbilder und Tafeln bringen ein wertvolles Bildmaterial. So populär diese beiden neuen Waffen sind, so wenig genau sind die darüber verbreiteten Kenntnisse. Gerade darum wird auch ein bei C. F. Amelang in Leipzig erschienenes Buch „Das Unterseeboot im Kampf" von Friedrich Otto (3 ℳ) willkommen sein, in dem das ganze Leben und Schaffen der Unterseeboote in anschaulichster Weise vorgeführt wird. Auch hier ist eine große Zahl vorzüglicher Abbildungen beigegeben.

Wohlbekannt sind die Anekdotenbände des Verlages Robert Lutz in Stuttgart (je 2 ℳ, geb. 3 ℳ). Die von Erwin Rosen zusammengestellte Sammlung „Der große Krieg" umfaßt bereits drei Bände. Geschlossener im Stoff ist der von Adolf Saager bearbeitete Band „Zeppelin", der Mensch, der Kämpfer und der Sieger. — Von den Sammlungen von Feldpostbriefen verweise ich erneut (vgl. Heft 16 des letzten Jahrgangs) auf die unter dem Titel „Um die Heimat" bei Steinkopf in Stuttgart von J. Kammerer herausgegebenen, weil hier für die Auswahl ein stark ins Religiöse gerichteter Geist maßgebend gewesen ist. Es sind jetzt bereits fünf Bände, die in guter Ausstattung je 1 ℳ kosten.

Knapper noch in der Form, als Brief und Anekdote, ist der Aphorismus. Er ist meistens die letzte Zusammendrängung eines umfangreichen Erlebens und Denkens, und während Brief und Anekdote gewissermaßen ein Fenster sind, durch das die Draußenstehenden in das Seelengehäuse eines einzelnen hineinblicken, gleicht der Aphorismus nach einem Dichterworte dem Blick durch ein enges Fenster in ein weites Land. Die Kriegsliteratur hat uns hier einige wertvolle Sammlungen gebracht. Wir Deutsche sind durch ihn ja vor ein merkwürdiges seelisches Erleben gestellt worden, das wir vielfach als ein Umlernenmüssen bezeichneten. Es erwies sich jetzt in ernster Stunde vieles so ganz anders, als wir es erwartet hatten. Nun braucht man nicht autoritätsgläubig zu sein, um es doch bei einer solchen Umkrempelung als eine Beruhi-

Digitized by Google

gung zu empfinden, wenn man sich vergewissert: der und der Mann mit starkem Urteil und sicherem Blick hat schon lange die Meinung vertreten, die sich uns jetzt aufdrängt. Einem jeden fiel da die eine oder andere Stelle ein, die ihn beim früheren Lesen vielleicht gleichgültig gelassen oder auch zum Widerspruch herausgefordert hätte. Jetzt suchte er sie sich wieder hervor und las sie mit ganz anderer geistiger Einstellung. Die „Tägliche Rundschau" hatte den guten Gedanken, eine Stelle einzurichten, an der diese Aussprüche nun zu allgemeinerer Kenntnis gebracht wurden. Und jetzt hat sie dieses „Kriegsstammbuch" zu einem auch äußerlich schmuck geratenen Buche vereinigt (Berlin; 1,90 ℳ). Hunderte von Aussprüchen sind hier zum Teil aus recht abgelegenen Quellen zusammengetragen und bringen zunächst Aussprüche über die uns feindlichen und neutralen Staaten, von Deutschen wie von Feinden, darunter natürlich besonders ausgiebig solche über Deutschland selbst. Dazu dann vielerlei über alle die Fragen, die jetzt gebieterisch eine Antwort heischen: Gott, Tod, Vaterland, Volk, über Heldentum, Haß, Freiheit, über Diplomatie, Kriegführung, Geschichte usw. Ein geschickt angelegtes Register erleichtert den Gebrauch des empfehlenswerten Büchleins.

„Deutsche Art" schildert mit den gleichen Mitteln „Uns zur Ehre, den andern zur Lehre" Horst Schöttler (Leipzig, C. F. Amelang; geb 3 ℳ), in einer wohl von langer Hand vorbereiteten Sammlung deutscher Kernworte, wie sie seit Karl dem Großen bis auf unsere Tage geprägt worden sind. Es ist eine nicht nur geschmackvolle, sondern auch sehr gewissenhafte Arbeit, da überall genaue Angaben über die Fundstelle des Ausspruches, meist auch über die Zeit der ersten Niederschrift oder Drucklegung, beigebracht sind. — Das Fehlen aller dieser Angaben schädigt die Sammlung „Heiliges Vaterland, vergiß es niemals wieder, niemals!", in der aus der zeitgenössischen Literatur in weitestem Sinne, wie sie der Krieg hervorgerufen hat, eine Fülle von Aussprüchen und Gedanken zu einem „Deutschen Volkskatechismus" zusammengestellt sind von Wilhelm Franz (Berlin, Concordia; 2 ℳ). Aber wenn auch das Fehlen jeglicher Quellenangabe die Benutzung sehr erschwert, so kann man sich doch am Mitgeteilten selber freuen und erbauen.

Nun noch eine Gruppe von Büchern, die aus persönlicher Anschauung und eigenem Erleben heraus das Geschehen dieser Zeit geschichtlich zu gestalten versuchen. Da wäre zunächst von einer großen Zahl von Büchern zu sprechen, in denen die Kriegsberichterstatter ihre Berichte zusammenfassen oder auch jene zahlreichen Leute, die mit einem Liebesgabentransport oder aus ähnlichen Gründen einmal an die Front gereist sind. Die letzteren Bücher kann man durchweg als überflüssig bezeichnen. Es war schon reichlich genug, wenn diese Berichte in irgendeiner Tageszeitung erschienen; man müßte denn das Nichterleben als einen Vorzug ansehen. Mit oft recht unliebsamer Wichtigtuerei wird hier gerade das vorgetragen, was mit der Sache selbst nur nebenher zu tun hat. Auch über die Kriegsberichterstatter hört man von den Kriegsteilnehmern selber, wie auch von den anspruchsvolleren Lesern zu Hause, zumeist recht wegwerfende Urteile. Bei uns daheim spricht ja durchweg die Enttäuschung mit. Wir erwarten von diesen Berichten ein Lüften des Schleiers über jenes ungeheure Geschehen, das wir alle ahnen. Nun dürfen die Berichterstatter sicher vieles vom Gesehenen gar nicht mitteilen, und da sie doch berufsmäßig schreiben müssen, entwickelt sich leicht jener Feuilletonismus, der durch äußere Aufmachung und Betonung von Kleinigkeiten über die innere Inhaltslosigkeit hinwegzutäuschen sucht. Das wird nun bei einem so gewaltigen Stoff ganz unerträglich. Andere wieder glauben, mit dauerndem Hurra kommen zu müssen, verlieren — Ganghofers Berichte sind dafür ein geradezu erschreckendes Beispiel — jeden Maßstab für das, wonach wir zu Hause bangen und verlangen, und zeigen uns ihre eigene, uns jetzt so gleichgültige Person in allen möglichen Beleuchtungen.

Was aber schließlich als rasche Zeitungslektüre noch erträglich ist, wird geradezu widerlich, wenn es als Buch vor uns tritt. Immerhin machen einige Werke eine Ausnahme, und nur solche Ausnahmen erwähne ich hier, wobei mir vielleicht einzelnes Wertvolle entgangen

Digitized by Google

sein mag. Übrigens ist auch aus dieser Büchergruppe mancherlei im Türmer bereits früher besprochen worden. — Dadurch, daß er nicht mehr sein will, als Journalist, der mit guten Kenntnissen ausgestattet scharfen und raschen Blickes die Dinge selbst und ihr Drumherum erfaßt und lebendig, aber durchaus sachlich schildert, was er gesehen hat, erreicht Fritz Wertheimer in seinen beiden Büchern Spannkraft und belehrenden und bereichernden Inhalt. Das erste schildert den „Polnischen Winterfeldzug", das zweite umfaßt die Berichte, die der Verfasser „Von der Weichsel bis zum Dnjestr" geschrieben hat. (Beide Bücher Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; das erste 3 ℳ, das zweite 2 ℳ, geb. je 1 ℳ mehr.) Jedem der Bücher sind zahlreiche gute photographische Aufnahmen des Verfassers beigegeben.

Mit ganz anderen Mitteln arbeitet Bernhard Kellermann: „Der Krieg im Westen" (Berlin, S. Fischer; 2 ℳ). Hier schreibt der Romanschriftsteller, dessen Hauptstärke die Stimmungskraft ist. Ihn selber fesselt vor allem der einzelne Mensch als Individuum, und er reiht in der Hinsicht Bildchen an Bildchen. Das ist um seiner selbst willen immer wertvoll, darüber hinaus wird der Leser wohl auch manchen Schluß auf das Ganze ziehen können. Wertvoller noch sind jene Abschnitte, in denen die Empfindung des Verfassers sich mit lyrischer Kraft ausspricht. Da bebt etwas vom starken Erleben der Beteiligten zu uns herüber.

Mit dem Burgfrieden ist's eine eigene Sache. Mit der uns Alemannen nun einmal angeborenen Querköpfigkeit habe ich offenbar den Begriff Burgfrieden wieder einmal gründlich mißverstanden. Ich habe mir niemals denken können, daß ein Wert darin liegen könnte, wenn jemand seine Meinung nicht sagt, und so hatte ich den Burgfrieden so aufgefaßt, daß man seine Vorurteile gegen andere Parteien, andere Anschauungen, zum Schweigen bringen und jeden so lange für einen ehrlichen und wahrhaftigen Mann halten würde, bis man den Beweis des Gegenteils in der Hand hat. Ich hatte also gehofft, daß man nun erst recht offenherzig seine Meinung würde sagen können, ohne gleich für einen schlechten Kerl oder ausgemachten Dummkopf zu gelten, wenn man anders denkt, als ein anderer. Ich hatte mir gedacht, wir stellten uns auf folgenden Standpunkt: Der Krieg hat uns gezeigt, daß wir alle, jeder in seiner Art, unser Deutschland lieben, daß der Begriff Vaterlandsfeind in Wirklichkeit nur ganz selten zur Tatsache wird. Wir sind uns jetzt alle über das große Ziel klar und wollen uns nun in Ruhe über die Wege dahin aussprechen. In dieser Stimmung sind wir bereit, voneinander zu lernen. Auch gründlich umzulernen, wo es not tut. Aber so, wie der Burgfrieden allgemein verstanden wird, bedeutet er ja: Ich muß den Mund halten, muß mir die Aussprache meiner persönlichen Meinung verkneifen, bis nach dem Kriege. Da kann er freilich keine Früchte tragen, und in der Tat kann man jetzt schon beobachten, daß, wo einer einmal offen zeigt, daß er umgelernt hat, seine bisherigen Freunde über ihn herfallen.

Nun hat Anton Fendrich doch schon seit langen Jahren bewiesen, daß er ein aufrechter Mann ist, der so redet, wie er wirklich empfindet. Wie kommt man dazu, ihm Vorwürfe zu machen, wenn er durch einen „Besuch an der Front" zu anderen Empfindungen und Schlüssen gelangt, als es den demokratischen Bierbankpolitikern — diese Gattung gibt's ja doch in jedem Lager — in den Kram paßt? Ich habe auch Fendrichs zweites Buch „Mit dem Auto an der Front" (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung; geh. 1 ℳ, geb. 1,60 ℳ) mit Genuß und, wenn auch nicht überall zustimmend, doch mit Gewinn gelesen. Ein Kapitel wie „Land und Leute Flanderns" sollte in einem Sonderabzug allen denen gegeben werden, die von deutscher Seite zur Verwaltung ins feindliche Land geschickt werden, sei es auf einen noch so bescheidenen Posten. Das ist gut gesehen, klug erfaßt und klar gesagt, mag's den Optimisten hüben wie drüben noch so wenig passen. Und alle jene, die aus alten Theorien künftige politische Fragen aus dem Handgelenk heraus bereits gelöst haben, mögen sich das Schlußwort dieses Kapitels merken: „Die Hauptsache ist, daß das belgische Problem so gelöst wird, daß die Weltgeschichte einst nicht über uns lacht und wir selber nicht über uns weinen."

Digitized by Google

Zu den besten Büchern, die wir von Kriegsteilnehmern bisher erhalten haben, gehört Artur Kutschers „Kriegstagebuch“ (München, C. H. Beck; 3 M). Der Münchner Universitätsprofessor hat den Feldzug als Kompanieführer und Leutnant der Landwehr mitgemacht und als solcher Namur, St. Quentin, Petit Morin, Reims und die Winterschlacht in der Champagne miterlebt. Auf der zweiten Seite, die noch im Juli 1914 in den Bozener Bergen geschrieben wird, steht: „Gegenüber manchen Lügen- und Renommiertagebüchern und Aufzeichnungen aus literarischen Nebenabsichten soll dies ein reines Abbild des Seins und Strebens, Fühlens und Denkens werden. Wie wenig hab' ich das bisher zum Ausdruck bringen können trotz guten Willens. Ob man nun noch Zeit und Möglichkeit hat? Meine Tochter soll einmal wissen, wer ihr Vater ist. Auch Freunde, liebe Bekannte mag dies interessieren. Ich will so offen sein, als ich vermag, aber ohne Plan schreiben, ganz aus dem Tage und seinen Eindrücken heraus. Ich will mich nicht schämen; ich bin so alt, daß ich weiß, was ich tue, und ich habe weniger Rücksichten zu nehmen als je. Ich will mich jeden Tag einmal ungestört und anständig unterhalten; da hat man bei sich doch einige Garantie.“

Es spricht ein echt deutscher Mann aus diesem Buch, einer, den Wissen, Kennen und Können über den Durchschnitt hinaushebt. Da er das gegebene Wort treu gehalten hat, ist hier ein wertvolles Stück Menschentum Buch geworden. Überhaupt wenn erst die Tagebücher unserer Feldgrauen in größerer Zahl vorliegen werden! Auch die bescheidensten Gaben sollen uns willkommen sein.

„Vom feldgrauen Buchhändler“ betitelt sich eine Sammlung von Stimmungsbildern, Briefen und Karten des inzwischen im Westen gefallenen Karl Storch (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung; 1 M). Es ist wirklich etwas Gelungenes um den deutschen Militarismus, und man kann schon begreifen, wenn es den Feinden davor bangt. Der Soldatenrock paßt schier jedem Deutschen und wirkt mit der Kraft eines Zauberkleides dahin, daß ein jeder sich unterordnet, sein Sondertum aufgibt und in dem Begriff Soldat aufzugehen strebt. Dabei bleibt aber der Deutsche trotzdem der am wenigsten uniformierte Mensch der Welt, wie ja auch kein Volk im Zivil so bunt und mannigfaltig und eigenwillig zusammengewürfelt ist, wie das deutsche. Diesen Zivilmenschen hat nun jeder der Feldgrauen draußen mit in seinen Tornister eingepackt, und sobald die dienstfreien Stunden kommen, kraucht dieser Zivildeutsche heraus, und in der fremden Welt des Feindeslandes entfaltet sich unsere liebe deutsche Sondertümelei. Der prächtige junge Mensch, der dieses Buch geschrieben hat, ist nach dem Zeugnis seiner Vorgesetzten ein vorzüglicher Soldat und Offizier gewesen, dabei aber ein ganz echter Buchhändler geblieben, der zwischen zwei Schlachttagen in dürftigen und reichen Büchereien herumkramt, an lyrischen Gedichten sich ebenso herzlich erbaut, wie er an einer feinen Drucktype und einem guten Einband sich erquickt. Ja, diese Barbaren!

Und nun noch das Buch einer Frau. J. v. Michaelsburg hat eine Sammlung Tagebuchblätter aus großer Zeit unter dem Titel „Im belagerten Przemysl“ herausgegeben (Leipzig, C. F. Amelang; geb. 3 M). „Dieses Buch ist kein Rückblick aus der Vogelschau, kein historisches Werk, in großen Zügen hingezeichnet, das ein Abgeschlossenes vor sich hat. — Diese Blätter sind mitten im Herzen eines gewaltigen Erlebens geschrieben. Sie sind geschrieben beim dröhnenden Lied der schweren Geschütze, das Tag und Nacht die einsame Feste umbrandet. Sie sind geschrieben, während die russischen Schrapnells über die Stadt hinpfeifen, die Fliegerbomben das Straßenpflaster aufreißen, im Angesicht von Hunger und Tod. Sie erzählen, was der Tag bringt. Manches davon, dieses und jenes Gerücht, das uns gestern zuflog, ist heute nicht mehr wahr. Und doch will ich es nicht unterdrücken, nicht weglassen, denn es hat gestern unserem Herzen neue Spannkraft verliehen.“

Die Tagebuchblätter setzen am 10. August 1914 in Wien ein. Am 11. September sind wir in Przemysl, das am 8. Mai verlassen wird. Das große Drama, das damals noch ganz Tragödie zu bleiben drohte, erleben wir in allen Entwicklungen mit. Das Buch wird dauern-

Digitized by Google

den Wert behalten, nicht nur um seines seelischen Gehalts willen, sondern auch als Bericht der Tatsachen.

Zum Schluß noch zwei Bilderwerke. Eine großartige Bildersammlung über den Weltkrieg ist „Der große Bilder-Atlas des Weltkrieges", ein Urkunden- und Quellenwerk in mehr als 2500 authentischen Bildern, das im Münchener Verlag F. Bruckmann in Lieferungen erscheint. Von den zwanzig vorgesehenen sind bereits genug erschienen, um das Werk schon jetzt zum Festgeschenk geeignet zu machen. Ein großes Querfolioformat vereinigt in sorgsamster Auswahl diese photographischen Darstellungen aus den verschiedensten Ländern. Auch ausländisches Material ist verwendet. Die Auswahl ist ausgezeichnet, Druck und Papier ersten Ranges, der Preis von 2 ℳ für die Lieferung angesichts des Gebotenen ungewöhnlich gering.

Unter dem Titel „Unsere Führer im Weltkriege" sind in Franz Schneiders Verlag, Berlin-Schöneberg, acht Steinzeichnungen von Oskar Popp und Otto Seeck erschienen. In der Bildgröße von 30 : 40 cm, in warmem braunem Ton auf Faserpapier gedruckt, erhalten wir hier die Bildnisse von Hindenburg, Mackensen, Beseler, Emmich, Kluck, Prinz Leopold von Bayern, Kronprinz Rupprecht und Herzog Albrecht von Württemberg. Eine Reihe von Charakterköpfen, die hier ohne jede Gewaltsamkeit, aber auch fern von aller üblen Glätte, stark und fest herausgestellt sind, echt künstlerische Leistungen, die vor allem auch als Wandschmuck für Schulen sehr geeignet sind. — Jedes Blatt kostet 2 ℳ, auf vier Bilder wird ein fünftes zugegeben. Karl Storck

Zu den Bildern

Das Titelblatt nach einem Scherenschnitt von Carlos Tips spricht für sich selbst. Die Leser freuen sich wohl mit uns des bei diesem Blatte angewendeten neuen Druckverfahrens, dank dem in den Fällen, in denen es zu brauchen ist, das kreidige Papier überflüssig ist, auf dem allein die gewohnten Zinkautotypien druckbar sind. Hier dagegen ist ein rauhes Papier brauchbar, das seinerseits nicht Glanzlichter in das Bild hineinträgt.

Von Dürers Randzeichnungen zu dem Gebetbuche des Kaisers Maximilian ist eine schöne Ausgabe mit der Würdigung Goethes im Verlag von Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, zum Preise von 2,50 ℳ erschienen.

Ich benutze die Gelegenheit, auf ein neues Dürerbuch hinzuweisen, das hoffentlich recht vielen als Weihnachtsgeschenk willkommen sein wird: Albrecht Dürer: Handzeichnungen. Herausgegeben von Heinrich Wölfflin (R. Piper & Komp., München; in Halbpergament gebunden 12 ℳ). Achtundsiebenzig Zeichnungen Dürers, darunter zwei farbige, sind hier in vorzüglichen Drucken zu einem Quartband vereinigt. Der berühmte Dürerforscher versteht es in der Einführung, aus einer sachlichen Untersuchung der Stilelemente dieser Zeichnungen, das Wesen der Kunst Dürers, seine künstlerische Entwicklung und darüber hinaus die Triebkräfte seines Kunstschaffens anschaulich darzustellen. Die Erläuterungen im Anhang bringen alles Wissenswerte über Art, Aufbewahrung und Einzelbedeutung der Blätter. Diese selber aber sind von einer ergreifenden Beredsamkeit und erschütternden Schönheit. Immer wieder ist es beglückend, das sieghafte Ringen dieses Meisters um die Kunst zu sehen. Ihm gelang das Höchste und Erhabenste, weil er mit der gleichen Inbrunst auch die kleinsten und unscheinbarsten Dinge der Erde umfaßte. Des deutschen Volkes Herzen und Sinne sind jetzt wieder geöffnet für deutsche Kunst. Möge darum dieses Buch in recht viele Häuser Eingang finden als ein unausschöpflicher Schatzbehälter bester deutscher Art. — St.

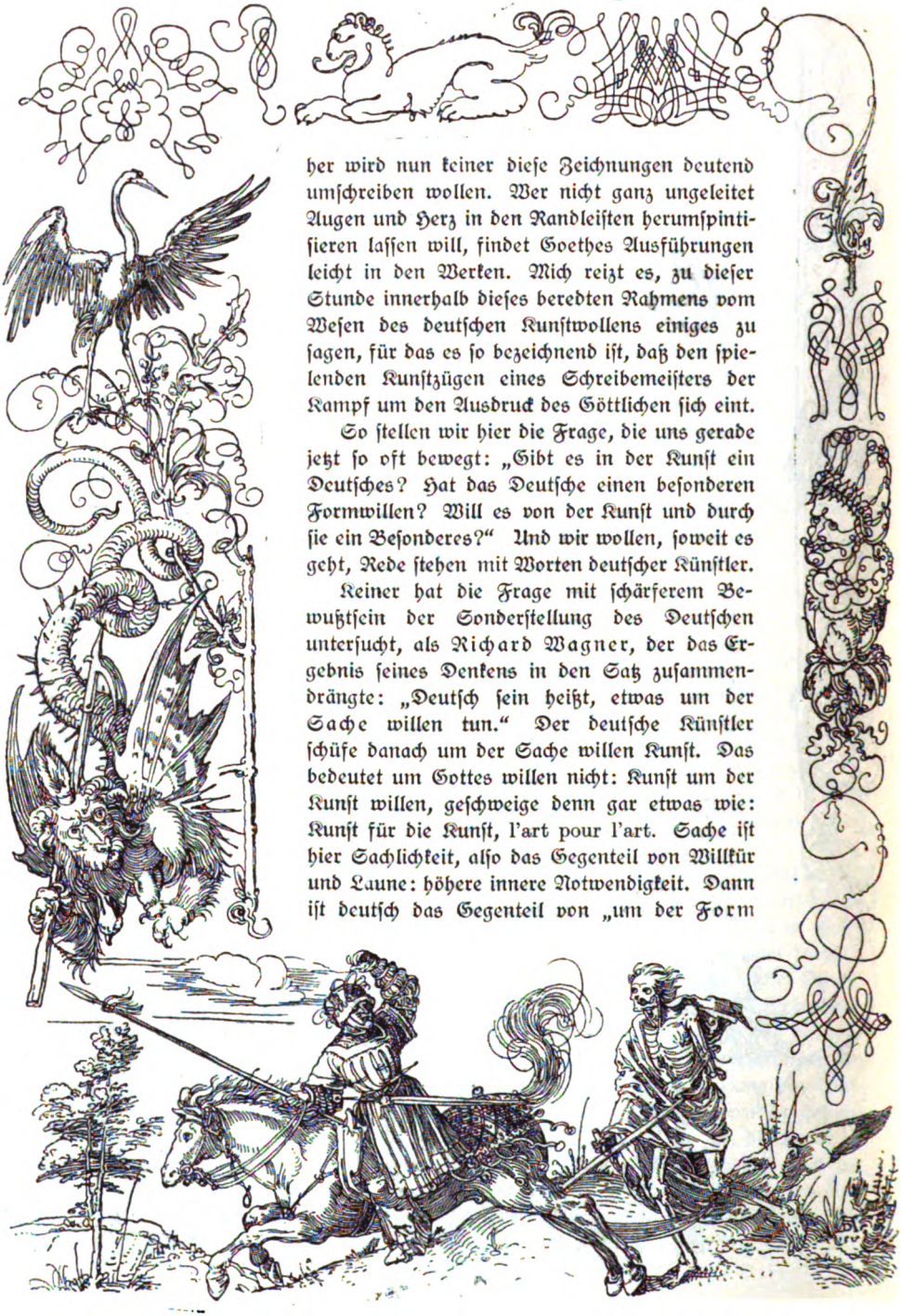
Digitized by Google

Kampf und Spiel um die Kunst

Genau vor vierhundert Jahren (1515) hat Albrecht Dürer die breiten Ränder eines vom Kaiser Maximilian wahrscheinlich verfaßten, jedenfalls für ihn gedruckten Gebetbuches mit Zeichnungen geziert. Als vor reichlich hundert Jahren Goethe die ersten lithographierten Neudrucke dieser Zeichnungen zu sehen bekam, fühlte er sich glücklich in dem seltenen Fall, „von ganzem Herzen und mit vollen Backen loben“ zu können. Das hat er dann im Märzheft 1808 der „Jenaischen Literaturzeitung“ unter dem Titel „Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen“ getan, und man fühlt auch der Besprechung noch die Freude an, in der Goethe an den Freund Jacobi über die Blätter schrieb: „Man hätte mir soviel Dukaten schenken können, als nötig sind, die Platten zuzudecken, und das Gold hätte mir nicht soviel Vergnügen gemacht, als diese Werke.“

Zur Gemütsergötzung seiner Leser zeigt dieses Weihnachtsheft des Türmers eine Anzahl dieser Randleisten, in denen Dürer nach Goethes Urteil „die ganze Welt der Kunst vor uns vorübergehen läßt, von Figuren der Gottheit bis zu den Kunstzügen des Schreibemeisters“. Hinter Goethe

Digitized by Google



her wird nun keiner dieſe Zeichnungen deutend umſchreiben wollen. Wer nicht ganz ungeleitet Augen und Herz in den Randleiſten herumſpintiſieren laſſen will, findet Goethes Ausführungen leicht in den Werken. Mich reizt es, zu dieſer Stunde innerhalb dieſes beredten Rahmens vom Weſen des deutſchen Kunſtwollens einiges zu ſagen, für das es ſo bezeichnend iſt, daß den ſpielenden Kunſtzügen eines Schreibemeiſters der Kampf um den Ausdruck des Göttlichen ſich eint.

So ſtellen wir hier die Frage, die uns gerade jetzt ſo oft bewegt: „Gibt es in der Kunſt ein Deutſches? Hat das Deutſche einen beſonderen Formwillen? Will es von der Kunſt und durch ſie ein Beſonderes?“ Und wir wollen, ſoweit es geht, Rede ſtehen mit Worten deutſcher Künſtler.

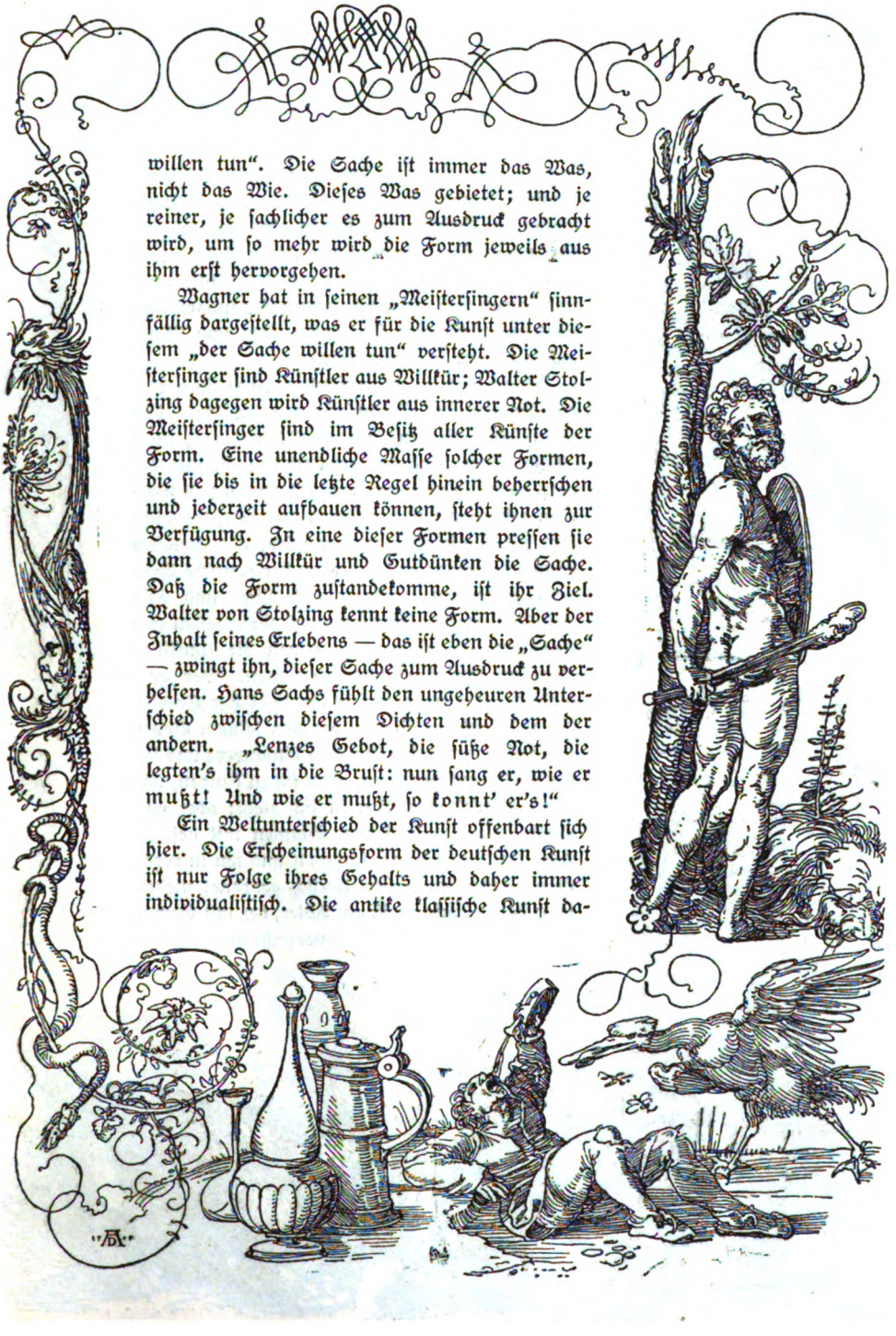
Keiner hat die Frage mit ſchärferem Bewußtſein der Sonderſtellung des Deutſchen unterſucht, als Richard Wagner, der das Ergebnis ſeines Denkens in den Satz zuſammendrängte: „Deutſch ſein heißt, etwas um der Sache willen tun.“ Der deutſche Künſtler ſchüfe danach um der Sache willen Kunſt. Das bedeutet um Gottes willen nicht: Kunſt um der Kunſt willen, geſchweige denn gar etwas wie: Kunſt für die Kunſt, l'art pour l'art. Sache iſt hier Sachlichkeit, alſo das Gegenteil von Willkür und Laune: höhere innere Notwendigkeit. Dann iſt deutſch das Gegenteil von „um der Form

Digitized by Google

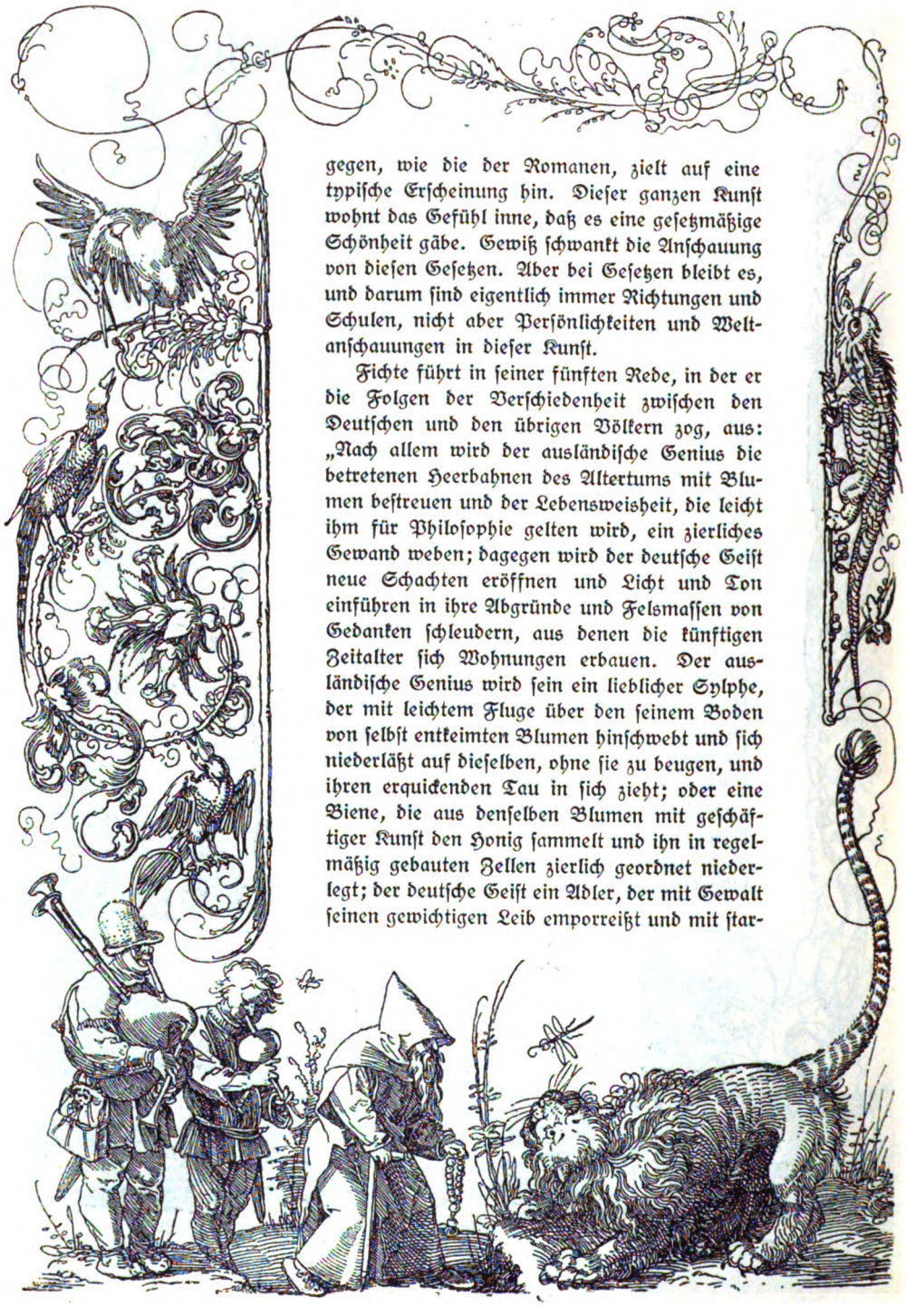
willen tun“. Die Sache iſt immer das Was, nicht das Wie. Dieſes Was gebietet; und je reiner, je ſachlicher es zum Ausdruck gebracht wird, um ſo mehr wird die Form jeweils aus ihm erſt hervorgehen.

Wagner hat in ſeinen „Meiſterſingern“ ſinnfällig dargeſtellt, was er für die Kunſt unter dieſem „der Sache willen tun“ verſteht. Die Meiſterſinger ſind Künſtler aus Willkür; Walter Stolzing dagegen wird Künſtler aus innerer Not. Die Meiſterſinger ſind im Beſitz aller Künſte der Form. Eine unendliche Maſſe ſolcher Formen, die ſie bis in die letzte Regel hinein beherrſchen und jederzeit aufbauen können, ſteht ihnen zur Verfügung. In eine dieſer Formen preſſen ſie dann nach Willkür und Gutdünken die Sache. Daß die Form zuſtandekomme, iſt ihr Ziel. Walter von Stolzing kennt keine Form. Aber der Inhalt ſeines Erlebens — das iſt eben die „Sache“ — zwingt ihn, dieſer Sache zum Ausdruck zu verhelfen. Hans Sachs fühlt den ungeheuren Unterſchied zwiſchen dieſem Dichten und dem der andern. „Lenzes Gebot, die ſüße Not, die legten's ihm in die Bruſt: nun ſang er, wie er mußt! Und wie er mußt, ſo konnt' er's!“

Ein Weltunterſchied der Kunſt offenbart ſich hier. Die Erſcheinungsform der deutſchen Kunſt iſt nur Folge ihres Gehalts und daher immer individualiſtiſch. Die antike klaſſiſche Kunſt da-



Digitized by Google



gegen, wie die der Romanen, zielt auf eine typiſche Erſcheinung hin. Dieſer ganzen Kunſt wohnt das Gefühl inne, daß es eine geſetzmäßige Schönheit gäbe. Gewiß ſchwankt die Anſchauung von dieſen Geſetzen. Aber bei Geſetzen bleibt es, und darum ſind eigentlich immer Richtungen und Schulen, nicht aber Perſönlichkeiten und Weltanſchauungen in dieſer Kunſt.

Fichte führt in ſeiner fünften Rede, in der er die Folgen der Verſchiedenheit zwiſchen den Deutſchen und den übrigen Völkern zog, aus: „Nach allem wird der ausländiſche Genius die betretenen Heerbahnen des Altertums mit Blumen beſtreuen und der Lebensweisheit, die leicht ihm für Philoſophie gelten wird, ein zierliches Gewand weben; dagegen wird der deutſche Geiſt neue Schachten eröffnen und Licht und Ton einführen in ihre Abgründe und Felsmaſſen von Gedanken ſchleudern, aus denen die künftigen Zeitalter ſich Wohnungen erbauen. Der ausländiſche Genius wird ſein ein lieblicher Sylphe, der mit leichtem Fluge über den ſeinem Boden von ſelbſt entkeimten Blumen hinſchwebt und ſich niederläßt auf dieſelben, ohne ſie zu beugen, und ihren erquickenden Tau in ſich zieht; oder eine Biene, die aus denſelben Blumen mit geſchäftiger Kunſt den Honig ſammelt und ihn in regelmäßig gebauten Zellen zierlich geordnet niederlegt; der deutſche Geiſt ein Adler, der mit Gewalt ſeinen gewichtigen Leib emporreißt und mit ſtar-

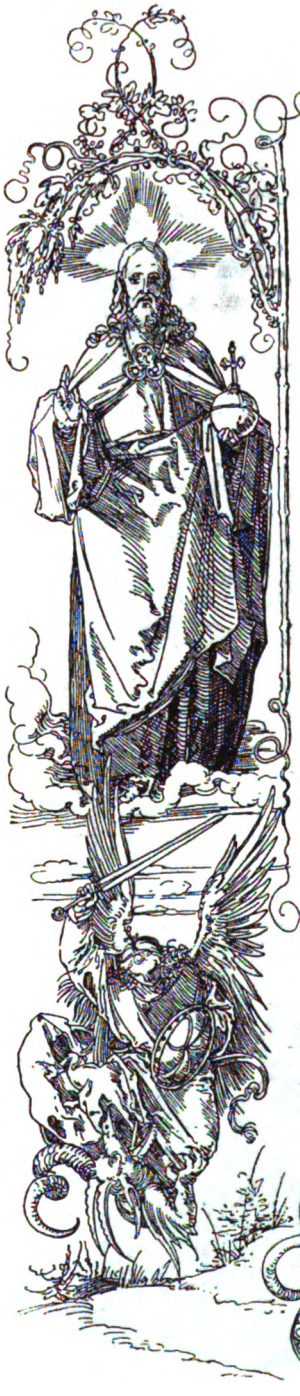
Digitized by Google

lem und vielgeübtem Flügel viel Luft unter ſich bringt, um ſich näherzuheben der Sonne, deren Anſchauung ihn entzückt.“

Scharf iſt hier der Unterſchied des genialen Kunſtwollens bei den verſchiedenen Völkern gefaßt. Dort ein Streben nach Lieblichkeit, ein Sich-beſchränken auf das dem Boden Entkeimte und ein ſchönes geſetzmäßiges Bauen mit den beſten Säften, die den Blumen bienengleich entnommen ſind. Der deutſche Genius dagegen ſtrebt von der Erde weg, reißt ſich empor zur unerreichbaren Sonne. Was er auf dieſe Weiſe vollbringt, kann natürlich nicht innerhalb der bereits vorhandenen Geſetze liegen, kann nicht dem Geſchmack unterliegen. Wie denn auch Schiller geradezu einen Gegenſatz zwiſchen Geſchmack und Genie ſah. „Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen? Jener fürchtet die Kraft, dieſes verachtet den Zaum.“

Haften an der Erde und Sonnenflug. Sollte uns das erſte ganz fremd ſein? Jean Paul, der Tiefſinnige, führt uns hier weiter: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher, nicht glücklich, zu werden, auskundſchaften. Der erſte Weg, der in die Höhe geht, iſt: ſo weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen nur wie ein eingeſchrumpftes

Digitized by Google

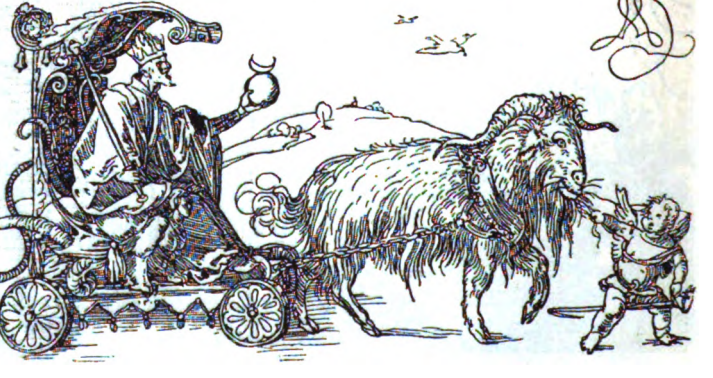


Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da ſich ſo einheimiſch in eine Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſt herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. Der dritte endlich, den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln."

In den beiden erſtgenannten erkennen wir die Wege, auf denen faſt alles entſtanden iſt, was wir in der deutſchen Kunſt ſchätzen. Die zu dritt angegebene Kunſt des Wechſels haben viele deutſche Künſtler zu üben verſtanden; einzelnen iſt die Abwechſlung ſo raſch geglückt, daß ſie beinah gleichzeitig beide Wege zu gehen ſcheinen. Zwei deutſche Genies, Goethe und Mozart, erreichten in ihrer Kunſt das Allerhöchſte, nämlich beides zur Einheit zu verſchmelzen, feſtzuſtehen tief gewurzelt auf der wohlgegründeten Erde und ſich ſo aufwärtszuheben, daß der Scheitel an die Sterne rührt. Zu den beiden geſellt ſich in den Gebilden, die wir hier zeigen, Meiſter Albrecht Dürer.

Worin alſo liegt, worauf beruht, was iſt das Deutſche?

Des Deutſchen Verhältnis zur Welt iſt ein anderes, als das des Romanen, als das des antiken



Digitized by Google

Menſchen. Nur im Deutſchen lebt mit voller Stärke die Sehnſucht. Sie iſt in ihm die entſcheidende Kraft; ſie gibt ihm das Gefühl ein, daß ein Höchſtes, ein Vollkommenes in einer hohen Welt vorhanden iſt. In dieſe Welt ſich hinaufzuentwickeln, in ſie hineinzumünden iſt des Menſchen Ziel. Es iſt durchaus undeutſch, daß erſt das Ungenüge am Irdiſchen die Sehnſucht nach dem Himmel weckt. Das iſt romaniſch (auch buddhiſtiſch). An tauſend Einzelfällen läßt ſich beweiſen, daß einer alle Herrlichkeiten des irdiſchen Lebens auskoſtet und dann, wenn er dieſe als ſchal empfindet, ſich einer Abtötung des Irdiſchen hingibt, um ſich ſo den Himmel zu verdienen. Auch dieſes Verhältnis zwiſchen Diesſeits und Jenſeits hat der Romane ganz geſetzmäßig, typiſch geordnet. Der Deutſche glaubt nicht an dieſe Dualität, jedenfalls nicht an einen Gegenſatz zwiſchen der höchſten Vollkommenheit (Gott) und der Erde. Darum kann auch die Erlöſung von den Unzulänglichkeiten der Erde nicht in der Abkehr von ihr, ſondern nur in der Höherentwicklung zur Vollkommenheit hinauf liegen. Und es wird die Aufgabe des Menſchen, Erde und Himmel zur Einheit zu geſtalten: Ich bin hier mit allen Faſern meines körperlichen Seins an die Erde geheftet. Mein Geiſt, mein Genius ſehnt ſich nach jener anderen Welt. Mein Geiſt und Körper bilden eine Einheit. Es muß oder müßte gelingen, die beiden Welten zur gleichen Einheit zuſammenzubringen.

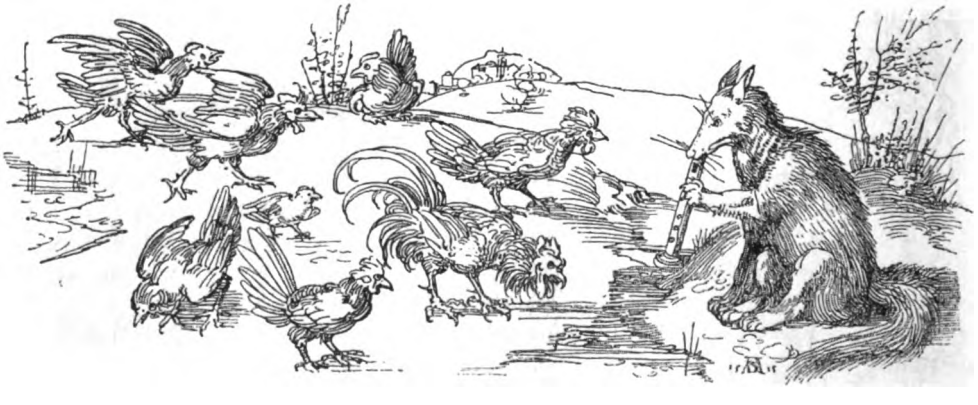
Digitized by Google

Aus dieser Einstellung ergibt sich für den deutschen Künstler ein eigentümliches Verhältnis zur sichtbaren Welt. Sie ist für ihn kein Ganzes; sie ist für ihn auch kein von vornherein Gegebenes. Er muß sich mit dieser irdischen Welt und allen ihren Erscheinungen auseinandersetzen, sie für sich selbst in der ihm allein gültigen Form erleben, um dadurch dann die Möglichkeit zum Weiterschreiten zu gewinnen. Diese irdische Welt fällt unter die Sinne. Ich kann mir sie dadurch zu eigen machen, daß ich sie in allen ihren Teilen aufs genaueste begreife. Wir haben durch die ganze deutsche Kunst dieses Streben nach höchster Genauigkeit, diese Hochachtung vor jeder Einzelerscheinung in der Natur, die dem deutschen Künstler nicht erlaubt, einen Typus jeder Erscheinung zu schaffen, sondern ihn zwingt, jeden Grashalm als ein für sich Bestehendes, nur einmal Vorhandenes anzusehen und seiner Individualität gemäß nachzuschaffen. Es ist der eine Weg, von dem Jean Paul spricht. Der andere, der des Sehnens, des Wolkenflugs, ist nur zugänglich auf den Flügeln der Phantastik.

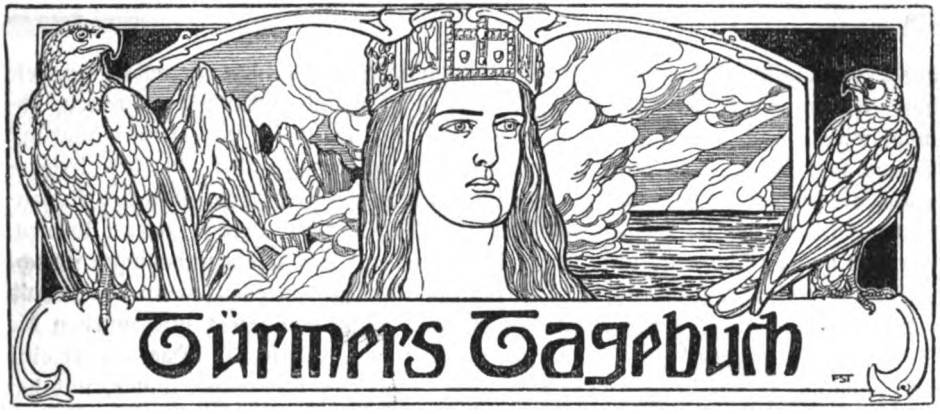
Wie aber zwinge ich dieses Außerirdische, dieses niemals von den Sinnen Erfaßte, in meine menschliche Gewalt? Dadurch, daß ich es in einer Erscheinungsform gestalte, die ich aus den Mitteln der irdischen Natur gewinne. Das ist es, was Dürer verstand, wenn er sagte: „Alle Kunst ist in der Natur. Wer sie daraus mag reißen, der hat sie.“ Dann ging er hin und gab dem Tod und dem Teufel eine ebenso bis ins letzte durchgeführte Gestalt wie dem Ritter, oder auch einem Hasen und abgerissenen Krähenflügel.

So auch gelangt die spielende Schreiberhand vom Schnörkelwerk der Linien über allerlei Getier und sonderbares Menschenvolk hinauf zu den heiligen Gestalten bis zur Anschauung des erhabenen Antlitzes der Gottheit. Und wie alles in Gott mündet, ist das Göttliche in allem: Das ist deutsche Kunst.

Karl Storck



Digitized by Google



Der Krieg

Wenn englische Minister die unerschütterliche Entschlossenheit Englands, den Krieg „bis zum Ende“ zu führen, in öffentlichen Tagungen oder Versammlungen der aufhorchenden Welt verkünden, so dürfen die Vertrauensseligen bei uns, die allerorten schon die Friedenspalmen säuseln hören, solchen Erklärungen mit einigem Rechte entgegenhalten: „das ist eben das Handwerk jener Männer, die amtlich abgestempelte Meinung. Sie können von ihren Amtssesseln aus gar nicht anders. Damit ist aber noch lange nicht bewiesen, daß sie im Grunde ihres Herzens nicht anders denken, daß sie nicht je eher um so lieber zu einem annehmbaren Frieden die Hand bieten würden.“

Wie nun aber, wenn es anerkannte Friedensfreunde sind, die für den unerschütterten Kriegswillen ihres Volkes zeugen? Männer, die eben um ihrer Friedensgesinnung willen von ihren eigenen Volksgenossen verlästert und angefeindet werden? Wenn es z. B. ein Mann wie der Sozialdemokrat Ramsay Macdonald ist, der ja in unserer öffentlichen Meinung fast die Rolle einer weißen Gralstaube unter schwarzem Nachtgevögel spielt; der durch die Tat das Tischtuch zwischen sich und den Kriegstreibern zerschnitten hat —? Es ist aber kein anderer als eben dieser Ramsay Macdonald, der — dieser Tage erst — einem schwedischen Ausfrager als den festen Willen des englischen Volkes erklärt hat: „Jetzt ist der Krieg da, und das englische Volk ist entschlossen, nicht nachzugeben, sondern bis zu Ende zu kämpfen“. Und er selbst — der sozialdemokratische Friedensfreund — hat „nicht dagegen opponiert, daß England jetzt seine militärischen Kräfte soweit wie möglich ausnützt“.

Es ist das große Mißverständnis unserer Friedensgläubigen, daß sie aus der tatsächlichen Erbitterung weitester Kreise in den uns feindlichen Ländern über ihre Verstrickung in den Krieg auf eine Bereitschaft dieser Kreise zu einem nur irgend erträglichen, wenn nur baldigen Frieden schließen. Ein durch nichts als den eigenen frommen Wunsch begründeter Schluß, eine Verwechslung zwischen den Empfindungen, mit denen man sich einer Handlung unterzieht, und der Entschlossenheit zu dieser Handlung selbst. Bürdet nicht uns allen

Digitized by Google

das Leben täglich Pflichten auf, deren Notwendigkeit uns keinen Augenblick zweifelhaft erscheint, zu deren Erfüllung wir ohne Zögern und Schwanken schreiten, obwohl wir es doch mit Freuden begrüßen würden, wenn sie uns erspart blieben? Genau so betrachten es auch diejenigen unter unseren Feinden, die den Kriegsbrand als solchen auf das schärfste verurteilen und mit verbissener Wut des Augenblickes harren, wo sie die Brandstifter zur Rechenschaft werden ziehen können, zurzeit ihre entschlossene und tätige Teilnahme am Kriege als unbedingte Pflicht und Notwendigkeit. Und nur in diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Macdonald erklärte, die Engländer verurteilten mehr und mehr den Krieg und würden die Schuldigen „nachher" zur Verantwortung ziehen. „Nachher!" Das ist aber eine rein häusliche Sorge der Engländer, dazu noch eine Sorge für später, und hat für die Bewertung der gegenwärtigen Stimmung, wie auch für die Beurteilung der ganzen Lage nicht den allergeringsten Wert. Es gehört schon ein mehr als kindliches, anspruchsloses Gemüt dazu, Kundgebungen dieser Art mit großer Genugtuung zu verzeichnen und daraus Honig für sich zu saugen. „Jetzt ist der Krieg da, und das englische (und — bis auf weiteres: das französische, russische, italienische) Volk ist entschlossen, nicht nachzugeben, sondern bis zu Ende zu kämpfen." Das allein ist und damit allein haben wir zu rechnen. Alles andere ist Selbsttäuschung, und zwar nicht immer ungewollte, als solche einzuschätzen und mit allen nur zulässigen Mitteln auf das schärfste zu bekämpfen. Es wird keinen zurechnungsfähigen Deutschen geben, der nicht eine uns dargebotene gangbare Brücke zu einem gesicherten Frieden betreten würde. Zu einer solchen Brücke gehört aber wohl zu allererst, daß sie uns überhaupt gebaut würde, daß sie vorhanden ist. Unsere wahnbetörten Friedensverkündiger wollen uns aber auf „Brücken" verleiten, die sie sich selbst auf die freien Voraussetzungen ihrer frommen Wünsche in die Luft hinein bauen, und ihnen folgen, hieße nichts anderes, als Irrlichtern nachjagen und in den Abgrund stürzen.

Zugegeben, daß von den angeblich massenhaft von deutscher Seite in die Welt gesetzten Friedensanregungen das meiste in den bekannt leistungsfähigen Lügenfabriken unserer Feinde erzeugt wird, so hätte dieser Betrieb doch nicht einen solchen Umfang annehmen können, würde er kaum lohnend befunden werden, wenn ihm nicht von unserer Seite bewußt oder unbewußt Vorschub geleistet worden wäre und — sei es durch Handlung, sei es durch Unterlassung — weiter geleistet würde.

„‚Rußkoje Slowo', ‚Giornale d'Italia', ‚Zürcher Post', ‚Nieuwe Rotterdamsche Courant', wo wir hinblicken, Artikel über deutsche Friedenssehnsucht und Friedensversuche", stellt Otto Hoetzsch in der „Kreuzztg." fest. „Am hübschesten war der von Professor Ashley, dem bekannten wissenschaftlichen Bannerträger Chamberlains, in der ‚Quarterly Review' (Oktober). Denn nach seiner Ansicht muß Deutschland eigentlich bereits verhungert sein, und er betrachtet uns wie ein Arzt, der einem Kranken den sicheren Tod vorausgesagt hat, während der Kranke noch fröhlich weiterlebt. Ernsthafter als dies waren die Friedensäußerungen Lord Loreburns und Lord Courtnays in der Oberhaussitzung vom 8. November, die in unserer Presse ausführlich erörtert worden sind. Wir legen ihnen nicht

Digitized by Google

einmal symptomatische Bedeutung bei. Die Freiheit der Rede, die in England eingeräumt wird, gestattet auch in kritischen Zeiten jedermann, zu sagen, was er will, und man hört ihm zu, besonders, wenn es sich um so hochangesehene, im politischen Dienst ergraute Herren handelt, wie die beiden Lords. Aber ihre Stimmen haben noch nicht einmal im entferntesten die Stärke etwa der Proburenbewegung im Jahre 1901, und diese hat damals an der Entschlossenheit der englischen Nation, den Krieg durchzuhalten, nicht das mindeste geändert. So ist es auch diesmal. Die Erklärung Asquiths in der diesjährigen Guildhallrede entspricht tausendmal mehr der ganzen Stimmung und Entschlossenheit des englischen Volkes, als diese beiden vereinzelten Stimmen. Für uns sind ihre Äußerungen schon deshalb nicht diskutabel, weil die Bedingungen, zu denen die beiden Lords Friedensverhandlungen anregten (Befreiung Belgiens und Nordfrankreichs, Ablehnung einer Kriegsentschädigung, Freiheit der Meere) den Sieg Englands und die Niederlage Deutschlands voraussetzen. Zu diesen Bedingungen sind aber auch Sir Edward Grey und Lloyd George jederzeit bereit, mit Deutschland Frieden zu machen, und interessant ist daran nur, daß auch die beiden Lords im Oberhause in diesen Erwägungen Rußland ohne ein Wort preisgaben.

Wir warnen wiederum, derartige Stimmen und sonstige scharfe kritische Äußerungen in England zu überschätzen. Auch in der größten Krisis bleibt dort die Rücksicht auf die Wahlen und den Parteikampf wirksam, und man scheut, um bestimmte politische Ziele zu erreichen, nicht vor der Verwendung schwarzer Farbe und grober Ausdrücke zurück, die man im Lande selbst ganz richtig versteht, im Auslande aber leicht überschätzt. Und wir wollen auch nicht leugnen, daß in der Offenheit, mit der solche Dinge in so kritischen Zeiten in England durchgefochten werden, ein Zeichen von Kraft liegt. Aus dem Spiegelbilde der deutschen Presse aber, das dafür in England verwendet wird, sollten wir unsere Lehren ziehen, und zwar nicht nur in der Haltung der Presse selbst, sondern auch in ihrer Behandlung durch die Regierung. Verfolgen wir, wie sich unsere Presseäußerungen in den englischen Blättern spiegeln, so sehen wir, daß Erörterungen über unsere politischen Kriegsziele viel weniger schädlich sind, als die langen Auseinandersetzungen über die Teuerung und die Preise. Es wird als eine Schwäche ausgelegt, wenn wir uns über die Nahrungsmittelversorgung und alles damit Zusammenhängende so auseinandersetzen, wie es vielfach geschieht . . . Und das erzwungene Schweigen über das, was wir politisch aus dem Kriege für uns wollen, wird um so eher als Schwäche aufgefaßt, weil dem Auslande über die hinter den Kulissen sich vollziehenden Auseinandersetzungen genügend Kunde zukommt. Auf diese Weise entsteht in der ausländischen Presse ein Bild von unserer Stimmung und unserer Lage, an dem nicht nur die Lügenhaftigkeit unserer Feinde schuld ist, und das dem wirklichen Grade unserer Stärke und inneren Geschlossenheit nicht entspricht. Gerade unter diese Gesichtspunkte müssen diese Pressefragen heute gerückt werden. Die Versorgung der feindlichen Presse ergibt den Schluß für uns, daß der gegenwärtige Zustand bei uns nicht mehr

Digitized by Google

lange zu halten sein wird; im besonderen die Friedensartikel der feindlichen und neutralen Auslandspresse legen diesen Schluß nahe."

Auch eine Londoner Zuschrift der „Tribuna" (vom 13. November) behauptet, wir seien in unseren Ansprüchen immer bescheidener geworden. Wäre „der gegenwärtige Zustand" nicht, dann würden sich unsere Gegner kaum so ungetrübter Freude über unsere rührende Bescheidenheit hingeben, denn dann hätten wir Mittel an der Hand, sie davon zu überzeugen, daß die Grenzen unserer Bescheidenheit — engere sind als die Grenzen, die wir bei unserem Frieden gezogen wissen wollen. Ein englisches Blatt schrieb: Deutschland stände zwar zurzeit auf der Höhe seiner militärischen Erfolge, aber die Stimmen, die aus dem Inneren Deutschlands kommen, gäben ein anderes Bild, nämlich das der Friedenssehnsucht und des steigenden Unvermögens, den Krieg lange weiterzuführen. Hieran ist nur das eine richtig, daß freilich solche Stimmen — leider! — „aus Deutschland" kommen mögen, sie würden aber nicht den unseren Feinden so erfreulichen und überhaupt keinen Eindruck machen können, wenn nicht die Stimmen, die in die Volksstimme münden, schweigen müßten, oder doch nur so gedämpft ertönen dürften, daß ihr Schall überhört werden kann. So aber muß in der Tat mehr oder weniger der Eindruck entstehen, daß jene — an sich so bedeutungslosen — Stimmen der „Friedenssehnsucht und des steigenden Unvermögens" (!) die Stimme „Deutschlands" seien. Welchen Ansporn zur Fortführung des Kriegs „bis zum Ende" solche Unterschätzung unserer geistigen und materiellen Kraftquellen für unsere Feinde bedeutet, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Es braucht auch, wie Graf Reventlow in der „Deut. Tageszig." ausführt, nicht gesagt zu werden, welche innerpolitischen und innerwirtschaftlichen Auseinandersetzungen in Deutschland und außerdem auswärtig politische Kundgebungen und Äußerungen gelehrter Männer diesen Glauben in Frankreich und England erweckt haben. „Wir halten uns an die Tatsache, daß der Eindruck hervorgerufen worden ist und wird, und wer es nicht glaubt, der möge einige Wochen lang französische und englische Zeitungen lesen. Dann wird er sehen, wie jede Äußerung, jeder Meinungsstreit in den Zeitungen, der irgendwie ausnutzbar erscheint, sorgfältig ausgenutzt wird. Wir alle wissen, daß weder eine Not irgendwelcher Art in Deutschland besteht, noch ‚an die Türen klopft'. Ebenso gut wissen wir alle, daß eine Kriegsmüdigkeit, welche die physische und sittliche Kraft zum Kriegführen, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, auch nur im mindesten lähmte, nicht besteht. Aus Vergnügen am Kriege kämpft heute niemand, aber wir möchten glauben, daß jeder Deutsche von der Selbstverständlichkeit der Wahrheit durchdrungen sei, daß das Schwert nicht in die Scheide gesteckt werden darf, ehe nicht die Erfolge errungen sind, welche dem deutschen Volke gestatten, nicht nur nach Osten, sondern auch nach Westen jene Sicherheiten zu schaffen, welche der kaiserliche Erlaß vom 1. August als selbstverständliche Notwendigkeit ansah. Sicherheiten in diesem Sinne aber können lediglich durch eigene Kraft errungen werden und durch die tatsächlichen Erfolge, welche die eigene Kraft vor sich gebracht hat. Faule Kompromisse und wertloses Vertragspapier können keine

Digitized by Google

Sicherheiten schaffen. Darüber, so möchten wir annehmen, ist sich die weitüberwiegende Menge des deutschen Volkes vollkommen klar. Sie will auch nicht nur ‚durchhalten'. Dieses unglückliche Wort hat zu vielen Mißverständnissen über die deutsche Stimmung im Auslande Anlaß gegeben, denn man legt in das ‚Durchhalten' den Sinn des rein passiven Duldens hinein, wie wenn es sich darum handele, geduckt, geduldig und entsagend ein Unwetter über sich ergehen zu lassen ... Das deutsche Volk will nicht nur durchhalten, sondern es will vorwärts im Sinne des lateinischen Spruches: ‚Du weiche nicht den Gefahren, sondern gehe um so kühner gegen sie an.' (‚Tu ne cede malis, sed contra audentior ito.')

Darin liegt das Moment der Bewegung ausgedrückt, welches nötig ist, um die Stimmung des deutschen Volkes zu bezeichnen. Das deutsche Volk will vorwärts, es denkt nicht dran, sich durch Opfer oder — im Rahmen des Ganzen höchst geringfügige — Entbehrungen zu einem Stehenbleiben auf halbem — oder neun Zehntel — Wege bringen zu lassen. — Man könnte uns entgegenhalten, das sei selbstverständlich und deshalb brauche derartiges nicht immer wieder gesagt zu werden. Diese Überlegung ist unrichtig, wie schon die Presse unserer Feinde und auch neutraler Staaten an sich schon beweist. Zu den Mitteln der Kriegführung gehört auch, daß der Geist, der Wille zum Sieg, vor allem auch der Wille zur vollständigen Ausnutzung des Sieges öffentlich und dauernd zum Ausdrucke gebracht werde ... Im Daseinskriege ist es Pflicht, auch diese Waffe zu verwenden, wie es die Pflicht ist, alle verfügbaren Waffen und Kriegsmittel unter höchster dauernder Kraftanspannung zu verwenden. Es genügt nicht, sich über die Siege unserer Streitkräfte zu freuen und sich diese oder jene Perspektive auszumalen. Je länger der Krieg dauert, desto mehr muß die Zuversicht, die uns beseelt, die Gewißheit des Erfolges, der rücksichtslose Wille, ihn auszunutzen, allgemein laut und dauernd zum Ausdruck kommen ...

Das Bewußtsein und die Überzeugung, zum vollen Erfolge gelangen zu können, es aber nicht zu tun, weil man sich an dem Bewußtsein genug sein ließe und Beendigung des Krieges wünschte, wäre der größte und verhängnisvollste Fehler, der gemacht werden könnte. In Deutschland aber eine derartige Suggestion zu erzeugen, sehen wir das feindliche Ausland gerade jetzt eifrig, geschickt und konsequent am Werke. Man will in Großbritannien und Frankreich mit den Erzählungen von deutscher Schwäche, Erschöpfung und Entmutigung nicht nur die eigenen Landsleute zuversichtlich, kampflustig und ausdauernd machen, sondern man will im umgekehrten Sinne auf Deutschland wirken. Wie jemand einer Persönlichkeit, die er neurasthenisch glaubt, einzureden versucht, daß sie irgendein Leiden habe, das sie tatsächlich nicht hat, so wollen unsere Feinde dasselbe mit dem deutschen Volke machen, indem sie, wie von einer selbstverständlichen Tatsache sprechend, behaupten, das deutsche Volk sei erschöpft, litte entsetzlich, hätte keine Menschen, keine Nahrungsmittel und keine Rohstoffe mehr usw. Dieses Gerede steht im engsten Zusammenhange mit Andeutungen über einen künftigen Frieden, wie sie im englischen Parlamente und in der eng-

Digitized by Google

lischen Presse seit einiger Zeit gemacht werden; also auf der einen Seite: wir sehen, daß ihr nicht mehr könnt! — auf der anderen Seite: wenn ihr recht bescheiden seid, wäre ein ‚ehrenvoller' Friede wohl möglich. Die englische Presse sekundiert mit gewohnter Geschicklichkeit; so findet sich unter vielen anderen im ‚Daily Chronicle' vom 23. Oktober ein langer Aufsatz von Herrn Sidney Low: ‚Der Balkan und der deutsche Friedensschluß.' Der früher bei uns als ‚deutschfreundlich' höchst beliebte Verfasser legt in leichtverschleierter, teils ironischer Weise den Deutschen dar, wie ihr Friede aussehen müsse. Weil in den übrigens sehr interessanten Abhandlungen fortwährend von Kriegszielen die Rede ist, können wir hier nicht darauf eingehen, behalten uns höchstens einzelne Punkte vor. Ähnliche Ausführungen sind überaus zahlreich in der englischen Presse. Daraus und aus manchen anderen Anzeichen ist einwandfrei zu entnehmen, daß in Großbritannien sehr viele, hauptsächlich die Finanzkreise, vom Kriege genug habe und jetzt alles daran setzen, unter den üblichen und bewährten Masken britischer Überlegenheit Deutschland zu einem faulen Frieden zu veranlassen, es zu übertölpeln und durch Suggestion zu benebeln: man solle doch schnell diesen Krieg beenden, denn Deutschland könne ihn nicht mehr aushalten.

Wir in Deutschland wissen das Gegenteil. Wir wissen, daß die Kriegslage für Deutschland und seine Bundesgenossen nicht nur augenblicklich günstiger ist denn je, sondern wir wissen ebensogut, daß diese jetzige Kriegslage eine feste und klare Grundlage für eine weitere sehr günstige Entwickelung des Krieges bildet. Lenkt man den Blick nach dem Osten und nach dem Westen, so zeigt sich, daß auch hinsichtlich des Menschenmaterials, der Freiheit seiner Verwendung die Verhältnisse günstiger stehen als je zuvor, und daß sie auch so bleiben werden. Gewiß, auch Deutschland hat seine Verluste, aber die französischen Verluste sind bei geringeren Gesamtkräften viel größer als bei uns. In Frankreich, wo immer von den deutschen Verlusten geredet wird, kann man sicher sein, daß das deutsche Volk sehr genau über seine eigene Kraft unterrichtet ist und weit entfernt, sich durch kindliche Bluffs solcher Art blenden zu lassen. Und was die übrigen Verhältnisse anbetrifft, so hat jeder unserer größten Gegner, Frankreich, Rußland wie Großbritannien, wirtschaftlich, finanziell, sozial usw. viel mehr eingebüßt und gelitten als wir. Wenn sie, teils leidlich, teils gut, das Gesicht zu wahren verstanden haben, so ist das anerkennenswert, kann uns aber nicht täuschen. Und wenn es heißt: sechzehn Monate habe Deutschland den Krieg ja aushalten können, nun ginge es tatsächlich nicht mehr, der Zusammenbruch stehe bevor, so ist das Gegenteil richtig. Gerade die vergangenen sechzehn Monate, wo unter schwierigen Verhältnissen erfolgreich gekämpft und gelebt werden konnte, zeigen jedem, der die Verhältnisse vorurteilslos durchdenkt, daß diese sechzehn Monate eine unbedingt sichere, erprobte Gewähr für die Kraft des Deutschen Reiches und Volkes geben, auf voller, ja steigender Höhe der Leistungsfähigkeit den Krieg so lange zu führen, bis unsere Feinde nicht mehr können. In diesem Sinne denken wir an das Wort von Hindenburg: ‚Hoffentlich dauert der Krieg so lange, bis alles sich unserem

Digitized by Google

Willen fügt,' und daß wir eben siegen müssen, weil wir siegen werden (wenn wir wollen).

Es kommt nicht in erster Linie darauf an, den Krieg schnell zu beendigen, sondern darauf, daß wir eine Lage schaffen, die uns in den Stand setzt, bei Friedensschluß die deutsche Zukunft tatsächlich (nicht durch Papier) zu sichern. Hinter die ungeheure, gar nicht zu überbietende Bedeutung dieser pflichtmäßigen Aufgabe jedes Deutschen und dieser Forderung an das deutsche Volk und seine Leiter, treten alle anderen Rücksichten weit zurück, — gar nicht zu reden von Sorgen und Wünschen der internationalen Finanzwelt, so begreiflich solche an sich vielleicht sein mögen.

Es kommt ebensowenig auf einen ‚ehrenvollen' Frieden an, sondern auf einen fruchtbaren und für die deutsche Zukunft arbeitenden Friedensschluß. Von ‚ehrenvollem Frieden' pflegt einem Besiegten gegenüber gesprochen zu werden, jeder fruchtbare Friede ist eo ipso ehrenvoll... Zu den möglichen Bedrohungen der deutschen Zukunft müssen die Sicherheiten im Verhältnisse stehen. Das deutsche Volk muß sich klar vor Augen halten, daß dieser Krieg ein Ziel hat, welches erreicht werden muß. Es scheint, daß dieses hier und da bisweilen in Vergessenheit gerate."

Mit allem Nachdruck möchte ich den Hinweis des Verfassers auf die geistigen Gasbomben Englands, auf die Versuche unterstreichen, mit denen unsere Feinde uns durch die Suggestion benebeln und vergiften wollen, wir seien bald am Ende unserer Kräfte, litten Not an allem möglichen, unser Mannschaftsersatz werde auch bald ausgeschöpft sein, wir könnten also nichts Besseres tun, als schnell, schnell Frieden zu schließen, solange wir ihn bei der gegenwärtigen, verhältnismäßig „noch" günstigen Kriegslage unter einigermaßen erträglichen Bedingungen erlangen könnten. Denn während unser Heeresersatz zur Neige ginge, schöpften sie, unsere Feinde, noch aus dem Vollen und seien gerade am Werk, neue Millionen- und Millionenheere auf die Beine zu stellen und auszurüsten — für das „nächste Frühjahr", — genau wie im vergangenen Jahre. Kitchener hat schon wieder — für das „nächste Frühjahr" — ein Heer von zwei Millionen Engländern an der Hand, es können aber auch vier Millionen sein. Nebenher wird er sechs Millionen Russen — im „nächsten Frühjahr" — vollständig neu einkleiden und ausrüsten. Nun nehme man das aber beileibe nicht nur von der komischen Seite. Es liegt System darin, ist „alte Schule" Jahrhunderte hindurch geübter Völkerbetörung und -betäubung. Unsere einfacher gefügten Leute bekommen diese Kost ja nicht in der Weise aufgetragen, wie sie hier vorgesetzt wird, sondern vielfach, wenn nicht meist, in der tragisch sachlich gehaltenen Aufmachung ihrer Erzeuger und Köche, und zwar ohne jede abschwächende Erläuterung. Und — wir wollen es uns nicht verhehlen —: sie bleibt nicht immer ohne Eindruck. Kürzlich war ich selbst Zuhörer folgenden Gesprächs. Irgendwer erwähnt die letzte englische Schlappe in Mesopotamien. Mit ernster Betonung wird ihm bemerkt: „England fängt den Krieg erst jetzt an." „Ja," fällt ein Zweiter ein, „Kitchener stellt im nächsten Jahr ein neues Heer von vier Millionen Engländern auf." — „Und

Digitized by Google

rüstet noch sechs Millionen Russen aus" — ein Dritter. Es war keine Verzagtheit oder was man so nennen könnte bei diesen Äußerungen; ein wenig Zweifel vielleicht, aber der Unterton doch recht ernst, als lägen diese Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten durchaus nicht fern. Alle drei waren „bessere" Leute.

Warum aber gerade unsere Pressebureaus und Zeitungen es so eilig mit der kostenlosen Verbreitung dieser — zu unserer und der Neutralen Benebelung — in die Welt gesetzten Verlautbarungen haben, daß sie sich nicht einmal die Zeit nehmen, auch nur ein Wort der Erläuterung, eine kennzeichnende Anmerkung hinzuzufügen, darüber habe ich schon öfter vergeblich nachgegrübelt. Ohne jeden Zusatz machen diese Veröffentlichungen auf den schlichten Mann den Eindruck, als habe die Leitung des Blattes dafür eben nur ein ehrerbietiges, jedenfalls bedeutsames Schweigen.

Zur Stunde wird der Reuterbericht über eine Unterredung des Finanzministers Mc Kenna mit einem Mitarbeiter der „New York Tribune" in deutschen Blättern verbreitet. Wieder ohne jede Anmerkung. Unser Volk erfährt daraus: „Lange bevor das englische Geld ausgeht, wird der Truppenersatz der Deutschen ein Ende gefunden haben. Um ihre Verluste zu decken, müssen die Deutschen jetzt bereits die letzten Jahrgänge der männlichen Bevölkerung heranziehen", und Ähnliches. Das ist wieder nur ein Beispiel, aber diese „Beispiele" bilden die Regel, und — der Tropfen höhlt den Stein. Es heißt gewiß nicht unserem Volke Unehre antun — im Gegenteil! —, wenn wir mit der Tatsache rechnen, daß es im Kampfe gegen die Waffen der Lüge und Heuchelei, listiger Täuschung und Betäubung nicht eben Meister, ja vielfach sogar recht hilflos ist. Hinzu tritt die ererbte Ehrfurcht vor allem, was „amtlichen" Stempel trägt oder von „Autoritäten" und Würdenträgern ausgeht, eine gläubige Ehrfurcht, die unbewußt von den eigenen „Klassierten" auf die der anderen Völker überträgt. Allein schon der Machtbereich der ganz allgemein wirkenden Suggestion, der andauernd wiederholten geistigen Einflüsterung läßt sich in seiner Ausdehnung kaum überschätzen. Wir sind aber nicht in der Lage, uns auch nur den Luxus irgendwelcher schädlicher Ablenkungen und Abschwächungen unserer Kräfte gestatten zu dürfen. Bei dem guten Willen, der bei allen Beteiligten unbedingt vorausgesetzt werden darf, läßt sich hier leicht das Rechte tun. Grundsätzlich dürften aus feindlichen Quellen fließende Verlautbarungen der gekennzeichneten Art nicht ins Land gehen, ohne daß der Katze die Schelle umgehängt wird. Wir können nicht von unseren Volksgenossen erwarten, daß sie sämtlich mit den Künsten einer Königl. britischen — Gasbombenerzeugung Bescheid wissen, und wir haben unserem Volke jede Belastungsprobe fernzuhalten, die sich nicht in den Dienst unseres Kriegszieles stellt.

Digitized by Google

Trauer um Helden

Wer von uns trägt sie nicht mit sich herum? Verklärende, zu Herzen gehende und doch aufbauende, höher hinauf weisende Worte widmet ihr ein Ungenannter im „Schwäbischen Merkur“:

Der kahle Wald ist still, ein letztes Blatt sinkt müde nieder zum Vergehen.

Wenn im Herbst die Blätter fallen und welken, dann ist das Gesetz. Sie gaben Blüten und Knospen Schutz, in ihrem Schatten reiften Früchte — sie erfüllten ihren Lauf. Brechen Frühlingsstürme verheißend prangende Knospen und Blüten, reißt Gewitters Wut im Mittsommer saftstrotzende Frucht vom Baum, dann tut das weh, und viel Hoffen geht zu Grab. Der Baum erträgt es still und gibt die Kraft seiner Wurzeln den Knospen, Blüten und Früchten, die ihm blieben.

Der Blüten, die ein Sturm gebrochen, gedenken wir in Wehmut und Trauer; die sich zu Knospen wandelten, vergessen wir, wenn die reife Frucht uns ward. —

Die mitten im Leben uns verließen, deren Gedächtnis lebt in uns am tiefsten fort.

Sie zogen hinaus, mit Blüten geschmückt. Leicht und ein Lied auf den Lippen — die Jungen. Ihr jugendfrohes Bild bleibt in uns, wir sehen ihre glatte Stirn, ihre hellen Augen wie früher. Haben diese Augen Qual und Grauen gesehen, ehe sie brachen — uns bleiben sie mit ihrer sonnigen Heiterkeit, mit der Klarheit von Quellen, die nichts trübte.

Ernst und stark verließen uns die Männer, die den Weg wußten, den sie gingen. Das Werk ihres Lebens blieb unvollendet, sie ließen ihr Glück dahinten. Das Bild ihrer treuen Männlichkeit bleibt in uns — wie sie den Tag zwangen, wie ihr Sorgen und Mühen uns galt. Und wir wissen, daß ihr letztes Fühlen und Denken uns umgab.

Die geblieben sind, waren die Besten; sie starben für Deutschland, starben für uns.

Sie haben es uns gesagt und schrieben es in ihren Briefen: Wenn es geschieht, so geschieht es um euretwillen; klaget nicht. — Das war ihr Vermächtnis.

Sie waren stark, waren Helden, waren Deutschlands Bestes. Nun sie von uns sind, müssen wir nicht stärker sein als früher? Müssen wir nicht versuchen zu ersetzen, was mit ihnen an Kraft und Hoffen das Vaterland verlor? Sollen sie uns nicht umsonst genommen worden sein, dann müssen wir vollenden, wofür sie Blut und Leben gaben. Können wir das, wenn wir schwach sind in Klage und Trauer?

Wunden müssen bluten, Tränen müssen fließen. Wenn die Wunde sich geschlossen, bleibt die Narbe, doch das Glied tut seine Arbeit wieder.

Unsere Trauer soll stark sein und ohne Klage. Hämmert das Erz der Glocken im Tale zum Gedächtnis ruhender Helden, dann wollen wir uns erinnern, daß es die gleichen Glocken sind, die den Jubel ihrer Siege kündeten.

Damit wir stark werden in unserer Trauer, damit wir Treue halten den Toten und vollenden, was sie begannen. — —

So erfüllen wir ihr Vermächtnis.

*

Digitized by Google

Nicht überschätzen!

Unsere Landverbindung mit dem nahen Osten scheint manchen guten Leuten etwas zu Kopf gestiegen zu sein: sie denken bald auch nur noch „in Kontinenten“ (merkwürdigerweise, da es meist doch die selben sind, die vor Eintritt der beglaubigten Tatsache „kaum auszudenken wagen“). Die „Rhein.-Westf. Zeitung“ bemüht sich daher mit gutem Grunde, die allzu munter die Wetterleiter emporkletternden Quecksilbernen ein paar Grad herunterzudrücken:

„Wer weiß, daß die Seefracht Buenos Aires von Ruhrort geringer ist wie die Bahnfracht von Ruhrort nach Berlin, wird den Kopf schütteln, wenn er hört, daß auf der Bahn von Kleinasien bis Hamburg die Massengüter hin und her geworfen werden sollen. Jeder Eisenbahner wird ausrechnen, wieviel Tonnenkilometer hier in Betracht kommen und wie hoch die Fracht bewertet werden muß. Auch dieser Gedanke, als könnte Balkan- und Bagdad-Bahn die Wucht unseres wirtschaftlichen Lebens einigermaßen tragen, ist eine Phantasie. Die Phantasien aber sind zu leicht geeignet, unseren Sinn von der Wirklichkeit abzulenken. Das Deutsche Reich liegt nicht an den Dardanellen und nicht am Persischen Golf, sondern an der Nordsee. Es wird nur frei sein, wenn die Nordsee frei ist. Vor der Nordsee aber lagert sich eine Barre; sie heißt Großbritannien, und diese Barre erhebt den Anspruch auf völlige Seegewalt und Seeherrschaft. Es ist innerlich und äußerlich uns unmöglich, heute die Frage zu erledigen, wie weit diese Seeherrschaft gebrochen werden kann. Das kann sich erst im Laufe des Krieges herausentwickeln, und wir haben die feste Überzeugung, daß unsere führenden Männer erkennen, was erreicht werden kann und was nicht. Aber das deutsche Volk möge sich durch europäisch-asiatische Phantasien nicht darüber hinwegtäuschen, daß unsere Tür zur Welt in Angeln sich dreht, welche an Großbritannien hängen. — Daran erinnern wir uns, wenn wir Aufsätze über Saloniki und Bagdad lesen.“

Wenn die Bäume doch mehr in den Himmel der anderen Windrichtung hineinwachsen wollten. Weht ihnen da vielleicht ein zu scharfer — Nordwest? Gr.

*

Schweden und Deutschland

Über dem lichteren Ausgange der nachstehenden Darlegungen des Stockholmer „Aftonbladet“ sollte auch ihr weniger lichter rückblickender Teil nicht ungewertet bleiben:

„Geht man den Ursachen nach, warum im letzten Jahrhundert Schwedens Volk in seiner Gesamtheit trotz vieler Ausnahmen es etwas schwer hatte, mit dem deutschen Volke richtig zu sympathisieren, und warum die beiden verwandten Nationen sich verhältnismäßig spät zueinander gefunden haben, so kommt man zu folgender Erklärung: Nach Napoleon Bonapartes Fall stellte sich Deutschland auf die Seite der Reaktion und wurde stark von Rußland beeinflußt. Wir Schweden wurden hierdurch abgekühlt. Unser Ideal suchten wir in Frankreichs Freiheitskämpfen während der verschiedenen Revolutionen, in Englands Volksregierung und in Amerikas Volksfreiheit. Diese Erinnerungen bringen wir, um zu zeigen, welches die Ursachen sind, daß nicht ganz Schweden geeint in diesen schicksalsschweren Zeiten in vollem inneren Zusammenhange mit Deutschland steht. Auch sind die meisten Schweden nicht der stolzen Geschichte und der glänzenden Entwicklung Deutschlands in den letzten fünfzig Jahren richtig gefolgt, und auch die Deutschen haben wohl nicht genügend Kenntnis von der schwedischen Geschichte, schwedischem Empfinden und schwedischen Hoffnungen. Aber während noch im Kriege 1870/71 die meisten Schweden ihre Sympathien Frankreich schenkten, ist während der letzten vierzig Jahre ein ganz gewaltiger Umschlag geschehen. Frankreich kann in Schweden keinen Rausch und keine warmen Empfindungen mehr erwecken. Hingegen haben sich in Schweden in aller Stille, aber um so sicherer, die warmen Empfindungen für Deutschland gestärkt und vertieft,

Digitized by Google

und das Verständnis des deutschen Volkes in seiner Eigenart hat immer mehr an Ausdehnung gewonnen. Und warum? Zunächst durch die Bande des Blutes. Dann aber hat uns Deutschlands gewaltiges Emporkommen nach außen und nach innen gewaltig imponiert. Die Arbeitstüchtigkeit des deutschen Volkes, dessen reiche Kultur in Kunst, Wissenschaft und allgemeiner Bildung, die glänzende soziale Gesetzgebung zum Schutze der Arbeiterklassen, die Pflichttreue im Heim, in der Schule und im öffentlichen Leben und der opferwillige Mitbürgersinn — alles dieses mußte Herz und Sinn von uns Schweden erobern.

Eins steht klar und deutlich vor jedem Schweden: gegen Deutschland würden wir niemals gehen, komme auch, was kommen mag ...“

*

Das verkaufte Frankreich

Wer noch daran gezweifelt haben mag, daß Frankreich verkauft ist, dem werden vielleicht die Augen aufgehen, wenn er im „März“ den Brief eines Neutralen liest, der in Paris wohnt und „einem der bekanntesten Finanzpolitiker Frankreichs sehr nahe steht“. Zur „Bilanz von Gut und Blut“ bemerkt der Verfasser:

„Für Blut ist sie abgeschlossen; bis auf den Kopf des letzten embousqué weiß man die Ziffern. Für Gut schätzt man die Ausgaben auf 9 Milliarden Frank für Munition und Materialankauf im Ausland. Diese Milliarden kehren nur langsam, vielleicht nie zurück. Geld ist im Inlande noch vorhanden. So Caillaux nebst Anhang hinter dem Finanzminister stehen würde, könnten auch wir hier die 10 Milliarden Anleihen roulieren lassen, selbst wenn bei jedesmaligem Wiedererscheinen eine Milliarde nach Amerika abgebröckelt wäre. Aber bei der Clique dieser internationalen Bankiers ist das Vertrauen an der ganzen Sache bis auf ein Minimum geschwunden, zudem habeu sie ja alle die Portefeuilles voll von Exoten. Das Geld in Rußland gibt man meist verloren. Der Geprellte ist dabei der ‚petit rentier‘, dem die Macher allmählich die Papiere aufhalsten; jene selbst haben den ihnen gebliebenen Rest längst abgeschrieben, was in Anbetracht der ihnen gegen einen Schluck Wutki verliehenen Bergwerks- und Schürfrechte, als Gratifikation für das Unterbringen der Anleihen — nicht schwer fiel ...

Der französische Staat schuldet heute zirka 18 Milliarden Frank den Banken. War vor dem Kriege das Land dem Kapitalismus verschrieben, so ist es heute tatsächlich in seiner Hand. Politisch ist Frankreich in der Hand der Gruppe Delcassé und verkauft an die Entente. Nur der homme enchaîné und unser ..... können, so jener nicht allein, sondern mit seinem gesamten Anhang verschwindet, die Lage ändern. Die kreditierten Milliarden, welche im Lande geblieben, sind wahrscheinlich von den mittleren zu den oberen Klassen abgewandert, denn der Arbeiter hat sich nichts erspart und der Mittelstand, der weniges besaß, hat auch dies verloren. Die Masse der petits rentiers sind wahrscheinlich nach dem Kriege gezwungen, wieder zu arbeiten. Das Fürchterlichste für ihn, wie Du weißt. Glaubst Du, daß diese Geldabwanderung ohne politische Folgen ist? Die sozialistische Partei hat allerorten versagt und war der Regierung, wie man heute weiß, ob Despotismus, Monarchismus oder Republik, wenig gefährlich, da selbst die wenigen Aufrechten überall von der eigenen Partei als Vaterlandsverräter betrachtet werden.“

Die letzte Feststellung des in Paris wohnenden Neutralen dem „Vorwärts“ und Genossen ins Stammbuch, die es noch immer als eine ihrer vornehmsten öffentlichen Pflichten betrachten, das Volk durch unwahre Mitteilungen über die tatsächliche Gesinnung und Haltung der französischen Sozialdemokratie irrezuführen. Wenn diese Bemühungen, allen Tatsachenbeweisen zum Trotz, noch länger andauern, wird man nicht umhin können, von bewußter Täuschung zu sprechen. Gr.

*

Digitized by Google

Die geistige Freiheit Rußlands

Die ganze russische Presse macht sich über die Erlasse des preußischen Ministers des Innern lustig, die eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Verbreitung einer Klischeezeitung erreichen wollten. Ohne Zweifel hat noch niemals ein preußischer Minister im Ausland einen so durchschlagenden Erfolg gehabt, wie diesmal Herr v. Loebell. Der Grund liegt auf der Hand. Die russische Presse weiß ganz genau, worauf es bei solchen Regierungsmaßnahmen hinauskommt, und da sie seit einigen Jahren den Lehrsatz vertritt, der Hort der europäischen Reaktion sei in Preußen zu suchen, so kam ihr die Maßnahme des Ministers sehr gelegen. Freilich vergessen die russischen Blätter dabei zu sagen, daß Herrn v. Loebells Hauptzweck, der Regierung eine breite Möglichkeit zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu geben, in Rußland auf eine weit einfachere und wirksamere Weise erreicht wird. Wenn ein russischer General, der irgendwo die Polizeigewalt ausübt, in einer Zeitung, die in seinem Machtbereich erscheint, etwas gedruckt sehen will, so befiehlt er einfach. Der Redaktion bleibt nichts anderes übrig, als die amtliche Prosa wiederzugeben. Die russische Regierung vertraute im übrigen ihren bewährten Zensurmethoden so sehr, daß sie als einzige in allen kriegführenden Staaten bei Kriegsausbruch auf die Einführung einer besonderen Pressеordnung verzichten zu können glaubte. Sie täuschte sich darin freilich, weil ihre Zensurbeamten in des täglichen Einerlei Routine derart festgewachsen waren, daß sie sich mit den neuartigen Aufgaben nicht mehr zurechtfanden.

Da die Deutschen bei den Russen den Ruf maßloser Schlauheit und unbegrenzter Erfindungsgabe genießen, werden vielleicht die von Herrn v. Loebell vorgesehenen Maßnahmen in Rußland noch zu restloser Durchführung gelangen. In vielen russischen Blättern, namentlich in den reaktionären, liest man aus den ironischen Kommentaren etwas wie Bewunderung heraus. So schreibt die „Nowoje Wremja“ am 8. November:

„Die Findigkeit und technische Geübtheit der deutschen Regierung ist tatsächlich erstaunlich. Eine Zeitung ‚Zeitung ohne Titel‘, jedoch mit einem einheitlichen, allerhöchst bestätigten Inhalt auszudenken, vermag nur ein Volk, das über so hervorragende Kasernenfähigkeiten verfügt wie die Deutschen.“

Schade, bemerkt die „Frankf. Ztg.“, der diese Mitteilung entstammt, daß man das Lob des russischen Blattes nicht ganz von der Hand weisen kann, da doch seine Grundlage aus Deutschland selber geliefert worden ist.

*

„Elsaß“

Es freut mich, der Notiz im Zweiten Oktoberheft unter obigem Stichwort in vollem Umfang beipflichten und sie auch für Lothringen erweitern zu können. Nunmehr neun Jahre bald im Elsaß, bald in Lothringen tätig, habe ich, allerdings mit Ausnahmen, die Bevölkerung schätzen gelernt, die gerade während des Krieges ihre Zugehörigkeit zum deutschen Volk freier bekennt als ehedem. So habe ich nirgends häufiger die Buben auf der Straße die Wacht am Rhein singen hören als während der Kriegsmonate in Elsaß-Lothringen. Und in einem nicht gerade im Ruf besonderer Deutschfreundlichkeit stehenden Städtchen Lothringens überraschten mich kleine Mädchen beim Spiel mit dem Gesang: „O Hindenburg! o Hindenburg! Wie schön sind deine Siege!“ nach der Melodie: „O Tannenbaum! Wie grün sind deine Blätter!“

Von einer Anzahl reicher Fabrikantenfamilien abgesehen, die bis in unsere Zeit hinein mit der belle France geliebäugelt haben — ich denke z. B. an Grabinschriften aus den letzten Jahren in französischer Sprache, deren schönes Aussehen leider durch rein deutsche Namen, wie Müller, Schneider u. a., gestört erscheint — wird nach dem Krieg das elsaß-lothringische Volk, das treu und tapfer mit für deutsches Wesen gekämpft und gelitten hat, allgemein als deutscher Bruderstamm anerkannt werden. Die umfangreichen und lang andauernden Einquartierungen haben eine weitgehende Bekanntschaft und gegen-

Digitized by Google

seitiges Verstehen da vermittelt, wo ehedem Tausende von Volksgenossen einander fremd gegenüberstanden. Dr. F. E. S.

*

Grey

Im „März" schreibt v. S.:

Sir Roger Casement, der bekannte Vorkämpfer irischer Interessen gegen die imperialistische englische Politik, hat unlängst den Versuch gemacht, eine sogenannte „Rettung" seines Hauptgegners, Sir Edward Grey, in der Münchener Presse durchzuführen. Eine Berichtigung, die uns Deutsche in hohem Grad berührte, weil Grey hier als die Verkörperung der Absicht, Deutschland mit allen Mitteln zu vernichten, angesehen wird. In System und Person.

Nun hätten wir neben posthum weißgewaschenen römischen Tyrannen und gallischen Kurtisanen — auch einen im Ruf geretteten britischen Gegenwartspolitiker. Der Retter ist dabei ausgesprochen der politische und persönliche Gegner Sir Edwards.

Nun — die Rettung ist auch danach.

Nach Casement, der wohl Gelegenheit hatte, tief in den Charakter Greys zu schauen, ist Grey Wachs in den Händen einer Clique, die seit langem, ohne der verantwortlichen Regierung anzugehören, im klassisch parlamentarischen England die äußere Politik ohne Einspruch und Kontrolle beherrscht. Ist Grey ein politisch ganz mittelmäßiger Kopf, persönlich anständig und ehrenhaft, jedoch in bezug auf Kenntnis von Außenwelt und Ausland ein vollständiger Ignorant, dem man einreden konnte, Deutschland strebe nach unbedingter Weltherrschaft, und es sei eine große politische Mission, dieses Streben zu durchkreuzen. Und daran habe Grey geglaubt und danach gehandelt.

Nun sind aber diese Eigenschaften, nämlich jenes souveräne, absichtliche Nichtkennenwollen der wahren Absichten und Ziele des Auslandes, jene typische Beschränktheit, die jede fremde Entwicklung, jeden fremden Fortschritt als Schädigung britischer Interessen ansehen, tatsächlich kein Sondergut einiger englischer Politiker, also eines Greys, sondern Gemeinbesitz der meisten Engländer. Solcher Greys gibt es eben Legionen.

Grey ist nur ein Muster aus der reichen Sammlung ...

Casement, schließt der Verfasser, habe zweifellos die Bedeutung seines persönlichen Gegners herabdrücken wollen, um andererseits die Gegnerschaft der Gegenpartei auf den Engländer im allgemeinen, also gegen eine ganze Welt von Greys auszudehnen. Und das sei dann eben — England.

*

Chateaubriand und die Neutralität Belgiens

Im Jahre 1831 hat Chateaubriand die folgende, von uns etwas abgekürzte Prophezeiung formuliert: „Weil Belgien handeltreibend und fruchtbar ist, weil es von keinem Gebirge beschützt wird, weil es durch den Lauf seiner Gewässer jedem Ankömmling offen daliegt, weil es der natürliche Weg aller Armeen ist, deshalb wird es nicht aufhören, der Platz zu sein, an dem sich die Streitigkeiten der Völker erledigen. Die ‚Neutralität' Belgiens ist einer jener nebelhaften Begriffe, die dem Wörterbuche des diplomatischen Unsinns beigefügt wurden, zum Gespött für den Kenner, zur Bewunderung für den Dummen und zur Entschuldigung für den Feigen."

Aber das beste ist, daß dieses Urteil von einem Franzosen aufgefrischt wird. Es ist unter dem 15. November in der „Feuille d'Avis" von Lausanne zu lesen.

*

Wie das Polenmanifest gemeint war

Die erzdeutschfeindliche „Gazette de Lausanne" veröffentlicht unter dem 11. November 1915 folgendes „vertrauliche Zirkular des früheren russischen Ministers des Innern Maklakow über das Polenmanifest des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch":

„Was das Manifest des Großfürsten Nikolajewitsch betrifft, so benachrichtige ich die

Digitized by Google

Gouverneure auf die mir vorgelegte Frage über das Verhalten der Bevölkerung des Weichselgebietes dahin, daß das Manifest sich nicht auf das Weichselgebiet bezieht, und daß es nur diejenigen polnischen Landesteile im Auge hat, die nicht zum russischen Reich gehören, und die der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch im Laufe der Kriegsoperationen wird erobern können. Soweit dies nicht der Fall sein wird, wird nichts in der politischen Lage des Weichselgebietes geändert sein. Man muß nur die vorhandenen Reglements mit mehr Wohlwollen auf die polnische Bevölkerung anwenden."

*

Friedrich der Große über die russische Gefahr

Am 3. März 1769 schrieb Friedrich der Große an seinen Bruder: „Rußland ist eine furchtbare Macht, vor der in einem halben Jahrhundert ganz Europa zittern wird." Österreich werde es vielleicht noch bitter bereuen, „que, par leur fausse politique, ils ont appelé cette nation barbare en Allemagne, et lui ont enseigné l'art de la guerre" (daß sie durch ihre falsche Politik diese barbarische Nation nach Deutschland gerufen und sie die Kriegskunst gelehrt haben). Es werde keinen andern Ausweg geben, „als mit der Zeit einen Bund der mächtigsten Fürsten zur Eindämmung dieses gefährlichen Stromes zu bilden". Am 24. Januar 1771 äußerte er: „Je croirais faire une faute impardonnable en politique, si je travaillais à l'agrandissement d'une puissance, qui pourra devenir un voisin terrible et redoutable pour toute l'Europe" (ich würde einen unverzeihlichen politischen Fehler zu begehen glauben, wenn ich mich für die Vergrößerung einer Macht ins Zeug legte, die ein schrecklicher und bedrohlicher Gegner für ganz Europa werden kann).

Mancher später Geborene glaubte es besser zu wissen. Heute haben die Tatsachen gesprochen und die mit so bewunderungswürdiger Klarheit und Schärfe ausgesprochene Voraussage des großen Königs furchtbare Wirklichkeit werden lassen. Gedenket Ostpreußens, gedenket Galiziens! Gedenket der künftigen russischen Gefahr! Gr.

*

Händler und Ästheten

Eine Stimme aus dem Felde —: Wir zogen in den Krieg, aller großen, starken Gedanken voll. Wer von uns besann sich nicht unserer reinsten, heiligsten Güter, dachte nicht die ehrlichsten deutschen Gedanken in den Stunden des Abschieds, in den ersten Zeiten der flammenden Begeisterung des Ansturms an den Feind, in dem siegreichen Vorwärtsstürmen unserer Heere? Alles in uns war groß und stark und ehrlich und gesund.

Alles Ungesunde in unserem Volke hofften wir besiegt zu haben. Wir hofften.

Man schickte uns Zeitungen, Zeitschriften, Bilder.

Dadrin sah es oft anders aus. Da merkte man nicht immer viel von dieser Reinigung. Der Tempel der Kunst war noch voller Händler und ihrer törichten Auslagen.

Nicht nur, daß die alte Unsitte des Deutschen beibehalten war: des Äußerlichen, Affektierten in Ton und Gebärde — man machte weiter in Konjunktur, schlachtete vaterländische Gefühle aus, frisierte die alte Puppe auf patriotische Art. Die selben Künstler, die früher im Kaffeehaus ihre abstrakten oder futuristischen Kunstideale auskramten, steckten plötzlich ihre südseeinsularischen Inspirationen in Uniformen, setzten ihnen Helme auf und gaben ihnen ein Hurra in den Mund. So stammelten sie unter einem neuen Schlagwort weiter — in „Zeitecho", in „Kriegsblättern", „Kriegsbilderbogen", „Kriegszeit", Goltz-Verlag und sonstwo — diese „ganz Jungen". (Leider aber sahen wir auch die Namen und Werke einiger unserer Alten und Großen darunter verirrt — wir bedauern das —, denn was wir von ihnen sahen, mag als l'art pour l'art etwas bedeuten — an dieser Stelle und zu diesem Zweck scheinen mir ihre Leistungen verfehlt.)

Dinge, die uns allen hier im Felde, die wir gelernt haben, einen anderen Maßstab an

Digitized by Google

das Leben zu legen — nicht nur lächerlich erscheinen, sondern geradezu lästerlich. Mit diesen Oberflächlichkeiten sollte man unserm Volke nicht kommen, für das besonders in dieser Zeit das Beste gerade gut genug ist. Wir wollen „ja, ja und nein, nein", aber nicht diese verlogenen Stammeleien oder schwächliches Ästhetentum. Vor der rauhen Wirklichkeit dieses Krieges wirkt jede Pose abstoßend, das Geschwätz mancher Tageszeitung ebenso widerlich wie die höhere Kaffeehausliteratur ...

So Fritz Behn in den „Süddeutschen Monatsheften".

*

Die Große Zeit — der Wucherer!

Die „Deutsche Tageszeitung" berichtete unter dem 11. November:

„Vom Landgericht Köln wurden am 24. Juli die Kaufleute Brüder Abraham und Saly Salm wegen Übertretung der Höchstpreise für Kartoffeln zu je 1000 ℳ Geldstrafe verurteilt. Die Angeklagten betreiben einen Altmetallhandel und seit dem Kriege auch einen Kartoffelhandel. In zwei Monaten haben sie für Kartoffeln 85 000 ℳ ausgegeben und 135 000 ℳ eingenommen. Die Angeklagten haben beim Verkauf der Kartoffeln vielfach die festgesetzten Höchstpreise überschritten. Die Revision wurde am 9. d. M. vom Reichsgericht verworfen."

50 000 ℳ Wuchergewinn — 2000 ℳ Geldstrafe!! — „Jeder Mensch", bemerkt die „Tägl. Rundschau", „muß sich beim Lesen dieser kurzen, aber Bände sprechenden Notiz fragen, warum diese sauberen Brüder nur zu je 1000 ℳ — tausend Mark — Geldstrafe verurteilt wurden. Da haben nun unsere Gerichte durch das Gesetz die Möglichkeit erhalten, solche gewissenlosen Burschen, die aus Altmetallhändlern sich plötzlich des höheren Profites wegen in Kartoffelhändler verwandeln und die das im Interesse des Vaterlandes sich einschränkende Volk in 2 Monaten um 50000 ℳ bewuchern, ins Gefängnis zu stecken — und verurteilen sie zu lumpigen 2000 ℳ Geldstrafe. Gewiß, solche geldhungrigen Brüder werden sich jammernd und wehklagend auch unter der Geldstrafe drehen und winden, aber noch viel härter würde es sie treffen, wenn sie auf einige Monate der Freiheit beraubt würden, so wie sie das auf die Kartoffeln angewiesene Volk seiner schmerzlich verdienten Groschen beraubt haben. Und dann verlangt das Volksempfinden für derartige Gesinnungslosigkeit eine andere Strafe! In der Notiz steht leider nicht einmal, daß dem edlen Paar der weitere Handel mit Lebensmitteln verboten wurde, was allerdings doch wohl anzunehmen ist. Solch geschäftstüchtige Kaufleute trifft man am härtesten dadurch, daß man ihnen für einige Zeit ihren geliebten ‚Handel' unmöglich macht und sie selbst ins Loch steckt! Tausend Mark Geldstrafe müssen ja geradezu ein Ansporn für solche Herrschaften sein, ihren ergiebigen Handel weiter zu betreiben. Wer in 2 Monaten 50000 ℳ zusammenwuchert, kann leicht mal 1000 ℳ Geldstrafe verschmerzen. Das wird eben unter ‚Geschäftsunkosten' verrechnet!"

Wie an dieser Stelle — wie oft schon! — restlos dargelegt worden. Aber es scheint alles „für die Katz'": dem Wucherer wenden sich alle Dinge zum Besten, auch die schönsten Erlasse, Verordnungen, Gesetze. Sie haben früher nie Not gelitten, heute aber erleben sie ihre wahrhaft große Zeit! Ihre Kriegsziele brauchen sie nicht erst zu „erörtern", unsere Kämpfer im Felde bringen sie ihnen schon vor dem Frieden ein. Wo immer nur der Tod säet, da ernten sie. Gr.

*

Barer Humbug

Nicht wir wollen uns durch ernsthafte Widerlegung des unsäglich albernen Schwatzes lächerlich machen, als ob England einen „Kampf des Geistes, der Wahrheit, Freiheit, Zivilisation" pp. gegen uns führe. Aber erbaulich ist's, wenn ein von der bodenlosen Heuchelei seiner Landsleute angeekelter anständiger Engländer sich an dieses Geschäft macht und dabei — frei nach Nietzsche — auch „die Peitsche nicht vergißt". Das Parlamentsglied R. D. Damman unterzieht sich

Digitized by Google

der Aufgabe in einer Flugschrift „Auf dem Wege zum Frieden“, und — er kennt seine Leute. Die Flugschrift ist bezeichnenderweise (mit anderen) in der Schriftleitung der Arbeiterzeitung „Labour Leader“ beschlagnahmt worden. Man liest dort u. a.:

„Unsere Beteuerungen, daß wir in diesen Krieg gezogen sind, um die Freiheit eines kleinen Landes zu beschützen, werden den Historikern der Zukunft tragisch und komisch zugleich vorkommen! Haben wir Engländer denn schon wieder vergessen, daß wir im Krimkriege ähnliche große Worte über unsere Ziele im Munde führten? Damals kämpften wir gegen Rußland, im Namen der Freiheit, um eine eherne Tyrannei zu biegen oder zu brechen‘. Heutzutage fallen wir nicht mehr auf diese Redensarten unserer Großväter hinein, und ebensowenig Sympathie und Verständnis wird die Geschichte für die Art und Weise haben, wie wir uns jetzt zu unserer Großmut gegen Belgien fortwährend selbst gratulieren und schmeicheln. Noch nie hat dieses unser ‚gewaltigstes Reich der Erde‘ einer kleinen Nation, die uns um ein Stückchen Brot bat, statt dessen einen schwereren und größeren Stein gereicht! . . .

Bei uns wird ständig behauptet, daß wir diesen Krieg letzten Endes auch als einen Kampf des Geistes führen. Da möchte ich doch fragen: Hätte man jemanden, der im Juli 1914 unsere Regierung aufgefordert hätte, die Waffen zu ergreifen zur Unterdrückung der materialistischen und militaristischen Philosophie eines benachbarten Landes, nicht sofort auf seinen Geisteszustand hin untersucht? Es liegt doch etwas unglaublich Dummes in der Vorstellung, daß ein englischer Soldat einem Deutschen das Bajonett in den Leib rennt und dabei sagt, ‚dich werde ich lehren, Nietzsche zu lesen‘ oder ‚willst du mal gleich an Herbert Spencer glauben!‘ Von allen Redensarten unseres sogenannten heiligen Krieges ist keine erstaunlicher als die übliche gangbare Phrase ‚Recht gegen Macht‘. Wenn man so wie wir die große Überzahl zu Wasser und zu Lande für sich hat, sollte man ruhig zugeben, daß man die Macht auf seiner Seite hat, und später wird es sich doch einmal herausstellen, daß das prachtvolle heldische Bewußtsein, gegen eine Übermacht, gegen eine überwältigende Entfaltung von ‚Macht‘ zu streiten, das Vorrecht der Deutschen und nicht das der Verbündeten ist! All unser Gerede von diesem Kriege als von einem heiligen und geistigen, ist barer Humbug!“

Warum hört man von drüben nicht öfter solche Stimmen der Vernunft? Denn wir wollen uns denn doch nicht zu der Annahme versteigen, als gäbe es im ganzen englischen Volke nicht noch mehr Leute, die für die denkbar einfachsten Forderungen des gesunden Menschenverstandes und der Billigkeit ein gewisses Maß von Verständnis aufbringen. Nach der englischen Presse allein dürfen wir unser Urteil nicht bilden, zumal wir ja über deren Persönlichkeiten mit ihren verwandtschaftlichen und sonstigen Zusammenhängen und Vorstufen einigermaßen unterrichtet sein — könnten. Gr.

*

Ein Flecken

Als einen Flecken auf dem Bilde unseres Volkslebens bezeichnet der Reichstagsabgeordnete Pfarrer Immanuel Heyn in der „Voss. Ztg.“ mit leider nur platonisch bleibendem Rechte die wucherische Verteuerung unserer Lebensmittel. „Wir alle wissen, daß eine Verteuerung der Lebensmittel in diesem gewaltigen Kriege unvermeidlich war. Wir sind auch gewillt, sie ohne Murren zu tragen. Auch eine Einschränkung unserer früheren Lebenshaltung macht uns keine Schmerzen. Manches Kind, auch in den Arbeiterkreisen, stirbt nicht an Unter-, sondern an Überernährung. Und jeder Bauer und jeder Händler soll sein ausreichendes tägliches Brot haben, wie wir es mit unsern Kindern zu essen wünschen. Aber Wuchergewinne sind eine Schmach. Ist es denn eine Ehre, daß, kaum sind Höchstpreise festgesetzt, immer entweder die Lieferung nachläßt oder Überforderung versucht wird? Ist es eine Ehre, daß immer ein Angeklagter die Schuld auf den andern zu schieben versucht? Hier hilft nur eins: schonungs-

Digitized by Google

loses Eingreifen der Behörde und schonungslose Verhängung nicht von Geldstrafen — was fragt denn der Betreffende, der Zehntausende verdient, nach einer Buße von Tausenden? — sondern Verhängung ehrenrühriger Gefängnisstrafen. Weiß jemand es nicht selbst und lernt er es auch in dieser ernstesten Zeit nicht, was er der Gemeinschaft schuldig ist, dann muß er durch Zwang und Schmerzen zu der nötigen Ehrfurcht erzogen werden."

*

Auf schiefer Ebene

Ein ungenannter Verfasser weist in einem Aufsatze der „Deutschen Revue" auf die fragwürdige Entstehungsart und Betätigungsweise der „öffentlichen Meinung" hin: „Wenn die demokratische Entwicklung unseres Zeitalters eine erfreuliche Betätigung des Volkes in allen inneren Angelegenheiten des Staates gezeitigt hat, so liegen doch die Dinge auf dem Gebiet des Auswärtigen anders. Hier im Innern hat solche Betätigung auch Verständnis und Urteil geweckt; darum ist ein Urteil gar nicht denkbar, ohne Aufklärung seitens der Regierenden, welche imstande sind, Einblick in die ursächlichen Zusammenhänge zu gewähren. Besteht nicht heute auch bei uns möglicherweise ein Mißverhältnis zwischen den Tatsachen einerseits und den Eindrücken und Empfindungen andererseits? Wir schlagen Rußland, die öffentliche Meinung bringt uns aber um die richtige Würdigung dieses überwältigenden Ereignisses, indem sie zum großen Teile die Ansicht vertritt, daß die Schwächung Rußlands im Interesse Englands liege, daß wir somit die Geschäfte Englands besorgen. Warum verschließt man sich denn gegen eine so naheliegende Schlußfolgerung, daß nämlich die Schwächung Rußlands ein gemeinsames Interesse Deutschlands und Englands darstellt? Den Kampf für die Freiheit der Meere in Ehren — aber dieser Krieg weist uns doch noch handgreiflicher auf die deutsche Mission hin, als Wächter Westeuropas, die slawischen Umklammerungsversuche zurückzuweisen, in eine Mission, die zu gelingen verspricht und von deren Gelingen unser Schicksal und Europas Kultur abhängt. . . . Wir leben im Kriege mit England, und die Kriegführung möge soweit gehen als sie will und kann. Nicht von militärischen, sondern von politischen Zielen war die Rede, auch soll nicht sowohl einer vorzeitigen Verständigung mit England das Wort geredet, als vielmehr vor denjenigen gewarnt werden — und es sind ihrer gar viele —, welche, geblendet von dem Gespenst der englischen Suprematie, die russische Gefahr so sehr verkennen, daß sie geneigt wären, nach dieser Seite zu Flaumachern zu werden, nämlich Russen und Franzosen einen billigen Frieden zu gewähren, um nun desto entschiedener die Front gegen Nordwesten nehmen zu können . . ."

*

„Man wagt kaum . . ."

Man wagt kaum auszudenken, was „für ein Zuwachs an Macht und Größe für uns und unsere Verbündeten daraus erstehen mag", so oder ähnlich klingt es uns entgegen, wenn von der Wende der Dinge am Balkan die Rede ist. Mit Verlaub, Herrschaften — führt diesen „matten Seelen" Professor Dr. K. Dove in der „Tägl. Rundschau" zu Gemüte —, warum wagt man kaum, daran zu denken? Ich will es verraten. Weil uns Deutschen immer noch eine viel zu große Schüchternheit im Blute steckt, die uns hindert, uns auch einmal als werdende Weltmacht zu fühlen und uns mit aller Klarheit in den Gedanken einzuleben, daß wir mit den genannten Verbündeten zusammen einige der wichtigsten Straßen des künftigen Welthandels beherrschen werden. Denn es handelt sich hier nicht nur um die Wege, die von Mitteleuropa zum Persischen Golf und nach Südasien führen, sondern auch um die Überlandlinie nach Zentralafrika, die uns ein der Türkei zurückgewonnenes Ägypten eröffnet. Was ist denn dabei so überraschend, daß 150 Millionen Menschen, von denen fast 70 Millionen einem einzigen gewaltigen Reich angehören, zusammen mit denen von den Neutralen, die etwa mit ihnen am gleichen

Digitized by Google

Werke mitarbeiten wollen, sich anschicken, einen Plan anzufassen, wie ihn Engländer und Franzosen ohne jede Scheu vor seiner Großartigkeit an den verschiedensten Stellen der Erde durchgeführt haben? Frankreichs Regierung sprach von einem ungeheuren afrikanischen Reiche, jeder Franzose begann diesen Traum mitzuträumen, auch der letzte Straßenarbeiter machte sich den Gedanken zu eigen, daß die Republik zu seiner Verwirklichung einen halben Weltteil überschlucken müsse, und fand in dieser Vorbedingung durchaus kein Wagnis. Nicht anders in England. Kaum drangen die ersten Berichte von großen Seen und fruchtbaren Ländern aus dem Innern Afrikas in die Öffentlichkeit, da wurde mit aller Seelenruhe der für jeden Briten einfach selbstverständliche Satz aufgestellt, ohne Widerspruch zu finden: „Afrika ist unser zweites Indien.“ Nur bei uns ist man so wenig an ähnliche Dinge gewöhnt, daß man es noch wie ein Wagnis empfindet, den Gedanken an die eben durch unsere unvergleichlichen Heere gewonnenen Aussichten folgerecht bis zu den letzten großen Zielen durchzudenken . . .

*

Unanständig

England, schreibt Oberlandesgerichtsrat Dr. Nöldeke-Hamburg in der „Voss. Ztg.“, hat eine Anzahl deutscher Jachten, die zur Teilnahme an den großen Regatten in Cowes kurz vor dem Ausbruch des Krieges dorthin gekommen waren und die englischen Häfen nicht mehr verlassen konnten, mit Beschlag belegt, und das Prisengericht hat die Jachten für gute Prise erklärt, also für den englischen Staat eingezogen . . .

Die deutschen Jachten sind in dem von den Engländern so überaus geschätzten sportlichen Interesse der Einladung zu den englischen Regatten gefolgt. Man hat den fremden Gästen, wie es selbstverständlich ist, Gastfreundschaft versprochen, und diese haben hierauf Anspruch gemacht. Dann aber hat man dieses Vertrauen auf das hinterlistigste getäuscht, indem man den auf Einladung als Gäste erschienenen Sportfreunden ihre Schiffe einfach fortnimmt. Auch bei den am wenigsten kultivierten Völkern war das Gastrecht geehrt, und selbst der nicht eingeladene Gast vor Unbill geschützt. Auch England hat sich früher immer des von ihm gewährten Gastrechtes gerühmt. Die Brutalität des englischen Charakters scheint heute auch diesen Grundsatz nicht mehr zu kennen. Sie überfällt den ahnungslos erschienenen Gastfreund und beraubt ihn seines Eigentums . . . Gegenüber einem derartigen Vorgehen fehlen jedem anständig denkenden Menschen fast die Worte.

*

Bilder ohne Worte

In den „Schützengräben“ der sozialdemokratischen „Opposition“ werden von den Berliner Genossen („Marke Liebknecht“) unterhaltende und belehrende Bilderbogen verbreitet, deren Erlös in die „Kriegskasse“ der „Opposition“ fließt. Der Preis — 5 ₰ das Stück — ist in Würdigung des Gebotenen bescheiden, schon die Benennung „Bilder ohne Worte“ ist mehr als 5 ₰ wert. Einem solchen Bogen widmet der sozialdemokratische Abgeordnete Schöpflin in der „Chemnitzer Volksstimme“ eine liebevolle Betrachtung.

„Der Bilderbogen enthält die Wiedergabe des Bildes, das Ebert, David, Scheidemann und mich in Gesellschaft von Offizieren an der belgischen Küste darstellt; ferner in den beiden oberen Ecken die Genossinnen Luxemburg und Zetkin in der Gefängniszelle präsentiert. Das sollen ‚Bilder ohne Worte‘ sein, jedoch ist unter dem Bilde der Frau Luxemburg zu lesen: ‚Rosa Luxemburg im Weibergefängnis zu Berlin, Barnimstraße‘ und unter dem anderen: ‚Klara Zetkin im Untersuchungsgefängnis in Karlsruhe‘. Meine Reisegenossen und ich werden mit den Worten vorgestellt: ‚Vier sozialdemokratische Abgeordnete als Gäste im Kaiserlichen Hauptquartier im besetzten Belgien‘. Diese Gegenüberstellung soll natürlich die Parteigenossen und Arbeiter gegen uns vier und gegen die Fraktionsmehrheit aufhetzen. Die beiden Zellen sind so düster wie möglich, und je ein Wasserkrug und ein Stückchen Brot sollen andeuten, daß, während die beiden Ge-

Digitized by Google

nossinnen bei Wasser und Brot im Keller darbten und litten, wir vier im Hauptquartier schlemmten. Das eine ist ebenso unwahr wie das andere: die Genossinnen sind nicht bei Wasser und Brot inhaftiert, und wir waren im Hauptquartier nicht einmal so viel Stunden, wie nachher Tage an der Front und in Belgien. Aber die Genossinnen Luxemburg und Zetkin sollen eben als arme Lazarusse, wir aber als Prasser hingestellt werden. Da fällt mir eine Stelle aus einem Briefe ein, den ein bekannter und sehr ‚radikaler' ostelbischer Parteigenosse neulich an einen ebenso bekannten, von der Opposition sehr gehaßten Parteischriftsteller gerichtet hat. Da heißt es:

‚Mögen Sie weiter im Tale der Besitzenden wandeln, ich bleibe meinen Grundsätzen und den Besitzlosen treu ... Macht nun, was Ihr wollt! Ich nehme jetzt meine Jagdflinte unter den Arm und pirsche in meinen ausgedehnten Wäldern.'

So düster nun auch die Drahtzieher der Opposition die Gefängnisleiden der beiden Genossinnen haben zeichnen lassen, in einem Punkt bewiesen sie geradezu versöhnende Galanterie: sie haben nämlich, um die Konterfeis der beiden Frauen zu präsentieren, Photographien ausgewählt, die von einer längst entschwundenen Vergangenheit erzählen. Das war sehr galant gegen die beiden Genossinnen, und dem in sinnige Betrachtung versunkenen Käufer des Bilderbogens wird es auch nicht unangenehm sein ...

Noch eins, falls weitere Bilderbogen erscheinen sollten. Mit Offizieren, die an der belgischen Küste Wacht halten und stündlich dem Tod entgegensehen müssen, auf einem Bilde vereinigt zu sein, ist für mich keine Unehre; es wäre mir aber sehr unsympathisch und genierlich, mit so manchen Häuptern der Opposition gemeinsam dem Publikum präsentiert zu werden."

Ein wackerer deutscher Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und die Sauertöpfe mit gesundem Humor abführt.

*

Aufklärung

Unter dieser Marke liest man im „Vorwärts":

Kürzlich hatte ein Delegierter v. Heydebrink in der „Kreuz-Zeitung" gefordert, die Regierung solle nicht nur durch die Zensur eine allzu scharfe Kritik der Lebensmittelverhältnisse verhindern, sondern auch die Zeitungen zur Aufnahme von „aufklärenden" Artikeln zwingen. Eine ähnliche Forderung erhebt jetzt Rittergutsbesitzer v. Bodelschwingh in der „Deutschen Tageszeitung":

„Es sei hier an die Regierung die Bitte gerichtet, in einer gemeinfaßlichen Darlegung der Öffentlichkeit zu unterbreiten, welche Umstände zurzeit eine Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugungskosten herbeiführen. Auf eine solche Äußerung dürfte die Landwirtschaft um so eher Anspruch haben, als auch Maßnahmen der Regierung dazu beigetragen haben, die Erzeugungskosten sowohl wie die Preisspannung zwischen Abgabe und Verbrauch zu steigern. Es genügt, an die lange Unterlassung der Höchstpreisfestsetzungen für Mehl und Futtermittel, sowie an den teuren Betrieb der Kriegsgetreidegesellschaft zu erinnern. Die Aufnahme solcher regierungsseitigen Darlegungen sollte dann allen Zeitungen zur Pflicht gemacht werden. Unter dem Kriegszustande dürfte die Handhabe dazu unzweifelhaft vorhanden sein."

Versuche, Zeitungen zur Aufnahme bestimmter Artikel zu zwingen, sind bekanntlich im Anschluß an den Loebellschen Erlaß zur Beeinflussung der Presse gemacht, aber sehr bald wieder als ungesetzlich aufgegeben worden. Neue Versuche dürften daher wohl nicht unternommen werden.

Die Forderung Bodelschwinghs entbehrt jedoch nicht einer gewissen Komik, sofern sie der Regierung nahelegt, die Regierung möge die Darstellung ihrer eigenen Unterlassungssünden zwangsweise verbreiten lassen. Dazu dürfte bei der Regierung indessen wenig Neigung vorhanden sein.

*

Digitized by Google

Genug „bewiesen"!

Wie lange eigentlich wollen wir noch mit eingelegter Lanze gegen Windmühlen anrennen? Denn nichts anderes sind doch die fortgesetzten „Beweisführungen", daß England nicht der selbstlose Schützer der kleinen Nationen ist, daß es nicht wegen unseres „Bruchs" der belgischen „Neutralität" sein so reines und ritterliches Schwert gezogen hat und was der widerlich abgestandenen und muffigen Salbadereien sonst noch sind. Es ist erfreulich, daß dies nun auch von der „Frankf. Ztg." mit dürren Worten einmal herausgesagt wird, weil darnach vielleicht zu hoffen ist, daß der gegenstandslose „Kampf" endlich auch von anderen Seiten eingestellt wird:

„Unnötige Mühe war eigentlich alles, was in Wort und Schrift geschehen ist, um den Vorwand zu widerlegen, daß England der Beschützer der Neutralität und der Beschützer der kleinen Staaten sei . . . Über den ganzen Schwindel, den England mit Belgien getrieben hat, und der bei Beginn des Krieges in der öffentlichen Diskussion und auch in der Meinung des Auslandes eine ganz übertriebene Rolle gespielt hat, ist in Zukunft kein Wort mehr zu verlieren. Die Gewalt, die die Herren an der Themse, diese Beschützer der kleinen Nationalitäten im Verein mit ihren französischen Verbündeten jetzt gegen Griechenland anwenden, spricht mehr als alle Argumente und Dokumente. Aber auf eines warten wir noch: Auf die Entrüstung Amerikas und gewisser anderer neutraler Länder über das Verfahren, das jetzt gegen Griechenland von der Entente beliebt wird, auf die Entrüstung aller derer, die dreist und ungerecht und schmähend über Deutschlands Politik und deutsches Wesen wegen unseres Durchmarsches durch Belgien geurteilt und darauf allein ihre Parteinahme begründet haben."

Da wird dem Frankfurter Blatte wohl die Zeit etwas lang werden, wenn es auf die „Entrüstung Amerikas und gewisser anderer neutraler Länder" warten will. Es ist das ausschließliche und unveräußerliche Vorrecht der deutschen Hunnen, die auf Flaschen gezogene Entrüstung der „zivilisierten Völker" zu entkorken. So ist das „ungeheuerliche, barbarische, bewunderungswürdige und scheußliche Deutschland", wie der „Corriere della Sera" es schaudernd nennt, doch noch zu etwas gut! Gr.

*

Französisch-russische Wechselwirkung

Mit erstaunlicher psychologischer Hellsichtigkeit hat Tolstoi die Wirkungen des französisch-russischen Bündnisses vorausgesagt:

„Da dieses Bündnis keinen Zweck haben kann, als Krieg oder Kriegsbedrohung gegen andere Nationen, kann es nicht anders als schädlich sein. Was die Bedeutung des Bündnisses anbelangt für die beiden verbündeten Nationen, ist klar, daß es wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft für beide Teile ein positives Übel sein wird. Die französische Regierung, die Presse und alle Teile der französischen Gesellschaft, welche dieses Bündnis loben, haben schon Konzessionen und Zugeständnisse gemacht und werden mehr und mehr gezwungen sein, sie zu machen gegen die Traditionen eines freien und humanen Volkes, um ihre scheinbare oder wirkliche Zustimmung zu kennzeichnen mit den Absichten und Gefühlen einer Regierung, welche despotischer, reaktionärer und grausamer ist als jede andere in ganz Europa. Das hat in Frankreich bereits viel geschadet und wird noch viel mehr schaden, während in Rußland der Einfluß dieses Bündnisses noch in weit höherem Grade Unheil bewirkt hat und, wenn es bestehen bleibt, wirken wird. Es hat Zeiten gegeben, in denen Rußland sich vor Europa schämen konnte und mit der europäischen öffentlichen Meinung rechnete, aber seit diesem schlimmen Bündnisse ist ihm das gleichgültig geworden; im Bewußtsein der Unterstützung, welche diese sonderbare Freundschaft gewährt mit

Digitized by Google

derjenigen Nation, welche als die ziviliſierteſte der Welt gilt, wird es täglich reaktionärer, deſpotiſcher und grauſamer. Auf dieſe Weiſe muß dieſes wilde und unglückſelige Bündnis nach meinem Dafürhalten nur eine äußerſt ungünſtige Einwirkung auf die Wohlfahrt der beiden Nationen haben und nicht weniger auf die allgemeine Ziviliſation."

Das „wilde und unglückliche Bündnis" hat ſich dann noch durch den Hinzutritt Englands, Japans und Italiens und die Verhordung mit den Wilden und Farbigen aller Zonen zu einer wüſten Bettſchande ausgewachſen. Tieferen Fall einſtmals ſtolzer Völker hat die Weltgeſchichte nicht zu beklagen gehabt. Nur das vermorſchende alte Rom zeigt Erſcheinungen ähnlicher Geſunkenheit. — Es wird ſich nicht heute oder morgen vollziehen, aber das Gericht haben ſie ſich geſprochen. Gr.

*

Engliſche Lebensziele

Eine recht anſchauliche Kennzeichnung engliſchen Weſens findet ſich in einem Aufſatze von Heinrich von Gauß über „Engliſche Politik" in den „Süddeutſchen Monatsheften":

Das Gegenſtück zu der ungründlichen, dilettantiſchen, um nicht zu ſagen ſpieleriſchen Art, wie die hohe und niedere Politik, die Beſchäftigung mit den Aufgaben der Verwaltung des Staates und der anderen öffentlichen Körperſchaften betrieben wird, iſt der Sport. Sport und Politik bilden die beiden Intereſſen und womöglich auch Beſchäftigungen des Engländers, wenn er keinen bürgerlichen Beruf hat, und ſie bilden dieſe, wenn er einen ſolchen hat, neben dieſem.

Der Sport aber iſt nicht eine private Angelegenheit, ein Spiel der Unterhaltung und Erholung, worum ſich niemand kümmert und was niemand etwas anginge, ſondern er iſt ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit, an dem die ganze Nation Anteil nimmt wie an den Schickſalen und Erfolgen des Staates und dem die Menge mit atemloſer Spannung folgt. Darin erzielte Erfolge dienen zur Gewinnung perſönlicher Geltung und zur Befriedigung perſönlicher und nationaler Eitelkeit. Ihm iſt ein großer und als wichtig behandelter Teil der Zeitungen gewidmet, die in Extrablättern darüber berichten. Es iſt eine nationale Angelegenheit, die keiner anderen nachgeſetzt wird. Der Wert einer Sportsleiſtung wird dem eines Erfolges geiſtiger Arbeit mindeſtens gleichgeſtellt. So ſehr fehlt jedes Augenmaß für die Bedeutung des einen und des andern.

Dieſe Überſchätzung des Spiels gibt zwar keine Erklärung für den Mangel an ernſthafter geiſtiger Arbeit, wie er in der engliſchen Politik zutage tritt, ſie wirft aber ein Licht auf die Sinnesart und Denkweiſe der Nation und namentlich der Kreiſe, in deren Hand vorwiegend die engliſche Politik ruht. Als Lord Roſebery an die Spitze der engliſchen Regierung trat, ging die Mitteilung durch die Blätter (die vermutlich eine Empfehlung Roſeberys bilden ſollte), er habe ſchon auf der Schule in Eton als ſeine drei Lebensziele — die er dann ſämtlich erreichte — bezeichnet: die reichſte Erbin von England zu heiraten, Englands Premierminiſter zu werden und das Derbyrennen zu gewinnen. Dieſe Kombinierung von Streberei, insbeſondere die Zuſammenſtellung des höchſten ſtaatsmänniſchen und ſportlichen Erfolgs, für einen normal denkenden Menſchen töricht und lächerlich, hat für den Durchſchnittsengländer nichts Überraſchendes oder gar Befremdendes. Er wertet Erfolge auf den beiden Gebieten nicht weſentlich verſchieden.

*

Völkerrecht nach Bedarf

Im Jahre 1905 unterſuchte ein Ausſchuß des engliſchen Parlaments die Frage der Verſorgung Englands mit Nahrungsmitteln. Die ſehr ehrenwerten Parlamentsmitglieder gelangten zu der feierlichen Feſtſtellung, daß „eine Gefährdung der Nahrungsmittelzufuhr allen völkerrechtlichen Grundſätzen ins Geſicht ſchlüge"! Gr.

*

Digitized by Google

Geist und Körper

in ihrem wunderbaren, längst noch nicht erforschten und vermutlich niemals erklärlichen Zusammenhang sind durch den wenig erquicklichen Prozeß der „Christlichen Wissenschaft“ wieder in die Erörterung gerückt worden. Da ist es denn bezeichnend für diese ernste Kriegszeit, die uns dem religiösen Problem wieder nähert, daß auch freisinnige Zeitungen an den „Wundern von Palästina bis Lourdes“ nicht mehr einfach als Humbug oder Legende vorübergehen, sondern die Möglichkeit noch unentdeckter Gesetze zugeben. So heißt es in einem fachmännischen Aufsatz der „Frankf. Ztg.“:

„Der Geist ist erfahrungsgemäß das energiereichere Element unseres Lebens, wie z. B. der Krieg jeden Tag beweist. Es ist klar, daß alle Krankheiten neurogenen Charakters nicht durch die Stärke der Seele und der Nerven, sondern durch ihre Schwäche begünstigt, ja sogar erzeugt werden. Gehobene seelische Kräfte können, wie der Mediziner weiß, Krankheiten psychischen Ursprunges, wie Darmstörungen, Koliken, Lähmungen und ähnliches, bekämpfen. Der szientistische Prozeß hat aber diese noch nicht begrifflich erklärbaren Phänomene dem Geheimnis genähert, wie scheinbar auch körperliche Krankheiten durch ungeheure seelische Energie, wie sie der hysterische, inbrünstige Glaube an die Nichtexistenz der Krankheit schafft, vertrieben werden können. Hier beginnen die unbekannten Wechselbeziehungen zwischen psychischen Ursachen und körperlich auftretenden Folgen. Alle Wunder von Palästina bis Lourdes harren noch des Verständnisses. Eine Möglichkeit hierfür ist gegeben, wenn fortan Ärzte oder staatliche medizinische Institute das Material der szientistischen Heilungen rücksichtslos untersuchen. Wir müssen erfahren, ob es seelische Dispositionen gibt, die von außen in den Menschen hineinkommen, und wie weit die Heilungstendenzen eines jeden Körpers durch seelische Energie zur Befreiung von nicht zu weit vorgeschrittenen Körperkrankheiten gezwungen werden können ...“

Wenn der an sich so unschöne Prozeß hierin sachliche Forschungen anregen wird, so hat er sein Gutes gewirkt. Z.

*

Deutschamerikanisches Gold

Den jüngst an den Pranger gestellten deutsch-amerikanischen Bankfirmen reihen sich, wie wir der Gerechtigkeit und Vollständigkeit wegen feststellen müssen, noch folgende würdig an: J. & W. Seligmann Co., Heidelbach, Ickelheimer & Co., ferner die meist mit deutschem Geld arbeitenden National City Bank, Guaranty Trust Co., National Bank of Commerce, Chase National Bank sowie die National Park Bank. Es wird vornehmlich an den deutschen Bankherren liegen, diesen, ihr einstiges Deutschtum so jämmerlich preisgebenden „Brüdern“ zu zeigen, ob die englische Freundschaft auch in Zukunft die deutschen Beziehungen, durch die jene Firmen groß geworden sind, zu ersetzen vermag.

* E. Bl.

„Burgfrieden!“

Draußen kämpfen unsere Arbeiter und Arbeitgeber in Reih und Glied; brüderlich, in treuer Kameradschaft opfert sich der eine für den andern, alle aber für das gemeinsame, mit Not und Tod, mit Schmach und Knechtschaft bedrohte Vaterland. Und des Todes gleichmäßig mähende Sichel fragt sie nicht nach Geburt, oder Stand, Rang oder Klasse. Die „Deutsche Arbeitgeberzeitung“ (vom 5. September) aber leistet sich in einem Aufsatze „Sozialdemokratie, Arbeiterpolitik und Arbeitsnachweis“ folgende Burgfriedenskundgebung:

„Mit Entschiedenheit aber muß es die Arbeitgeberschaft abweisen, in allen diesen Fragen je mit Gewerkschaftsvertretern — denn das sind ganz im Gegensatz zu den Arbeitern die eigentlichen Repräsentanten der Sozialdemokratie, und sie leben meist nur von der Agitation und dem Gelde, das sie den Arbeitern aus den Taschen ziehen — gemeinschaftlich zu tagen, selbst wenn manche Regierungsbehörden die

Digitized by Google

Hinzuziehung *solcher Leute* aus Unkenntnis des *Milieus* und der vitalen Interessen von Industrie, Handel und Gewerbe einleiten sollten."

Man vergegenwärtige sich das Zeichen, unter dem unser Volk und Vaterland heute stehen, die furchtbare Größe dieser Zeit, — und man wird gestehen müssen, daß sich die angeführten Sätze so leicht nicht überbieten lassen. Ein herzhaftes Selbstbekenntnis!

* Gr.

Militärmusik

Von einem höheren Offizier erhalten wir im Anschluß an unsern Artikel „Soldatenlieder" folgende Zuschrift: „Möchte es doch endlich den maßgebenden Stellen zum Bewußtsein kommen, daß, wie die Soldatenlieder, so auch die Militär-Marsch- und Standmusik mit ihren Abarten oft die einzigen musikalischen Erzieher für die breite Masse des Volkes sind. Was in dieser Hinsicht jahraus und jahrein gesündigt wird, weiß jeder Musikverständige. Es wäre eine vollkommene Verkennung der Tatsachen, wollte man die Militärmusik heutzutage noch als eine ausschließlich für die Truppen bestehende Einrichtung betrachten. An ihr nimmt der Soldat wie der Bürger teil, der seinen redlichen Teil zur Unterhaltung derselben beiträgt. Sie dem Soldaten und damit dem Volk etwa zu nehmen, wäre ein schwerer Fehler.

Soll aber die Militärmusik ihre Aufgabe als musikalisches Bildungsmittel für das Volk voll und ganz erfüllen, so bedarf sie im Hinblick auf die Art der gebotenen Kost einer gründlichen Besserung. Dies kann nur dadurch erreicht werden, daß in erster Linie unsere Musikmeister eine höhere musikalische Bildung erhalten. Die paar Jahre Kommandierung von angehenden Musikmeistern an eine Musikschule, welche man in Erkenntnis der bestehenden Mängel vor einigen Jahren eingeführt hat, genügen im allgemeinen nicht, um aus einem sonst vielleicht recht tüchtigen Hoboisten einen tüchtigen Kapellmeister zu machen; von einer tieferen Geschmacksbildung in der kurzen Zeit und bei dem meist vorgerückteren Alter des Betreffenden kann kaum die Rede sein, wenn man bedenkt, daß das Ohr der Leute vielleicht seit Jahren an die seichte Musik gewöhnt ist, die bei manchen Militärkapellen gespielt wird. Dazu kommt für manche Musikmeister die Schwierigkeit, gute Musik in der richtigen Besetzung zu beschaffen oder selbst zu arrangieren. Da ist es freilich bequemer, einfach in den Kasten nach den alten Noten zu greifen oder wahllos das aufzulegen, was der Verleger zuschickt. Man verlange deshalb von unseren künftigen Musikmeistern das Reifezeugnis der 6. Klasse einer Mittelschule und das Absolutorium einer staatlichen Musikschule, und zwar *vor* dem Diensteintritt, worauf nach entsprechender militärischer Ausbildung und Dienstzeit die Beförderung des Bewerbers zum Offizier erfolgen würde, mit allen Rechten und Pflichten eines solchen. Inwieweit diese Musikoffiziere von mancherlei Frontdienst zu befreien wären, der für die Stellung eines Offiziers nicht angezeigt erscheint, wäre unschwer festzusetzen. Während diese Offiziere in dienstlicher Beziehung ganz dem Truppenkommandeur unterstehen würden, würden sie in musikalischer Beziehung unter die Oberaufsicht einer Zentralstelle zu stellen sein. Die herrlichsten Früchte würde diese Maßnahme zeitigen und unsere Militärkapelle würde ein Volkserziehungsmittel im wahrsten Sinne des Wortes werden." —

Der „Türmer" hat seit Jahren der Militärmusik seine Aufmerksamkeit geschenkt. Man vergleiche noch zuletzt Karl Storcks Aufsatz: „Die Militärkapellen — eine Kulturaufgabe" im Juniheft 1914. Die Forderung des Einsenders nach einer höheren „Bildung" der Musikmeister ist besonders beherzigenswert. Hier liegt ja überhaupt für unser ganzes öffentliches Musikleben ein entscheidender Wendepunkt. Die von der preußischen Regierung geplante Musiklehrerprüfung wird sicher auf das ganze Gebiet einwirken.

*

Geschäftspatriotismus

In erfreulicher Weise hat die deutsche Schuljugend unter Führung ihrer Lehrer dazu beigetragen, daß auf die letzte Kriegsanleihe eine gewaltige Reihe kleiner Sum-

Digitized by Google

men, die sonst unverwertet in den Sparkassen liegen geblieben wären, gezeichnet werden konnte. Sofort machte sich das der findige Geschäftspatriot zunutze. So versendet eine Kasseler Firma an alle Schulen ein sog. Kunstblatt, dessen Herstellung etwa 5 ₰ kostet, an Tausende von Schulen, damit „die Herren Lehrer wie die deutsche Schuljugend ein bleibendes Andenken an dieses geschichtliche Ereignis“ bekommen. Große Bestelllisten mit der Bitte, sie in den einzelnen Klassen umlaufen zu lassen, sind natürlich beigefügt, und als etwas Besonderes ist betont, daß der Preis mit 35 ₰ (!) „so niedrig gestellt ist, damit jeder Schüler, der sich an der Kriegsanleihezeichnung beteiligt hat, in der Lage ist, das Blatt zur Erinnerung an die große Zeit zu erwerben“. Der nicht einmal mehrfarbige, also sehr wohlfeil herzustellende Druck stellt ein paar Schulkinder dar, die der Germania unter Verwendung von Fahne, Eisernem Kreuz und Lorbeerkranz in bekannter Kitschdarstellung geldspendend nahen. Und darunter steht in einem geschmacklosen Türrahmen das Telegramm des Kaisers, daß aus Dank für die Sammeltätigkeit von Lehrern und Schülern „am morgigen Tage der Unterricht ausfällt“. C. B.

*

Wiedergestattung des Dohnenstrichs!

Karl Fröbus schreibt an den „Berliner Lokalanzeiger“:

Es wurde kürzlich berichtet, daß es wieder gestattet sein soll, Krammetsvögel in Dohnen zu fangen (was im Jahre 1908 durch Reichsgesetz verboten wurde), und zwar aus dem Grunde, weil möglichst viel Wild auf den Markt gebracht werden soll. Als genauer Kenner dieser Dohnenstriche kann ich es nur als eine mittelalterliche Roheit bezeichnen, wenn dieser grausame Fang von Vöglein wieder eingeführt wird ... Gegen die weidmännische Jagd, auch von Krammetsvögeln, kann und wird niemand etwas einwenden; aber gegen den Mord von Singvögeln (denn diese kommen ja dabei auch in Frage) muß protestiert werden; denn keineswegs fangen sich nur Drosseln in diesen Dohnen, sondern leider auch sehr viele von unseren wunderschönen Singvögeln. Sie hängen dort mit gebrochenen Beinen und flattern so lange, bis sie elend umkommen. Dadurch wird unser sowieso nicht großer Bestand an Singvögeln selbstverständlich enorm verringert, außerdem aber die Insektenplage vergrößert. Alles dies nur, um den Gaumen einiger Leckermäuler zu befriedigen; denn von einem Volksnahrungsmittel kann man bei Krammetsvögeln doch wohl wirklich nicht sprechen....

*

„Nach Dorpat!“

Als Anfang 1887 in Paris Boulanger und in Petersburg die Panslawisten mit ihren Kriegstreibereien gegen Deutschland hervortraten, veröffentlichte Friedrich Theodor Vischer, der große schwäbische Ästhetiker und Dichter, im März 1887 unter der Aufschrift „Nach Dorpat“ (abgedruckt in „Allotria“, Stuttgart 1892) ein Gedicht, das heute nach dreißig Jahren lebendiger spricht denn je. Es lautete:

„Vom Westen der Hahn
Kräht wild uns an,
Von Norden der Bär
Brummt hintenher.
Wir werden uns wehren
Mit Ehren —
Gegen den Hahnen voll Verdruß,
Daß er noch einmal Schläge haben muß,
Gegen des Bären zottige Brust
Mit Herzenslust.
O dürft' ich's erleben, könnt' ich's schaun,
Wie man die Tatzen, die Raubtierklaun,
Womit er so weithin greift und packt,
Vom überfressenen Leib ihm hackt,
Wie man die Brüder, die er zerbeißt,
Ihm aus dem knirschenden Rachen reißt!“

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Fähnrich

Nach Abbildung in „Kunst, Krieg und Krieger", Neujahrsblatt der Zürcher Kunstgesellschaft. Original in der Öffentlichen Kunstsammlung in Basel

Urs Graf

Digitized by Google

Beilagehalter Neuhaus

XVIII. Jahrg. Erstes Januarheft 1916 Heft 7

Neujahr 1916 · Von Ernst Theodor Müller

Ein neues Schwertjahr stieg aus dunklem Grunde
Im Weltgewitter auf zum Turm der Zeiten
Und prüft erschauernd, wie die Zeiger gleiten
An Gottes Uhr zur großen Schicksalsstunde.

Noch flammt das Kriegsgestirn am Himmelsrunde —
Doch über nachtverhangnen Bergesweiten,
Da ruhlos aufwärts deutsche Fahnen schreiten,
Glüht siegesstill schon heil'ge Morgenkunde.

Wir aber wollen auf den Knien flehen,
Daß nicht vergebens blut'ge Schwerter säen,
Daß nicht umsonst das große Leid geschauert!

Daß heil'ge Saaten trag' die feuchte Erde!
Daß Deutschland weit und stark und herrlich werde,
Frieden zu hüten, der Geschlechter dauert!

Digitized by Google

Die Deutschen zweier Reiche

Von Hermann Kienzl

Das Gespenst des seligen „Römischen Reiches deutscher Nation“ schreckt Leute mit Vernunft nicht mehr. Der Gedanke der deutschen Einheit war in jener schlechten Form zum leeren Wort geworden. Die Nation hatte kaum einen schlimmeren Feind, als ihr „Römisch Reich“, dieses Band der Zwietracht und der Eifersucht. Die deutsche Einheit aber ist mehr als ein historischer Begriff und ist nicht weniger als die Natur selbst. Am Ende bedingt die Natur der Dinge deren geschichtliche Entwicklung; doch weil diese nicht immer gradaus, sondern oft auf Umwegen, durch Irrungen und Wirrungen vor sich geht, wäre es verblendet, jeden jeweiligen Übergangszustand für den allein naturgemäßen zu halten. Die natürliche Einheit eines Volkstums überdauert die staatlichen Formen, Bindungen und Entzweiungen. Wie Bismarck am 14. April 1895 zu den Steiermärkern in Friedrichsruh sagte: Wir (ich zitiere sinn-, nicht wortgetreu aus dem Gedächtnis!) haben miteinander gerauft, aber die Natur will es, daß wir doch immer wieder zusammenkommen. — Und jetzt bestätigt es die Zeit. Alle empfinden, daß diese Waffenbrüderschaft auf den Kampfplätzen des Weltkriegs noch etwas anderes ist, als ein Bündnis der Reiche. Daß die Gemeinschaft tiefer wurzelt: in dem alleinzigen Vaterlande des Deutschtums nämlich. Die nationale und die staatliche Selbständigkeit der Madjaren, die Eigenberechtigung der slawischen Völkerschaften Österreichs soll von keinem Gelüsten vergewaltigt werden. Genug, daß die Mitbürger fremder Zunge, teils bewußt, teils unbewußt und sogar theoretisch widerstrebend, in Österreich-Ungarn einen großen Faktor der europäischen Zentralgewalt erhalten helfen. Ihr engeres Interesse ist dabei geradeso am besten gewahrt, wie das der Türken und Bulgaren im Schutz- und Trutzbündnis mit denselben Zentralmächten. Doch den Deutschen hüben und drüben ist die freudige Erkenntnis gewährt, daß das Deutschtum zweier Reiche die Grundlage und die unzerstörbare Bürgschaft der Waffen- und der Reichsbrüderschaft ist; die Grundlage und die Bürgschaft unserer militärischen und politischen und kulturellen Bedeutung für die Welt.

Man braucht nicht kleinlich die häßlichen Einzelerscheinungen im tschechischen und ruthenischen Lager zu überschätzen, um den deutschen Kern des österreichischen Bündniswertes richtig einzuschätzen. Wohl aber sagt uns die Logik der Selbsterhaltung, daß die Hut und Pflege des Deutschtums in Österreich nicht bloß eine deutschösterreichische Angelegenheit, daß sie vielmehr mit den Lebensinteressen der ganzen deutschen Nation innig verbunden ist.

Töricht gebärdete sich zuweilen die Überhebung der Kannegießer, die sich gehässig über manche Erscheinungen panslawistischen Verrätertums in Österreich das Maul zerrissen, ohne zu bedenken, ob sie selbst, die im Nationalstaate Gesicherten, jemals auch nur einen verständnis- und teilnahmevollen Gedanken, geschweige denn helfende Tatkraft dem eigenen Volkstum im anderen Reiche gewidmet hat-

Digitized by Google

ten. Die Deutschen Österreichs sind seit Jahrhunderten aller Deutschen Vorhut im Südosten. Für alle Deutschen beschützten, verteidigten sie Grund und Boden und die im deutsch-österreichischen Bündnis umgrenzte politische Sphäre. Allen Deutschen kommt in unserer weltgeschichtlichen Zeit zugute, was die Deutsch-österreicher erreicht und erhalten haben: die Bündnisfähigkeit und Schlagkraft Österreichs. Statt das Gegebene mit einsichtsloser Kritik herabzusetzen und den Österreichern — mit viel mehr eitler Selbstliebe, als Billigkeit — die bequemeren Verhältnisse des deutschen Nationalreiches triumphierend entgegenzuhalten, sollte der Bürger des Deutschen Reiches sich bemühen, der geschichtlichen Leistung der Deutschen Österreichs in Dankbarkeit gerecht zu werden.

Doch mit dem Verständnis für diesen Teil der allgemeinen deutschen Sache ist es in Reichsdeutschland noch ziemlich übel bestellt. Der Preuße zumal hat seinen politischen Sinn gouvernemental gedrillt; daher macht er sich dumm vor seinen eigenen Volkssorgen, sobald sie jenseits der Reichsgrenzen in Erscheinung treten. Nur um Gottes willen keine Einmengung — auch nicht mit zollfreien Gedanken! — in die „innerpolitischen Angelegenheiten eines fremden Staates"! Es muß als eine der wohltätigsten Wirkungen des furchtbaren Krieges und der deutsch-österreichischen Kameradschaft in den Schützengräben erwartet werden, daß diese lächerliche Ängstlichkeit einer naturgemäßen besseren Gesinnung Platz mache.

Auch das offizielle Österreich-Ungarn kann künftig nicht mehr mit Argwohn Regungen und Strebungen verfolgen, denen es in den schwersten Zeiten einen unbegrenzten Dank schuldig wurde. Diese Regungen und Strebungen der deutschgesinnten Österreicher haben sich überdies, insofern sie vormals blind geschwärmt haben mochten, in der eisernen Schule des Kriegs geklärt. Weder hüben noch drüben rüttelt fürderhin irgendeine Sehnsucht an dem Staatsbestande Österreich-Ungarns. Gerade die es mit der Einheit der deutschen Nation am besten meinen, wünschen sie dauernd durch die staatspolitische Verbindung der zwei Reiche verbürgt und gesichert. Nicht nur als eine geschichtliche Überlieferung liebt der Deutsch-österreicher sein Österreich, — er erblickt auch in Österreich-Ungarns ungeschmälertem Bestehen die größte Nutzbarkeit für die Macht- und Kulturfülle des gesamten Deutschtums.

Nutzbarkeit, die freilich noch ganz anders als bisher genutzt werden muß! Die österreichischen Staatslenker haben seit 1879 mit ihrer innerpolitischen Deutschfeindlichkeit eine panslawistische Saat ausgestreut, deren Ernte, jetzt während des Krieges, ihr Gewissen erschüttern mochte ... Noch freilich war dieses alte Österreich deutsch und österreichisch genug, daß es der bösen Geister Herr werden konnte. Doch bestimmte Vorgänge, die nun durch den Hochverratsprozeß gegen Kramarsch, den anerkannten parlamentarischen Führer der Tschechen, die öffentliche Signatur erhalten, können selbst an minderbegabten Staatsmännern nicht ohne Wirkung bleiben. Kein Deutscher Österreichs denkt an die Unterjochung der slawischen Mitbürger, an eine gewaltsame Germanisation slawischer Gebiete. Im Gegenteil, es sind die Deutschösterreicher heute mehr denn je bereit, eine Treuga Dei mit allen vaterländischen Slawen zu besiegeln. Doch die Hingebung an das Ganze, die sie selbst leisten, verlangen sie auch von den anderen, — und von den

Digitized by Google

Ministern ihres Staates zum mindesten die Gewißheit, daß ihnen nie wieder der Gottesfriede im Munde als ein Vorwand dienen werde, Ansprüche zu fördern, die das Deutschtum Österreichs und den Staat verderblich treffen. Es war einer der leuchtendsten Patrioten Österreichs, der Freiherr von Dumreicher, der einst das Wort sprach: „Wer in Österreich als Deutscher seine nationale Schuldigkeit tut, verteidigt damit, ob man ihn berücksichtigt oder nicht und ob man ihm dankt oder nicht, den österreichischen Staat.“ Das ist nur eine Selbstverständlichkeit; doch es bedurfte eines die Grundpfosten der Donaumonarchie erschütternden Weltkrieges, daß das Selbstverständliche den Regierenden in Österreich verständlich wurde.

Ist es ihnen heute verständlich? Der österreichische Ministerpräsident Graf Stürgkh verurteilt das österreichische Abgeordnetenhaus seit Kriegsbeginn zu einer Passivität, derengleichen nicht einmal der kleinste aller kriegführenden Staaten seinem Parlament zuzumuten wagte. Die österreichischen Abgeordneten haben seit dem Sommer 1914 zwar Mandate, aber tatsächlich weder Sitz noch Stimme. Fürchtet Graf Stürgkh den Eindruck, den die Einberufung des Reichsrates um deswillen hervorriefe, weil gar mancher Sitz unbesetzt bleiben müßte? Man weiß doch ohnedies, welche panslawistischen Abgeordneten derzeit hinter Schloß und Riegel sitzen, wenn sie nicht vorzogen, rechtzeitig den Staub des von ihnen verratenen Vaterlandes von den Füßen zu schütteln ... Die Ohnmacht des österreichischen Parlaments hat zur Folge, daß nur der Volkswille der einen Reichshälfte zum Ausdruck gelangt und Ungarn durch seinen Tisza vor dem Auslande auch für das mundtote Österreich spricht. Das mindert das moralische Gewicht Österreichs und der Monarchie. Außerdem wird durch die Zaghaftigkeit der österreichischen Regierung ein nicht wiederkehrender Augenblick für die Anbahnung einer gesunden österreichischen Nationalitätenpolitik versäumt, — der Augenblick nämlich, der die Geister unter dem ungeheuren Druck weltgeschichtlicher Ereignisse zusammenschweißen könnte. Es darf heute nicht kritisch untersucht werden, welche Verantwortung Graf Stürgkh, von dem man weiß, daß er im Amte zu bleiben wünscht, mit seiner Sphinxrolle auf sich nimmt. Doch ganz allgemein sei das eine gesagt: Würde der große Moment ein winziges Geschlecht von österreichischen Regierungskünstlern hervorbringen, so kämen die blutigsten Opfer um einen Teil ihres Segens.

Das ist eine gewiß nicht bloß österreichische Sorge! Sie bedrückt auch die reichsdeutschen Politiker, die es für pflichtgemäß dringend erachten, die Lösung eines der wichtigsten Zukunftsprobleme, als welches die wirtschafts- und zollpolitische Einheit des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns anzusehen ist, rechtzeitig vorzubereiten. Der Zollunion stehen manche ernste Schwierigkeiten im Wege. Um sie unter Schonung berücksichtigenswerter Interessen möglichst aus dem Wege zu räumen, sind reichsdeutsche, österreichische und ungarische Abgeordnete und Vertreter großer Handels- und Industriegruppen schon vor Jahr und Tag miteinander in Fühlung getreten. Sie gingen von zweierlei Gesichtspunkten aus; von der Überzeugung, daß die unvermittelte Einführung einer vollkommenen deutsch-österreichischen Zollunion manche große, in jahrhundertelanger Arbeit

Digitized by Google

emporgebrachte Betriebe und Erwerbszweige vernichten würde. Also müsse der Weg zum Ziele durch Zwischenzölle und Übergangsstadien gehen. Daneben aber stand die Überzeugung, daß nur dann, wenn die Zentralmächte in Hinkunft auch als wirtschaftspolitische Einheit den feindlichen Völkern und Staaten gegenüberstehen, verderbliche Folgen des Krieges hintangehalten werden können. Denn kein noch so günstiger Friedensvertrag wird Deutschland, Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien gegen die dauernde wirtschaftspolitische Feindseligkeit der Entente schützen. Die einzige Möglichkeit, einer solchen Verschwörung wirksam zu begegnen, ja, ihr allen bösen Einfluß zu rauben, besteht in der machtvollen Organisation unseres eigenen großen Wirtschaftsgebietes. Daß hierbei Zeit nicht zu verlieren ist, darüber belehrte des englischen Ministers Interpellationsbeantwortung im Londoner Unterhaus. Man möge den Regierungen des Vierverbands, sagte Lord Asquith, ruhig vertrauen; sie hätten bereits alle nötige Vorsorge getroffen, ihrer Wirtschaftspolitik nach dem Kriege die erwünschten Wege zu sichern...

Trotz anfänglicher Hemmungen und den Quertreibereien sehr egoistischer Grüppleinführer machte die deutsch-österreichische wirtschaftspolitische Verständigung in der letzten Zeit hoffnungsvolle Fortschritte. Es kam zur Gründung eines „Deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverbandes", der, vornehmlich aus hervorragenden Mitgliedern der drei Parlamente bestehend, zuerst in Salzburg, dann in Dresden fruchtbar tagte. Nun aber ist gewiß die Frage berechtigt: Welches Gewicht ist den Worten und Entschlüssen von Volksvertretern beizumessen, die, wie die österreichischen, zur verfassungsmäßigen Vertretung ihres Volkes keine Gelegenheit haben? Was denn sind Parlamentarier ohne Parlament? Will die Wiener Regierung, indem sie noch länger auf den Reichsrat verzichtet, die Kräfte schwächen und lähmen, die bereit sind zu einem bedeutungsvollen vaterländischen Werke? Die zollpolitischen Fragen sollen ja nicht vor ihrer Reife in die Parlamente getragen werden; doch bleibt die österreichische Volksvertretung weiterhin ein „idealer Begriff", so muß die Geltung der österreichischen Volksvertreter schwinden und ihr Einsatz bei den Vorverhandlungen fragwürdig werden.

Zurzeit freilich ist freudig wahrzunehmen, daß zwischen den Parlamentsmitgliedern des Deutschen Reiches und denen Österreichs eine deutsch-brüderliche Annäherung sich vollzieht — und zwar nicht bloß auf dem Boden der wirtschaftspolitischen Interessen. Vor kurzem hat in einer großen Versammlung des Vereins „Frei-München" unter dem Vorsitz des deutsch-fortschrittlichen Abgeordneten Müller-Meiningen ein Führer der alpenländischen Deutschösterreicher, der Abgeordnete Dobernig, gesprochen. Hätte doch die gesamte deutsche Presse im Norden den aufklärenden Worten dieses Österreichers volle Beachtung geschenkt! Sie würde damit zum Verständnis der deutsch-österreichischen Frage Wesentliches beigetragen haben. Dobernig erklärte das österreichische Staatsproblem und das deutsche Volksproblem in Österreich. Er feierte das Blutsbündnis der Reiche und sagte dann u. a.: „Schon sind grundlegende Vorarbeiten und gewisse Richtlinien für die Zukunft festgelegt worden. Solange der Krieg tobt und solange die künftigen Grenzveränderungen nicht bekannt sind, kann man sich mit Einzelheiten nicht beschäftigen. Man darf jedoch von dem einheitlichen

Digitized by Google

Willen sprechen, den Bündnisvertrag von 1879 zu erweitern und zu vertiefen."

Einem zweiarmigen Wegweiser glichen Dobernigs Andeutungen. Der Finger des einen Arms zeigt nach der wirtschaftspolitischen, — der des anderen nach der militärischen Vervollkommnung des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses. Nicht auf dem einen oder anderen, nein, auf beiden Wegen werden die zwei Reiche zu dem Ziel gelangen, das ihnen und der weltpolitischen Stellung des gesamten Deutschtums die Zukunft sichert.

Abgesang · Von Erich K. Schmidt

Die goldnen Blätter sind längst gefallen,
Der Sommer entschwamm wie ein trauriger Schwan.
Die grauen Nebel brodeln und wallen
In Tälern und Tiefen und machen aus allen
Farben und Düften traumweiten Wahn.

Die Winde stoßen mit frostharten Händen
An Fenster und Türen, die Gram umdroht.
Der Himmel zuckt von fernen Bränden,
Von Flammen, die keine Wärme spenden,
In einem falben, dumpfen Rot.

Und hinter nächtlichen Türen schließen
Kinder die Hände zu stummem Gebet;
Frauen beugen sich tief auf die süßen,
Frommen Gesichter ... Gedanken grüßen
Den, der kämpfend im Felde steht.

Es kommen nun die grauen Tage,
Darin kein lichter Funke kreist —
Doch ferne ragt, verhüllt und zage,
Wie eine schöne fremde Sage,
Der Frühling, der da Friede heißt.

Digitized by Google

Tiene Wollers Opfer

Skizze von Hans Fr. Blunck

Als Tiene Wollers aus der Stadt zurückkam, wußte sie, daß sie Mutter wurde.

Sie ging langsam, wie betäubt, vom Bahnhof über den Landweg ins Elbdorf zurück, atmete tief und schwer und wußte doch nicht, wie sie es fassen sollte.

Sie hatte wenig Angst und Scheu vor Vater und vor den Menschen, obwohl sie wußte, daß das noch kommen würde mit dem Gang der Wochen. Sie versuchte einzig sich selbst zu prüfen und Rechenschaft abzulegen. Sie rang nach klaren Gedanken, nach irgendeinem Entschlusse oder Ausweg, aber ihr Kopf war dumpf, und das Blut drängte in harten Stößen durch die Schläfen, daß die Augen fast blind wurden.

Ihr Vater? Sie hatte keine Angst, ihn zu verlassen, wenn die Not kam. Sie hatte eine einsame, unbeugsame Art und keine Furcht vor der Fremde. Selbst wenn sie daran dachte, daß etwas zerbrechen würde in ihnen beiden, wenn sie ging.

Das andere war schwerer. Was würde Hinnerk Niels sagen, wenn er davon erführe? Der wollt' ja wieder in den Krieg.

Einmal dachte sie daran, es zu machen wie Nette Smeed, die mit dem Bauern zur Nottrauung gegangen war, um ihrem Kind einen ehrlichen Namen zu geben. Der Gedanke ließ sie nicht los, beschäftigte sie eine ganze Weile. Sie hatte eigentlich mit Hinnerk Niels besprochen, nicht vor Ende des Kampfes zu trauen. Dann wollte sie mit ihm auf sein Schiff gehen, und sie wollten zusammen fahren.

Aber nun, — ja, wenn Hinnerk Niels jetzt heiraten wollte? Sie fühlte, sie könnte ihn wohl überreden, er würde nicht nein sagen, wenn sie bat. War auch wohl besser für das Kind und für sie.

Das Mädchen mußte auf einmal in sich hineinlächeln. So sonderbar war's, ohne Angst und Scham. Sie freute sich fast über das, was sie Hinnerk geben durfte. Sie wußte, er würde erst etwas erstaunt und verwundert tun. Aber dann würde er lachen über alle beide, eigentlich über alle drei.

Sie sah den Schiffer in ihrer Stube, in der guten Stube bei Vater, und zwischen ihnen spielte etwas Zwitscherndes, Krähendes. Hinnerk Niels machte verwunderte Augen und griff täppisch nach dem Kind, aber sie stieß ihn zur Seite. „Du zerdrückst mir's nur, du, du, — du verstehst nichts davon!" Dann lachten sie beide.

Tiene Woller fröstelte.

Der Herbstnebel stand grau zwischen den Eschen. Der Weg von der Bahn zum Elbdorf war lang und einsam.

Ihr fiel plötzlich ein: Wann wollte Hinnerk Niels fahren?

„Morgen, ja morgen geht's zur Schlacht!" hatten die Urlauber heute früh gesungen. Sie schauderte ein wenig. Wenn er morgen fuhr, — war's dann noch Zeit genug? Wenn sie gleich einmal mit ihm sprach? Wohin er wohl ging? Er tat so ungeheuer geheimnisvoll.

Digitized by Google

Die dunkle Marscherde war feucht und glatt. Die weichen grünen Eschenstämme schienen aus Nebel geballt, aus tropfendem, rinnendem Nebel.

Und wenn Hinnerk morgen früh fort mußte und sie ihn heute nicht mehr sah, was dann? Das Mädchen empfand plötzlich eine riesengroße Angst, aber mitten in all ihren Gedanken blieb ein sonderbarer, herber Widerspruch: Wie sollte Hinnerk Niels kämpfen, wenn er Frau und Kind zu Hause hatte? Konnte er denn noch schießen und schlagen, wenn er an daheim denken mußte? Waren viele Verheiratete draußen, aber sie wußte, Hinnerk hatte einen ganz besonderen Kampf, irgend etwas Geheimnisvolles, Grauenhaftes. Sie stellte sich immer vor, daß er mit dem Unterseeboot in England landete, nachts durch die Städte schlich, etwas Fürchterliches tat und am frühen Morgen wieder in die See tauchte.

* * *

Hinnerk Niels war bei ihrem Vater, als sie heimkam. Er stand schwerfällig auf, gab ihr die Hand und lachte ihr weich und glückhaft zu. Sie wunderte sich, wie verändert sein hartes Gesicht war, fühlte sich plötzlich wieder tief unglücklich und hätte am liebsten laut aufgeweint, sie wußte selbst nicht warum. Er sah's ihr wohl an, nickte ihr vertraulich zu und suchte nach Worten.

Der alte Wollers stand am Fenster und schaute prüfend auf seine Tochter, so daß die den Blick niederschlagen mußte.

„Hinnerk sagt, —" begann er langsam, „Hinnerk sagt, — wenn er diesmal davonkommt, will er sich nicht wieder freiwillig melden." Er schwieg eine Weile und schaute lange auf das Mädchen. „Er sagt, wenn er diesmal zurückkommt, wollt ihr trauen?"

Tiene Wollers sah auf ihre Schürze und nickte. „Wenn er zurückkommt!" gellte es in ihren Ohren und brauste wie ein Sturm durch all ihre Gedanken.

„Komm bald zurück, Hinnerk!"

Er nickte. Die drei Menschen schwiegen lange. Da nahm der Bursche seine Mütze vom Haken und gab ihr treuherzig die Hand. „Kommst noch ein Stück mit, Tiene?"

Sie wußte, er fühlte sich unruhig in Vaters Gegenwart, es lag zu viel zwischen ihnen beiden. Aber ihr war, als wären ihre Glieder erlahmt. Müde war sie, todmüde. Und schlafen mußte sie, um über alles zur Ruhe zu kommen. Sie wußte nur zu gut, daß sie alles sagen müßte, wenn sie mit ihm allein war, und sie fürchtete sich plötzlich davor.

„Ich — ich kann heute nicht, Hinnerk."

Er sah enttäuscht auf. „Komm doch, Tiene!"

Aber das Mädchen schüttelte hartnäckig den Kopf, ohne ihn anzusehen.

„Wenn du wiederkommst, Hinnerk. Geh heut', — aber komm doch wieder!"

* * *

Im Zimmer war's dunkel geworden, nur die Tapeten und die weißen Tellerborte glänzten grau. Der Fischer stapfte nachdenklich auf und ab und sog an der Pfeife. Tisch und Stühle schienen sich zu ziehen und zu verrücken mit jeder seiner Bewegungen.

Digitized by Google

Fern durchs Fenster glänzten die Lichter des Dorfes, und jedesmal, wenn Tiene Wollers aufblickte, schien's, als sprängen alle Lichter zum Himmel hinauf. So merkte sie, daß sie feuchte Augen hatte.

„Na, mein Deern —" Der Alte blieb stehen, legte seine Hand zärtlich auf ihr Haar, so wie er's nie getan hatte

„Lütte Braut!" lachte er. „Mußt nicht traurig sein, — er soll wohl wiederkommen!"

Dem Mädchen war, als müsse sie aufkreischen und sich wehren gegen seine Berührung. Aber sie biß die Lippen zusammen und neigte den Kopf tiefer über die Schürze.

Da wollte er trösten und sagte das Härteste.

„Uns Land hat ihn nötig, Tiene, — ihr Mädchen dürft sie nicht traurig machen, wenn unsere Jungs gehen." Und nach einer Weile: „Ist Krieg, Kind, jeder hat sein Teil zu tragen."

„Uns Land ist in Not, Vater?"

„Ja, Deern, wir haben alle nötig!"

Als Tiene Wollers in ihre Kammer ging, spielte das Licht der Straßenlaternen hell auf der weißen Hand. Tiene Wollers ließ sich auf den Bettrand nieder, sie war fast zu müde zum Auskleiden. So sonderbar war's, zum erstenmal wußte sie, daß sie nicht allein war, daß sie Hinnerks Kind trug, ganz heimlich, kein Mensch wußte davon.

Und wenn die Menschen erst davon wüßten? Sie war plötzlich zu feige, es zu Ende zu denken. Wenn Vater davon wußte? Wie in körperlicher Angst schrak sie zusammen. Warum hatte sie's doch nicht an Hinnerk gesagt? Vielleicht war's noch möglich, zum Amt zu gehen. Es ist gleich erledigt, hatte Nette Smeed gesagt, nur eben erklären und unterschreiben Ihre Ohren klangen vor Müdigkeit. Des Kindes wegen war's ja, nicht ihretwegen.

Warum hatte Vater auch nichts gesagt, hätte der's nicht raten können? Ach, der wußte ja nicht, wie's um sie stand. Und es wäre so wohl, einen Vertrauten zu haben.

Aber Hinnerk ging ja morgen, der durfte keine Sorgen haben. Der hatte etwas Großes vor, sicher etwas ungeheuer Großes, Geheimnisvolles. Und wenn sie's ihm doch sagte? Ihr fiel wie ein Schrecken ein, was ihr Vater gesagt hatte: „Uns' Land hat sie nötig, Deern, ihr dürft sie nicht traurig machen, wenn sie gehen!"

Sie wehrte sich noch, es war so schwer, sie allein mit allem zu beladen. „Ist Krieg, Kind, hat jeder sein Teil zu tragen!" Tiene Wollers stand leise auf und ging in die äußerste Ecke des Zimmers. Ihr war, als sei ein Schatten vor dem Laternenschein gewesen, ein Schritt, leise und vorsichtig, im Garten vor dem Fenster.

„Ihr müßt sie nicht traurig machen", hörte sie noch einmal Vater sagen. Sie sah in Gedanken Hinnerk Niels durch irgendeine englische Stadt gehen, ganz vorsichtig und schlau. Natürlich, der durfte keine Sorge haben. Sonst dachte er vielleicht an das Kind, wenn's darauf ankam, wenn er sich mit den Englischen schlagen mußte. Sie stellte sich vor, er könnte sich gefangen geben, wenn er an

Digitized by Google

das Kind dachte, er könnte Angst haben und den andern Schande bringen, all denen, die sich auf ihn verließen.

„Uns' Land ist in Not, Vater?"

„Ja, Deern!"

Wer war's, der's sagte, — oder hatte sie's nicht gehört? Stand Vater vorm Fenster? Großer Gott, — das war Hinnerk, der gekommen war. Und jetzt klopfte er an die Scheiben. Der wollt' wohl wissen, wie's mit ihr stand. Wollte er das nicht? Und sie wußte, daß sie ihm alles sagen müßte, wenn er fragte. Aber das durfte er ja nicht, durfte er nie erfahren. Komm wieder, Hinnerk, — später, Hinnerk!

Sie lehnte sich mit klopfendem Herzen gegen die Wand und suchte sich im Schatten zu bergen. Nur jetzt nicht, jetzt nichts sagen, — warten, bis er wiederkommt!

Sie lauschte eine lange Weile, der Schatten draußen rührte sich nicht. Tiene Wollers biß die Zähne zusammen und preßte beide Hände aufs Herz, als könnte der da draußen es schlagen hören.

„Sie haben ihn nötig, Deern!"

„Ja, Vater!"

Sie stöhnte leise voc unfaßlicher Angst und Verzweiflung. Ihre Augen waren blind, sie wußte kaum, ob er noch vorm Fenster war oder nicht.

„Das Kind, Tiene, — das Kind!"

Da kamen Schritte auf der Straße, und als sie aufblickte, war Hinnerk Niels gegangen.

„Ihr dürft sie nicht traurig machen!"

„Uns' Land ist in Not, Vater?"

„Ja, Deern!"

Krieg! · Von Karl Frank

Jeder Morgen ruft zu neuem Streite,
Geht voran mit glutumlohtem Scheite,
Winkt zum Sturm mit feuerroter Fahne,
Weckt die eisenspeienden Vulkane —
Und sie brüllen: Krieg!! ...

Jeder Abend wird zur Totenfeier,
Tausend geh'n im schwarzen Witwenschleier,
Die der Tag noch sah in heller Tracht —
Hinterm dunklen Leichenzug der Nacht
Geht ein Weinen: Krieg! — — —

Digitized by Google

Weltkrieg, Bagdadbahn und wirtschaftliches Weltbild

Von Dr. Frhrn. v. Mackay

Es ist klar, daß alle die vielgestaltigen und weitläufigen Erscheinungen, Entwicklungsgänge und Krisenbildungen eines weltumspannenden Völkerringens von der titanischen Größe des gegenwärtigen in einen umfassenderen Rahmen eingestellt und in anderen zeitlichen und räumlichen Gesichtsbreiten und -tiefen betrachtet werden müssen, als etwa der Kampf von 1870/71 oder irgendeiner der nachfolgenden kolonialen oder imperialistischen Kriegszüge. Es handelt sich nicht nur um großmächtliche, sondern auch um weltwirtschaftliche Entscheidungen von unvergleichlicher völkergeschichtlicher Erschütterungs-, Zersetzungs- und Umbildungsgewalt. Im elementaren Zusammenprall dieser Kräfte muß aber, wie es gerade heute mit größter Schärfe deutlich wird, der schließliche Fall der Würfel davon abhängen, auf welcher Seite der großen Kampfgruppen der Vorteil der Verfügung über ein der Gewalt und dem Umfang des Krieges gemäßes weiträumiges, festländisches Operationsgebiet von geographischer Geschlossenheit, körperschaftlicher Gliederung und Einheitlichkeit liegt, das, versehen mit allen natürlichen, wirtschaftlichen und politischen Hilfsquellen, den Anforderungen eines solchen Riesenkampfes auf jeder Linie entspricht. Dieses Problem in möglichst vollkommener Form zu lösen, diese ausschlaggebenden Trümpfe sich zu sichern, haben die Mittelmächte in wohldurchdachter Vereinheitlichung des Kriegsplans und der staatsmännischen Strategie zur rechten Zeit mit dem Durchbruch der serbischen Balkansperre sich angeschickt. Zum erstenmal in der Weltgeschichte ist ein großes Staatenbündnis geschaffen, dessen Machtgebot sich geschlossenen Zuges von der Nordsee bis zu den syrischen Toren des Mittelmeers und den persischen Einbruchspforten des Indischen Ozeans erstreckt, und das die christlichen Nationen Mitteleuropas mit der Welt des Islam in einem gewaltigen Block politischer und wirtschaftlicher Gemeinbürgschaft von gleich großem statischem Schwergewicht wie dynamischem Leistungsvermögen zusammenschließt.

Die vornehmste Stoßrichtung dieser neuen Vierbund-Organisation ist bekannt und vielberedet: ihre Spitze kennzeichnet das Schlagwort: Ostende—Bagdad! Sie wendet sich gegen Englands Weltherrschaft zur See und deren auf Frankreich, Italien und eine Kette von Flottenstationen sich stützenden Brückenbau nach Indien; sie stellt der Londoner Blauwasserschule das Prinzip entgegen: Landfestigkeit bricht Wogengewalt! Die Briten mögen, mit ihrer Flotte und mit Schwärmen von Transportschiffen umherfahrend, den Siegeszug der Mittelmächte gen Osten und den Triumph des türkischen Sichelhalbmonds mit dem deutschen Stern zwischen den Hörnern, wo immer sie wollen, bei Saloniki, an der kleinasiatischen Küste, bei Alexandrette oder in Palästina aufzuhalten versuchen: sie werden überall auf

Digitized by Google

Granit beißen, bestenfalls einige dem Meer vorgelagerte Außenwerke der Bundeslandfeste vorübergehend in ihren Besitz bringen, niemals aber in deren Wälle, Bann und Burgfried eindringen können. Denn während die Mittelmächte, kraft der Niederlegung jenes serbischen Walls, die unmittelbare Rückendeckung der in der physischen Masse unerschöpflichen, in der moralischen Leistungsfähigkeit neuerdings glänzend erprobten osmanischen Streitkräfte, ja der gesamten islamischen Welt gewinnen, deren Eifer für die Sache des Heiligen Kriegs desto mehr wachsen muß, je mehr sich das Schwergewicht der Kriegskrise nach dem nahen Osten und dessen asiatischer Peripherie verlagert, öffnet sich umgekehrt der Türkei das große mitteleuropäische Kriegsarsenal, um vermöge dieser Stütze und der Neubelebung des Blutumlaufs in allen Adern ihres Wirtschaftskörpers unbesieglicher denn je zu werden.

Damit hebt sich die wirtschaftliche Dominante in der Fuge des verwickelten Problems schon deutlich hervor. Dr. Wrabec, derselbe, der im chinesischen Feldzug auf der Seymour-Expedition die Sturmfahne vorantrug unter der von England ausgegebenen Parole: Die Deutschen an die Front! hat jüngst in der von Professor Zoepfl herausgegebenen Sammlung verkehrswissenschaftlicher Abhandlungen ein Werk herausgegeben: „Flotten- und Kohlenstationen." Er legt darin besonderen Nachdruck auf Klarlegung des Unterschiedes zwischen den politischen Horizonten des Land- und des Seemanns: jener ziehe nur ein mehr oder minder beschränktes Landgebiet in den Gesichtskreis seiner Betrachtungen, dieser sei durch seine weiten Reisen befähigt, die großen Zusammenhänge des politischen Geschehens klarer als andere Berufsstände zu erkennen. Grundsätzlich ist das zweifellos richtig; aber wie so manche alte Wahrheiten bedarf auch diese der Nachprüfung auf Umbildung mancher ihrer Werte im Strom des großen, das gesamte Verhältnis zwischen Mensch und Erde umformenden weltgeschichtlichen Entwicklungsprozesses. Die Politik des Weltverkehrs zu Land denkt heute in Kontinenten, genau so, wie diejenige des Weltverkehrs über See. Der Organismus der erdumspannenden Seeverkehrsstraßen ist in allen Hauptadern durchgebildet. Dagegen bleibt es die Aufgabe des 20. Jahrhunderts, ein ähnliches großzügiges Verkehrsnetz über die Festlandsweiten zu breiten, jedoch unter durchaus unähnlichen Voraussetzungen, Entwicklungsbedingungen, Zielstrebigkeiten. Der Großschiffverkehr zieht seine Kreise von irgendeinem Handelsbrennpunkt zu fernliegenden Küsten und vermittelt in der Hauptsache nur die Warenaustauschbedürfnisse entlegener Gebiete, zwischen denen er kühnen Griffs fliegende Brücken schlägt; Zwecke und Ziele der kulturwirtschaftlichen Durchdringung und Machtschöpfung verbinden sich ihm nur mittelbar und meist nur im Fall kolonialer Gründungstätigkeit des Staates, dessen Flagge die Handelsflotte führt. Die Politik des Schienenwegebaus in ihren modernen großräumigen Horizonten hat andere Wurzeln und Gesetze. Das Endziel ist ihr nur eine allgemeine Orientierung: die Kompaßeinstellung eines verwickelten imperialistischen Weltwirtschaftsplans. Die Verwirklichung ihrer Ideen geht stufenweise von der „friedlichen Durchdringung" der nächstliegenden Gebiete aus, deren Verkehr und Wirtschaft dem Unternehmerstaat angegliedert werden soll. Bei der weiteren Vorwärtsbewegung nach diesem

Digitized by Google

Prinzip bildet so der eiserne Strang und Pfad gleichsam nur die Draht-Hauptstromleitung einer großen Überlandzentrale, die tausend mannigfache Betriebe des durchzogenen Gebiets in Gang zu bringen bestimmt ist. Das Charaktermerkmal dieses Systems ist also sein Anpassungsvermögen, Gestaltungs- und Organisationstrieb; friedlich werbend und schrittweise vordringend will es die Lebensformen fremder Wirtschaftsgebiete der überlegenen Kultur einer Großmacht und des gesamten Gesittungskreises, in deren Sonne sie steht, angleichen.

Angesichts der Fülle von kritischen Betrachtungen, die den praktischen Aufgaben und der kulturwirtschaftlichen Mission der Bagdadbahn gewidmet worden sind, bedarf es gewiß keiner näheren Darlegung, wie sehr gerade dieses Unternehmen als ein Schulbeispiel solcher modernen Formen verkehrspolitischer und weltwirtschaftlicher Organisationsstrebigkeiten erscheint. Die Projizierung der Grundlinien des Problems auf die heutigen Kampfgegensätze zwischen Deutschland und England führt nun aber logisch zur Würdigung einer anderen, weniger beachteten Faktorenreihe. Das so viel zitierte Wort von der Dreieinigkeit des Kriegs, des Handels und der Piraterie fußt auf der Erfahrungstatsache politischer Moral, daß alle Völker, deren nationale Machtausdehnung einseitig auf der Herrschaft über Woge und schwimmende Ware sich begründet, in den Bann eines sittlich zersetzenden, das nationale Lebensmark aufzehrenden rein kommerzialistischen Denkens geraten. Die dem Britentum der Gegenwart aufgedrückten Brandmale des „Krämersinns", der Schacherpolitik, des echtes heldisches Ethos vernichtenden Händlergeistes erscheinen in materiell-entwicklungsgeschichtlicher Betrachtungsform schließlich nur als notwendige Folgen der geographischen insularen Vereinsamung Englands, die es auf die Eroberung der Meere hinaustrieb und es verführte, den dort winkenden leichten Händler-Spekulationsgewinn über den Ertrag der schweren Arbeit des Landmannes zu setzen und so mit dem Zerfall des Ackerbaues das Granitfundament aller staatlichen Machtschöpfung verwittern zu lassen. Deutschland wird gewiß auch weiterhin auf seinem Werdegang zu Weltmachtgröße des Mahnworts eingedenk bleiben: Navigare necesse est! Aber es wird dabei niemals der heilsamen, durch das abschreckende britische Beispiel verstärkten Lehre und Warnung vergessen, daß die einschichtige Begründung eines Staats auf das Imperium pelagi und auf schrankenlosen Welthandel nach den Prinzipien eines Adam Smith mit den Entwicklungsbedingungen einer innerlich unabhängigen, fest auf eigenen Füßen stehenden nationalen Gemeinschaft unvereinbar ist, und daß ein solches politisches Gebilde, das seine organische Gebrechlichkeit durch die künstlichen Mittel der Aufhetzung anderer Nationen gegeneinander und den Kauf ihrer Dienste für die eigenen Machtzwecke zu verdecken geradezu gezwungen ist, unaufhörlich als zersetzendes, Unruhe stiftendes Element der Völkergesellschaft wirken muß. Deutschland wird der überseeische Güteraustausch stets nur ein allerdings sehr wichtiges und unentbehrliches Hilfsorgan, nicht, wie England, Lebenszweck und Daseinsgrundlage sein. Der deutsche „Drang nach dem Osten" war ja von jeher, seit der Glanzzeit des deutschen Ordens bis heute, nichts anderes als Siedelungs- und Schaffenstrieb, als Wille und Begehren, dem Überschuß an Bevölkerung und an physischen und geistigen Arbeitskräften Raumfreiheit der Betätigung zu erwirken

Digitized by Google

und das Licht höherer Gesittung über kulturrückständige Nachbargebiete auszubreiten. Der koloniale Gedanke fällt im Machtbereich des Islam fort; um so kraftvoller drängt der kulturgesittliche zur Verwirklichung. Uns sollen die Völker des Orients nicht, was sie für das Länderverschacherungssyndikat der Entente waren, Gegenstand der politischen Geschäftsmache und der spekulativen Ausbeutung für fremde Nutzzwecke sein, sondern die Verständigung und Interessengemeinschaft soll sich auswirken in kulturwirtschaftlicher Zusammenarbeit, bei Ehrfurcht vor der Eigenart und Anerkennung der besonderen Daseinsbestimmung jeder Rasse, jeder nationalen und kirchlichen Gemeinschaft im Gefüge einer auf höhere moralische Stufe gehobenen politischen und wirtschaftlichen Weltordnung. Das sind die Ideen und Ideale, mittels deren die große festländische, Mitteleuropa, das Herz des Balkans und Westasien zusammenschließende Vierbundschöpfung dem mit dem Kriegssturm angebrochenen neuen Zeitalter der Menschheitsgeschichte das charakteristische Gepräge aufdrückt und die ihr selbst eine überlegene Lebens- und Entwicklungstriebkraft verleihen.

Die Bagdadbahn, die bisher, politisch gesehen, gleichsam eine in der Luft schwebende, in die Pläne der Entente zur Liquidation der türkischen Ländermasse mit einbegriffene Handelsheerstraße war, hat durch diese gewaltige Staatenföderation, mit der die alte geschichtliche Antithese zwischen christlicher und islamischer Welt glücklich aufgelöst wird, die Sicherung eines festen, unerschütterlichen Erdkörper-Unterbaus gewonnen. Der landläufigen Betrachtungsweise nach gilt das Unternehmen wegen seiner Richtung gegen den Persischen Golf und, mittels der syrischen Abzweigung, gegen Suez nur als ein Kampfmittel gegen den britischen Überimperialismus; im heutigen Gegenspiel der großmächtlichen Kräfte zeigt sich deutlich, daß es eine nicht minder wirksame Waffe gegen die großrussischen Weltmachtanmaßungen ist. Großbritannien und Rußland bieten zwei gegenläufige Beispiele des Staatenbaus mit auseinandergetriebenen Massen- und Energiezentren. Bei England mit seinem exzentrischen imperialistischen Gefüge liegt das Kräftezentrum in dem engbegrenzten Insel-Stammreich, das Massenzentrum in dem weitläufigen überseeischen Besitz. Bei Rußland mit seinem ebenfalls zentrifugalen Reichsbau ist zwar die körperliche Gebundenheit gewahrt, aber nicht die Einheitlichkeit der Gravitation von Masse und Kraft: jene hat ihren Sitz jenseits der Uralgrenze im mittleren Asien, der Heimat des echten skythisch-sarmatischen Russentums, dieses im Raume zwischen Moskau und Petersburg. Die Taktik, mittels deren man an der Themse und an der Newa im Bewußtsein der durch den Dualismus bedingten Schwäche die verstiegenen Machtansprüche zu decken suchte, war bei aller Verschiedenheit der angewandten Mittel doch geistesverwandt. England bediente sich dazu der berüchtigten „Gleichgewichtspolitik", in deren Wirren sich die Völker des europäischen Festlands für britische Gewinnrechnung die Köpfe blutig stießen, während es selbst jenseits der Meere ungestört den Gelüsten nach Ausweitung seines Herrengebots nachgehen konnte. Rußland dagegen schuf um seinen Stamm eine dicke Rinde tyrannisierter Fremdvölker, die einerseits als Panzerschutz gegen alle Bestürmungen seiner inneren Feste dienten, andererseits die Hauptlast aller eigenen Angriffs- und Eroberungskriege zu tragen hatten.

Digitized by Google

Der zarische Staatsriese aber hätte gewiß niemals auf solchen Wegen zu derartiger gigantischer Körpermasse sich auswachsen können, wenn nicht die Kraft der mitteleuropäischen Kulturmächte im Kampf mit dem Osmanentum und dem Mohammedanismus sich vom frühen Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert hinein nutzlos zerrieben hätte. Wenn also heute nicht nur ein endgültiger Friede, sondern sogar eine dauernde Verbindung zwischen beiden Parteien gewährleistet ist, so werden damit — endlich! — die überlegenen politischen wie ideellen Energien zum wirksamen Angriff gegen den Panzer des russischen Kolosses und zur Ablösung jenes Fremdvölkerrings von ihm frei, dem er den Nimbus seiner Herrenmacht verdankt. Mit den baltischen, polnischen Ringteilen ist bereits der glückliche Anfang gemacht. Ukrainer, Armenier, die kaukasischen und turkmenischen Völker, werden sie folgen? Die Frage steht zeitlich gewiß offen, ist aber auf der Linie der hier angedeuteten unbeugsamen natürlichen Abstoßungs- und Anziehungsgesetze bereits beantwortet. Der große „eurasische" Bund, wie man die Entente-Gegenorganisation vielleicht einmal nennen dürfte, wird nicht nur im Besitz einer Summe kulturwirtschaftlicher Energien sein, denen das Russentum nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hat, sondern auch kraft des Gebotes über freie, einladende Gestade mit trefflichen Häfen im östlichen Mittelmeer wie in der großen arabisch-persischen Einbuchtung des Indischen Ozeans über stärkste verkehrspolitische, den ganzen Handel der südwest- wie mittelasiatischen Gebiete unbedingt zu sich hinlenkenden Anziehungskräfte verfügen. So aber gewinnt das weltwirtschaftlich-organisatorische Problem, das aus dem Samen des Bagdadbahnentwurfs sich gestaltet hat, eine Raumweite und Entwicklungstriebstärke, die kühnste Erwartungen früherer Zeiten fast noch übertrifft. Das ganze iranische Hochland wie das turanische Tiefland, die sämtlichen um das Schwarze und Kaspische Meer sich gruppierenden Landmassen erscheinen wie Tributstaaten, die, durch ein Netz weitausgreifender Seitenlinien mit der Bagdadbahn-Magistrale verbunden, Güter ihr zuführen und von ihr empfangen und also dem großen, vielteiligen, vom türkischen Reich über den Balkan nach Mitteleuropa ziehenden Verkehrsstrom sich anschließen. Ja, indem so zu den Mauern der verschlossenen und kulturbrachen innerasiatischen Gebiete der Weckruf eines neuen Tags klingt, wird selbst der Gedanke einer Wiederbelebung der uralten Verkehrsbeziehungen zwischen China und Vorderasien aus nebelhaften Fernen in ein näheres Gesichtsfeld der Greifbarkeiten gerückt. Ein großartiges Bild von einstweilen wohl schwanken Umrissen aber doch fester Körperlichkeit gestaltet sich: die Gußform eines unter deutscher Führung stehenden Weltwirtschaftsreiches, das den Gedanken der mitteleuropäischen Zollunion im weitesten Raum natürlich entwickelt, das den Gesetzen der Autarkie durch seinen Reichtum an menschlichen Kräften wie an landwirtschaftlichen und industriellen Hilfsquellen jeder Art ebenso genügt, wie es in der Fülle seiner Verkehrsmöglichkeiten zu Land und Wasser und vermöge des starken Pulsschlages von kommerziellen Triebkräften allen Anforderungen handelspolitischer Lebensintensität gerecht wird, und das so nicht nur dem britisch-imperialistischen Gefüge, sondern auch dem in der Zukunft gewiß weit mehr zu fürchtenden Wettbewerb der Neuen Welt, dem drohenden Übergewicht und der Diktatur Amerikas ein Paroli unbedingter Ebenbürtigkeit zu bieten vermöchte ...

Digitized by Google

Große Zeiten lassen nicht nur große Männer erstehen, welche die wandernde Menschheit zu ungewöhnlichen Zielen emporführen, sondern machen auch die Wege zu gewaltigsten Taten frei und drängen in weltbewegender Schöpfungskraft zur Wirklichkeitswerdung

„... an einem großen Tag,
Was kaum Jahrhunderten gelingt."

Der Glaube der Alten · Von Mela Escherich

Wir waren beide einmal glücklich; aber
Nun sind wir alt geworden.
Stillklarer Herbst!
Die Luft, die einst die heißen Wangen kühlte,
Macht unser Grauhaar flattern.
O ferner Frühling!

Wo sind die süßen, scheuen Tage hin,
Wo wir selig zusammen,
Stillklarer Herbst!
Veilchen pflückten und uns mit zitternden Händen
Zärtlich damit beschenkten?
O ferner Frühling!

Sie kommen nicht mehr. Zweifelnd fragen wir:
Waren sie Wirklichkeit?
Stillklarer Herbst!
Die Wirklichkeit ist anders. Jene Tage
Waren gewiß ein Traum.
O ferner Frühling!

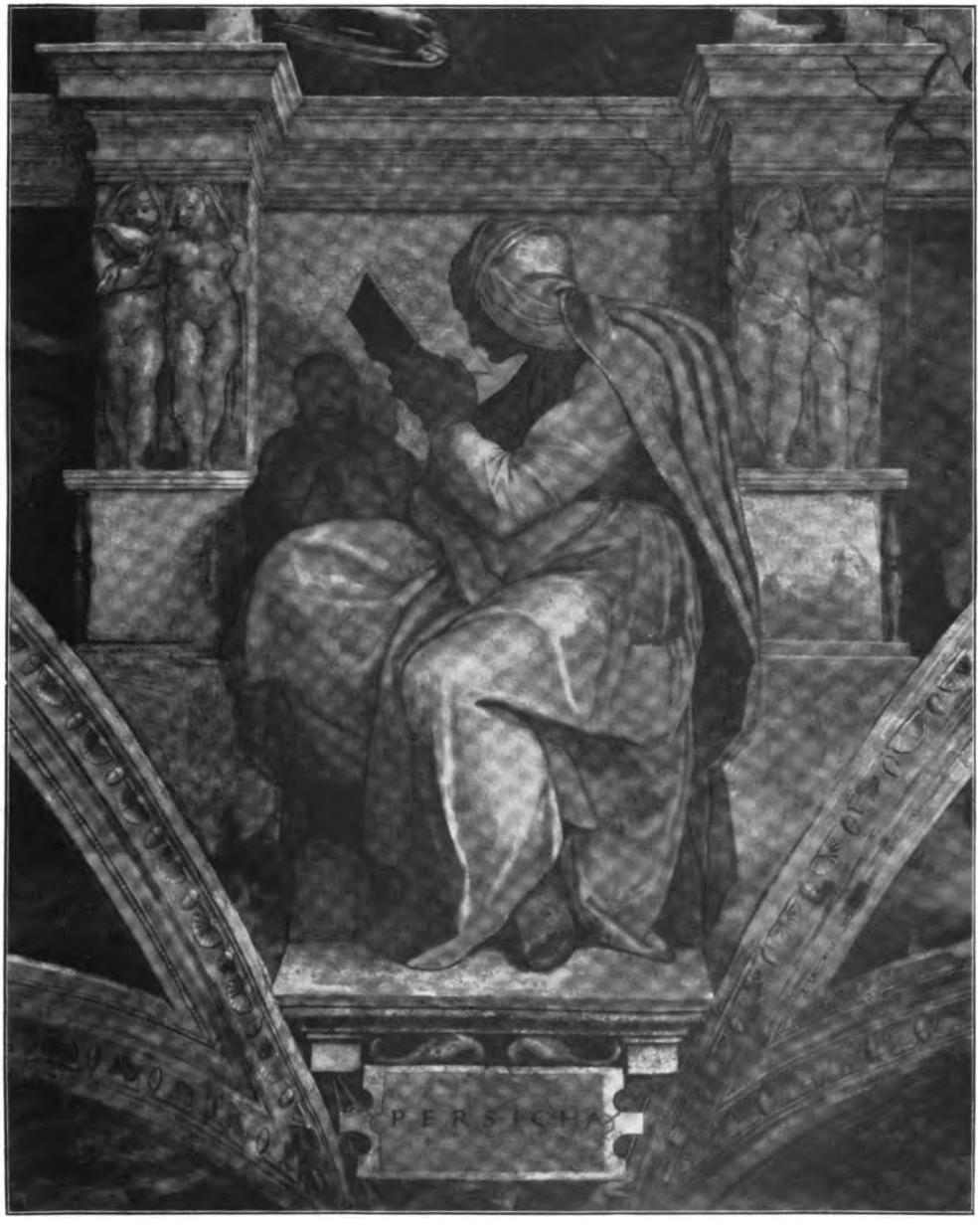
Wir haben unser Leben verträumt und sind
Mit grauen Haaren erwacht.
Stillklarer Herbst!
Und können die graue Wirklichkeit nicht glauben
Und halten die Träume für wahr.
O ferner Frühling!

Klage nicht, Liebling! Ich sehe in dir noch immer
Das Glück und die Jugend, die Schönheit.
Stillklarer Herbst!
Es scheint im grauen Saum des Schläfenhaares
Dein Aug' mir heller leuchtend.
O ferner Frühling!

Was seh' ich drin? Ich sehe die Geschlechter
Der Menschen liebend schreiten,
Stillklarer Herbst!
In seligem Zuge unter strahlendem Himmel
Auf lichten Auen.
O ferner Frühling!

Weine nicht, Liebling! Denke an die Schwalben,
Die jährlich heimwärts fliegen,
Stillklarer Herbst!
Einst, Liebling, werden wir wieder jung und glücklich
Wandeln und Veilchen pflücken.
O ferner Frühling!

Digitized by Google



Die perſiſche Sibylle **Michelangelo**

Digitized by Google

Digitized by Google

Maulwurfsarbeit

Von Ernst Trebesius (z. Zt. im Felde)

In tiefes Sinnen versunken hockt Leutnant Lankwitz von den Pionieren vor dem „Schreibtisch“ seines Unterstandes. Eine kleine Skizze liegt vor ihm ausgebreitet. Zwei scharf markierte, in ihren Windungen fast parallel verlaufende Striche sind auf dem Papier zu sehen. Es sind die eigenen Schützengräben und, soweit sich dies nach Beobachtung, Schätzung und nach Karte feststellen ließ, die vordersten Stellungen des Feindes. Zwischen den beiden scharf markierten Linien befinden sich schwächer gezeichnete rechtwinkliche Verbindungsstriche. Von diesen abzweigend erstrecken sich weitere Striche in gleicher Richtung mit den Schützengräben, die dann mit scharfem Knick ebenfalls rechtwinklig zur feindlichen Stellung verlaufen. Die unterirdischen Stollen — Minengänge —, die Leutnant Lankwitz mit seinem Zug Pioniere anzulegen im Begriff ist, sind es. Das Infanterieregiment, dem er mit seinen Leuten zugeteilt ist, hat eine weit vorgeschobene Stellung inne. Scharf in die Front des Feindes einschneidend, hat dieser schon oft versucht, diesen Schönheitsfehler zu beseitigen und eine gerade Front herzustellen, doch vergeblich. Allen, auch den heftigsten Angriffen seitens übermächtiger Infanteriemassen und überlegener, gut schießender Artillerie zum Trotz hat sich das Regiment bisher heldenmütig gehalten. Keinen Zoll breit wich es dem Feinde, so groß die Lücken waren, die der Tod in die Reihen der Tapferen trug.

Freilich hatte man nicht hindern können, daß sich der zähe Gegner immer näher heranarbeitete. Bis auf achtzig Meter, stellenweise sogar schon bis auf sechzig Meter Abstand hatte sich die feindliche Infanterie in unermüdlicher Spatenarbeit herangeschoben. Bei dem ebenen Gelände gestaltete sich der Kampf zwischen den Gräben immer erbitterter, verbissener Die hölzernen Kästen der Schießscharten mußten längst schon durch starke, kugelsichere Stahlblenden mit verschließbarer Luke ersetzt werden. Scharfschützen waren auf jeder Seite herangezogen. Die geringste Unvorsichtigkeit, das Auftauchen über den Kamm des aufgeworfenen Erdwalles, und sei es auch nur für einen Augenblick. lenkte sofort die feindliche, wohlgezielte Kugel herbei. Kunstvoll maskierte Maschinengewehre warteten darauf, ihre hundertfachen Todesgrüße mit rasendem Tak-tak-tak dem Angreifer entgegenzuschleudern Wehe dem Unglücklichen, der beim Angriff in dem Gewirr der Drahtverhaue verwundet wurde und aus eigener Kraft nicht mehr zurückfand zum eigenen Graben. Inmitten der unbeerdigten Gefallenen, von denen schon ein starker Leichengeruch ausströmte, mußte er elendiglich verbluten, ohne daß ihm Rettung gebracht werden konnte. Den Vorschlag eines mehrstündigen Waffenstillstandes zum Bestatten der Toten hatte der pietätlose Feind kurzerhand zurückgewiesen, obwohl es fast ausschließlich seine Gefallenen waren, die in den Drahtverhauen in Verwesung übergingen.

Seit einigen Wochen nun hatte der Feind Ruhe gehalten. Weder die mit großem Elan durchgeführten Infanterieangriffe noch die verschwenderische Artillerie-

Digitized by Google

bearbeitung, die sonst an der Tagesordnung waren, hatte er drangesetzt, um uns die vorgeschobene Stellung zu entreißen. Hatte er die Aussichtslosigkeit seiner Versuche eingesehen? Störte ihn der Schönheitsfehler seiner Front nicht mehr; oder plante er eine andere Art des Vorgehens? Wie dem auch sei, wir waren jedenfalls zufrieden, nach den Aufregungen der letzten Monate endlich einmal verhältnismäßig ruhig leben zu können. Doch unsere Freude sollte nur von kurzer Dauer sein. Eine ruhige, sternenklare Frühlingsnacht mit Mondschein war es, als einer unserer vorgeschobenen Lauschposten in ziemlicher Aufregung zurückkam mit der Meldung, er und sein Kamerad, der vorn auf dem Beobachtungsposten geblieben war, hätten deutlich unter sich in der Erde ein ganz seltsames, verschwommenes Schürfen und Kratzen vernommen; just so, als ob da unter oder neben ihnen in der Erde mit einem Spaten gearbeitet werde. Telephonisch wurde der Bataillonsführer des betreffenden Abschnittes und von diesem alsbald der Regimentskommandeur in Kenntnis gesetzt. Unter Führung des Postens eilten die Offiziere zur Sappe, die zu dem betreffenden Lauschposten führte. Der Stiefel entkleidet, sorgsam jedes Geräusch vermeidend, legten sie das letzte Stück Weg zurück. Vorn angelangt, deutete ihnen der Posten an, aus welcher Richtung das Geräusch zu vernehmen sei. ...

Die beiden wachsamen Feldgrauen hatten richtig gehört. Auch die Offiziere vernahmen, mit zeitweiligen Unterbrechungen, ein Geräusch, das nur von dem Spaten eines feindlichen Maulwurfes herrühren konnte. Betroffen sahen sich die Herren mit verständnisvollem Nicken in die Augen. Tod und Teufel, das Vorhaben des Feindes, der sich da in aller Stille an unsere Stellungen heranwühlte, war schlimmer, konnte verhängnisvollere Folgen für das ganze Regiment haben als die wütendsten Sturmangriffe seiner Infanterie und das mörderischste Trommelfeuer seiner Geschütze.

Hier galt es handeln. Schnell und dabei doch kühl, nüchtern, überlegend handeln, um diesen grauenvollen, heimlich schleichenden, unterirdischen Tod abzuwehren. Daher also die auch auffallende Ruhe des Feindes während der letzten Wochen. Das Vergebliche seiner Angriffe zu Tage einsehend, zog der Feind es nun vor, unsere Stellungen zu unterminieren, um sie im gegebenen Moment in die Luft sprengen zu können. Fürwahr, gar kein so übler Plan, mit dem Fehler nur, daß er an der Wachsamkeit unserer Posten scheitern sollte.

In derselben Nacht noch hatte der Regimentskommandeur mit seinem Stabe eine Besprechung, die den Entschluß zeitigte, den feindlichen Plan durch ein gleiches Verfahren zu durchkreuzen. Freilich stellten sich der Ausführung dieses Unternehmens insofern Schwierigkeiten entgegen, als es äußerst vorsichtig und lautlos zu Werke gehen hieß, damit der Feind in seinen Stollen nichts merke, und andererseits auch der Vorsprung, den die feindlichen Maulwürfe hatten, einzuholen und zu überflügeln war.

Frühzeitig am nächsten Morgen traf Leutnant Lankwitz mit seinem Zug Pioniere, den der Regimentskommandeur beim Generalkommando angefordert hatte, ein. Nach kurzer Besprechung mit den Herren des Stabes teilte Lankwitz seine Leute in drei Trupps. Jeder Trupp nahm zunächst einen direkt zum Feinde führenden Hauptstollen in Angriff. Ein zähes, unabläſſiges Graben und Wühlen

Digitized by Google

ſetzte nun ein. Die Pioniere wußten, um was es ſich handelte. Nicht nur das Leben vieler hundert Infanteriſten, nein, auch das eigene hing von der rechtzeitigen Fertigſtellung der Minengänge ab. „Wir oder unſere Feinde!“ hatte ihnen der Zugführer zugerufen. Es galt. Jetzt zeigt, Pioniere, was ihr leiſten könnt. Und ſie zeigten es. Kaſten auf Kaſten des ausgegrabenen Erdreiches wurde von ihnen aus den Stollenmündungen zutage gefördert. Hinter dem im ſchmalen, niedrigen Gang, der nur in ganz gebeugter Haltung beſchritten werden konnte, arbeitenden Pionier ſtand ſtets die Ablöſung. Eine Pauſe trat nimmer ein. Ließ jener das Werkzeug ſinken, ſo drängte ſich der andere an ihm vorbei und ergriff alsbald den Spaten, das Werk ſogleich weiter fördernd.

In ſeinem Unterſtand aber ſaß der Leutnant und betrachtete die Skizze mit den eingezeichneten Stollen, in denen ſeine wackeren Pioniere einen harten Kampf mit dem unterirdiſchen, heimtückiſchen Tode ausfochten; Tag und Nacht, ohne jede Unterbrechung. Die Anzahl der eingezeichneten Haupt- und Nebenſtollen dünkte ihm groß genug, um bei hinreichender Bemeſſung der einzelnen Sprengladungen den geſamten vorderſten Graben des Feindes reſtlos in die Luft zu jagen. Ein Druck auf den elektriſchen Stromſchließer, der bereits im Unterſtand aufgeſtellt war, und im ſelben Augenblick würde drüben dem Feinde das zugefügt werden, was er uns anzutun am Werk war. Wenn — — ſeine Maulwürfe dem Feinde zuvorkommen.

Die drei Hauptſtollen ſind nun bereits über die Hälfte fertiggeſtellt. Unverzüglich ließ Lankwitz die Abzweigungen in Angriff nehmen. Neun Pioniere fraßen ſich jetzt ſchon da unten an den Feind heran. Nur mit Hemd und Hoſe bekleidet, in Schweiß gebadet, führen ihre arbeitsharten Fäuſte ohne Unterlaß den ſcharfen Spaten, das ausgeſtochene Erdreich wie die Maulwürfe hinter ſich wühlend, wo zwei Kameraden den Abtransport mittels Kaſten vornahmen. Das elektriſche Licht, das von der Etappe aus bis zum vorderſten Schützengraben geführt wurde, leiſtete bei dieſer Gelegenheit glänzende Dienſte.

Nun waren auch die Nebenſtollen ſo weit vorgedrungen, daß weitere — die letzten — Abzweigungen in Angriff genommen werden konnten. Die Zahl der Spaten erhöhte ſich auf ſiebenundzwanzig. Zur Beſchleunigung der Arbeiten wurden vom Regiment Bergleute und Handwerker verwandter Berufe zu Hilfe genommen. Unermüdlich kroch Lankwitz in den einzelnen Stollen umher, um ſeine Leute anzuſpornen und den Fortſchritt der Arbeit zu überwachen. Mehrere Male am Tage ließ ſich der Oberſt an der Hand der Skizze Bericht erſtatten über den Fortſchritt der Minierungsarbeiten,

Über Tage aber beobachtete man das Verhalten des Feindes noch ſchärfer als ſonſt. Jede Wahrnehmung, die auf einen bevorſtehenden allgemeinen Angriff des Feindes hätte ſchließen laſſen, mußte ohne Verzug dem Regimentsſtab mitgeteilt werden. Die Anzahl der Sappen war bedeutend erhöht worden. In ihnen ſaßen Tag und Nacht Lauſchpoſten, die mit ganzer Aufmerkſamkeit auf Geräuſche feindlicher Maulwürfe zu achten hatten. Doch dieſe ließen ſich glücklicherweiſe viel Zeit zu ihrem Vorhaben. Sie bereiteten ihr Zerſtörungswerk anſcheinend mit größter Umſicht und Sorgfalt vor. Deutlich konnte man in der Sappe, in der die feindliche Tätigkeit zum erſtenmal gehört wurde, den Fortſchritt ihres Stollens

Digitized by Google

verfolgen. Er schien direkt unter unserer entlang zu führen. Noch mochte er etwa zehn Meter von unserem Graben entfernt sein.

Von unserem Stollennetz waren bisher erst die drei Hauptgänge, die direkt zum Feinde führten, fertiggestellt. Die Abzweigungen jedoch, die erst ein bedeutendes Stück gleichlaufend den Schützengraben verliefen, ehe sie sich dem Feinde zuwandten, waren noch ein ganzes Stück im Rückstand. Von ihrer rechtzeitigen Fertigstellung hing jetzt alles ab. In den fertigen Gängen waren bereits die Sprengladungen niedergelegt und die elektrischen Zündleitungen gestreckt. Sie hätten also im Notfalle schon gesprengt werden können, doch wäre dies freilich nur halbe Arbeit gewesen.

Der Feind schien inzwischen seine Minengänge fertiggestellt zu haben. Das Geräusch in der Sappe war verstummt. Unsere Flieger hatten am Vormittag herankommende Verstärkung beim Feinde beobachtet. Ohne Zweifel, er plante einen allgemeinen Angriff, den er durch umfassende Minensprengungen einzuleiten gedachte. Es galt, ihm zuvorzukommen. Die Arbeiten in den letzten fünf noch nicht ganz beendeten Gängen wurden sofort eingestellt, die noch fehlenden Sprengladungen hineingebracht und die Zündleitungen gestreckt. Der Stromschließer, in den alle Leitungen einmündeten, war vorsichtshalber in dem zweiten Graben aufgestellt worden. Hierhin zogen sich nach Eintritt der Dunkelheit auch die anderen Kompanien zurück.

Eben mochten drüben beim Feinde wohl die Verstärkungen im vordersten Graben eingetroffen sein, die Führer mochten ihren Truppen wohl gerade begeisternde, hinreißende Worte zurufen, als plötzlich mit dumpfem unterirdischen Grollen und Donnern der Erdboden erzitterte und mit ungeheurer Gewalt emporgeschleudert wurde. Riesige Erdmassen, starke Stämme der Unterstände und zerrissene Gliedmaßen schwebten sekundenlang in der Luft. ...

Am nächsten Tage meldete der offizielle Bericht unter anderem: „Bei A... erfolgreiche Minensprengungen vorgenommen, wobei über 1100 Engländer den Tod fanden.“ — Eine kleine Episode nur aus dem gigantischen Drama, das gegenwärtig die ganze Welt erschüttert ...

Vorhut · Von Georg Britting (im Felde)

Am Himmel glänzt ein blasser Streif,
Bald muß der Morgen blühen.
An Bart und Brauen friert uns Reif,
Die letzten Stern' verglühen.

Die Rösser stampfen schwer im Traum,
Ihr Atem weht in Fahnen.
Der Posten vorn vom Straßensaum
Kommt, uns zum Aufbruch mahnen.

Wir ziehen Schnall' und Riemen fest.
Ein Bügelschwung — zu Pferde!
Ein Waldweg, brechendes Geäst —
Blick frei! Es dampft die Erde.

Die Sporen — Und im leichten Trab!
Vom Feind ist nichts zu sehen.
Wir brummen eins vom kühlen Grab,
Derweil wir nach ihm spähen.

Digitized by Google

Ja, daheim!!

Eine kleine Zwischenszene aus dem Unterstand

Von Spier-Irving (München), z. Zt. im Felde

Einer sagte ganz unvermittelt:

„Jetzt so'n Federweiß mit Schwarzbrot und frischen Nüssen, das wär' was Feines!"

„Ja, aber das bekommst du doch nur daheim!"

„Ja, daheim, daheim; — gewiß; dort könnt' man's bekommen. — Solch frische Nüsse müßten's sein, die man abschält!"

„Ich hätt' lieber Federweiß mit Schwarzbrot, und dadrauf weißen Quark, der mit Rahm und Schnittlauch angemacht ist. So was gibt's aber auch nur daheim bei uns!" — —

Alles von daheim sahen sie jetzt in einer gewissen Verklärung. Längst bekannte, alte, einfache Genüsse wurden hier zu etwas ganz Besonderem. Das lange Fernsein machte sie empfänglicher. Aber die englischen Schiffskanonen, die draußen donnerten, beachteten sie nicht.

„Jetzt is bald der Dürkheimer Wurstmarkt bei uns daheim."

„Den kenn' ich nicht."

„Den kennt jedes Kind in der Pfalz. Da gibt's frische Wurst, pikfein, im ganzen Städtchen, mit frischem Wein. Und kosten tut's beinahe nix. Bei uns daheim!"

„Na, und die Kirta, die ist wohl nix? Bei uns die Kirta?"

„Ja schon; aber der Dürkheimer Wurstmarkt, den muß man mitgemacht haben. Gut essen und trinken und fidel sein. Und alle Pfälzer aus der Umgegend kommen hin und treffen sich. Wer das nochmal daheim erleben könnt'!" — Er schwieg und dachte nach.

Die andern schauten ihn an, als erwarteten sie mehr.

„Ja, über den Dürkheimer Wurstmarkt is nix drüber. Da sind wir alle fidel und Brüder, und zuletzt sitzt alles durcheinander. Da trifft man die besten Bekannten, die man sein Lebtag nit gesehn hat."

Über den Witz lachten alle ...

„Das ist noch gar nix. Da is einer in Dürkheim, der trinkt von seinem eignen, den er zieht, jeden Tag sechs Flaschen. Der sagt: ‚Wenn mer e unregelmäß'g Lebe regelmäßig betreibt, schadt's nix; aber wenn mer e unregelmäßig Lebe unregelmäßig lebt, des is gefährlich.'"

„Ne, hoho!" — „Das war gut."

„Und wie der abends mal vom Dürkheimer Wurstmarkt heimkommt und ins Zimmer geht, dreht sich alles um ihn rum. No, natürlich, er hat e bißche zu viel Heurige getrunke. Da sagt er zu seiner Frau: ‚Kathrin, halt mer nur emal, bis ich ausgezoge bin, des Bett fest ...' Und wie er drin liegt, sagt er: ‚So, nu kannst des wieder schnurre lasse!'"

Digitized by Google

Der ganze Unterstand zitterte nun vom Gelächter.

„Ja, ja, über daheim geht nix. — Wann mer's nur emal wieder erleben ..."

„No, mer kenne uns hier doch net beklage; mer habe doch alles reichlich!"

„Ja, schon, mehr als genug. Aber sag, was de willst, so e Stick Schwarzbrot derheim, mit frischer Butter, und en Schoppe dazu in Gemütsruh' ... Derheim is alles anders."

Ja, daheim! — — Alle schwiegen. Daheim ist alles anders ... Keiner sagte mehr ein Wort. Die einfachen Männer, die ohne Reflexion hier ihre eiserne, bittre Pflicht taten, wurden weich beim Gedenken der Heimat, beim Erinnern ihrer ungekünstelten Freuden, ihrer anspruchslosen, beinahe lächerlichen Genüsse.

Sie rauchten still ... Und ihre Augen sahen in die Ferne. Was sie sehen mochten. Ihre kleinen Stuben. Ihre Bauernhäuschen. Ihre Wingerts und Obstspaliere. Ihre Volksfeste und Kirchweihen. Und ihre Frauen, ihre Kinder. Ihre Lieben ...

Keiner sagte mehr was.

— — Einer stürzte plötzlich herein.

„In zwei Stunden, um zwölf Uhr, wird angegriffen. Alles bereit ..." Und weiter ging er.

Da wurden ihre Mienen hart. Alles war wegewischt. Unerbittlich. Alles war vergessen. — Krieg. Krieg. Pflicht ... ohne Zaudern.

Und dann richteten sie schweigend Waffen und Geräte ...

Heilige Familie auf der Flucht

Von Ernst Theodor Müller

In des Jahres stillen Dämmerzeiten,
Da die Stunden wie Vergangnes gleiten,
Und des Lebens eng verworrne Zeichen
Sich zu großen, tiefen Worten gleichen,
Heben Bilder, die den Frieden malen,
An mit neuem, feinem Licht zu strahlen.

Heute hat sich mir ins Herz gesucht:
„Heilige Familie auf der Flucht" —
Eine Welt voll Angst und Dunkelheiten,
Die drei Menschen wie ein Licht durchschreiten,
Eng gebunden, eine goldne Welle,
Und das Kindlein alles Lichtes Quelle!

Und nun denk' es betend, meine Seele:
Durch die Nächte deiner tiefsten Fehle,
Unter Blitzen, die wie Ruten wehen,
Über Brücken, die im Feuer stehen,
Durch den Rauch vor deiner letzten Tür
Geht dein Heiland strahlend auch mit dir!

Digitized by Google

Feldgraue Hilfe gegen die Kriegsgreuel

Wie zu Gevatters Zeiten in den siebziger Jahren rollt eine ungeheure Welle Kriegsschund übers Land. Durch alle Fenster der Geschäfte, aus tausend Schränken guter Stuben, von hundert Tischen der Basare sieht uns die Form des Kreuzes an. Aus Taschentüchern und Zeitungshaltern, Tabaksdosen und Frühstückstellern blüht sie entgegen. Und auf den Spinden und Brettern, den Ehrensitzen und Glasbehältern hält die Unform aller Kaiserköpfe, Hindenburge, Mackensen gefährlich Wache. Nicht ein Winkel der Erzeugung ist, der nicht geschändet, nicht ein Fernstes im Gewerbe, das nicht verunziert wäre.

Nimmermehr darf dies so bleiben! Tut es not, die „Eisernen“ nun einmal zu benageln, liebevoll die Heldenbrüste abzuhämmern, ist uns der Zwang, für Wohlfahrtszwecke Geld zu sammeln, dem Treiben aller Jahrmarktsitten eng verbunden, — wo in aller Welt nur liegt die Not zum Kitsch in andren Waren? Glaubt „das Gewerbe“ aus dem „Gefühl“, dem guten, dummen, edlen Gefühl Gewinn erwuchern, den Glücksfall bester „Konjunkturen“ gleichwie in Butter nun in „Kriegsartikeln“ münzen zu können? Die Hände weg!

Die hohen Preise werden sinken, die Milch, der Kohl, das Fleisch hübsch zugemessen und, wenn es glückt, dem Kaufmann die Gewinne beschnitten werden. All dies wird kommen, weil es kommen muß, weil alle es fühlen, sehen, schmecken. Wie aber, wenn sie satt dann würden, der geistigen Not dann nicht mehr achtsam?

„Nimmermehr, nimmermehr“: laßt das nicht aus den Ohren! Eure Heimat wird geschändet mit dem Unrat aller Arten, euer Haus besudelt mit dem Kitsche solchen Gedenkens, eure Frauen, eure Kinder werden gewöhnt, den Krieg im Spiel zu finden, in den 42 cm-Bonbonnieren, in den schwarz-weiß-roten Schlipsen, in den Sammelbüchsen aus Granaten. Fühlt ihr's denn nicht, ihr Krieger, was das heißt? Was es heißt, das Werkzeug zu verkleinern, das ihr braucht, aus ihm zu naschen, es zur Verzerrung seiner selbst entmündigen?

Und wenn ihr's fühlt, wenn euer Leben nach eurer Rückkehr gewonnen und gereinigt ist, begreift ihr nicht, was all der Schund dann eurem Leben schadet, dem sichern, nüchternen, tatsächlichen? Seht her: Im Frieden werden Kämpfe kommen um die Arbeit, Verträge werden brechen, neu zu schmieden sein, und alles Eisen muß hiefür gewärmt werden. Hierbei wird jeder Kitsch als euer Feind zu gelten haben. Er heißt: die schlechte Ware bedeutet schlechte Löhne, ungesunde Arbeitshetze, üble Entlöhnungsformen, bedeutet Bruch der Tarife, Abwanderungen aus dem Gewerbe. Seht her: Im Frieden wird auch die Heimarbeit gesuchter werden. Alles, was in den Fabriken, den Werkstätten aus eurem Rückstrom nicht gewonnen werden kann, wird in sie fluten, die Verdienste in dem Kriegsschund tüchtig finden und mit

Digitized by Google

dem Erlöschen des Bedarfs in Bälde brotlos werden. Seht ihr die Not! Und seht ihr auch, daß ihr euch wehren müßt, mit allen euren Kräften, euren Frauen und Kindern?

Gute Arbeit bedeutet Stetigkeit, Anpassung und Auslese. Wer mit seinem Geiste, seiner Geschicklichkeit gebraucht, an seinem ruhigen Handgriff tüchtig ist, wird wertvoll für den Unternehmer, für den Händler, für sich selbst. Woran gewann das Leben seine Not, bevor ihr gingt, das Vaterland zu schützen? An seiner Flucht vorm eigenen Spiegel. „Mitleid," schrie es aus, „ich verbrenne, mir selbst verbrenn' ich am Allzuvielen. Verschwendung heißt mich die Zeit, heiß' ich mich selbst." Und doch gebar es „Moden" wieder und wieder, stellte „die Neuheiten" zusammen, rief die Gimpel zu dem Putz der Vierteljahre. So schwand der Anstand, schwand die Tiefe, entrann aller Wert. An der Verschwendung starb der Große, litt der Kleine.

Wir sind daran, in eurer Heimat uns zu wehren. Die Bünde der Sozialpolitiker, der Käufer, der Werktüchtigen, sie alle wollen den Kampf. Helft auch ihr uns, den Schund zu brechen. Ihr könnt es, wenn ihr nur wollt. Ein lautes Wort in einem eurer Briefe, an die Frau, die Mutter und das Kind: es kann so vieles mildern! Sie sollen euch nicht mit dem Schlechten ehren, nicht durch das Häßliche, an dem — sagt es nur auch — die Not der Zukunftsarbeit kleben könnte. Heißt sie versparen, was sie gerne geben wollten. Und zeigt dann, daß deutsche Not aus Blut und Eisen ein Volk gebar, wert allen Gutes, das es schuf.

Dr. Bruno Rauecker

Englands Herrschaft in Ägypten

Eine wehmütige Betrachtung für französische Gemüter

Als vor einigen Jahren die Türkei so überraschend schnell dem Balkanbund erlag und ihren europäischen Besitz bis auf einen kümmerlichen Rest verlor, da triumphierte die gesamte englische Presse, und die „Review of Reviews" sammelte die schadenfrohen Pressestimmen, welche in dem nahen Untergang der Türkei zugleich einen vernichtenden Schlag gegen das Deutsche Reich erblickten, in dem Aufsatz „Death-knell of the German" („Das Totenglöcklein der Deutschen"). Sie wies darin auf den Zusammenbruch der deutschen Orientpolitik hin, da die Verbindung Deutschlands mit dem Osmanenstaat durch den türkenfeindlichen Balkanbund aufgehoben sei, dessen Gebiet sich wie ein Keil zwischen den Block der Mittelmächte und das Reich des Halbmonds einschob. Damit glaubte England den deutschen Einfluß in Vorderasien lahmgelegt und die ihm gefährliche Nebenbuhlerschaft im Orient ein für allemal beseitigt, seiner deutschfeindlichen Einkreisungspolitik aber zugleich den Schlußstein eingefügt zu haben. Denn damit war Deutschland von seinem natürlichen wirtschaftspolitischen Kampffeld in Vorderasien abgeschnürt, zugleich aber auch von jeder Landverbindung mit seinem mutmaßlichen türkischen Verbündeten im bevorstehenden Weltkrieg abgeschnitten. Der Schachzug der englischen Diplomatie, die den nahen Orient zum Angelpunkt ihrer antideutschen Politik machte, schien meisterhaft geglückt.

Aber die deutsche Diplomatie ließ sich nicht so leicht matt setzen und hat in stiller, unendlich mühevoller Kleinarbeit die Gegenminen gelegt, die den tönernen Koloß England in seinen Grundfesten erschüttern sollen. Sie hat die Achillesferse des meerbeherrschenden Albion genau erkannt und alles vorbereitet, um zu gegebener Zeit zu einem Hauptschlag gegen John Bulls empfindlichste Stelle ausholen zu können. Und diese Zeit scheint nun gekommen zu sein. Denn die Dinge auf dem Balkan haben in letzter Zeit eine völlig andere Wendung genommen, als das stolze Albion sich je wohl hätte träumen lassen. Deutschland hat mit scharfem Schwert den Gordischen Knoten, den ihm die englische Erdrosselungspolitik um den Hals gelegt hat, durchhauen, und wenn nicht alles trügt, dürfte die ehrwürdige Review of Reviews

Digitized by Google

bald Gelegenheit haben, die Stimmen der englischen Presse und ihrer Ententegeschwister zu sammeln unter dem Titel „Death-knell of the English".

Die englische Politik ist auf dem Balkan gänzlich ins Hintertreffen gekommen. Es braut sich dort ein furchtbares Gewitter zusammen, das sich unheilvoll gegen Albions Weltmacht entladen und den Ausschlag geben dürfte in dem gigantischen Entscheidungskampfe zwischen England und Deutschland, zu dem sich der Weltkrieg immer mehr zuspitzt. Der Gang der militärischen Ereignisse läßt einen völligen Schiffbruch der englischen Politik in naher Zeit mit Sicherheit erwarten. Das Dardanellenunternehmen, von England mit so großen Hoffnungen begonnen, liegt in den letzten Zügen. Der mit so bombastischem Tamtam eingeleitete Balkanfeldzug, der sich die Rettung Serbiens und die Verhinderung des Durchbruchs der Deutschen nach Bulgarien und der Türkei zum Ziele gesetzt hatte, hat mit einem geradezu schmählichen Fiasko geendet. Denn nicht bloß ist innerhalb weniger Wochen Serbien gänzlich zertrümmert worden, es ist längst schon die Donauwasserstraße, diese wichtige Lebensader für die Mittelmächte, wieder geöffnet, ja es ist sogar seit der Einnahme von Nisch der bislang unterbundene Schienenweg nach Konstantinopel wieder freigemacht. Die strategische Entwicklung der Dinge in Mazedonien läßt bei dem ratlosen Schwanken der von England inspirierten Ententepolitik gegenüber Griechenland ahnen, daß die Saloniker Hilfskorpskomödie schließlich noch in einer recht blutigen Tragödie enden werde.

Wir begreifen darum die Nervosität der Herren in Downing Street und die bange Unruhe, die sich des ganzen englischen Volkes in einem Maße bemächtigt hat, wie es nicht einmal im Burenkriege der Fall war. Wir können diese bittere Beklemmung Albions nur zu leicht verstehen, wenn wir uns dabei seine Hauptsorge vergegenwärtigen, die wie ein drückender Alp auf allen englischen Gemütern lastet, die Sorge um Ägypten, das strategische Zentrum des großen britischen Weltreiches, das Rückgrat der englischen Weltherrschaft.

Denn nach der Vereinigung der siegreichen Heere der Mittelmächte mit den ebenso siegerprobten Armeen ihrer südöstlichen Bundesgenossen ist die Bahn frei bis zum Suezkanal, von dessen Besitz geradezu Englands Weltherrschaft abhängig ist. Erscheinen aber erst einmal türkische Truppen am Kanal, dann ist die Herrschaft Englands in Ägypten in kurzer Zeit besiegelt, dann hat Albion, das diese fruchtbare Stromoase so brutal vergewaltigt hat, seine Bedrückerrolle dort bald endgültig ausgespielt und verliert damit den Schlüssel zum stolzen Gebäude seiner Weltherrschaft, dem militärischen Mittelpunkt seines ganzen Imperiums.

Keinem anderen Erdenwinkel kommt eine größere Bedeutung zu als diesem am Berührungspunkt der drei Erdteile der Alten Welt gelegenen Landstreifen. „Alle großen Männer, die auf die Weltkarte geblickt haben, haben an Ägypten gedacht", sagte einst Thiers. „Wenn ich Ägypten nehme und behalte, so nehme ich die Geschicke der Welt in meine Hand", meinte Napoleon, und sein General Kleber entwickelte den handelspolitischen Gedanken: „Ägypten ist für Frankreich ein Stützpunkt, von wo es den Handel von vier Weltteilen beherrschen kann." „Die Kreuzzüge nach Jerusalem mißglückten, weil die Ritter ihre Züge nicht auf Ägypten basierten; und als sie es taten, war es schon zu spät", urteilte der preußische Major Wachs. Die Römer hielten Ägypten für so wichtig, daß sie die Verwaltung nicht einem den leitenden Familien entnommenen Statthalter, sondern einem eigenen Beamten übergaben. Sie nannten es „claustra terrae ac maris", Pforte der Länder und der Meere, ein Name, welchen das Land seit dem Bestehen des Suezkanals mehr als je verdient. Ägypten ist nach Major Wachs: das für England unentbehrliche Tor, das Vorland Ostindiens, die Vorhalle Europas, das Stelldichein dreier Erdteile. „Es beherrscht den Hauptverbindungsweg von Europa nach Indien und Australien. Es liegt in der Nähe der beiden religiösen Mittelpunkte Mekka und Jerusalem." Mit diesen Worten weist der berühmte österreichische Volkswirt Alexander Peez auf die ungeheure Bedeutung des

Digitized by Google

Pharaonenlandes hin. Und der Volkswirtschaftler Friedrich List kennzeichnet diese Bedeutung mit folgenden Worten: „Ägypten würde in jeder Beziehung das Halbweghaus zwischen England und dem Osten bilden. Hier würden Stapelplätze nicht nur für den englischen Handel, sondern auch für die englische Land- und Seemacht etabliert werden können. Hier, diesseits und jenseits der Landenge, würde sich die englische Seemacht konzentrieren."

Bei der ungemein großen Wichtigkeit dieses Gebietes brauchen wir uns demgemäß gar nicht zu verwundern, daß es dem britischen Landraubgenie gelungen ist, auch das Land der Sphinx seiner Herrschaft zu unterwerfen. Was uns dabei etwa in Erstaunen versetzt, ist höchstens die Tatsache, daß England verhältnismäßig spät seine beutegierige Hand auf diese historische Weltecke gelegt hat. In kurzen Zügen sei hier der Werdegang der englischen Herrschaft über das Nilstromland dargestellt. Denn die Besitzergreifung Ägyptens ist zugleich ein typisches Schulbeispiel gesunder Realpolitik und zeigt uns, wie die Briten es meisterlich verstanden haben, ihre jetzigen Bundes- und Schicksalsgenossen, die Franzosen, durch rücksichtslose diplomatische Künste aus einem Gebiete zu verdrängen, auf das diese aus historischen, wirtschaftlichen und religiös-politischen Gründen in erster Linie Anwartschaft besessen hätten.

Der erste Einbruch der Engländer ins alte Wunderland der Pharaonen erfolgte reichlich vor hundert Jahren in der napoleonischen Epoche im Anschluß an den ägyptischen Feldzug des Korsen. Nach dem Frieden von Campo Formio hegte Napoleon den brennenden Ehrgeiz, den unvermeidlichen Entscheidungskampf zwischen Frankreich und England um die Vorherrschaft in Europa durch einen vernichtenden Schlag an Englands verwundbarster Stelle, in Indien, zum Austrag zu bringen. „Für Napoleon stand der Kampf mit England von vornherein im Hintergrund aller seiner politischen Pläne. ‚Unser wahrer Feind ist England. Wir müssen es vernichten, damit es uns nicht vernichtet', schrieb er einen Tag nach Abschluß des Friedens an Talleyrand. Und zu seinem Freund und Vertrauten Bourrienne äußerte er: ‚Erscheint mir der Erfolg einer Landung in England zweifelhaft, wie ich fürchte, so wird meine englische Armee zur orientalischen, und ich gehe nach Ägypten.' Er wollte England in Ägypten treffen, seinen Levantehandel zerstören und das Mittelmeer in einen französischen Binnensee verwandeln. Seine Gedanken schweiften noch weiter. Er wollte die Landenge von Suez durchstechen, die Engländer aus dem Roten Meer vertreiben, den Weg nach Indien offen legen" (G. Buchholz).

Napoleon griff also den großartigen Gedanken wieder auf, den schon ein halbes Jahrtausend vorher, im Zeitalter der Kreuzzüge, Frankreichs heiligmäßiger König Ludwig IX. gehegt hatte, der erste Franzose, der die Bedeutung Ägyptens erkannt hatte und der es zum Ausgangspunkt seiner strategischen Pläne gegen Palästina hätte machen wollen. Nebenbei bemerkt hatte auch der geniale Leibniz, der nicht bloß ein trefflicher Philosoph, sondern auch ein geschickter Diplomat war, den Ehrgeiz Ludwigs XIV. von Deutschlands Grenzen auf das Pharaonenland ablenken wollen. Ebenso hatte Kaiser Joseph II., um sich bei seinem Plan der Aufteilung der Türkei zwischen Rußland und Österreich die Unterstützung Frankreichs zu sichern, den ihm verschwägerten französischen Hof für das Nilgebiet zu interessieren gesucht.

Napoleon wollte sich zugleich mit unsterblichem Nimbus umgeben und wie ein zweiter Alexander der Große den Orient erobern. Daher knüpfte er Unterhandlungen mit Tipu Sahib, dem Sohne Haidar Alis und Hauptfeind der Engländer in Indien, an und trat mit dem Schah von Persien in Verbindung, um den Sturz der englischen Herrschaft in Indien vorzubereiten. Gleichzeitig ließ er nach seiner Landung in Ägypten 1798 durch Lepère die Vorarbeiten zum Durchstich der Landenge von Suez in Angriff nehmen. Leider scheiterte das romantische Abenteuer des größten Britenhassers aller Zeiten.

Digitized by Google

Durch die napoleonische Expedition wurden die Engländer zum ersten Male auf die Bedeutung Ägyptens aufmerksam gemacht. Sie witterten mit feinem politischen Instinkt die ihnen von dort aus drohende Gefahr und boten alles auf, das französische Unternehmen zum Scheitern zu bringen. Den schwersten Schlag versetzte ihm bekanntlich Nelsons Vernichtung der französischen Flotte bei Aboukir, 1. August 1798. Dadurch wurde dem französischen Heere die Verbindung mit der Heimat und damit die natürliche Ergänzung seiner Hilfsmittel abgeschnitten. Gleichzeitig veranlaßte England die Pforte zur Kriegserklärung an Frankreich und setzte 1799 ein mächtiges türkisches Heer auf englischen Schiffen nach Ägypten über. Schließlich landete England 1801 sogar selbst ein Hilfskorps von 17000 Mann unter Keith und Abercromby, das in zwei Schlachten die letzten Reste des französischen Heeres vernichtete, das nach der Rückkehr Napoleons und der Ermordung des tapferen Kleber der unfähige Menou befehligte.

Die Engländer benützten sogleich ihre Anwesenheit in Ägypten, um sich in dieser historischen Ecke festzusetzen. Sie versprachen zwar im Frieden von Amiens 1802 die Räumung Maltas und der an der Mittelmeerküste besetzten Punkte; doch gaben sie weder das strategisch wichtige Malta heraus, noch trafen sie Anstalten zur Aufgabe der an der nicht minder wichtigen Nilpforte gelegenen Hafenplätze Alexandria und Rosette. Da gelang es dem genialen Mehemed Ali, dem „Napoleon des Ostens", mit Hilfe seiner treuergebenen albanesischen Leibgarde nach Unterdrückung der Mameluckenherrschaft als türkischer Statthalter die Selbständigkeit Ägyptens vor britischen Aneignungsgelüsten zu retten (1807). Mehemed Alis langjähriges Wirken — er regierte nach der Ausrottung der Mameluckenbeis fast unumschränkt von 1811 bis 1849 und brachte das Land wirtschaftlich und kulturell zu raschem Aufblühen — war für das ausgesogene Land sehr segensreich. Er erlangte, nachdem sein ehrgeiziges Streben nach dem Kalifat durch Englands und Rußlands Eingreifen gehemmt worden war, die Herrschaft über Syrien und die Stelle eines erblichen Statthalters über Ägypten und die Länder am oberen Nil.

Mehemed Ali hatte bei seinen Kulturarbeiten das französische Element auffallend stark begünstigt, französische Techniker, Ingenieure und Lehrer ins Land gerufen und so der französischen Kultur in Ägypten die Wege geebnet. Doch Frankreich ließ sich die Vorteile, welche die geistige Bevormundung des Pharaonenlandes ihm hätte wirtschaftlich und politisch gewähren können, von England entreißen. Frankreich war damals zu schwach, auch noch das Nilprojekt im Auge zu behalten, da das eben unternommene algerische Abenteuer alle seine Kräfte beanspruchte und es sich noch lange nicht von der Erschöpfung in der napoleonischen Ära erholt hatte. So mußte es England das vielversprechende ägyptische Wirtschaftsfeld überlassen. Auf diese Weise verstand es England, Ägypten an sich zu ketten, und versorgte, da Frankreich hierzu nicht imstande war, es mit Industrieerzeugnissen aller Art, Eisenwaren, Maschinen und dergleichen. Somit wurde Englands Interesse am Nilgebiet wieder neu belebt.

Es war ein Unglück für das Land, daß ihm nach dem Tode des kraftvollen Mehemed Ali nicht sein tatkräftiger Adoptivsohn Ibrahim folgte, der Sieger in Arabien und Syrien, der sich auch im griechischen Freiheitskampfe (1824—27) und dann wieder im Türkisch-Russischen Krieg (1828—29) mit Lorbeeren bedeckt hatte. Er war kurz vor seinem Vater gestorben, und die Regierung kam nun in die Hände des schwächlichen Enkels Mehemeds, Abbas' I., der vor allem mit der Pforte ein gutes Einvernehmen zu erzielen trachtete und den harten Steuerdruck zu mildern suchte. Nach dessen meuchlerischer Ermordung (1854) folgte Mehemed Alis vierter Sohn, Said Pascha, dessen Regierung durch zwei wichtige Ereignisse gekennzeichnet wurde: durch die Vorarbeiten zum Suezkanal und durch ein Gesetz, welches den Ausländern die Möglichkeit des Grunderwerbs in Ägypten verlieh (1860). Die Inangriffnahme der Wasserstraße bildet jedenfalls das Hauptereignis seiner Regierung. Er kümmerte sich dabei durchaus nicht um den anfänglichen Widerstand des englischen Ministers Palmerston, der das Lef-

Digitized by Google

sepsche Unternehmen mit scheelen Augen betrachtete, weil er mit Recht fürchtete, daß Frankreich aus dem Bau dieses modernen Weltwunders einen politischen Rechtstitel auf das Nilland abzuleiten beabsichtige. Er brandmarkte das Suezproblem „als ein Schwindelprojekt, wie sie oftmals auftauchen, um den britischen Kapitalisten das Geld aus der Tasche zu ziehen", und erklärte: „Nach Ansicht der englischen Regierung sei der Kanal eine physische Unmöglichkeit; wenn er gebaut würde, so werde er die britische Suprematie schädigen; der Plan sei lediglich ausgeheckt, um die Einmischung Frankreichs im Orient zu befördern."

Vorerst drohte freilich noch keine Gefahr, daß der alte englische Nebenbuhler sich in Kairo festsetzte. Denn Frankreich war in der Zeit des zweiten Kaiserreichs auf das diplomatische Zusammenarbeiten mit England angewiesen. Bestand doch seit dem Bürgerkönigtum eine Art Entente cordiale der Westmächte. Napoleon III. aber war bei seinen auswärtigen Unternehmungen (Krimkrieg, italienischer Feldzug) auf die Unterstützung Englands angewiesen. Daher kam der Gegensatz zwischen beiden Mächten in der Nilpolitik nicht schärfer zum Ausbruch.

Der Bau des Riesenunternehmens machte unter Ismail Pascha (1863—79), dem wackeren Sohne des kriegstüchtigen Ibrahim, rasche Fortschritte. Dieser brachte das Land in engere Fühlung mit Europa, vor allem mit Frankreich. Wie sehr er von der Bedeutung seines Landes überzeugt war, beweist sein stolzer Ausspruch: „Mon pays n'est pas plus en Égypte, nous faisons partie de l'Europe." Nach seiner Ansicht sollte Ägypten ein Teil von Europa sein und darum bot er alles auf, es wirtschaftlich und kulturell Europa näher zu bringen. Durch Gründung von Schulen, Abschaffung des Sklavenhandels, Hebung der Industrie, Förderung der Landwirtschaft, namentlich durch Einführung des Baumwollbaues, suchte er das Land wirtschaftlich zu heben. Zu diesem Zweck baute er die erste Eisenbahn vom Mittelmeer über Kairo nach Suez. Mit stolzem Selbstgefühl bereitete Ismail Pascha bei der Eröffnung des Suezkanals (1869) den europäischen Fürsten einen wahrhaft orientalisch prunkhaften Empfang. Den Mittelpunkt der rauschenden Festlichkeiten bildete damals die Kaiserin Eugenie, die mit dem Kronprinzen selbst herbeigeeilt war, um durch ihre Anwesenheit Frankreichs Interesse am Kanal und seinem Durchgangsgebiet aller Welt zu beweisen. Sicherlich hätten damals Frankreichs auf ein Protektorat über Ägypten abzielende Bestrebungen Erfolg gehabt, aber der verhängnisvolle Krieg von 1870/71 und im Gefolge davon der unselige Revanchegedanke brachten Frankreich schließlich um seine wirtschaftlichen und damit zugleich auch politischen Erfolge im Pharaonenlande und spielten die wichtigen Früchte des französischen Unternehmens seinem alten Nebenbuhler England in die Hände.

Denn unmittelbar nach Eröffnung des Kanals setzten Englands Umtriebe ein. Gladstone, der die riesige Gefahr erkannte, welche England drohte, wenn ein ziemlich unabhängiges, kräftiges Ägypten unter dem Schutze Frankreichs den Kanal besäße, unterstützte eifrigst die Intrigen des Serails gegen seinen ägyptischen Vasallen. Die Würde eines Khediven seit 1873 war nur ein höchst äußerliches Pflaster auf die mannigfachen Beschränkungen, die sich Ismail gefallen lassen mußte, und von denen die Verringerung von Heer und Flotte ihn am schwersten schädigte. Denn gerade die letztere Maßregel lieferte ihn bald völlig den Engländern aus, welche Ägypten in kriegerische Wirren in den oberen Nilländern und mit Abessinien zu verwickeln verstanden und sich dann als Freunde aufzudrängen wußten. Noch schlimmer war die mißliche Finanzlage des Khediviats, hervorgerufen durch die fortschrittlichen Pläne des Vizekönigs, die ihn zwangen, teure Anleihen aufzunehmen. Der drohende Staatsbankerott nötigte ihn zur Anerkennung eines von den europäischen Großmächten im Interesse ihrer Staatsgläubiger eingesetzten internationalen Ministeriums (1874), in dem ein Engländer, Wilson, das Portefeuille der Finanzen erhielt. Dieser entwand dem Khediven zur Befriedigung der Gläubiger fast seinen ganzen Allodialbesitz und schwächte damit zugleich seinen persönlichen Einfluß auf das Staatswesen. Bald geriet Ägypten gänzlich in die Schuldknechtschaft Englands. Denn dieses wußte die Finanznot des Khediven so geschickt auszubeuten, daß ihm

Digitized by Google

dieser 1875 seinen ganzen Besitz an Suezkanal-Aktien, deren Kurs zum Teil durch englische Praktiken vorher auf einen möglichsten Tiefstand gebracht worden war, um vier Millionen Pfund Sterling überließ. Damit war England der Hauptaktionär des Unternehmens geworden und hatte den tonangebenden Einfluß auch in Ägypten selbst erlangt. Erst nachdem ihm dieses Börsenmanöver geglückt war, nachdem mit dem Erwerb des Suezkanals die kürzeste Verbindungslinie nach seiner Hauptkolonie gesichert war, wagte England den ersten weitausgreifenden Schritt auf der Bahn seiner später so gigantisch sich entwickelnden imperialistischen Politik und erklärte Indien zum Kaiserreiche (1876). Somit war *Ägypten gleichsam das Sprungbrett des britischen Imperialismus.*

Welch große Erwartungen die Engländer an die Erwerbung Ägyptens knüpften, erhellt genugsam Lord Gladstones aufrichtiges Geständnis 1877: „Unsere erste Baustelle in Ägypten, sei es, daß wir sie durch *Diebstahl* oder durch Kauf erwerben, wird fast todsicher das Ei eines nordafrikanischen Reiches sein, das wachsen und wachsen wird .., bis wir schließlich jenseits des Äquators mit Natal und Kapstadt unsere Hände verbinden, um zu schweigen von Transvaal- und dem Oranjefluß-Freistaat auf der Südseite, oder von Abessinien oder Sansibar, die etwa als Reisezehrung unterwegs mitzunehmen und zu schlucken wären" (nach F. Tönnies).

Finanziell hatte England also Ägypten bereits erobert, die territoriale Eroberung folgte rasch nach und kostete ihm geringes Blutvergießen. Fortan ging England offen auf sein letztes Ziel los, *Ägypten, den Korridor zwischen Europa und Asien,* gänzlich in seine Gewalt zu bringen. Es benützte den großen Einfluß, den es auf dem Berliner Kongreß als Thronwächter der Hohen Pforte beim Sultan erlangt hatte, um Ismails Versuch, sich wieder mit einem nationalen Ministerium zu umgeben (1879), als revolutionär zu verdächtigen und ihn selbst zu verdrängen. Er starb 1895 in der Verbannung in Konstantinopel. Unter seinem Nachfolger, seinem Sohne Tewfik, übernahm England im Auftrage der Großmächte selbst die Verwaltung des Landes. Im Jahre 1881 setzte eine Empörung, die sich zugleich gegen die Türken wandte, unter dem ägyptischen Offizier Achmed Arabi gegen die auswärtige Finanzkontrolle ein und verschaffte Arabi die Stelle eines Kriegsministers. Da zettelten die Engländer geschickt eine Gegenverschwörung an, die zu einem Putsch in der Hafenstadt Alexandrien führte und den Engländern willkommenen Anlaß gab zum Bombardement Alexandriens und zur Ausschiffung von Truppen zur Niederwerfung der Rebellion. Im Zusammenhang damit erfolgte die englische Besetzung des Nillandes. Ein Vizekönig führt seit 1882 nur mehr zum Schein die Regierung.

Man versteht nicht, wie die französische Kammer so unglaublich kurzsichtig sein und sich dieses wertvolle politische Faustpfand, die Grundlage seiner ganzen Orientpolitik mit seinem historischen Primat über die römischen Christen, so leichten Kaufes entwinden lassen konnte. Sie lehnte 1882 die von Freycinet geforderten Kredite zur gemeinsamen Besetzung Ägyptens rundweg ab und begnügte sich mit schüchternen Protesten gegen die Niederlassung der Engländer im Nillande. Man hat für das feige Verhalten der französischen Regierung nur die einzige Erklärung, daß die unselige Revancheleidenschaft Frankreich so verblendete, daß es die Bedeutung dieser englischen Aktion ganz unterschätzte. Während es in verbissener Wut nach der Vogesenecke starrte, brach der englische Wolf in seinen Pferch ein und raubte ihm das wertvollste Lamm.

England ging sofort energisch an die Sicherung seines wertvollen Besitzes, indem es mit großen Opfern den oberägyptischen Sudan unter seine Botmäßigkeit brachte. 1896—98 bereitete endlich Lord Kitchener dem Reiche der Derwische ein Ende und rächte so den Tod des edlen Gordon, den England 1885 so schmählich in Khartum im Stiche gelassen hatte. Damit war tatsächlich erst die englische Beherrschung Ägyptens besiegelt.

Nun trat *England offen feindselig gegen Frankreich* auf und bereitete ihm die *Schmach von Faschoda* (1899), indem es der französischen Expedition unter Major Mar-

Digitized by Google

chand mit Waffengewalt das Vordringen im östlichen Sudan verwehrte und die dort aufgepflanzte Trikolore herunterriß. Die darauf eingetretene kriegerische Spannung wußte Eduard VII. geschickt gegen Deutschland abzulenken, indem er die einfältigen Franzosen wieder mit dem alten Ladenhüter endlicher Befriedigung ihrer Revanche betörte. Wirklich fiel Frankreich darauf herein und schloß mit England den **Vertrag von 1904**, in dem es allen Ansprüchen auf Ägypten entsagte und seine Einwilligung gab zur dauernden Festsetzung der Engländer in Ägypten gegen das Linsengericht der diplomatischen Unterstützung in der Marokkofrage.

Den Schlußstein der englischen Usurpation bildete die offene **Erklärung des britischen Protektorats** zu Beginn des Weltkrieges. Die Suzeränität der Türkei über Ägypten war damit beendet. Sein Khedive, Abbas II. Silmi, der seit 1892 als Nachfolger seines Vaters Tewfik die Zügel der Regierung, freilich unter strenger englischer Oberaufsicht, führte, wurde abgesetzt und sein Oheim Prinz Hussein, ein gefügiges Werkzeug der Engländer, zu seinem Nachfolger ernannt. Damit war dieses für Englands Weltherrschaft so unendlich wichtige Land erst völlig britischer Willkür ausgeliefert und konnte zur Grundlage der Verteidigung seines Weltimperiums gemacht werden.

„Ägypten ist in der Tat das strategische Zentrum des britischen Reichs, weil die indischen, australischen und afrikanischen Truppen am leichtesten dorthin gebracht und von dort je nach Bedarf nach Indien, Afrika, Kleinasien, dem Ägäischen Meer, der Adria und nach Frankreich geworfen werden können."

Die englische Verwaltung, namentlich die Statthalterschaft Lord Cromers 1883—1907, hat sich entschieden große Verdienste um die Kultivierung Ägyptens erworben. Aber man muß bedenken, das geschah alles in rein englischem Interesse, und die aufgewendeten Riesensummen, z. B. für das großartige Stauwerk von Assuan, warfen auch riesige Dividenden ab, die in englische Taschen flossen. Der ägyptische Fellache selbst aber seufzt genau so unter dem britischen Joche wie der Hindu. Das ägyptische Ackergesetz dient einseitig den englischen Baumwollinteressenten. „Die soziale Gewissenlosigkeit und Gewinnsucht der englischen Baumwoll-Großindustriellen hat es durchgesetzt, daß der Baumwollbau einseitig gefördert wird und auf seine Kosten die Viehzucht und besonders der Getreidebau ganz vernachlässigt worden sind. Heute steht Ägypten darum unter den Baumwollländern an dritter Stelle. Aber obwohl ehemals Getreideausfuhrland — im Altertum war es die Kornkammer Roms —, muß es jetzt seinen Lebensmittelbedarf einführen, hauptsächlich durch die Straßen des Bosporus und der Dardanellen (!). Vielbezeichnend sind deshalb in dieser paradiesisch fruchtbaren Stromoase die Hungersnöte nach indischem Muster." Wie wird es wohl jetzt dort aussehen, wo infolge des Krieges der Baumwollabsatz stockt und der Bauer infolgedessen kein Geld hat? Das also ist der Gewinn des Landes, das England mit seiner Fremdherrschaft beglückt hat, „im Interesse der Menschlichkeit, der Zivilisation natürlich".

Auch **ein religiös-politisches Interesse hat England an der Besetzung Ägyptens.** Es trachtet von hier aus **die Herrschaft über Arabien** und damit **über die heiligen Stätten der Moslemin** zu gewinnen und wiegt sich in der Hoffnung, dem Khediven **das Kalifat**, die oberste geistliche Würde des Islams, zu verschaffen. Darum hat schon früher Lord Kitchener, „um den jungägyptischen Nationalismus in Schach zu setzen, die sogenannte großägyptische Bewegung unterstützt, die den phantastischen Ideen der Wiederherstellung des Pharaonenreiches in alter Machtherrlichkeit über ganz Arabien durch die Bindung des Kalifats an die khedivische Würde nachstrebt". (v. Mackay.) Das würde freilich dem Lande, das die Hauptmasse aller Mohammedaner unter seinem Zepter vereinigt, einen gewaltigen Einfluß auf alle Gläubigen verleihen und vor allem England sichern vor dem Schreckgespenst des Dschihad, des Heiligen Krieges. Denn naturgemäß müßten dann sämtliche Derwische des Islams nach der englischen Pfeife tanzen. Wer Ägypten hat, hat auch den Sudan,

Digitized by Google

den Hauptherd fanatischer religiöser Sekten, wie der Mahdisten und der Senussi, deren Niederhaltung nicht bloß England, sondern auch Italien und Frankreich im Interesse der Sicherung ihres nordafrikanischen Kolonialbesitzes am Herzen gelegen sein muß. Vom Sudan aus ist aber nicht bloß ganz Nordafrika, sondern auch Britisch- und Italienisch-Ostafrika, Belgisch-Kongo bedroht. Bereits ist dort eine arabisch-islamitische Bewegung gegen die englische Herrschaft an der Westflanke des Stillen Ozeans zu spüren. Wenn unser Deutsch-Ostafrika bisher so heldenmütig den englischen Angriffen hat widerstehen können, so verdanken wir dies zum nicht geringen Teil der mohammedanischen Welt, die dort im Lager Deutschlands gegen die kalifenfeindliche Britenherrschaft kämpft. Nur mit drakonischen Gewaltmaßregeln vermag England die moslemische Gärung bis zur Stunde noch zu unterdrücken.

Es war, um im britischen Stil zu reden, ein glänzendes Geschäft, das Albion mit der Besitznahme Ägyptens gemacht hat. Wir verstehen somit die lebhafte Sorge, die England augenblicklich um dieses Unternehmen durchzumachen hat. Es ist darum an der Zeit, daß wir Deutsche uns an das bedeutungsvolle Wort Napoleons erinnern, der noch auf seinem Todbette bedauerte, daß ihm seine verheißungsvollen ägyptischen Pläne mißlungen seien: „Ägypten darf niemals in englischen Händen bleiben, wenn ein Staat die englische Weltherrschaft vernichten will.“ Erinnern wir uns auch des wuchtigen Ausspruchs Bismarcks: „Ist der Suezkanal gesperrt, dann ist das Genick Englands umgedreht.“ Mit prophetischen Worten hat bereits zu Beginn des Eintrittes der Türkei in die Waffenbrüderschaft mit den Zentralmächten ein weitschauender Politiker die ausschlaggebende Wichtigkeit des künftigen ägyptischen Kriegsschauplatzes geweissagt: „Am Suezkanal dürfte einmal die größte weltgeschichtliche Entscheidung in diesem Weltkriege fallen. Hier ist britisches Imperium in seinen letzten Wurzeln bedroht. Furchtbar zieht sich hier das Unwetter zusammen, das den tödlichen Blitz birgt. Noch gibt man sich in England den Anschein, als hege man keine Sorge. Doch ‚des Donners Wolken hangen schwer herab auf Ilion‘.“ Hoffen wir, daß Ägypten noch zum Grabstein der englischen Weltherrschaft werde. Quod Deus bene vertat!

Georg Widenbauer

Das Dogma von Rußlands Unüberwindlichkeit

Eine Meinung, die für die allermeisten mit der Gewißheit eines mathematischen Lehrsatzes feststand, war die von der unüberwindlichen russischen Übermacht. Mit so manchen anderen hat der Krieg, der große Umwerter, auch diese Meinung umgestoßen. Wohl gab es, wie Professor Johannes Haller im „Schwäbischen Merkur“ ausführt, von jeher einige wenige, die auch an dieser absoluten Wahrheit zweifelten, aber sie kamen, wenn sie es aussprachen, in Gefahr, für nicht ganz zurechnungsfähig gehalten zu werden. Das Erstaunlichste ist jedoch, daß es auch heute, wo doch die Tatsachen ihr Urteil gesprochen haben, immer noch nicht wenige gibt, die nicht einsehen, wie falsch das Vorurteil von der russischen Unüberwindlichkeit war; die noch immer nicht von dem Glauben lassen wollen, daß Rußland letzten Endes doch nicht zu besiegen sei. Man könnte sie ruhig in ihrem Glauben selig werden lassen, wenn nicht die Gefahr bestände, daß diese verkehrte Ansicht in entscheidender Stunde ihre schädliche Wirkung üben werde. In der Lage, in der sich Deutschland zurzeit befindet, ist ja nichts wichtiger, als eine richtige Einschätzung der Stärkeverhältnisse bei den Nachbarn, und nichts gefährlicher als ein Irrtum auf diesem Gebiet. Darum wird es der Mühe wert sein, zu prüfen, woher der Glaube an die russische Übermacht stammt und wie er sich zu den Tatsachen verhält.

Digitized by Google

Der erste, der ihn ausgesprochen hat, ist Friedrich der Große. Schon im Jahre 1746, ehe er noch Gelegenheit gehabt, die russische Macht an sich selbst zu erproben, hat er in seiner „Geschichte meiner Zeit" geschrieben: „Von den Nachbarn Preußens ist das russische Reich der gefährlichste, sowohl durch seine Macht, wie durch seine geographische Lage"; es sei imstande, Preußen zugrunde zu richten, selbst aber sei es durch die Unwirtlichkeit seiner Grenzgebiete gegen einen Angriff geschützt. Das war lediglich vom preußischen Standpunkt aus geurteilt und von ihm aus damals auch wohl richtig. Der allgemeine europäische Glaube an die russische Unbesiegbarkeit stammt aber erst aus den Befreiungskriegen. Daß Napoleons Herrlichkeit in Rußland ihr Grab fand, das hatte zuerst die Vorstellung geweckt, dieses Riesenreich sei schlechterdings nicht zu überwinden. Man verkannte vollständig, daß die Katastrophe von 1812 viel weniger der Stärke der Russen, als den Fehlern Napoleons zuzuschreiben war, der im entscheidenden Augenblick den Marsch auf Moskau antrat, wo er an der Unmöglichkeit, sein Heer zu verpflegen, scheitern mußte. Man vergaß desgleichen, daß dieser Katastrophe eine vollständige militärische Niederlage der Russen vorausgegangen war, daß Alexander I. zu Beginn des Jahres 1813 so wenig wie Napoleon über ein größeres schlagfertiges Heer verfügte, und daß Napoleon erst durch den Abfall seiner Bundesgenossen besiegt wurde. Es hat lange gedauert, bis diese Tatsache richtig erkannt und gewürdigt wurde. Zunächst stand die Welt vollständig im Banne des äußeren Eindrucks. Dazu kam, daß schon bald darauf ein ähnlicher Fall sich ereignete.

Im Krieg gegen die Türkei 1828—29 hat Rußland wieder einen Scheinsieg erfochten, dessen innere Zweifelhaftigkeit nur Eingeweihten erkennbar war. Daß ein ziemlich kleines russisches Heer unter Diebitsch den Balkan überschreiten und vor Konstantinopel den Frieden diktieren konnte, weckte den Anschein, der Zar könne, wenn er nur wolle, mit dem kleinen Finger das türkische Reich umwerfen. In Wirklichkeit jedoch stand das siegreiche russische Heer vor Konstantinopel ebenso vor dem Untergang wie Napoleon vor Moskau, und nur dem diplomatischen Geschick Diebitschs war es zu danken, daß trotz dieser verzweifelten Lage der Schein des Triumphs zu einem vorteilhaften Friedensschluß ausgenutzt wurde.

Wie hohl die zarische Großmacht war, die sich vermaß, Europa zu beherrschen, wurde mit einem Schlage offenbart im Krimkrieg. Er bietet auf der russischen Seite geradezu das Bild der Wehrlosigkeit. Rußland hatte diesmal alle natürlichen Vorteile auf seiner Seite. Es kämpfte zu Hause, die Gegner auf weite Entfernung jenseits des Meeres. Es verfügte über eine starke zahlenmäßige Überlegenheit und einheitliche Führung und besaß in Totleben eine geniale Kraft, die den Gegnern fehlte. Trotz allem war das Ende eine schwere, demütigende Niederlage, und zwar ohne daß eine militärische Entscheidung vorausgegangen wäre, lediglich infolge von Erschöpfung, völliger Erschöpfung schon nach zwei Jahren!

Zwanzig Jahre später der gleiche Vorgang in anderen Formen. Wieder war das Ergebnis der Anstrengungen im türkischen Krieg 1877—78 ein schreiender Mißerfolg. Mit ungenügenden Kräften begonnen, ursprünglich nur als bewaffnete Demonstration gedacht, nahm dieser Krieg nach anfänglich glänzenden Scheinerfolgen bald eine sehr gefährliche Wendung und hätte ohne den Beistand Rumäniens und ohne die Fehler der türkischen Führung wahrscheinlich mit einer Katastrophe, keinesfalls mit einem Siege geendet. Als es sich aber darum handelte, das Errungene zu behaupten, die Bestimmungen des Friedens von San Stefano gegen den Einspruch der Neutralen zu verteidigen, da fehlten die Kräfte, und das Ende war die diplomatische Niederlage auf dem Berliner Kongreß, die in den national empfindenden russischen Kreisen das dauernde Bedürfnis nach Vergeltung weckte.

Noch größer als im Türkenkrieg war Rußlands militärische und finanzielle Überlegenheit im Krieg gegen Japan 1904—05. Rußland befand sich im Besitz einer gesicherten Währung und großer Goldbestände, seine Volkswirtschaft war in frischem Aufschwung begriffen. Japan dagegen hatte sich schon vor dem Krieg in Rüstungen erschöpft, seine Kurse standen

Digitized by Google

schlecht. Über jeden Zweifel erhaben war die zahlenmäßige Überlegenheit der russischen Streitkräfte. Dennoch war der Mißerfolg diesmal schwerer als selbst im Krimkrieg: eine lückenlose Kette von Rückzügen und Niederlagen zu Lande, Vernichtung der Flotte und schließlich denn auch der Verzicht auf die streitigen Gebiete, Korea und die Mandschurei. Deutlicher konnte es eigentlich nicht gemacht werden, was schon die Geschichte des ganzen Jahrhunderts von Alexander I. bis Nikolaus II. gelehrt hatte, daß die wirklichen Kräfte des russischen Reichs weder zu seiner Größe noch zu seinen Aufgaben im richtigen Verhältnis standen. Es glich einem Riesen, dessen Herz und Lunge zu schwach sind: bei jeder ernsteren Anstrengung geht ihm der Atem aus. Kurzum, das Übergewicht, das Rußland in Europa besessen, beruhte nicht auf seiner eigenen Macht, sondern auf geschickter Benutzung der politischen Lage und auf der falschen Furcht der andern Völker.

1914, davon war man in Rußland selbst fest überzeugt, sollte ein ganz anderes Schauspiel zeigen. Das Reich hatte sich erneuert, wichtige Verbesserungen waren eingeführt, das Heer gewaltig verstärkt und aufs sorgfältigste ausgerüstet. Zum erstenmal wurden von Anfang an die gesamten Kräfte eingesetzt, zum erstenmal zog das Volk in voller Einigkeit und vaterländischer Begeisterung in den Krieg gegen den Erbfeind. Er sollte Rußlands Wiedergeburt bringen. Was er gebracht hat, haben wir vor Augen. Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei, alle drei gleichzeitig in schwere Kämpfe auf andern Seiten verwickelt, waren mit halben Kräften immer noch stark genug, Rußland so vernichtend zu schlagen, wie es keiner anderen Großmacht in neueren Zeiten widerfahren ist. Wenn nicht England mit Geld, Nordamerika und Japan mit Waffen und Munition zu Hilfe kämen, wäre von einer russischen Macht heute nicht mehr die Rede.

Die Russengläubigen wenden nun ein und sagen, die Erfahrung lehre, daß dieses Reich sich von einer Niederlage rasch erhole. Genau das Gegenteil ist der Fall. Nach dem Krimkrieg hat es zwanzig Jahre gedauert, bis die Folgen einigermaßen ausgeglichen waren, und selbst dann noch rang der Finanzminister v. Reutern die Hände über den Entschluß zum Krieg, der sein mühsames Lebenswerk, die Sanierung des Staatshaushalts, zerstörte. Nach 1878 ist die Erholung allerdings rascher vonstatten gegangen und sogar ein glänzender Aufschwung eingetreten. Aber der Schein trügt: ohne die Hilfe des ausländischen Kapitals, das sich seit 1887 unbedenklich zur Verfügung stellte, wäre es nicht so gekommen. Vollends nach 1905! Schon der Krieg gegen Japan, der doch eigentlich nur ein Kolonialkrieg war, hatte nur mit ausländischer Geldhilfe gewonnen werden können. Damals hat ja auch die deutsche Finanzwelt die grenzenlose Torheit begangen, im Frühjahr 1905 mit 150 Millionen Rubel den Russen beizuspringen, die sich ganz nach ihrer Weise dafür bedankten, indem sie schon ein Jahr später auf der Konferenz von Algeciras leichten Schrittes ins englische Lager übergingen. Daß Rußland sich nach der Niederlage in der Mandschurei und trotz der darauf folgenden inneren Wirren überhaupt halten und so rasch wieder aufrichten konnte, hat es in erster Linie dem ausländischen Kapital zu danken gehabt. Die ganze stolze Rüstung, in der es 1914 über Österreich und Deutschland herfiel, ist nicht zu denken ohne die rund 17 Milliarden Franken, die es im Laufe der Jahre von Frankreich erhalten hat. Wie kann man da noch behaupten, Rußland erhole sich rasch? Die Tatsachen zeigen ja, daß es sich ohne fremde Hilfe nur sehr langsam auch von kleineren Niederlagen zu erholen vermag.

Wir wollen die Ursachen dieser Erscheinung nicht untersuchen. Sie liegen so tief im Wesen des russischen Staates und des russischen Menschen, daß man eine staats- und volkspsychologische Studie darüber schreiben müßte. Begnügen wir uns mit der gegebenen Erfahrungstatsache und fragen wir, was sich daraus für die Zukunft ergibt. Die Niederlage ist diesmal größer als je, sie läßt sich weder mit 1856 noch mit 1905 vergleichen. In diesen und anderen Fällen hatte Rußland zwar nichts von dem oder nicht alles gewonnen, was es erstrebte, aber von seinem bisherigen Bestand hatte es doch nichts verloren. Jetzt zum erstenmal

Digitized by Google

hat es von Eigenem eingebüßt, so viel eingebüßt, daß man von der Amputation eines wichtigen Gliedes sprechen darf. Mit dem Besitz des Königreichs Polen ist die unvergleichliche Angriffsstellung, die vorgeschobene Bastion dahin, in der es seit hundert Jahren Preußen und Österreich bedrohte. Mit Polen, Litauen, Kurland sind Gebiete verloren gegangen, die zu den besten Steuerquellen des Reichs gehörten. Nicht geringer ist der Schaden im Finanz- und Wirtschaftsleben; für jenes steht der Staatsbankerott, für dieses eine schwere Lähmung in sicherer Aussicht. Auswärtige Hilfe — woher sollte sie diesmal kommen? Die früheren Geldgeber werden nichts geben können, und ob sich neue finden, ist recht zweifelhaft, jedenfalls nicht so bald. An Fortsetzung der großen Arbeiten, die vor dem Krieg im Gang waren, Eisenbahnbauten, die nur mit großen Mitteln durchführbare Agrarreform — ist einstweilen nicht zu denken. Ebensowenig an neue Rüstungen großen Stils. Rußland geht für die nächste Zeit nach dem Krieg einer Periode schwerer Ohnmacht entgegen, auch wenn die Staatsumwälzung am Ende doch ausbleiben sollte, die sich längst ankündigte. Für die Politik des Deutschen Reiches ergibt sich daraus weiter, daß Rußland als Gegner fürs erste kaum gefährlich, als Freund aber wertlos sein wird. Wie lange dieser Zustand dauern wird, kann freilich niemand wissen. Erholen wird es sich gewiß einmal. Es bleibt unter allen Umständen richtig, daß Rußland der gefährlichste Feind unserer Zukunft ist. Es steht ja in der Volksvermehrung, der Volkswirtschaft, der Volksbildung erst in den Anfängen seiner Entwicklung. Seine natürlichen Reichtümer sind groß, sein Menschenmaterial unermeßlich. Vielleicht findet es auch eines Tages in Nordamerika das nötige Geld, um beides zu nutzen. Wie bald das aber geschehen kann, wird wesentlich davon abhängen, wie groß der Schaden sein wird, den es am Ende des Kriegs zu buchen hat. Je größer er ist, je länger die russische Ohnmacht dauert, desto länger hat Deutschland freie Hand, sich selbst zu erhalten, seine eigene Kraft zu entwickeln, den Dingen im Osten die Gestalt zu geben, die den Bedürfnissen des deutschen Volks entspricht, und sich selbst eine Stellung zu bauen, in der es auch einem erstarkten Rußland gewachsen und überlegen ist. Die Zukunft wird bestimmt werden von dem Maß an Energie und Konsequenz, das Deutschland in der nächsten Zeit aufwendet. Wenn irgend, so ist hier eine der Gelegenheiten, die, einmal versäumt, nie wiederkehren wird; einer der Augenblicke, da die Frage an das Schicksal frei ist.

Die einzige Friedensbürgschaft

Alle die Völker, die heute sich der furchtbarsten Machtmittel bedienen, die je der Menschengeist ersonnen, Menschenleibern und -gütern Tod und Zerstörung zu bringen, — sie alle behaupten, im Namen und zum Schutz der Kultur zu kämpfen. Wir erleben, schreibt Dr. Max Seber in der „Ethischen Kultur", Ausbrüche wildesten Hasses, vernehmen von Greueltaten, die das Blut erstarren lassen — und trotzdem soll auch hierfür der Glanz des Begriffes Kultur eintreten, der anscheinend als höchster Zweck allseitig betrachtet wird, für den alle Mittel erlaubt sind. Der Strom all dieser Widersprüche entfesselt das alte Problem „Macht und Kultur" von neuem, das wir nunmehr mit den neuen Erfahrungen der letzten Zeit angreifen müssen.

Es besteht kein Zweifel, daß sich dem modernen Bewußtsein das Verhältnis beider Begriffe in gegensätzlicher Form spiegelt. Dieser Kulturbegriff der Neuzeit betont vor allem die Kultur der Massen; soziale Kultur ist aber von einem Staate nur bis zu einem gewissen Grade durchführbar, wenn das Streben gleichzeitig nach äußerer Macht und Geltung geht. Das folgt ohne weiteres schon aus den rein finanziellen Notwendigkeiten, aber auch aus dem Zwang, der auf die Menschen eines solchen Staates im Interesse straffer Disziplin und mili-

Digitized by Google

tärischer Organisation geübt werden muß. Denkt man beide Gedanken weiter, so kommt man zu dem Schluß, daß beide Ziele nicht gleichzeitig verfolgt werden können, daß schließlich die Wahl getroffen werden muß zwischen Macht- oder Kulturstaat. Von diesem Standpunkte aus war es das Nächstliegende, den Zwang zu beseitigen, der den einzelnen Staat zu ständiger Kriegsbereitschaft zwingt; die internationale Verständigung erschien als wichtiges Mittel zur Anbahnung des Kulturstaates. Indessen haben uns die Ereignisse des schicksalsschweren Jahres 1914 gezeigt, daß unsere Zeit für diese Idee noch nicht reif ist. Wenn wir die Entstehung dieses ungeheuren Weltkrieges verfolgen, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Greuel in seinem Verlaufe vorgekommen sind, dann müssen wir leider sagen, daß die internationale Verständigung in der Form, wie wir sie uns bisher vorgestellt haben, ins Wesenlose dahingesunken ist. Es nützt nichts, durch Schönfärberei die Wahrheit zu verschleiern; sehen wir mutig der ganzen, der brutalen Wahrheit ins Gesicht. Es steht fest, daß auf seiten des Dreiverbandes der Krieg seit langem beabsichtigt war: es steht fest, daß mit wenigen Ausnahmen die Volksmassen diesen Angriffskrieg billigen und decken. Es sind im Verlaufe dieses Krieges so viel Abscheulichkeiten vorgekommen, daß es vermessener Leichtsinn wäre, auf den Friedens- und Kulturwillen der betreffenden Staaten in nächster Zukunft zu bauen. Man beschönige diese Greuel nicht mit dem Schlagwort C'est la guerre; selbst wenn man von den Handlungen auf den Schlachtfeldern absieht, bleibt noch genug übrig, was zwingt, von einem sittlichen Bankerott angesehener Kulturstaaten zu reden. Die Wegschleppung von Frauen und Kindern aus dem Elsaß, die schlechte Behandlung der Kriegs- und Zivilgefangenen, die in Afrika unter Aufsicht von Negern im glühendsten Sonnenbrand arbeiten müssen, die Plünderung deutscher Läden und Häuser in England, der Aushungerungsplan gegen das deutsche Volk, die Unmenschlichkeiten der Russen in Ostpreußen, ihr Verhalten gegen die deutschen Zivilgefangenen — das sind Tatsachen, die nicht aus der Welt geschafft werden können. Wie sollen solche Staaten und solche Völker die sittliche Kraft aufbringen, in Zukunft einen lediglich auf freier Vereinbarung beruhenden Frieden zu halten, Streitigkeiten schwerster Art auf rein rechtlichem Wege auszufechten? Die Natur macht keine Sprünge, auch die Natur im Menschen nicht. Wenn so die internationale Verständigung auf lange Zeit gescheitert ist, stehen wir vor der Frage, worauf wir in Zukunft unser Kulturstreben bauen wollen. Müssen wir darauf verzichten, zum Kulturstaat uns hinzuarbeiten, und uns mit dem üblichen Halb und Halb begnügen, oder gibt es noch andere Wege? Es bleibt natürlich nur noch der Weg der Gewalt. Da aber Gewalt und Kultur gegensätzliche Zielrichtungen sind, stehen wir anscheinend am Grabe unserer Hoffnungen. Indessen winkt doch noch die Möglichkeit, Gewalt und Kultur zeitweilig zu verbinden, um sie am Ende zu trennen. Der für höhere Kulturentwicklung unerläßliche Weltfriede muß so lange der Schärfe des Schwerts anvertraut werden, bis der Kultur- und Friedenswille stark genug ist, um durch die eigene Macht aufrecht zu bleiben. Man wird nun sagen, der Schärfe des Schwertes war ja der Frieden bisher schon ausgeliefert, und das Ergebnis liegt vor uns. Gewiß ist das richtig; aber bisher suchte man den Frieden durch das Gleichgewicht der Schwerter zu sichern, in Zukunft muß ihn das Übergewicht eines Schwertes betreuen. Das ist die Lehre dieses Weltkrieges. Es hängt vom Ausgang dieses Krieges ab, ob die Entwicklung sich so vollziehen wird. Nämlich nur dann, wenn die Zentralmächte einen vollen Sieg erringen, ist diese Art der Friedenssicherung gegeben; in allen anderen Fällen nicht. Bleibt der Krieg im wesentlichen unentschieden, dann beginnt das alte Elend des bewaffneten Friedens, des Krieges im Frieden von neuem, und ein neuer Zusammenstoß ist dann nur die Frage von Jahren. Siegt aber der Vierverband, so wird er Deutschland, Österreich und Ungarn zerstückeln, womit der Beginn wütendster Befreiungskämpfe in die nächste Zeit gerückt wäre; auch würden diese edlen vier sich bald genug in die Haare geraten. Fällt uns aber, wie es ja wahrscheinlich ist, der Sieg zu, vollzieht sich mit Notwendigkeit eine engere Verbindung der Zentralmächte, der Anschluß kleinerer Staaten sowie der Türkei ist dann unausbleiblich. Befreiungskriege brauchen

Digitized by Google

wir von den Besiegten nicht zu fürchten, denn wir sind keine Eroberer, was wir seit Bestehen des Reiches bewiesen haben. Außerdem wäre dieser mitteleuropäische Verband, der sich von selbst herausbilden würde, eine derartige Macht, daß er jedem möglichen Gegner überlegen wäre. Seiner Natur nach wäre Mitteleuropa aber lediglich als Verteidigungsbund möglich die Interessen der Gegner und Außenstehenden könnten also trotzdem Berücksichtigung finden. Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß der Weltfriede, der zunächst nur unter dem Schutze gewaltiger militärischer Macht möglich ist, auch einmal dieser Stütze entraten kann, wenn auch die anderen Staaten auf Eroberungen verzichten und von echtem Friedenswillen durchdrungen sind. Aus solchen Erwägungen heraus muß gerade im Namen des Friedens gegen die Friedensfreunde Stellung genommen werden, die jetzt schon von Friedensverhandlungen sprechen und nach all den schmerzlichen Erfahrungen den zukünftigen Frieden wiederum nur auf internationale Vereinbarungen, Schiedsgerichte, Haager Staatengerichtshof usf. aufbauen wollen. Wir brauchen ja nur uns das Verhältnis von Macht und Kultur auf anderen Gebieten anzusehen, um zu erkennen, daß die Kultur des Zwangs nicht entraten kann. Ob es sich nun um die Sicherung des Eigentums, der Sittlichkeit, des Arbeiterschutzes, die Durchführung großer sozialer Einrichtungen, wie Krankenversicherungen oder ähnliche Dinge handelt: überall müssen Strafbestimmungen dahinterstehen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Wenn es aber innerhalb des Staates nicht möglich ist, die gemeinnützigsten Zwecke ohne Druck und Zwang zu erreichen, wie soll es außerhalb möglich sein? Die Gewalt spielt ihre Rolle im inner- wie im internationalen Leben. Aber im innernationalen Leben ist in den meisten Kulturstaaten die Gewalt nur die Dienerin der Kultur, im internationalen Leben war sie bisher dagegen die Herrscherin. Nun soll sie auch dort zur Dienerin werden. Das bringe uns Deutschlands Sieg!

Eine Verwirrung der Köpfe

Einen sehr interessanten Brief hat kürzlich die „Frankf. Ztg." erhalten. Ein Leser schrieb ihr, er wisse ein ausgezeichnetes Mittel gegen die **Butterknappheit**: man solle das Verbot der Nachtarbeit in den Bäckereien wieder aufheben, dann gäbe es am frühen Morgen frische Brötchen, die man ganz gut auch ohne Butter verzehren könne — während bei den Brötchen vom Nachmittag vorher die Butter unmöglich zu entbehren sei. Das war nicht etwa Scherz, nicht Ironie. Es war, wie das Blatt feststellt, ganz ernsthaft gemeint, ein getreues Spiegelbild von dem, was der Schreiber nach sechzehn Kriegsmonaten unter Krieg und Kriegsopfern versteht. Und dieser Spartaner, der ohne Nachtarbeit in den Bäckereien keine trockenen Brötchen zum Morgenkaffee essen kann, steht nicht etwa allein. Wer jetzt die Gespräche von Hausfrauen mit anhört, und zwar von Hausfrauen aller Schichten und Besitzklassen, dem tönt immerfort das Thema Butter entgegen. Es ist, als ob diese Frauen gar keine andere Sorge, gar keine andere Sehnsucht hätten, als nur die Butter. Nicht vom Krieg und nicht vom Frieden, nur von der Butter sprechen sie. Seit sechzehn Monaten entbehren sie vielleicht den Gatten, den Sohn oder Vater. Und sie tragen es mit dem stillen Ernst der frei erkannten Notwendigkeit. Aber daß sie die Butter auf dem Brot entbehren sollen, darüber können sie stundenlang reden und die törichtesten Briefe an die Männer im Felde schreiben!

Darum sei es einmal klar und deutlich herausgesagt: das ist ein Irrtum, eine **Verwirrung der Köpfe**! Daß die Sorge für die gerechte Verteilung und für die gerechte Preisgestaltung der Lebensmittel die wichtigste Aufgabe der inneren Kriegführung ist, das brauchen wir hier nicht zu wiederholen, wir haben es oft genug gesagt. Alles dafür Mögliche muß ge-

Digitized by Google

tan werden, und es ist leider nicht immer rechtzeitig und nicht immer glücklich getan worden. Aber die Hauptsache ist doch erreicht: wir kommen mit den notwendigen Nahrungsmitteln aus, wir haben genug, und auch für die gerechte Verteilung vor allem des Brotes ist gesorgt. Der Aushungerungsplan unserer Feinde ist gescheitert, ist abgeschlagen für alle Zeiten. Diese ungeheure Tatsache soll man sich immer vor Augen halten: daß wir eingesperrt in einer Festung sitzen und doch nicht Hunger leiden. Dies — und das andere unermeßliche Glück, daß wir den Feind nicht im Lande haben, daß unsere Städte und unsere Äcker nicht verwüstet sind, daß unsere Frauen und Kinder von den Furchtbarkeiten des Krieges verschont blieben. Wer daran denkt, dem vergeht die Lust, über die kleinen Unbequemlichkeiten zu schwatzen, die der Krieg selbstverständlich im Gefolge hat. Daß gerade über diese Kleinlichkeiten so viel geschwatzt wird, das ist der beste Beweis dafür, wie gut es uns in Wirklichkeit geht. Wer es als ein tiefes Problem empfindet, ob man Brot auch ohne Butter essen könne, der zeigt damit aufs deutlichste, daß es ihm nicht an Brot fehlt; sonst würde er an die Butter gar nicht denken. Genau so, wie die Tatsache, daß unsere Schutzmannschafts-Vorsteher, die auf deutsch merkwürdigerweise immer noch Polizei-Präsidenten heißen, mit voller Kraft den Kampf gegen die Fremdwörter auf den Firmenschildern führen können, der beste Beweis ist, daß sie mit der Unterdrückung von Hungerkrawallen wirklich nicht ganz so beschäftigt sind, wie dies ausländische Blätter ihren Lesern Tag für Tag mit rührender Phantasie zu schildern wissen.

Wir wissen, daß die übergroße Mehrheit des deutschen Volkes, auch der Frauen und Männer daheim, dieses ärgerliche Betonen von Kleinlichkeiten genau so geringschätzig verwirft wie wir. Denn von dieser übergroßen Mehrheit gilt heute wie vor ein paar Monaten, was damals der Staatssekretär des Innern Dr. Delbrück mit schönen Worten sagte, als er von dem Gewaltigen, das draußen und zu Hause erreicht war, sprach und dann fortfuhr: „Daß diese Erfolge nicht ohne Opfer erreicht werden können, liegt klar auf der Hand, und am schwersten tragen unter diesen Verhältnissen die kleinen Produzenten und die kleinen Konsumenten. Am schwersten aber werden von diesen betroffen die zurückgebliebenen Frauen, die ohne männliche Hilfe sich hier zu Hause durchschlagen müssen. Das stille Heldentum, mit dem die Bauersfrau draußen im Lande mit ihren Kindern und wenigen weiblichen Arbeitskräften die Scholle bestellt wie im Frieden, das stille Heldentum, mit dem die Arbeiterfrau unter schwierigen Verhältnissen sich und ihre Kinder durchbringt — das wird vom deutschen Vaterland nicht vergessen werden! Die Frauen, die in dieser Weise hier im Dienste des Vaterlandes tätig sind, füllen die Schützengräben des wirtschaftlichen Kampfes; und wir werden ihrer so wenig vergessen, wie derer, die draußen ihre Pflicht tun.“ So ist es. Daß ein Volk von achtundsechzig Millionen nicht plötzlich zu lauter Halbgöttern werden kann, daß auch der Krieg nicht mit einem Schlage aus jedem Mann einen Helden, aus jeder Frau einen Engel zu machen vermochte, das ist eine Selbstverständlichkeit, die wir vorher wußten. Aber auch von denen, die in den Sorgen des Alltags nur schwer zwischen großen und kleinen Dingen unterscheiden können, darf man eines doch verlangen: Haltung! Das sind sie den Männern draußen und den Ringenden daheim und nicht zuletzt auch sich selber schuldig.

Für die Hausfrauen aber, denen jetzt wirklich die Butter knapp wird, haben wir ein ausgezeichnetes Rezept: sie mögen das Geld, das sie für die Butter nicht ausgeben können, der Kriegswohlfahrt zuführen, und sie sollen einmal sehen, wie gut ihnen und ihren Kindern die Mahlzeit dann mundet. Und damit nicht nur von den Frauen die Rede sei, so sei auch dieses noch gesagt: auch der Bierpreis ist in einer Zeit wie dieser kein würdiger Gegenstand nationaler Erregung.

Digitized by Google

Das Deutschtum im Ausland und der Weltkrieg

Ein treuer Leser, der durch Englands Sperrung der Meere in einer brasilianischen Urwaldsiedlung festgehalten ist, sendet dem Türmer eine Betrachtung vom Standpunkte des Auslandsdeutschen, die wertvoll und nachdenklich genug ist, den Deutschen in der Heimat und im Felde an dieser Stelle vermittelt zu werden:

Wie für die Betrachtung der Weltstellung des Deutschtums und des deutschen Volkes überhaupt, so bringt der Weltkrieg auch für die Beurteilung des Werts, der dem Deutschtum im Auslande in deutsch-politischer und deutsch-kultureller Hinsicht zukommt, neue Gesichtspunkte. Es ist natürlich, wenn die Deutschen im Auslande dieser Frage und ihrer Klärung ein besonderes Augenmerk zuwenden und die Leser des Türmers unter ihnen solchen Auseinandersetzungen wie über die Balten (Türmerheft vom 15. Mai, 1. Juli, 1. August) im Hinblick auf ihre eigene Lage mit erhöhtem Interesse folgen. In welch furchtbar schwerer Gewissensnot befinden sich nun vor allem die Deutschrussen, welche im russischen Heere mitkämpfen, die Kraft ihres Leibes und Geistes gegen ihre deutschen Volksgenossen einsetzen müssen? Bei der Tüchtigkeit der deutschen Balten als Offiziere und Beamte ist sicherlich ein großer Teil der russischen Kampf- und Widerstandskraft ihrer Leistung zuzuschreiben. Schon früher mußte jedem das Herz weh tun, der mit eigenen Augen das deutsche Kulturwerk in den Ostseeprovinzen oder die Kolonisationsarbeit der schwäbischen Bauern in Südrußland geschaut hatte und erkannte, wie sehr alle diese deutschen Kulturschöpfungen vom Russentum bedroht waren, ja wie sie im letzten Grunde dem immer deutschfeindlicher sich gebärdenden Moskowitertum zur Verstärkung dienen mußten. Bei der zurückhaltenden und vorsichtigen deutschen Politik gegenüber Rußland schien kein anderer Ausweg zur Rettung dieses Stücks Deutschtums sich zu bieten als die Auswanderung, vor allem die Hereinziehung in die Ansiedlungen von Posen und Westpreußen; tatsächlich sind auch zahlreiche deutschrussische Kolonisten nach Posen und noch mehr nach den Vereinigten Staaten, nach Kanada, Brasilien und Argentinien ausgewandert. Deutsche bäuerliche Leute und Handwerker nahmen ja von jeher die Auswanderung nicht gerade schwer, zumal wenn sie schon ein familiäres Erbstück war. Auf neuem Boden wird der Kolonist noch beweglicher, und wer in deutschen Ansiedlungen draußen sich aufhält, wird oft erstaunt sein, wie rasch die eben urbar gemachte Scholle verkauft oder vertauscht wird. Für die adligen Großgrundbesitzer und städtischen Bürger im Baltenlande war der Weg der Abwanderung freilich fast verschlossen; für sie galt es auszuharren und zu warten, was der Herr der Geschichte über sie beschlossen hatte. „Wäre es nicht Fahnenflucht gewesen, das Land zu verlassen und die deutsche Kultur preiszugeben? Und selbst wenn die Hoffnungen noch geringer waren, als sie erschienen, ist es deutsche Art, die Arbeit an einer großen Aufgabe abzubrechen? Muß nicht vielmehr auch noch der letzte Versuch gemacht werden, ohne schützende Institution den Geist doch lebendig zu erhalten?“ So fragt Professor D. Harnack und fährt dann fort: „Diese Notwendigkeit gilt auch in Zukunft; sie gilt auch nach dem Kriege; selbst wenn das Deutsche Reich die baltischen Provinzen nicht erobert oder nicht behält, so darf doch mindestens heute noch nicht der Gedanke aufkommen, die Aufgabe der Deutschen in Rußland sei nun erfüllt und die deutschen Provinzen Rußlands seien für die deutsche Kultur verloren. In einem Weltreich, das Polen, Kleinrussen, Tataren, Armenier, Georgier usw. umfaßt, müssen und werden die Deutschen an ihrem Grund und Boden, an ihrer Eigenart und Aufgabe bis zum letzten Blutstropfen festhalten. Fallen sie dennoch, so sollen sie auf ihrem eigenen Boden sterben, mit dem edlen Schweiß der Arbeit und dem Blut des Kampfes an den Stirnen. Martern, verjagen oder töten kann man sie; aber niemand soll und wird sie russifizieren oder zur freiwilligen Auswanderung bewegen können.“

Ich habe diesen ganzen Schlußabschnitt der Ausführungen Harnacks hier nochmals

Digitized by Google

hergesetzt, weil sich dasselbe für und über das bodenständige Deutschtum in anderen Ländern sagen läßt. Wie aber, wenn das treue Aushalten nur die Kräfte des Aufenthalt-Staates verstärkt und sich dieser als größter Feind des deutschen Stammvolkes bekennt und gibt, der nicht bloß den Kampf gegen das Deutsche Reich, sondern überhaupt gegen das Deutschtum offen verkündet oder doch versteckt führt? .Da muß es doch eine Grenze geben, jenseits deren das Aushalten zum Verrat am eigenen Blut wird, wo der Gewissenskonflikt zwischen der Pflicht gegenüber dem eigenen Volkstum und gegenüber dem neuen Heimatstaat in aller Schärfe ausbricht und da ist. Es ist ja in den letzten Jahren viel für die Erhaltung des Deutschtums getan und gearbeitet worden, das deutsche Bewußtsein wurde allerwärts gestärkt und geschärft. Was gilt nun für die deutschbürtigen Untertanen Rußlands oder auch Englands, wie in Kanada, Südafrika, Australien? Bleibt's einfach bei dem Wort: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat"?

Die Deutschen im Auslande haben gewiß im Frieden eine hohe Aufgabe, die Verbreitung deutscher Kultur und Gesittung; sie leisten damit dem deutschen Handel, der deutschen Industrie, der ganzen Kulturpolitik des Reiches große Dienste. Aber die Grenze dieser Leistungen zeigt gerade die Erfahrung des jetzigen Weltkriegs. Sie läßt sich etwa so ausdrücken: Der Deutschteil im Auslande, der in der Stunde der Gefahr, im Kampf ums Dasein seinem Heim- und Stammvolk nicht wesentlich helfen kann, ist auch kein wesentliches Stück des Deutschtums. Der Satz ließe sich noch verschärfen in der Form, daß der Deutschteil im Ausland, der gegen das alte Vaterland kämpfen oder doch arbeiten muß (etwa indirekt bei Munitions- und anderen Lieferungen), der Stammheimat nur schädlich ist, um so mehr, je besser deutsch und tüchtig er geblieben ist.

Die weiteren Folgerungen aus dieser Lehre zu ziehen, ist jetzt wohl noch nicht am Platze. Es genüge, darauf hingewiesen zu haben, wie schwierige Fragen der Ethik des Volkstums sich hier erheben, und daß es ein allgemein angenommenes Ziel der deutschen Politik im Falle des Sieges sein sollte, möglichst viele ausländische Volksgenossen aus solchen Gewissenskonflikten zu erlösen, in die sie durch die frühere ziellose Auswanderung und Zerstreuung über alle Welt hineingeführt wurden. Das wird nur durch weitgehende Umsiedlung und Zusammenziehung der europäischen deutschen Diaspora sich ermöglichen lassen. Der Siegeslauf in Rußland scheint darauf hinzuweisen, in Osteuropa die neue Deutschpolitik auf siedlerischer Grundlage zu verwirklichen. In einer Zeit der Massenbewegung der Heere braucht man auch vor einer Massenbewegung der bürgerlichen Bevölkerung nicht zurückzuschrecken; war doch auch darin der Krieg, zumal in Rußland, schon der Lehrmeister. Man scheue auch nicht vor der angeblichen Härte solcher Maßregeln zurück. Millionen von Deutschen sind im Lauf der Jahrhunderte ausgewandert; waren sie auch immer wanderlustig, so war es doch auch für sie keine leichte Sache; es ging hart und herb dabei her — die Kolonisationsgeschichte in allen Ländern, Nord- und Südamerika, Afrika und Australien beweist es — und hat zumal bei den Frauen eine Flut von Tränen gekostet.

Für das Deutschtum in Rußland schlägt jetzt die Schicksalsstunde! Bei staatlichen Neubildungen im Osten sollte es auf keinen Fall so gehen wie in Bosnien und der Herzegowina, wo nach der Einverleibung in Österreich-Ungarn eine der ersten Taten des Landtages ein Schlag gegen die deutschen Schulen war. Wilhelm II. muß die Siedlungspolitik der alten assyrischen und babylonischen Könige, mit der schon im Balkan begonnen wurde, im großen Maßstabe aufnehmen. Warum z. B. nicht die Wallonen Belgiens weiterschieben nach Frankreich, Algier, Marokko bis Brasilien hinüber und das Land mit Deutschen besetzen?! Viele Deutsche im Auslande, die es schmerzlich empfinden, nur von ferne her, als Zuschauer, nicht als Mitwirkende die größte Zeit deutscher Geschichte miterleben zu können, warten nur auf günstige Gelegenheit zur Rückkehr. Wenn der Gedanke, den schon Lagarde ausgesprochen hat, ein deutsches Kolonialreich — Neu-Schwaben — in Südrußland zu gründen, zur Verwirklichung kommt,

Digitized by Google

so bietet sich Tausenden, ja Hunderttausenden von Deutschen in Australien, Kanada, Südafrika eine neue deutsche Heimat, wo auch die Deutschen aus Südwestafrika für sie selbst und das Reich nützlicher untergebracht sind als in den dortigen Steppen, die man den Buren überlassen möge.

Das muß die Losung sein: Sammlung der deutschen Kolonisten aus den fremden Kolonialländern. Fast möchte man sagen: auch aus den selbständig gewordenen Kolonialstaaten Amerikas. Denn die Vereinigten Staaten daselbst zeigen sich ja nicht viel anders als eine englische Kolonie, und in Südamerika ist das lateinische Bewußtsein stark erwacht oder erregt worden, das in Frankreich die mãe mental (die geistige Mutter) sieht. Es wäre dem Deutschen im Auslande unfaßlich, welcher Partei er immer in der Heimat angehört haben mag, wenn selbst unter den Erschütterungen und Berührungen des Weltkriegs das Deutschbewußtsein nicht alle Schlacken eines falschen Internationalismus und törichter Fremdtümelei endlich von sich stieße! Trotz allem hohen Festgerede und Phrasenschwall von allgemein menschlichen Staatsgrundsätzen offenbart sich in den amerikanischen sog. unabhängigen Staaten der nationale Charakter des herrschenden Teils. Amerika wäre nur das, was es immer sein will, das menschheitlichste Staatswesen, wenn es als Landes- und Staatssprache eine wirklich amerikanische (indianische) Sprache angenommen hätte, neben der die europäischen Sprachen eben nur als Bildungssprachen getrieben würden. Aber allen Behauptungen der materialistischen Geschichtsauffassung zum Trotz, allen angeblichen Idealen von Demokratie, Pazifismus u. dgl. zuwider tritt in Amerika deutlich die Macht der Bluts- und Sprachverwandtschaft zutage und gibt Deutschland die eindringliche Lehre, in seinem alten Kolonialland, im Osten so viele seiner Volksangehörigen zusammen zu sammeln, als nur möglich ist — und seine Weltstellung auf der größten Ländermasse der Erde, in Eurasien, unüberwindbar zu machen. Wir sehen und beklagen es ja heute, was Schiffahrt, Handel und Industrie aus dem englischen Volke gemacht hat. Soll das Kriegsziel hauptsächlich in der Richtung gesucht werden, daß Deutschland sich an die Stelle Englands setzt? Nicht auf dem Wasser, vielmehr auf dem Lande liegt die wahre Zukunft eines Volkes, darin, daß es möglichst viel guten Boden dieser Erde mit seinen Heimstätten besetzt. Die Art, wie dieser Weltkrieg angezettelt und von den Feinden bisher geführt wurde, gibt dem deutschen Volke das Recht zu neuen Maßregeln der Bodenverteilung des eroberten Landes.

Himmlische und irdische Liebe

(Zur Uraufführung von Waltershausens „Richardis“ in Karlsruhe)

An der Mitte dieses Novembers, des sechzehnten Kriegsmonats, wurden an zwei aufeinanderfolgenden Tagen in Städten, zu denen der Donner der Kanonen herüberrollt, zwei neue große Opernwerke in der Uraufführung herausgebracht: am 13. November in Breslau des Deutsch-Österreichers Joseph August Mraczek Oper „Die Insel Aebelö“, am 14. November in Karlsruhe „Richardis“ von Hermann Wolfgang von Waltershausen. Man muß diese Tatsachen in den Blättern der Zeitgeschichte doch mit besonders auffälligen Buchstaben hervorheben, denn sie werden dereinst für den Geschichtschreiber unserer Zeit über die geistige Verfassung unseres Volkes besonders wertvolle Fingerzeige sein.

Wenn man bedenkt, welch ungeheure Arbeitsleistung die Uraufführung einer Oper bedingt, von der keinem Sänger, keinem der zahlreichen Choristen und Instrumentalisten auch nur eine Note zuvor bekannt ist, und dazu nimmt, wie viele Kräfte unseren Bühnen durch Einberufung zum Heere entzogen sind, so kann man nur mit aufrichtiger Bewunderung von einer solchen künstlerischen Arbeitsleistung berichten. Das sollen die anderen denn doch erst mal uns „Barbaren“ nachmachen. Dabei stehen die beiden Werke in keinerlei Zusammenhang

Digitized by Google

mit der Kriegsstimmung, sondern es handelt sich um echt „romantische“ Opern. Mraczeks Werk kenne ich noch nicht. Nach dem, was ich darüber höre, fürchte ich, daß auch diese Arbeit des hochbegabten, wenn auch etwas gewollt „modernen“ Komponisten durch den Widerstreit seiner sinfonischen Natur zu einem durchaus in der alten Opernart steckenden Textbuche um einen weitergreifenden Bühnenerfolg gebracht werden wird. In Waltershausens „Richardis“ dagegen rollt echtes Theaterblut, ein ganz besonderer Saft, der gerade bei uns in Deutschland recht dünn fließt. Schon darum dürfte sich das Theater diesem Werke nicht verschließen, denn die Schwierigkeit eines wirklich deutschen Opernspielplans liegt zu allermeist in der Seltenheit ausgesprochen theatralischer deutscher Werke.

In übertragenem Sinne gilt hier fürs Allgemeine der im Titel betonte Gegensatz von „himmlischer“ und „irdischer“ Liebe. Denn für uns Deutsche liegt ein gewisser Widerstreit zwischen den Begriffen „Oper“ und „Musikdrama“. Nur wir fühlen ihn, und er ist ja auch nur dadurch gekommen, daß wir die fremde Gattung, die aus gelehrter Absicht entstanden und mit Willkür zur rein theatralischen Unterhaltung entwickelt worden war, deutschem Kunstwesen entsprechend zu einer „notwendigen“ Ausdrucksform inneren Künsterlebens machen wollten. Nur bei einer Kunstgattung, die gemacht und nicht gewachsen war, sind solche Reformbewegungen möglich, wie sie in der Geschichte der Oper die einschneidenden Abschnitte bilden.

In romanischen Ländern bedeutet diese Reform ein erneutes Anpassen an die theatralischen Bedürfnisse. In Deutschland verkünden die Opernreformen das Recht der „Dichtung“ und verstehen darunter das der *seelischen Wahrheit*. Daher kommt es, daß die deutsche Oper, indem sie gegen das Überwuchern mit Musik vorging, im Grunde das Übergewicht des Musikalischen entschied. Es kommt nur darauf an, was man unter Musik versteht. Die Musik als geschlossene Form kann gerade wegen der Schönheit dieser Formen an hundert Stellen in ein fertiges Theatergebilde eingeschoben werden. Es kann dadurch das eigentlich Theatralische in seiner Entwicklung aufgehalten, aber nicht wesentlich verändert werden. Die „Handlung“ nimmt ihren Verlauf und tut ihre Wirkung ganz unabhängig von einer inneren musikalischen Entwicklung. Diese Musik folgt vielmehr ausschließlich ihren eigenen Formgesetzen, und es ist eine Sache für sich und gewiß nun die besondere künstlerische Aufgabe des Opernkomponisten, diese selbständig gewachsene Musik mit dem in Wort und Handlung festgelegten dramatischen Geschehen nach Möglichkeit zu verbinden. Aber trotzdem blieb in dieser ihrem Wesen nach romanischen Richtung selbst das Mittel, durch das das Gesamtwerk der musikalischen Form untertan gemacht wurde, das Rezitativ, durchaus formale Musik.

Erst der Deutsche hat das Gefühl, daß in dieser Kunstgattung die Musik aus *inneren* Gründen notwendig, also der Ausdruck des dramatischen Geschehens selbst sein müsse. Gluck vermindert deshalb die „Handlung“ auf die Umrisse eines obendrein jedem seiner Zuhörer von vornherein bekannten Geschehens und gibt als das Neue, Spannende die *seelischen* Zustände der an diesem Geschehen beteiligten Personen. Für diese Seelenzustände ist Musik die natürliche Sprache. Im Musikdrama Wagners hat sich diese Entwicklung dahin gesteigert, daß nunmehr der Geist der Beethovenschen Sinfonie als musikalischer Gestalter der Oper auftritt, jener Sinfonie, die sich nach Wagners Ausspruch von der vorangehenden dadurch unterschied, daß sie nicht mehr *Seelenzustände* schilderte, sondern seelische *Entwicklung* gab.

Nun konnte freilich nur aus dem Geiste der „Dichtung“ ein solches musikdramatisches „Dichten in Tönen“ eine logische Kunstform werden, und es ist der schwere Mangel der nachwagnerischen Komponisten, daß sie diese Sinfonik der Oper als eine in sich beruhende Form aufdrängen. So wurde, was einst geistig gebotener Ausdruck war, zur Formsache und damit allen Übeln des Formalismus preisgegeben. Das Drama ging in diesen Orchesteropern unter mit dem gesungenen Worte, an dessen Verständnis auch das Verstehen des Geschehens gebunden ist. Das echt Theatralische mußte sich natürlich in noch stärkerem Maße verlieren, einmal durch die Wahl theaterfremder Stoffe, dann aber auch durch die jedem Theater

Digitized by Google

widerstrebende Behandlung. Die Theaterwirksamkeit wurde jetzt höchstens durch abseitige Kräfte (z. B. die erotischen Perversitäten bei Richard Strauß) erzielt.

Wir haben es erst unlängst mit Schillings „Mona Lisa" erlebt, wie dieser niedrige Erotismus, der in den letzten Jahren vor dem Krieg ein unvergleichliches Mittel abgab, Ästhet und Geschäftsmacher in einer Person zu sein, gerade auf musikdramatischem Gebiet sich besonders breitmacht. Die Musik begünstigt leider insofern ein solches Gebräu aus Brunst und Weltanschauungsdunst, weil der von ihr erfüllte Zuhörer sich leicht an der Gefühlserregung genug sein läßt und nicht nach Klarheit verlangt.

Aber die große Gebärde und das prunkhafte Gewand dieser Kunst haben es nicht verhindern können, daß ihre innere Armut allmählich allgemein gefühlt wird.

Nun gibt es viele Leute, die alte Altäre zerstören müssen, wenn sie neue Opfer bringen wollen, und in der letzten Zeit ist in steigendem Maße Richard Wagner verunglimpft worden. Wenn man die Namen der Verfasser liest, die jetzt jede Gelegenheit benutzen, Richard Wagner einen Fußtritt zu versetzen, so steigt einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß der Bayreuther auch die Schrift „Das Judentum in der Musik" verfaßt hat und der erbittertste Bekämpfer der Verbindung Kunst und Geschäft gewesen ist. Es ist auch ein durchaus undeutscher Doktrinarismus, den zum Beispiel Max Liebermann einmal auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst in der Bekämpfung Böcklins vertreten hat, daß man einen Künstler dafür verantwortlich machen will, wenn er entweder keine Schule hinterlassen hat oder diese Schule in ihren Leistungen enttäuscht. Das widerspricht dem innersten deutschen Persönlichkeitsgefühl, wie umgekehrt dieser deutschen Art das Treuehalten zu einem einmal erkannten und erfühlten Werte eigen ist. Das deutsche Volk hat sich denn auch in seiner Liebe zu Richard Wagners Werken durch alle „Entzauberten" nicht irremachen lassen, und es wird die Aufgabe der Zukunft sein, jeden, der hier mit scheinbar objektiver Kritik naht, zunächst auf seine innersten Triebgründe zu prüfen.

Aber gerade wer die Einzigartigkeit der künstlerischen Persönlichkeit Wagners erkannt hat und der Überzeugung ist, daß sein Werk der natürliche Ausdruck dieser Persönlichkeit und gerade darum einzigartig ist, vermag nicht an das Gedeihen einer „Wagnerschule" zu glauben. Denn nicht aus den von ihm verkündeten Grundsätzen ist Wagners Kunstwerk entstanden, noch ist aus ihnen heraus ein neues Kunstwerk zu gestalten, sondern Wagners Theorie ist eine nachträgliche ästhetische Erklärung seines Schaffens und hat darum für andere Künstlernaturen auch nur den Wert einer Theorie. Selbst wer sie sich zu eigen macht, kann künstlerisch niemals durch Nachahmung, sondern nur durch Nachfolge zum Ziele gelangen, durch ein selbständig Geistiges. Wagner selbst hat neben der blinden Kurwenaltreue die Treue Brünnhildens gestaltet, die selbständig aus ihrem eigenen Geiste heraus des Gottes Willen sogar gegen dessen Wort erfüllt. Es kann kein Zweifel sein, wo er das Höhere sieht.

Wenn es in unserm Opernleben besser, wenn hier nicht fürderhin eine geradezu wahnwitzige Verschwendung mit schöpferischer und nachschöpferischer Kraft getrieben werden soll, so müssen wir uns zu einer ganz nüchternen Auffassung der Gattung Oper entschließen. Wir dürfen uns darin nicht irremachen lassen durch den Glücksfall, daß neben und zum Teil auch aus dieser willkürlichen Kunstgelegenheit „Oper" heraus die „notwendige" Kunstform „Musikdrama" gewachsen ist. Die Oper dagegen ist nur eine Gelegenheit zur Musik und ist nie und nirgends mehr gewesen. Selbst bei Mozart nicht, obwohl für mich Mozart trotz Richard Wagner die ursprünglichste dramatische Natur unter allen Musikern ist, der Shakespeare der Musik, dem es gegeben war, die verschiedenartigsten Menschen in und durch Musik sich ausleben zu lassen. Trotzdem ist auch für ihn die Opernfrage eine Textbuchfrage. Textbuch aber bedeutet eine glückliche Vereinigung von äußeren und inneren Gelegenheiten zur Musik.

Gewiß verschiebt sich in etwas das Empfinden dafür, was als gute Gelegenheit zur Musik anzusprechen ist. Aber wenn ich alle jene Opernwerke ansehe, denen es gelungen ist, sich für längere Zeit in der Gunst der Zuhörerschaft zu behaupten — wir wollen nicht vergessen, daß

Digitized by Google

ein Goethe dieses Von-Dauer-Sein als ein Kennzeichen der Genialität bezeichnet hat —, so ergibt sich als Haupterfordernis für die Handlung eines Opernbuches die Vereinfachung auf wenige, ganz scharf herauszuarbeitende Linien, für die Charaktere eine scharf ausgeprägte Anlage. Sie dürfen sich nicht erst innerhalb der Oper entwickeln, sondern müssen sich dieser Anlage gemäß ausleben. Das kann dann nach den verschiedensten Richtungen geschehen.

Werden diese beiden Voraussetzungen erfüllt, dann tritt auch zuallererst der Glücksfall ein, daß das einmalige Geschehen etwas von typischer Bedeutung erhält, und der Vorgang aus dem Gebiete der Novelle in das der Idee erhöht wird. Selbst reichlich kindische Textbücher, wie die „Zauberflöte", gewinnen dadurch eine gewisse Kraft, was ja auch Goethe deutlich herausgefühlt hat. „Carmen", die in Mérimées Schritt für Schritt analysierender Novelle nirgendwo über den Einzelfall hinauswächst, wirkt in der Oper als die sinnliche Triebkraft. Und mögen wir zu Webers „Freischütz" oder Mascagnis „Cavalleria" greifen, so gibt in beiden Fällen das Werk noch etwas mehr, etwas anderes, als das Geschick der beteiligten Personen: dort die Romantik des deutschen Waldes, hier die der sizilianischen Bauernehre. Der Operntextdichter muß diesen Spielraum offen lassen. Er muß der Musik die Gelegenheit schaffen, ansetzen zu können, dann ihr aber die Freiheit lassen, sich zu entwickeln.

Es hat schon seine guten Gründe gehabt, wenn zur Blütezeit der italienischen Oper sich auch bedeutende Dichter, wie Metastasio, ganz auf die Schöpfung von Operntexten eingestellt und eine besondere Technik für den Zuschnitt der Handlung wie die Wortwahl geschaffen haben. Fast alle neuen Opern leiden am Zuviel des Textes; sie sind darum auch fast alle viel zu lang, und die mit lachendem Munde vorgetragenen Bosheiten in Richard Strauß' „Ariadne" über die wohltuende Wirkung der Striche in den Opern künden doch von recht schmerzhaften Erfahrungen. Denn da natürlich an dem für die Handlung Unentbehrlichen nichts gestrichen werden darf, geschieht es dort, wo der Komponist sich musikalisch hat gehen lassen. Also gerade da, wo er sich ausgelebt hat. Nun ist es doch eine merkwürdige Erscheinung, daß in einer sehr großen Zahl der Opernwerke der Wagnerschule sowohl, wie der des italienischen Verismo, der Höhepunkt in einem sinfonischen Zwischenspiel liegt. Gewiß haben dazu auch äußere Gründe, wie der außerordentliche Erfolg des Zwischenspiels in Mascagnis „Cavalleria rusticana" beigetragen. Aber genau betrachtet ist es doch ein Unding, daß in einem dramatischen Werke, das auf der Verbindung von Dichtung und Musik beruht, ein rein sinfonisches Spiel notwendig wird, um das Höchste zu geben. Die beiden Urbilder dieser Zwischenspiele sind aber dramatisch notwendig, nicht musikalisch gewollt. Richard Wagners Vorspiel zum dritten Tannhäuser-Akt brauchen wir für die Handlung, da unmöglich die Rückkehr aus Rom unmittelbar an die Abreise dahin angeschlossen werden konnte; Mascagnis „Cavalleria" gebietet die Einschiebung des Liebesidylls zwischen dessen Anspinnen und tragischem Ausgang. In diesen Fällen bedeutet das Zwischenspiel die echt dramatische, der Oper zukommende Form der „Pause" in der elementar geführten „Handlung", die frühere Zeiten durch die Ballettmusik ausfüllten. Die Sinfonik hat hier den Tanz abgelöst, entsprechend der künstlerischen Gesamtentwicklung.

Mozart, der opernhungrige Künstler, hat nach eigenem Geständnis hundert und mehr Textbücher durchgesehen, ohne eines zu finden, das dem hellseherischen Dramatiker, der in ihm steckte, genügte; das zeigt, wie selten auch damals die ganz eigenartigen Lebensbedingungen des Operntextbuches auch nur erkannt, geschweige denn erfüllt wurden. Es war auch ganz äußerlich, wenn aus dem Beispiel Richard Wagners die Lösung gefolgert wurde, daß der Komponist am besten sein eigener Textdichter sei. Selbst in jenen Fällen, in denen die dichterische Begabung der Komponisten (z. B. Weingartners) den Durchschnitt der üblichen Operntextdichtung überschritt, entstand noch lange keine brauchbare Operndichtung, weil die Fähigkeiten des Dichtens und Komponierens in den betreffenden Menschen nebeneinander lagen, so daß sie den ergriffenen Stoff zunächst dichterisch zu bemeistern versuchten. Es ist dagegen

Digitized by Google

bei Richard Wagner unschwer nachzuweisen, wie bei ihm von vornherein der Musiker auch beim Dichten am Werke war. Noch übler ist der Mißgriff, bereits fertige, in sich lebende Dramen zu ergreifen und nun mit Musik zu umkleiden, den u. a. Zöllner, Richard Strauß, Debussy und zuletzt Rottenberg begangen haben. —

Dagegen erscheint es mir als außerordentlicher Glücksfall, daß uns jetzt ein Mann erstanden ist, der durchaus Opernkomponist — nicht Musikdramatiker — ist und aus vollblütigem Theatertemperament heraus, das ganz auf die Opernbühne eingestellt ist, sich Operntexte — nicht Dramen — für sein eigenes musikalisches Schaffen dichtet. Es ist Hermann Wolfgang von Waltershausen. Die Art, wie Waltershausen in seinem 1912 erschienenen „Oberst Chabert" Balzacs Novelle „Die Gräfin mit den zwei Gatten" bearbeitet hatte, zeugte nicht nur von höchstem theatralischem Geschick, sondern war für Musik empfunden, trotzdem der Stoff es mit sich brachte, daß sehr viel erzählt werden mußte, vieles auch eine so scharfe Aussprache bedingte, daß das Lyrisch-Musikalische hinter dem Rezitativischen zurücktreten mußte. So theaterwirksam aber die Dichtung war, ohne Musik war sie für das Theater nicht zu denken; eben darin zeigt sich die besondere Anlage füc die Oper. Denn das Geschehnis an sich war novellistisch und entbehrte jeder höheren Idee, ja sogar des lyrisch Zuständlichen.

Man durfte mit Spannung erwarten, wie diese ausgesprochene Opernbegabung sich weiterentwickeln würde; denn wenigstens für mein Empfinden war auch im „Oberst Chabert" der Musiker Waltershausen so stark am Werke, daß ich an seinen Verzicht zugunsten des Dichters nicht glauben mochte. In der Tat hat inzwischen der Musiker in Waltershausen nach seinem Rechte verlangt. Ob er es in Liedern oder gar kammermusikalischen Werken finden wird, die inzwischen auch entstanden sind, scheint mir zweifelhaft. Hier ist einmal ein Talent vorhanden, das mit allen Fasern nach dem Theater strebt, das ganz aus der Bühne heraus denkt und fühlt. Er hat es denn auch verstanden, seinem musikalischen Drange auch auf dem Theater den vollen Raum zur Betätigung zu verschaffen und dabei doch durchaus innerhalb der Lebensbedingungen des Theaters zu bleiben, so sehr, daß sich seine Musik von der Bühne gar nicht loslösen läßt.

Seine dreiaktige romantische Oper „Richardis" (Klavierauszug im Drei-Masken-Verlag, Berlin; 15 ℳ) wird darum sicher den Weg über die deutsche Bühne machen. Wir können uns nur freuen, wenn es geschieht.

Ein Griff in die deutsche Geschichte, dort, wo sie für die meisten nur eine etwas dunkle Vorstellung von wildbewegten äußeren Vorgängen und stark erregten, aber ungeklärten geistigen Wallungen ist. Es verschlägt darum nichts, daß sich Waltershausen im einzelnen nicht an die geschichtlichen Tatsachen gehalten hat. Karl der Dicke oder der Reiche, wie er auch genannt wird, war mit Richardis, des Nordgaugrafen Erchanger Tochter, rechtmäßig vermählt. Sie ist mit ihm 881 in Rom zur Kaiserin gekrönt worden. Die kinderlos Gebliebene wurde eines unerlaubten Verhältnisses mit dem Reichskanzler beschuldigt und bestand die Feuerprobe. Erst 887, als ihr schwächlicher Gatte dem Thron entsagte, zog sie sich in das von ihr gegründete Kloster Andlau zurück, wo sie einige Jahre später eines gottseligen Todes starb. So die Geschichte und Legende.

Wenn in Waltershausens Oper der Vorhang sich hebt, sehen wir in die Klosterkirche von Andlau. Aus den anschließenden Klosterräumen schallt der Chorgesang der Nonnen herüber. In diesen Chorgesängen ist Waltershausen leider zu „historisch" treu gewesen; sie werden auf lateinisch gesungen. Das hat gar keinen Zweck, und es würde sich empfehlen, noch jetzt die lateinische Sprache durch eine Übersetzung zu ersetzen. Plötzlich fliegt die Türe zur Kirche auf. Herein stürzen vermummte Gestalten. Der Führer treibt die Rotte an, die kostbaren Klostergeräte zu rauben. Da wirft sich Andelo, des Klosters Schirmherr, den Kirchenräubern entgegen. Zurücktaumelnd muß er in ihrem Führer seinen Kaiser erkennen. Der ist nicht gewillt, auf Andelos Vorstellungen zu hören, sondern nützt den Vorwand, daß das Kloster ihm den Zins verweigert, sich nun gründlich zu bereichern. Da stockt die rohe Bande in ihrem

Digitized by Google

Beginnen. Die Nonnen wallen herein, an ihrer Spitze die Äbtissin Richardis, die hoheitsvoll dem Kaiser entgegentritt, den Nachfolger Karls des Großen seiner Pflicht gemahnt und, selber hingerissen von der Heiligkeit ihres Gottesdienstes, auch die anderen zur Andacht hinreißt, so daß allmählich nicht nur Andelo und die Nonnen, sondern auch die wilden Mannen zum Gebet auf die Knie sinken. Nur der Kaiser selber bleibt von der Andacht unberührt. In heilig-bitterer Schale hat er den süßen Kern erkannt; übermächtig lockt ihn die Schönheit der Äbtissin, und in wilder Leidenschaft sich steigernd, erklärt er sie, die für sein Angebot von Schätzen und Macht nur stolze Zurückweisung hatte, zu seiner Kaiserin. Doch auch das macht auf Richardis keinen Eindruck. Und als Karl ihr mit Gewalt droht, wenn sie seine Gnade nicht haben will, entgegnet sie ihm: „Gewalt? Das wird der Herr im Himmel wehren, und sollte er ein Wunder tun." Der Kaiser glaubt an keine Wunder, und in der Tat vermag auch das inbrünstigste Flehen der Frauen den himmlischen Eingriff nicht herabzurufen. Dafür entfesselt der Kaiser durch sein Versprechen, daß alle Schätze seinen Mannen gehören sollen, die Habgier der kaum Gebändigten. Andelo, den Richardis zu ihrem Schutze angerufen, wird überwältigt und gebunden, das Kloster ausgeraubt. Der Kaiser jagt mit dem schönen Weibe von dannen.

Zweiter Akt. Schwer lastet auf Richardis der Prunk des Kaisertums. Aber schwerer als sie leidet der Kaiser, der sich vom lärmenden Festmahl her zu ihr ins Zimmer schleicht. Richardis ist wohl seine Gattin, nicht sein Weib geworden, und alles leidenschaftliche Flehen, sein Jammern um den Reichserben macht auf sie ebensowenig Eindruck, wie seine wütende Begierde, die doch im letzten Augenblick vor ihrer kalten Hoheit ohnmächtig zusammenbricht.

Richardis ist wieder allein. Sie hält sich für ein Werkzeug Gottes, Vergeltung zu üben und die irdische Leidenschaft zu strafen, die sich an der Gottgeweihten, dem Himmel Verschriebenen versündigte. Da steigt durch das nächtliche Fenster ein Mönch. Andelo, den der Kaiser ins Kloster gesteckt, ist seiner Haft entsprungen, hat die Felsen erklommen und liegt nun zu Richardis' Füßen, — ein Opfer seiner bebenden Leidenschaft. Rache will er nehmen an Karl, vor allem aber will er Liebe von dem Weibe, zu dem ihn rasende Begier erfaßt hat, seitdem er in einsamer Klosterzelle schmachten mußte. Ist es Mitleid, was sich in Richardis' Herzen regt? Sie vermag den Zerrissenen nicht schroff von sich zu weisen. „Hast du mich lieb von Herzen, will auch ich dir gut sein. Doch nun geh! Zurück ins Kloster." Andelo hört aber aus ihren Worten nur Liebe. Er will nicht weichen, — schon ist es auch zu spät. Auf dem Gange nahen Schritte. Noch eben kann Richardis den Mönch in der an ihr Gemach anstoßenden Kapelle verbergen, da tritt durch die von ihr wieder geöffnete Tür der Erzkaplan des Reiches ein. Er ist mehr Staatsmann, als Priester, und verlangt von Richardis die Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten. Ihres Gelübdes ist sie von der Kirche entbunden. Wenn sie dem Reiche den Erben schenkt und diesen Karolinger in Gottesfurcht erzieht, wird sie dem Herrn am besten dienen. Da ihn die Kaiserin nicht hören will, greift er das Weib an und schleudert ihr ins Gesicht, daß es nicht ihr Gelübde, sondern eine andere Liebe, ja eine alte Buhlschaft mit Andelo sei, die ihre Handlungsweise bedinge. In gewaltiger Aufwallung ruft Richardis den Himmel zum Zeugen ihrer Reinheit an. Als ihr aber der Erzkaplan die auf dem Tisch liegen gebliebene Geißel Andelos vorhält, bricht sie in jähem Schrecken ab. Doch schon stürzt Andelo vor, um als Eideshelfer zu dienen. Er trifft auf den Kaiser, der inzwischen ins Gemach getreten. Der Erzkaplan drängt diesem das Schwert in die Hand, das den gegen den Verhaßten anstürmenden Mönch durchbohrt. Da bricht auch Richardis mit dem Rufe: „Andelo!" zusammen.

Dritter Akt. Richardis ist dem Gottesgericht überliefert. Schon ist der Scheiterhaufen aufgebaut, Richardis am Schandpfahl angebunden, das Urteil verkündet. Da bricht noch einmal der Kaiser hervor. Alles will er auf sich nehmen, alle Schmach; will vergessen, was geschehen, nur soll sie jetzt noch sein Weib werden. Hat Richardis seine Rede gehört? „Löst mir die Hände, daß ich beten kann." Sie hat erkannt, daß Leiden des Menschen Los, daß nur durch das Leiden der Weg zum Lichte, zur Verklärung führt. Und jetzt, wo sie frei ist vom Stolze,

Digitized by Google

wo sie willig sich zum Opfer bringt, kein Wunder mehr begehrt, da geschieht das Wunder. Die aufleckenden Flammen erfassen ihr Wachskleid nicht, kein Haar wird ihr versengt — der Himmel hat seinen Spruch verkündet: „Heilig, heilig ist Richardis!“ Und während der Kaiser in Ohnmacht zusammenbricht, trägt das jubelnde Volk die Reine im Triumph in die Kirche. —

Der Kampf zwischen irdischer Leidenschaft und himmlischer Liebe hat mit dem Siege des Reinen und Lichten geendet. Ein Theaterstück mit starken, auch gewaltsamen „Effekten“, und doch die dramatische Gestaltung einer Idee, die in immer wechselndem Gewande so alt ist, wie das menschliche Dichten. Der Theatraliker in Waltershausen hat bei der Gestaltung dieser Idee dem Künstler genutzt, aber auch geschadet. Genutzt darin, daß nicht die Idee als das zuerst Gegebene hingestellt ist, sondern aus dem Geschehen folgert. Genutzt auch darin, daß er nicht Träger von Ideen, nicht blasse Allegorien gestaltet hat, sondern bluterfüllte Menschen. Geschadet hat er sich dadurch, daß um einer — ich möchte sagen theatralischen Formel willen, schier eines Klischees wegen, in die Gestalt der Richardis im zweiten Akt etwas eingemengt wurde, was nicht hineingehört. Tatsächlich hat Richardis Andelo nicht geliebt. Ihre dem Himmel zugewendete Seele hat leibliche Liebe nicht gekannt. Was sie in Andelo liebte war seine Reinheit, das ihr Verwandte, und was sie dem zum Mönch Vergewaltigten gegenüber einen Augenblick schwach macht, ist Mitleid und das Weh, in ihm diese Reinheit zerstört zu sehen. Das muß in den Szenen Andelo-Richardis und vor allem am Schluß des zweiten Aktes dem Zuschauer durchaus klar werden, sonst erhält sein Empfinden eine Trübung. Darum auch darf die Abweisung des Kaisers durch Richardis nicht herrisch-hochmütig, sondern erhaben stolz sein. Wenn sie einen Fehler haben darf, so muß es der „geistliche Hochmut“, der Stolz auf die Tugend sein, der den Himmel sich verpflichtet glaubt zum Eingreifen gegen die wilde Leidenschaft der Welt.

Das alles liegt in Walterhausens Werk und ist nach meinem Gefühl nur deshalb nicht klar genug herausgekommen, weil der Künstler hier zeitweilig mehr die einzelne Szene als das ganze Drama im Auge hatte.

Heikler steht es um die Gestalt des Kaisers. Es geht uns schwer an, einen deutschen Kaiser zu nächtlicher Zeit als Räuber in ein Kloster einbrechen zu sehen. Die gedrängte Kürze, die ein starkes Wirkungsmittel Waltershausens ist, würde hier doch mit Vorteil einer etwas vorbereitenden und erklärenden Szene Raum gewährt haben. Manches wird sich übrigens schärfer herausarbeiten lassen, als es dem an sich tüchtigen Darsteller in Karlsruhe gelang. Ein Sänger, der das Herrische und doch auch wieder leidenschaftlich Haltlose in der Gestalt dieses Karolingers, der in dieser Hinsicht ja geschichtlich richtig gesehen ist, besser zum Ausdruck brächte und auch in der Stimmfarbe das bieder und warm Baritonale zu vermeiden weiß, wird die beiden miteinander kämpfenden Welten schärfer auseinanderhalten. Hier hätte allerdings auch der Musiker noch ein übriges tun können, wenngleich zuzugeben ist, daß gerade in der Musik die geistliche Verzücktheit sehr leicht mit der sinnlichen Entzücktheit zusammenfließt.

Aber wenn ich diese Bedenken äußere, geschieht es nur aus dem Wunsch der Liebe, ein bedeutendes Kunstwerk von einigen leicht zu beseitigenden Schwächen gereinigt zu sehen. Denn ein bedeutendes, hocherfreuliches Werk ist diese romantische Oper, belebt von einem gewaltig fortreißenden Zuge, der in den prachtvoll, in edler Einfachheit aufgebauten Ensembleſätzen eine Großzügigkeit erreicht, für die die in ihrem Wesen urdeutsche, so irreführend romanisch genannte Architektur, in der sich alle diese Szenen abspielen, der gerechte Rahmen ist.

Das Orchester ist von blühender Farbigkeit, die Deklamation scharf charakteristisch und doch melodisch, die Chöre voll wohltuender Harmonie. Es muß von guter Wirkung sein, daß ein Werk, das durch seinen geistigen Gehalt so wohltuend von all den Perversitäten und erotischen Gewaltsamkeiten absticht, durch die unser Opernleben in den letzten Jahren beschmutzt worden ist, ein so echtes Theaterstück ist. Die himmlische Liebe reiner Kunst kann also doch auch mit dieser irdischen Luststätte eine glückliche Verbindung eingehen. **Karl Storck**

Digitized by Google

Kalender und Jahrbücher

Es ist nur natürlich, daß auch diese regelmäßig wiederkehrenden Werke unter dem Einfluß der Kriegszeit stehen. Allerdings sehen wir sie auch mit anderen Augen an. So ist zwar in Spemanns Alpen-Kalender 1916 (Stuttgart, Spemann; 2 ℳ), der nun schon seit elf Jahren allen Freunden der Alpenwelt ein lieber Hausgenosse ist, kein Wort vom Krieg gesagt, und keines der jedem Kalenderblatt aufgedruckten Bilder nimmt auf ihn Bezug. Aber wer könnte jetzt Alpenansichten aus Südtirol oder dem Karst sehen, ohne daran zu denken, welch völlige Verschiebung dieser Krieg auch in unserer Einschätzung des Alpensports herbeiführen muß. Kletterübungen, Hochjochgänge, die bisher von der Allgemeinheit als unerhörte Kühnheit oder gar als Verrücktheit angesehen wurden, sind zur militärischen Pflichtarbeit geworden. Aus dem gleichen Pflichtgefühl wird Wetterunbilden Trotz geboten, denen bislang auch der geübte Alpenwanderer sorgsam aus dem Wege ging. Überhaupt zeigt sich, wie unendlich leistungsfähiger der Mensch unter dem Antrieb eines heiligen Pflichtgefühls wird, als durch den höchsten Sporteifer. Lasten, deren Tragen nicht nur dem Touristen unmöglich schien, die auch der Führer von vornherein abwies, für die man besondere Träger gewinnen mußte, schleppt jetzt ein Honved auf den steilen Bergesgipfel, der bis dahin nur die endlose Ebene seiner Pußta gekannt hatte.

Auch der geistige Einfluß muß ein ungeheurer werden und ist vorläufig noch gar nicht abzusehen. Tausende und aber Tausende von Menschen, die sonst kaum aus der engeren Heimat hinauskamen, bekommen jetzt ein Stück der Welt zu sehen, wie es bislang selbst dem begüterten Mittelstande kaum erreichbar war. Wenn Goethes Wort: „Ein kluger Mensch bildet sich am meisten durch Reisen“ zutrifft, so muß die „Bildung“ unserer Männerwelt durch diesen Krieg sehr gefördert werden, so daß dadurch ein Gegengewicht geschaffen wird gegen die unvermeidlichen Zerstörungen geistiger und seelischer Werte, die er im Gefolge hat. Denn gerade die Notwendigkeit, sich sofort in fremde Verhältnisse einzuleben, diese nach Möglichkeit auszunutzen, verschafft eine viel tiefere Kenntnis fremden Wesens, als die Art, wie sonst heutzutage die meisten Menschen von Gasthof zu Gasthof fahren. So kann uns wohl dieser Krieg zum weltpolitischen Volke erziehen.

Sehr stark ist der auch bereits seit mehreren Jahren bekannte Abreißkalender „Natur und Kunst“, der von der Vereinigung Deutscher Pestalozzi-Vereine im Verlag von Holland & Josenhans in Stuttgart herausgegeben wird (2 ℳ), auf den Krieg eingestellt, Photographien von den Kriegsschauplätzen bilden einen beträchtlichen Teil der Abbildungen. Bei der Wahl der Kunstblätter waltet nicht immer ein guter Geschmack. Allzuoft erscheint das Süßliche bevorzugt, dessen innere Unwahrhaftigkeit einen gerade in dieser Zeit so sehr beleidigt. Ich will auf einzelnes nicht eingehen. Auf ein betrübliches Zeichen aber, wie völlig unsere Repräsentationskünstler den Vorwürfen der Zeit gegenüber versagen, fühle ich mich verpflichtet hinzuweisen, weil dieses Bild Wilhelm Papes vom „4. August 1914“ als ein Warnungsmittel für die nächste Zukunft dienen sollte. Der Augenblick, in dem der Kaiser die Führer der Reichstagsparteien auffordert, ihm das Gelöbnis des Zusammenhaltens bis ans Ende durch Handschlag zu geben, ist hier mit einer erschreckenden inneren Unlebendigkeit dargestellt, zu der die theatralische Pose in der Haltung des Kaisers in ihrer Hohlheit richtig zusammenstimmt. Der Zufall will es, daß das Kalenderblatt des nächsten Tages des Frans Hals „Bogenschützen St. Hadrians“ aus dem Haarlemer Museum zeigt, also auch ein Repräsentationsbild, auf dem biedere Bürger sich abkonterfeien lassen, ohne jeden starken geistigen und seelischen Gehalt. Und wie lebendig, wie geistig angeregt ist dieses Bild im Vergleich zu der vorangehenden Darstellung eines der schönsten Augenblicke unserer deutschen Geschichte.

Ich möchte mit diesen Einwänden der Verbreitung des Kalenders, der sehr viel Schönes bietet, keinen Abbruch tun, im Gegenteil auf eine Bemerkung des Begleitwortes hin, daß der

Digitized by Google

letzte Jahrgang in Lazaretten und an ähnlichen Orten unseren Feldgrauen eine große Freude bereitet hat, den Wunsch knüpfen, daß man auch jetzt recht viele solcher Bilderkalender für die zahlreichen Stuben spenden möge, in denen unsere lieben Krieger mit einem großen Aufwand von Geduld lange Zeiten verbringen müssen.

Vorzüglich, wie immer, ist Meyers Historisch-Geographischer Kalender (Leipzig, Bibliographisches Institut; 2 ℳ). Dieser mit großer Sorgfalt bearbeitete Kalender hat außerdem den Vorzug, für jeden Tag des Jahres ein besonderes Blatt zu haben, was eigentlich zum Abreißkalender gehört. Hier steht die größte Zahl der Bilder in irgendeiner Weise im Zusammenhang mit unseren zeitgenössischen Kriegsereignissen, die auch unter den Gedenktagen fürs vergangene Jahr bereits berücksichtigt sind.

Seiner alten, bewährten Art treugeblieben ist der Thüringer Kalender, der vom Thüringer Museum in Eisenach herausgegeben wird und durch H. Jakobis Buchhandlung daselbst zu beziehen ist. Wie schon in den vorangehenden Jahrgängen hat auch diesmal Ernst Liebermann eine Reihe prächtiger Zeichnungen von alten Schlössern und sonstigen schönen Bauten des Thüringer Landes beigesteuert. Der Text ist immer reichlich wissenschaftlich gehalten, und es könnte nichts schaden, wenn durch Aufnahme einiger Sagen und landläufiger Scherze das Ganze belebt würde. Dann aber wäre diese Kalenderform ein ausgezeichnetes Mittel zur Förderung unserer deutschen Heimatkunde, zur Aufdeckung der zahllosen, oft wenig bekannten Schönheiten unserer Heimat, und es sollte jede Provinz ein ähnliches Unternehmen herausbringen. Ich glaube, das wäre die lebendigste Form des Heimatschutzes, denn auf diese Weise wird die Liebe und Achtung vor altem, oft von der näheren Umgebung kaum mehr beachtetem, vielleicht gar als Störung empfundenem Besitz geweckt.

Es ist ja in den letzten Jahren schon mancherlei derartiges entstanden, und es bedürfte nur einer gewissen „Organisation" — man entgeht diesem Wort jetzt auf keinem Gebiete —, um hier eine schöne wechselseitige Ergänzung zu erreichen, ohne daß man dabei der Schablone zu verfallen brauchte. Aber wenn man z. B. beim Thüringer Kalender zu sehr die fachwissenschaftliche Museumsleitung spürt, so hat das Bodensee-Buch (Konstanz, Reuß & Itta; 2 ℳ), das nun auch schon im dritten Jahre erscheint, einen Stich ins Willkürlich-Literatenhafte. Der Bodensee als Wohnstätte für Schriftsteller wird ein bißchen Mode, und ich glaube meinerseits nicht, daß man durch das Anwohnen nun auch schon bodenständig wird. Gerade solch Bodensee-Buch müßte sonst durchaus alemannisch-schwäbisch wirken, erst recht, da sich in unserer erzählenden Literatur ja kaum ein anderer Volkscharakter so scharf zu einem fast schulmäßig wirkenden Kennzeichen herausgebildet hat. So aber ist doch manches mehr Zufällige darin, das für den feiner Hinhörenden störend aus dem Ganzen herausfällt. Daneben freilich ist sehr viel Schönes und Feines in dem stattlichen Bande enthalten. Der Aufsatz über das Konstanzer Brevier von 1516 erweckt den Wunsch, daß die kulturhistorische Seite stärker betont würde, zumal doch gerade dieses Landschaftsgebiet in der Hinsicht Unerschöpfliches birgt.

Im gleichen Verlage ist übrigens, wie ich nebenbei bemerken möchte, ein kleines Büchlein „Alte Kalender-Geschichten" erschienen, das in schöner Ausstattung gebunden nur 50 ₰ kostet und eine sehr hübsche Gabe fürs Feld darstellt. Anekdoten und einige wenige größere Erzählungen sind hier aus Kalendern von etwa 1760 ab bis 1830 zusammengestellt. Der Humor überwiegt, aber auch mancher kernhafte ernste Spruch ist enthalten, und auch „e bissele Bosheit ist allweil dabei".

Der Eichendorff-Kalender (Regensburg, Jos. Habbel), den Wilhelm Kosch für die Eichendorff-Gesellschaft herausgibt, mag uns zu den Jahrbüchern überleiten. Der Kalender ist zu einem Sammelplatz für alle Bestrebungen romantischer Kunst geworden, sieht also keineswegs bloß zurück, sondern greift auch ins zeitgenössische Literaturleben ein. Es wäre sehr erwünscht, wenn man sich nicht auf die Literatur beschränken würde, sondern auch die anderen Künste einbezöge.

Wie die Gefolgschaft unseres stillen Waldhorndichters sich durch den Krieg ihre Tätig-

Digitized by Google

keit nicht hat beeinträchtigen lassen, so hat auch die Deutsche Bach-Gesellschaft ihr Bach-Jahrbuch trotz des Krieges herausgebracht (herausgegeben von Arnold Schering, Leipzig, Breitkopf & Härtel; 4 ℳ). Auch dieser Jahrgang enthält wichtige Beiträge zur Bachforschung im weiteren Sinne. Den großen Joh. Seb. Bach selber betrifft eine kritische Abhandlung Kurzwellys über das bekannte Bachbildnis in der Thomasschule zu Leipzig, während der Hauptraum einer eingehenden Biographie Joh. Christoph Friedrich Bachs, des vierten Sohnes des Großmeisters, gewidmet ist, der bisher von der Forschung sehr vernachlässigt war. Georg Schünemann bietet eine erschöpfende und gut lesbare Studie. Zwei statistische Abteilungen bringen ein Verzeichnis der Aufführungen von Kompositionen Joh. Seb. Bachs in der Zeit vom Oktober 1912 bis Juli 1914, und dann eine nach Orten geordnete Aufzählung der Bach-Aufführungen im ersten Jahre des Deutschen Krieges. Gerade diese letztere ist außerordentlich beredt, und wenn man mit dem guten Willen der übrigen Welt rechnen könnte, so brauchte man nur ein solches Verzeichnis überall herumzuschicken, aus dem hervorgeht, daß im Kriege an etwa 180 deutschen Orten von mindestens doppelt so viel musikalischen Vereinigungen meist mehrere größere Werke Bachs zur Aufführung gebracht worden sind. Selbst bei unseren Feinden dürfte die Kriegspsychose nicht so verheerend gewirkt haben, daß sie in der Pflege dieser Musik nicht eine bedeutende künstlerische Leistung anerkennen müssen. Wo findet sich bei ihnen etwas dieser Barbarenarbeit Gleichwertiges?

Nun noch einige Jahrbücher für die Jugend, die so bekannt sind, daß ihr Neuerscheinen eigentlich nur vermerkt zu werden braucht. Von „Herzblättchens Zeitvertreib" ist der sechzigste Band erschienen (Berlin-Glogau, Karl Flemming). Wie immer ist mit Scherz und Ernst für Spiel, Unterhaltung und Belehrung gesorgt. Daß an der Spitze des Bandes ein Bild des Prinzen Alexander Ferdinand von Preußen steht, der nun gerade drei Jahre alt ist, scheint mir selbst für unsere „Herzblättchen" eine etwas falsch gerichtete dynastische Begeisterung. Je ernster es uns um den monarchischen Gedanken zu tun ist, um so sorgfältiger wollen wir in der Erziehung der Kinder allen äußerlichen Persönchenkultus vermieden sehen.

Für die Backfische ist dann das im gleichen Verlag erscheinende „Töchter-Album" bestimmt, das bereits zum einundsechzigsten Bande gediehen ist und noch immer die von der Begründerin Thekla von Gumpert getroffene Stoffanordnung beibehält. Erzählungen, belehrende Aufsätze, Städtebilder, Lebensbilder, Gedichte, Sprüche, Rätsel und auch etliche Anleitungen zu Kunstarbeiten füllen den Inhalt. Die Redaktion von Frau Wegner-Zell ist eifrig bemüht, das Unternehmen auf der Höhe zu halten. Viel zu wünschen übrig läßt leider sehr oft der bildnerische Schmuck. Es ist doch recht überflüssig und vom kunsterzieherischen Standpunkt sogar bedenklich, zu den Erzählungen solch gleichgültige Bilder anfertigen zu lassen. Die ganz beträchtlichen Kosten der farbigen Wiedergabe könnten wirklichen Kunstwerken zugute kommen. Man empfindet das besonders schmerzlich, wenn darunter so mißratene Arbeiten sind, wie das Bild zur Erzählung „Blumenhilde". Sehr betrüblich aber ist es, daß an solcher Stelle die ganz üble Geschmacksverirrung mitgemacht wird, das Eiserne Kreuz als Handarbeitszierat zu verwerten. Es geschieht hier mit einem Nadelkissen, das noch in einem Farbendruck wiedergegeben wird, als sei nichts kostbar genug, um eine solche unglaubliche Geschmacklosigkeit in möglichst helles Licht zu setzen. Gerade bei den Mädchen in diesem Alter könnte der Sinn für künstlerisches Kunstgewerbe und geschmackvolle Handarbeit am besten geweckt werden, und man hätte an dieser Stelle eher einem diese üblen Kriegsgreuel scharf verspottenden Aufsatz begegnen mögen. Man wird gut daran tun, wenigstens diese Bildbeigabe aus dem Buche zu entfernen, bevor man es seinen Töchtern in die Hand gibt.

Ein vorzügliches Buch auch im neuen Jahrgang ist das große Weltpanorama (Stuttgart, Spemann). Die Fortsetzung des Titels heißt: „der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild" und umschreibt so den mannigfachen, durchweg in einer dem Knabengemüt vortrefflich angepaßten Form vorgetragenen Inhalt. K. St.

Digitized by Google

Gabriel Max †

Am 24. November ist Gabriel Max in München gestorben. Es gibt wenig Deutsche, in denen nicht bei seinem Namen eine ganz deutliche Vorstellung einzelner seiner Bilder aufsteigt, und dazu auch ein Gesamtbegriff seiner Art. Wenn etwas so einprägsam ist, kann es jedenfalls nicht ganz schwach sein. Es ist schon lange in den Kreisen der Kunstkritiker und der sich anspruchsvoll gebenden Kunstfreunde üblich, über Gabriel Max recht geringschätzig zu urteilen oder ihn gar als vollständig überwunden abzutun. Das ist der übliche Hochmut und die davon unzertrennbare Blindheit dieser Kreise, die nicht bedenken, daß vom ästhetischen Wert ganz unabhängig der andere der Einwirkung aufs Seelische breiter Volksschichten bestehen bleibt. Ist diese Einwirkung vorhanden — und das ist bei Max nicht zu leugnen —, so wirkt sie als Faktor im künstlerischen Gesamtempfinden des Volkes auf tausend Wegen weiter; es ist also keinesfalls Gleichgültigkeit am Platze.

Gabriel Max, der einer Prager Künstlerfamilie entstammt, ist am 23. August 1840 geboren, also über fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Wenn da ein Künstler ein einigermaßen fleißiger Mann ist und im sozialen Leben sich eine angesehene Stellung erworben hat, deren äußeren Rahmen er durch eigenen Gelderwerb festhalten muß, so ist es fast unvermeidlich, daß in seinem Gesamtwerk eine ganze Masse gleichgültiger Bilder steht. Das ist schon früher so gewesen, trifft — von hundert andern zu schweigen — bei Rubens zu und van Dyck, und ist mit der Entwicklung des modernen Kunsthandels immer schlimmer geworden. In jedem Künstler steckt eben auch der Kunsthandwerker, der die marktgängige Ware liefert, von der er lebt. Ob die Herren von der Kritik, die darüber so überheblich zu schreiben verstehen, in ihrer Arbeits- und Lebensführung gerecht und rein genug sind, um das Recht zu haben, den Stein aufzuheben, lasse ich dahingestellt. Ich stelle nur fest, daß auch die Gestrengsten unter ihnen immer bereit sind, über diese Tatsachen dort hinwegzusehen, wo der Künstler der von ihnen bevorzugten Richtung angehört. Dieselben Leute, die bei Defregger, Max oder auch bei Lenbach über diese „Sünden wider den heiligen Geist" der Kunst zetern, sprechen bei einem Liebermann, der dabei pekuniär von Hause so gestellt ist, daß er es nicht nötig gehabt hätte, höchstens von „schwächeren" Werken, oder haben gegen die geradezu skandalöse Ausmünzung des „Holzfällers" durch Hodler kein Wort des Tadels gefunden.

Nun ist eins freilich zuzugeben. Wenn Liebermann einige Vorwürfe, wie die Strandreiter, die Esel- und Ziegenbilder oder die badenden Jungen, so und so oft ausgeschlachtet hat, oder wenn Landschafter einzelne gangbare Motive fast im Abonnement für den Kunsthändler liefern, so fällt das nicht so auf, wie wenn ein Kopf, in dem eine fremdartige Empfindung zu einer auffallenden Geistigkeit gestaltet ist, einem wiederholt begegnet. Das Ungewöhnliche, außerhalb der täglichen Lebenserscheinung Stehende, gebietet auch dem Künstler ein Ausnahmeerlebnis, und wir fühlen uns verletzt oder doch wenigstens enttäuscht, wenn es uns als Alltagsware entgegentritt. Für den tiefer Nachdenkenden spricht das aber nicht gegen den Wert des ursprünglichen Künsterlebnisses, dem dieses Bild zu danken ist. Denn nur weil es uns, mögen wir es uns auch nicht eingestehen, gepackt hat, fühlen wir uns jetzt durch den scheinbaren Mißbrauch beleidigt.

So gewohnt der modernen Ästhetik das Lächeln ist über Lessings „Laokoon" und seinen Versuch, die Grenzen zwischen Malerei und Dichtung zu bestimmen, so ist doch gerade ein großer Teil der modernen Malästhetik von einer Engherzigkeit, die selbst der rationalistischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts fremd war. Denn nichts ist doch natürlicher, als daß der Künstler die ihm verliehene Fähigkeit und die erworbene technische Fertigkeit dazu nutzt, sich und sein Erleben von der Welt dieser Welt wieder mitzuteilen. Darum muß jede Kunst dazu imstande sein, denn sonst könnte die Kunst nicht den ganzen Menschen ausfüllen, noch vermöchte dieser ganze Mensch in der Kunst aufzugehen.

Digitized by Google

Wie kann man es dann wagen, dem Maler zu verbieten, den Ausdruck seines geistigen und seelischen Lebens in Bildern zu verkünden? Und doch ist man sofort dabei, derartige Versuche als „literarisch“ und damit der bildenden Kunst widerstrebend abzutun. In Wirklichkeit bekennt der betreffende Kritiker damit, daß seinem Wesen diese Art zu empfinden fremd ist, daß er sie sich nur verstandesmäßig — eben auf literarischem Wege — zu eigen zu machen vermag. Gibt ihm aber die eigene Enge oder seine andere Artung ein Recht, zu verurteilen? Jede wertvolle Kritik beruht auf der Fähigkeit der künstlerischen Reproduktion, d. i. dem Nacherleben eines von einem anderen Geschaffenen. Nur wo mir das gelungen ist, habe ich eigentlich das Recht eines Urteils. Allem anderen gegenüber kann ich nur sagen, es sei mir fremd geblieben. Ich mag dann diese ganze Welt, aus der das betreffende Kunstwerk geflossen ist, verdammen, aber zu einem gerechten Beurteiler des Bildes selbst bin ich nicht mehr berufen.

Die Welt des Gabriel Max ist eine ganz seltsame. In seiner Münchner Wohnung nahmen die naturwissenschaftlichen Sammlungen, vor allem eine solche von Schädeln, einen größeren Raum ein, als die dem Malen dienende Werkstatt. Max war ein eifriger Anähnger von Darwin und Haeckel, und hat dies auch als Künstler betätigt. Seine Affenbilder erhielten von dieser naturwissenschaftlichen Überzeugung ihren ursprünglichsten Antrieb. Gleichzeitig war Max überzeugter Spiritist, und zwar von jener Art, die im Geisterreich andere Stufen unseres Naturzustandes sieht und deshalb auch an die Möglichkeit der Materialisation glaubt. Diese Verbindung der beiden sonst meist als Gegensätze auftretenden Weltanschauungen scheint mir durchaus nicht so unlogisch zu sein; denn die spiritistische Materialisationsanschauung mit allem Drum-und-Dran erscheint mir durchaus als Ausfluß einer im Grunde materialistischen Weltauffassung.

Für den an die Möglichkeit der Verbindung unserer sichtbaren Menschenwelt mit der des irdischen Körpers entkleideten Geisterwelt Glaubenden kann sie nur bewerkstelligt werden durch die körperlich feinsten Organe in uns und nur durch besonders dazu geeignete hervorragend sensitive Naturen. Daraus erklärt sich die Vorliebe von Gabriel Max zu menschlichen Erscheinungen von gesteigerter Nervosität, in denen die grobschlächtige Körperhaftigkeit der Muskeln und Knochen verzehrt erscheint zur Ausbildung einer feineren Sinnlichkeit. Alle Sinnlichkeit aber hängt, wenn sie noch so vergeistigt wirken soll, irgendwie mit Geschlechtlichkeit zusammen, weil wir als ihre vorzügliche Macht die Hingabe, das Sich-einfühlen, aber auch das in sich Hineinholen eines anderen spüren.

Das alles ist von dem, was wir als körperlich und geistig gesund und kräftig ansprechen, weit entfernt. Aber es ist bekannt, daß auch der „Gesunde“ vielfach dem ganz eigenartigen Zauber erliegt, der von gewissen Stufen der Schwindsucht ausgeht, ja daß gerade der Starke sehr oft eine besondere Zuneigung zum körperlich Zerbrechlichen, der Rauhe zum Anschmiegsamen fühlt. Diese Polarität der Empfindungen geht durch das ganze Leben. Gabriel Max, in dessen Adern wohl vorzugsweise slawisches Blut rollte, war in einer diesem Blute fremden Bildung aufgewachsen, außerdem sehr musikalisch. Die bewußt geistigen und seelischen Elemente haben also sicher von vornherein sein ganzes Empfinden stark bestimmt. Schon als Zwanzigjähriger schuf er eine Folge von Tuschzeichnungen, in denen das Wesen der Musik unserer verschiedenen Meister mit ganz eigentümlicher Einfühlung verkörpert ist. Aus dieser gesteigerten Geistigkeit heraus zog es ihn zur Darstellung von Menschenkörpern, in denen diese innere seelisch-sinnliche Gefühlswelt sich besonders deutlich aussprach. Nun war Max bei Piloty in der Schule gewesen und so ist es leicht erklärlich, daß er diese gesteigerte Geistigkeit zuerst in „historischen“ Szenen vermitteln zu können glaubte, in denen sie als Triebkraft wirkte. Wenn ein junges Mädchen ekstatisch den Märtyrertod erleidet unter den grausamen Tatzen wilder Tiere, wenn die himmlische Inbrunst einem kaum erblühten Körper die Kraft verliehen hat, die Kreuzesmarter zu erdulden, so mußten hier eben jene Kräfte, die aus dem Körperlich-Materiellen hinwegstreben, die Loslösung als Erlösung empfinden, besonders wirksam und auch für den

Digitized by Google

anders Gearteten fühlbar und leicht verständlich sein. Zunächst hat Max meistens solche Bilder gemalt, und er hat natürlich dann nicht die Löwenbraut, Gretchen in der Walpurgisnacht, Julia im Sarge, die Kindesmörderin oder irgendwelche Märtyrergeschichten „illustriert", sondern der gewählte Vorgang ist ihm bloß das Bindemittel mit der übrigen Welt, um dieser in dem dargestellten Körper ein eigenartiges geistiges und seelisches Leben zu vermitteln.

Es wird wohl das Aufsehen gewesen sein, das der Magnetiseur Hansen in den siebziger Jahren erregte, das Max dann anreizte, diese eigenartige Geisteswelt im ruhigen Nebeneinander zweier Menschen uns fühlbar zu machen. Es ist ihm das in einzelnen Bildern meisterhaft gelungen, und auch jene, denen die Vermengung der Gestalt Christi mit Magnetismus und dergleichen zuwider ist, werden sich kaum dem Zauber der Bilder entziehen können, die Christus an einem Krankenbett oder etwa bei der Erweckung der Tochter des Jairus zeigen (Türmer, Jahrg. VI, Heft 1 „Christus als Arzt"). Von da ist er weitergegangen zur Darstellung von Medien, und es ist wohl bezeichnend, daß das bekannteste dieser Bilder, „Geistergruß", wo das am Klavier sitzende, noch ganz der Musik hingegebene Mädchen von einer aus der ungewissen Luft hervortastenden Hand berührt wird, gerade die Verbindung mit Musik teigt. Auch ein so unbefangenes Bild wie „Komm, lieber Mai, und mache" (vgl. Türmer, Jahrg. IV, Heft 8) zeigt uns das klavierspielende Mädchen schon gewissermaßen von Musik umschwebt. Dann folgte der Weg zum Tier, ich glaube doch hauptsächlich deshalb, weil der Künstler vermeinte, in den Gesichtern der Affen die Idee reiner als solche darstellen zu können, weil der menschliche Beobachter bei der Gestalt des Menschen sich leicht durch andere Dinge ablenken läßt.

Ich muß hier vielleicht ausdrücklich hervorheben, daß diese ganze Welt meinem Empfinden durchaus nicht zusagt, obgleich ich in einigen musikalischen Bildern von Max die Musik so stark leben fühle, wie kaum anderswo (wir gedenken, im Türmer das eine oder andere dieser Bilder noch zu zeigen). Aber diese Empfindungswelt besteht, ist für zahlreiche Menschen der Nährboden ihres Seelenlebens, und es gibt wohl nur vereinzelte Menschen, die nicht wenigstens zu gewissen Zeiten ihres Lebens solchen Stimmungen zugänglich waren. Es würde nach meinem Gefühl der Kunst etwas fehlen, wenn nicht auch diese Seite zum Ausdrucke käme, und in den besten Werken von Max — und nur an diese haben wir uns zu halten — scheint mir das vollkommener geschehen zu sein, als in den Werken zahlreicher bisher gefeierter Ausländer — die englischen Präraffaeliten, wie einige neuere Franzosen und Belgier eingeschlossen. Denn Max war auch ein ganz hervorragender *Maler*.

Auch das Malen-können ist ja kein absoluter Wert. Max hatte sich eine ganz eigenartige Palette geschaffen, die sein eigentümliches Empfinden gefühlsstark übermittelte. Ich finde auf seinen Gemälden die Fähigkeit, Weiß in Weiß vom kalkhaft Toten bis ins schillernd Elfenbeinerne zu mischen, technisch glänzend. Mit einem Fleischton, der eigentlich schon halb dem Leben entrückt ist, eint sich ein schwefliges Gelb, ein schier flüssiges schillerndes Grün, ein düster leuchtendes Blauschwarz und ein ganz eigenartiges Blutrot zum entsprechenden Farbenausdruck einer Welt, die uns fremd anmuten mag, aber entschieden innerhalb der Kunst ihre Bedeutung und Berechtigung hat. Darüber hinaus ist sie auch ein künstlerisches Dokument für geistige Strömungen im deutschen Leben des neunzehnten Jahrhunderts, die, wie wir erst kürzlich wieder erfahren haben, viel mächtiger und verbreiteter sind, als man gewöhnlich annimmt.

Karl Storck

Digitized by Google

Zu unſern Bildern

Neujahr! Nicht mit lärmvoller Luſtigkeit ziehen wir ins neue Jahr ein. Die Welt iſt eines erſchrecklichen Lärmes voll, als nahe ihr der jüngſte Tag, und wir ſuchen die Sammlung der Stille, dem gewaltigen Geſchehen würdig zu begegnen. Aber wo iſt ein Ort ſo einſam, daß wir an ihm uns nicht als einer unter Millionen fühlten und vom Zwang des gleichen Mitlebens und Mitfühlens unſeres ganzen Volkes durchſchüttelt würden? Wo iſt eine Einſamkeit ſo ſtill, daß in ſie nicht das Rauſchen der Weltgeſchichte mit der Gewalt des Sturmes hineindränge und unſer Denken hinausriſſe ins unerhörte Gewühl der um die Zukunft ringenden Kräfte?! Wir können jetzt nicht Gegenwart denken; unſer ganzes Weſen langt und bangt nach dem Künftigen. Und ob heute Millionen das Gefühl haben, an dieſer Zukunft mitzugeſtalten, — keiner doch kann ſich dem Schauer des Ungewußten entziehen. Wer ſpürt jetzt nicht durch alle grauſam ſich aufzwingende Wirklichkeit des tatſächlichen Geſchehens hindurch und über ihm das Walten einer höheren Kraft, eines Weltwillens?

Wer ihn zu erlauſchen vermöchte!

Dieſe bange Sehnſucht des Menſchen in zukunftsträchtiger Zeit hat die Vorſtellung von den Sibyllen geſchaffen. Es ſind Frauen. Sie werken nicht mit; ihrer iſt nicht die Tat, ſondern das Leiden an ihr. Und darum bangen ſie heißer nach der künftigen Löſung, ihre Seele wird hellhörig und lauſcht den raunenden Stimmen des Weltwillens.

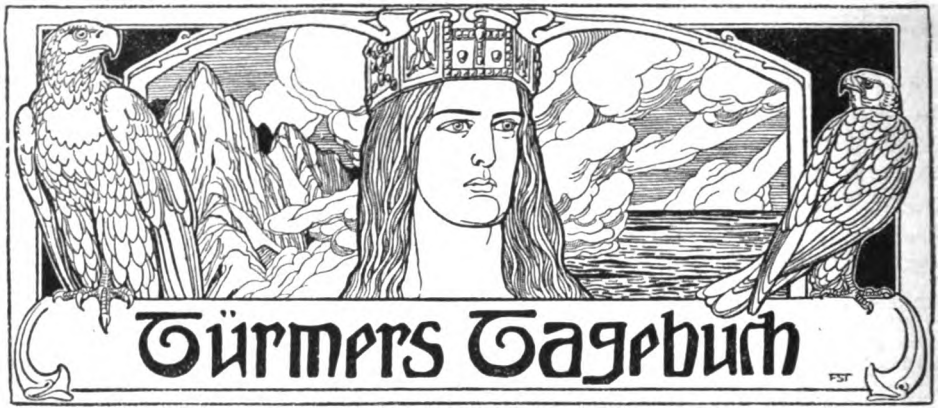
Keiner hat dieſes menſchliche Sehnen gewaltiger geſtaltet, als Michelangelo in den fünf Sibyllen der Sixtiniſchen Kapelle. Daß wir aus der Reihe jetzt die „perſiſche“ bringen — Türmer XVI. Jahrg. Heft 6 zeigte die bekanntere „delphiſche“ — geſchieht nicht nur, weil ſie Aſien vertritt, wohin die Zukunft unſer Denken jetzt beſonders lenkt, ſondern weil auch ihr Zuſtand des Erlauſchens unſerer Lage gemäß erſcheint. So viel iſt ſchon getan, ſo weit iſt das Geſchehen vorgerückt, daß in ihm der Weltwille ſich bereits zu künden ſcheint. Der Griffel verzeichnet ihn im ewigen Buche. Wann wird er verkündet werden können?

Wir wiſſen es nicht, aber wir fühlen, daß wir ſeinen Beſchluß geradezu erzwingen können. Wir müſſen nur weiterhin ausharren. Das deutſche Volk erſcheint mir jetzt dem Moſes gleich, der, während Joſua gegen Amalek kämpfte, auf der Spitze des Hügels war und den Stab Gottes in der Hand hielt. „Und dieweil Moſe ſeine Hand emporhielt, ſiegte Iſrael; wenn er aber ſeine Hand niederließ, ſiegte Amalek. Aber die Hände Moſes waren ſchwer; darum nahmen ſie einen Stein und legten ihn unter ihn, daß er ſich darauf ſetzte. Aaron aber und Hur unterhielten ihm ſeine Hände, auf jeglicher Seite einer. Alſo blieben ſeine Hände feſt, bis die Sonne unterging.“

Der Wille zum Sieg iſt des deutſchen Volkes Kraft, ſolange dieſer Wille lebendig bleibt und jeglicher Ermüdung Trotz bietet. Alle Mittel müſſen herbei, dieſe Fähigkeit des Beharrens in der vollen Hingabe an die große Aufgabe zu ſtützen. — So ſchien uns dieſes Bild aus der Bilderbibel des Julius Schnorr von Carolsfeld ein rechter deutſcher Neujahrsgruß 1916.

Sind wir ſo geſinnt, dann dürfen wir ſtolz und ſtark ins neue Jahr ſchreiten, wie des Urs Graf prächtiger Landsknechtfähnrich vor vierhundert Jahren. Die Tracht hat ſich gewandelt, das Mannestum iſt gleich geblieben. Unſer Heer trägt mit gleichem Stolz, ebenſolcher Freudigkeit und Zuverſicht die deutſche Fahne. Was ſo voll ſie bläht, ſind nicht eitle Wünſche und windige Hoffnungen, ſondern ſeeliſche Stärke und körperliche Kraft. St.

Digitized by Google



Der Krieg

„Erst müssen die Masken fallen!“ — das war das entscheidende Wort in der Antwort des Herrn Reichskanzlers auf die Friedensinterpellation der deutschen Sozialdemokratie: „Wenn einmal die Geschichte über die Schuld an diesem ungeheuerlichsten aller Kriege und seiner Dauer urteilen wird, wird sie das entsetzliche Unheil aufdecken, das Unkenntnis und Verstellung angerichtet haben. Solange diese Verstrickung von Schuld und Unkenntnis bei den feindlichen Staatslenkern besteht und ihre Geistesverfassung die feindlichen Völker beherrscht, wäre jedes Friedensangebot von unserer Seite eine Torheit, die den Krieg nicht abkürzt, sondern verlängert. Erst müssen die Masken fallen. Noch wird der Vernichtungskrieg gegen uns betrieben. Damit müssen wir rechnen. Mit Theorien und Friedensäußerungen von unserer Seite kommen wir nicht vorwärts und nicht zu Ende. Kommen unsere Feinde mit Friedensvorschlägen, die der Würde und Sicherheit Deutschlands entsprechen, so sind wir allzeit bereit, sie zu diskutieren. In vollem Bewußtsein der erzielten unerschütterlich dastehenden Waffenerfolge lehnen wir die Verantwortung für die Fortsetzung des Elends ab, das Europa und die Welt erfüllt. Es soll nicht heißen, wir wollten den Krieg unnötig verlängern, weil wir dieses oder jenes Faustpfand noch erobern wollten.

In meinen früheren Reden habe ich das allgemeine Kriegsziel umrissen. Ich kann auch heute nicht auf die Einzelheiten eingehen, Ihnen nicht sagen, welche Garantien die kaiserliche Regierung z. B. in der belgischen Frage fordern will, welche Machtgrundlagen sie für diese Garantien als notwendig erachtet. Aber eines müssen unsere Feinde sich selbst sagen: Je länger, je erbitterter sie den Krieg gegen uns führen, um so mehr wachsen die notwendigen Garantien. Wollen unsere Feinde für alle Zukunft eine Kluft zwischen Deutschland und der übrigen Welt aufrichten, so dürfen sie sich nicht wundern, daß auch wir unsere Zukunft danach einrichten. Weder im Osten noch im Westen dürfen unsere Feinde von heute über Einfallstore verfügen, durch die sie uns von morgen ab aufs neue und schärfer als bisher bedrohen. Es ist ja bekannt, daß Frankreich

Digitized by Google

seine Anleihen an Rußland nur unter der Bedingung gegeben hat, daß Rußland die polnischen Festungen und Eisenbahnen gegen uns ausbaute, und ebenso bekannt ist, daß England und Frankreich Belgien als ihr Aufmarschgebiet betrachteten. Dagegen müssen wir uns eine politische, militärische und wirtschaftliche Entfaltung sichern. Was dafür nötig ist, muß erreicht werden, und ich denke, es gibt niemanden im deutschen Vaterlande, der diesem Ziele nicht zustrebte. Über die Mittel zu diesem Zweck müssen wir uns völlige Freiheit unserer Entschließungen wahren."

Mehr konnte Herr von Bethmann Hollweg nicht sagen, weniger auch nicht, — also hat sich seine Erklärung genau in den ihm geboten erscheinenden Grenzen gehalten.

Auch den sozialdemokratischen Wortführern muß die Anerkennung gezollt werden, daß sie — soweit das mit den Voraussetzungen ihrer Interpellation zu vereinbaren war — alles vermieden haben, was unsere Feinde für ihre Zwecke hätten ausbeuten können, daß sie mit starker Betonung sich gegen die Unterstellung wandten, als dürfe die Interpellation als ein Zeichen der Schwäche oder gar Erschöpfung des deutschen Volkes ausgedeutet werden. „Wir können uns", erklärte der sozialdemokratische Redner Landsberg, „wohl der Hoffnung hingeben, wenn sie auch erst ganz schwach in dünnen Umrissen vor uns auftaucht, daß für die miteinander im Kriege liegenden Völker die Stunde der Erlösung recht bald gekommen sein mag. Täuscht uns diese Hoffnung, weil unsere Gegner den Frieden nicht wollen, weil sie auf eine Vernichtung Deutschlands ausgehen und auf Annexionen auf Kosten Deutschlands, so werden sie sich davon überzeugen müssen, daß unser Ruf nach Frieden nicht hervorgegangen ist aus der Sorge um den Ausgang des Krieges für uns, sie werden dann sogar eine Steigerung unserer Kraft merken. Wenn es überhaupt möglich ist, den Mut und die Ausdauer unserer Krieger zu stärken, denen wir alle zu so großem Danke verpflichtet sind, dann wird es das Bewußtsein tun, daß das, was sie zu ertragen haben, auf das Schuldkonto unserer Gegner kommt ... Ich möchte am Ende meiner Ausführungen noch eines sagen, nicht um jemanden zu kränken, sondern um Klarheit zu schaffen. In Frankreich ist Elsaß-Lothringen verlangt worden. Für solche Ausführungen haben wir kein Verständnis. Es wird Aufgabe der deutschen Politik sein, dafür zu sorgen, daß gewisse Hoffnungen auf die Möglichkeit einer Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen völlig vernichtet werden. Wer das Messer erhebt, um Stücke vom Körper des deutschen Volkes zu schneiden, mag es ansetzen, wo er will, er wird das in der Verteidigung einige Volk treffen, das ihm das Messer aus der Hand schlägt."

Es ist das freilich nur eine dürre Selbstverständlichkeit, aber ihre Betonung durch einen Wortführer der deutschen Sozialdemokratie immerhin ganz heilsam für die Sozialdemokraten anderer Länder. Diese können nun wissen, daß vom Körper des deutschen Volkes auch nicht das kleinste Stück, also auch für ihre „Kriegsziele" nichts zu holen ist.

Ist nun aber mit der nüchternen Feststellung, daß diese Haupt- und Staatsaktion verhältnismäßig noch glimpflich abgelaufen ist, auch gesagt, daß es nötig oder nützlich war, sie in Szene zu setzen? Daß sie, trotz ihrer — immer verhältnis-

Digitized by Google

mäßig — günstigen Abwicklung, nicht an sich ein verfehltes Unternehmen war? Vielleicht daß spätere Tatsachen eine Rechtfertigung für sie beibringen werden, — die heute gegebenen und erkennbaren vermögen das nicht. Dürfen wir unserer Feinde, dürfen wir Englands politische Klugheit geringer einschätzen als die unsrige? Wie aber stellen sich die zu dergleichen „Fragen"? „Großbritannische Regierungsvertreter", schreibt Graf Reventlow in der „Deut. Tagesztg.", „sind im Oberhause wie im Unterhause über den Inhalt des Handelsabkommens mit Dänemark interpelliert worden. Das Handelsabkommen ist bekanntlich abgeschlossen und in Kraft. Die Regierungsvertreter haben trotzdem geantwortet: sie bedauern, über den Inhalt nichts Näheres sagen zu können, da es aus politischen Gründen nicht erwünscht sei. Im Deutschen Reichstage aber wird mitten im Kriege, in einer günstigen, dabei denkbar komplizierten militärischen und politischen Lage die Interpellation an den Reichskanzler gerichtet: unter welchen Bedingungen er gewillt sei, in Friedensverhandlungen einzutreten. Rücksichten auf den Burgfrieden hindern uns, die Tatsache dieser Anfrage einer sachlichen Betrachtung zu unterziehen, aber obige Gegenüberstellung dürfte bis zu einem gewissen Grade genügen.

In Frankreich ist man sich nicht ganz einig darüber, ob man nur Elsaß-Lothringen oder lieber gleich die Rheingrenze wolle, und in Großbritannien gehen die Ansichten darüber auseinander, bis zu welchem Grade eine Zerstückelung Deutschlands notwendig und nützlich sei. Einig sind sich alle: der ‚deutsche Militarismus' müsse zertrümmert, das heißt, das Deutsche Reich und Volk äußerlich und innerlich unfähig gemacht werden, in Zukunft seine Existenz und Unabhängigkeit mit den Waffen zu verteidigen. Im ‚Echo de Paris' deutet Herr Junius das mit dem Worte an: ‚Dividenda Germania' (Deutschland muß geteilt werden), und der edle Freund Deutschlands, Lord Haldane, sagte neulich in einer Rede: ‚Im übrigen ist es unmöglich, an einen Frieden zu denken, bevor Deutschland von seiner Militärclique, die es regiert, befreit worden ist. Was die Zukunft anlangt, so ist es gleichermaßen unmöglich, an Erhaltung des Friedens bei Erhaltung der Rüstungen zu denken. Alle neutralen Großmächte und andere müßten mithelfen, um den Frieden zustande zu bringen und zu verhindern, daß die Last der Rüstungen England lahmlege und Deutschland ruiniere.' (!) — Der gütige Lord ist sehr listig, und besonders dieser letzte Satz erinnert an die Ausführungen des ‚Manchester Guardian'. Der Unterschied ist, daß Haldane nicht nur die Neutralen, in erster Linie Amerika, für die Befreiung Deutschlands von der Militärclique und Rüstung erwärmen will, sondern Haldane rechnet auf Uneinigkeit im deutschen Volke. Er will durch seine Bemerkung: ‚... und Deutschland ruiniere' an einen doktrinären Pazifismus appellieren, den er in solchen deutschen Kreisen voraussetzt, welche seiner Auffassung nach von der ‚militärischen Clique' beherrscht würden. Ihnen möchte er zeigen: England wolle ja Deutschland nicht ruinieren, im Gegenteil, es wolle nur das deutsche Volk vom ‚Militarismus' und der ‚Rüstungslast' befreien. Unter der Bedingung würden alle gern Frieden schließen. Der Lord ist listig, wie er es immer war, und meinte jetzt, der Augenblick sei gekommen, um in

Digitized by Google

Deutschland mit Erfolg Uneinigkeit stiften zu können, nachdem an Englands und seiner Hilfsvölker Waffen sich nur Mißerfolg geheftet hat. Nicht alle sind so schlau wie Haldane. Das deutsche Friedens- und Teuerungsgerede ist auch dem Idol vieler in Deutschland, Herrn Bernhard Shaw, der von Beruf Pazifist und Demokrat ist, in den Kopf gestiegen. Shaw meint, England müsse den Krieg fortsetzen und sich den Weg nach Berlin erkämpfen.

Alle unsere Feinde sehen mit gespannter Aufmerksamkeit und voll gesteigerter Zuversicht auf Vorgänge in Deutschland, die sie zur weiteren Steigerung ihrer Zuversicht brauchen können und die ihnen Schlüsse gestatten möchten, die deutsche Kampfkraft sei, wenn nicht physisch, so doch moralisch im Erlahmen und vor dem Zusammenbruche. Im Reichstage aber wird an den Kanzler die Frage gestellt, unter welchen Bedingungen er geneigt sei, in Friedensverhandlungen einzutreten!! — Wer die Reden des Kanzlers gelesen hat, kennt diese Bedingungen grundsätzlich. Daß die Interpellanten aber glauben, mitten in einem solchen Kampfe könne anderes als Grundsätzliches gesagt werden, möchten wir nicht annehmen.

Im ‚Berliner Tageblatt' freilich erzählt Herr Dr. Vorst aus England die Auffassung: die Äußerungen des Reichskanzlers in seiner Auguststrede seien dahin ausgelegt worden, daß Deutschland die europäische ‚Hegemonie' als ‚offizielles Kriegsziel' anstrebe. Die neutralen Staaten müßten angesichts solcher Ziele für ihr Schicksal zittern und die erste Gelegenheit ergreifen, um sich gegen Deutschland und seine Verbündeten zu stellen. Diese Sätze sind mit besonderer Betonung am Abend vor der Reichstagsinterpellation veröffentlicht worden.

Neutrale Äußerungen solcher Art von Belang sind uns nie zu Gesicht gekommen. Wäre es aber der Fall, so würden dadurch doch die klar ausgesprochenen Grundsätze des Reichskanzlers nicht andere werden. Sicherung und reale Garantien gegen Angriffe können nie eine Hegemonie bedeuten, vor der neutrale Staaten zu zittern hätten. Kommentarlose Wiedergabe solcher Auffassungen in diesem Augenblicke kann zu nachteiligen Mißdeutungen Anlaß geben."

Die bürgerlichen Parteien begnügten sich mit der Abgabe einer Erklärung durch den Abgeordneten Spahn. Das, meint die „Tägl. Rundschau", war gut und doch zu wenig. „Es hätte wirklich nichts geschadet, wenn die bürgerlichen Parteien ihre Meinung über Krieg und Frieden einzeln und kräftig gesagt hätten, zumal der Abg. Scheidemann einen durchaus unberechtigten Angriff auf die Annexionspolitiker gemacht hatte, dem nur ein kräftiges ‚Unerhört' aus den Reihen der Parteien antwortete. Herr Scheidemann ist der überheblichen Ansicht, daß jeder, der nicht seine Meinung teilt, ein unreifer Maulheld und Kriegshetzer sei, obwohl er es vermied, von seiner eigenen Reife in seiner gestrigen Rede eine Probe etwa dadurch abzulegen, daß er auf die eigentlichen praktischen Fragen eines Friedensschlusses, z. B. die Kriegsentschädigung, einging. Allgemeinheiten richten auch auf dem Gebiete der hohen Politik nur Unheil an oder verpuffen wirkungslos. Die bürgerliche Mehrheit des Reichstages ließ diese Angriffe ohne Korrektur über sich ergehen ... Es zeigte sich wieder, daß die Ein-

Digitized by Google

schränkung der öffentlichen Meinungsfreiheit, wie sie bei uns durch Zensur und andere Verbote allzu straff gehandhabt wird, gerade auf die bürgerlichen Parteien lähmend wirkt, da sie ihr aus patriotischen Gründen entgegenkommen zu müssen glauben, während sich die Sozialdemokraten unbekümmert durchsetzen. So wird eine Atmosphäre von Ängstlichkeit, Unsicherheit, Halbheit, Gedrücktheit geschaffen, aus der sich die Sozialdemokraten allein als die Willenskräftigen und Zielsicheren hervorheben können, während die bürgerlichen Parteien, wie am gestrigen Tage, als Staffage erscheinen. Gegen die Übergriffe der Zensur, die in bürgerlichen Kreisen genau so drückend empfunden werden wie in der Sozialdemokratie, hat bisher im Plenum des Reichstages nur die Sozialdemokratie ihre Stimme erhoben, und ihr, nicht den bürgerlichen Parteien des Reichstags, ist es zu verdanken, wenn das eine oder andere mißliebige nationale Blatt nicht abgewürgt worden ist. Die bürgerlichen Parteien handeln gewiß aus sehr ehrenvollen patriotischen Beweggründen; aber sie sollten ihre Zurückhaltung nicht so weit treiben, die Sozialdemokratie als die Stimmführerin und Sachwalterin des deutschen Volkes erscheinen zu lassen."

Das Echo, das uns aus dem feindlichen, aber auch aus dem „neutralen" Auslande auf unsere — „Friedenskundgebung" zurückschallen würde, brauchten wir ja nicht erst abzuwarten, um uns darüber nicht dem leisesten Zweifel hinzugeben. Wie es ja von vornherein für jeden Mündigen feststand, „schleudern" (so die typische Sprache des „Daily Telegraph") die englischen Blätter einstimmig „jeden Friedensvorschlag, der sich auf den Glauben an die Unbesiegbarkeit des preußischen Militarismus stützen soll, den Deutschen ins Gesicht zurück." Lohnt es, erst das ebenso wütende wie unverschämte Gezeter dieser und der anderen feindlichen Presse durchs Grammophon kreischen zu lassen? Was aber schlimmer ist: die Herrn von Bethmann durch die einfältige Interpellation abgezwungenen sachlichen Erklärungen über unsere wirtschaftlichen und anderen Verhältnisse, das dabei unvermeidliche Eingehen auf Einzelfragen unserer Versorgung mit Rohstoffen und Lebensmitteln bieten den Feinden nur willkommene Handhaben, seine Angaben in frecher und hämischer Weise Lügen zu strafen. Man fragt sich immer wieder: war das alles nötig? Schon die bloße Tatsache dieser Erörterungen hat auch bei den Neutralen nur den Eindruck erweckt oder verstärkt, daß Deutschland doch recht friedensbedürftig sein müsse oder, wie das holländische Blatt „Nieuws van den Dag" sich ausdrückt, „daß jeder Tag, den Deutschland vom Weltverkehr abgeschlossen bleibt, einen Verlust für seinen Vorsprung bedeute". Ganz die Vorstellung, die die englische und andere feindliche Presse ihren Lesern beizubringen sucht: Deutschland mit seinen Verbündeten hätten nunmehr den Höhepunkt ihrer möglichen Erfolge erreicht, es müsse also von nun ab bergabgehen!

Wenn das Frühjahr eintrete, meint „Daily Chronicle", werde sich Englands Entschluß, den Feind durch das Übergewicht an Streitmitteln, Männern und Metall zu zerschmettern, der Welt offenbaren. Einer der größten Pläne der Weltgeschichte werde dann zur Ausführung gelangen. „Es ist," bemerkt die „Kreuzztg.", „wie der Kanzler sagte: sobald man eine Hoffnung hat begraben müssen, klammert man

Digitized by Google

sich an eine neue. Da war der Hinweis Herrn von Bethmann Hollwegs sehr nützlich, daß die Garantien, die wir im Frieden fordern würden, um so mehr wachsen müßten, je länger und erbitterter der Krieg gegen uns geführt werde. Denselben Gedanken hat zwei Tage zuvor Graf Tisza im ungarischen Abgeordnetenhause zum Ausdruck gebracht, indem er erklärte, daß die Friedensbedingungen für unsere Feinde um so schwerer sein würden, je größer die Opfer seien, die der Krieg uns auferlege.

Ist es denn aber mit der Widerstandskraft unserer Gegner wirklich so bestellt, daß sie eine lange Fortsetzung des Krieges überhaupt noch aushalten können? Im Grunde genommen sind sie ja heute schon alle bankerott, und der Augenblick, von dem man schon vor Monaten im englischen Parlament am Regierungstische sprach, daß es nicht mehr möglich sei, eine Anleihe aufzunehmen, könnte früher eintreten, als man es damals gedacht hat. Die neueste russische Anleihe ist ein völliger Mißerfolg gewesen. Sie hat, wenn die bisherigen Mitteilungen zutreffen, von der im Verhältnis zu den Kosten des Krieges an sich schon recht bescheidenen Summe von einer Milliarde Rubel, die man haben wollte, nicht mehr als ein Viertel gebracht trotz aller Reklame und aller Zwangsmittel. Von dem großen Gedanken, der vor Monaten in der liberalen Presse der Westmächte und auch Rußlands selber spukte, dem nationalen Widerstand durch den Anschluß von Heer und Beamtentum an das liberale Bürgertum und durch Einleitung einer großen Reformbewegung etwa nach dem preußischen Muster von 1807 bis 1813 eine ungeahnte Stärke zu geben, ist nichts übriggeblieben. Die Duma ist mundtot gemacht. Goremykin regiert, ohne sich um ihre Wünsche zu kümmern. Und die Unzufriedenheit der ‚Intelligenz' ist größer denn je. Wie trübe es mit den italienischen Finanzen bestellt ist, hat der Finanzbericht Carcanos trotz aller Bemühungen nicht verschleiern können. Am Schlusse des Finanzjahres 1914/15, d. h. am 1. Juli dieses Jahres, also nach einer Kriegszeit von nicht viel mehr als einem Monate, betrug der durch Anleihen nicht gedeckte Fehlbetrag nahezu zwei Milliarden Lire. Seitdem hat man keine Anleihe aufzulegen gewagt. Die schwebende Schuld ist auf etwa fünf Milliarden gestiegen, und die unablässige Fabrikation von Papiergeld hat zu einer Entwertung der Valuta geführt, die heute schon 25 v. H. beträgt und in einer allgemeinen, immer unerträglicher werdenden Teuerung zum Ausdruck kommt. Nun soll eine Kriegsanleihe aufgelegt werden. Aber kann sie Hilfe bringen? Ist irgendwie daran zu denken, daß auch nur ein nennenswerter Teil der schwebenden Schuld durch sie gedeckt werden könnte? In Frankreich wird gegenwärtig eine Anleihe gezeichnet zu Bedingungen, wie sie in diesem Lande bisher unerhört waren. Unerhört war auch die Reklame, die eine bestochene Presse für die Anleihe gemacht hat. Aber selbst ein verhältnismäßig großer Erfolg könnte auch hier kaum zur Abbürdung der seit Kriegsbeginn zu gewaltiger Höhe aufgelaufenen schwebenden Schuld führen. England hat seine Anleihe für dieses Jahr vertagt. Es will zunächst dem verbündeten Frankreich mit 1200 Millionen Franken unter die Arme greifen, die freilich auch nicht über den Kanal gehen, sondern zur Bezahlung französischer Aufträge in England benutzt werden sollen. Aber auch Englands

Digitized by Google

schwebende Schuld wächst ins Riesenhafte. Schon kürzlich bezifferte die ‚Times' den wöchentlichen Betrag der englischen Ausgabe an Schatzscheinen zur Deckung der laufenden Ausgaben auf 25—30 Millionen Pfund. Wie das Blatt jetzt meldet, ist in den letzten Wochen eine wesentliche Steigerung dieser Papierausgabe eingetreten, und zwar in den letzten acht Tagen in besonders auffälliger Weise. So erreichte der in der vorigen Woche ausgegebene Betrag an Schatzscheinen 59,9 Millionen Pfund Sterling, also rund 1200 Millionen Mark, wogegen sich die Einnahmen der englischen Regierung nur auf 3,8 Millionen Pfund, also 76 Millionen Mark belaufen. Die gesamten Ausgaben der englischen Regierung bezifferten sich in der Vorwoche auf 70 Millionen Pfund Sterling, wozu noch 18,3 Millionen Pfund Sterling für zurückzuzahlende verfallene Wechsel und Schatzscheine kamen. Es ist aber nicht abzusehen, wie diese Summen sich ermäßigen könnten. Im Gegenteil, die wachsende Not der Verbündeten und die größere Zahl der unter Waffen stehenden Truppen wird sie weiter anschwellen lassen. Dazu kommen die Sorgen um die Passivität der Handelsbilanz und die Entwertung der Valuta, um den Verlust der überseeischen Märkte an die Vereinigten Staaten und Japan und nicht zuletzt auch die Sorge um den überseeischen Besitz, um Ägypten und Indien. Nach einer Meldung der Telegraphen-Union erläßt der Staatssekretär für Indien eine Bekanntmachung, wonach allen in England befindlichen Beamten und Offizieren der indischen Regierung verboten wird, sich zum Dienst im englischen Heere zu melden, weil die Möglichkeit einer schleunigen Abberufung dieser Beamten nach Indien besteht. Das läßt doch vermuten, daß die Lage dort nicht so harmlos ist, wie die englische Regierung es die Öffentlichkeit glauben machen möchte."

Wir haben England in manchen Dingen vielleicht unterschätzt, — eine ganz unvernünftige Überschätzung aber wäre es, ihm die Möglichkeit unbegrenzter Vermögens- und Kreditanspannung zuzutrauen. England müßte viel früher als wir dem uns auf baldige Sicht angedichteten Zustande der Erschöpfung verfallen. Das ist auch an dieser Stelle des öfteren nachgewiesen worden, und daran wollen wir uns durch keinen noch so faulen englischen Zauber und englischen Bluff auch nur einen Augenblick irre machen lassen. England kann uns, wenn es den Krieg in die Länge ziehen will, zwar noch manche Opfer auferlegen, mit denen wir uns, wenn auch schweren Herzens, abfinden müssen und können; bei ihm aber handelt es sich dann nicht mehr nur um Opfer, sondern um seinen Bestand als die Handelsmacht und das Kolonialreich von heute. Will es die Kraftprobe bis auf das äußerste mit uns aufnehmen, so wird es nach diesem Kriege ganz bestimmt nicht mehr das England sein, das es vor dem Kriege war, so wird es nur ein Schatten von diesem England sein. Und wir werden ihm den Beweis dafür nach der selben bewährten und schlüssigen Methode, die wir bisher angewandt haben, auch zu Ende führen. Wir werden das nach Hindenburgs herrlichem, erlösendem Worte tun: „Die Parole heißt nicht allein durchhalten, sondern siegen!"

Wahrlich, Graf Reventlow hat recht: Dies Wort sollte an allen Straßenecken im Deutschen Reiche angeschlagen und in allen Blättern verkündigt und

Digitized by Google

bekräftigt werden. Das ist das Wort, das wir brauchen! „Durchhalten" hat einen passiven, duldenden Sinn, es ist eine schlechte, die vordringende Willenskraft ungünstig beeinflussende Parole. „Es bedeutet wahrlich keine Gnade und auch keine heroische Leistung, wenn der einzelne oder die einzelne Deutsche erklärt: man wolle ‚durchhalten'. Das ist eine selbstverständliche Pflicht, so selbstverständlich, daß sie als bindendes Gefühl einer Pflicht nicht zum Bewußtsein kommen darf. Man vermag sich nicht vorzustellen, daß ein Deutscher oder eine Deutsche imstande wären, auch ein ‚Nichtdurchhalten', einerlei, unter was für Verhältnissen, in Erwägung zu ziehen.

Die so von Hindenburg ausgegebene Parole gewinnt um so mehr Gewicht nach seinen vorausgegangenen Darlegungen, die vom General Ludendorff bestätigt wurden, man müsse sich auf eine noch lange Fortsetzung des Krieges einrichten. Und das wiederum stimmt überein mit Hindenburgs früherem Worte: ‚Hoffentlich dauert der Krieg so lange, bis sich alles unserem Willen fügt.' Der Feldmarschall sieht alle Schwierigkeiten, er unterschätzt keinen unserer Gegner, er verwahrt sich gegen jede Prophezeiung und ist bei allem dem von ruhiger, selbstverständlicher Siegesgewißheit. Das ist die Stimmung und die Erkenntnis, die man dem ganzen deutschen Volke wünschen muß: daß es sich nicht um Frieden, sondern um Sieg handelt, daß der Sieg erreicht werden wird, vorausgesetzt, daß alle Mittel, ihn zu erringen, angewendet und auch alle moralische Kraft jedes einzelnen und jeder einzelnen Deutschen dafür angespannt wird. Das ist kein kraftmeierischer Chauvinismus, sondern die notwendige Voraussetzung für die Möglichkeit: jene Sicherheiten und realen Garantien zu schaffen, welche das Deutsche Reich und Volk brauchen, um eine freie und gesicherte Zukunft zu haben. Hindenburg sagt: ‚Wir müssen weiterkämpfen und werden auch weiterkämpfen, bis wir die Gegner von der Niederlage überzeugt haben, die sie uns heute noch nicht glauben wollen.'

Der Feldmarschall erkennt England als den Anstifter und Organisator dieses Krieges. Dabei verkennt er keineswegs, daß auch in Rußland Zar und Regierung die Fortsetzung des Kampfes wollen. Das wissen auch wir, und ebenso sind wir unter keinen Umständen geneigt zu vergessen, daß die gewaltigen russischen Rüstungen von vornherein dem Plane der Überrennung der Mittelmächte gegolten haben. 1908, gelegentlich der berühmten Zusammenkunft König Eduards und des Zaren zu Reval, ist diese Verabredung getroffen worden. Der britischen Politik war es gelungen, Rußland im fernen Osten besiegen zu lassen und so die russische Front — unterstützt von dem wachsenden national-slawischen Hasse gegen das Deutsche und durch das Ziel Konstantinopel — gegen Mitteleuropa und den Orient zu wenden. Die russische Kriegstreiberei wird keineswegs beschönigt oder gar entschuldigt, wenn man auch hier feststellt: England zog die Drähte. Mit schlagender Kürze charakterisiert Hindenburg die Kapriolen der französischen Minister und Presse: ‚Heute noch wollen sie Elsaß-Lothringen wieder haben, dabei stehen sie doch nicht in Straßburg, sondern wir stehen in Lille. Das ist schon keine normale Geistesverfassung mehr.' — Das ist wahr und treffend, und wenn

Digitized by Google

alle Deutschen diese Wahrheit beherzigten, dann würden endlich die kindlichen Versuche aufhören, mit Gründen angeblicher Vernunft auf die französische Mentalität einwirken zu wollen. Alles in allem: der Feldmarschall verdient für seine Worte den Dank des deutschen Volkes. Er hat mit seinen Worten einfach und klar, wie immer, die Punkte getroffen und bezeichnet, auf die es ankommt.

Am 2. Oktober dieses Jahres wurde in einer Rede vor dem hölzernen Hindenburg-Denkmal manches über und gegen England gesagt. Diese Rede erfuhr hier und da herbe Kritik: es sei nicht am Platze, Hindenburg derart in Verbindung gerade mit England zu bringen. Die gestern berichtete Unterredung des Feldmarschalls gibt den Kritikern nicht recht. Andererseits bestätigt diese Unterredung, was der Redner vor dem Hindenburg-Denkmal sagte: ‚Nicht bloß dulden und harren und durchhalten wollen wir auch hinter der Front, sondern auch den festesten Willen zum Siege zeigen und betätigen, nie vergessen, daß wir siegen müssen, wenn wir nicht zum Krüppel geschlagen werden wollen, und wenn der Krieg noch lange dauern soll. ...“

Wir haben uns den überflüssigen Aufwand einer „Friedensinterpellation“ geleistet, unser Kanzler hat sich in seinen Andeutungen, wie ein Frieden aussehen könne, in den bescheidensten, den Tatsachen kaum noch gerecht werdenden Grenzen gehalten, die Vertretung des friedliebenden deutschen Volkes hat gesprochen —: jetzt hat wieder das deutsche Volk in Waffen das Wort. Und dieses Volk will nicht nur „durchhalten“, es will siegen und es wird siegen! Mit Gott und seinem guten Recht.

Digitized by Google

Moses im Gebet um den Sieg über die Amalekiter — Julius Schnorr von Carolsfeld

Digitized by Google

Zu wessen Nutzen?

Auf die Friedensinterpellation im Deutschen Reichstage haben die Pariser Blätter umgehend mit Überschriften wie die folgenden geantwortet: „Deutschland unentschieden und zersplittert", „Deutschlands erheuchelter Widerwille gegen Frieden", „Der Kanzler läßt Friedensbedürfnis durchblicken". Er will über die Deutschland und seinen Verbündeten für die Fortsetzung des Krieges zu Gebote stehenden Mittel täuschen. Darum dürfe man sich nicht von der Drohung einschüchtern lassen, daß Deutschland die Friedensbedingungen verschärfen würde, falls seine Gegner in ihrem Widerstande beharren. Darauf gäbe es nur eine Antwort, das kräftige Wort, das Lord Kitchener der deutschen Ruhmredigkeit entgegenschleuderte: Jetzt müssen wir dem geschwächten Deutschland erst recht den Vernichtungskrieg erklären.

Das sind ja nur Kostproben. Aber der Eindruck der „großen Aktion" im Auslande ist leider überhaupt ein für das deutsche Interesse nachteiliger, für das deutsche Bewußtsein beschämender. Er ist, wie ihn Graf Reventlow in der „Deut. Tagesztg." leider nur zu richtig zusammenfaßt, der, daß die Interpellation und ihre Beantwortung eine abgekartete Vorstellung gewesen sei, mit dem Zwecke, die deutsche Schwäche und die deutsche Kriegsmüdigkeit dem Auslande gegenüber zu verschleiern und andererseits nach innen auf Milderung der angeblich bestehenden Spaltungen und Unzufriedenheit zu wirken. Man erblickt in der Interpellation nur einen neuen und verstärkten Beweis für die beiden Punkte, die unsere Gegner im höchsten Maße interessieren, und die sie durch die Brille ihrer Wünsche zu erblicken glauben: erlahmende deutsche Kraft und zunehmende deutsche Uneinigkeit. Es kann aber nicht genug Nachdruck auf die Tatsache gelegt werden, daß das feindliche Ausland aus der Annahme deutscher Uneinigkeit und daraus erwachsender Willens- und Tatschwäche seine Zuversicht schöpft. So hat diese Reichstagsinterpellation nach keiner Seite hin und in keiner Beziehung einen Nutzen geschaffen, sondern lediglich Schaden und Unklarheit. Was verschlägt es dagegen, daß alle diese feindlichen Voraussetzungen und Annahmen nicht zutreffen, daß wir in Deutschland es besser wissen? Die Interpellation und ihre Besprechung haben nun einmal unseren Feinden wertvolles Propagandamaterial geliefert, um die Zuversicht und die Ausdauer ihrer Bevölkerungen und Regierungen zu stärken. „Die Folgezeit wird diese Seifenblasen zerplatzen lassen, gewiß, aber Zeit bedeutet in diesem Kriege nicht nur Geld, sondern auch Blut und Menschenleben, mit andern Worten: die Interpellation wirkt auf Verlängerung des Krieges. Parlamentarisch ist sie erledigt, und so möchten wir die bescheidene Frage erheben, ob eine derartig dilettantische, politisch weltfremde, den primitivsten Grundregeln realer Politik zuwiderlaufende und, so betrachtet, nicht ernst zu nehmende ‚parlamentarische Aktion' wirklich so bedeutend und wertvoll war,

Digitized by Google

daß sie diese Wirkung der Verlängerung des Krieges, den Verlust an Zeit, an Blut, an Menschenleben aufwog? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Uns will aber scheinen, daß es im Sinne des Ganzen für die Zukunft doch wohl ersprießlicher wäre, wenn derartiger Tatendrang sich in privaten Besprechungen oder in Fraktionssitzungen austobte. Öffentliche Behandlung dieser prinzipienfesten Amateur- und Allerweltspolitik im Kriege kostet zu viel. Demgegenüber ist irgendein Nutzen auch nicht mit der Lupe zu erkennen, man kann also nicht einmal von kleineren und größeren Übeln sprechen. Der alte Spruch aber gewinnt wieder seine Geltung, freilich mit geänderten Rollen: ‚Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.' Der Unterschied ist nur der, daß die ‚reges' zu Interpellanten geworden sind, während die ‚Achivi' heute wie damals im Schützengraben liegen."

Schon vor der Rede des Reichskanzlers hat der Oberstleutnant Rousset im „Petit Parisien" auf die Friedensdebatten im Reichstag hingewiesen. Nichts sei charakteristischer als die Gegenüberstellung der folgenden beiden Tatsachen: „Bei uns in Frankreich verständigt man sich im Augenblick darüber, wie die Alliierten den Krieg besser als bisher führen können. Dort in Deutschland ist man gezwungen, diejenigen zum Wort zu verstatten, die den Krieg aufhören lassen wollen. Das genügt wohl, um zu zeigen, welche der beiden Parteien sich besser für die Zukunft gewappnet fühlt."

Der Abgeordnete Scheidemann hatte im Reichstag behauptet, daß ganz Frankreich den Frieden wünsche. Einmütig erwidert darauf die französische Presse, daß in Frankreich nicht die kleinste Zusammenkunft zugunsten des Friedens abgehalten worden sei.

Es ist nicht anzunehmen, daß gewisse prinzipienfeste Grüppchen bei uns, deren winzige Zahl in einem lächerlichen Gegensatz zu ihrer Wichtigtuerei steht, durch Vernunft- und Tatsachenbeweise belehrt werden können. Ist das aber ein Grund, ihnen Zugeständnisse zu machen? Soll das deutsche Volk an Abgründen herumgeführt werden, nur damit jene an ihm — als Versuchskaninchen — ihre Prinzipien ausleben können?

*

Der Herd der Krankheit

Über den Kriegswucher urteilt die „Deut. Handelswacht", das Blatt des Deutschnationalen Handelsgehilfen-Verbandes:

Wettbewerb und schlaue Zukunftspolitik sorgten gemeinsam dafür, daß wir vor dem Kriege ganz angemessene, eigentlich recht mäßige Preise hatten. Wer das Loblied der günstigen Wirkungen des „freien Spiels der Kräfte" sang, hatte den Augenschein für sich. Wer auf den faulen Untergrund des ganzen Gebäudes hinwies, wurde durch die Tatsachen belehrt, daß seine Reden überflüssiges Moralisieren und unnötige Schwarzseherei seien. Jetzt im zweiten Kriegsjahre wird es allgemach allen Seiten klar, daß die scheinbar so glänzend ins Unrecht gesetzten Volksgenossen doch recht hatten. Jeder unbefangene Aufmerkende erkennt den blutigen Hohn, der darin liegt, daß der Deutsche zwar sein Blut und sein Leben, ohne mit der Wimper zu zucken, seinem Volke und Vaterlande opfert, daß aber die allerweitesten Kreise es nicht über sich bringen, dem Wohlergehen des Vaterlandes zuliebe auf ein Stück eines erreichbaren Profites zu verzichten. Da zeigt sich die Folge der im tiefen Grunde falsch eingestellten Gesinnung. Wenn der Kaufmann seinen Beruf wegen der Aufgaben ausübte, die es in ihm zu lösen gilt, und sein Einkommen ihm als die Entlohnung für die Erfüllung dieser Aufgaben ansähe, dann ständen wir heute anders da. Dann wirkte deutscher Kaufmannsgeist, wo jetzt ein farbloser Händlergeist Unglück über Unglück anrichtet. Wir könnten Namen an Namen reihen, von Sündern, die durch die Staatsgewalt, als des Ehrennamens eines deutschen Kaufmannes unwürdig, an den Pranger gestellt worden sind. Den Leuten geschähe recht, wenn wir ihre Schande auch vor unseren Mitgliedern enthüllten. Es gäbe da ganze Reihen von typischen Wucherernamen, die wir unse-

Digitized by Google

rem Gedächtnis einprägen könnten. Aber was wäre damit gewonnen? Das sind doch nur die Symptome der Krankheit, und es ist nicht ihr Herd. Der Herd dieser Kriegswucherkrankheit liegt in der bislang geltenden Händlergesinnung, die keine Aufgaben kannte, sondern nur „Geschäft". Wir müssen dahin kommen, daß der deutsche Kaufmann ebenso selbstverständlich im Dienste der Allgemeinheit wirkt, wie der Soldat. Es mögen die „Vielen" ihre Pflicht ruhig schweren Herzens tun, wenn ihnen nur die Führer mit aufmunterndem vorbildlichen Beispiel vorangehen! Wenn die Saat der wirtschaftlichen Erkenntnis aufgeht, die dieser Krieg gesäet hat, dann wird nach einigen Jahrzehnten ein deutscher Kaufmann, der, sei es im Frieden, sei es im Kriege, das Wohl des Volkes schädigt, ebenso entehrt und geächtet dastehen, wie heute der Soldat, der fahnenflüchtig wird ...

*

Das Volk in Waffen

Von seiner „Belgisch-französischen Kriegsfahrt" (Reichsverlag, Berlin W. 35) erzählt Dr. Richard Bahr: Es sind ja im Grunde alles Zivilmenschen, die man da draußen trifft. Auch die Offiziere sind es größtenteils vom Leutnant bis zum Hauptmann. Aber wer ihnen nun von ihrem Beruf spricht, stößt bei den meisten auf das gleiche abweisende Kopfschütteln. „Ich war vor kurzem auf meiner Klitsche", sagte mir einer, der seines Zeichens Landwirt ist. „Ich bin auch ein paarmal über die Felder gegangen, aber ich habe kaum hingeguckt." Und ein anderer, der in einer Berliner Zentralbehörde Dienst tut, pflichtet ihm bei: „Man hat an dem ganzen Kram kein Interesse mehr." Das ist natürlich kein Argument für das Milizwesen, wohl aber ist es eines für die Kraft und Stärke und den soliden Aufbau unseres Heeres, das eben ein Volk in Waffen ist ... „Unser Volksheer", meint Herr v. F., „ist ein Berufsheer geworden. Unsere Landwehrleute benehmen sich so, als ob sie nie im Leben etwas anderes getan hätten, als Krieg führen und Soldat sein."

Wir spüren's ja auch schon daheim, nirgends aber so zum Greifen deutlich, wie im Gebiet der Unterstände und Schützengräben: wie völlig haltlos, wie im tiefsten Grunde närrisch all das ist, was man in langer Friedenszeit für den Hausgebrauch der politischen Opposition sich über den Gegensatz von Wehr- und Nährstand zurechtgemacht hatte ...

Auch inmitten all des schrecklichen Erlebens, das sie gelegentlich verhärtet haben mag, blieben sie mitleidige, hilfsbereite, vielfach geradezu kindlich empfindende Menschen ... Und dann ein Zug, der für mein Gefühl mehr sagt als alles andere: die Tierliebe dieser Leute. Da hat der eine sich ein paar Spechte gezähmt, dem andern schmiegt sich ein junger Hund, den er irgendwo fand und aufzog, ans Bein, der dritte hält zärtlich ein etwa vierwöchiges Kätzchen im nackten Arm. Auf der Wacht zwischen Leben und Tod hatten sie noch Zeit, sich der hilflosen Kreatur zu erbarmen. So sehen die „deutschen Barbaren und Kirchenzerstörer" in Wahrheit aus.

*

Warnung vor gutgemeinten Fallgruben!

Der „Frauen-Friedensbund" in Zürich will an den Schweizer Bundesrat ein Bittgesuch richten, mit den Regierungen der im Kriege befindlichen Länder in Verbindung zu treten und seine guten Dienste zur Herstellung des Friedens anzubieten. Dieser Beschluß, bemerkt die „Chemnitzer Allgemeine Zeitung", ehrt den Frauen-Friedensbund in der Schweiz, und seine Ausführung ist völlig Sache des Schweizer Frauenvereins. Aber was darüber hinausgeht, ist vom Übel. Wir sind unterrichtet, daß dieses Bittgesuch mit anhängendem Unterschriftsbogen an die Frauenvereine in Deutschland versandt worden ist zum Zwecke, Unterschriften zu sammeln und sie der Vorsitzenden oder der Schriftführerin einzusenden. Wie die Druckexemplare nach Deutschland gekommen sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Sehr wahrscheinlich sind sie in Deutschland hergestellt worden, denn es ist bei der scharfen Grenzüberwachung

Digitized by Google

ganz ausgeschlossen, daß größere Mengen von Drucksachen dieses Inhalts unbeanstandet über die deutsch-schweizerische Grenze gelangen könnten. Mag der Weg sein, welcher er will, jedenfalls ist die Petition in vielen tausend Exemplaren in Deutschland verbreitet worden, und es besteht die Gefahr, daß sie als eine „harmlose Sache, die dem Frieden dienen will" beurteilt wird und Unterschriften findet. Wir rufen deshalb den gesunden Sinn unserer deutschen Frauen an und warnen, diese Listen zu unterschreiben. Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, daß auch die bestgemeinte Anregung für die Herbeiführung eines baldigen Friedens stets vom feindlichen Auslande in der für unsere deutschen Heere schädlichsten Weise ausgelegt wird, indem man diese Anregungen als unverkennbare Zeichen der Schwäche und der nachlassenden Widerstandsfähigkeit deutscher Kraft deutet. Unsere deutschen Frauen können also dem Vaterlande keinen schlechteren Dienst tun, als wenn sie derartige Gesuche an eine fremde Regierung mit ihren Unterschriften versehen wollten. Das Ausland würde feststellen, daß Hunderttausende von deutschen Frauen sich dem Friedensgesuch des Schweizer Frauen-Friedensbundes angeschlossen haben und darin den scheinbar durch schriftliche Dokumente unwiderlegbar gewordenen Beweis einer Kriegsmüdigkeit im Deutschen Reiche erblicken, der den Mut unserer Gegner aufs neue anfachen müßte. Die Sache der Friedensverhandlungen ist eine sehr, sehr ernste Männerarbeit. Den deutschen Frauenvereinen gegenüber, die trotz alledem glauben, ihre Unterschrift dem Schweizer Frauen-Friedensbunde nicht vorenthalten zu können, wird hoffentlich die Behörde Mittel und Wege finden, diesem bedenklichen Treiben Einhalt zu tun.

*

Die bösen Annexionspolitiker

Der Abgeordnete Scheidemann meinte in seiner Reichstagsrede, die „annexionslüsternen Elemente" trügen zur Verlängerung des Krieges bei. Dem hält der „Reichsbote" die Tatsache entgegen, daß der Augenschein etwas anderes lehrt: „Nirgends finden wir in der feindlichen Presse ein Argument, das den Eifer zur Fortsetzung des Krieges mit dem Hinweise auf die deutsche Eroberungssucht anzuregen sucht, sondern neben der eigenen Raubluft ist es immer das Argument angeblicher deutscher Friedenssehnsucht und Schwäche."

*

Nur nicht vorzeitig Frieden schließen!

Es verdient Beachtung, daß in diesen Tagen recht unzeitgemäßer Friedenserörterungen das führende Blatt der katholischen Deutschen, die „Kölnische Volkszeitung", seine Stimme erhebt, um vor einem vorzeitigen Friedensschluß auf das dringendste zu warnen:

Es braucht aus Furcht vor dem kommenden zweiten Winterfeldzug niemand sich gedrängt zu fühlen, mit einem besonderen Seufzer den Frieden herbeizusehnen. ... Wir wissen, daß der Friede noch nicht in naher Sicht ist. Wir haben aber auch gesehen, daß, je länger der Krieg dauert, um so besser unsere Aussichten auf einen Frieden werden, welcher die gebrachten Opfer lohnt, um wieviel besser steht es heute um uns, als vor einem Jahre, da wir dem ersten Winterfeldzug entgegengingen! Wie unvergleichlich besser ist heute sowohl die militärische als die politische Lage! Jeder kühl wägende Staatsmann sagt heute: Nur nicht vorzeitig Frieden schließen! Aushalten, so lange wie irgend möglich! Jeder Monat, den wir länger aushalten, verbessert unsere Lage so, daß der Lohn mehr als reichlich sein wird. Vor ungefähr Jahresfrist wurde an dieser Stelle ausgeführt, daß die Engländer, wenn sie bestrebt gewesen sind, den Krieg in die Länge zu ziehen im Interesse ihrer Aushungerungstaktik, sich darin schwer getäuscht haben; denn das Aushungern sei bereits aussichtslos geworden, und das In-die-Länge-ziehen des Krieges sei gerade uns, militärisch so gut wie

Digitized by Google

politisch, im höchsten Maße zugute gekommen. Dasselbe läßt sich heute in verstärktem Maße sagen: Das Aushungern ist aussichtsloser als je; unsere Lebensmittelpreise sind zwar höher als im Frieden; aber das ist alles; wir haben mehr als genug an Lebensmitteln, und die richtige Verteilung, damit die Abstellung der herrschenden lokalen Schwierigkeiten, wird bald in Ordnung kommen. Dabei ist heute Galizien zurückgewonnen, Polen, Litauen und der größte Teil von Kurland besetzt; der neue Verbündete unserer Gegner, Italien, ist auf der ganzen Front zurückgeworfen, unser eigener neuer Verbündeter aber, Bulgarien, mit uns in großartigem Siegeszug auf dem Balkan begriffen. Mit vollem Recht darf daher heute unserem Volke wiederholt werden, daß die Aussicht eines vollen Erfolges sich mit jedem Monat vermehrt, den der Krieg länger dauert. Darum nochmals: Nur keinen vorzeitigen Frieden! Die Opfer, welche der Krieg uns bisher gebracht hat und noch auferlegen wird, werden nur dann ihren vollen Lohn finden, wenn wir ohne alle Schwachseligkeit durchhalten bis zum guten Ende. So denken alle unsere Offiziere und Soldaten. So denkt auch das daheimgebliebene Volk, und die Angst vor einem neuen Winterfeldzug braucht dabei in seinen Gefühlen und Berechnungen gar keine Rolle zu spielen.

*

Verband der Schamlosen

Kürzlich wurde in der deutschen Presse der schamlosen Verherrlichung der „Heroine von Loos“ gedacht, die die Franzosen jenem 17jährigen französischen Mädchen dafür zuteil werden lassen, daß sie bei den Kämpfen um Loos in der Mitte englischer Soldaten „mit eigener Hand“ fünf deutsche Soldaten getötet hat. Die französischen Blätter feierten diese Tat bekanntlich in langen Artikeln und brachten auch das Bild dieser Heldin.

Damit aber noch nicht genug, wird dieser unerhörte Vorfall nun auch noch, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hervorhebt, von französischer amtlicher Seite ins rechte Licht gerückt. Das „Journal officiel“ bringt einen Tagesbefehl, in dem das Mädchen für seine wunderbare Heldentat feierlich belobt wird; erwähnt wird dabei noch, daß die „Außergefechtsetzung“ der deutschen Soldaten mit Hilfe einiger englischer Sanitätssoldaten vor sich gegangen ist.

Gleichzeitig melden zahlreiche französische Zeitungen die Verleihung des Kriegskreuzes an die Heroine, und durch alle Blätter, an der Spitze der „Temps“ und die bekanntlich für Menschlichkeit und Recht kämpfende „Humanité“, wälzt sich nun nochmal die überschwengliche Schilderung von der Heldentat und von dem feierlichen Akt der Auszeichnung in Gegenwart hoher Offiziere und der Garnisontruppen. Der Präsident Poincaré selbst hat es sich nicht nehmen lassen, das Mädchen zu empfangen.

Damit erfährt also dieser neue Fall einer schweren Verletzung des Völkerrechts in aller Form die amtliche Billigung, und wir wissen nun, was wir in dieser Hinsicht von französischer Seite künftig zu erwarten haben. Gleichermaßen werden aber auch die Neutralen ermessen, was es mit den von unseren Feinden in Pacht genommenen Grundsätzen von Recht, Zivilisation usw. in Wahrheit auf sich hat.

Gewisse „neutrale“ Blätter allerdings, so u. a. das „Kristiania Morgenblad“ und einige Schweizer Blätter bekannter Richtung, stimmen begeistert in die Lobeshymnen der Franzosen ein. Das „Berner Tagblatt“ dagegen kennzeichnet den Vorgang durch das Stichwort: „Da werden Weiber zu Hyänen“ und findet es — worüber ja an sich kein Wort zu verlieren wäre — nur in der Ordnung, daß solche „irreguläre Kämpfer“, wenn sie in die Hände der deutschen Truppen fallen, unerbittlich erschossen werden. „Die Teilnahme englischer Sanitäter an der Ermordung der deutschen Soldaten ist ebenfalls ein dunkler Punkt. Offenbar haben die deutschen Kämpfer das Mädchen, weil es sich ihnen neben Sanitätsmannschaften nahte, für ungefährlich angesehen und mußten ihren guten Glauben mit dem Leben bezahlen.“

*

Digitized by Google

Wilsons Neutralität

Herr Wilson, zurzeit regierender Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat bekanntlich die Deutsch-Amerikaner in schroffster Form beschuldigt, sie hätten versucht, die amerikanische Politik „zum Werkzeug fremder Umtriebe zu erniedrigen". Daraufhin halten ihm die Deutsch-Amerikaner (nach der „Kreuzzeitung") folgende Leporelloliste vorbildlich „neutraler" Handlungen entgegen:

1. Der Druck, den der Präsident auf den Kongreß ausgeübt habe, um die Panamakanalzollfrage in einem für England günstigen und Amerika ungünstigen Sinne zu entscheiden. 2. Die bei Kriegsbeginn eingeführte Zensur über die deutschen drahtlosen Stationen, während das britische Kabel unzensiert blieb. 3. Daß die amerikanische Regierung niemals ernstlich gegen die britische Erklärung der Nordsee als Kriegszone protestierte, während sie sofort energisch Einspruch erhob, als Deutschland das gleiche mit den englischen Gewässern tat. 4. Daß der Protest gegen den Mißbrauch der amerikanischen Flagge durch die Briten unvergleichlich milder war, als die Drohung an Deutschland, obgleich dieser Mißbrauch erst die Veranlassung für die deutsche Kriegszoneerklärung war. 5. Daß der Präsident die deutsche Regierung allein für die „Lusitania"-Katastrophe verantwortlich machte, ohne über die wohlüberlegte Mitschuld der Briten, die sich weigerten, die Ursachen solcher Gefahren auszuschalten, nachdem die Deutschen sich dazu bereit erklärt hatten, ein Wort zu verlieren. 6. Die Gestattung und sogar indirekte Förderung der ungeheuer großen Ausfuhr von Munition und Waffen an die Feinde Deutschlands, wodurch Amerika zur Basis für die Munitionsversorgung des Vierverbandes wurde. Auf die Forderung der Deutsch-Amerikaner, beiden kriegführenden Teilen keinen Bezug von Kriegsmaterial zu gestatten, gab Wilson die pythische Antwort, das werde ein Bruch der Neutralität des Landes sein. 7. Dagegen bestand Wilson nicht auf dem natürlichen Recht Amerikas, den Nichtkämpfern in Deutschland Lebensmittel zuzuführen. 8. Bei Kriegsbeginn erklärte Präsident Wilson die Gewährung von Kriegsanleihen und die Lieferung von Unterseebooten oder Teilen von Unterseebooten an Kriegsteilnehmer für „unneutral". Im Widerspruch damit gestattete er eine solche Anleihe sofort, als die Feinde Deutschlands sie nachsuchten, und die Ausfuhr von Teilen von Unterseebooten hat er jetzt auch gestattet. 9. Er forderte mit Drohungen die Abberufung des österreichischen Botschafters Dumba, während der britische Botschafter Spring Rice noch in Washington ist, obgleich ihm unterstehende britische Beamte in behördlichen Untersuchungen überführt sind, in den Vereinigten Staaten Rekruten geworben zu haben. 10. Der Präsident duldete acht Monate lang die britische Blockade, die der amerikanischen Schiffahrt sehr geschadet und den größten Teil des Baumwollhandels, der vier Millionen Menschen Arbeit und noch mehr anderen Nahrung gibt, vollständig ruiniert hat. 11. Er duldete ferner ohne energischen Einspruch die Beschlagnahme der „Dacia", „Wilhelmine" und vieler anderer amerikanischer Schiffe.

*

Deutsch sein heißt — ?

In dem Bericht über die Generalversammlung des Düsseldorfer Philologenvereins vom 10. November 1915 lauten § 4 und 5 folgendermaßen:

„4. Anregung an die Standesgenossen: sich an den Kriegspflegeschaften zur Bekämpfung der Verwahrlosung der Jugend aus prinzipiellen Gründen und Standesrücksichten nicht zu beteiligen, da die Juristen eine Übernahme dieser Kriegspflegeschaften ohne weitere Stellungnahme kategorisch abgelehnt haben.

5. Zweite Anregung an die Standesgenossen: auch an der kommenden Volkszählung sich aus den gleichen Gründen nicht zu beteiligen, da die Juristen sich beim letzten Male — aus Gründen der Überbürdung — von diesem Geschäft ebenfalls geschlossen zurückhielten. Von den Justizbeamten haben

Digitized by Google

sich nur die Sekretäre an der Volkszählung beteiligt." —

Deutsch sein heißt etwas um der Sache willen tun. Das hat der Düsseldorfer Philologenverein am 10. November 1915 großartig erfaßt. Hoch lebe auch der deutsche Mannesstolz und das edle Vorbild der Juristen!

* -o-

Es wird nicht anders!

Zu diesem Stoßseufzer wird der „Vorwärts" durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß trotz aller Kritik und behördlichen Maßnahmen die Mißstände auf dem Lebensmittelmarkt sich nicht verringern. „Die Kartoffelernte in diesem Jahre war eine sehr gute, und man sollte meinen, daß dieses wichtige Nahrungsmittel überall zu wohlfeilen Preisen zu haben sein würde. Aber es ging auch hier wieder nicht ohne Höchstpreisfestsetzungen und ihre bekannten Folgen: Knappheit an einzelnen Orten. In Hannover, wo diese Knappheit bis aufs höchste gestiegen war, ordnete kürzlich die Polizeibehörde die Anzeige der Kartoffelvorräte an und siehe da, auf einmal ergab es sich, daß bei den Händlern nicht weniger als 350000 Zentner Kartoffeln lagerten. Von einer Knappheit war also keine Rede, die Händler warteten nur auf eine Heraufsetzung der Preise.

Dieses spekulative Warten auf höhere Preise wird geübt selbst auf die Gefahr hin, daß die Lebensmittel verderben. Diese Erfahrungen haben wir im vergangenen Jahre gemacht und müssen sie nun wieder machen. So wurde vor einiger Zeit in einer Versammlung des ermländischen Bauernvereins gegen die Walzmühle in Königsberg der Vorwurf erhoben, sie habe 300000 Zentner Roggen verderben lassen. Und in einem Hamburger Blatte bot jemand 30000 Pfund Kasseler Rippespeer, das Pfund zu 1,20 ℳ an, das sich nachher als verdorbenes, für den menschlichen Genuß ungeeignetes Fleisch erwies.

Auch auf dem Gebiete der direkten Nahrungsmittelfälschung wird noch so mancherlei geleistet. So gab letztens die Herzoglich Braunschweigische Kreisdirektion von Gandersheim bekannt, daß die Mühlenbetriebe von Dröge und Sandvoß in Seesen geschlossen worden sind, weil ihre Inhaber lediglich aus Gewinnsucht das von ihnen zu liefernde Weizenschrot mit Gips und Holzmehl verfälschten."

Wundern darf man sich aber über dies ungenierte Treiben nun gar nicht. Wenn z. B. jetzt wieder das Schöffengericht in Burgau in Schwaben sechzehn Mühlenbesitzer wegen Zuwiderhandlung gegen die Bundesratsverordnung über Vermahlung von Brotgetreide nur zu Geldstrafen von 30 bis 50 ℳ verurteilte, so ist das für die „Bestraften" doch sicher kein Grund zum Traurigsein oder gar zum Abgewöhnen, — es sei denn in dem scherzhaften Sinne, in dem man „noch Einen" zum „Abgewöhnen" zu sich nimmt. Gr.

*

So wollen sie uns haben

Der sozialdemokratische Abgeordnete Scheidemann sagte in seiner Interpellationsrede: „Das Ziel der Sicherung gegen feindlichen Einbruch ist erreicht. Ein Blick auf die Kriegskarte zeigt uns, unsere Truppen stehen in Belgien, in Frankreich, in Rußland, in Serbien." „Wir wundern uns," bemerkt dazu die „Deut. Tageszig.", „daß der Abgeordnete Scheidemann nicht das Fehlen der Logik dieser Sätze erkannt hat: wie kann Sicherung gegen feindlichen Einbruch für die Zukunft dadurch erreicht sein, daß unsere Truppen — jetzt im Kriege — tief in Feindesland stehen? Wollte man aus dieser Zusammenstellung einen logischen Schluß ziehen, so würde er lauten: daß dann unsere Truppen auch in Zukunft da stehen bleiben müßten, wo sie jetzt stehen. Daran denkt von den ‚Hetzern und Chauvinisten in Deutschland' niemand. Um so tragischer erscheint es, daß Herrn Scheidemanns Ausführungen einen anderen Schluß nicht zulassen. Er ist damit selbst in die dialektische Grube hineingefallen, welche er dem Standpunkte des Reichskanz-

Digitized by Google

lers hinsichtlich der Sicherungen gegraben hatte. Dieser Zusammenhang wird noch reizvoller dadurch, daß die ‚Daily News' sich den Gedanken sofort wie eine Rosine aus dem Kuchen der Scheidemannschen Rede herausgepflückt hat. Nicht nur die Bücher, sondern auch die Reden haben ihre Geschicke!"

Aber so träumerisch versonnen, so harmlos treuherzig wollen unsere Feinde uns haben, so würden sie uns auch wieder dulden; ein Plätzchen in ihrem Bedientenzimmer würden sie uns dann schon gern einräumen — gegen Kost, Lohn und Logis. Was waren wir doch früher für angenehme Leute, als wir sie noch in der bunten Narrenjacke des „Heiligen Römischen Reichs" durch unsere munteren Sprünge ergötzten! Gr.

*

Frauenehre und Männerehre

Es ist „Burgfrieden", aber anscheinend nicht für die deutsche Frau. Es ist nachgerade haarsträubend, was sie sich in der Kriegszeit hat alles sagen und bieten lassen müssen. Jedes Vergehen einer einzelnen wurde sofort verallgemeinert. Die deutsche Frau stand in irgendeiner Zeitung immer „Am Pranger". Nun heißt's gar dick gedruckt: „Der Fleck auf der deutschen Frauenehre!" Also, das Gebaren einiger ehrloser Ausnahmeweiber (deutschen oder orientalischen Ursprungs?!) soll ein Fleck auf der Ehre der deutschen Frau sein, der deutschen Frau, die in diesem Ringen unerschüttert, klaglos, treu bis in den Tod steht? Der deutschen Frau, die ihr Alles gibt mit festem Herzen für das geliebte Vaterland? Ein Fleck auf der Ehre all der deutschen Frauen, die Tag und Nacht im Dienste des Vaterlandes stehen, sich selbst vergessend über dem einen Gedanken: Deutschland muß bestehen? Logische Folgerung dieser beschämenden Verallgemeinerung: Die Wucherer, die Feigen, die Drückeberger, die Lüstlinge und Bierphilister ein Fleck auf der Ehre unserer Helden da draußen!

Die deutsche Frau wird diesen „Fleck auf ihrer Ehre" ruhig wie ein häßliches Reptil abschütteln, aber sie wird zugleich sachlich fragen, ob nicht im Grunde die Schuld an diesem Fleck mehr die Männer als die Frauen trifft.

Wer trägt die Schuld, daß die Frau so lange als Last- und Zuchttier, als Spielzeug behandelt wurde, daß sie sich nicht nach den ihr von der Natur gegebenen Anlagen entwickeln durfte? Daß sie nichts gründlich lernte, nicht zu einem denkenden Menschen erzogen wurde? Wer hat die Ausnützung der Fabrikarbeiterinnen, Verkäuferinnen, Krankenschwestern geduldet, ohne sich zu kümmern drum, ob's echt weibliche Berufe? Wer hält die Prostitution und den mißbräuchlichen Alkoholgenuß noch immer nicht reif für Aufhebung und Einschränkung? Wer hat bis auf den heutigen Tag noch kein Gesetz herausgebracht, das die Kindermißhandlungen auch nur annähernd gerecht bestraft?

Aber darum verallgemeinern, die Mannesehre angreifen? Uns Frauen würde es recht unlogisch vorkommen. Es ist aber doch wohl recht und billig, auch die Herren der Schöpfung zu bitten, sich ihrer Logik in diesem einen Falle allmählich zu bedienen und nicht einfach alle Frauen über denselben Kamm zu scheren. Es handelt sich hier um Tatsachen, nicht um philosophische Probleme des „Das bist du", des eins in allem, alles in einem Erblicken. H. Voß

*

Zweckessen

Während der kurzen Anwesenheit des bulgarischen Finanzministers in Berlin gaben ihm zu Ehren Essen, wie das Diner jetzt heißt, der Herr Staatssekretär v. Jagow, der Herr Staatssekretär Helfferich, der Herr Direktor Gwinner der Deutschen Bank, der Herr Unterstaatssekretär Zimmermann, „die Berliner Diskonto-Gesellschaft", die in dem nichtamtlich-halbamtlichen Zeremonialtelegramm darüber merkwürdig pseudonym bleibt, und der Herr Reichskanzler v. Bethmann Hollweg ein Frühstück.

Recht so. Wir müssen bei unseren Freunden, wie bei den Feinden, den Glauben an die Aushungerung mit allen Kräften, auch mit denen der Mägen, zerstören. —f—

*

Digitized by Google

Natürlich!

Künstlerische Stoffpuppen, entworfen von einer Meisterin des Fachs, kommen auf den Weihnachtsmarkt. Natürlich erfordert die deutsche Wissenschaftlichkeit, Objektivität und verschiedenes noch, daß die Soldatentypen unserer Feinde in gleicher steifwollener Liebe dabei sind. Natürlich sorgt die deutsche Bildung dafür, daß die deutschen Kinder bei der Gelegenheit auch die zärtlich-gemütlichen Benennungen kennen lernen, die unsere Feinde für ihre Truppen haben. Die letztere Sorgfalt für Tommy Atkins und den Piou-Piou sollte eigentlich bei uns „boches" entbehrt werden können. H.

*

Deutsches Geld für Nizza und die Italiener

Mit „Überraschung" und Verwunderung berichten schweizerische Blätter von dem gewaltigen Umfang der Blumeneinfuhr von der französischen und italienischen Riviera, den Deutschland sich trotz dem Kriege leistet. Täglich treffen — und diese Sendungen erfolgen schon seit Ende Oktober — mehrere hundert Körbe Schnittrosen und Nelken in Romanshorn ein, bei dortigen Spediteuren, die die Vermittlung nach Deutschland und auch nach Österreich besorgen.

Es bedarf nicht erst des in der Schweiz bemerkenswert unbeschädigten Gefühlstakts, um diese Nachrichten verwunderlich zu finden. Die Begründung mit dem Gräberschmuck und Totenkult, womit man sich das Bedürfnis gerne erklären möchte, bleibt auch dann, wenn sie zutreffen sollte, ungenügend. Die Luxuskreise haben kein Recht, zu dieser Zeit unserem Lande auch noch unnötig für „Treubruch"-Blumen das deutsche Geld zu entziehen. Wenn sie nicht, wie andere, zu sparen brauchen, so mögen sie ihren Geschmack einmal der Forderung anpassen, daß ihre Blumenfreudigkeit der deutschen Treibgärtnerei zugute kommt. Anstatt den Feinden oder denen, die uns, als nationale Gesamtheit genommen, verächtlich geworden sein müssen. Es handelt sich dabei nicht bloß um die Zahlung. Sondern auch um die Auszahlung, wie es im internationalen Geldverkehr genannt wird. Auch diese Leute helfen durch ihre Gleichgültigkeit nicht ganz unbeträchtlich mit, den deutschen Umwechselkurs, der während des ganzen Krieges verhältnismäßig gut gegen jetzt war, zu verschlechtern. Ed. H.

*

Nebenbei

Das englische Hospitalschiff „Anglia" verunglückte durch eine Mine, auf die es lief. Der englische König drückte der Admiralität seine Trauer darüber aus und erwähnte, daß er selber mit der „Anglia" bei seiner Reise nach Frankreich gefahren sei.

Der Nachfolger des Richard Löwenherz besteigt demnach zur Reise im Kriege ein Schiff mit der Genfer Flagge. Wir nehmen es ja nicht übel. H.

*

An England!

Du, der die Sonne ihren Glanz versagte,
Aus Algenschlamm und Klippen aufgestiegen,
Hast du geraubt, bis hoch dein Zepter ragte.
Wie Judas zogst du aus zu allen Kriegen,
Du Schmiede der Verbrechen, die Verderben
Für alle in Europa schuf und Klagen.
Es kommt die Zeit, da wird dein Hochmut sterben,
Wenn Gott es müde ward, dich zu ertragen.
Die gleiche Hand, die Frankreichs Unglück lindert,
Löst einmal deine Schlingen und verhindert,
Daß dein Gewinn der Menschen Blut verzehre.
Dann hat die Welt den Frieden. Du, der Meere
Tyrannin, kehrst zurück zur Angelschnur
Und wirst ein nacktes Fischermädchen nur.

Vincenzo Monti († 1828)

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Library
Of The
University Of Illinois

Digitized by Google

Wilhelm Steinhausen

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Zweites Januarheft 1915 Heft 8

Der Krieg und das christliche Ideal

Von Friedrich Freese

Ideale sind höchste Ziele des Strebens. Das höchste Ziel christlichen Strebens ist das Reich Gottes. Dies Reich ist ein Reich der Liebe und des Friedens. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß im vollendeten Gottesreich der Krieg keinen Platz haben kann; mit andern Worten: das christliche Ideal schließt den Krieg aus.

Daraus folgt, daß im Sinne des Christentums der Krieg ein Übel ist, etwas, das eigentlich nicht sein sollte. Er muß überwunden werden. Aber wie? Etwa durch Einsetzung von Schiedsgerichten, die über Recht und Unrecht der Völker entscheiden, und deren Spruch sich alle zu fügen haben? Wir fragen hier nicht danach, ob es möglich wäre, auf diese Weise den Krieg abzuschaffen. Das wäre es gewiß nicht; denn ein solches Schiedsgericht würde auf Abmachungen zwischen den Völkern beruhen, und wie wertlos solche Abmachungen im gegebenen Falle sind, das lehrt uns gerade der gegenwärtige Krieg mit seinen ungezählten Völkerrechtsbrüchen. Hier aber wollen wir einmal annehmen, der Krieg wäre durch ein Schiedsgericht wirklich abgeschafft. Wäre damit das christliche Ideal in diesem Punkte wirklich erreicht? Nein. Denn das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Durch äußerliche Gebärden wird keine Forderung des Christentums wirklich erfüllt. Ebensowenig, wie völlige äußerliche Sonntagsruhe gleichbedeutend ist mit Sonntagsheiligung, ebensowenig ist eine äußerliche Abschaffung des Krieges durch ein

Digitized by Google

Schiedsgericht die wirkliche Erfüllung der Forderung des Christentums in dieser Hinsicht. Die Erfüllung muß von innen heraus kommen. Nur auf dem Wege innerlicher Umwandlung der Menschen kann das christliche Ideal erreicht werden.

„Es kann nicht Friede werden,
Bis Christi Liebe siegt
Und dieser Kreis der Erden
Zu seinen Füßen liegt."

Diese innere Umwandlung der Menschen läßt sich nicht von heute auf morgen vollziehen. Aber einen andern Weg zum christlichen Ideal gibt es nicht.

Bis zur Verwirklichung dieses Ideals mag man tausendmal rufen: „Die Waffen nieder", es wird nicht helfen, der Krieg wird ein notwendiges Übel bleiben. Wie soll sich nun der einzelne Christ ihm gegenüber verhalten? Die christliche Kirche hat auf diese Frage zu verschiedenen Zeiten verschiedene Antworten gegeben. Die ersten christlichen Jahrhunderte haben dem Kriegsdienst der Christen ablehnend gegenübergestanden, und zwar mit Berufung auf das Wort Jesu: „Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen." Eine Änderung in der Beurteilung des Kriegsdienstes der Christen trat ein, als unter Konstantin das Christentum Staatsreligion geworden war. Die Verbindung mit dem Staate brachte es mit sich, daß man dem Kriege nicht mehr durchaus ablehnend gegenüberstand; Augustinus sah in dem Kriege sogar einen Segen und im Kriegsdienste eine mit dem Willen Gottes in Einklang stehende Anwendung der von Gott geschenkten Körperkraft. Als die Germanen in die christliche Kirche eintraten, brachten sie selbstverständlich ihren alten kriegerischen Geist mit. Besonders lieb war ihnen der Abschnitt im sechsten Kapitel des Epheserbriefes, der von der geistlichen Waffenrüstung des Christen in seinem Kampfe mit der Sünde handelt, der den Christen darstellt unter dem Bilde eines Kriegers, angetan mit dem Harnisch Gottes, dem Gurt der Wahrheit, dem Panzer der Gerechtigkeit, dem Schild des Glaubens, dem Helm des Heils und dem Schwert des Geistes. Das altsächsische Gedicht „Heliand" malt Jesus als den Volkskönig, die Jünger als seine Mannen, die Weisen aus dem Morgenlande als gewaltige Helden, die Hirten auf dem Felde als Männer auf der Wacht der Rosse. Im Zeitalter der Kreuzzüge vollends wurde der Krieg für etwas Heiliges erklärt. „Gott will es", war die Losung der Kreuzfahrer. Die deutschen Reformatoren, Luther an der Spitze, haben stets das Recht des Krieges vertreten. In einer Kriegspredigt Luthers heißt es: „Wohlan, wollt ihr jetzt in die Schlacht ziehen, so neigt eure Häupter zum Segen. Befehlt Leib und Seele in Gottes Hände, ziehet dann vom Leder und schlaget drein in Gottes Namen." Und in seinen Tischreden findet sich ein Ausspruch, der uns deutlich zeigt, wie Luther sich zu dem gegenwärtigen Kriege stellen würde: Als jemand ihn fragte, ob er sich auch wehren würde, wenn er von Räubern angefallen würde, antwortete er: „Ja, freilich. Da würde ich Richter und Fürst sein und das Schwert getrost führen, weil sonst niemand um mich wäre, der mich schützen könnte. Ich würde darauf das hl. Sakrament nehmen und würde ein gutes Werk getan haben." Wen erinnerten diese Worte des Reformators nicht an die Kaiserworte aus der Thronrede am 4. August 1914: „In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das

Digitized by Google

Schwert. ... Nach dem Beispiel unserer Väter, fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu einem guten Ende lenken wolle."

Diese Auffassung vom Recht des Krieges in gerechter Sache ist jetzt in der Christenheit fast allgemein. Nur einige Sekten, z. B. die Mennoniten, vertreten einen andern Standpunkt. Sie lehnen den Kriegsdienst als etwas Unchristliches ab und bestreiten dem Staate das Recht, sie gegen ihre Überzeugung dazu zu zwingen.

Worin liegt nun das Recht der herrschenden Auffassung und das Unrecht derjenigen, die Krieg und Kriegsdienst unbedingt verwerfen, begründet? Nach dem anfangs Gesagten kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die letzte Auffassung mit dem christlichen Ideal in Einklang steht. Aber daß sie dies Ideal gewissermaßen gewaltsam verwirklichen will, oder anders ausgedrückt, daß sie etwas, was höchstes Ziel des Strebens ist, vorausnimmt, das ist ihr Unrecht. Sie verkennt die Wirklichkeit, die von jenem Ziele noch weit entfernt ist, die noch nicht ohne Krieg sein kann, weil die Menschheit noch nicht vom Friedensgeist des Christentums durchdrungen ist, und sie vergißt, daß es für die Christen heißt: „Schicket euch in die Zeit" und „Jedermann sei untertan der Obrigkeit".

Die letzte Mahnung ist allerdings nicht so zu verstehen, daß von den Christen ein bedingungsloser Untertanengehorsam der Obrigkeit gegenüber gefordert würde. Um das zu erkennen, braucht man nur Apostelgeschichte 5, 27—29 zum Vergleich heranzuziehen. Die Apostel haben das Predigtverbot des Hohen Rates übertreten. Petrus rechtfertigt das mit dem Worte: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen." Hiernach kann es Fälle geben, in denen der Ungehorsam der Obrigkeit gegenüber zur Pflicht wird. Das werden aber nur solche Fälle sein können, in denen die Gottwidrigkeit des obrigkeitlichen Verfahrens allen wahren Christen ohne weiteres klar ist. Ein Mord z. B. kann unter keinen Umständen mit Gottes Willen zusammenstimmen, und die englischen Seeleute, die auf Befehl ihres Kapitäns wehrlose deutsche Soldaten hinmordeten, hätten die Pflicht gehabt, sich diesem Befehle zu widersetzen. Ebenso wäre es Christenpflicht, dem Rufe der Obrigkeit zu einem Raubkriege oder zur Verübung von Greueltaten im Kriege nicht Folge zu leisten. Anders aber, wenn in dieser Welt, in der das christliche Ideal noch in keinem Punkte verwirklicht ist, der Krieg auch nach gewissenhafter Überzeugung guter Christen unvermeidbar geworden ist, wenn die Obrigkeit nur auf diese Weise das Recht, dessen Hüterin sie ist, behaupten und die Güter, deren Schirmerin sie ist, bewahren kann, wenn, wie jetzt unser Kaiser, ein Herrscher, der den Frieden will, um seines christlichen Gewissens willen zum Schwert greifen muß, wenn er mit Recht das Lutherwort auf sich anwenden kann: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen": dann ist es heilige Christenpflicht, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen. Und diese Pflicht besteht dann auch für den, der nach seinem eigenen Gewissen jeden Krieg ablehnen zu müssen glaubt. Dann tritt eben das Wort in sein Recht: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit." Mit diesen Ausführungen ist das Recht der herrschenden Auffassung von Krieg und Kriegsdienst ohne weiteres gegeben.

Digitized by Google

Auch bei dieser Auffassung bleibt der Krieg ein Übel. Für den Krieg an und für sich kann ein Christ sich nicht begeistern, sondern nur für die Sache des Vaterlandes, um deren willen der Krieg geführt werden muß. Noch ist der Krieg ein notwendiges Übel; daß er je länger desto weniger notwendig werde, dahin muß jeder Christ streben. Das einzige Mittel, zu diesem Ziele, zur Verwirklichung des christlichen Ideales zu gelangen, ist die Förderung wahrhaft christlicher Gesinnung bei sich selbst und bei andern. —

Es leuchtet ein, daß auch ein so furchtbarer Krieg, wie der gegenwärtige, zur Verwirklichung des christlichen Ideals beitragen kann. Je furchtbarer seine Schrecken sind, desto leuchtender tritt das Ideal „Friede auf Erden" uns vor die Seele, desto stärker ist der Antrieb, diesem Ideale zuzustreben. Dieser Segen des Krieges liegt jetzt klar am Tage. —

Zum Schlusse noch ein Hinweis darauf, daß manche von denen, die den Krieg unbedingt verwerfen, dieselbe Stellung dem Eide gegenüber einnehmen. So die Mennoniten. Sie berufen sich dafür auf Jesu Wort, Matthäus 5, Vers 34 und 35: „Ich sage euch, daß ihr allerdinge nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bei Jerusalem, denn sie ist des großen Königs Stadt." Wir haben es hier mit derselben Vorausnahme des Ideals zu tun, wie beim Kriege. Das Ideal heißt: Kein Eid in der Christenheit, Christen sollen allerdinge, d. h. überhaupt nicht schwören. Wie kann dies Ideal verwirklicht werden? Etwa durch gesetzliche Abschaffung des Eides? Gewiß nicht. So wünschenswert eine Einschränkung des Schwörens vor Gericht sein mag, das Ideal muß auf anderem Wege erreicht werden. Auf welchem Wege, das sagt der Herr deutlich genug in Vers 37: „Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein. Was drüber ist, das ist vom Übel." Wenn es dahin gekommen sein wird, daß man sich auf das bloße Wort der Christen wird verlassen können, daß jedes Ja, das sie sprechen, wirklich ein Ja, und jedes Nein wirklich ein Nein ist, dann wird allerdinge nicht mehr geschworen werden in der Christenheit, dann wird kein Gericht den Eid mehr fordern, man braucht ihn nicht mehr, er ist einfach überflüssig geworden, ist von innen heraus durch die völlige Wahrhaftigkeit der Christen überwunden. So ist der Weg zum Ideal kein anderer als die Erziehung zur Wahrhaftigkeit. Solange, bis dies Ideal erreicht ist — und wie weit der Weg zu ihm noch ist, das lehrt uns wiederum dieser Krieg, der Feldzug der Lüge und Verleumdung und Heuchelei, den unsere Feinde gegen uns ins Werk setzen —, solange darf der einzelne Christ den Eid, wenn die Obrigkeit ihn um der Wahrheit willen fordert, nicht verweigern, schon um des Gehorsams willen, den er ihr schuldig ist. Eidesverweigerung ist ebenso wie Kriegsdienstverweigerung eine unberechtigte Vorausnahme des christlichen Ideals, ein Verkennen des tatsächlichen Zustandes. Die Christenheit ist eben noch so, daß man auch in ihrem Bereiche um der Wahrheit willen gegebenenfalls schwören und um des Rechtes willen zum Schwerte greifen muß.

So dürfen wir in diesem Kriege mit gutem Gewissen stehen. Unser Ziel aber muß, wie immer, so auch jetzt heißen: „Friede auf Erden."

Digitized by Google

Hymne der Freiheit · Von Ernst Ziel

Wie im Kratergeklüfte das Feuer,
So wohnt eine Flamme in jeder Bruſt,
Mit Flügeln zum Äther verlangend.
Und die Flamme iſt mein,
Und die Flamme iſt dein,
Und die Flamme iſt aller Sterblichen Höchſtes,
Die leuchtende Flamme der Freiheit.

Nun aber, wer darf ſich vermeſſen,
Des Menſchen Höchſtes zu meiſtern,
Selber ein Menſch?
Reinſtes unter der Sonne
Iſt das Feuer, das ſonnenentſtammte — —
Aber die Feurigen haßt der Kühle.

Auf denn, ihr Kühlen, ihr Mächt'gen der Erde!
Zertretet im Schwachen die trotzende Lohe —
Verſucht es, ihr Machtlosmächt'gen!
Uns könnt ihr erdroſſeln, uns, die Entflammten,
Aber die Flamme erdroſſelt ihr nicht,
Aus welcher das Blut der Gemeuchelten ziſcht.
Der Völker Freiheit könnt ihr erſchlagen,
Aber der Völker Sehnſucht nicht,
Die raſtlos aufs neue die Freiheit gebiert.

Stählernen Schuhes durch jeden Sturm
Der Weltgeſchichte
Schreitet geruhig die heldiſche Mutter,
Schreitet wie ehdem des Menſchen Sohn
Über die ſtürmiſchen Waſſer ſchritt,
Über die Waſſer Genezareth.

Sternenewig iſt die Sehnſucht,
Sie, die Freiheitgebärerin,
Eine Madonna im Panzer der Schlacht.
Sie wird die Sterne überdauern,
Wie des Sturzes Echo dem Sturze
Nachklagt ſekundenlang.
Und am Abgrund einſt des großen Nichts,
Das alle Sterne ſchlingt,
Wird ſie das letzte ſein, das atmet.

Digitized by Google

Die Landsbergerstraßler

Von Fritz Müller

Die Landsbergerstraßler sind natürlich in München. Denn nur dort erblühen solche unbekümmerte Wortgebilde. Und ebenso natürlich sind die Landsbergerstraßler trotz ihres Volksschulalters blutig ernst zu nehmen. Denn sie haben die ganze Gegend dort unterjocht.

Zuerst hatten sie sich die Westendstraßler untertan gemacht. Dann die Schießstättstraßler. Worauf ein fürchterliches Ringen mit den vereinigten Theresienwieslern erfolgte, das am Samstag knapp nach dem Mittagessen anhub, sich über das Bavariadenkmal hinzog und am hellen Tage den dortigen Parkwächter überrannte, einen alten, weißschnauzigen Veteranen aus dem Siebzigerkrieg:

„Ausg'schaamte Bande, ölöndige, miserablige!" drohte er der Staubwolke mit geschwungener Krücke nach und fügte schmunzelnd hinzu, indem er die Fortsetzung seiner Rede an einen leichtverwundeten Soldaten richtete, der sich auf einer Parkbank sonnte: „Die treib'n's ja ärger als bei Grahwilott — wiss'n S', i hab nämlich Grahwilott mitg'macht — und Sie?"

„Rußland", sagte der Soldat mit einer weitausholenden Bewegung seines gesunden Arms. In das Riesenwort rann die Schlacht von Gravelotte wie ein Tropfen ein, und respektvoll setzte sich der weiße Schnauzbart von Gravelotte neben den Flaumbärtigen von Rußland, um ein wenig von einst und jetzt zu plauschen.

Unterdessen raste der Kampf der Landsbergerstraßler über die historische Theresienwiese. So erbittert und so achtlos gegenüber aller Friedenslockung wurde gekämpft, daß zu Hause Mutters ebenso historische Vieruhrbrote an diesem Tage vergeblich auf die Streiter warteten. Erst dicht vor dem Abendessen und vor Vaters Steckendrohung kehrten die Landsbergerstraßler vom Siege dampfend zu den heimatlichen Fluren zurück. Was verschlug es ihrem Hochgefühl, daß die Willkommenkränze fehlten? War doch ihr Machtbereich der größte in der ganzen Stadt geworden. Wenigstens versicherte alter, ausgedienter Landsturm, der jetzt in die Nichts-als-Lern-Gefilde der Lateinschule eingerückt war, daß zu ihrer Kampfzeit solche Riesenreiche nicht vorhanden waren.

Verbindungen mit dem angrenzenden Großherzogtum der Bayerstraßler wurden angeknüpft, Frühstücksstemmeln wurden ausgetauscht, und freundnachbarliche Verträge wurden ernst beredet. Ja, von diplomatischen Gesandtschaften in die fernsten Stadtbezirke habe ich reden hören. Ein Rückversicherungsvertrag mit dem Reich jenseits der großen Eisenbahnlinie wurde vorbereitet, und eine hochpolitische Interessensphäre in dem unwirtlichen Vorstadt-Erdteil Giesing wurde begründet.

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus: Zu derselben Zeit, als die braven Väter der Landsbergstraßler erst dabei waren, das Weltreich von Berlin bis Bagdad schweißen zu helfen, hatten ihre Söhne das Riesenreich Hirschgarten-Theresienwiese mit der Landsbergerstraße als Wirbelsäule schon errichtet.

Digitized by Google

So festgefügt ward dieses Reiches Herrlichkeit, daß sie nach errungnen Siegen musterhafte Ordnung auf den Handels- und Verkehrswegen hielten, die ihr Gebiet durchquerten. Keine leeren Fässer wurden mehr von den Bierwägen geschmissen, keine Bremse an den schnellen Bäckerwägen von hinten heimtückisch angedreht, kein Milchkarren mehr umgeworfen, auf keine vorübergehenden hohen Personen vom noch höheren vierten Stockwerk herabgespuckt, keine Hunde mehr in den Schwanz gezwickt, um unter den Fenstern unbeliebter Persönlichkeiten Aufmerksamkeit zu erregen, und kein Schulmädel, es mochte noch so kichern, am Zopf gezogen. Ja, was der weiße Schnauzbart im Bavariaparke nie für möglich gehalten hätte: die Parkwege wurden von den unternehmungslustigsten Jungenfüßen strikte eingehalten und keine Papierfetzen umhergestreut. Man hatte seinen Frieden mit dem Mann von Gravelotte geschlossen und ging mit dem abenteuerlichen Plane um, den Schnauzbärtigen zum heimlichen Kaiser des neuen Weltreichs zu bestellen.

Freilich lag bei so viel Jungenbravheit die Gefahr des Rostens nahe. Schon war der und jener von der alten Garde vor der Zeit in die öden Büffelherden eingeschwenkt, die ihren ganzen Ehrgeiz in blödsinnig guten Zensuren erschöpfen zu müssen glaubten.

Um diesen Alterserscheinungen zu begegnen, wurden alle Mittwoch und Samstag Expeditionen an die Reichsgrenzen unternommen, um in Übungskämpfen mit den dortigen Barbarenstämmen das ruhmreiche Schwert der Landsbergerstraßler scharf und blank zu halten. Allzu blutig wurden diese Kämpfe nicht. Denn im Ernste und auf die Dauer konnte kein noch so wilder Stamm den Landsbergerstraßlern widerstehen. Nicht einmal die halbwilden Daiserstraßler, die ihren Gegnern ein für allemal in die Bauchgegend zu boxen pflegten.

Und endlich kam die große Zeit heran, wo es für die Landsbergerstraßler nichts mehr zu unterwerfen gab. Wo sie nur mehr Übungskämpfe unter sich selber abhalten konnten, um mit der Zeit ihrer Väter noch in Fühlung zu bleiben. Ich habe durch die Beziehungen meines Söhnchens als neutraler Militärattaché einem solchen Kampfabschnitt von einer Alleebank aus beigewohnt.

Das Kampfgetöse war nur mäßig, der Kampfausgang der gewohnte: die Landsbergerstraßler siegten. Man ging ans Einsammeln der Leichen. Zu dem Zwecke fuhr man mit einem richtigen großen Dienstmannskarren herum, den der Leininger Emil stiften konnte, weil ihn sein Vater, der Dienstmann Leininger, nicht gut in den Kampf nach Polen hatte mitnehmen können.

Nun aber hatte es sich herausgestellt, daß die Leichenanzahl in gar keinem Verhältnis zu der Schwere des vorhergegangenen Kampfes stand. So daß man auf den begründeten Verdacht geriet, es stellten sich viele tot, nur um in dem geräumigen Karren bequem herumgefahren zu werden.

Eben war die Sanität mit ihrem Dienstmannskarren bei einem Regungslosen am Wiesenrand:

„Ha", rief der Leininger Emil, „i glaub allaweil, der stellt si' bloß tot, damit daß'n mir in meim Karr'n spazier'nfahr'n derfet'n."

„Des wer'n ma glei' ham, ob der tot is oder net", sagte der Werner Franz

Digitized by Google

und kitzelte den Verdächtigen in der Achselhöhle. Da dieser aber nicht kitzlig war, hielt er die Probe aus und wurde in Ehren verladen.

Da der vielbegehrte Sanitätskarren schon fast voll war, wurde die Totenprobe bei dem nächsten erheblich schärfer genommen. Man kitzelte ihn mit einem Strohhalm in der Nase. Der Tote hatte zwar beschlossen, nicht zu nießen, und machte zu diesem Zwecke ein blödsinnig krampfhaftes Gesicht, aber der Werner Franz schrie dem, der kitzelte, zu:

„Weiter 'nauf mußt eahm fahr'n in der Nas'n!"

Das ging über des Toten Kräfte:

„Ha—ha—zii!" nieste er, daß alles krachte.

„Schwindler, blöndiger!" hieß es empört. „Gell, dös könnt' dir pass'n, tot im Wag'n drinz'lieg'n — wart, mir wer'n dir 's Totsein scho' vertreib'n!" Und unbarmherzig wurde er vom Wagen wieder abgeladen und den Gefangenen zugetrieben.

Nachdem das Sanitätsgeschäft erledigt war, wurden die Gefangenen sortiert. Es galt, die verschiedenen Nationen einwandfrei festzustellen.

„Dös is a Russ'!" behauptete der Leininger Emil.

„Woher willst'n dös wiss'n?" protestierte der Werner Franz.

„Dös is do' net schwer, wo sei' Vatter in Schwabing wohnt." Der Beweisgrund schlug durch. Der Russe aus Schwabing wurde eingereiht.

„Und den sei' Vatter wohnt in der Orleansstraß'n, also is er a Franzos." Auch dieser Entscheid war zureichend.

Aber bei dem nächsten standen keine Wohnungsmerkmale zur Verfügung. Die Gefangenenuntersuchungskommission kratzte sich hinter den Jungenohren:

„Wie hoaßt d'?" wurde der Gefangene angefahren.

„Salzmann."

„Hm, Salzmann," sagte der Leininger Emil, mit dem Finger an der Nase, „Salzmann — Salzgurken — zu die Wild'n g'hört der, zu die Gurkha."

Als ich das hörte, kam ich auf meiner Alleebank in ein solches Prusten, daß die Gefangenensortiererei erheblich gestört wurde. Man setzte mich als Militärattaché einer neutralen Macht kurzerhand ab. Was mit vereinfachtem diplomatischem Verfahren so geschah, daß der Leininger Emil sagte:

„Kommt's, geht's weg von dem fad'n Depp'n da drüb'n!"

Und am Abend erklärte mir mein Söhnchen, daß ich ihn bei den Landsbergerstraßlern blamiert hätte und daß ich nie mehr zugezogen würde.

Aber einmal bin ich doch noch zugezogen worden.

Das war, als ich an einem Samstagnachmittag über die Theresienwiese nach Hause ging. Es fing schon an, dunkel zu werden. Fast zart schwebte der Kranz in der Luft, den die Bavaria nun seit einem halben Hundert Jahren zweifelnd in der Hand hält: Wem geb' ich ihn? wem könnte ich ihn wohl geben?

Gedämpftes Schlachtgeschrei kam von dort herüber. Ich ging hin. Wahrhaftig, sie kämpften wieder einmal bis in den Abend hinein. Und mein Söhnchen war auch dabei, und der Leininger Emil, und der Werner Franz, und —

„Entschuldigen Sie," sagte eine Frauenstimme hinter mir, „möchten Sie mir nicht meinen Buben herausholen?"

Digitized by Google

Ich sah in ein mütterliches Gesicht, in dem es sonderbar zuckte.

„Sind Sie nicht Frau Leininger, die über uns im vierten Stock wohnt?“ sagte ich.

„Ja, die bin ich,“ sagte sie einfach, und jetzt zuckte auch der Brief in ihrer Hand, „und ich muß jetzt meinen Buben haben — meinen Buben haben, jetzt wo sein Vater tot ist — in Polen ist er gefallen, Herr — da drin steht's.“

Der Brief flackerte nicht mehr so arg in ihrer Hand. Es tat der Dienstmannsfrau Leininger wohl, sich ein weniges auszusprechen, dachte ich. Aber sie sprach sich nicht mehr aus, sondern schwieg und wartete, daß ich ihren Buben aus dem kämpfenden Jungenhaufen holen würde.

Mitten hinein ging ich in den Kampf. Wie ein Schicksal kam ich mir vor, das geradlinig einem Ziele zugeht. Um mich herum kämpften die Landsbergerstraßler wütend weiter. Nur den Werner Franz hörte ich rufen:

„Schaug, Leininger, da is er ja wieder, der Mensch, der wo neulings auf der Alleebank —“

Aber da hatte ich den Leininger Emil schon bei der Hand. Er schien empört, daß ich ihm beim Kampfe in den Arm fiel, er machte gar Anstalten, auch gegen mich zu kämpfen —

„Leininger Emil,“ sagte ich ernst, „du mußt jetzt aufhören zu kämpfen“ — ich wunderte mich, was plötzlich für eine Stille unter den Jungen eintrat, wie sie alle an meinem Munde hingen —, „aufhören zu kämpfen — dein Vater hat auch aufgehört, draußen zu kämpfen — komm zu deiner Mutter — sie wartet dort.“

Totenstille. Die Holzschwerter sanken. Sie hatten es alle verstanden, daß der Dienstmann Leininger, dem Leininger Emil sein Vater, gefallen war. Auch die Bavaria drüben hatte es verstanden. In tiefer Trauer stand sie da. Auch ihr zitterte etwas in der Hand, der Kranz: Wem geb' ich ihn? wem geb' ich ihn?

Willenlos war der Anführer Emil Leininger an meiner Hand über die Wiese zu seiner Mutter gegangen. Er weinte nicht. Auch seine Mutter weinte nicht. Sie nickte mir einen stummen Dank zu. Dann gingen sie fort, Hand in Hand und aufrecht.

Im Abenddämmer schien der Junge zu wachsen. War das nicht ein richtiger Mann, der mit der Frau dort ging?

Auch mein Söhnchen hatte mich bei der Hand genommen. Hinter uns kam ein leise flüsternder Heerhaufen, die Landsbergerstraßler. Sie alle sahen jetzt im Dunkel aus wie Männer, wie ernste Männer.

In weitem Abstand gingen wir hinter Mutter und Sohn her, ein zweites Trauergefolge für den gefallenen Dienstmann in Polen.

Auf einmal riß mir ein Gedanke den Kopf herum. Die Bavaria verschwamm schon in der Dunkelheit. Ei, wo hatte sie denn ihren Kranz? War der verschwunden?

Ich schaute wieder vorwärts. Ein ungewisses Laternenlicht sah ich auf den Kopf der Mutter Leininger fallen. Nein, wie solches Zwielicht die Gegenstände verschiebt: war das nun ein Hut, den sie auf dem Kopfe hatte, der — oder ein Kranz ...?

Digitized by Google

Sieg · Von Karl Berner

Auf ſtillen Schwarzwaldhöhen iſt's geweſen,
Da durft' ich jüngſt im Buch des Lebens leſen —
Vom fernen Oſten kam die Siegeskunde;
Am frühen Morgen klangen in der Runde
Die Glocken wie ein göttlicher Choral!
Noch deckte grauer Dunſt das enge Tal;
Doch barg die Tiefen auch der Nebelſchleier:
Hier oben war die lichte Siegesfeier!
Ich ſah im fernen Blau die Alpen ſchimmern,
Ich ſah den Tau wie Diamanten flimmern
Und ſah die Tannen ſtehn gleich Lanzenknechten,
Die zäh und trotzig für die Heimat fechten!
Ich ſah das blonde Korn im Winde wogen
Und weiße Wolken, die nach Weſten zogen
Wie Geiſter derer, die im Oſten ſtarben —
Mir war's, ſie ſegneten der Heimat Garben,
Die da und dort auf brauner Erde lagen,
Wie einſt in erntefrohen Friedenstagen.
Ich ſchritt fürbaß. Umblüht von roter Heide
Fand ich ein Kreuz, davor im dunklen Kleide
Ein Bauernweib, das eine Senſe trug.
Sie ſah die Sonne nicht, den Wolkenzug —
Sie ſchlang die Hände um den Senſenſchaft
Und kniete ſtill in ihrer ſchlichten Kraft
Und ſuchte den, der ſtill am Kreuze hing.
Ich ſtand abſeits. Doch als ſie weiterging,
Gab ſie auf meine Frage gern Beſcheid:
Der Mann gefallen, drum das dunkle Kleid —
„Doch", meinte ſie, „jetzt iſt nicht Zeit zu weinen;
Ich ſchneide Brot für meine beiden Kleinen."
So tat ſie denn. Und ihre Senſe klang,
Als Schwaden ſie auf Schwaden niederzwang;
Die Böller dröhnten rings im Widerhall
Und kündeten der ſtolzen Feſte Fall —
Und als der donnerſtarke Jubel ſchwieg,
Da ſang die Senſe noch vom ſtillen Sieg,
Wie ſtarke Herzen ihn im Schmerz erfechten,
Wenn Silberhaar ſich miſcht mit dunklen Flechten.
Am Ackerrand ſah ich die Kleinen ſpringen
Und hörte ſie aus friſcher Kehle ſingen —
Mir war's, als ſäh' ich ſie zur Tat erwachen,
Als hört' ich heimlich unſern Herrgott lachen.

Digitized by Google

Deutschland und Japan

Von K. Raebiger

Wenn man in ernsthaften und in Witzblättern die boshaften und abfälligen Bemerkungen über Japan lesen muß, so ist das nur ein weiterer Beleg für unsere politische Unreife. Was werfen wir Deutsche den Japanern vor? Undankbarkeit ihren Lehrern gegenüber und freche Anmaßung, wie sie am deutlichsten in dem bekannten kurzen Ultimatum an Deutschland wegen Tsingtau zum Ausdruck komme. Um dies vorwegzunehmen: einem politisch gebildeten Menschen konnte das Ultimatum nicht so wunderlich vorkommen. Der Stolz des Mongolen ist bekannt. Ob er berechtigt oder unberechtigt ist, gehört nicht hierher. Aber daß wir diesen Stolz mit Füßen getreten, daß wir in Bild und Wort auch vor dem Kriege durch unsere Redereien von frechen Japsen und ihre Darstellung als affenähnliche Geschöpfe des Japaners Empfindlichkeit verletzten, steht fest. Den Japanern blieb das nicht unbekannt. Darum trumpften sie nun gehörig auf, als sie die Trümpfe in der Hand hatten.

Wir Deutsche waren Japans Lehrer. Mit Dank erkannten sie es an, wenn sie auch oft über unsere Dummheit gelacht haben mögen. Weder in Englands noch Amerikas noch Frankreichs Fabriken bekamen sie etwas zu sehen, die Leiter wußten ihre Fabrikationsgeheimnisse zu wahren. Aber deutsche Fabrikleiter wußten sich vor Stolz nicht zu lassen, wenn bis aus dem fernen Japan ein Mensch kam, um bei ihnen etwas zu lernen. Wie konnte man damit am Stammtisch renommieren! Das hob den Ruf der Firma. Als dann die jungen fleißigen Japaner in der Heimat ihre Kenntnisse verwerteten, da war der Jammer groß. Mancher Profit ging da verloren. Ich kenne das genau aus meiner schlesischen Heimatstadt, einem Mittelpunkt der Textilindustrie. Wie wurde da über japanische Undankbarkeit gescholten!

Wie haben wir politisch an Japan gesündigt! Als es China besiegt hatte, nahm ihm Deutschland auf Bitten von Rußland und England im Frieden von Schimonoseki die Früchte des Sieges. Daß wir Deutsche uns in diese Sache, die uns gar nichts anging, einmischten, beraubte uns der Sympathien der Japaner, und England, dessen Geschäfte wir besorgt hatten, hetzte durch englisch-japanische Zeitungen weidlich gegen uns. Als Rußland im Kriege gegen Japan Schlag auf Schlag empfing, versicherte ihm Deutschland (wie noch am Anfang des jetzigen Weltkrieges unwidersprochen durch die Zeitungen ging), es würde sich seine Verlegenheiten nicht zunutze machen. So konnte Rußland seine Truppen von den deutschen Grenzen wegnehmen und gegen Japan verwenden. Sind wir so kurzsichtig, zu glauben, uns damit ein Anrecht auf Japans Dankbarkeit erworben zu haben?

Und noch auf etwas möchte ich aufmerksam machen: die gewitzten Japaner sind genau mit der europäischen Diplomatie bekannt. Sie wissen von Englands und Rußlands Balkanagenten, die mit Bomben und Attentaten, mit Bestechung usw. arbeiteten. Sie wissen, wie Europas Großmächte feierlich beim letzten Balkankrieg erklärten, sie würden keine Änderung des Statusquo gestatten; sie sehen, wie

Digitized by Google

die Balkanvölker nach Belieben die Landkarte veränderten und die europäischen Großmächte, eifersüchtig aufeinander, alles geschehen ließen, — meinen wir, das habe ihnen Achtung vor solcher Staatskunst einflößen können? Dürfen wir ihnen einen besonderen Vorwurf machen, wenn sie sich jetzt der gleichen Mittel wie „christliche" Staaten bedienen, um ihren Vorteil zu wahren?

Alle Schuld liegt ganz allein bei England. Wenn wir uns über alle nationale Empfindelei hinwegsetzen und mit den Japanern, die unsere Kriegsgefangenen am anständigsten behandeln, ein Bündnis schließen könnten, dann würden wir England einen tödlichen Schlag versetzen, den „neutralen" Amerikanern ihre Schuld heimzahlen und den Verlust in China wieder wettmachen können.

Abend im Unterstand · Von Hans Schmidt

Still ist's im Wald. Beim weißen Kerzenschein
Sitz' ich geborgen treppentief im Stein.
Stark trutzt ein Eichstamm mitten im Gemach.
Drauf lastet schwer ein eisensichres Dach.

Der Regen rauscht und pocht und pocht: Laß ein!
Rauscht vor der Tür und pocht ans Fensterlein —
Im Schlaf und Schweigen sternenloser Nacht
Der leise Pulsschlag, der geschäftig wacht. —

Ich bin allein — wie ist es still umher!
Nur manchmal schallt ein Schreiten dumpf und schwer
Vom Graben draußen, wo der Posten lauscht,
Sonst schweigt der Wald; der Regen rauscht und rauscht.

Das ist die Stunde, wo, was in uns, wacht.
Mit Schwingen, samtschwarz wie die Regennacht
Und leis wie Falter gaukelnd übers Feld
Fliegt's auf und hat sich still zu Häupten dir gestellt.

Fühlst du's, wie leise Hände überm Haar,
Wie ein Zu-zweit-Sein, da dir einsam war,
Ein warmes Licht durchs Fensterlein des Traums,
Ein Losein von der Kettenlast des Raums?

Spürst du's, wie Herz und Herz den warmen Pulsschlag tauscht? —
Da schreckt ein Schuß! Der Regen rauscht und rauscht.

Digitized by Google

Geistige Erkrankung ganzer Völker

Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster

Nach dem Kriege von 1870/71 veröffentlichte ein Kollege von mir die durchaus ernst gemeinte Ansicht, daß nicht nur einzelne Leute, sondern ganze Völker geistig erkranken könnten. Er meinte das französische Volk und suchte dies durch Belege zu beweisen. Der Kollege hatte recht. Ich habe seinen Ausspruch aus eigener Erfahrung bestätigen können.

Geistig gesund nennt man den, welcher von außen die Tatsachen, die Ereignisse, die Wirklichkeit auf sich wirken läßt und aus ihnen innerlich sein Urteil und seine Schlüsse bildet. Geistig krank nennt man den, für den die Wirklichkeit, die Tatsachen überhaupt nicht vorhanden sind, und der seine Urteile und seine Schlüsse aus innerlich entstehenden, in der Wirklichkeit nicht vorhandenen Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen bildet.

Ich hatte im Kriege 1870/71 vielfach Gelegenheit, die Anschauungen von gebildeten Franzosen kennen zu lernen. Sie waren sämtlich gleichartig mit den Anschauungen eines Schloßherrn, mit dem ich mich am Schluß des Krieges über die Friedensbedingungen unterhielt. Es wäre, so meinte er, ein großes Unrecht, wenn Deutschland Elsaß-Lothringen sich einverleiben würde. „Weshalb denn?“ fragte ich. „Hätten die Franzosen gesiegt, so würden sie das deutsche linke Rheinufer genommen haben.“

„Selbstverständlich!“

„Nun denn, da wir gesiegt haben, so kann es doch kein Unrecht sein, daß wir das ehemals deutsche und noch deutsche Elsaß-Lothringen nehmen.“

„O, das ist ganz etwas anderes!“

Jede regelrechte Schlußfolgerung war den Franzosen infolge eines krankhaften Größenwahns verloren gegangen. Sie waren in der Wahnvorstellung großgezogen worden, daß sie an der Spitze der Kultur marschierten, daß sie das erste Volk der Welt, daß Paris, wie Viktor Hugo 1871 laut verkündigte, eine heilige Weltstadt sei, die, trotzdem sie sehr stark befestigt war, nicht beschossen werden dürfe.

Trotz stetigen geistigen und moralischen Niedergangs hat sich dieser Zustand eher noch verschlimmert als vermindert. Nur hat derselbe durch das Aufblühen der unredlichen kapitalistischen Machenschaften, die unter der Führung Englands und Amerikas einen Siegeszug fast durch die ganze Welt angetreten haben, einen Einschlag moralischen Wahnsinns in sich aufgenommen.

Die Franzosen werden allerdings, was krankhaften Größenwahn anbelangt, von einem andern Volke weit übertroffen, von den Engländern.

Wir müssen uns freilich klarmachen, daß die krankhaften Wahnvorstellungen eines ganzen Volkes zunächst bei den oberen Zehntausenden sich entwickeln und daß erst später die große Masse durch das Beispiel und das Vorbild dieser angesteckt und in Mitleidenschaft gezogen wird, was erfahrungsgemäß ein nicht außergewöhnlicher Vorgang ist.

Digitized by Google

Wie die alten Römer und später die Portugiesen und die Spanier die unter ihrer Macht stehenden auswärtigen Länder dazu benutzten, um sie auszusaugen und Geld und Schätze im eigenen Lande anzuhäufen, so haben es auch die Engländer gemacht, nachdem sie Portugiesen, Spanier und auch die Holländer verdrängt hatten. Ihre Flotte beherrschte die Meere: Niemand wagte es, gegen dies Raubsystem Widerspruch zu erheben. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erweiterte sich das Machtgebiet, vermehrten sich die Landgebiete, die ausgesogen wurden. Dadurch ist von der Wiege an bei den Tausenden von Geldaristokraten der Größenwahn großgezogen worden. Sie fühlten sich als die Herren der Welt und empfanden es aus innerster Überzeugung als einen Eingriff in ihr Machtgebiet, wenn ein anderer auch einen Platz an der Sonne beanspruchte.

Wo Geldsucht und die Gier zum Übervorteilen die Herrschaft und die Oberhand gewinnen, da stellt sich gleichzeitig ein moralischer Niedergang ein. Es wird nicht als unehrenhaft angesehen, wenn jemand die Notlage anderer benutzt, um Geld zu erpressen und um zu wuchern, wie wir es ja in der schnödesten Form gegenwärtig von den Amerikanern erleben. Gleichzeitig schwächt sich der Sinn für Technik und Wissenschaft ab. Es erstirbt der Sinn für das Wohl der Allgemeinheit, für die Organisation. Jeder einzelne sucht nur seinen eigenen Vorteil. Es wächst der Sinn für Lug und Trug, und es verschwindet der Sinn für die Wahrheit und die wirklichen Verhältnisse und der Sinn für Ehrenhaftigkeit und vornehme Gesinnung, es erstirbt das Gemüt zugunsten eines kalten, geldgierigen Verstandes.

Alle diese Anzeichen eines krankhaften Geisteszustandes sind in erschreckender Weise während des jetzigen Weltkrieges bei den Engländern in die Erscheinung getreten. Sie haben aber schon vorher bestanden. Ich will dafür nur ein einziges Beispiel anführen, das vor einer Reihe von Jahren auf dem Bahnhofe von Bonn sich ereignete. Ein Kapitän Douglas hatte ein Billett für den Abteil erster Klasse gekauft und sich dort niedergelassen. Als eine Dame in diesen Abteil einsteigen wollte, wies der Engländer sie zurück. Der Schaffner, der der Dame den ihr zukommenden Platz überweisen wollte, wurde angeherrt, ebenso dann der Bahnhofsinspektor. Dieser ließ daraufhin den Zug nicht abfahren, es wurde Polizei aus der Stadt herbeigeholt. Douglas wurde verhaftet, später angeklagt und zu Gefängnis verurteilt. Darob große Entrüstung seitens der Engländer. Douglas habe sich zwar nicht ganz regelrecht benommen, aber er sei doch Engländer! Engländer, die weltherrschenden, dürfen und sollen ungestraft brutal und völkerrechtswidrig handeln.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß hier unzweifelhaft ein krankhafter Geisteszustand vorliegt — Größenwahn mit moralischem Wahnsinn —, so sind die Aussichten für einen Friedensabschluß und für einen normalen Friedenszustand recht trübe. Trotz aller Siege werden uns, wie neulich in einer hervorragenden englischen Zeitschrift, die hauptsächlich in gebildeten Kreisen gelesen wird, Friedensbedingungen „auferlegt", als wenn wir die Besiegten wären und todesmatt an der Erde lägen. Mit jemand, der krankhaften Geistes, dem jede Logik abgeht, der seine Schlüsse nur aus seinen inneren Wahnvorstellungen heraus zieht, mit dem ist es ein Unding, zu verhandeln. Hier scheint nur ein Weg gangbar. Geisteskranke werden am sichersten zur Nachgiebigkeit und Folgsamkeit gezwungen, wenn man

Digitized by Google

ihnen das entzieht, worauf allein ihr ganzes Sinnen und Trachten gerichtet ist. Bei den maßgebenden englischen Geldaristokraten ist dies der Geldsack. Wenn es gelingen würde, ihnen die Wege zu verlegen, um ihren Geldsack immer wieder zu füllen, dann würden sie zur Folgsamkeit geneigt gemacht werden. Auf welche Weise dies aber zu erreichen ist, das gehört in ein anderes Gebiet. Man scheint aber hierzu auf dem richtigen Wege zu sein.

An mein Vaterland · Von Konrad Krez

(1848 nach Nordamerika ausgewandert — † 1897)

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb' ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der süße Traum der ersten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einst für dich in meiner Brust gebrannt;
Nie war die Braut dem Bräutigam so teuer,
Wie du mir warst, geliebtes Vaterland!

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel reichlich dich gesegnet.
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,
Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand;
Doch schöner ist als Palmen und Zitronen
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.

Land meiner Väter! Länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine,
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
So würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, mein Vaterland!

Digitized by Google

Glockenläuten

Von J. Miesch

So manches Gute und Schöne, das wir in glücklichen Zeiten gering achteten, ist durch den Krieg im Werte wieder gestiegen. Dieselbe Erfahrung machen wir im Operationsgebiete Wohnenden auch mit dem Glockengeläute. Seitdem wir es entbehren, erkennen wir erst, wie herrlich schön es in Wirklichkeit ist.

Lange stille Karwochen durchleben wir, welche in keinem Kalender verzeichnet stehen, und dergleichen die ältesten Leute nicht gekannt haben. Klanglos geht das Gemeindeleben seinen altgewohnten Gang; das geheime Schweigen wird nur durch Kanonendonner von der nahen Front her unterbrochen. Es wird Morgen, es wird Abend, und kein Glöcklein tönt. Keines ruft zum Gottesdienste, auch an hohen Festtagen nicht. Keine feierlichen Begräbnisse mehr mit großem Glockenschall; es herrscht nun Gleichheit für arm und reich.

Wer wollte noch, wie früher oft geschah, über zu vieles Glockengeläute murren? Glücklich fühlen wir uns, wenn wir es wieder hören; wir erwarten sehnsüchtig den Tag, wir beten, daß ein solcher Tag bald und recht oft herbeikomme.

Jedem andern Zwecke entzogen, stehen die Glocken nur noch im Dienste des einen großen Werkes, welches alle Kräfte beansprucht. Ihnen ist die Aufgabe zugewiesen, dem Volke die Siege der deutschen Waffen zu verkünden. Sobald die ersten Fahnen wehen, ruft einer dem andern freudig zu: Heute hören wir die Glocken läuten! Nun ist die Stunde da! Es sind alte Bekannte, aber ihre Stimmen erscheinen uns ganz neu. Wir öffnen ihnen Ohren und Herz und die Fenster unserer Wohnungen. Sie sind uns willkommen wie die Schwalben im Frühling, doppelt willkommen wegen der frohen Kunde. Wann werdet ihr, liebe Glocken, uns den glücklichen Endsieg läuten? Fest und unverzagt erwarten wir ihn. — Vom leichten Winde getragen dringen unsere deutschen Siegesklänge auch in die feindlichen Stellungen; sie wecken dort wohl von den unsrigen abweichende Gefühle. Doch, mögen die Gefühle hier und dort noch so weit auseinandergehen, in einem Punkte, in dem Wunsche nach der Rückkehr friedlicher Zeiten werden sie einig sein.

Dunkle Tage · Von Karl Frank

Daß das Licht uns heilig werde,
Wurden unsre Tage dunkel —
Goldner wird die nächt'ge Erde
Überwölbt vom Sterngefunkel — —

Kampflos wird kein Ziel errungen,
Doch kein Kampf war je vergebens —
Leidgefurcht und dornumschlungen
Steigt der Weg zum Tor des Lebens — —

Mählich fügen zum Erkennen
Rätselworte sich zusammen,
Über Grabeshügeln brennen
Heiliger des Lebens Flammen ...

Digitized by Google

Aus der Schwarzwälder Meisterwerkstatt für Holzschnitzerei in Triberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Schwarzwälder Meisterwerkstatt für Holzschnitzerei in Triberg

Der Franzose und die deutsche Kriegerweihnacht

Kein Deutscher wird ohne ehrliche Ergriffenheit lesen, wie ein Franzose, der französische Kavallerieoffizier Marcel Dupont, seine Eindrücke von einer deutschen Kriegerweihnacht schildert, keiner auch diesem Franzosen seine Achtung und Sympathie versagen. Die Schilderung war zuerst als Bericht für den „Correspondent“ geschrieben und wird jetzt von C. Behrens in seinem Buche „Das kriegerische Frankreich“ (München, Rosenlaui-Verlag) wiedergegeben:

„Die heilige Nacht ist angebrochen. Ich springe auf die Erdstufe. Wirklich, an drei verschiedenen Orten, weit weg von uns, scheinen Lichter. Während ich aufmerksam hinsehe, errate ich den Grund dieser ungewöhnlichen Beleuchtung. Es sind enorme Tannen, die man im Schutz der Nacht dorthin geschafft hat, und die wunderbar erleuchtet sind. Mit dem Feldstecher kann ich sie genau unterscheiden, ich sehe sogar die Schatten, die darum tanzen. Ein Murmeln und ferne Freudenrufe dringen bis zu uns. Wie das alles gut vorbereitet ist! Sie haben sogar elektrisches Licht in den Zweigen der Weihnachtsbäume, um zu vermeiden, daß unsere Artillerie sie als bequemen Zielpunkt benütze. Wirklich verlöschen auch von Zeit zu Zeit alle Lichter derselben Tanne unvermutet und entzünden sich erst wieder nach einigen Minuten. Aber wir erzittern, als plötzlich über der gewaltigen Ebene ein ernster Gesang ertönt. Unsere Erinnerungen an ähnliche Chöre, die wir in Dixschoote in tragischen Momenten gehört haben, sind noch ganz neu. Das sind dieselben reinen und harmonischen Stimmen, die jetzt einen Choral singen und im Norden, vor dem Hurra des Sturmangriffs, in Vaterlandslieder ausbrachen. Aber hier fürchten wir nichts dergleichen. Man hat den Eindruck, daß das Gebet nicht nur hier, unserem Graben gegenüber, psalmodiert wird, sondern daß es sich unendlich weit über unsere besetzten Provinzen ausdehnt, über unsere Champagne, unser Lothringen, unsere Picardie, und daß es von der Nordsee bis an den Rhein ertönt. Der Schützengraben hat sich geräuschlos belebt. Die Mannschaften sind wortlos aus ihren Deckungen aufgetaucht und jetzt stehen sie alle auf der erhöhten Erdbank. Und jetzt erklingen, wie auf Befehl, auf der Linie der deutschen Schützengräben neue Choräle, die einander zu antworten scheinen. Ganz nah bei uns, in den Gräben, fern, bei den Weihnachtsbäumen, rechts, links, ertönen Gesänge durch die Entfernung gedämpft. Wie großartig, ergreifend sind diese Hymnen, deren tiefe Akkorde über die weite Totenebene schweben . . . Was wären in anderen Zeiten für derbe Witze, für Anrempelungen den Sängern zuteil geworden! Aber das ist alles anders geworden. Ich fühle bei unseren Braven eine Art Bedauern, daß sie nicht an einem ähnlichen Fest teilnehmen können. Haben wir nicht Weihnachtsabend? Sie sprechen nicht, unsere Mannschaften, aber ihre Gedanken vereinen sich hier über dem Schützengraben zu einer gemeinsamen

Digitized by Google

Melancholie. Nach und nach sind die Gesänge verstummt und Schweigen sinkt wieder auf die Ebene.

Diese Nacht scheint mir alle möglichen Überraschungen bringen zu wollen, doch diese letzte übertrifft alles, was ich erwarten konnte. Ich möchte den ganz ungewöhnlichen Eindruck mitteilen können, den ich empfand, aber man mußte diese Nacht dabei gewesen sein, um ihn nachfühlen zu können. Über dieser weiten, stillen Ebene, wo jetzt alles zu schlafen scheint, wo kein anderes Geräusch zu vernehmen ist, ertönen plötzlich von weither Laute, welche trotz der Entfernung bis zu uns hinzittern. Welch unvergleichlicher Augenblick! Dieser Gesang, der durch die Unendlichkeit der Nacht hinzieht, macht unser Herz klopfen und ergreift uns mehr als das beste, von den berühmtesten Künstlern gegebene Konzert.

Es ist wieder ein unbekannter Choral, der von links, von den entferntesten deutschen Schützengräben zu uns dringt. Der Sänger muß auf den Feldern am Ende der Linie stehen. Er muß gegen uns zu marschieren, während er langsam den feindlichen Stellungen entlang geht; denn seine Stimme nähert sich unmerklich und wird stärker. Von Zeit zu Zeit hält sie an, und dann antworten Hunderte von Stimmen im Chor einige Sätze, welche den Refrain der Hymne bilden. Dann nimmt der Solist seinen Gesang wieder auf und kommt näher. Woher kommt er? Jedenfalls aus weiter Ferne, denn unsere Jäger haben ihn schon während einiger Zeit gehört, bevor sie sich entschlossen haben, mich zu rufen. Wer ist dieser Mann, der die Mission haben muß, die ganze Front betend abzuschreiten, und den jede deutsche Kompagnie zu erwarten scheint, um mit ihm zu beten? Ein Pfarrer jedenfalls, der den Kämpfenden die Heiligkeit dieser Nacht und den Ernst der Stunde ins Gedächtnis rufen will.

Jetzt dringt die Stimme aus den uns direkt gegenüberliegenden Gräben. Trotz der Helle der Nacht können wir den Sänger nicht unterscheiden; denn die beiden Linien sind hier wenigstens 400 Meter weit entfernt. Aber er versteckt sich sicher nicht, denn seine Stimme käme nicht so deutlich zu uns, wenn er in den Tiefen der Gräben sänge. Sie verstummt wieder. Und nun nehmen unsere unmittelbaren Gegner ruhig den Refrain des Chorals mit den geheimnisvollen und sanften Worten auf, die Soldaten, die den uns gegenüberliegenden Graben verteidigen, diese Männer, die wir morden müssen, wenn sie erscheinen, und die uns erschießen müssen, sobald wir uns zeigen. Sie auch sind über den Rand des Grabens emporgekrochen und stimmen dort, uns gegenüber, ihre Hymne an; denn ihr Gesang tönt klar und deutlich zu uns herüber.

Ich sehe nach unserer Seite. Alle Mannschaften sind wach und aufgestanden. Alle sind auf die Erdstufe gestiegen, einige haben den Graben verlassen und sind auf dem Feld, das Ohr dem unerwarteten Konzert hingeneigt. Keiner ärgert sich und keiner spottet. Es ist eher ein Gefühl des Bedauerns, das sich im Gesicht und in der Haltung der mir Zunächststehenden ausdrückt. Und doch wäre es so einfach, dieser Szene ein Ende zu machen: eine Salve von der Abteilung hier, und alles wäre still, alles würde in die Ruhe der anderen Nächte versinken. Aber niemand denkt daran. Nicht ein einziger unserer Jäger würde das Feuer auf diese betenden Soldaten nicht als Entweihung empfinden. Wir fühlen, daß es Stunden gibt, in denen man vergessen kann, daß man hier ist, um zu töten. Das würde uns nicht verhindern, im nächsten Augenblick unsere Pflicht zu tun. Die Stimme entfernt sich; sie nähert sich ruhig den Gräben, wo sich die beiden Linien auf 50 Meter Distanz gegenüberliegen. Wieviel ergreifender mag dieses Schauspiel dort unten sein!

Päng! Ein Schuß ist gefallen.

O, die unvernünftige Kugel, die die Luft zerschnitten und vielleicht ihr Ziel erreicht hat! Sofort ist alles verstummt. Kein Schrei, kein Fluch, keine Klage. Jemand da unten glaubte, ein gutes Werk zu tun, indem er auf diesen Mann zielte. Wie schade! Wir werden nichts dadurch gewinnen, daß wir sie verhindert haben, Weihnachten auf ihre Art zu feiern, und es wäre edler gewesen, unsere Schüsse zu sparen."

Digitized by Google

Die hundertjährige Furcht

Nach dem Sturz des ersten Napoleon entwirrte sich wie mit einem Zauberschlag das Rätselantlitz des europäischen Krieges. England, seit der imperialistischen Geste der französischen Revolution hinter einem konservativ-legitimistischen Vorbehalt sich duckend, trat vor die diplomatische Kulisse und legte seine schwere Hand auf das verwaiste Steuerruder der Weltwirtschaft. „Industrie- und Handelsmonopol!“ lautete die mit brutaler Eindeutigkeit ausgesprochene britische Parole. Ein fieberhaftes, alle Kräfte anspannendes Streben nach der wirtschaftlichen Unterwerfung Europas hatte das Inselvolk ergriffen. Man kaufte alle Rohmaterialien auf, man produzierte ins Uferlose und förderte mit einem ungeheuren Geldaufwand die Erfindungen Watts, Fultons, Stephensons. Die dem Britentum eingeborene Dogmenblindheit schwur darauf, daß die Aufhebung der napoleonischen Kontinentalsperre den Markt Europas den englischen Waren wieder erschließen, ihn sogar aufnahmsfähiger und kaufkräftiger machen müsse, als er je gewesen.

Aber diese Erwartung hatte sich bald als trügerisch erwiesen: die große Nachfrage, auf die alle Welt in England spekulierte, blieb aus. Einmal vermochte sich die Kaufkraft des Kontinents nach der furchtbaren Erschöpfung durch die lange Kriegszeit nicht so bald wieder zu erholen; dann aber hatte die kontinentale, vor allem die deutsche Industrie die Sperre dazu benutzt, sich auf Kosten Englands zu stärken. So erzielten die englischen Waren im Ausland keinen Preis, der den Export gelohnt hätte. Unternehmer und Arbeiter — letztere überdies durch die Konkurrenz der Maschinen und der aus dem Krieg Zurückkehrenden wirtschaftlich bedrängt — sahen sich einer schweren Krisis gegenüber, die noch verschärft wurde durch den Zinsendruck der seit 1793 aufgehäuften Zehnmilliardenanleihe.

Eine hysterische Unruhe beherrschte die industriellen Kreise Englands. Mit großem Mißbehagen nahm man wahr, wie die festländische Warenproduktion mehr und mehr erstarkte und bereits in Gebiete einzudringen begann, die England früher als unbestrittene Domäne betrachtet hatte. Besonders vorsichtig und mißtrauisch stand man jenen Deutschen gegenüber, die der Lerneifer und das Bestreben, die heimische Produktion an den immerhin noch überlegenen englischen Mustern zu bilden, nach den britischen Inseln hinübergeführt hatte. Über die wenig gastfreundliche Aufnahme, die man diesen ungebetenen Studienreisenden drüben bereitete, liegen seit längerer Zeit unter dem Titel „Reisen eines Deutschen in Frankreich und England im Jahre 1815“ die fesselnden Berichte eines hellsäugigen deutschen Beobachters vor, der schon damals — vor Heines und Grillparzers ingrimmigen Englandreferaten — das innerste Wesen des britischen Imperiums mit unseren Sinnen erfaßt, mit unseren Nerven empfunden hat.

Magister Friedrich Lebrecht Crusius, vordem Hofmeister beim königlich sächsischen Gesandten General v. Watzmann in Wien, hatte die Aufgabe übernommen, den jugendlichen Sohn des sächsischen Tuchfabrikanten Brückner auf seiner ersten Ausfahrt in die Welt zu geleiten. Aber wenn auch seine Mission eine vorwiegend erzieherische war, so hatte er doch auch die beruflichen und wirtschaftlichen Interessen seines Auftraggebers stets vor Augen; und diese besondere Einstellung verleiht seinen Berichten in diesen Tagen, wo die damals bereits aufklaffenden Wirtschaftsgegensätze zum unheilbar scheinenden Bruch gediehen sind, den aktuellen Reiz.

Schon bei seiner Ankunft in Plymouth fühlt er sich von den dortigen Menschen fremd und feindlich angerührt. „Der gemeine Mann“, schreibt er, „ist roh und häßlich in seinem Betragen gegen Ausländer, die man in England gleich erkennt. Wir hatten von dieser Abneigung gegen alles, was übers Meer kommt, hier die ersten Proben.“ „Ich kann Ihnen nicht verhehlen,“ heißt es in einem weiteren Bericht, „daß ich dort mehr harte und egoistische als ‚englische‘ Charaktere angetroffen habe.“ Mindestens verlangt das britische Mißtrauen voll-

Digitized by Google

ständige Unterwerfung des Fremden unter den einheimischen Geschmack und die einheimische Weltauffassung. „Der Ausländer (foreigner, welches so gut als ein Schimpfname ist) kann sich in England nur in dem Grade wohl befinden, als es ihm möglich ist, in Kleidung, Lebensart und Wesen der Nation, mit der er lebt, sich gleichzustellen. Unvermeidlich sieht sich jeder zurückgesetzt, der mit Eigensinn bei dem ausländischen Schnitte seiner Kleidung beharren wollte. Nirgends kann die Aufmerksamkeit auf alles, was diesen Punkt betrifft, und alles, was zur Wäsche gehört, weiter getrieben werden als hier; so wenig wie der Luxus in diesen Dingen."

Wie heute Deutschland, so führte damals Frankreich — zum Teil, gerade so wie heute, gegen den Willen der Geführten — die kontinentale Fronde. So richtet sich denn der Unwille des an der Wurzel seines wirtschaftlichen Systems angegriffenen Imperiums vornehmlich gegen Frankreich. Allerlei grundsätzliche Bedenken und volkskundliche Unterschiede müssen — genau so wie in diesen Tagen — dazu herhalten, das schlichte wirtschaftspolitische Motiv der Konkurrenzfurcht zu verschleiern. Der Franzose wisse nicht zu arbeiten: unter dieser falschen Puritanerflagge suchte man den Gegner im Weltwirtschaftskampfe zu diskreditieren. Mit dem guten Gewissen einer alterworbenen Kultur und Grazie wehrte Frankreich den wohlberechneten Hieb durch die kühle Feststellung ab: der Engländer wisse sich nicht zu amüsieren. (Was wohl in erster Linie auf die ebenso „originale" wie geschmacklose britische Mode jener Zeit ging.) Unstreitig gehörten Crusius' Sympathien den menschlicher und ungekünstelter fühlenden Galliern. „Bei unserer Trennung von Marseille begleiteten uns aufrichtige Tränen. Hier schieden wir wie Gäste eines Tages."

Inbegriff und Symbol dieser spleenigen und zugleich feigen Exklusivität ist ihm Manchester. Dasselbe Manchester, über das der englische Kulturkritiker G. K. Chesterton den Stab bricht mit der lapidaren Kennzeichnung: „Toll — verdreht — ein wüster Widersinn!" ...

„Seit ich das wahre Interesse unseres teuren Vaterlandes ein wenig einschätzen gelernt habe," schreibt Crusius, „hörte ich immer den Namen dieser Stadt ungern aussprechen. Auch jetzt nahete ich mich ihr mit einer Art Grauen und Furcht zugleich, unsere Absichten ganz oder zum Teil zu verfehlen. Denn man hatte uns schon in Liverpool, und früher, beinahe alle Hoffnung benommen, daß wir nur einigermaßen reüssieren würden." Crusius, dem sehr daran gelegen war, der durch die Kontinentalsperre mächtig geförderten sächsischen Textilindustrie die Bekanntschaft mit der weit fortgeschrittenen englischen Produktionstechnik zu vermitteln, hatte ein großes befreundetes Haus in Liverpool gebeten, ihm durch eine Empfehlung an eine Garnfabrik in Manchester die Besichtigung der dortigen industriellen Anlagen zu ermöglichen. Der Liverpooler „Gastfreund" kam der Bitte durch einen Empfehlungsbrief nach, der die folgende merkwürdige Stelle enthielt: „Diese Herren aus Sachsen wissen schon, daß man in Manchester keinen Fremden in die Fabriken einführt ... Wir bitten Sie bloß, unseren Empfohlenen anderweitige Dienste zu leisten, deren sie etwa benötigt sein möchten."

Dieses Mißtrauen führt Crusius vornehmlich auf die mit Anmaßung gepaarte Unkenntnis der ausländischen Verhältnisse zurück. „Man weiß ja wohl, daß es in Sachsen und Österreich Spinnereien gibt, aber man glaubt sie nicht so nahe und gleich den englischen. Man würde, davon bin ich überzeugt, weniger geheimnisvoll sein, wenn man die Spinnereien von Mylau und Chemnitz kennte, und man wird aufhören, es zu sein, wenn Reisende jene Werke gesehen haben und die Nachrichten davon zurückbringen werden." Von dieser psychologisch und tatsächlich durchaus begründeten Argumentation ausgehend, wirft er schließlich die Frage nach späteren Entwicklungsmöglichkeiten auf: „Wenn es erlaubt ist, mit Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse und auf die Kräfte und Bedürfnisse der europäischen Nationen einen Blick in die Zukunft zu tun, so werden sich Deutschlands Häfen unter Autorität einer unserer beiden Hauptmächte, so wie die von Holland, Frankreich und Italien, den englischen Fahrzeugen verschließen. Amerika — bald auch zur See England Trotz bietend — wird uns seine Produkte bringen und sie fabriziert von uns zurücknehmen."

Digitized by Google

Es ist überaus bemerkenswert, daß hier bereits ein Angehöriger des damaligen Begriffsdeutschland — sozusagen ein Deutscher in partibus infidelium — gegenüber den monopolistischen Ansprüchen Englands die napoleonische Idee der kontinentalen Interessengemeinschaft im vollen Bewußtsein ihrer weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Tragweite vertritt und die Führung in dieser Frage einer der deutschen Hauptmächte — also Preußen oder Österreich — zuweist. Jedenfalls lag der nervösen Angst und Aufmerksamkeit, mit der die englischen Fabriksherren schon auf jene ersten Selbständigkeitsbestrebungen der deutschen Industrie reagierten, eine ganz richtige ökonomische Witterung zugrunde.

Dr. Max Adler

Dichter und Seher

Vor etwa einem Jahre gelangten in die Presse einige Verse, die Hamerling zum Verfasser haben sollten, wie sich später herausstellte, aber nur unter dem Decknamen des Dichters in die Welt wanderten. Es war in diesen Zeilen der Weltkrieg unserer Tage prophezeit. Das erinnert daran, daß ein anderer österreichischer Dichter — vor einem Jahrhundert schon — einer Weltherrschaft Britanniens den Sieg Deutschlands, die Freiheit der Meere folgen läßt. Es ist Grillparzer, der in seinem Böhmendrama „Libussa" von den Imperien Europas also spricht:

Denn alle Völker dieser weiten Erde,
Sie treten auf den Schauplatz nach und nach:
Die an dem Po und bei den Alpen wohnen,
Dann zu den Pyrenäen kehrt die Macht.
Die aus der Seine trinken und der Rhone,
Schauspieler stets, sie spielen drauf den Herrn.
Der Brite spannt das Netz von seiner Insel
Und treibt die Fische in sein goldnes Garn.
Ja selbst die Menschen jenseits eurer Berge,
Das blaugeaugte Volk voll roher Kraft,
Das nur im Fortschritt kaum bewahrt die Stärke,
Blind, wenn es handelt, tatlos, wenn es denkt,
Auch sie bestrahlt der Weltensonne Schimmer,
Und Erbe aller Frühern glänzt ihr Stern.

G. St.

Skandinavische Sympathien

Von besonderem Reize ist es, wie das dänische Blatt „Köbenhavn" die Sympathien der einzelnen skandinavischen Länder auf die kriegführenden Großmächte verteilt, aber es ist auch unserer besonderen Aufmerksamkeit wert:

Der allskandinavische Gedanke, den unsere Väter ersehnten, den sie besangen und auf den sie tranken, schwand wie ein Nebel, da er nur ein lyrisches Produkt war und nicht in der Wirklichkeit wurzelte.

Als die Stunde der Not in Dänemark anbrach, eilten die Brüdervölker nicht zu Hilfe, sie wurden von keinem inneren unwiderstehlichen Drang getrieben, sondern hielten sich klug zurück und waren hierzu wohl auch gezwungen. Die Seifenblase war geplatzt.

Digitized by Google

Die drei nordischen Völker haben immer in Wirklichkeit in einem Gegensatz zueinander gestanden, ja häufig sind sie einander feindlich gewesen. Dies gilt besonders von Schweden und Dänemark, deren Nationalhaß durch Jahrhunderte ebenso historisch geworden ist wie der französisch-englische.

Nachdem der lyrische, allskandinavische Gedanke tatsächlich geschwunden war, blieb doch wenigstens eine Art von gegenseitigem Wohlwollen zurück, das sich allerdings hauptsächlich im Ausland durch Gründung skandinavischer Vereinigungen betätigte. Im Ausland schlossen sich Schweden, Dänen und Norweger zusammen und wurden gemeinsam als Skandinavier bezeichnet.

Dann kam der Bruch im Jahre 1905. Dabei wurde manches zertrümmert. Merkwürdigerweise wendete sich die Verbitterung der Schweden hauptsächlich gegen uns Dänen, indem sie, allerdings ohne jeden Grund, glaubten, daß in Dänemark Ränke gegen die Bernadottes geschmiedet wurden.

Nationale Sympathien und Antipathien werden nicht durch den Verstand beherrscht. Es war sehr leicht, den alten Unwillen gegen den „Jüten" zu wecken. Zwar hat man sich seitdem Mühe gegeben, durch fleißige Arbeit diese Mißstimmung aus der Welt zu schaffen, aber jetzt schweigt wieder die gesunde Vernunft und nur die Gefühle sprechen, hier und da sogar die Leidenschaften. Man müßte seine Augen absichtlich verschließen, wollte man nicht sehen, daß sich zwischen den Völkern Skandinaviens Gefühle, Anschauungen und Gegensätze ausbilden, die von ernster Bedeutung werden können. Statt aber den Kopf in den Busch zu stecken, ist es zweckmäßig, offen diese Gefühle zu beleuchten und zu erörtern, die wiederum im Begriff sind, die skandinavische Bevölkerung zu teilen.

Schweden ist kein demokratisches Land. Es besitzt eine große, handelskräftige und nationale Aristokratie, eine ausgeprägte Oberklasse und, durch eine Kluft von ihr getrennt, eine Unterklasse — ganz wie in einigen Teilen Deutschlands. Der Schwede hält an seinem fest dogmatischen Glauben fest, daß Rußland Eroberungspläne erörtert und daher als Erbfeind zu betrachten ist, und das ganze schwedische Verteidigungswesen baut sich, jung und kräftig, in deutschem Geist und gegen einen russischen Angriff auf. Dazu kommt die nahe Berührung der schwedischen Sozialdemokratie mit der deutschen.

Daraus ergibt sich selbstverständlich, daß die schwedischen Sympathien mit Deutschland und gegen Rußland sind, aber die Westmächte zählen auch. Unter der Oberklasse Schwedens genießen sie viel Sympathien; auch wirtschaftliche Abhängigkeit von England und Frankreich besteht.

Die Haltung der Regierung deutet auf den festen Willen, neutral zu bleiben, die Volksstimmung aber ist unzweifelhaft auf seiten der Mittelmächte. Die Klugheit gebietet jedoch, und die Regierung fordert es, daß die Sympathien nicht zum Ausdruck kommen, und ein starker Dämpfer wird der offenen Anerkennung der Eigengefühle auferlegt. Auf den Nachbar im Westen braucht man allerdings keine Rücksicht zu nehmen, und da man in Schweden ferner unwillkürlich davon ausgeht, daß die dänischen Sympathien bei dem Verbande sind, so gibt man dem Unwillen darüber einen, vielleicht zu offensichtlichen, Ausdruck.

Norwegen ist vielleicht das demokratischste Land der Welt. Dort hört man überall die Äußerung, daß bei einem Siege der Mittelmächte die Großen größer und die Kleinen kleiner würden. Schon diese Äußerung genügt, um in einem so freiheitsliebenden und demokratischen Lande, wie dem norwegischen, Mißstimmung zu erzeugen. Aber dazu kommt noch, daß die norwegische Gedankenwelt das Gegenspiel des deutschen Militarismus ist, daß ferner die Norweger eine seefahrende Nation sind, die seit Jahrhunderten mit Engländern sich auf dem Weltmeer begegnet, und daß englisches und französisches Geld vielfach den Unterbau norwegischer geschäftlicher Unternehmen bildet.

Die norwegischen Sympathien stehen bisher in ausgeprägter Weise auf

Digitized by Google

seiten der Westmächte. Trotzdem verlangt das Volk sowohl wie die Regierung vollständige Neutralität.

Die Sympathien des schwedischen und norwegischen Volkes sind also tatsächlich an sich vollkommen entgegengesetzt; nur der offizielle Neutralitätswille ist der gleiche.

Was Dänemark betrifft, so sieht man in den anderen skandinavischen Ländern es für selbstverständlich an, daß dies Land, das so vieles gerade von den jetzt verbundenen Mittelmächten erleiden mußte, gegen diese einen tiefen Groll, ja einen förmlichen Haß haben muß. Diese Anschauung ist aber auf Unkenntnis aufgebaut. Der dänische Nationalcharakter ist sanft, friedliebend, vielleicht etwas angeärgert, nüchtern und etwas spöttisch, aber das Dänenvolk hat ein offenes Auge für das Verdienen in Handel und Wandel. Wir Dänen haben gewiß 1864 nicht vergessen, wir erinnern uns aber auch an 1807, und unsere nüchterne Betrachtungsweise lehrt uns, daß ein großer Teil der Schuld an unserm Unglück den damaligen Regierungen unseres Landes zuzumessen ist. Andererseits ist unsere wirtschaftliche Entwicklung vollständig auf England gegründet, während ein großer Teil unseres Wirtschaftslebens auch von Deutschland abhängig ist.

Deswegen sieht man das merkwürdige Schauspiel, daß die dänische Nation nach außen hin eigentlich eine kühle Haltung nach beiden Seiten einnimmt, und daß wir bei jeder Gelegenheit besonders laut versichern, daß wir absolut neutral sind. Diese Stimme gründet sich auf den ruhigen Standpunkt der Nation, die sich außerhalb der Wut des Weltkrieges halten will. Das hat Deutschland aufs höchste in Erstaunen gesetzt, wo man uns ebenso wie in Norwegen und Schweden vollkommen verkennt und uns vollkommen falsche Motive unterlegt.

Man hört nämlich in den anderen skandinavischen Ländern häufig und ganz offen die Behauptung, daß Dänemark in diesem Kriege den Mantel auf beiden Schultern trägt, um schwere Mengen Geld zu verdienen, ja man hört sogar recht unbeherrschte Aussprüche über die Gier der dänischen Handelswelt. Gewiß gibt es überall, besonders unter so abnormen Verhältnissen wie jetzt, unbehagliche Menschen, die mit wenig Gewissensbissen den größtmöglichsten Verdienst einzuheimsen versuchen. Aber solche Leute sind nicht der Ausdruck für das Wesen des Handels irgendeines Landes. Man dürfte in unseren Nachbarländern wohl nicht wissen, daß man allein auf Speck in Dänemark einen wöchentlichen Minderverdienst von etwa 3 Millionen Kronen buchen muß, bloß weil man frühere englische Kunden sich erhalten möchte, daß wir an Eier und Butter mindestens ebenso viel wöchentlich mehr verdienen könnten, wenn wir bloß nach unserem Profit uns richteten, und daß bei uns jeder Mensch gleich die Wache ins Gewehr ruft, wenn irgend jemand die augenblickliche Lage zu ungebührlichem Verdienst ausnutzen will.

Die Sympathien der skandinavischen Länder für die Kriegführenden sind geteilt, und zwar aus natürlichen Ursachen, die überhaupt nicht geändert werden können; aber daraus braucht nicht Mißtrauen und Haß unter den Nationen zu erwachsen, die in Wirklichkeit ganz nahe Stammverwandte sind und auch sonst so viele gemeinsame Berührungspunkte haben.

Der Sumpf Serbien

In der „Vossischen Zeitung“ erzählt Fedor von Zobeltitz unter dem 12. Dezember vorigen Jahres:

Als ich vor etwa drei Wochen in Belgrad war, ahnte man doch noch nicht, daß es mit dem Zerfall Serbiens so rasch gehen würde. Dem neuen Hotel Moskwa gegenüber an der Terasia, das aus Privatmitteln des Zaren in einem verrücktgewordenen slawisch-byzantinischen Stil erbaut wurde, liegt ein kleines Gasthaus, eines der wenigen, das ich offen fand.

Digitized by Google

Da habe ich gelegentlich gefrühstückt, wie ich mir nicht wünsche öfters zu frühstücken; aber für den Mangel an Nahrungswertem entschädigte mich einigermaßen die Unterhaltung mit dem seltsamen Herrn, der sich an meinen Tisch setzte. Es war ein magerer alter Mann in einem bis zum Halse ängstlich zugeknöpften, ziemlich schäbigen schwarzen Rocke; sein Zylinderhut, den er an einen Wandnagel gehängt hatte, fiel mir dadurch auf, daß er anscheinend geflissentlich gegen den Strich gebürstet war, so daß er einem noch jungen Stachelschweinchen ähnlicher sah als einer menschlichen Kopfbedeckung. Der Kopf selbst war übrigens ebenso originell: sehr schmal in den Schläfen, sich nach unten verbreiternd, mit gebuckelter Stirn, über die sich eine graugelbe Haarsträhne legte, starke Hakennase und messerscharfem Munde, den vereinzelte Bartstoppeln gewissermaßen gruppenweise umgaben, als habe das Schermesser zeitweilig ausgesetzt. Der Alte begrüßte mich freundlich, bestellte sich auch ein Reisfleisch, das er mit Gründlichkeit verzehrte, um dann noch seinen Teller mit Brotstücken auszuwischen. Hierauf tat er so, als ob er nach einer Zigarre suchte, beklagte, daß er sein Etui vergessen habe, und nahm dankend einen Tabak aus meiner Tasche. Damit war die Unterhaltung eingeleitet, das Gespräch kam auf die Tage der Belagerung, und als ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß von der Bevölkerung Belgrads ersichtlich nichts zurückgeblieben sei als ein paar alte Weiber und einige Bettelkinder, erzählte er mir von der wahnsinnigen Panik, die anläßlich des letzten Bombardements mit den schweren Geschützen der Verbündeten ausgebrochen und zu einer ganz kopflosen Massenflucht geworden sei. Seine Sprache zeugte von Bildung, er stellte sich mir auch vor, nannte einen österreichisch klingenden Adelsnamen — „Ritter von“ — in Verbindung mit einem slawischen Nachnamen, und dann sagte er plötzlich: „Ich bin geborener Wiener, aber in Serbien naturalisiert. Ich war der Tanzlehrer des Königs Alexander ...“ Das interessierte mich natürlich, da ich zugleich aber ein etwas verwundertes Gesicht machte, so meinte der alte Herr lächelnd: „Mein ärmliches Äußere darf Sie nicht stören. Wer den Obrenowitsch gedient hat, den ließen die Karageorgiewitsch verhungern. Im übrigen ist beides dieselbe Sorte. Der Fluch dieses Landes sind seine Dynastien ...“ Und nun kam er glatter ins Erzählen und rollte ein hübsches Geschichtsbild auf. 1818 wurde der „schwarze Georg“, der Befreier Serbiens von der Türkenherrschaft und Gründer der Dynastie Karageorgiewitsch, hingerichtet und Milosch Obrenowitsch, der Woiwode von Uzice, als „Oberfürst“ anerkannt; 1830 bestätigte man ihn als erblichen Fürsten, 1839 dankte er zugunsten seines Sohnes Michael ab. 1842 jagte ein Aufstand Michael aus dem Lande, und die Skupschtina wählte Alexander Karageorgiewitsch zum Fürsten. 1858 wurde Alexander davongejagt und der achtundsiebzigjährige Milosch kehrte zurück; 1860 folgte ihm zum zweiten Male sein Sohn Michael. Acht Jahre später wurde Michael im Park von Topschider ermordet und Alexander Karageorgiewitsch wegen Beihilfe an dem Mord in contumaciam verurteilt. Nun kam Milan Obrenowitsch zur Regierung; die Verfassung erklärte seine Dynastie neuerdings für erblich und schloß die Karageorgiewitsch für immer vom Throne aus. 1882 setzte sich Milan die Königskrone auf, 1889 dankte er ab und ging nach Paris, 1892 entsagte er allen seinen Rechten, sogar der serbischen Staatsangehörigkeit, und zu gleicher Zeit lud die Regierung die Königin Natalie ein, sich außer Landes zu amüsieren. 1893 erklärte Milans Sohn Alexander sich für großjährig und setzte seine Minister bei Gelegenheit eines Diners im Konak gefangen; im Jahre darauf kehrte Milan aus Paris zurück und wurde mitsamt Natalie durch ein feierliches Dekret wieder in alle Rechte eingesetzt. 1894 wurde er abermals hinauskomplimentiert, und 1898 kehrte er wiederum heim und wurde sogar Oberbefehlshaber des serbischen Heeres. 1899 wurde ein Attentat auf ihn verübt, und 1900 ging der Skandal wegen der Verlobung seines Sohnes mit Frau Draga Maschin los. Milan dankte der Abwechslung halber wieder einmal ab, zog nach Wien und starb hier 1901. Jetzt regierte Alexander auf seine Weise; 1903 griff er zu einem Staatsstreich und hob schlankweg die Verfassung auf, und wenige Monate darauf fielen er, die Königin, der Ministerpräsident Markowitsch und andere seiner Anhänger jenem

Digitized by Google

schauderhaften Morde zum Opfer, der die Bahn für die Karageorgiewitsche wieder frei machte. König Peter sah sich erst durch den moralischen Druck der Großmächte veranlaßt, für eine gelinde Bestrafung der Verbrecher zu sorgen; dann ließ er sich in Gegenwart der zurückgekehrten Gesandten feierlich krönen — nur der Vertreter Großbritanniens blieb fern: man dachte damals in London noch anders als heute. Die zehn Regierungsjahre Peters, in denen die Mordtat des Kronprinzen Georg an seinem Kammerdiener Kolakowitsch eine Episode durchaus im Stile der serbischen Geschichte bildete, lieferten das Reich völlig an Rußland aus; die fortgesetzte heftige Fehde gegen Österreich-Ungarn führte schließlich zu dem Drama von Serajewo und zu der Entfachung des Weltkrieges. „Das ist nur ein kurzer Überblick," schloß mein Tischgenosse, „in dem ich alle Zwischenspiele mit Dolch, Gift und Bomben fortgelassen habe. Aber er genügt, um zu zeigen, wie ausgezeichnet die Versicherung der serbischen Regierung, für Freiheit, Ehre und Zivilisation zu kämpfen, mit der Wahrheit zusammenklappt ..." Und dann sprach er von Milan und Alexander, von Natalie und Draga und erzählte nicht wiederzugebende Einzelheiten von dem Eheleben der vier. Es ist merkwürdig, welchen Zündstoff die Zwistigkeiten Milans mit Natalie auch in die Politik trugen, wie diese privaten Händel den dicken König allmählich mit allen Parteien verfeindeten und ihn schließlich zur Abdankung zugunsten seines zwölfjährigen Sohnes zwangen. Alexander hätte sich vorteilhafter entwickeln können, denn er war nicht unbegabt und keineswegs schlecht, wenn nicht Natalies ewiges Intrigieren schon in die Regentschaftszeit eingegriffen und Milan von Paris aus Alexander zu dem Staatsstreich gedrängt hätte, dessen führende Hand sein Erzieher Dokitsch wurde, der dann auch das Ministerium übernahm. Den moralischen Untergang des jungen Königs aber leitete die unselige Ehe mit der Draga Maschin ein, die den Purpur durch den Kot der Gasse schleifte. Mein seltsamer Gewährsmann hat die Mordnacht des 11. Juni 1903 erlebt. Er wurde vor der russischen Gesandtschaft verhaftet, um die in weitem Umkreise Artillerie aufgefahren war, um jede Hilfsaktion unmöglich zu machen. Drei Tage später ließ man ihn wieder frei, und nun konnte er mit „Zivio" rufen, als die neue Majestät, grau in grau, ängstlich und verschüchtert, in Belgrad Einzug hielt. Er hatte nichts Königliches, der alte Mann mit seinem hageren, gelben, furchendurchzogenen Gesicht, und als die Mörderbande ihn jubelnd begrüßte, mag ihm gewiß nicht wohl zumute gewesen sein. Über einen Karageorgiewitsch hat die Öffentlichkeit schon einmal zu Gericht gesessen; es wird sicher auch die Zeit kommen, da die Welt erfährt, inwieweit das letzte Drama im alten Konak von Genf aus in Szene gesetzt worden ist. Mein Tischgenosse hatte keine Zweifel. „Die beiden Dynastiengeschlechter haben sich immer bekämpft," sagte er; „Milan Obrenowitsch ließ den ersten Karageorgiewitsch ermorden, Alexander Karageorgiewitsch war der Mörder des Michael Obrenowitsch, Peter Karageorgiewitsch der Mörder des Alexander Obrenowitsch. Auf beiden Häusern lastet eine ungeheure Blutschuld."

Ein lebensmüde gewordener Tanzlehrer ist natürlich kein Geschichtsforscher. Aber etwas von der verzweiflungsvollen serbischen Stimmung, von der gewaltigen Tragik, die das Land belastete, klang auch aus seinen Worten hervor. Als König Peter einzog, begleiteten ihn seine drei Kinder: die Prinzessin Jelena und die Prinzen Georg und Alexander. Um die auffallende Ähnlichkeit der Prinzessin mit ihrem Ahnen, dem Gründer der Dynastie, zu zeigen, veröffentlichten damals die illustrierten Blätter beider Bilder nebeneinander. Alexander war ein scheuer kurzsichtiger Knabe mit blinzelnden Augen hinter einer Brille, aber der kecke, frische Georg fiel allgemein auf, und mehr auf ihn als auf den Vater richteten sich die Hoffnungen des Landes. Aber er war kaum mündig geworden, als auch ihn der serbische Größenwahn packte. In einem Buchladen der Michaelstraße zu Belgrad ließ mich der Zufall eine kleine Broschüre entdecken, die sich mit dem damaligen Kronprinzen des Landes beschäftigt. In dieser Straße haben nicht nur die feindlichen Granaten manche Löcher geschlagen: im Augenblick der Panik belustigte sich auch der entfesselte Mob damit, die Schaufenster zu zertrümmern und die Läden zu stürmen. In einigen Geschäften schienen Wahnsinnige gehaust zu haben. In einem Modebasar hatte

Digitized by Google

man alle Schränke, Kästen und Fächer zerbrochen und Toiletten, Wäsche, Handschuh, Schlipse, den ganzen Tand der eleganten Welt, über den Boden verstreut. Ähnlich toll sah es in den benachbarten Geschäften aus, vor allem in einem Papier- und einem Friseurladen. Die Türen waren inzwischen mit Brettern vernagelt worden, aber man vermochte doch hier und da noch bequem in das chaotische Innere zu schauen. Bei der Buchhandlung hatte man die Glastür zerschlagen, und durch sie konnte man in den Laden steigen. Ich tat das, nahm mir aber vorsichtshalber den wachehaltenden Posten mit: ein näherer Einblick in diese Bücherwirrnis interessierte mich. Ein eiserner Geldschrank war aufgesprengt, doch sein umhergeschleuderter Inhalt bestand weniger aus wertvollem Metall als aus französischen pornographischen Schriften, die der Inhaber allen Grund hatte, vor polizeilichen Nachforschungen zu verbergen. In diesem gedruckten Schlamme fand ich ein kleines gelbes Heftchen unter dem Titel „La tare du pays", erschienen 1909 ohne Angabe des Verlagsorts, doch mit Preisnennung: 2 Franken. Ich legte ein Zweimarkstück auf den Ladentisch und steckte das Heftchen ein; ein Blick in den Text hatte mir gezeigt, daß er die Abenteuer und Tollheiten des Prinzen Georg behandelte. Wer das Pamphlet geschrieben hat, kann ich natürlich nicht wissen; jedenfalls muß der Verfasser sehr genau vertraut gewesen sein mit der Lebensführung wie mit den politischen Absichten des damaligen Kronprinzen. 1907 trat Prinz Georg als Einundzwanzigjähriger zum erstenmal an die Öffentlichkeit, um in maßlosester Weise gegen die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn zu protestieren. Von nun ab galt er als Führer der Kriegspartei, wurde als solcher im November 1908 ostentativ vom Zaren empfangen und setzte auch das Verbleiben des ewig säbelrasselnden Kriegsministers Zivkowitsch im Kabinett durch. Dann kam der Totschlag an seinem Kammerdiener Kolakowitsch, und nun hatte auch das Volk diesen brutalen jungen Lüstling zur Genüge kennen gelernt, die „Hoffnung des Landes" war zur Schande geworden, und am 19. März 1909 alten Stils verzichtete er auf seine Rechte als Kronprinz zugunsten seines Bruders Alexander. Aber auch Alexander war eine Unmöglichkeit, vor allem als General-Inspektor der Armee. Er schwankte beständig. Bei Ausbruch des Konflikts mit Österreich-Ungarn stand er auf seiten der Militärpartei; dann stimmte Pasitsch ihn um, und nun geriet er mit einem der Hetzer im Offizierkorps in tätlichen Streit. Am 26. Juli 1914 sah man ihn mit verbundenem Arm aus dem Konak kommen: so erzählte mir ein Herr, der jene Tage der Aufregung mit durchlebt hatte. Zweifellos war der Kronprinz verwundet worden. Dann traf die Petersburger Depesche mit dem Anraten schleuniger Mobilisierung ein. Rußland wurde der Ruin Serbiens. Die Ohrfeige, die der serbische Kronprinz von der Tochter des russischen Gesandten erhalten hatte, wurde zum Symbol.

Auf meinen Orientreisen habe ich fast immer in Belgrad haltgemacht und bin einige Tage in der sehr vergnügten Stadt geblieben. Einmal war mir in meinem Hotel einer meiner Koffer gestohlen worden, und in meiner Wut lief ich geradewegs zu dem Polizeipräsidenten, an den ich sowieso eine Empfehlung hatte. Es war der lebenslustigste Polizeichef, den ich je kennen gelernt habe, ein in Wien erzogener Serbe von strahlendem Humor, ein feiner Kenner aller kulinarischen Genüsse und, ich glaube wohl, auch ein großer Bummler. Er leitete sofort die Untersuchung in bezug auf meinen Koffer ein, und nun geschah etwas Merkwürdiges. Als ich am nächsten Vormittage von einem kurzen Ausgang in das Hotel zurückkehrte, stand der Koffer unerbrochen in meinem Zimmer. Ich fragte den Portier, wer ihn gebracht hätte, aber der wußte von nichts. Man hatte den Koffer ebenso geheimnisvoll wieder an Ort und Stelle geschafft, wie man ihn gestohlen hatte. Als ich dem Polizeichef von dieser Wundertat erzählte, lächelte er und sagte so etwa, daß sich das von selbst verstehe. Und dann wollte er mich für den Ärger entschädigen. Er lud mich zunächst zu einem „nationalen" Diner in einem närrischen kleinen Speisehause ein; es gab u. a. Spanferkel am Spieß gebraten, und dazu spielten Zigeuner und sangen Italiener. Getrunken wurde nur Cliquot. Hierauf zeigte mir mein Gastgeber sein eigenstes Gebiet: das nächtliche Belgrad. Wo es überall hinging, kann ich nicht erzählen,

Digitized by Google

aber überall wurde der würdige Mann ehrfurchtsvoll begrüßt, und überall bestellte er Cliquot. Wenn ich bezahlen wollte, wurde er grob; er selbst bezahlte aber auch nicht, sondern winkte nur immer freundlich beim Abschied. Er sagte, sein Stolz wäre, daß man sich in Belgrad ebensogut amüsieren könne wie in Paris. Und darin hatte er nicht unrecht. Sonst war Belgrad aber doch nur eine schwächliche Verzerrung der französischen Hauptstadt. Seine oberen Zehntausend wollten auch zu der Zeit, da Serbien sich mit geschlossenen Augen Rußland überlieferte, durchaus nicht russisch sein. Hingegen auf ihre französische „Kultur" taten sie sich so viel zugute wie die Françillons in Brüssel und Bukarest und die Kulturträger in Rio und Buenos Aires.

An diese früheren Besuche der Stadt, in der Orient und Okzident sich trafen, und das Gesamtleben mit einer dünnen, stark parfümierten Glasur französischer Abstammung überzogen war, mußte ich zurückdenken, als ich letzthin wieder in Belgrad war. Da war es ein Heerlager geworden, und in den Anlagen von Topschider wuchsen frische Soldatengräber aus der Erde, und auf dem Avalaberge arbeiteten unsre Soldaten schon wieder die Befestigungen um, und unten im Sumpfland des Hafens wimmelte es von Feldgrauen. Das Sumpfige gehört zu Serbien. Ich kenne kein anderes Land der Erde, in dem das Wegenetz so ganz und völlig im Sumpfe steckt wie hier. Und so versumpft — im Gegensatz zum Volk, vor allem zu seinem kraftstrotzenden Bauerntum, das sich durch fürchterliche Zeiten seine schlichte Eigenart bewahren konnte — ist auch die sogenannte Gesellschaft Serbiens. In einem südungarischen Städtchen konnte ich mich mit einem vornehmen Herrn unterhalten, der zwar in Ungarn naturalisiert, doch serbischen Stammes war, und der sagte mir: „Wenn man die Heldenhaftigkeit des serbischen Heeres bewundert, darf man nicht an die Offiziere denken, sondern nur an das Volk." Ich kann das nicht beurteilen, aber das eine ist auch mir völlig klar: Mitgefühl bei dieser großen und schrecklichen Tragödie verdient wirklich nur das serbische Volk, nicht seine klägliche Regierung, nicht seine entartete Gesellschaft und am wenigsten seine Dynastie.

Des Zaren Gesundbeter und Rußlands Retter

Höchst sonderbare Enthüllungen über gewisse Zustände am russischen Hofe und in den russischen „Sphären" veröffentlicht ein ungenannter Gewährsmann der „Frkf. Ztg.". Das heißt: „sonderbar" können diese Enthüllungen nur dem unberührten reichsdeutschen Leser erscheinen; der wird hier und da vielleicht sogar ein überlegenes Lächeln aufsetzen wollen. Den, der russische Verhältnisse kennt, erinnert dieses Bild nur zu sehr an so manche andere, in den gleichen Naturfarben prangende:

Solange Nikolaj Nikolajewitsch die russischen Heere führte, glaubte man zu wissen, wer die Macht über das Reich des weißen Zaren in festen Händen hatte. Der Sturz des Großfürsten war trotz aller Niederlagen, die seine auf plumpe Massenwirkung berechnete Strategie herbeigeführt hatte, etwas rätselhaft geblieben, weil dem Zaren sicherlich nicht der Mut zuzutrauen war, der immerhin dazu gehörte, den mächtigen Onkel zu stürzen, der geistig den Neffen beherrschte und in dem Heer, das seinen Führer grade wegen der uns menschlich abschreckenden Eigenschaften verehrte, ein zuverlässiges Werkzeug hatte. Nur zwei Personen war es zuzutrauen, daß sie dem Zaren die Anregung zu einem solchen Schritte geben und ihn dabei moralisch unterstützen konnten, wessen er sicher in weitem Maße bedurft hat. Die Zarin-Mutter hat gelegentlich einen wirklichen Einfluß auf ihren Sohn ausgeübt, um so wirksamer, als sie klug und geschickt ihr Eingreifen auf seltene Notfälle beschränkte. Obwohl die welterfahrene Frau gewiß die Gefahr erkannte, die für Rußland aus einer Fortdauer des militärischen Improvisationsregimentes des Großfürsten entstand, bleibt es doch zweifelhaft, ob

Digitized by Google

sie ihre frühere Liebe zu dem Großfürsten, der den schrankenlosen Haß der Dänin gegen Deutschland teilte, so ganz vergessen konnte.

Aber Nikolaj Nikolajewitsch hatte einen Feind, dessen Macht nicht viel geringer war: Grigorij Rasputin. Daß dieser den Allmächtigen in die Verbannung nach dem Kaukasus schicken ließ, scheint zwar fast lächerlich, aber — bei Gott und dem Zaren ist nichts unmöglich. Rasputin hat den Großfürsten von jeher gehaßt. Er hat früher jedem, der ihn hören wollte, erzählt, daß er allein während der Balkankrise den Krieg gegen Österreich, den Nikolaj Nikolajewitsch schon damals forderte, verhindert habe. Rasputin ist ein schlauer Bauer, der Rußland gut genug kennt, um den Wert des Friedens für das Reich zu erkennen. Er hätte wohl auch im Frühsommer des letzten Jahres der Friedenspartei mehr Gewicht gegeben als Herr Kriwoschein, der dem Zaren nicht eben sympathisch war. Damals war aber Rasputin, gewiß nicht ohne den Willen Nikolaj Nikolajewitschs, nach Sibirien verbannt worden, wo ihn sogar eine Frau aus Gründen, die nicht aufgeklärt wurden, verwundete. Ein seltsamer Zufall fügte es, daß während der entscheidenden Tage auch Fürst Meschtscherski, der Herausgeber des „Grashdanin", nach ganz kurzer Krankheit starb. Er war Rasputins Freund und wollte wie jener den Frieden erhalten; ein Wort des alten Fürsten, der beim Zaren immer Zutritt fand, wenn er es wollte, hätte den Kriegshetzern verderblich werden können.

Als der Krieg ausgebrochen war, genas Rasputin und fand wieder den Weg nach Petersburg. Da die russische Presse nur selten ein Wort über ihn zu schreiben wagt, weiß man nicht, wann er wieder die frühere Macht gewann. Daß er sie tatsächlich ausübt, bestätigte schon seit Monaten manches, was aus den dunklen Umtrieben der Hofpolitik bekannt wurde. In einem Falle lag sein Einfluß so offen zutage, daß sogar die Presse ihn nicht mehr zu verschweigen brauchte. Rasputin stürzte den Oberprokurator des Hochheiligen Synod, dessen eigentümliche Stellung bisher fast unantastbar erschien. Der frühere Prokurator Sabler, der Rasputin offen begünstigte und ihm bei seinen Aufenthalten in Petersburg eine Wohnung in seinem Amtssitz und eine stattliche Equipage zur Verfügung stellte, hatte bei dem Sturm, der Suchomlinow vertrieb, weichen müssen. Sein Nachfolger wurde der Moskauer Adelsmarschall Samarin, ein Hochkonservativer, der vielleicht aus junkerlichem Selbstbewußtsein sich eine gewisse Entfernung von Grigorij Rasputin zu sichern suchte. Mit einer Intrige, die jedem andern als Rasputin gefährlich geworden wäre, rächte sich dieser für die Vernachlässigung. Er hatte allen kirchlichen Vorschriften und allem Herkommen zuwider einen seiner Anhänger und Landsleute, einen einfachen Bauern, der dann ins Kloster gegangen war, aber kaum lesen und schreiben gelernt hatte, zum Bischof von Tobolsk ernennen lassen.

Bischof Warnawa amtete, wie es einem „Armen im Geiste" zukam: so nennt man in Rußland die Leute, die aus den tiefsten Tiefen der Gesellschaft plötzlich als religiöse Abenteurer in ein mystisch flackerndes Licht auftauchen, freilich auch fast immer rasch wieder verschwinden. Die Verwaltung des Bistums verfiel, Mißbräuche aller Art schlichen sich ein, schließlich sprach Warnawa aus eigener Machtbefugnis sogar einen seiner Vorgänger auf dem Tobolsker Bischofsstuhl heilig. Natürlich stellte ihn daraufhin der Synod, der die Kanonisationen rechtmäßig auszusprechen hat, zur Rede, aber der Bischof verweigerte, gestützt auf Rasputins Macht, die er hinter sich wußte, jede Auskunft; er erschien ein einziges Mal im Synod und ließ dann alle Vorladungen unbeachtet. Es kam so weit, daß die Väter des Synods und ihr Oberprokurator, die den widerspenstigen und jeder kirchlichen Ordnung hohnsprechenden Bischof maßregeln sollten, von ihm gleichsam auf die öffentliche Anklagebank gezerrt wurden. Die Sache endigte so, wie man voraussehen konnte: da Herr Samarin nicht nachgab, mußte er gehen. Der Marschall des vornehmsten Adels Rußlands, eine der treuesten Stützen selbstherrlicher zarischer Gewalt, lernte nun an sich selber die Macht der jeder Verantwortlichkeit und Kontrolle entzogenen Abenteurer kennen, die aus der Selbstherrschaft des Zaren eine Karikatur, aus der russischen Regierung eine anarchische Ausbeutergesellschaft machen.

Digitized by Google

Raſputins Macht beruht auf ſeinem ganz perſönlichen Einfluß auf die Familie des Zaren. Nikolaus II., der entartete Sproß eines Trinkers und Epileptikers, war von jeher her Spielball geiſtlicher Hochſtapler, hypnotiſierender und magnetiſierender Abenteurer und Betrüger. Nach den Enthüllungen, die der Prozeß gegen die Berliner Geſundbeter über die Ausdehnung der Kundſchaft dieſer chriſtlich-wiſſenſchaftlichen Schwindler in Deutſchland gebracht hat, wird man ſich über die Neigungen der Familie Romanow weniger wundern. Der Verbindung religiöſer Motive mit Kurpfuſcherei verdankt auch Grigorij Raſputin, einſtweilen der letzte in der Reihe der Thaumaturgen am Zarenhof, ſeinen Erfolg. Raſputin iſt ein Bauer, den weder eine geiſtliche Würde noch das beſcheidene Mönchsgewand zu einer beſonderen religiöſen Miſſion berechtigt. Er iſt ein „Starez“, ein „Alter“, obwohl er auch jetzt erſt, da ſeine Laufbahn doch ſchon mehrere Jahre dauert, 52 Jahre zählt. Dieſe „Alten“, die ihre Würde auf Grund einer göttlichen Berufung ſich ſelbſt beilegen, haben im religiöſen Leben Rußlands von jeher eine große Rolle geſpielt; einer von ihnen galt ſogar lange als der Kaiſer Alexander I., von dem das Volk glaubte, er habe freiwillig auf die Herrſchaft verzichtet und ſeinen eigenen Tod vorgetäuſcht. Selbſt Tolſtoj ſcheint an dieſe Legende geglaubt zu haben.

Dieſem von der ruſſiſchen Volksſage und Dichtung, auch von Doſtojewski hochgeprieſenen „Alten“ ſieht freilich Raſputin wenig ähnlich. Seine Urſprünge ſind nicht ganz klar. Er gilt als Sohn eines reichen ſibiriſchen Bauern; ſeine „Erleuchtung“ erfolgte vor etwa anderthalb Jahrzehnten, als er ſchon eine ſtattliche Familie gegründet hatte. Seine äußere Erſcheinung war ganz geeignet, ihm eine Anhängerſchaft zu ſichern. Raſputin iſt hoch und ſchön gewachſen, pflegt ſein langes Lockenhaar und den welligen Bart mit aller Sorgfalt und hat Augen volle Feuer und ſanftem Glanz. Sein Bauernkleid mit den hohen Stiefeln hat er bis heute nicht aufgegeben, aber er trägt den Kaftan aus Seide und die Stiefel aus Lackleder. Als er ſchon einige Erfolge aufzuweiſen hatte, ſchien er irgend jemandem, der ſich am Zarenhof einen Einfluß ſichern wollte, das rechte Werkzeug dazu. Die Berechnung war ſo klug, daß ſie nur zu gut gelang. Bald war Raſputin, der den Bedürfniſſen der kaiſerlichen Familie in jeder Hinſicht entgegenkam, ſo mächtig, daß er alle ſeine Vorgänger, die vielleicht Nebenbuhler ſein konnten, Biſchöfe und Mönche, Synodalbeamte und Spiritiſten ohne Rang und Titel bald von ſich abſchütteln, einige ſogar in volle Ungnade ſtürzen und verbannen laſſen konnte. Der Hofklatſch hat die Geſchichte dieſer Anfänge Raſputins ſo heillos verwirrt, daß man kaum je klar alles überſehen wird. Jedenfalls war der Sibirjake bald der Mann, in deſſen Händen man die Schlüſſel zum Herzen des Zaren wußte, der jeden Tag eine Stunde und mehr auf den Knien mit dem Kaiſer betete, der auch der Kaiſerin bei jeder Frage Rat geben mußte.

Die Miniſter begannen mit ihm zu rechnen. Man konnte durch ihn Dinge erlangen, die dem „Starez“ ſelber gefährlich werden mußten: Abſetzungen und Neuernennungen der höchſten Würdenträger des Staates. Auch um Kleinigkeiten kümmerte ſich Raſputin. Wenn er in Petersburg weilte, hielt er täglich im Hauſe des Oberprokurators eine Sprechſtunde ab, die jedem offen ſtand. Er duzte alle Beſucher, ließ aber keinen, der den rechten Ton der Demut und Ergebenheit anſchlug, ohne Rat und Troſt gehen. Faſt immer gab er denen, die etwas Beſtimmtes von ihm wünſchten, einen in miſerabler Orthographie gekritzelten Zettel mit, der manchmal geradezu Befehle an die Miniſter enthielt, jedenfalls aber Empfehlungen, die nicht viel weniger wert waren. Dieſes patriarchaliſche Gebaren ſicherte ihm eine von myſtiſchem Glanz umfloſſene Volkstümlichkeit, die er vielleicht nicht brauchte, die ihm aber nicht überflüſſig erſchien, um die andere Stellung zu ſichern, aus der er die Kraft zu ſeinen Gnadenwundern ſchöpfte.

Vor etwa drei und einem halben Jahr wurde Raſputin vom Hof entfernt, er mußte in ſeine ſibiriſche Heimat zurück. Seine Macht hatte ſo viel Eiferſucht geweckt, daß ſich aus den verſchiedenſten Kreiſen eine Gegnerſchaft regte, die nicht zu überſehen war. Der ſchlaue Okto-

Digitized by Google

bristenführer Gutschkow nutzte das aus, um seiner etwas brüchig gewordenen Popularität aufzuhelfen. Er hielt in der Reichsduma eine seiner berühmtesten Reden, um Rasputin als eine nationale Gefahr für Rußland hinzustellen. Ein Skandal sondergleichen drohte auszubrechen, da man dem Sibirjaken Dinge nachsagte, deren Enthüllung die ganze hohe Gesellschaft lächerlich und verächtlich gemacht hätte. Der Zar gab nach; man erzählte sich, die alte Kaiserin-Mutter habe ihren Sohn vor die Wahl gestellt, entweder Rasputin zu verbannen oder sie selber unwiderruflich nach Dänemark oder England verreisen zu sehen. Die Ungnade dauerte aber nur wenige Wochen. Als der Thronfolger an dem Leiden erkrankte, von dem er noch nicht genesen ist, das ihn sogar, wie man behauptet, auf immer regierungsunfähig machen soll, fand Rasputin einen Weg, um dem Zaren zu drohen: der kleine Großfürst werde sterben, wenn nicht sein, Rasputins, Gebet ihm helfe. Mit überstürzter Hast wurde der Verbannte zurückberufen, und der Zufall wollte es, daß die Krankheit des jungen Prinzen von dem Tag an, da Rasputin wieder die zarischen Gemächer betrat, einen milderen Verlauf nahm. Inzwischen hatte sich, wie das in Rußland zu gehen pflegt, das Strohfeuer der allgemeinen Entrüstung verzehrt; man schimpfte zwar lebhaft, fand sich aber damit ab, daß der Starez seinen Einfluß wieder gewonnen hatte, der ohnedies irgendeinem andern Abenteurer zugefallen wäre. Anderthalb Jahre dauerte diese zweite Machtperiode Rasputins, die wenige Wochen vor dem Krieg ein plötzliches und geheimnisvolles Ende fand. Das nämliche Dunkel liegt einstweilen noch über seiner Rückkehr, die ihm, wie die Entfernung all seiner Gegner beweist, die alte Macht unvermindert wiedergegeben hat.

Der religiösen Kurpfuscherei verdankt Rasputin seinen größten Erfolg. Wie die Gesundbeter verachtet er aber auch andere, sehr weltliche Dinge nicht. Das Rezept des Mephistopheles zur Behandlung weiblicher Patienten kennt er sehr genau, und wenn er die Damen der höchsten russischen Aristokratie „zur Demütigung" in die Badestube führte, so wußten die Beteiligten und alle andern ganz genau, was man von diesen geistlichen Übungen zu halten hatte. Rasputin selber wurde bei alledem ein reicher Mann. Er nutzte auch seine Macht mit schlauer Zurückhaltung aus. Auch jetzt wieder hat er, als kaum Samarin vom Oberprokurator vertrieben war, den Bischof Warnawa fallen lassen, der als Werkzeug dazu gedient hatte. Der ärgerliche Anstoß mußte irgendwie beseitigt werden: Warnawa wird als Erzbischof a. D. pensioniert. Vielleicht wird einst die Geschichtschreibung, wenn alle Quellen geöffnet werden, Rasputin als den Retter Rußlands feiern müssen, wenn sie nachweist, daß wirklich er den verhängnisvollen Großfürsten beseitigt hat.

Das Privatleben des Zaren und seiner Angehörigen braucht uns nicht zu interessieren. Da aber der Chef der Familie Romanow dem Namen nach immer noch ein Selbstherrscher ist, da er auch bei allem Respekt vor den Grundgesetzen eine schier schrankenlose Macht ausüben kann, sind die Grenzen zwischen seinem privaten und öffentlichen Leben verschwommen. Neigungen persönlichster Art gewinnen Einfluß auf die wichtigsten Handlungen des Staates. Auch in den neuesten Vorgängen des russischen Staatslebens ist Rasputins Einfluß unverkennbar, selbst wenn man nicht jedes Wort, das über ihn berichtet wird, für bare Münze nehmen will. Die Macht Goremykins und das unheimlich rasche Emporsteigen des früheren Gouverneurs von Nishnij-Nowgorod zu der Stellung eines Diktators wären gar nicht zu erklären, wenn nicht hinter ihnen die dunklen Kräfte wirkten, unkontrollierbar, sprunghaft, zufällig. Die Schicksale anderer Reiche sind vom Kampfe großer Prinzipien bestimmt worden, deren Träger große Persönlichkeiten waren. Was aber im Westen etwa Kampf zwischen Staat und Kirche hieß, das entartet in Rußland zum Kampf der Anarchie, die von der Spitze herab den Staat zerrüttet, gegen jedes Gesetz und jedes Prinzip. Der Name des Abenteurers, der über diese Anarchie hinausklingt, bleibt ein Zufall. Wenn Rasputin vor anderthalb Jahren dem Mordstahl erlegen wäre, stände an seiner Stelle längst ein anderer, und wenn er morgen verschwände, so würde man ihm bald genug einen Nachfolger finden.

Digitized by Google

Der russische Liberalismus

Wenn Hindenburg — jüngst wieder — erklärt: „Ich bin kein Politiker, will's auch nicht sein", so ist er es doch in viel tieferem Sinne und höherem Ausmaße, als manche, die Politiker zu sein glauben, weil sie Politiker sein wollen. Es ist nicht nur militärische, sondern auch höchste politische Weisheit, wenn Hindenburg wiederholt betont: „Nicht durchhalten, sondern gründlich siegen." Klare realpolitische Erkenntnis ist aber seine Einschätzung der Bedeutung, die etwa innere russische Krisen für die deutsche Sache haben könnten. Das Gespräch gelangt auf die möglichen Wirkungen von russischen Revolutionen — der Marschall erklärt: „Ich halte nicht viel davon; man kann nur auf seine eigene Kraft rechnen, nur nach ihr sein Handeln bestimmen." Wie sehr diese Meinung den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, wie wenig wir von irgendwelchen freiheitlichen, „liberalen" Bewegungen in Rußland erwarten dürfen, erweist neuerdings eine Analyse des russischen Liberalismus von Orestes Daskaljuk im „Größeren Deutschland".

Dieser sogenannte Liberalismus in Rußland hat das Los der meisten russischen geschichtsphilosophischen und politischen Systeme geteilt. In keiner seiner Epochen, weder in den früheren nikolaitischen und der alexandrinischen der neunziger Jahre, noch in der neueren konstitutionellen ist er mit einem einheitlichen, zielbewußten Programm aufgetreten, stets hat er seine innere Rückgratlosigkeit durch Anleihen bei kräftigeren Nachbarsystemen wettmachen und unter allgemeinen Schlagworten verbergen müssen, die er nacheinander der Humanitätsphilosophie, der Romantik, dem deutschen Individualismus, dem französischen Sozialismus bis herab zum Radikalismus der neueren Demokratie und dem „reformierten" Nationalismus entnahm. Russisch war nur sein Verhältnis zu den großen Problemen, die das öffentliche Leben der Nation beschäftigten, seine Stellung zu Staat und Kirche, sein Verhalten gegenüber den von Europa eindringenden und das Denken des Volkes beeinflussenden Tendenzen. Zu wenig schöpferisch, um aus der allgemeinen geschichtlichen und sozialpolitischen Entwicklung Rußlands seine Richtlinien abzuleiten, hat er die vom Westen übernommenen freiheitlichen Ideen in seinem Schoße zum zweiten Male ausgetragen und sie im Sinne des russischen Traditionalismus neu gestaltet.

Der Liberalismus der siebziger Jahre schwankt noch zwischen der offiziellen Theokratie und dem sozialistischen Anarchismus. ... Die mit Alexander III. im Namen der Orthodoxie und des Absolutismus einsetzende Reaktion wird auch für den russischen Liberalismus richtunggebend. Der Einfluß Katkows und Pobjedonoszews lastet wie ein Bann auf der liberalen Gesellschaft. Die feierliche Abschwenkung der ‚konstitutionellen' Liberalen von den Anarchisten versöhnt die reaktionären Kreise nicht ... Der unerträgliche Druck der Ära Alexanders III. veranlaßt die Reste der Liberalen, mit den offiziellen Anschauungen zu paktieren und eine nach oben und unten gleicherweise gefällige Mittelstraßenpolitik einzuschlagen ...

Der frühe Liberalismus wird überdies durch die eigentümliche Zusammensetzung der russischen bürgerlichen Kreise bestimmt. Der Liberalismus vor und nach 1861 fand die überwiegende Anzahl seiner Vertreter in den Kreisen der Aristokratie. Dementsprechend war er allzu krassen demokratischen Anschauungen abgeneigt und gefiel sich eine Zeitlang sogar in der Bekämpfung radikaler Programme, so des russischen Mir-Sozialismus und des späteren Marxismus. In dem Maße des wirtschaftlichen Aufschwunges der Städte geriet er jedoch immer stärker unter den Einfluß der Sozialisten. Diese Tendenz wurde durch die russischen Semstwos gemildert, mehr noch durch die reaktionären Krisen, die mit Alexander III. ihren Anfang nahmen.

In dem Parteileben Rußlands ist das Jahr 1883 durch das Auftreten der russischen Sozialdemokratie charakterisiert. Ihr klares Parteiprogramm fasziniert die vom Liberalismus unbefriedigten Elemente der Gesellschaft und sammelt sie unter ihrem Banner. Der eigentliche

Digitized by Google

Liberalismus, der sich durch ein schwächliches Verhandeln nach rechts und links notdürftig am Leben erhält, verliert an Bedeutung und sieht sich in der Folge nach Bundesgenossen um. In dem großen Streit zwischen den Marxisten und den Narodniki schlagen sich die Liberalen, um das verlorene Terrain teilweise wiederzugewinnen, auf die Seite des stärkeren Marxismus. Die Versöhnung der freiheitlichen Parteien erfährt ihren Ausdruck in dem ‚Bunde der Befreiung', der durch die unmittelbare Einwirkung auf die Arbeitermassen die revolutionäre Erhebung von 1905 und als deren Folge die Konstitution durchsetzt.

Als sich aus den Wirrnissen der Revolution die ersten Parteiklärungen vollzogen und die bisher im verborgenen lebenden Parteien sich im vollen Tageslicht zu entfalten begannen, sahen sich auch die Liberalen zu einer entschiedeneren politischen Stellungnahme und einer Präzisierung ihrer Grundsätze veranlaßt. Dem Liberalismus fiel von vornherein die Vermittlerrolle zwischen den revolutionären Parteien und dem Regierungsprogramm zu, die von einzelnen liberalen Parteiführern auch tatkräftig in die Hand genommen wurde. Das Verhältnis der liberalen Parteien zur Regierung wurde durch Miljukow treffend dahin charakterisiert, daß sie ‚wohl Opposition Seiner Majestät, aber nicht gegen Seine Majestät' seien. Demnach ergab sich ihre Stellung im Rahmen der übrigen Dumaparteien als die einer ‚offiziellen Opposition', die aber berufen war, die Unverletzlichkeit des Reiches und seines traditionellen Bestandes aufrechtzuerhalten, zu seiner machtvollen Entfaltung aktiv beizutragen und im Verein mit der Regierung alle Anschläge gegen den Konstitutionalismus, von welcher Seite sie auch kommen mochten, abzuwehren. Damit war die Absage sowohl gegen die (absolutistische) Rechte wie die sozialrevolutionäre (republikanische) Linke gegeben, deren auf Zerstörung des Reichsgefüges gerichtete Tätigkeit hauptsächlich die Annäherung der Liberalen an die Regierung und die bedingungslose Anerkennung des russischen Staatsprinzips bewirkte. In ebenso bestimmter Weise sprachen sich die Liberalen (namentlich nach dem Anschlag auf Stolypin 1911) gegen die revolutionäre und anarchistische Propaganda aus, die sie an der Seite der Regierungsparteien zu bekämpfen und im Interesse eines starken Staates auszumerzen für die Pflicht jedes russischen Bürgers erklärten.

Mit der Betonung des Regierungsstandpunktes stellten sich die Liberalen in offenen Gegensatz zu den meisten unversöhnlich oppositionellen Parteien der Duma. Der Liberalismus, der durch die beiden mächtigen Parteien der Oktobristen (der Vertreter der im zarischen Oktobermanifest von 1905 gewährleisteten konstitutionellen Freiheiten) und der Kadetten (von K. D. = konstitutionelle Demokraten) verkörpert war, zeigte aber auch innerlich zahlreiche Risse und Fugen. Gleich die erste Duma enthüllte Unstimmigkeiten im liberalen Lager, indem die Oktobristen für die prinzipielle Unterordnung der Duma unter die Reichsgewalt, die übrigen liberalen Gruppen für die Superiorität der Duma eintraten. Auch in den Fragen der Agrarreform und der Behandlung der Nationalitäten ließ sich keine Einigkeit erzielen. Die Auflösung der ersten Duma brachte überdies gehässige Pressefehden an den Tag — der Streit zwischen dem Oktobristenführer Gutschkow und dem Kadetten Trubetzkoj über taktische und theoretische Fragen —, deren Ergebnis die Kündigung des bisherigen Freundschaftsbündnisses zwischen Kadetten und Oktobristen war. Die in der zweiten Duma konstituierten Parteien der ‚friedlichen Erneuerung' unter Schipow und der ‚demokratischen Reform' unter Lwow und Trubetzkoj waren die zwischen beiden großen liberalen Eckparteien vermittelnden Übergänge.

Der Stolypinsche Staatsstreich vom 17. Juni 1907 wurde bei der allgemeinen Desorientierung nach anfänglichem Protest von den liberalen Parteien als unabwendbare Tatsache hingenommen. Zwei Erscheinungen der aufoktroyierten Konstitutionsreform versöhnten den russischen Liberalismus rasch mit dem Verfassungsbruch der Regierung: die Festlegung der *großrussischen Vorherrschaft über die Fremdvölker* des Reiches und die Lösung des Nationalitätenproblems im Sinne des ungeteilten und unteilbaren nationalrussischen

Digitized by Google

Staates. Mit diesem Hineinwachsen in den Staatsnationalismus vollzieht sich innerhalb der liberalen Parteien der große Umschwung, der sich schüchtern schon in den ersten Dumatagungen angedeutet hatte und nun in einer völligen Neuorientierung auf nationalistischer Basis Gestalt erhält. Die liberalen Parteien stellen sich fortan in der Behandlung der Grenzmarken unzweideutig auf die Seite der Regierung und regeln ihr Verhalten auch in den übrigen Fragen des öffentlichen Lebens nach der Seite des großrussischen Staatsnationalismus. Die dritte Duma, die in ihrer Grundstimmung durch ein Überwiegen der gemäßigt-konservativen Elemente gekennzeichnet ist, bringt diesen rektifizierten Liberalismus, der das freiheitlich-demokratische Programm in einem seiner wichtigsten Punkte, der Toleranz gegenüber den fremden Nationalitäten des Reiches, durchbricht, zur vollen Geltung. Mit der Begründung der Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Staates rücken die Liberalen von den sozialistischen und Arbeiterparteien ab und werfen sich zum Sprecher eines engbrüstigen Nationalismus auf. Namentlich die Oktobristen, die seit ihrer Konstituierung immer deutlicher die Rechtsschwenkung vornehmen, schließen sich entschieden dem agressiven nationalistischen Regierungsprogramm an und erweisen sich in der Folge, als sie durch Alliierung mit der konservativen ‚Gruppe der Nationalisten' ihrem verblassenden Ruhm neue Strahlen hinzugefügt hatten, als tatbereite und willenlose Werkzeuge der Regierung.

Die Abdrängung der Kadetten von der positiven Mitarbeit am Staate brachte diese selbst in eine unfreiwillige Opposition zu der jeweiligen Dumamehrheit und der Regierung, aus der sie nach Möglichkeit Kapital zu schlagen suchten. Das kluge Eingehen auf die Stimmung innerhalb der bürgerlichen Kreise, denen die Schwächen der Regierungsmaßnahmen nicht verborgen bleiben konnten, das Ausnutzen der Unzufriedenheit breiter Volksschichten und die bedeutende Begabung einzelner Führer, so vor allem Miljukows, trug sogar zur Steigerung ihres Ansehens im Reiche bei, das sie durch ein geschicktes Lavieren zwischen Demokratismus und Traditionalismus stetig zu mehren wußten. So ergab sich für den Liberalismus ein öfterer Frontwechsel, der indessen für ihn keine Nachwirkungen hatte und seiner Popularität keinen Abbruch tat.

Bezeichnend für die Wandlungsfähigkeit des russischen Liberalismus ist das politische Wirken Struwes. In seinen zahlreichen Broschüren tritt dieser einstige Revolutionär und Marxist für ein mächtiges imperialistisches Rußland ein, das er durch die bedingungslose Vorzugsstellung der großrussischen Nationalität und eine — nötigenfalls gewaltsame — Einführung russischer Sprache, Verwaltung und Kultur in den fremden Reichsteilen zu schaffen empfiehlt. Struwe anerkennt zwar ‚im Prinzip' die nationalen Rechte gewisser nichtrussischer Völkerschaften (die Ukrainer schaltet er von vornherein aus und eliminiert dadurch den wichtigsten Teil des russischen Nationalitätenproblems); er spricht aber gleichzeitig dem Staate das Recht zu, zugunsten der Staatsnation ohne weiteres die fremdsprachigen Minderheiten unterdrücken zu dürfen. Als Hauptaufgabe des Konstitutionalismus betrachtet er die Anerziehung des ‚Staatsgefühles', das Volk und Intelligenz den ‚historischen' Zielen Rußlands unterordnen und von der unfruchtbaren modernen Antistaatlichkeit befreien soll. Struwes politisches System läuft im Grunde auf eine Verherrlichung der Nationalität als Trägerin und Repräsentantin der Staatsidee hinaus. Mit seiner Identifizierung von Nationalstaat und Staatsnation knüpft er an die bekannte Uwarowsche Formel (Orthodoxie — Autokratie — Nationalität) an und entfernt sich damit vom Boden des eigentlichen Liberalismus, den er durch seine nationalistische und legitimistische Theorie, streng genommen, aufhebt. Diese Auffassung des Liberalismus wurde darum auch von einzelnen Liberalen entschieden verurteilt, ohne daß Struwes Einfluß deshalb vermindert worden wäre. Ebenso schieden sich auch die Sozialisten von den Liberalen ab, obwohl sie für die Fragen, über die der russische Liberalismus stolperte, ebenfalls keine befriedigende Lösung vorzuschlagen vermochten.

Das russische Nationalitätenproblem war bisher das große Hindernis, vor dem alle

Digitized by Google

liberalen, demokratischen und kosmopolitischen Ideen kläglich versagten. Es hat sich ständig durch die Verquickung von sozialen und ökonomischen Momenten kompliziert. Die ursprünglich politische Angelegenheit war z. B. in der Ukraine auch eine Agrarfrage und ebenso in den fremdkonfessionellen Gouvernements eine Kirchenfrage geworden. Der ‚Verband der echten Russen' hat sogar die kirchliche und religiöse Seite über die nationale gestellt und in der allgemeinen Einführung der Orthodoxie das Heil Rußlands erblickt. Alle diese Fragen beschäftigen jedoch nicht nur den russischen Liberalismus und Sozialismus, sondern in gleichem Maße auch die übrigen und namentlich die konservativen Parteien, die in dem Bestreben, den politischen Besitzstand zu wahren, sich fast lückenlos gegen die fremdnationalen Forderungen zusammenschließen.

Die Nationalisierung des russischen Liberalismus hat auch dessen Wesen von Grund aus geändert. Durch die Unterstützung des Regierungsprogramms in einem der entscheidendsten Punkte bekennen sich die Liberalen offen zum staatlichen Zentralismus im Gegensatz zum Autonomie- und Föderativsystem. Demgemäß treten sie für die Stärkung der äußeren und inneren Machtmittel des Reiches ein und verwerfen den Antimilitarismus und Ultrademokratismus als staatsfeindlich. In ihren Versuchen, die Großmachtstellung Rußlands durch seine Geschichte und geographische Lage zu begründen, gelangen sie konsequenterweise zu einer Verklärung des moskowitischen Staatsbegriffes, den sie stellenweise mit mystischen Formeln umkleiden. Praktisch äußert sich dies in dem Befürworten des staatlichen Imperialismus, der das Volk in seinen Vertretern berauscht und zu unablässigen materiellen und physischen Opfern anspornt. Diese Entwicklung des Liberalismus machte sich namentlich seit der Vereinigung aller sozialistischen Gruppen auf marxistischer Grundlage geltend. Der Liberalismus, der sich infolge seiner eigentümlichen Zwitterstellung in Rußland niemals die großen Massen erobern konnte, war von vornherein auf die Intellektuellen beschränkt und von den Strömungen, die sie durchzogen, abhängig. Er mußte alle geistigen Entwicklungsprozesse der russischen Gesellschaft mitmachen und ihnen oft die freiheitlichen Prinzipien seines Programms zum Opfer bringen. Als die Klassenscheidung vollzogen war und die alte freiheitliche Losung von der Sozialdemokratie übernommen wurde, hat sich der Liberalismus, mehr gezwungen als aus freiem Antriebe, dem bevorzugteren Stande und dem Staate zugewandt und dessen offiziellen Patriotismus vollinhaltlich anerkannt. Er wußte aus dem politischen Chauvinismus Nutzen zu ziehen und damit seine eigene Unfruchtbarkeit künstlich zu maskieren. Seine Aufteilung auf zahlreiche politische Frattionen, die untereinander in beständigem Kampfe stehen, beweist am besten seine Unzulänglichkeit. Er ist gegenüber den festgefügten Konservativen und den kleineren, aber entschlossenen sozialen und sozialrevolutionären Parteien infolge seiner unzuverlässigen, richtungslosen und unfertigen politischen Prägung im Nachteil. Und er sucht diesen Nachteil durch eine demokratische Pose und die Umsäumung mit freiheitlichen Schlagworten wettzumachen.

Die zahlreichen Schwächen des russischen Liberalismus haben naturgemäß auch die einsichtigeren seiner Vertreter beschäftigt. Es machte sich unter ihnen in den letzten Jahren namentlich als Niederschlag gleichzeitiger westeuropäischer Reformierungsversuche, eine Bewegung geltend, die mit der bisher geübten Praxis brechen und das liberale Programm von Grund aus erneuern will. Als Grundlage für diesen ‚restaurierten' Liberalismus sollen die Prinzipien seiner demokratischen Vergangenheit wiederhergestellt und die enge Verbindung mit dem modernen Sozialismus durchgeführt werden. Nowgorodzew, einer der Verfechter des modernisierten Liberalismus in Rußland, ist hierbei von dem Idealismus ausgegangen und durch mehrere Vorstufen theoretisch und praktisch zu einem Demokratismus gelangt, wie ihn etwa die russischen Narodniki vertreten. Dennoch hat auch er eine klare Formel für die ‚Sozialisierung des Liberalismus' nicht gefunden. Ein zeitweiliges Zusammenarbeiten der Sozialdemokraten und der Liberalen gibt anscheinend die beste praktische Lösung dieses Pro-

Digitized by Google

blems. Dazu trägt auch die unmerkliche, aber ſtetig fortſchreitende ‚Verbürgerlichung' des ruſſiſchen Marxismus bei, der dadurch dem Liberalismus auf halbem Wege entgegenkommt. Der uralte Zuſammenhang zwiſchen Liberalismus, Sozialismus und Anarchismus in Rußland wird wieder lebendig und beſtimmt das Verhältnis ihrer neuzeitlichen Träger zueinander.

Ob die angedeutete Reformierung des Liberalismus auf ſeiner urſprünglichen freiheitlich-demokratiſchen Baſis tatſächlich voll durchgeführt werden wird, und ob ſie bei der nationalen Beſchaffenheit des ruſſiſchen Volkes überhaupt möglich iſt, läßt ſich vorderhand nicht beurteilen. Auch die zeitweiligen heftigen Kämpfe gegen die Regierung geben dafür keinen Anhalt. Der Liberalismus war in Rußland nie ruſſiſcher, als da er die Regierung bekämpfte. Das Ringen um das Mitbeſtimmungsrecht der Duma war im Grunde dem Verantwortlichkeitsgefühl entſprungen, das die großruſſiſchen Parteien ſämtlicher Richtungen ſeit der Parlamentariſierung des öffentlichen Lebens beſeelt. In dieſem Sinne ſind auch die Verſuche der Kadetten und Progreſſiſten zu werten, die Reichsgewalt aus den Händen der bisherigen konſervativ-bureaukratiſchen Träger auf die breite Baſis der bürgerlichen und Volksparteien zu übertragen. Die Bildung des ‚liberalen Blocks' zu Anfang der letzten Kriegstagung der Duma war ein Affront gegen die repräſentative Staatsvertretung. Aber ihr Kampf galt nur dem Unvermögen der Regierung, den äußeren Feind von den Reichsgrenzen abzuwehren. Nicht die Propagierung liberaler Tendenzen und die endliche Abrechnung mit dem uralten Gegner der Freiheit, dem autokratiſchen Zarismus, war ſein Sinn, ſondern die tatkräftige Ausnutzung der nationalen Kräfte zur Verteidigung des Landes.

Die Großmachtpolitik des Staates hat den ruſſiſchen Liberalismus längſt durchſeucht, der geſchichtliche Erobererwille iſt in das Empfinden der bürgerlichen Kreiſe eingewachſen und mit ihren politiſchen Äußerungen unwandelbar verquickt. Die ganze Energie des ruſſiſchen Liberalismus löſt ſich in einem ungezügelten nationaliſtiſchen Ausdehnungsſtreben aus. Die einſtige ideale Forderung nach Freiheit und harmoniſcher Entfaltung von Staat und Individuum iſt unter einer politiſchen Großmannſucht, die die Freiheit des Volkes mit deſſen rückſichtsloſem Herrenrecht verwechſelt, erſtickt worden."

Großmut gegen Völker

Der ſozialdemokratiſche Abgeordnete Dr. Landsberg hat in ſeiner bekannten Reichstagsrede am 9. Dezember auch dieſen Satz geſprochen: „Die deutſche Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts zeigt, daß Großmut bei einem Staatsmanne ſich belohnt." Da dieſer Satz mit ſeiner ſentimentalen Ethik vielen überzeugend klingen mag, und da Bismarcks Politik gegen Öſterreich im Jahre 1866 von Dr. Landsberg als Beleg für dieſen politiſchen Grundſatz herangezogen worden iſt, hält es die „Voſſiſche Zeitung" nicht für überflüſſig, Bismarck ſelbſt über dieſen Punkt zu hören und ſich dabei an eine ſeiner glänzendſten Improviſationen zu erinnern. Als Moltke und Bismarck in der Nacht vom erſten auf den zweiten September mit dem General Wimpffen die Bedingungen der Übergabe von Sedan und der dort eingeſchloſſenen franzöſiſchen Armee erörterten, wurde von den Franzoſen die Bitte um Milderung der deutſchen Forderungen mit dem Hinweis begründet, das franzöſiſche Volk würde ſich für dieſe „Großmut" dankbar erweiſen, und dieſe Dankbarkeit würde ſpäter der Politik zwiſchen Deutſchland und Frankreich zugute kommen. Bismarck erwiderte darauf mit Worten, die heute wieder eine merkwürdig aktuelle Bedeutung haben und die auch in den Reihen der Sozialdemokraten — wo jetzt von Bismarck doch auch als von dem „genialen Staatsmann" geſprochen wird — nicht verloren ſein ſollten. Bismarck ſagte:

Digitized by Google

„Ihre Schlußfolgerung, Herr General, scheint beim ersten Blick bündig zu sein, in Wahrheit ist sie bloß bestechend und hält keiner Prüfung stand. Im allgemeinen muß man auf Dank sehr wenig, auf die Dankbarkeit eines Volkes aber gar nicht rechnen. An die Dankbarkeit eines Souveräns, im Notfall an die seiner Familie kann man glauben, unter Umständen sogar mit aller Zuversicht darauf zählen; aber ich wiederhole, von der Dankbarkeit einer Nation muß man nichts erwarten. Wäre das französische Volk ein Volk wie andere, hätte es gediegene Einrichtungen, erwiese es, wie das unsere, diesen Einrichtungen den Dienst der Achtung und Verehrung, hätte es einen Fürsten, der fest auf dem Throne säße, so könnten wir an die Dankbarkeit des Kaisers und an die seines Sohnes glauben und Wert legen auf diese Dankbarkeit; in Frankreich aber sind seit achtzig Jahren die Regierungen so wenig dauerhaft, so buntscheckig gewesen, sie haben so rasche und unvorhergesehene Wechsel durchgemacht, daß man in ihrem Lande auf nichts bauen kann, und daß, wenn eine Nachbarnation ihre Hoffnung auf die Freundschaft eines französischen Souveräns setzen wollte, dies einfach Torheit sein würde; es hieße in die Luft bauen. Überdies wäre es ja sinnlos, sich einzubilden, Frankreich könne uns jemals unsere Erfolge verzeihen. Sie sind ein reizbares, neidisches Volk, eifersüchtig und hochmütig bis zum Übermaß. Seit zweihundert Jahren hat Frankreich dreißigmal an Preußen (sich verbessernd:) an Deutschland den Krieg erklärt: und diesmal haben Sie ihn an uns erklärt, wie immer aus Eifersucht, weil Sie uns unseren Sieg bei Sadowa nicht vergeben konnten, und doch hatte Sadowa Ihnen nichts gekostet und konnte Ihren Ruhm nicht schmälern. Aber es schien Ihnen, als sei der Sieg ein Erbe ,auf das außer Ihnen niemand ein Recht hätte; als wäre der Waffenruhm für Sie ein Monopol. Sie konnten nicht ertragen, daß an Ihrer Seite eine Nation entstand ebenso stark wie Sie. Sadowa haben Sie uns nicht verziehen, wo weder Ihre Interessen noch Ihr Ruhm im Spiele waren. Und Sie sollten uns Ihren Zusammenbruch bei Sedan vergeben? Niemals! Wenn wir jetzt Frieden machten, so würden Sie in fünf, zehn Jahren, sobald Sie könnten, den Krieg von vorn beginnen. Das wäre die ganze Dankbarkeit, die wir von der französischen Nation zu erwarten hätten! Im Gegensatz zu Frankreich sind wir eine rechtschaffene und friedliebende Nation, die niemals Eroberungslust in Versuchung führt, und die nichts anderes möchte, als in Frieden leben, wenn Sie nicht beständig mit Ihrem Hang zu Streit und Übergriff dazwischen kämen. Heute ist es endlich genug. Frankreich muß gezüchtigt werden für seinen Dünkel und für seinen ewig friedlosen Angriffsgeist. Endlich wollen wir die Sicherheit unserer Kinder festlegen, und dazu brauchen wir ein Glacis zwischen Frankreich und uns; wir brauchen ein Land, Festungen und Grenzen, die uns für immer gegen jeden Überfall von seiner Seite sicherstellen.“

Der Betrieb

(Berliner Theater-Rundschau)

Man spielt wirklich vor vollen Bänken. Wieder ist bei den Erstaufführungen die Luft mit Elektrizität geladen. Es gibt auch wieder Theater-Sensationen und Theater-Prozesse. Um den Rollenstreit zweier Schauspielerinnen entsteht im Kreise derer, denen das Theater die Welt ist, ein Gehabe, als ob es nichts Wichtigeres gäbe und nicht draußen im Felde die Schmerzensrufe der Verwundeten und Sterbenden in der Nacht verhallten.

Mit Verlaub: Das Theater ist wichtig. Auch jetzt. Auch in bitterernsten Zeiten. Es gehört, seine Zeweiligkeit mag besser oder schlechter sein, zu den Werten, die das deutsche Wesen kennzeichnen. Die hochmögenden Gönner freilich, die just zur Kriegszeit ihre Hände schützend

Digitized by Google

über das Theater halten, sehen es von einer anderen Seite an; erblicken in ihm ein Mittel, die Stimmung im Lande zu heben, eine Anstalt für Zerstreuung und Unterhaltung. Ihr Liebden! Würde sich denn eine verzagende Nation vom besten Komödienspiel aufrichten lassen? Wir haben die Fähigkeit zu geistigen Genüssen, — es steht gut um uns! Auf die Zerstreuung würden wir verzichten können, die Sammlung aber zum Kunstgenuß ist ein günstiges Wahrzeichen der Kriegslage. Während die Phantasie der feindlichen Presse die Hungersnot und Verzweiflung Deutschlands ausschwitzt — und die Kinder, sie hören es gerne! —, entfaltet sich in unseren Städten, Berlin voran, ein ungewöhnlich lebhafter Theaterbetrieb.

Kurz gesagt: das Theater ist wichtig, doch nichtig sind die Theateraffären. Bekämpft das häßliche Drum und Dran! Schlagt los gegen die Händler im Tempel, gegen die Stücke, die den Geschmack verderben, gegen die widerlichen Sensationen! Wenn ihr aber erfahren habt, daß allem Menschlichen, und wär' es von Asbest, ein peinlicher Erdenrest zu tragen bleibt, dann habt die Güte, die Schauspielhäuser in Gottes Namen auf dem Erdboden zu dulden. Mehr als die biblischen drei Gerechten von Sodom und Gomorrha findet ihr gewiß! Wie die Theaterfexe einen armseligen Kulissenzauber hochschätzen, so übertreiben die Puritaner die Ärgernisse im Reiche der Schminke. Der armen Snobs, denen eine Theateraffäre bedeutsamer dünkt als unsere weltgeschichtlichen Erlebnisse, sind nicht viele. Man soll sie auch der Zahl nach nicht überschätzen. Sie repräsentieren fast nur in den Premieren die „stehenden Masken" der Komödie. Das Publikum, das sonst die Schauspielhäuser füllt, kümmert sich den Deibel um die Kulissenpolitik! Es ist auch nicht überall und immer geschmacklos duldsam. Schickt freilich seine Legionen in die Kettenvorstellungen alberner Possen und Philisterschwänke; übt aber an jenen Stätten, wo der bessere Verstand Kunst sucht, doch auch Kritik und Einfluß. Der Mißerfolg der kriegerischen Gelegenheitsstücke im Vorjahr bewies es, der Aufschwung der literarischen Bühne in diesem Jahr beweist es.

Nur wenn aus sich selbst heraus Neues wuchs, änderte sich die Zeit. So scheint es mir denn verfehlt, dem Theater der Gegenwart zum Vorwurf zu machen, daß es gerade jetzt nicht das Zukünftige gebiert. Entwicklungen lassen sich immer erst im Nachhinein überblicken. Jedenfalls sollte das, was wir etwa, ohne es genau umschreiben zu können, begehren, uns nicht undankbar machen gegen das, was wir besitzen. Wer ganz im allgemeinen, vielleicht auf hohem, aber fernem Posten, eine ideale Unzufriedenheit nährt, hat es übrigens leichter, theoretisch zu verdammen, als der Kritiker, der in der Uhr der Zeit Sandkorn für Sandkorn fallen sieht, der die vielfältigen einzelnen Erscheinungen aufmerksam beachtet und nicht um einer These willen gegen irgendeinen Teil ungerecht sein mag.

Daß das Theater Deutschlands an vielen Orten die Würde dieser Zeit nicht gebührend wahrt, ist sicher richtig. Auf die schlüpfrige Pariser Boulevardposse hat man zwar verzichten — müssen, doch der Ersatz durch den deutschen Philisterschwank bietet keinen Vorzug. Man darf sogar sagen, daß Goethes „Erlaubt ist, was gefällt" noch immer besser war, als die Losung unseres Ausnahmezustands: „Es muß dem Publikum gefallen, was die Zensur erlaubt." Die Geschmacksverseichtung durch die Muster ohne Wert, den wohlgelittenen Unterhaltungsschofel, ist für Geisteskinder, die das Theater nicht grundsätzlich mit einer Präparandenanstalt verwechseln, unerträglicher, und sie ist jedem Geist, daher auch dem „deutschen Geist", mehr zuwider, als der frechste Sprung künstlerischer — wohlverstanden: künstlerischer! — Laune. Die behördliche Einengung der geistigen und sittlichen und sozialen Kämpfe auf der Bühne, diese einem großen Teil unserer Dramatiker, und nicht dem schlechtesten, angelegte Mundsperre, hatte eine Hochflut von Benedixiaden zur unvermeidlichen Folge.

Welch ein schöner Gedanke, den wahren Geist des „deutschen Barbarentums" hinauszutragen in die eroberten Länder durch die willkommenste und allgemein verständlichste der Künste! Welche Erquickung für die deutschen Kolonisten in Feindesland und vor allem, an ihren Ruhetagen, für unsere lieben Krieger! Doch glaubt man wirklich mit Friedmann-Frederich,

Digitized by Google

Koppel-Ellfeld und ihresgleichen Achtung für das Deutschtum zu erwerben, den gebildeten Feldgrauen Freude, den naiven Zuschauern Nutzen zu bescheren? Es versteht sich, daß Ort und Gelegenheit eine besondere Wahl der Stücke bedingen. Ein Quentchen feinster Alpenbutter auf samtenem Kamisol hinterläßt — einen Fettfleck. Ein Ibsensches Problemdrama wäre auf dem Kriegsschauplatz übel angewandt. Anderseits kann man auch nicht überall und immer nur Lessings „Soldatenglück" spielen. Muß es deshalb aber gleich „Meyers" oder ähnliches sein?

Bedenklicher ist eine andere Erscheinung. Weil sie nicht auf eine kleine Einheit von Ort und Zeit beschränkt ist — und weil sie nicht bloß dem Theater, vielmehr dem gesamten geistigen Leben eine Gefahr ankündigt. Nicht erst heute erheben sich treubesorgte Stimmen und weisen darauf hin, daß Einflüsse am Werke sind, des deutschen Volkes Opfertat mit reaktionärer Knebelung der Geister zu belohnen. Die Warner erinnern an die Freiheitskriege vor einem Jahrhundert und an deren bittere Frucht: die Heilige Allianz. Im Namen der großen Sache wird da und dort, im Deutschen Reich und in Österreich, gegen bestimmte Bühnendichtungen von spezifischem Gewicht ein Kesseltreiben veranstaltet, das leider in vielen Fällen nicht ohne schlimmen Erfolg blieb. Die Stücke, die man aufs Korn nimmt, haben weder konfessionellen Charakter, noch stehen ihre Dichter auf der Zinne einer politischen Partei. Das gilt von Schönherrs „Weibsteufel" und von Halbes „Jugend". Sogar Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld", seit fast fünfzig Jahren zum eisernen Bestand der besten Bühnen zählend, wurde nun plötzlich in manchen Städten verboten. Das Schönherrsche Schauspiel ist einst, nach der Berliner Aufführung, an dieser Stelle kritisch gewürdigt worden. Es behandelt einen Stoff der Weltliteratur, den in anderen Formen und Gestalten auch die Bibel (Simson und Delila) und Shakespeare („Antonius und Kleopatra") benutzt haben: das Unterliegen des starken Mannes, sein Liebessklaventum, den Triumph des stärkeren (weiblichen) Geschlechts. Eine verdammt ernste Sache also, mit der sich auch die Philosophie Schopenhauers gründlich auseinandersetzte!

Freiheit der Kunst und der Wissenschaft! Das Alpha und Omega ist sie aller bürgerlichen Freiheit. Nicht nur der Druck von oben, auch der Druck von unten, jeder Druck von außen muß abgewehrt werden. Auch in dieser Zeit, die allen Kampf im Innern des Vaterlandes verbietet. Möchte sonst leicht vorübergehende Duldung dauerndes Nisten bösen Brauches im Gefolge haben.

Das Theater ist eine politische Angelegenheit im höheren Begriffe des Wortes. Da es ein letztes Ziel mit der Staatskunst gemein hat: die Vervollkommnung der Gattung. Ist es der Sinn aller Kunstpolitik, die geistige Macht der Nation zu erhöhen — wie es das Ziel aller Staatspolitik ist, die weltliche Macht eines Volkes zu erweitern und seine materielle Wohlfahrt zu steigern —, so ergibt sich die wechselseitige Förderung der einen und der anderen von selbst; ohne daß sie sich gegenseitig ins Handwerk pfuschen. Strenge auf die Unantastbarkeit der Rechte des anderen bedacht, können sich Staat und Theater nützen: der Staat dem Theater, indem er Bühnen baut oder unterstützt, denen er volle Freiheit gewährt; das Theater dem Staat, indem es seine Tore dem Zeitgeist und den vielfältigen sozialen und politischen Fragen öffnet, wenn sie in künstlerischer Gestalt um Einlaß pochen, — ohne daß es sich einseitig einer politischen Richtung oder Partei verdingt.

Aus dem Umkreis der Betrachtungen nun wieder eingekehrt zum Tun und Lassen der Berliner Schauspielhäuser: Schwerlich kann man den Willen zur Betätigung verkennen. Die Dichter neuer Werke zwar finden sich immer noch recht zögernd ein. Bleibt vorläufig ihren älteren Kollegen das Feld. Ist keineswegs zu verachten, daß zwei erste Bühnen Berlins gleichzeitig um den Schillerpreis (jenen, der noch nicht gestiftet wurde!) für ihre „Maria-Stuart"-Aufführungen ringen. Nicht genug damit! An einem Sonntag des Novembers ward die schottische Königin sogar dreimal „hiesigen Orts" enthauptet. Daß die geliebte

Digitized by Google

Tragödie unserer Knabentage nun schon seit Wochen in der Schumann- und in der Königgrätzer Straße Kasse macht, spricht deutlich genug für eine ungewöhnliche Theater-Hausse.

Der Jubel, der dem „klassischen Trauerspiel" gilt, ist einigermaßen kennzeichnend für die Art, wie Berlin im langgestreckten Elend des Weltkriegs der „Lustbarkeit" pflegt. Selbst wenn es richtig ist, daß Schiller bei Reinhardt von der schauspielerischen Neudichtung, Vermenschlichung und Verweiblichung der Elisabeth durch Hermine Körner einen schönen Nutzen hatte — und nicht minder bei Meinhard und Bernauer von der reinen Offenbarung der Maria durch Irene Triesch; und selbst wenn wir überdies der Reinhardt-Aufführung den Magnet eines vorausgegangenen Skandälchens und der anderen Aufmachung die Reize des kühnen Wettbewerbs zuschreiben: es erübrigt doch in jedem Fall für den braven Dichter ein erklecklicher Rest von Anziehungskraft!

Vergleichen wir 1806 mit 1915: Niemals war Berlin so phäakisch fröhlich, als unmittelbar vor Preußens Zusammenbruch. Noch am Vorabend der Schlacht bei Jena ließ sich Friedrich Wilhelm III. auf seines Herrn Vetters Schloß zu Rudolstadt ein Tanzfest gefallen! Heute — ein Volk, das mit festem Nacken immer neuen unermeßlichen Opfern und dem Morgenrot eines neuen Daseins entgegengeht; ein Theaterpublikum, das zu Schillers Füßen sitzt.

* * *

Sie sitzen freilich auch zu den Füßen all der Schneider, die aus den Lappen von neunundneunzig Schwänken einen hundertsten zusammenflicken. Gegen das anspruchslose Unterhaltungsstück, den Ersatz für Skat, protzt kein vernünftiger Stratege die Zweiundvierziger ab, solange nicht geradezu seine Vernunft zum Zorn gereizt wird. Das geschieht aber zuweilen.

Im Schwarm der Schwänke war einer, der die Verseichtung eines Lustspiels beklagen ließ: „Die selige Exzellenz" von Rudolf Presber und Stein. Der Stoff war's zu einer Komödie des schlechten Gewissens. Die Freunde eines unerhört rechtschaffenen und darum verhaßten Ministers, ein Mann und eine Frau, werden von der Hofkamarilla nach des Mächtigen Tod an die Luft gesetzt. Die beiden (ihre Trauer ist so oberflächlich, wie das Stück!) schmieden (der Sarg ist kaum geschlossen!) einen listigen Kriegsplan. Der Minister habe „Gedanken und Erinnerungen" hinterlassen, so verbreiten sie, und ihnen zur Veröffentlichung anvertraut. Die Höflinge bekommen das Zittern, das Blatt wendet sich. Presbers sorgloser Witz — Witz hat er! — setzt sich über den Ernst der Satire hinaus, der nur mit der Menschenmöglichkeit der Situationen zu wahren gewesen wäre. Doch die prachtvollen Barnowskyschen Schauspieler des Deutschen Künstlertheaters, Hans Junkermann als Hofmarschall voran, führten die erfolgreiche Posse auf den Lustspielboden zurück.

Ähnliches gelang beinahe auch dem Komödienhaus mit dem noch weniger literaturbeflissenen Schwank „Die rätselhafte Frau" von Robert Reinert. Auch in diesem Stück wird ein Lustspiel-Embryo umgebracht. Nur ist es hier nicht eine Idee, sondern eine Figur: das Trieb-, Putz- und Spielweibchen nämlich, die amoralische, daher schuldlose Sünderin, die ihre Männer wie die Handschuhe wechselt. Ida Wüst lieh den Launen Madames ihren klugen, launigen Kopf. Nur ist der Kopf gerade das Unwesentlichste an dem niedlichen Persönchen im Stück, und das, was die dummen Männer fesselt, wurde von dem derberen Spiel der Künstlerin geschwächt. Von der übrigens aus alten Schablonen bestehenden Komödie bleibt die älteste Schablone im Gedächtnis: ein thumber Ritter Toggenburg. Weil Eugen Burg, heute Berlins bester Komiker, ihn firnißte.

Echtes Altertum, nicht entlehntes, rief das Kleine Theater aus dem Grab: den „Miles gloriosus" des Titus Maccius Plautus, der 200 Jahre vor Christi Geburt die griechischen Komödiendichter bestahl. Der Titel des Lustspiels verführte wohl zur Aufführung in einer Zeit, die die Eisenfresser und Harnischraßler zur linken Hand Gottes versammelt; zur rechten

Digitized by Google

stehen, in unabsehbarer Zahl, unsere Helden! Leider verdeutschte man die geflügelte lateinische Marke in die fade Überschrift: „Der Prahlhans“ und hat auch sonst der bearbeitende Professor mit seinen deutschen Knüttelversen dem Stil des Römers unrecht getan und ihm, zugleich mit den urigen Rauhbeinigkeiten, Kraft und Saft zimperlich weggesäubert! Überhaupt: einen unmittelbaren Genuß gewährt das Lustspiel des Plautus deutschen Zuschauern nicht mehr. Für den Freund geschichtlicher Bildung ist es interessant, die ewigen Lustspielmotive in einer 2200 Jahre alten Urform zu finden — und auch schon die Ansätze zur Charakterkomödie. Diese Freude bietet aber das Buch hinlänglich, und die Bühne tut besser, sich an eine spätere Vervollkommnung der Rudimente zu halten. Der Miles gloriosus wurde tausendmal wiedergeboren; am herrlichsten bei Shakespeare, wo er Falstaff heißt.

Glücklicher war die germanistische Philologie, die allerdings nur bis zum Jahr 1747 schaufelte und Lessings Lustspiel in Knabenschuhen: den „Jungen Gelehrten“, aus dem Leipziger Theaterarchiv der Karoline Neuberin hervorholte. Als sich dieses noch kindliche und doch schon vom Atem des Kämpfers belebte Stück nun auf der improvisierten kleinen Bühne des Lessing-Museums, mit der ungeschminkten Helene Thimig in der Höschenrolle des Damis, zöpfig, heiter und simpel vor uns abspielte, war's immerhin möglich, uns selbst in die alte Zeit zurückzuversetzen. Wo das nicht gelingt, haben doch nur die Gelehrten einen Gewinn!

Es mißlang dem Königlichen Schauspielhaus mit einem Alt-Berliner Possenabend. Die Berliner Lokalposse war in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf den Namen Louis Angely getauft. Mit der vormärzlichen Wiener Posse der Raimund und Nestroy und sogar der Vorgänger dieser Vorstadtklassiker konnte die Volksmuse an der Spree sich durchaus nicht messen. Ihr fehlte der höhere Schwung der Selbstironie, die vom Alltäglichen emporflatternde Phantasie; es war ihr nicht die Gunst eines kleinbürgerlichen Genies beschieden. Bei Raimunds und Nestroys besten Würfen schnalzen noch heute die Enkel mit der Zunge. Als man aber jetzt Angelys „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ aufführte, gab es bei den Angeödeten nur ein Verwundern über die grenzenlose Anspruchslosigkeit der Großeltern. Mit Unrecht spannte das Hoftheater in seiner jovialen Laune den viel ernster zu würdigenden Dichtervagabunden Karl von Holtei mit dem Berliner Vorstadthanswurst an eine Wagendeichsel. Um das verüben zu können, mußte man Holteis bessere Schauspiele („Hans Jürge“, „Lorbeerbaum und Bettelstab“) links liegen lassen und sein dickverstaubtes Singspiel „Wiener in Berlin“ wählen. Wenn schon! Dann aber galt's, den Ton der naiven Bühne zu treffen. Die Hofschauspieler spielten nur sich selbst — als Vorstadtkomödianten verkleidet.

Unter den Schatzgräber-Arbeiten der letzten Wochen ist der besonnten Aufführung von Kleists hellenistischem „Amphitryon“ im Theater der Königgrätzer Straße nicht zu vergessen (Kayßler = Amphitryon, Helene Fehdmer = Alkmene). Dem olympisch verwegenen Spiel des Trotzes gegen die Haus- und Familienmoral — Jupiters Ehebruch im Flammenschein der Dichtung! — wagt man um Kleists willen heute nicht mehr den Weg zu verlegen.

Auch Shakespeares „Sturm“ wurde uns wiedergegeben. So sagte der Zettel der Volksbühne am Bülowplatz. War jedoch von der reifen Weisheit bei der prunkvollen Reinhardtschen Aufmachung (o diese wunderschönen wandernden Wolken in aller Farben Tönen!) nicht viel anderes übriggeblieben als ein Opernlibretto.

Strindberg wird, seit er tot ist, lebendig. Doch schon ins vorletzte Vierteljahrhundert griffen die zwei Aufführungen des „Vaters“ zurück. Seit dem Wagnis der „Freien Bühne“ (1890) hatte man die greuelvollste der Ehetragödien scheu gemieden; obwohl „Der Vater“ ohne Zweifel zu den Meisterwerken des kranken Genius gehört, der von willkürlichen Axiomen furchtbarste Schlußfolgerungen mit mathematischer Exaktheit ableitet. Seltsam, daß nun mit einemmal in dieser von Schrecken erfüllten Zeit zwei Berliner Bühnen um die Zwangsjacken-Tragödie sich bemühten! Wieder, wie um die „Maria Stuart“, gab's einen Hahnenkampf

Digitized by Google

zwischen Reinhardt und Meinhard-Bernauer. Das Publikum, als wär's durch Leid und Gram gefeit, hielt ohne Wehleidigkeit stand.

Zu lichten Höhen führte kaum eines der neuen Schauspiele. Am wenigsten Artur Schnitzlers Einakter-Dreiverband „Komödie der Worte" (Lessingtheater). Spurlos ist an dem melancholischen Grübler die Welterschütterung vorübergegangen. Nicht daß er fortfährt, den Menschen zu suchen und der Masse auszuweichen; nicht daß er in der engsten Umzirkung des Persönlichen verweilt, ist seltsam. Man mißdeute doch nicht die erhoffte Verjüngung der Literatur, indem man für die Zukunft nur geschichtliche, deutsch-landschaftliche oder kriegerische Dramen erwartet! Doch auffällig ist immerhin, daß kein Hauch der aufgeregten Zeit in die Problemwelt Schnitzlers dringt, in diese nicht mehr neue Welt, und daß ihn das Chamäleon einer Schauspielerseele und die Erkenntnis von der Unwahrheit der Worte ganz und gar beschäftigen, so daß er keinen Gedanken übrig hat für eine Wahrheit, die uns jetzt alle überwältigt: die Wahrheit der Tat. Anmaßend und ungerecht ist es freilich, vom Dichter zu fordern, daß er sich verändere oder verleugne; mit ihm zu hadern, weil er nicht anders sein kann, als er ist; zu vergessen, daß er im Kreise seines Wirkens uns bereichert hat! Doch ebenso anmaßend und ungerecht wäre es, den Zeitgenossen zu gebieten, daß sie heute wie je den in der äußeren Ruhe des Daseins fleißig erforschten Nervenmenschen ihre ungebrochene Teilnahme entgegenbringen müssen. Jetzt gehört nun einmal die Welt den Starken, den Robusten! Schnitzlers kleines Bündel ironisch-skeptischer Schauspiele hat also wohl die rechte Stunde verfehlt. Nur das Mittelstück („Die große Szene") ist dem Charakter nach zeitlos: die tragikomische Entblößung des Virtuosen mit dem doppelten Ich — in einem Virtuosenstück. Und in Berlin war es Bassermann, der hier glänzend das große Rad schlug!

An Georg Hermanns zu Tode dramatisiertem Roman „Henriette Jacoby" (Kleines Theater) kann mit wenig Worten vorübergeglitten werden. Erzählung und Schauspiel sind Fortsetzungen des Romans und Dramas „Jettchen Gebert". Was nun noch als letztes Tröpflein der ausgepreßten Zitrone übrigblieb, ist ein matter Reiz des biedermeierischen Berlin. In der ersten Fassung von „Jettchen Gebert" war die alte Stadt reizvoll traut und lebendig geworden — und die Vielheit vertiefter Typen, die man oberflächlich, als wär's eine Wesenseinheit, das Judentum zu nennen pflegt, sicherte dem Buche sogar einen kulturgeschichtlichen Wert. Selten hat ein Mensch so gegen sein eigen Fleisch und Bein, ein Dichter so gegen sein Geschöpf gewütet, wie der hochbegabte Georg Hermann, der talentlose Dramatiker. Von der gähnenden Langeweile seines Zustandsdramas gar nicht zu sprechen! Weit schlimmer ist, daß das bißchen, was da vorgeht, durch die schlechte szenische Klitterung unverständlich gemacht wurde. Kein Mensch ahnt zum Schluß, warum sich Jettchen einem ungeliebten Manne gibt und warum sie des geliebten Mannes wegen Selbstmord begeht.

Käme es auf den grundbeutschen Charakter allein an, Walter Harlans Drama „Das Nürnbergisch Ei", aufgeführt im Deutschen Theater, gebührte der Preis. Doch ist's auch nicht ein Meisterwerk, als ehrlich Stück Arbeit und eines Künstlers Bekenntnis dürfen wir es achten. Den Nürnberger Schlosser Peter Henlein, der um das Jahr 1500 die gewichtslose Schiffs- und die Taschenuhr erfand, hat's zum schlichten Helden. Der ist, ohne Deutschtum zu predigen, so deutsch, wie es Richard Wagner verstand: er tut ein Werk um des Werkes willen, und nicht für Ehre und Sold. Er stirbt sogar für sein Werk. Stirbt gelassen, mit heiterem Mannesmut, obwohl er gerne lebte. Eben jetzt, als der schöpferische Gedanke in seinem Hirn Gestalt gewonnen hat, sagt ihm der Arzt: Du mußt sterben, wenn du nicht ohne Verzug das Krebsgeschwür aus deiner Kehle schneiden läßt. Und wenn er schneiden ließe? Möglich, daß ihm eine lange Lebensfrist gewährt wäre; doch möglich auch, daß er unter dem Messer des Chirurgen verbluten würde. Und dann bliebe sein Werk ungeschaffen! Peter Henlein wählt; wählt die kurze Frist; vollendet seine Sendung; stirbt. Dem Schauspiel fehlt es ein wenig an Fülle. Der dramatische Atem weht nicht sehr stark und ist vor dem letzten Akt, der nur mehr

Digitized by Google

die längst bestimmte Todesstunde des Meisters bringt, verhaucht. Doch ein lieber Mensch ward im Geiste des Dichters geboren; von Peter Henleins kraftvoll heller Männlichkeit geht Erquickung aus. Nicht Butzenscheibenlyrik, kernhaft Wesen vielmehr belebt uns das alte Nürnberg, den Stolz des deutschen Bürgertums. So war „Das Nürnbergisch Ei" von Walter Harlan gewiß eine Gabe, die wir dankbar empfangen mochten — und ein gut Geschenk der tatenreichen Gegenwart.

Hermann Kienzl

Eine Schwarzwälder Meisterwerkstätte für Holzschnitzerei

Es war Mitte November in Hans Thomas Karlsruher Werkstatt, die von einer aus sonniger Kunstfreudigkeit, abgeklärter Altersweisheit und frisch-lebendiger Alemannenklugheit einzigartig gemischten Stimmung unvergleichlich durchleuchtet ist. Der Künstler zeigte dem beglückten Gaste die Arbeit der letzten Monate. Eine größere Zahl seiner älteren einfarbig erschienenen Steindrucke hat Hans Thoma „koloriert". Welch wunderbare Tätigkeit kann dieses meist so einfältig verstandene Wort haben! Der alterfahrene Meister hat sich selber überrascht gefühlt. Die Farbe ist ja bei dieser Tätigkeit nicht mehr ein Mittel, einen Natureindruck wiederzugeben, sondern das Werkzeug der spielend sich ergehenden Phantasie. Man fühlt keine Grenze bei dieser Art zu schaffen. Die Farbe ist einer unerschöpflich sprudelnden Quelle gleich, aus der man immer neue Lebensmöglichkeiten schöpft. Seltsam, wie die längst vertrauten Bilder an Raumfülle gewonnen haben. Es ist in diesem nachträglichen In-Farbe-Setzen eines so fest und sicher Gezeichneten etwas, wie Mozartische Musik. Ein Schweben über der Erde, aber nicht so, daß man sich von ihr entfernte. Die Füße sind nur der Erdenschwere enthoben, alles scheint so licht und klar, befreit von Ketten und Lasten, wie in einem schönen Traum.

Da ward Besuch gemeldet. „Er wird Sie nicht stören", versicherte gütig der Alte. „Es ist ein Schwarzwälder, der rechte Mann für eine überaus gute Sache." Der eintrat, heißt Joseph Fortwängler. Er ist der Begründer und Leiter der Meisterwerkstatt für Holzschnitzerei in Triberg und weilte in diesen Tagen in Karlsruhe, um eine Ausstellung von Arbeiten seiner Werkstatt im Kunstgewerbemuseum zu überwachen. Ich habe die Ausstellung dann später besucht, zuvor aber den Mann kennen gelernt und mir von seinem Schaffen und Wollen erzählen lassen. Davon will ich nun an andere berichten, auf daß auch sie dieser Freude teilhaftig werden. Denn in der Tat: hier hat der rechte Mann eine gute Sache ergriffen, die nach seinem Vermögen zu fördern einem jeden wohl tun muß.

Es war ein eigenartiger Genuß, den schwarzhaarigen, hageren Mann mit der Erregtheit des von seiner Sache ganz erfüllten Apostels auf den greisen Altmeister einreden zu sehen, der bei aller äußeren Ruhe immer wärmer wurde und seine kluge Bedachtsamkeit nicht zu lähmenden Einwürfen nutzte, sondern nur um den sichersten Weg zum Gelingen zu finden. Der weltberühmte Künstler und der ungekannte Werkstattmeister, die Exzellenz und der titellose Landmann waren beide eins in der vollen Hingabe an ihre Aufgabe im weiten Reich der Kunst und in der großen Liebe zur gemeinsamen engeren Schwarzwaldheimat. Und wer es bis dahin nicht wußte, hätte es in dieser Stunde erfahren, wie stark Hans Thoma und seine Kunst in diesem urdeutschen Bauern- und Waldboden wurzeln. Mag da der Baum eines Menschenschaffens noch so hoch hinaufwipfeln, eins wächst in gleichem Maße mit: die Liebe zum angestammten Volke. Sie wird sich verschieden äußern. Bei Fortwängler hat sie auch das ganze soziale Denken erfaßt. Der alte Thoma ist ganz Künstler, der jüngere Schwarzwälder vor

Digitized by Google

allem Kunstpolitiker. Kaum daß er das Wort „Kunst" dabei betont wissen will. Auf ein gesundes, glückliches Leben kommt es ihm an, und in diesem handwerklichen Kunstschaffen hat er das Mittel dazu erkannt.

Wie in allen Waldgebieten ist auch im Schwarzwald die Holzschnitzerei schon lang daheim. Sie wächst da aus einem besonders fruchtbaren Erdreich hervor, denn der Alemanne hat, wie kaum ein zweiter deutscher Stamm, neben leicht satirisch gefärbtem Humor die Lust und die Gabe zu fabulieren. Das geht mit dem Schnitzmesser fast noch besser, als mit dem Mundwerk, erst recht, wenn einem ein so guter Stoff überall zur Hand liegt, wie das Schwarzwälder Tannenholz. In einzelnen alten Bürgerhäusern, hier und da noch in einer Wirtsstube, im Stuhlwerk einzelner Kirchen, zumeist leider heute nur noch in Kunstgewerbemuseen und anderen Sammlungen, findet sich manches Stück, das vom guten Können dieser alten Schwarzwälderübung beredtes Zeugnis ablegt. In den Kaufläden dagegen der vielfach besuchten Schwarzwaldorte, an Uhrgehäusen, Kleiderhaken u. dgl. sieht man eine Masse üblen Tands, jene herkömmliche unpersönliche Arbeit, die jedem Kunstfreunde die Holzschnitzereien des Schwarzwalds wie der Schweiz oder Oberammergaus ins Gebiet übler Heimarbeit oder schablonisierter Geschmacklosigkeit einordnet.

Man hat auch im Schwarzwald versucht, die handwerklichen Grundlagen dieses ganzen Betriebes zu verbessern. Vor etwa fünfzehn Jahren bin ich auch einmal in der Schnitzereischule in Furtwangen gewesen, gerade als die Arbeiten der Schüler versteigert wurden. Sie mögen ihr Handwerk dort gut gelernt haben, aber das Künstlerische und Menschliche dieser Tätigkeit haben dadurch keinen Vorteil gewonnen. Es ist das große Verdienst Fortwänglers, daß er erkannt hat, wie gerade beim Volk die Güte einer solchen Arbeitsleistung im Menschlichen begründet ist.

Es fehlt uns hier neben dem Worte „Kunst" ein anderes, weniger anspruchsvolles, das zwischen jenem und dem Wort „Handwerk" stände, wie zwischen Sonntag und Werktag der Feierabend. Wenn einer mit seinen Fähigkeiten von früh bis abends um das karge tägliche Brot schinden muß, so verfällt er entweder der Stumpfheit oder versucht die Masse seiner Erzeugnisse zu steigern, um so zu höherem Verdienst zu kommen. Da sucht er nach Kniffen, wie er sich das Schwierige, Zeitraubende ersparen kann, und kommt schließlich dahin, den Schein statt der Tatsachen zu suchen. Wenn's dann nur so „aussieht", als ob es etwas wäre.

Diese geistige Einstellung ist unvermeidlich, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse auf eine Arbeit drücken. Mit der Kunst ist das anders, und deshalb hätte ich das Wort hier lieber vermieden. Der Künstler ist ein Kämpfer, zumeist ein Märtyrer, und steht darum auch im Grunde mit seiner Person und seinem Werk außerhalb der allgemein gültigen wirtschaftlichen Ordnung. Aber wenn der Schreiner einen Schrank macht, kann er die einfachen Bretter aneinanderfügen, oder er kann ein übriges tun und diese Bretter durch Mal- oder Schnitzwerk auch noch zu einer Augenweide machen. Hier setzt das ein, was wir Volkskunst nennen, und was in den Jahrzehnten unserer Industrialisierung immer mehr zu einem im Grunde betrügerischen Betrieb, einer ihrem innersten Wesen nach maschinenmäßigen, oft genug auch auf der Maschine hergestellten Verziererei geworden ist. Nur kurzsichtige Torheit konnte die Ursache für diese Erscheinung im Schwinden der Begabung des Volkes erblicken. Wer irgendwie und irgendwo im Volk gelebt hat — es braucht nicht einmal die besonders günstig bedachte südwestdeutsche Ecke zu sein —, weiß, daß es in unserm deutschen Volke von hunderterlei Begabungen und Talenten geradezu wimmelt.

Nein, die Lebensluft war dieser ganzen Welt verkümmert. Joseph Fortwängler hat erkannt, wo es fehlt. Im Schwarzwälder Holzschnitzer ist die künstlerischste Kraft der alemannische Humor. Damit der gedeihen kann, braucht's ein Behagen. Wie aber soll dieses in dem Haus eines Schnitzers aufkommen, wenn er trotz eifriger Arbeit kaum das karge Brot zu schaffen vermag, wenn er jahraus, jahrein, als sei er eine Maschine, die gleichen Dinge pein-

Digitized by Google

lich genau arbeiten muß und sich überall in Abhängigkeit sieht von einer Geschäftsführung, die nur danach strebt, ihm für möglichst wenig Geld möglichst viel Ware abzuluchsen. Fortwängler sah die große Zahl trefflicher Begabungen und sagte sich, die Leute können Besseres, als sie tun, und verdienen ein besseres Leben, als sie es sich bis jetzt zu schaffen vermochten. Im eigentlich Handwerklichen sind sie geschult, es kommt also nur darauf an, sie vor Aufgaben zu stellen, die ihrem Wesen nach höher stehen. Dazu bedarf es einer so echten Künstlernatur, wie dieser Fortwängler eine ist.

Wie er es nun den Leuten beibringt? — Nun, er sucht sie sich, holt sie zu sich herunter nach Triberg in seine Meisterwerkstatt, — doch das hat er selber viel besser erzählt, als ich es vermöchte, und so setze ich denn seine Ausführungen aus der Beilage zur „Badischen Gewerbe- und Handwerkerzeitung" hierher.

„Der Schnitzer David steht früh schon an einer Hobelbank, wenn ich zu ihm hinaufkomme. Er ist ein breiter, stämmiger Mann von 38 Jahren, jetzt Landwehrmann II, steht im Felde — Gott behüte ihn mir! ‚Guten Morgen, David', ‚guten Morgen, Sepp.' So hat der Tag seinen Anfang genommen. Auch mit den andern Schnitzern, welche für mich schaffen, stehe ich ebenso. Einfachheit und Gleichheit schafft mir den Weg ins Gemüt der Leute, und meine Gedanken und Ziele werden willig aufgenommen, besprochen und ausgesponnen.

Den David lerne ich auf einen Artikel ein, den er später zu Hause in Schonach weiter für mich machen soll. Vom Anfange an bezahle ich ihm einen guten Tagelohn, und darum geht er mit einer Freude daran, daß er in schon vier Tagen die Aufgabe so vorzüglich fertig bringt, wie ich es mir nicht besser hätte wünschen können. Dann aber geht ein Stücklohn an, damit er weit mehr verdient wie ein Fabrikarbeiter.

Sein Arbeiten wird darum getragen von einer Kraft und Seelenfreude, die eine Volkskunst auszeichnen soll und die dann der Wirkung nicht entbehrt.

In einem Nebenraume schnitze ich, und da kommt er schweren und bedächtigen Schrittes nach der ersten Stunde zu mir herüber und sagt ganz einfach und ohne unangenehme Betonung: ‚Du, das Relief macht mehr Arbeit wie das andere, da komm' ich abends nicht auf den Lohn 'raus.' Ich habe es dann in seinem Beisein auch noch einmal geschnitzt und in einem Stücke Holz mit zwei Ästen, bin auch wirklich nicht zur nötigen Zeit damit fertig geworden. ‚Hast recht, David, das Relief ist fünfzehn Pfennig teuerer.' So ist die Preisfrage erledigt; denn meine Schnitzer wissen, daß ich für sie nur alles Gute wünsche und nicht möchte, daß sie sich als Arbeiter fühlen.

Wenn der Volkskünstler gedeihen soll, zur Freude und Ehre seines Vaterlandes schaffen, dann muß er gut gelohnt werden, daß der Sonnenschein des Humors und der Adel eines einfachen Gemütes durch die Arbeiten leuchten kann.

‚David, du machst aber plötzlich die Bauerngesichter komisch', sage ich nach ein paar Stunden tüchtigen Schaffens. Da lacht er ein wenig und herzlich vor sich hin. ‚Ja, ja,' meint er, ‚ich hab' da bei den Augen den Rank nicht recht erwischt.' So schnitze ich ihm an ein paar Stücken die Stelle vor, und dann hat er den Rank wieder selber erwischt. Der Schnitzer hat aber kaum gemerkt, daß ich ihn unterrichtet hab', daß ich sein Lehrer bin.

So darf der Volkskünstler nicht in den herben, bissigen Wind der Kritik kommen; eine Behandlung von oben herunter, wenn auch wohlwollend gemeint, schüchtert ein, und das kostbarste Gut, das ruhige, kindliche Selbstvertrauen in sein Können ist in Scherben zerschlagen.

Da wir ziemlich schnell schnitzen und warm werden, so tritt auch einmal eine kurze Pause ein. Kommt meine Frau zufällig dazu, so entwickelt sich immer dasselbe Gespräch, das der David meisterlich beherrscht; es handelt über Kühe, Kälber, Schweine, Hühner, Kartoffeln und sonstige landwirtschaftliche Angelegenheiten. Ich höre gerne zu, es ist für einen Volkskünstler die richtige Weise und der gesunde Untergrund einer urwüchsigen Volkskunst.

Digitized by Google

Volkskunst kann nie in Fabriken gedeihen, hängt mit dem Landleben aufs engste zusammen und ist somit eine Kunst, deren Wurzeln wirklich in der heimatlichen Scholle stecken und nicht in alten Raritäten und kunstgewerblichen Vorbildern.

Im Weiterschnitzen frägt mich der David, ob es viel ausmache, daß ihm der Arm einer Figur ein bißchen zu kurz geworden wäre. Da sage ich ihm leichthin jedesmal, daß das ein Naturfehler wäre; es gäbe ja auch solche Menschen.

Uns sind also Fehler, welche einem Künstler nicht vorkommen dürfen, nicht der Beachtung wert. Aber da, wo das Leben einer Figur sitzt, fehlen wir niemals im Ausdruck und in der Bewegung. Auch benützen wir kein Glaspapier zum Glätten. Wir zeigen uns ganz in unserer rauhen Ehrlichkeit, und die Messerschnitte sprechen von Fäusten gesunder Menschen.

Der Volkskünster ist ein frommer Mann. Der David ist also auch fromm.

Der David erzählt mir abends, wenn er die Hobelbank abkehrt und sein Pfeifchen anzündet, daß er am Sonntag in der Kirche die Predigt anhört, sie aber dann selbständig überlegt.

Und so unterrichte ich, ohne Unterricht zu geben, predige nur den Humor, der alleine im Holz richtig darzustellen sei, der alle Menschen erfreue und Gottes schönstes Geschenk an uns darstelle. Aber ich empfange auch vieles von diesen einfachen Naturen, ihre Arbeiten bewundere ich oft fast voll Neid; denn die Selbstverständlichkeit ihrer bildnerischen Kraft ist groß."

Dank dieser bildnerischen Kraft bleiben die Leute nun auch keine sklavischen Nachahmer des vom Meister gegebenen Vorbildes. Das Schaffen mit dem Messer in der freien Hand, allmählich ohne Zeichnung und ohne Vorlage aus dem Holzstück heraus, begünstigt die Entfaltung der eigenen Laune. In der Ausstellung z. B. war da so ein badischer Großbauer, eine schuhhohe Figur, vielleicht in 30—40 Stücken vorhanden; alle kamen wie Brüder vom einen gleichen Vorbild des Meisters. Aber nicht zwei waren einander gleich. Es lag nur an Kleinigkeiten im Mundwinkel, in der Augenstellung. Aber gerade darin spiegelte sich eine köstliche Lebensfülle, und man kann sich sehr gut vorstellen, wie nun die Begabteren unter diesen Leuten allmählich zur eigenen Erfindung weiterschreiten, wobei sie immer im nächsten Umkreis ihres Lebens haften bleiben und dieses bildnerisch festhalten.

In der Ausstellung waren fünf Stübchen, je aus Schrank, Tisch, einigen Stühlen. Ich will nicht viele Worte machen, sondern zeige lieber eine Reihe von Abbildungen. Einmal die Stuhllehnen aus dem Hochzeitsstübchen von der ersten Werbung bis zum fröhlichen Spiel des Vaters mit seinem Jungen. Oder die etwas derben Stücke aus dem Eß- und Trinkstübchen. Mit welcher Andacht verzehrt der Bauer seine Knödel, und dem Knecht läuft das Wasser vor Begierde nach dem Schinken zwischen den Lefzen heraus. Man kann selbst in der Photographie die Kraft und Lebendigkeit des Schnittes sehen, und für die Art, wie die Figürchen in den Raum hineingestellt sind und ihn füllen, darf man die Worte der Bewunderung recht hoch greifen. Köstlich waren einige Dorfmusikanten als Schrank- und Truhenfüllung, und man spürt schon an diesen Stücken, wie groß der Umkreis ist, aus dem diese Einfälle herauswachsen, und wie mannigfaltig die Laune sich im einzelnen auszuleben vermag.

Meister Hans Thoma hatte seine helle Freude an diesen Arbeiten und hat dafür Zeugnis abgelegt in einem Bericht in der „Badischen Presse" vom 16. November:

„So anspruchslos diese Handwerkskünste auch sind, ja vielleicht gerade deshalb, denn das ist auch deutsch, so kann ein ernster Freund der Kunst seine Freude haben an dem gesunden Aufleben, wie es in diesen Erzeugnissen so lustig in die Welt tritt aus den Hütten und Heimstätten unseres Schwarzwaldes, aus dem Holz seiner Wälder herausgeschnitzt, in heimischem Vorstellungskreis erschaut und erwachsen aus zufriedener Handwerkerfreude an der Arbeit, welche den in Künstlerkreisen wohlbekannten Katzenjammer, der sich gern dort einstellt, wo die Kunst Zweck und Ziel verloren hat, nicht kennt.

Man könnte klar erkennen, wie richtig, dem Volkswesen gemäß, die Bestrebungen und Absichten nach einer eigenartigen, nur dem Schwarzwald angehörigen Holzschnitzerei sich be-

Digitized by Google

wegen. Es mag ein Beitrag sein zur Klärung dessen, was deutsch ist — auch als Gegenstück zu dem Einfluß der immer undeutlicher gewordenen, aber hochmütig gebliebenen Renaissance und anderer Stilarten, die unverständig und unverstanden, besonders ins Handwerk hinein, verwirrend auf das deutsche Schaffen gewirkt haben.

Wir wollen wieder den Mut gewinnen, dem fremden kritischen Geiste gegenüber zu sagen: Nenn' es unzivilisiert, nenn' es barbarisch, unser Volkswesen, sei es wie es wolle, klein oder groß, kühn oder zart, schüchtern oder stark, fein oder grob, es ist vielgestaltig, dies und noch vieles anderes mehr, sei es wie es wolle, es ist unser Eigenes, es ist das Schaffen nach unserer Art in seiner Wahrhaftigkeit.

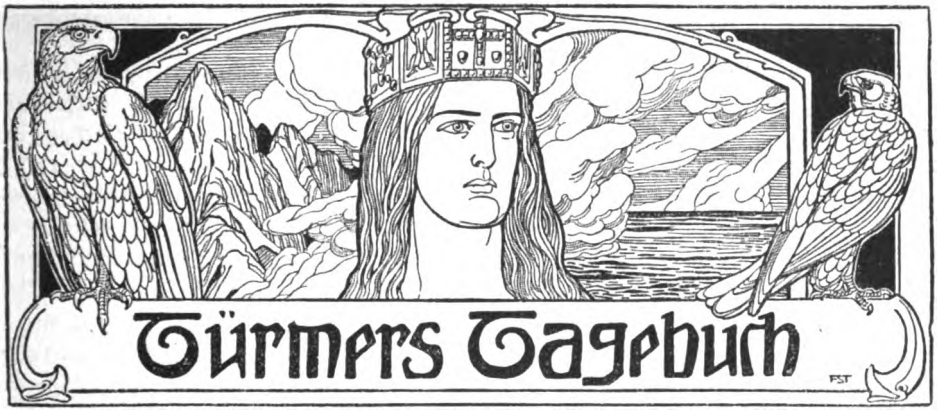
Wenn der Krieg für uns zum Sieg und Segen werden soll, wird auch er mit seinem harten Hammer dazu beitragen, das zu klären, was unter deutsch zu verstehen ist."

Es scheint mir auch keinem Zweifel zu unterliegen, daß sich hier der Weg zeigt, auf dem jene heimlichen inneren Widerstände zu überwinden sind, die, gewöhnlich verschwiegen und unterdrückt, in den meisten Deutschen einem großen Teil unseres an sich so prächtig aufgeblühten Kunstgewerbes gegenüber vorhanden sind. Es ist zu viel in diesem Kunstgewerbe willkürlich, sagen wir: ohne Herz, zu sehr Verstandesarbeit. Auch im Material- und Zweckgedanken, so wertvoll sie sind, lebt dieses Herzliche, Gemütliche nicht.

Der „goldene" Boden des Handwerks wird immer im breiten Volkstum liegen, der des Kunsthandwerks aber in einer bodenwüchsigen Volkskunst. Darum muß Sorge getragen werden, daß solche Bewegungen, wie sie in der Schwarzwälder Meisterwerkstatt in Triberg gehegt werden, ausreifen und Früchte tragen können.

Der Feind ist leicht zu erkennen: das Unternehmerkapital. Das wird sich natürlich gern auch auf diese Bewegung stürzen und sie sich — dienstbar machen. Damit wäre es dann wieder vorbei. Wer dem Kapitalismus dienen muß, für den ist die Freude dahin. Es ist Aufgabe des Staates, ein solches Unternehmen zu schützen und zu stützen. Noch einmal: Hier hat der rechte Mann die rechte Sache ergriffen. Denn wie er klug genug war, die Wege zu finden, auf denen er zu dieser so wohltuenden Volkskunst kam, ist er es auch, um ihren Leistungen Wege zu schaffen ins deutsche Volk hinaus. Man muß ihm nur Zeit lassen und die Mittel gewähren, durchhalten zu können. Dann werden sich die Erzeugnisse, die den Stempel dieser Triberger Werkstatt tragen, schon ganz von selbst ihren Abnehmerkreis schaffen. Dafür sorgt neben der Güte der überraschend billige Preis, zu dem, bei Umgehen des gewinnsüchtigen Zwischenhandels, diese Arbeiten geliefert werden können. Karl Storck

Digitized by Google



Der Krieg

Es ist so viel die Rede vom großen Umlernen; freilich mit der längeren Dauer des Krieges sparsamer und nicht mehr so freudig bedingungslos, wie am Anfang. Manche wagen sich schon heute mit der stolzen Erklärung hervor, sie hätten es nicht nötig gehabt, in keinem Stücke, umzulernen. Das sind die ganz Unentwegten, die Unerschütterlichen, als deren ausgeprägteste Vertreter auf der linken Seite die um Liebknecht und den „Vorwärts“, auf der rechten die Verehrer gewisser preußisch-ministerieller Erlasse im noch währenden Kriege zur Vorbereitung künftiger Wahlen gelten können. Aber man wird doch annehmen dürfen, daß in innerdeutschen Dingen immerhin viele in vielem ehrlich umgelernt haben.

Wie aber soll *dort* durch den Krieg *umgelernt* werden, wo vor dem Kriege *nichts* gelernt worden war, das heißt: sich keinerlei klare Meinung gebildet hatte? Und wie viele oder wie wenige mögen es wohl sein, die sich über die Aufgaben und Ziele, die Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten des deutschen Volkes innerhalb der *anderen* Völker auch nur ein annähernd klares Bild gemacht haben, die auch nur sich selbst Rechenschaft darüber ablegen könnten, *was* sie eigentlich von diesem Kriege — nicht in Allgemeinheiten, sondern an Gegenständlichem — erwarten, erstreben? „Noch“, schreibt Karl Alexander von Müller in den „Süddeutschen Monatsheften“ (Heft „Deutschlands Zukunft“), „ist die Wage der ungeheuren Entscheidung in der Schwebe, noch wäre es vermessen, den Ausgang des heillos verschlungenen Kampfes prahlerisch vorauszusagen. Aber *jeder Monat könnte den Ausschlag zum Ende hin bringen*; unwiderstehlich drängen sich in Augenblicken ruhigeren Atemholens allen die Gedanken des *Nachher* lebhafter vor Augen ...

Das wird jetzt jeder empfinden, daß unser Zustand und unsre Stimmung vor dem Krieg höchst unnatürlich waren. Wir wuchsen unaufhaltsam an Menschen, an Wohlstand, an wirtschaftlicher und staatlicher Macht; unsre geographisch-politischen Möglichkeiten reichten für diesen Kräfteüberschuß nicht mehr aus; unser natürlicher Reichtum war begrenzt, wir waren *ohne ausreichendes*

Digitized by Google

Siedlungsland für unsre Übervölkerung, ohne genügend gesicherte Absatz- und Bezugsgebiete für unsre Wirtschaft; aber wir taten alle, wie auf Verabredung, als fühlten wir uns in unsrer Lage so wohl wie möglich, priesen sie über die Maßen und verschworen uns, beileibe keine Änderung zu wünschen, während doch alle Welt sah, wie wir an jedem Glied eingeschnürt waren. Unsre Formel dafür war die berühmte ‚Saturiertheit' — ein Wort, das von Bismarck selbst herstammte! Wer den Gewaltigen irgend kennt, weiß freilich, daß nichts ihm ferner lag, als die flüchtige Wandelbarkeit des politischen Lebens in ewig gültige Formeln einzuschließen. Er drückte damit nichts andres aus als das damalige erste Gegenwartsbedürfnis seines jungen Reiches, sich selbst ungestört innerlich zu festigen. Aber wir behielten die Formel und den Glauben daran auch noch bei, als wir in Wirklichkeit längst andre Wege beschritten hatten: wir brachten es in der Tat fertig, uns für Weltpolitik und Saturiertheit gleichzeitig zu begeistern. Es war die seltsamste Verwirrung der Gefühle in unserm eignen Innern, der auffälligste Widerspruch in unserm Handeln nach außen.

Wer einmal länger im Ausland gelebt hat, wird nicht leugnen, daß unsre Haltung für einen Fremden, der nicht den deutschen Trieb hat, sich in den andern zu versenken, schwer verständlich war. Sie wirkte auf ihn als ein Nebeneinander von ehrgeizigem, selbstgefälligem Protzentum und unschlüssiger Schüchternheit. Die tatsächliche Entwicklung schien dem ersteren recht zu geben: er hielt dies für die wahre, wesentliche Stimmung und jenes andre entweder für den absterbenden Rest der guten alten deutschen Zeit oder, wo beides sich in einem vereinigte, für bewußte Heuchelei. Er hörte unsre lauten Wünsche nach Weltgeltung, Weltpolitik, Weltarbeit. Er fühlte überall unser wirkliches Emporkommen, in Europa, in den fremden Erdteilen, auf dem Weltmarkt; unser Entwicklungsdrang erschien ihm größer als der der andern Mitbewerber. Er sah, daß wir unsre Rüstung mit unserm Wachstum verstärkten, daß wir daran gingen — mit Erfolg daran gingen, neben unsre Landmacht eine gewaltige Seemacht zu stellen. Es fiel schwer, ihn zu überzeugen, daß hinter all diesem überwältigenden Aufschwung kein einheitlicher, bewußter, aggressiver Wille des ganzen Volkes, keine klar erkannten, klar verfolgten politischen Ziele stehen sollten. Wenn keine solchen zu erkennen waren, so erklärte er es sich so, daß sie so weitschweifend wären, daß wir es wohl für klüger hielten, sie einstweilen noch zu verbergen. Griffen wir denn nicht in jedem Winkel der Erde zu, wo der uns einengende Druck für einen Augenblick nachließ — nach so weitverstreuten und augenscheinlich zusammenhangslosen Teilen, daß sie sich nur im umfassendsten Plan vereinigen ließen? Sprachen wir nicht im lautesten Durcheinander von allen Erdteilen auf einmal, von Ostasien und Mesopotamien, von Marokko und Zentralafrika und Südamerika? Er kannte seine eignen weltumspannenden Kombinationen und die der andern Nebenbuhler, und traute uns zu, daß wir auch hierin an Methode und Organisation allen andern über wären.

Wir wissen alle, wir haben, als Volk, keine klaren weltpolitischen Pläne gehabt. Unsern allgemeinen Wünschen nach Weltgeltung entsprach noch nirgends

Digitized by Google

eine deutliche Vorstellung unsrer Möglichkeiten, unsrer Aufgaben in der Welt. Es war ganz ähnlich wie mit unserm Einheitsstreben vor hundert Jahren, über das wir uns so gern überlegen lustig gemacht haben: ein dumpfes, instinktartiges Kraft- und Zukunftsgefühl, schweifende Träume und Hoffnungen, aber keine Klarheit des Gedankens, keine Sicherheit des entschiedenen Willens. Wie damals, standen unsre guten und unsre schlechten Eigenschaften uns zugleich im Weg: der Gerechtigkeitssinn, die Treue, die langsam gründliche Art — und die gutmütige Bequemlichkeit und das träge Sichbescheiden. Dazu kamen jetzt noch spezifisch neudeutsche, sagen wir kurz ‚Gründer'züge: bramarbasierendes und skrupelloses Zugreifen nach allen Seiten, aber nur aufs Nächste, Greifbare, Augenblickliche gerichtet, äußerliches Streben nach raschem, glänzendem Gewinn, nach Geld und Besitz — und als Gegenschlag dagegen wieder ein reinerer Trieb von all diesem weg ins Innerliche, Geistige, aber allzuoft dann Kraft- und Willenlose.

Die ganze europäische Welt um uns war in unheimlichem Übergang, unruhig, gärend, voll sich durchkreuzender und verwirrender Entwicklungen, wie in einem riesenhaften Eisgang der Anschauungen und Gefühle, dessen Ende niemand absah. Inmitten dieser neuen Welt der Massen und der Technik, des Kapitalismus und der modernen Völkerwanderungen führten auch wir in unsrem jungen Staat ein überfülltes und zerrissenes Dasein, auf einer bewußten Scheide der Zeiten, voll Sehnsucht und Trotz und Drang und Bitterkeit, mit bequemem Gewinn und aufreibender Arbeit, auflösend und zusammenballend, ordnend und zersetzend, voll Zwieschlächtigkeit und schmerzlicher Unrast. Wir ahnten wohl, daß nur ein neues gemeinsames hohes Ziel uns über diese Verwirrung emporheben könnte, und sahen doch nicht, wie es daraus hervorwachsen sollte. Wir wußten, daß wir es im zunehmenden Wettstreit der Völker, im zunehmenden Chaos der Zeit nötig hätten, um uns zu erhalten, und wir wußten, daß wir es noch nicht hatten. Wir ahnten wohl, daß wir uns ausbreiten müßten, innerlich und äußerlich, daß unser rein wirtschaftliches Wachstum eine gefährliche und bodenlose Sache sei, aber wir waren noch weit davon entfernt, uns ernsthaft zum Großen zusammenzufassen. Wir fühlten wohl, daß wir die Welt erschreckten durch unsre guten Eigenschaften, und daß wir ihr durch unsre schlechten zugleich den Anlaß gaben, sich mit einer gewissen Ehrlichkeit darüber zu entrüsten. Wir sahen, daß ringsum eine bedrohliche, lawinenartig anschwellende Flut von Angst, Neid, Abneigung, Gegnerschaft, Haß sich gegen uns ansammelte und alles Feindliche auf der ganzen Erde gegen uns vereinigte. Es war nicht mehr möglich, zu verkennen, daß die politischen Leiter aller großen Nachbarstaaten seit langem den Kampf gegen uns mit allen Mitteln der Diplomatie, der Heeresorganisation, der planmäßigen Verhetzung vorbereiteten, daß inmitten aller sonstigen sich durchkreuzenden Bestrebungen der Glaube an die Notwendigkeit eines Vernichtungskrieges gegen unser Reich sich wie eine fixe Idee in Hunderten Millionen von Angelsachsen, Slawen und Romanen festsetzte. Wie haben wir uns als Volk im ganzen mit dieser Lage auseinandergesetzt? Welche Folgerungen haben wir daraus gezogen?

Digitized by Google

Seit über zehn Jahren umgab uns in Wahrheit schon auf allen Seiten der Krieg; bei jeder Wegbiegung blitzten die Waffen rings um uns auf. Immer verwickelter und ausgesetzter wurde unsre Lage zwischen dem feindlichen Trust der größten Weltreiche. Unser Freund, unser Verbündeter, die Türkei und Österreich, galten ihren Nachbarn allmählich schon offen als reif zum Aufteilen, wir selbst zum Niederschlagen. Man besprach sich ganz laut darüber, Schritt für Schritt ging man auf sein Ziel zu. Und wir? Sind wir inmitten dieser tödlichen Gefahr uns auch nur über die Grundlagen unsres notwendigsten Daseins gemeinsam klar geworden? Haben wir uns nicht lieber in jedem Augenblick flüchtiger Entspannung jeder beliebigen Beschwichtigung hingegeben, jedem schönfärberischen Preis, wie glücklich wir wieder einmal durch alle Klippen hindurchgesteuert? Wir freuten uns mit Recht über unsre gewaltigen Gesamtleistungen in Industrie, Technik, Selbstverwaltung, Finanz, Forschung, über den wachsenden Schatz zuverlässiger Kenntnisse in allen Volksschichten, über den unermüdlichen Fleiß, die kühne Unternehmungslust, die überall rege waren, — und wir wandten nur allzu gern unsre Augen von dem ab, was keinen von uns freute. Gab es ein Land, wo in den ersten politischen Lebensfragen der Mangel an sachlicher, kenntnisreicher Erörterung schreiender war, als bei uns gewissenhaft gründlichen Deutschen, wo die wichtigsten Angelegenheiten des gemeinsamen Daseins mit flacheren Redensarten, in plumperer Gleichgültigkeit zerschwatzt wurden? Wo die Öde und Trivialität des politischen Lebens greller von sonstiger Gesundheit abstach? Wo jede Art politischer Fähigkeit weiter hinter dem übrigen Fortschritt zurückgeblieben war? Wo man sich mit der Verdrossenheit und Freudlosigkeit, die das Fehlen großer gemeinsamer Ziele verbreitete, platter, in kleinlicherem Gezänk und Gezeter abfand, wo man sich langsamer auch nur zur dringlichsten Abhilfe aufraffte?

Schließlich schien uns doch immer jede Gefahr am Ende wieder gut vorüberzugehen, die Mahner und Schwarzseher immer wieder Lügen gestraft. So lebten wir weiter von der Hand in den Mund, gleich der Familie Micawber stets in der Hoffnung, that something will turn up, und nährten immer wieder den schönen Traum, daß uns — uns, in der schlimmsten Lage des Erdteils, nach den schlimmsten Erfahrungen unsrer bisherigen Geschichte — jetzt doch beschieden sein würde, was noch keinem Volk vor uns beschieden war: ohne Krieg zur Weltmacht aufzusteigen, ein friedliches Reich deutscher Wirtschaft und deutschen Geistes auf der Erde friedlich aufzurichten. In einem Atem trösteten wir uns, daß unsre Macht den Mißwollenden den Neid vertreiben und daß unsre entsagende Bescheidenheit sie für uns gewinnen werde. Wir meinten, daß die Welt, trotz allen Hasses, schließlich doch unser Inneres erkennen müsse, wie eine tausendjährige Geschichte es verriet, dies deutsche Innere, das auch in dieser Zeit der Äußerlichkeit immer noch viel mehr mit sich selber als mit allen andern beschäftigt war. Wir meinten, daß der Charakter unsres Reichs, trotz aller Verleumdung, die schon seine Gründung umgab, sich in 44 Friedensjahren doch genügend geoffenbart habe; daß unsre Regierung in den Krisen des letzten Jahrzehnts, bis an die Grenzen der Ehre, ihren Willen zum Frieden für jeden, der sehen konnte, bewiesen hätte.

Digitized by Google

Wir wissen heute, wie wir uns in Wahrheit in den Augen beinahe der ganzen Welt abgespiegelt haben. Wir werden es nicht vergessen, dies Bild eines ‚tollen Bluthundes', den ‚die Nachbarn an die Kette legen und bewachen müssen', dieser ‚bewaffneten Nation räuberischer Eisenfresser', die ‚den Menschen nach dem Bild eines Dieselmotoren umgestalten möchte: genau, solide, stark, aber ohne irgendwelchen Spielraum zu seelischen Bewegungen', dieser ‚made-in-Germany-Diät aus Blut und Eisen', die alle Staatsverträge zerreißt, alle Nationen unterjocht, alle Freiheit auf Erden austilgt. Nicht einzelne über ihren Phrasen verrückt gewordene Literaten, nein, die leitenden und verantwortlichen Staatsmänner der größten Weltreiche haben diese Losung gegen uns ausgegeben: die planmäßige Vernichtung unsres Volkes, das besessen sei vom brutalsten, barbarischesten, unmoralischesten Gewaltwillen, der je in Europa bestanden habe, dessen neuer Staat ein einziges großes Verbrechen, dessen gepanzerte Faust eine Bedrohung aller Demokratie und Freiheit und nationalen Selbständigkeit sei. Der deutsche Name sollte ruchlos, jeder Deutsche auf Erden sollte rechtlos sein. So traten wir Friedensselige in den Krieg ...

Inzwischen sind 14 Monate über uns hingegangen. Wir haben es erfahren, wie auch unter dem Ungeheuren alles Menschliche sein alltägliches Recht fordert und durchsetzt. Indem die Tage der gewaltigen Erregung sich jähren, fühlen wir doppelt, wie auch im Ungewohntesten die gewöhnlichen Kräfte und Triebe des Lebens sich schließlich wieder ins Gleichgewicht einrichten. Erst strecken sie noch ganz schüchtern die Ohren vor und horchen vorsichtig, was man denn jetzt zu ihrer Anwesenheit sage; dann machen sie sich allmählich munter und feiern fröhliche Urständ und schließlich sitzen sie breit um den großen Tisch und führen wieder das laute Wort, als wäre nichts geschehen. Ich erinnere mich deutlich an den Tag, da in gewissen Buch- und Kunstläden gewisse anreizende Büchlein und Bilder, die bei der ersten Erschütterung wie auf Befehl spurlos verschwunden waren, zuerst ganz bescheidentlich in einer Ecke zwischen der Schlacht- und Kriegsliteratur wieder auftauchten: — heut' füllen sie unbefangen schamlos schon wieder den ganzen Schaurahmen. Und so sehen wir sie alle wieder rings im Kreis, die alten Bekannten: die große und die kleine Habgier, die Anmaßung und die Schamlosigkeit, die kleine, wütige Parteiverbissenheit, das üble Prahlen und das siebenmalkluge Leisetreten, alle die weithin sichtbare Arbeit auf den Schein für die Tasche und fürs Knopfloch, die alten Rosafärber und Sand-in-die-Augen-Streuer — und im Hintergrund lauernd, ihren natürlichen Gegenfüßler, den alten, bissigen, giftigen, zersetzenden Hohn. Noch hängen sie alle ein patriotisches Mäntelchen um und geben sich einen gewissen feldgrauen Anstrich, aber sie sind doch nicht zu verkennen. Noch stehen wir mitten im blutigen Ringen, das neue Deutschland, zu dem uns der Friede den Grund legen soll, ist noch fern, aber all seine Feinde sitzen schon wartend auf der Lauer und spitzen schon wohlgemut den Mund zu dem fröhlichen großen Rundgesang: Es wird alles wieder, wie es vorher war!

Es wird niemals wieder, wie es vorher war! Mag es uns leid oder lieb sein, dies ist die erste, oberste Tatsache, mit der wir uns durchdringen müssen.

Digitized by Google

Bis ins Leben eines jeden einzelnen von uns hinein wird der 1. August 1914 eine Epoche bilden; die zweite Hälfte unsres Daseins wird tief geschieden sein von der früheren — gleich unsren Vorfahren nach den Freiheitskriegen werden wir unser altes Vaterland nicht wieder finden. Die neue Zeit aber, die für uns kommen wird, wird eine eiserne und harte Zeit sein: eine Zeit gesammelter Anspannung, eine Zeit alles umspannender Rüstung und Bereitschaft, eine Zeit gesprengter Brücken und zerrissener Bande, die sich nur schwer wieder knüpfen lassen. Das Experiment der Halbheiten ist gemacht; wir haben erprobt, wohin dies gelinde Sich-Hinwegtäuschen über die Wirklichkeiten führt. Hat jemand den Mut, uns vorzureden, daß die Welt nach diesem furchtbarsten aller Kriege sanfter und harmloser erwachen werde? Wie? Die Völker sollen den Haß, den Grimm, die Bitterkeit, die sie jetzt gegen uns angehäuft haben, mit dem Friedensschluß ablegen, wie die Schauspieler nach der Vorstellung ihre Masken? Verträge, deren Kraft wir jetzt erfahren haben, sollen sie binden? Die weltzerfleischenden Gegensätze zwischen den Großmächten, die widerstreitenden Ansprüche, die jetzt das Wohl und Wehe von Millionen Menschen in die Wage werfen, sollen verstummen, wenn nur einmal die Kanonen so weit schweigen, daß man die alten Friedensschalmeien wieder flöten hören kann? Nein! Wenn die Völker nach diesem Krieg wieder erwachen, dann finden sie zwischen sich Berge von Leichen, verheerte Länder, verwüstete Städte, zerrütteten Wohlstand, die Trümmer unsäglicher hingeopferter Schätze von Blut und Gut, eine erschütterte, verarmte, zerschlagene Welt. Es ist unmöglich, daß ein Ringen, das alle mächtigsten Reiche der Erde umfaßt, in dem die Ideen und Interessen aller Erdteile ineinander spielen, nach einem kurzen Waffengang zu einer glatten Lösung kommt: die Geschichte zeigt uns kein Beispiel dafür, und doch war kein Kampf noch annähernd so verworren, so unabsehbar wie dieser. Die Erde, die jetzt von Druck und Spannung, von Opfern und Heldenmut und Verhängnis ohnegleichen erzittert, wird lange noch nachbeben. An ruhigen Ausgleich, an maßvolle Versöhnung ist auch im besten Fall noch lange nicht zu denken. Es gibt kein Zurück mehr. Die Zukunft trägt einen gewaltigen schicksalsmäßigen Zug — keine Größe ist ohne Schreckliches.

Aus dieser Lage ergibt sich für uns eine unerbittliche Folge. Trotz aller Waffenerfolge sind wir auf die Dauer verloren, wenn es uns nicht gelingt, auch im Frieden die Kräfte, die uns jetzt trotz allem heraushauen, ständig wachzuhalten, zu stärken und mit ihnen nach einem bewußten und klaren Plan weiterzubauen. Der Sieg mag so vollständig sein, wie wir ihn erhoffen, das eigentliche Ringen hat mit ihm erst begonnen. Hinter ihm tun sich neue und schwerere Aufgaben, neue schwerere Gefahren, neue schwerere Verantwortungen auf. Auch wenn es uns schließlich glücken sollte, die Gegner noch auseinanderzusprengen, so bleiben wir doch immer, auf dem eignen schmalen Grund, rings umgeben von der ungeheuren Masse der Russen, der stählernen Willenskraft und Zähigkeit der Angelsachsen, der erfindungsreichen Ehrsucht der Romanen. Jedem stehen wir irgendwie im Weg, jedem ist unser Dasein irgendwie zum Anstoß. Jeder von ihnen rechnet auf unsre Schwäche und jeder von ihnen weiß uns gegenüber, was er will. Und wir?

Digitized by Google

Für Nationen wie für einzelne gibt es entscheidende Stunden, in denen alles an der sichern Kraft eines klaren Wollens liegt. Wir sind, als Volk, in diesen Krieg gegangen in einer bedrückenden Zielosigkeit; woher sollten uns jetzt klare Ziele kommen? Nehmen wir die Fragen her, die der Krieg jetzt rund um unsre Grenzen aufgeworfen hat, eine nach der andern: Österreich, den Balkan, Belgien, Polen — hat auch nur über die wichtigsten, nächstliegenden, brennendsten von ihnen etwas wie eine nationale öffentliche Meinung bei uns bestanden? nur so viel Klarheit, daß die widerstreitenden Ansichten sich deutlich untereinander abgegrenzt hätten? Wie viele von uns hatten eine gefestigte Überzeugung von den Grundfragen und Grundmöglichkeiten unsres staatlichen Daseins? Über Industrie- oder Agrarstaat, See- oder Landmacht, kontinentales oder überseeisches Streben, über die ersten völkischen und geographischen Bedingtheiten unsrer Lage? Wenn wir unsre Staatsmänner jetzt anklagen wollen, so dürfen wir ihnen wenigstens den mildernden Umstand nicht versagen, daß sie auch an ihrem Volk keinen Wegweiser, keinen Rückhalt hatten. Sie waren vielleicht nicht besser als wir, aber auch nicht schlechter. Noch einmal hat uns jetzt die Not geholfen. Gerade die Übermacht der Feinde, die uns erdrücken sollte, hat uns zu gewaltiger Abwehr zusammengeschweißt. In übermenschlicher Stärke hat unsre kriegerische und sittliche Volkskraft die politische Schwäche noch einmal wettgemacht. Aber man täusche sich nicht: Millionen werden nachher fragen, wofür sie gekämpft und geblutet haben.

Natürlich, wir haben einen Verteidigungskrieg geführt, und es ist uns nichts übriggeblieben, als zu kämpfen, wenn wir leben bleiben wollten; aber das sagt doch nicht alles. Unser bloßes Dasein allein, in den Grenzen, die wir nun einmal erreicht hatten, hätte doch nicht die halbe Welt gegen uns unter Waffen vereinigt. Wir selbst sind, wie 1870, aufgestanden zur Abwehr eines schnöden Angriffs; niemand unter uns hatte den Krieg gewollt. Aber dieser Angriff galt, wie damals, schon nicht mehr so sehr unserm Dasein, als unserm Wachstum. Dies zu verhindern, haben die Feinde alle sich zusammengetan; dies zu sichern, haben wir uns erhoben. Es ist eine hinterhältige Taschenspielerei, wenn aus dem Wort ‚Verteidigungskrieg' jetzt die Folgerung hervorgelockt wird, daß wir aus diesem Krieg überhaupt keinen Gewinn heimbringen dürften. Wenn alles darauf hinauslaufen sollte, daß wir nachher genau auf dem alten Fleck, unter dem alten Druck, in der alten Unsicherheit stehen sollen, dann wäre dieser Krieg, den wir als einen heiligen Krieg begonnen haben, ein ruchloser Frevel gewesen: dazu hätte es keines Weltkriegs bedurft. Wir haben unsre militärische Verteidigung mit dem Angriff geführt und sind alle recht zufrieden mit dieser Methode. Es wäre das natürliche gewesen, auch den politischen Krieg in der gleichen Weise zu führen; jedoch dazu sind wir nicht reif und nicht gerüstet gewesen. Ein scharfes Schwert haben wir gehabt, einen klaren politischen Willen nicht.

Aber die Arbeit, die wir vor dem Krieg hätten tun sollen, bleibt uns nicht geschenkt. Die Welt der Staaten ist kein Schlaraffenland, wo dem friedlich Dahinlebenden die gebratenen Vögel von selbst in den Mund fliegen. Mit der Drohung

Digitized by Google

auf Leben und Tod hat der Krieg diese Arbeit jetzt wieder vor uns hingestellt. Unter erschwerenden Umständen müssen wir das Versäumte jetzt nachholen. Unendlich kostbare Zeit ist uns auch während des Feldzuges schon wieder unwiederbringlich verlorengegangen: Tage der höchsten vaterländischen Erhebung, der stärksten Glut gemeinsamen Opfermutes, da in jedem alles Gute aufgerufen, alles Hemmende zurückgedrängt war, da alle Herzen dem Neuen und Großen weit offen standen. Die Wärme für die Schmelze der politischen Gedanken und des politischen Willens wäre da gewesen, der edle Rausch, aus dem die hellste Besonnenheit erwachsen kann. Aber blicken wir nur einmal vergleichend auf die Erhebung vor hundert Jahren, auf die Zeiten der preußischen Reform und der Freiheitskriege zurück: wie traurig haben wir diese unersetzlichen Stunden vergeudet, wie völlig unzulänglich waren wir geistig für diesen Krieg gerüstet. Wenn jemand nach einem weiteren Jahrhundert Presse und Schriften unsrer Tage mustert, wird er hilflos an den Kopf greifen und fragen, wie so viel Heldenmut, Opferkraft, so viel Erfindungsgabe und Ordnungssinn mit so viel politischer Zaghaftigkeit, Ziellosigkeit und lammsfrommer Gleichgültigkeit in einem Volk haben verbunden sein können ...

Das weiß jeder ..., daß auch das Spiel der handelnden Staatsmänner selbst jetzt mehr denn je einer höheren Macht anheimgegeben ist: daß das Ergebnis des Krieges in erster Linie von der Entscheidung der Waffen abhängt. Aber von diesen Selbstverständlichkeiten wollen wir doch den Irrtum scharf abgrenzen, der sich jetzt manchmal an sie zu knüpfen scheint: als ob die politische Lösung blindlings und allein dem Sieg nachfolgte — wie die Hyäne, die hinter den Schlachtfeldern herschleicht. Wenn dies unsre ernsthafte Überzeugung wäre, dann wären wir wirklich das brutale Eroberervolk, als das unsre Feinde uns verschreien, und wir verdienten es nicht besser, als daß das Schwert uns wieder nähme, was bloß das Schwert uns gewonnen. Kein Reich, das nur auf die Spitze der Waffen gestellt war, hat seinen Begründer überlebt. Eine dauerhafte Politik muß ihre Maßstäbe selbst mitbringen — nicht aus trügerischen Möglichkeiten einer flüchtigen Stunde abgezogen, nicht aus Erwägungen, die irgendwie vom Gegner ausgehen, sondern aus einem aufbauenden Plan der eigenen Zukunft und den Zielen, die diese stellt ...

Wer deutsches Wesen je gefühlt hat, wird nie flachen Purismus, blinden Nationalhaß predigen; nichts ist unsrer Art ungemäßer, die reich und weich von Anbeginn geschaffen ist, das Mannigfaltige in bunter Lebensfülle und milder Majestät zu vereinigen. Aber wer fühlt nicht mit Stolz, wie wir in diesem Krieg gegen die Welt allein auf unsre eigne Kraft gestellt sind und uns in dieser Einsamkeit stärker finden, als wir je geglaubt? Wir werden den Mut haben müssen, auch im Frieden diese eigensten Kräfte festzuhalten, zu steigern, auf ihnen weiterzubauen. Wie sehr sie bedroht sind, lehrt uns jetzt jeder Tag. Im Innern — durch alles, was uns nicht angehört und unsre Art zersetzt: wir werden den Mut haben müssen, in diese Wunden in Presse und Parlament, in Großstadt und Geldwesen hineinzulangen. Im Äußern — vor allem andern durch die schmale Grundlage, auf der wir zwischen den riesenhaften Gegnern stehen. Das strengste Zusammen-

Digitized by Google

halten unsrer Volkskraft und Volkstüchtigkeit ist uns dringende Notwendigkeit. Wir sind nicht reich genug, um immerfort die lebendigsten Kräfte, die von uns fortströmen, weil wir ihnen nicht hinreichenden Spielraum gewähren können, an unsre Feinde abzugeben; nicht reich genug, um die wurzelfeste Gesundheit unsrer Massen, ohne sofortigen schweren Schaden, unterhöhlen zu lassen. Der schlanke Leib unsres neuen Reiches reicht hin zu einer stählernen Zitadelle; aber diese braucht Vorwerke und Verstärkungen, um wirklich gesichert zu sein. Die wirtschaftliche und koloniale Ausbreitung übersee ist für unser wachsendes wirtschaftliches Leben notwendig; wie falsch es wäre, auf sie den Schwerpunkt zu verlegen, hat dieser Krieg erwiesen. Sicher und sichernd ist uns bei einem Kampf ums Dasein nur, was wir unmittelbar zu Land beherrschen können. Die natürliche Lage, die geschichtlichen Erinnerungen, das Bündnis der Gegenwart weisen uns auf den Zusammenschluß Mitteleuropas als einzig mögliches dauerhaftes Bollwerk des Deutschtums auf der Erde. Von hier öffnet sich dann auch ein natürliches Tor in die weite Welt, das uns niemand mehr versperren kann ..."

Den Türmerleser werden diese Gedankengänge nicht fremd anmuten, und keine Lehre ist hier wohl mit mehr Nachdruck vertreten worden, als die, daß „eine dauerhafte Politik ihre Maßstäbe selbst mitbringen muß; nicht aus Erwägungen, die irgendwie vom Gegner ausgehen, sondern aus einem aufbauenden Plan der eigenen Zukunft und den Zielen, die diese stellt". Aber wie weit haben wir es noch bis zu dieser grundlegenden Erkenntnis, wenn hochgebildete, in ihrem Fach bedeutende und verdiente Männer der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, unberührt von den zerschmetternden Tatsachenbeweisen dieses Krieges, aus dem Dunstkreise ihrer Harmlosigkeiten nicht hinauskönnen und das Pferd beim Schwanze aufzäumen. So durfte ich kürzlich mit Teilnahme dem Gedankenspiele eines namhaften Hochschullehrers in einer großen Tageszeitung folgen, das sich etwa in den Vorstellungen bewegte, wir könnten Rußland „durch unser Verhalten" veranlassen, seinen Fremdvölkern ein Maß von „Kulturselbständigkeit" zu gewähren, wie es gewisse „politische Führer" vor 50 Jahren an die Spitze ihrer „Reformprogramme" gestellt hätten. Rußlands Macht würde dadurch gewiß nicht sinken (welch ein Trost für — uns!), vielleicht (!) aber „sein Expansionsgedanke sich abschwächen". Denn —: die ukrainischen und lettischen Bauern würden, je mehr sie „national erwachten", desto weniger die Verwendung ihres Landes zur Befriedigung des Landhungers großrussischer Bauern „ertragen" uff.

Man muß schon ein sehr schlechter Kenner oder richtiger „passionierter Nichtkenner" der russischen „breiten Natur" sein, um solche Träumereien auch nur in den Bereich der Möglichkeit zu rücken, und das mit Berufung auf vor 50 Jahren aufgestellte „Reformprogramme", an denen Rußland ja niemals Mangel gelitten hat, so wenig wie an den berühmten Reform-„Komitees". Rührend deutsch ist die Vorstellung, daß irgendeine russische Regierung ohne bitterste Not oder äußersten Zwang ihren Fremdvölkern „Kulturselbständigkeit" gewähren, oder daß die „national erwachten" ukrainischen oder lettischen (!) Bauern den Landhunger

Digitized by Google

großrussischer Bauern auf ihre Kosten „nicht ertragen" würden. Als ob die russische Knute jemals danach gefragt hätte, ob sie „ertragen" wird oder nicht! Rußland gibt sich auch nicht wie wir mit Kleinigkeiten, wie z. B. Rechtsfragen oder dergleichen Allotria, ab, es geht treu und brav aufs Ganze —: tapornaja rabota — „Beilarbeit" nennt's der Russe schlicht. Kam nicht der Krieg dazwischen, dann war in einigen Jahren die Masse der einheimischen ländlichen Grundbesitzer in den baltischen Provinzen ausgesiedelt und durch großrussische Bauern ersetzt. Das alles war bereits von sämtlichen Regierungsinstanzen beschlossen, genehmigt und vorbereitet. Und wenn wir nicht auf die eine oder andere Weise die Macht erlangen, Rußland daran zu hindern, dann wird sich in sehr absehbarer Zeit die Wucht eines geschlossenen Großrussentums gegen unsere Hauswand im Osten stemmen, bis es sie eingedrückt hat und Deutschland in Halbasien untergeht — Finis Germaniae! Es läßt sich ein schöneres Sterben und ein ehrenvollerer Untergang denken. Das deutsche Vaterland wird darum noch nicht entvölkert werden, auf Deutschlands Fluren werden sich die Kinder tummeln, die deutsche Frauen in Notzucht von betrunkenen Kosaken empfangen haben. Sich darüber Illusionen hinzugeben, freundliche Zukunftsbilder vorzugaukeln, nur weil es uns vielleicht an der Kraft oder auch dem festen Willen gebrechen könnte, es zu verhüten, ist nicht einmal ein ungefährliches Spiel, in keinem Falle aber eine nützliche Beschäftigung.

Rußland kann von unserer Osttür abgelenkt werden, aber nur, wenn es davon überzeugt wird, daß ihm dort eiserne Riegel vorgeschoben sind, und daß es, um seinen „Expansionsdrang" (ein schönes Wort für raubgieriges Nomadentum!) auszutoben, sich nach anderen Richtungen wenden muß. Es ist unbeschreiblich naiv, Rußland durch logische Gründe und deutsche Katheder-beredsamkeit, durch „wissenschaftliche Aufklärung" über seine „wahren Interessen" bekehren zu wollen. Aber vielleicht finden sich in unserem politischen Tiergarten auch noch Käuze, die am liebsten uns durch Wiederaufnahme unseres „traditionellen Wohlverhaltens" Väterchens gnädige Duldung und patriarchalische Fürsorge erschmeicheln möchten? Ist mir doch so, als hätte ich von solchen Käuzchen schon hier und da einen kleinen, diskreten Schrei vernommen. „Brot schmeckt süß", manchen scheinen aber Prügel noch süßer zu schmecken; sie können, scheint's, gar nicht genug von dieser ihnen so bekömmlichen Nahrung erhalten. Aber als Volksnahrungsmittel und zur „Streckung" unserer Vorräte wollen wir sie (trotz unseres synthetischen Gummis) denn doch nicht einführen.

Es ist zuweilen schwer, keine Satire zu schreiben ...

Digitized by Google

Auch ein Friedensfreund

Die „New York Times“ brachte kürzlich folgenden Sonderdrahtbericht: „Toronto Ont. 20. Heinrich Ford war immer für die Alliierten, und sein Zweiggeschäft in Kanada wird die erste Million Dollar der Kriegsanleihe übernehmen, welche die kanadische Regierung auflegt. Das ist die offizielle Mitteilung der Fordgesellschaft.“ „Sagt dem kanadischen Volk von mir, daß ich mit Herz und Seele bei ihm stehe“, sagte Ford zu seinem Direktor Gordon Mc Gregor, welcher dem kanadischen Zweiggeschäfte vorsteht. Direktor Mc Gregor fuhr dann fort: „Sie können ebenfalls mitteilen, daß Herr Ford vielen seiner ersten Angestellten und zu Hunderten seiner Freunde gegenüber stets energisch betont hat, wie er mit aller seiner Sympathie auf der Seite der Alliierten gestanden habe und noch heute stehe. Hundertmal hat Herr Ford zu mir gesandt und mich aufgefordert, zu ihm zu kommen und ihm auf alle Fälle eine große Anzahl kanadischer Zeitungen mitzubringen. Stunden haben wir zusammen gesessen und die Sachlage erörtert, wie die Alliierten diesen Krieg gewinnen müssen und werden.“ Mr. Ford ist nämlich Kraftwagenfabrikant und liefert unseren Feinden Panzerautomobile und Motorboote, also sehr wichtige Kriegswerkzeuge, die zur Verlängerung des Krieges erheblich beitragen. Der edle Wohltäter der Menschheit verdient natürlich ungeheuerliche Kriegspreise.

Dies hindert aber den heuchlerischen Yankee nicht, eine ganz eigenartige Friedensbewegung ins Leben zu rufen. Frech und dummdreist, wie alle diese amerikanischen Emporkömmlinge, glaubt er nämlich, seinem Präsidenten und der ganzen Menschheit Vorschriften machen zu können. Mutmaßlich verzweifelt er im Innern seines Herzens an dem Sieg seiner englischen Landsleute, da er sich lediglich als republikanischer Engländer und keineswegs als Neutraler fühlt. Daher arbeitet er auf einen Frieden hin, natürlich zugunsten Englands. Wir haben ja schon öfters amerikanische Stimmen dieser Art vernommen. Vielleicht läßt man uns gnädig Kurland und ein unabhängiges Polen, wofür wir im Westen jegliche Eroberung herauszugeben haben. Natürlich dürfen wir uns in Übersee nicht ausbreiten. Denn Nordamerika hat ja auch keineswegs Kuba, Portorito und die Philippinen in gemeinster Weise geraubt, sondern hat lediglich aus Menschenfreundlichkeit Spanien von dieser Last befreit.

Er läßt nämlich den Präsidenten durch Frauen, denen er die Telegramme bezahlt, mit Massendrahtungen bombardieren, damit dieses „deutschfreundliche“ Oberhaupt der Union einen Friedenskongreß beruft. Richtiger wäre es dann wohl, wenn wir Sir Grey unsererseits mit dieser Aufgabe betrauten. Denn noch niemals hat eine sogenannte neutrale Regierung sich unneutraler benommen als die Union unter der Leitung dieses Professors und Rechtsanwalts, der uns mit Krieg bedroht, aber England mit Samtpfoten anfaßt. Amerikaner pflegen aber niemals nutzlos ihr Geld auszugeben. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß dieser würdige Kriegslieferant von England bestochen ist, sondern im Überflusse seines unredlichen Kriegs-

Digitized by Google

gewinnes eigenes Geld opfert, so ist es nicht ausgeschlossen, daß er doch nur ein englischer Drahtzieher ist. Es verschlägt nichts, daß es seine Post auf dem Friedensschiff beschlagnahmt hat. England ist vorsichtig und traut nicht einmal einem Yankee. Ebenfalls ertönen gerade aus Nordamerika Friedensschalmeien, die uns eine Erwerbung im Osten gönnen, aber im Westen den Wiedergewinn altdeutschen Landes verbieten. Nicht die Rücksicht auf Frankreich, den Räuber deutschen Grundes seit Heinrich II., sondern lediglich die Angst für das arme England treibt die Yankees zu diesen Vorschlägen.

Sie wollen auf alle Weise verhindern, daß wir die englischen Brückenköpfe in Besitz nehmen, die sich das treulose Albion in Belgien und Calais (Kales) geschaffen hat, letzteres kaum zum besonderen Vergnügen der geprellten Franzosen. Es ist aber vielleicht gut, wenn wir der nordamerikanischen Katze die Schelle umhängen, um ihr englandsüchtiges Gebaren vor der Öffentlichkeit zu brandmarken. Die englandsfreundlichen Macher in Amerika arbeiten sich gegenseitig in die Hände. Nur die Mittel zur Irreführung der öffentlichen Meinung und der Täuschung wirklicher Friedensfreunde sind verschieden. Wir haben ja schon in Algeciras die Gefährlichkeit einer Friedenskonferenz erkannt, die uns damals unseren berechtigten Anteil an Marokko kostete. Doch ist dieser Mißerfolg jetzt zu verschmerzen, da ja Marokko wohl aufs neue geteilt wird. Der Westfälische Friede und der Wiener Kongreß sind düstere Warnungszeichen in unserer eigenen Geschichte. Keine am Kriege unbeteiligte Macht darf sich erdreisten, uns Ratschläge zu erteilen, noch gar an der Friedensverhandlung teilzunehmen. Wir dürfen von der Klugheit unserer Staatsmänner erwarten, daß sie mutmaßlich sich überhaupt auf keine gemeinschaftliche Kriegsverhandlung einlassen, sondern lediglich von Macht zu Macht verhandeln. Die freie Hand ist schon durch den italienisch-österreichischen Krieg gegeben, an dem nicht einmal die Türkei und Bulgarien teilnehmen, obwohl ihnen der Krieg erklärt ist. Uns hat man mit der Kriegserklärung ja überhaupt nicht beehrt. Österreich hat dem Vernehmen nach schon öffentlich erklärt, daß es allein seine Rechnung mit Italien begleichen wird. Natürlich wird unser Vierverband gemeinschaftlich und im gegenseitigen Einvernehmen vorgehen, aber jedem Widersacher gegenüber getrennt. Wir sind dem ehrenwerten Mr. Ford sehr für seine Aufklärungsarbeit verbunden, die uns in der rücksichtslosen Vertretung unserer eigenen Interessen nur bestärken wird.

Die Botschaft Wilsons an den Kongreß ist eigentlich eine verfassungswidrige Verleumdung amerikanischer Staatsbürger deutschen Geblüts. Herr Wilson vergißt, daß 30 Millionen Nordamerikanern deutsches Blut in den Adern fließt, die ihm hoffentlich ordentlich die Quittung für sein parteiisches Verhalten nicht erst bei der Präsidentenwahl geben. Ihnen gebührt unser landsmännischer Dank.

Die Abberufung unserer beiden Vertreter der Land- und Seestreitkräfte von Washington darf man trotz unserer amtlichen Höflichkeit in der Verlautbarung als grobe amerikanische Parteilichkeit zugunsten unserer Gegner bezeichnen, die fortgesetzt unbelästigt die Neutralität auf dem Boden und in den Gewässern der Union brechen. Herr Wilson ist kein Staatsoberhaupt mehr, sondern ein Parteipapst, dessen Stunde gezählt ist. Vielleicht läßt sich Österreich in der „Ancona"-sache nicht mehr verblüffen. Denn Wilson ist in Taten machtlos, was wir uns doch auch merken sollten. Ein Kriegsversuch bedeutet den Bürgerkrieg in der stolzen Republik und den Sieg der Deutsch- und Irisch-Amerikaner über den Dollar und die Yankees. Also nur Festigkeit und stolze Ruhe!

Kurd von Strantz

*

Kriegsprofit am Zucker

Unsere Zuckerpolitik während des Krieges ist das Muster einer Wirtschaftspolitik, wie sie nicht gemacht werden soll.

Bei fast allen Lebensmitteln waren wir in Friedenszeiten auf die Einfuhr angewiesen. Vom Zucker aber konnten wir ein volles Drittel unserer Produktion ausführen. Deutsch-

Digitized by Google

land war das größte Zuckerexportland der Erde. Ihm standen etwa 12 Millionen Zentner Zucker mehr zur Verfügung, als es zur Versorgung seiner Bevölkerung brauchte.

Jäh brach der Krieg die internationalen Handelsbeziehungen ab. Das mußte für alle anderen Lebensmittel (mit Ausnahme der Kartoffeln) Knappheit und infolgedessen Teuerung, für den Zucker aber Überfluß und damit Preisdruck bedeuten. Wenigstens wenn dem natürlichen Spiel der Kräfte freier Lauf gelassen wurde. Nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage hätte der Zucker während des Krieges erheblich billiger als zu Friedenszeiten sein müssen. Die Zuckerinteressenten selbst nehmen an, daß ohne Staatseingriff der Zentner Rohzucker auf 5—6 ℳ herabgegangen wäre.

Aber der Staat griff ein. Nicht, wie bei vielen anderen Gegenständen, zugunsten der Konsumenten, sondern hier ausschließlich zugunsten der Produzenten. Er setzte einen Mindestpreis von 9 ℳ für den Zentner fest. Und er verband mit dieser Maßregel eine Reihe anderer, die den natürlichen Preisdruck in sein Gegenteil, in eine künstliche Preistreiberei umwandelten.

Die Ausfuhr von Zucker wurde entgegen dem Grundsatz, wonach sich sonst jedes Land während des Krieges möglichst alle Nahrungsmittel durch Ausfuhrverbote zu sichern sucht, eine Zeitlang gestattet. Für das Inland wurde eine Zuckersperre eingeführt, die den Zweck hatte, den Zucker nur allmählich in kleinen Portionen an den Markt gelangen zu lassen. Verringerung also des Angebots, das zeitweilig der Nachfrage nicht genügte, wodurch Zuckerknappheit entstand und die Preise heraufschnellten. Für Brennereizwecke gab die Regierung beträchtliche Mengen Zucker frei, und zwar unter Ermäßigung der Zuckerabgabe von 14 auf 2 ℳ. Gänzlich erließ sie die Zuckerabgabe für die noch größeren Zuckermengen, die für Futterzwecke zur Verfügung gestellt wurden. Vom Frühjahr an wurden die sogenannten Reports eingeführt. Das heißt, der Zuckerpreis steigerte sich automatisch von Monat zu Monat bis auf 12 ℳ im Herbst. Was natürlich den stärksten Anreiz für Zuckerfabriken und Zuckerhändler enthielt, mit ihren Vorräten möglichst zurückzuhalten. Bedeutete doch jeder Monat späteren Verkaufs einen sicheren Mehrprofit.

Alle diese Maßnahmen zugunsten der Produzenten schlugen natürlich zum Nachteil der Konsumenten aus. Zeitweilig herrschte eine solche Zuckerknappheit, daß man fast von Zuckernot sprechen mußte — in dem Zuckerüberflußland Deutschland! Die weiterverarbeitende Industrie (Marmeladen-, Konserven-, Schokoladenindustrie) kam in die größte Verlegenheit, namentlich als es galt, zu Beginn des Sommers all die sauren Früchte einzukochen und zu verarbeiten, die uns später über den Fettmangel hinweghelfen sollten. Minderung ihrer Produktion, Verteuerung ihrer Produktion, alles zum Schaden der Konsumenten, war die unausbleibliche Folge davon. Sachkenner haben die Schädigung, die die Konsumenten durch die verfehlte Zuckerpolitik der Regierung erlitten haben, auf mindestens 120 Millionen Mark berechnet.

Dieser ganze wahrhaftig unverdiente Profit ist in die Taschen einer kleinen Zahl von Aktionären und Teilhabern großer Fabriken und Gesellschaften geflossen. Nichts lehrreicher als eine Übersicht über die Abschlüsse der Zuckerindustrie und des Zuckerhandels im Kriegsjahr. Zuckerfabriken, die bis dahin faul standen und keine Dividende verteilten, konnten sich am Kriege gesund machen. Andere, die schon immer glänzend rentiert hatten wußten kaum noch, wie sie ihre übergroßen Überschüsse verstecken sollten. Eine vollständige Übersicht über dies sprechende, schreiende Beweismaterial würde Spalten füllen. Nur ein paar bezeichnende Beispiele seien herausgegriffen, bei denen die Dividenden des letzten Friedensjahres neben die des Kriegsjahres gestellt werden:

	1914	1915
Zuckerfabrik Dirschau .	0 %	8 %
Zuckerfabrik Brühl . .	4 „	14 „
Zuckerfabrik Offstein . .	6 „	18 „
Zuckerfabrik Glauzig . .	8 „	20 „
Zuckerfabrik Tuczno . .	15 „	30 „
Zuckerfabrik Schroda .	24 „	40 „

Digitized by Google

	1914	1915
Rheinischer Aktienverein für Zuckerfabrikation .	7 %	20 %
Zuckerraffinerie Halle .	10 „	25 „
Pommersche Provinzial-Zuckersiederei	20 „	30 „

Lehrreiche Zahlen, nicht wahr? Und sie enthalten doch nur einen Teil des ganzen Tatbestandes. Die Verdienste der Zuckerfabriken sind viel höher, als die verteilten Dividenden erkennen lassen. Gewaltige Abschreibungen, große Vorträge für das nächste Jahr, besonders hohe Zuschreibungen zum Reservefonds, Bildung von Spezialreservefonds und andere Buchungsmanöver dienen dazu, einen sehr erheblichen Teil der Gewinste zu verbergen. Man fürchtete den Eindruck, den das Bekanntgeben der vollen Wahrheit auf das Publikum machen mußte. Und konnte doch trotz aller Bilanzmanöver nicht verhindern, daß die Kriegszeit als die Rekordzeit so mancher Zuckerfabrik erscheint. Die Zuckerfabrik Glauzig z. B., die seit 1872 besteht, überholt jetzt ihre in 43 Friedensjahren einmal erzielte Höchstdividende von 15 % um 5 %.

Kriegsjahr — Segensjahr!

Für die zahlenden oder vielmehr zu viel zahlenden Konsumenten allerdings hat das der Zuckerindustrie so süße Kriegsjahr einen verdammt bitteren Beigeschmack. Sie, die geduldig alle durch Kriegsnotwendigkeit hervorgerufenen Preissteigerungen tragen, fragen sich unwillig, weshalb die Regierung sie nötigen mußte, sich zugunsten einer kleinen Zahl meist sehr leistungsfähiger Zuckerinteressenten einer drückenden Selbstbesteuerung zu unterwerfen. Und sie hören mit Empörung, daß jetzt der Verein der deutschen Zuckerindustrie, noch nicht zufrieden mit den Riesenprofiten des vergangenen Jahres, für die neue Zuckerkampagne von der Regierung eine Erhöhung des Zuckerpreises von 12 ℳ auf mindestens 15 ℳ fordert!!

Auf so unerhörte Anmaßung und Gewinnsucht wäre wirklich die richtige Antwort nicht bloß Ablehnung des herausfordernden Verlangens, sondern Ermäßigung der bisherigen Zuckerpreise.

Wenn die Zuckerfabriken sich in Kriegsjahren mit 4—6 % Dividende begnügen müßten, könnten sie immer noch ganz zufrieden sein. H. v. G.

*

Interessen und Ansichten

Unter diesem Stichwort sagt Professor Dr. Josef Bergfried Eßler im „Berl. Tagebl." u. a.:

Daß nach vollem Siege, an dem kein Deutscher zweifelt, die inneren wirtschaftspolitischen Kämpfe wieder aufleben werden, ist gewiß. Man braucht nicht einmal die gegenwärtigen, nicht immer schönen Streitigkeiten um die Frage, wer an der Verteuerung der Lebensmittel die meiste Schuld trage, allzu ernst aufzufassen: . . . Schon die Notwendigkeit, unsere Volkswirtschaft nach dem Friedensschluß gewissermaßen völlig neu einzurichten, muß zu wirtschaftspolitischen Kämpfen den Anlaß geben. Aber was man verlangen kann, und was erreicht werden muß, wenn anders das deutsche Volk nicht schwersten Schaden leiden soll an seinem ganzen politischen Leben wie an seiner im gegenwärtigen Kriege mit so unsagbar großen Opfern behaupteten wirtschaftlichen Weltstellung, ist dies, daß der Machtstreit der wirtschaftlichen Interessen, wie er vor dem Kriege in häßlichster Ausartung herrschte, ersetzt werde durch den reinen Geisteskampf der wirtschaftspolitischen Ansichten. Denn über das dem Wohl des Ganzen Förderliche zur Übereinstimmung zu kommen, ist bei gutem Willen leicht; es entscheiden Verstand und bessere Einsicht, und hier gibt es weder Sieger noch Besiegte. Der wirtschaftliche Sondervorteil einzelner Volksklassen ist notwendigerweise immer in verschiedenen Richtungen gelegen; Kämpfe, die sich darum drehen, werden zu politischen Machtfragen und zerspalten das Volk bis in seine Tiefen. Daß die zu einer höheren Auffassung der wirtschaftspolitischen Tageskämpfe nötigen sittlichen Kräfte in den breiten Massen wenigstens vorhanden seien, hat die herrliche Haltung des weitaus überwiegenden Teiles der sozialdemokratischen Arbeiter in den langen,

Digitized by Google

schweren siebzehn Monaten bewiesen, die seit jenen denkwürdigen ersten Augusttagen 1914 schon verflossen sind. Es wäre tief betrübend, wenn sich die übrigen Volksklassen an Opfermut von jenen übertreffen ließen, die da auf des Lebens Schattenseite wandeln.

*

Ein starkes Stück

In einer Polemik gegen die Deutsche Tageszeitung hält sich die Frankfurter Zeitung für verpflichtet, England gegen den Vorwurf der Völkerrechtsverletzung durch Vergewaltigung der Londoner Deklaration in Schutz zu nehmen. Was die Frankfurter Zeitung mit ihrer Polemik will, geht aus folgenden Sätzen hervor: „Daß es ein internationales Seekriegsrecht nach dem Kriege gebe, ist der feste Wille der deutschen Reichsregierung. Man erleichtert diese schwere Aufgabe nicht, wenn man der englischen Regierung, mit der diese Verhandlungen früher oder später einmal zu führen sein werden, auf Grund unrichtiger Darstellung der Tatsachen jegliche Fähigkeit zur bona fides von vornherein abspricht.“

Hierzu bemerkt die „Kreuzztg.“: „Dem deutschen Volke angesichts der ja nicht bloß die Londoner Deklaration, sondern auch jedes andere Gebiet des Völkerrechts betreffenden Rechtsvergewaltigungen Englands noch zuzumuten, daß es an die bona fides der englischen Regierung glauben solle, ist denn doch ein starkes Stück. Wir müßten ja unheilbare Illusionisten sein, wenn wir nach den Erfahrungen dieses Krieges noch jemals damit rechnen sollten, daß ein geschriebener Buchstabe uns für den Kriegsfall irgendeine Sicherheit geben könnte. Man mag unseretwegen nach dem Kriege ein neues Seekriegsrecht schaffen, wenn man nicht anders zu können glaubt. Aber es wäre sündhaft, ihm einen Bestand über die Dauer des Friedens hinaus zutrauen zu wollen. Für diese Möglichkeit brauchen wir stärkere Sicherheiten als Worte, ‚reale Garantien‘, um mit dem Herrn Reichskanzler zu reden.“

*

Einrahmen und Anhängen!

„Es kann nicht geleugnet werden, daß die Munitionsfrage im jetzigen Kriege eine Bedeutung erlangte, die sie bisher niemals gehabt hat. Was in früheren Feldzügen verschossen wurde, war so unbedeutend im Vergleich zu dem, was jetzt verbraucht wird, daß in früheren Zeiten fast alle Länder sehr leicht imstande waren, sich mit allem Nötigen aus dem Lande selbst zu versehen und während des Kriegführens die Vorräte für das Schlachtfeld zu ergänzen. Dieser Umstand gibt denn auch den Neutralen eine ganz andere Stellung als früher, vor allem in der Munitionsfrage. Die Neutralen sind es, die durch ihre Lieferung von Munition das Ende des Krieges hinausschieben können und dies auch wirklich tun. Angenommen, Amerika hätte keine einzige Granate, kein einziges Geschütz und kein einziges Gewehr England oder Frankreich geliefert, dann wäre unzweifelhaft der Krieg bereits im ersten Jahre zu Ende gewesen.“

So der frühere holländische Ministerpräsident Dr. Kuyper im „Standaard“.

*

Schlaf, Kindlein, schlaf —

Türmers Tagebuch (erstes Septemberheft) berührt einen Punkt, auf den zurückzukommen es sich aus Anlaß mancher Vorgänge in letzter Zeit besonders lohnt. Ich meine das Nationalgefühl der Russen, das, vielleicht unbeabsichtigt, besonders scharf hervortritt. — Alles, was „fremdstämmig“ ist, steht „in nackter Rechtlosigkeit da“. Der Angehörige einer anderen Rasse, obwohl seit Jahrhunderten Mitglied des selben Reiches, wird stets als Fremdling betrachtet und behandelt. Sieht man von dem Kultur-Tiefstand der asiatischen Völker ab, der allerdings hier die unglaublichsten Blüten treibt, bleibt doch das eine nicht zu unterschätzende Moment, das starke Rassebewußtsein, das Rußland bei höherer Intelligenz und entwickelterer Kultur fraglos zum mächtigsten Staate Europas und damit der Erde machen könnte.

Digitized by Google

Man vergleiche damit das von der deutschen sozialdemokratischen Reichstagsfraktion für ihre Kriegsziele aufgestellte Programm. Abgesehen von einigen Selbstverständlichkeiten, wie der Erhaltung des bisherigen Bestandes des Deutschen Reiches und seiner politischen Unabhängigkeit, zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke der Internationale durch das Ganze. Der Übersichtlichkeit halber sei's hier noch einmal in kurzen Zügen wiederholt:

1. Meistbegünstigungsklausel.

2. Beseitigung der Zoll- und Verkehrsschranken.

3. Offene Tür in wirtschaftlicher und kolonialer Beziehung.

4. Einrichtungen im Sinne der von der Arbeiter-Internationale erstrebten Ziele.

5. Freiheit der Meere durch internationalen Vertrag sicherzustellen (NB. doch schon Punkt 3!).

6. Zurückweisung von Annexionen, als gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker verstoßend.

7. Internationales Schiedsgericht.

Haben denn die Herren noch immer nicht begriffen, daß die anderen Völker durchaus nicht mit uns zusammenarbeiten **wollen**?! Sind ihnen die zahlreichen Beweise in Gestalt der Veröffentlichungen der mit den verschiedenen Regierungen gepflogenen Verhandlungen denn völlig unbekannt? Oder glaubt die deutsche Sozialdemokratie berufen zu sein, die Völker Europas zu ihrer Lehre bekehren zu können, nachdem alle versuchten Annäherungen doch schon ziemlich kläglich verlaufen sind, sowohl vor wie während des Krieges?!

„Die furchtbaren Leiden und Zerstörungen, die dieser Krieg über die Menschheit gebracht hat, haben dem Ideal eines durch internationale Rechtseinrichtungen dauernd gesicherten Weltfriedens die Herzen von neuen Millionen gewonnen." Ist das wirklich das einzige, was wir aus diesem maßlos frivol heraufbeschworenen Kriege gelernt haben sollten? Man möchte meinen, dieser Krieg habe zunächst eine ganz andere Lehre gezeitigt, nämlich die, daß alles und jedes Recht einfach über den Haufen geworfen wird, wenn es gilt, einen unbequemen Konkurrenten loszuwerden. Woher gedenkt denn die deutsche Sozialdemokratie die Bürgschaften zu nehmen, um ihre mühsam zusammengebastelten Rechtseinrichtungen zu stützen, oder beabsichtigt sie, das deutsche Volk zum dauernden Friedenshort zu ernennen? Autorität ist nur da, wo **Macht** ist. Wir aber, sollte ich meinen, haben gerade genug zu tun, uns selber zu verteidigen. Wie aber denkt man sich denn den Gerichtshof, dem alle zukünftigen Konflikte zu unterbreiten sind?

Und schließlich, **mehr** als Deutschland vor Beginn des Krieges getan hat, den Weltfrieden zu retten, **mehr** als die österreichische Regierung Italien gegenüber zu tun bereit war, kann man wohl kaum einer Großmacht zumuten, und welcher Erfolg erzielt worden ist, spüren wir heute am eigenen Leibe. — Es hieße auch den Volkscharakter der Russen, besonders aber der Franzosen und Engländer — von den übrigen „Mächten" zu schweigen — völlig verkennen, wollte man ihnen zumuten, andere über ihre ganz persönlichen Interessen zu Rate sitzen zu lassen.

Bei einer internationalen Rechtslage würde es ferner unseren Gegnern, die weniger „befangen" sind als wir, nur erleichtert, uns zu erwürgen — oder wir müßten trotz allem unser Schwert scharf halten. Dann aber hat alle internationale Rücksichtnahme keinen Wert und ist nur ein Ballast unseres freien Selbstbestimmungsrechts, auf das doch scheinbar nach Punkt 6 so erheblich Wert gelegt wird. Oder denkt der Fraktionsausschuß der deutschen Sozialdemokratie in edler Selbstlosigkeit hierbei nur an die andern? Deutschland hat in seiner langen Geschichte so oft und reichlich seine Friedensliebe bewiesen und oft genug teuer genug bezahlen müssen, daß wir weder Grund noch Neigung haben sollten, uns selbst in Ketten zu schlagen. Denn davon sollten wir doch wohl überzeugt sein, kein Mensch würde sich durch derartige internationale Abmachungen verpflichtet fühlen, als höchstens der Deutsche.

Gerade diese Lehre sollte der Krieg uns eingebracht haben, und doch sind noch immer welche vorhanden, die ihren Traum einer

Digitized by Google

internationalen Weltordnung trotz einer zwölfmonatigen Flut von internationaler Gemeinheit und Ruchlosigkeit im Donner der Kanonen ruhig weiter träumen. „Schlaf, Kindchen, schlaf —", aber die „draußen stehen", sind — keine Schafe. W. Fr.

*

Sehr richtig!

Die Bahnhofswirte hatten sich kürzlich an den Leiter des Feld-Eisenbahnwesens mit der Bitte gewandt, den Schnapsausschank an Zivilpersonen zuzulassen. Das ist abgelehnt worden. In der Antwort bedauert der militärische Eisenbahn-Oberbefehlshaber, daß die Bahnhofswirte durch die Maßnahme eine kleine Mindereinnahme zu erwarten haben. Dann heißt es weiter: „Das Verbot ist im Einverständnis mit der obersten Heeresleitung, dem Eisenbahnminister und den stellvertretenden Generalkommandos erlassen, weil es ausgeschlossen sein muß, daß sich jede Zivilperson beliebig Schnaps und Likör kaufen kann, der an demselben Schanktisch sitzende Soldat aber abgewiesen werden muß. Das Ansehen unseres Heeres und die Gerechtigkeit gegen unsere reisenden Offiziere und Soldaten erfordert es, daß sie nicht anders behandelt werden, wie die Nichtkämpfer in der Heimat."

*

Flecken

Viele von uns, liest man in der „Tägl. Rundschau", leiden unter der Tatsache, daß die große Zeit Flecken hat. Wir alle kennen den Lebensmittelwucher und schämen uns seiner. Wir alle haben um unsere Versorgung mit Nahrungsmitteln gestritten und waren erbittert, wenn wir auf Sonderinteressen stießen. Wir alle kennen das Gesindel, das auch in diesen Tagen platt und gemein geblieben ist. Wir alle wissen, daß eine politische Gruppe einen nüchternen und selbst einen hämischen Sinn zu bewahren vermochte. Wir alle kennen die unsauberen Geister, die mitten in der nationalen Ergriffenheit die entnervende Ausländerei des kommenden Friedens vorzubereiten wagen. Ist es nicht doch, als ob wir Epigonen wären, die eine große Zeit niemals restlos durchzuleben vermöchten?

Nein, es ist nicht so. Auch in dem heiligen Jahre 1813 waren die widerstrebenden Kräfte am Werk, und niedrige Seelen befleckten die allgemeine Größe. Jede historische Stunde hat in jedem Volk ihre Flecken. Wir sind nicht geringer als irgendein Geschlecht vor uns, weil es uns nicht besser geht. Ja, ich glaube sogar, daß die heilige Flamme der Volkskraft niemals reiner gebrannt hat als in diesem Kriege. Wir dürfen uns durch die Bücher der Geschichte nicht täuschen lassen. Sie verzeichnen nicht die Schmutzereien des Alltags, wir aber, als die Gegenwärtigen, erleben sie und leiden darunter. Es ging unsern Vätern von 1813 nicht besser, und es ist niemals einem kämpfenden Geschlecht besser ergangen. Immer, wenn ein ganzes Volk sich erhebt und die Stunde der Weihe erlebt, bleibt ein Bodensatz zurück. Das Gewürm verkriecht sich, wenn in der dunklen Stunde der Not der große Aufschwung einsetzt, kommt aber sofort zum Vorschein, wenn es wieder Sorglosigkeit und plebejische Geschäfte wittert. Wir wollen dem Gemeinen mit der äußersten Entschlossenheit entgegentreten, aber wir brauchen über sein Vorhandensein nicht zu flennen. Es war immer da und wird immer da sein.

*

Französischer Kindermund

Ein Teilnehmer an der schwedischen Studienfahrt nach Paris, der Redakteur Niels Christiernson, hat sich über seine dort empfangenen Eindrücke u. a. dahin ausgesprochen, der ungezügelte Haß gegen die Deutschen, der alles beherrsche, sich in den widerwärtigsten und rohesten Ausdrücken entlade und in den unsinnigsten Geschichten von deutschen Grausamkeiten gipfele, habe auf ihn den allerpeinlichsten Eindruck gemacht. Wie dieser blindwütige, immer mehr in Unzurechnungsfähigkeit und Wahnsinn ausartende Haß mit seinen maßlos schändlichen Verleumdungen unseres Heeres auch schon den französischen Kindern eingeimpft wird, davon legt ein in der „Revue des deux Mondes" ver-

Digitized by Google

öffentlichter Aufsatz „Der Krieg in den Augen unserer Kinder“ vollgültiges Zeugnis ab. Dem Verfasser haben (nach einem Bericht der „Kreuzztg.“) Hunderte von Kriegstagebüchern und Briefen elf- bis dreizehnjähriger Knaben und Mädchen vorgelegen, aus denen er mit wahrer Wonne Auszüge gibt. Einige davon lassen keinen Zweifel darüber zu, daß die Schulkinder jenseits der Vogesen an Gelehrigkeit für den Deutschenhaß ihrer Eltern und Lehrer nichts zu wünschen übrig lassen. „Boches, schmutzige Boches, Barbaren, Wilde, Spione, Verräter, Diebe, Banditen, Henker“ — die kleinen Hände verspritzen mit ihren Federn schon ganz dasselbe Gift, wie die großen der Erwachsenen. „Sie plündern alle Städte“, heißt es von unseren Soldaten wörtlich in einem Kriegstagebuche, oder in einem Briefe von Knabenhand: „Sie begehen die scheußlichsten Greueltaten, sie haben das heldenmütige Belgien vergewaltigt, mit ihren Zeppelinen und Tauben bombardieren sie die Städte Frankreichs, Englands und Belgiens, sie stecken die Kathedralen in Brand und ertränken mit ihren Unterseebooten arme Leute. Sie erschießen Männer, Mütter mit ihren Kindern an der Brust, und auch die Großväter. Verwundete töten sie, um ihnen das Geld zu rauben, das sie bei sich haben.“ Ein anderer kleiner Franzose vergleicht unsere Soldaten mit Verbrechern, die ihrem Gefängnis entsprungen sind.

*

Herrn Ballins Rüstungsfieber

Der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, Herr A. Ballin, hat in der „Voss. Ztg.“ u. a. die Forderung gestellt, daß die „Männer, welche dereinst (?) berufen sein werden, den Frieden zu konstruieren“, auch das „Rüstungsfieber“ ausrotten, es wenigstens soweit bannen müßten, wie es dem für Jahrzehnte entkräfteten Europa erträglich sei. Dem hält Graf Reventlow in der „Deutschen Tageszeitg.“ entgegen, daß es für die Zukunft wohl nicht auf Europa ankomme, sondern auf das Deutsche Reich und seine Bundesgenossen: „Sie müssen so stark gerüstet sein und bleiben, wie ihre Sicherheit und ihr Bewegungsbedürfnis nach jeder Richtung hin verlangen. Der Ausdruck „Rüstungsfieber“ kann nur irreführend auf die Beurteilung von Rüstungsfragen einwirken. Herr Ballin selbst dürfte gewiß mit uns einverstanden sein; wenn wir sagen, daß es jetzt um die Freiheit der Meere für Deutschland besser stände, wenn bei uns das ‚Rüstungsfieber‘ zur See zehn Jahre früher eingesetzt hätte. Der Wirtschaftskrieg, welchen Herr Ballin nach Friedensschluß am Horizonte zu erblicken scheint, ist ebenfalls eine Machtfrage, weiter nichts. Nach der russisch-englisch-französischen Presse zu schließen, sind unsere Gegner entschlossen, den Wirtschaftskrieg durch dauernde wirtschaftliche Einkreisung Deutschlands und seiner Bundesgenossen nach dem Friedensschlusse organisiert weiter zu führen. Die Möglichkeit, diesen Plan zu paralysieren, kann durch die Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsblockes allein nicht geschaffen werden, sondern dazu gehört die Freiheit der Meere. Sie ist, wie hier oft genug dargelegt wurde, nur durch eigene Kraft für Deutschland und seine Bundesgenossen zu erreichen. Merkwürdigerweise erwähnt Herr Ballin diese entscheidenden Momente eigener Kraft nicht, sondern meint nur, man müsse Wege suchen und finden, um freie Handelsschiffahrt auch in Kriegszeiten zu sichern. Wir fürchten beinahe, daß Herr Ballin hier an ein mit Vertreternamen vieler Staaten bedecktes internationales Papier denken könnte. Das würde ungefähr dasselbe bedeuten, wie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die ‚antipiratischen Vereine‘ in Deutschland. Durch deren Besprechungen an ihren Stammtischen hofften damals die guten Deutschen, dem Seeräuberwesen im Kattegatt, in der Ostsee und im Mittelländischen Meere ein Ende zu machen. Die englische Flotte nämlich, die Schützerin der Freiheit der Meere, gab Seeräuberschutz nur ihrem eigenen Handel, fremden nur da, wo er keine Konkurrenz für den englischen schuf. Heute ist die Seeräuberei im Frieden nicht mehr vorhanden, die Freiheit der Meere im Frieden ist eine Selbstverständlich-

Digitized by Google

keit und bedarf keiner internationalen Verbriefung. Im Kriege ist und bleibt sie aber eine Machtfrage. Internationale Majoritätsbeschlüsse würden hier nur Spiegelfechtereien sein.

Herr Ballin führt schließlich das alte Wort von Friedrich List an: ‚Wer an der See keinen Anteil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind.' Diesen Satz muß jeder Deutsche unterschreiben; wenn er aber, und wenn auch Herr Ballin den ‚Anteil an der See' nicht auf die eigene Kraft stützt, dann werden ihn die schönsten internationalen Beschlüsse nicht davor bewahren, unseres lieben Herrgotts Stiefkind zu werden. Auch Herr Ballin würde diesem Schicksale nicht entgehen."

*

Moralischer Irrsinn

Was bei der Beobachtung der letzten Jahrzehnte des öffentlichen Lebens in Frankreich am meisten auffällt, das ist nach der „Frankf. Ztg." ein erschreckender Tiefstand des moralischen Urteils, eine Art von „moral insanity", wie sie im Leben der Individuen als ein sicheres Zeichen der Entartung betrachtet wird. Die militärische Tüchtigkeit, zu der dieses Volk sich nach anfänglichem Versagen aufgerafft zu haben scheint — und die ihm selbst so erstaunlich dünkt, daß es unaufhörlich von einem „Wunder" spricht und viele die Wendung der Dinge nur durch das Eingreifen überirdischer Mächte glauben erklären zu können —, sie kann nicht die geistige Verfassung vergessen machen, in der Frankreich vor dem Kriege angelangt war, die Verwirrung und Verdunkelung der moralischen Begriffe, die notorisch anrüchigen Persönlichkeiten erlaubt hat, die Herrschaft im Staate zu erobern und zu behaupten. Man muß hier vor allem an die Presse denken, deren Organe sich um so größerer Gunst beim Publikum zu erfreuen schienen, je offenkundiger ihre Verworfenheit war. Des übelsten Rufes unter allen erfreute sich, wie jedermann weiß, der „Matin", und wirklich war er unter allen französischen Zeitungen die einflußreichste. Die Regierungen zitterten vor ihm, die Menge drängte sich zu den Geschenken, die er, wie eine Bestechung, unter sie verteilen ließ. Es nützte nichts, daß von ihm bekämpfte, d. h. verleumdete Personen ihm den Prozeß machten. Die Gerichte verurteilten den „Matin", doch sein Ansehen litt nicht darunter, so wenig wie das Ansehen des Polizeipräfekten und anderer Würdenträger der Republik zu Schaden kam, als es ruchbar wurde, daß sie Gönner und Hausfreunde der Schwindlerin Humbert gewesen waren, und ihre Geschenke entgegengenommen hatten, obgleich ihnen niemand zutraute, auch nur einen Augenblick an die Fabel von dem Millionenerbe der „Brüder Crawford" geglaubt zu haben. War es nicht in der Ordnung, daß die Großen mit den Brillanten der Madame Humbert beglückt wurden, die noch dazu die Gattin eines Abgeordneten und Schwiegertochter eines Senators und ehemaligen Justizministers war, indessen die kleinen Leute die Hände nach dem Trödel des „Matin" ausstreckten? Beide waren über die sittliche Beschaffenheit des Gebers gleich wenig im Zweifel, und in beiden Fällen wurde die öffentliche Moral nur durch die unausgesprochene Vereinbarung gerettet, sich gegenseitig den Milderungsgrund des guten Glaubens zuzubilligen . . .

Im „Journal", dessen Stellung in der Pariser Presse sich durch seinen literarischen Ehrgeiz kennzeichnet und dessen Spalten sich in der Tat der besten Namen der französischen Dichtkunst rühmen konnten, war jetzt Herr Alexander Bruant heimisch geworden, ein Kneipwirt vom Montmartre und Fabrikant von Schauerromanen, die vordem nur auf dem Weg der dunkelsten Kolportage unter die Leute kamen. Ist es da noch im mindesten verwunderlich, daß Worte, die einst nur auf den äußeren Boulevards Umlauf hatten, heute auch im Faubourg St. Honoré gang und gäbe sind? Der patriotische Roman, wie ihn jetzt die französischen Blätter pflegen, ist unmittelbar aus dem Apachenroman hervorgegangen, und nicht selten ver-

Digitized by Google

rät er solche Herkunft auch durch die Vorliebe, mit der er den durch die Zeitläufte zum Helden gewandelten Zuchthäusler in allerlei rührenden Umständen vorführt.

*

Mit unserem Blut bezahlt

Ein trauriges Kapitel schlägt Dr. Paul Rohrbach in der „Tägl. Rundschau" auf:

Als der livländische Ordensmeister Wolther v. Plettenberg 1501 und 1502 die Russen aufs Haupt schlug, erbeutete er Geschütze, welche die Marken westfälischer Eisenwerke trugen. Und zur selben Zeit, als das kleine Ordensheer sich tapfer der russischen Übermacht entgegenstemmte — lieferten deutsche Städte dem russischen Großfürsten das erforderliche „Büchsenkraut". Doch heute sind es nicht nur die amerikanischen und japanischen Kanonen, mit denen uns die Russen beschießen, sondern wenn man die Summe der Energie berechnen könnte, die deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Tatkraft dem russischen Wirtschaftskörper bisher zugeführt haben, so würde sich zeigen, daß der größte und beste Teil der russischen Rüstung auf eine oder die andere Art mit deutschen Händen geschmiedet worden ist. Volkswirtschaftlich ist es dabei für uns besonders verhängnisvoll gewesen, daß wir nicht wie Frankreich nur totes Kapital, sondern auch lebende Kraft nach Rußland ausführten. Bis 1882 betrug die Zahl der reichsdeutschen Einwanderer nach Rußland im Durchschnitt jährlich 14914 Köpfe; um 1900 hatte sie sich mit 27407 schon fast verdoppelt. Die Zahlen dieser Deutschen sind nicht quantitativ, sondern qualitativ zu werten: die meisten Köpfe bedeuteten ein selbständiges Unternehmen oder organisatorische Gestaltung träger Massen. Es gab in Rußland kaum eine Fabrik, die nicht einen deutschen Werkmeister oder Vorarbeiter, wenn nicht einen deutschen Leiter gehabt hätte. Ganz abgesehen von dem auf drei Milliarden Mark geschätzten deutschen Kapital, das in Rußland angelegt ist, wurde dadurch vor allen Dingen ein gewaltiger Strom lebendiger Kraft in den Dienst unseres jetzigen gefährlichsten Feindes gestellt. Wenn dieser Ausdehnungsdrang unserer wirtschaftlichen Kräfte bisher durch die zu enge Umschnürung unseres staatlichen Körpers gerechtfertigt wurde, so wird doch nach Friedensschluß eine andere Lösung dieses Problems erstrebt werden müssen. Selbstverständlich werden die russisch-deutschen Handelsbeziehungen mit der Zeit wieder ins Geleise kommen, doch sollten bei ihrer Regelung nicht nur geschäftliche Interessen, sondern auch allgemein staatliche Gesichtspunkte maßgebend sein. Die Kernfrage, um die es sich dabei handelt, ist die: ob wir auch in Zukunft so verschwenderisch wie bisher unsere Arbeitsenergie einem Staate zur Verfügung stellen dürfen, dessen latente Kräfte schon an sich Mitteleuropa mit jedem Jahre wachsend bedrohen.

Wir sind empört, daß Amerika unsere Feinde mit Waffen versorgt; jeder, der durch industrielle Unternehmungen in Rußland auf gute Geschäfte nach dem Kriege spekuliert, tut im Grunde etwas viel Schlimmeres: er liefert die Waffen für Rußlands nächsten Krieg gegen uns.

Dabei brauchen wir gar nicht auf das peinlichste Beispiel, die Schiffswerft Lange & Sohn in Riga, hinzuweisen, wo deutsches Kapital die Torpedoboote herstellt, die gegen uns operieren; in wenigen Tagen läßt sich fast jede moderne Fabrik, die friedlichen Zwecken dient, zur Herstellung von Granaten umwandeln. Alles, was die russische Industrie noch zu leisten vermag, hat sie deutscher Arbeit, deutscher Gründlichkeit zu verdanken. Und der Dank ist: man setzt uns Deutsche vor die Tür, man „liquidiert" unseren Besitz und steckt sich damit die Taschen voll!

Sollten wir wirklich aus bloßen „Geschäftsinteressen" auch nach dem Kriege ohne gehörige Vorsichtsmaßregeln die alten Bahnen wieder einschlagen, um mit unseren wirtschaftlichen Kräften den Organismus unseres gefährlichsten Feindes zu stärken und zu speisen, so werden unsere Kinder dereinst dieses Geschäft mit noch viel größeren Opfern an Blut und Leben bezahlen müssen, als wir es heute tun. *

Digitized by Google

Schundliteratur an der Front

„Man überschüttet uns mit Schund", so klagt ein Leser der „Köln. Volkszeitung" und erzählt dann, wie unter allerlei nützlichen Sächelchen auch das Gift einer schamlosen Literatur eingeschmuggelt wurde. Es waren „Prospekte über allerhand unsittliche Literatur: Bücher diskreten Inhalts mit verlockenden Titeln, wie ‚Geheime Liebesmächte', ‚Kalte Frauen' u. a. Ferner ein Buch ‚Die Geheimnisse des Liebesglückes', für dessen Inhalt bezeichnend ist der Vordruck auf dem Bestellschein: ‚Verspreche ausdrücklich, dieses Buch nur für meine eigenen Zwecke zu verwenden, also niemanden die in demselben gegebenen Ratschläge zugängig zu machen.' Vor ein Kriegsgericht sollte man euch Volksvergifter bringen, damit ihr standrechtlich abgeurteilt werdet!"

Der Mann hat recht. Und recht hat er, wenn er fortfährt: „Wir kennen das Geheimnis unserer Stärke: Reinheit des Herzens und Unbeflecktheit des Körpers. Auch wissen wir, daß von dieser Stärke das Wohl und Wehe unsrer Familien, des deutschen Vaterlandes abhängt. Jene Schundblätter sind bereits in Flammen aufgegangen." Z.

*

Das deutsche Gemüt

In ihrer Zartheit rührende Züge, die sich in den Briefen ganz einfacher Soldaten ausprägen, werden in der „Tageszeitung für Brauerei" mitgeteilt. Ein einfacher Mann schreibt, daß er im Frühling den ersten sprossenden Zweig seiner lieben Frau in der Heimat gesandt hat, und ein anderer bringt seine Freude darüber zum Ausdruck, daß die erste Lerche singt, daß der Kibitz zugeflogen ist, und daß die Frühlingsblumen blühen, während ein dritter seinem Direktor blühende Heide aus dem Argonnerwald sendet, und wieder ein anderer Bildchen aus Birkenrinde aus dem Priesterwalde. Ein Futtermeister freut sich, daß er endlich das Reitpferd seines Herrn gefunden und nicht eher geruht hat, bis er es in Pflege bekam. Auch aus den Weihnachtswünschen konnte man vieles zwischen den Zeilen lesen, was auf ein inniges Gemütsleben schließen ließ.

*

Entartete Deutsche

Mit Bezug auf unsere Mitteilung unter dieser Überschrift in der Abteilung „Auf der Warte" S. 209 im ersten Novemberheft bestreitet eine Hamburger Zuschrift, daß die Teilhaber des Neuyorker Bankhauses Kuhn, Loeb & Co., Jakob H. Schiff und Felix M. Warburg, auf die englische Anleihe für sich selbst gezeichnet hätten. Nach den Berichten Berliner Börsenblätter hatte das genannte Bankhaus als solches eine Beteiligung an der Anleihe abgelehnt, aber seinen Inhabern freigestellt, sich persönlich an der Übernahme und an dem Vertrieb der Anleihe zu beteiligen. Auf dem Wege durch diese Hintertür konnte die förmlich abgelehnte Beteiligung an der Anleihe unter der Hand doch bewerkstelligt werden. Der Schein wurde gewahrt. Nach der „Frankf. Ztg." haben sich Otto G. Cahn und Mortimer W. Schiff vom Hause Kuhn, Loeb & Co. an der englischen Anleihe beteiligt.

Auf eine Anfrage des Wiener Bezirksrabbiners Katz hat zwar Jakob H. Schiff als Haupt des Bankhauses Kuhn, Loeb & Co. in Neuyork nachträglich nochmals erklärt, daß seine Firma die Mitherausgabe und Unterstützung der englisch-französischen Anleihe ablehnte, indessen die persönliche Beteiligung zweier anderer Teilhaber der Firma nicht in Abrede gestellt.

*

Das Recht, zu täuschen!

Mit diesen fett gedruckten Worten wirbt ein kaufmännischer Verlag für ein Buch des gleichen Titels. „Das riesige Ansehen und die ungeahnt große Nachfrage", die dieses Buch des Handelsschriftstellers K. hervorgerufen, „veranlaßt uns, dieses ganz eigenartige Werk nunmehr weiteren kaufmännischen Kreisen anzubieten ... Der fabelhafte Erfolg gibt uns darin recht, daß der Verfasser die unbedingt seltsamste und packendste Schöpfung

Digitized by Google

der bisherigen kaufmännischen Literatur geliefert hat; seine mit geradezu furchtbarer Gründlichkeit und Freimütigkeit niedergelegten Offenbarungen über heutige Wettbewerbszustände und Manipulationen, wie sie selbst von den größten und angesehensten Firmen im Konkurrenzkampfe angewandt werden, sind das Erstaunlichste und Fesselndste, was man über Handelsgebräuche lesen kann..." Es sind in dem Buche „verblüffend überzeugende Beispiele aus der Praxis" mitgeteilt; also darf „kein Kaufmann, würdig (!) dieses Namens", das Buch ungelesen lassen ... Denn, wie sagt doch das „Urteil eines hervorragenden Kaufmanns", der es gelesen? Bücher dieser Art, sagt er, „sind nicht eigentlich Bücher, sondern es sind Lotterielose mit todsicher hohem Gewinn" ... Zum Überfluß sind auf der Rückseite eine Masse Firmen bezeichnet, die das Buch „sofort zum Teil je in mehreren Exemplaren" bestellten!

Dies also ist die neueste — Anleitung zum Betrug! Man kauft sich das Buch mit den zahlreichen Beispielen aus der Praxis, entrüstet sich über die Kniffe — und macht es ebenso. „Das Recht (!), zu täuschen!" ...

8.

*

So ist es recht!

Die „Kreuzzeitung" berichtet:

Als wir um unseren Seehelden Weddigen trauerten, sagte der Vertreter einer weltbekannten holländischen Tabakfirma in Rotterdam, die in Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich und den kleineren Staaten Europas einen gewaltigen Warenumsatz erzielt, im Beisein von Reichsdeutschen: „Es ist gut, daß der ... Weddigen tot ist." Dieses schamlose Wort erzeugte die größte Entrüstung nicht nur unter den anwesenden Deutschen, sondern auch den Holländern. Die Äußerung wurde dem Verein der Deutschen Tabakhändler (Syndikus Schloßmacher in Frankfurt a. M.) mitgeteilt. Es war selbstverständlich, daß der Verein den Beschluß faßte, von der holländischen Firma nicht mehr zu kaufen. Den deutschen Vertretern der Firma wurde nahegelegt, die Vertretung niederzulegen. Geschah dies nicht, so wurde jede Geschäftsverbindung abgebrochen. Der Schaden, der hieraus der Firma erwuchs, war gewaltig. Da kam einer ihrer Vertreter nach Berlin und bot dem Roten Kreuz 100000 ℳ an mit der Versicherung, daß die bedauerliche Äußerung in einem unbedachten Augenblick gefallen sei und dem Sprecher leid wäre. Das Rote Kreuz lehnte die Annahme der Summe ab, bis der Deutsche Tabakhändler-Verein zu der Angelegenheit Stellung genommen hätte. Der Vertreter fuhr befriedigt nach Rotterdam zurück und sandte nun ein Rundschreiben an seine Kundschaft, worin mitgeteilt wurde, daß die Firma nach wie vor deutschfreundlich gesinnt sei. Für die bedauerliche Äußerung sei als Sühne dem deutschen Roten Kreuz der Betrag von 100000 ℳ überwiesen worden. Inzwischen erließ die österreichische Tabakregie eine Bekanntmachung in der „Süddeutschen Tabakzeitung", worin sie sich mit dem Vorgehen des Deutschen Tabakhändlervereins völlig einverstanden erklärte und mitteilte, daß sie weiterhin Angebote der holländischen Firma nicht mehr berücksichtigen würde. Der Deutsche Tabakhändlerverein faßte nun den Beschluß, das Rote Kreuz zu bitten, die Annahme des Sühnebetrages abzulehnen. Die Firma wurde weiter vom Geschäftsverkehr ausgeschaltet. Ihr Rundschreiben, worin sie ihre deutschfreundliche Gesinnung versichert, wurde der französischen Tabakregie übersandt. Was die französische Tabakregie daraufhin getan hat, ist uns nicht bekannt, aber leicht zu erraten.

*

Demokratie

Die Furcht vor der Verantwortung lähmt die Tatkraft aller hervorragenden Männer in Frankreich, erklärt Senator Humbert im „Journal". „Unser Land leidet an dem Übel der Verleumdung. Sobald ein Mann sich über das gewöhnliche Maß erhebt, wird er verdächtigt. Man fragt nicht nach seinen Verdiensten, sondern sucht an ihm nur nach Fehlern. Dieser allgemeine Verdacht lastet auf allen leitenden Persönlich-

Digitized by Google

keiten, Ministern, Parlamentariern und hohen Beamten. Jeder von ihnen denkt nur daran, sich gegen die stets möglichen Anschuldigungen zu sichern. Entscheidungen, die man getroffen hat, zu rechtfertigen, ist oft schwierig; es ist einfacher, nichts zu tun. Und wenn man zum Handeln gezwungen wird, ist die Hauptsache die, sich den Rücken zu decken und die Verantwortung auf andere abzuwälzen ...“

*

Aus Honduras

Liste der Judas-Ischariot-Firmen in Neuyork, die sich um eines ¼ % Lohnes willen an der Unterbringung der 500000000 Dollar-Anleihe der „Alliierten“ beteiligt haben:

A. Belmont & Co.
Hallgarten & Co.
Heidelbach, Ickelheimer & Co.
Ladenburg, Thalmann & Co.
Kountze Bros.
W. Salomon & Co.
J. & W. Seligman & Co.

An den Pranger mit diesen sieben.

Tegucigalpa, 5. Nov. 1915.

*

„Kulturfortschritt“

Über das, was man gewöhnlich Kulturfortschritt nennt, bemerkt G. Gout im „März“, herrscht noch immer der Irrtum, daß man die Erzeugnisse der Kultur mit der Kultur selbst, d. h. Manufaktur mit Menschennatur verwechselt. Wahre Kultur besteht nicht allein in der Erlangung technischer und industrieller Fertigkeiten, sondern vor allem in der Entwicklung der positiven Eigenschaften der Menschennatur, in der gleichmäßigen Entwicklung der Intelligenz und des Gemüts, des Fleißes und des Ordnungssinnes, der Treue und der Gewissenhaftigkeit, der Liebe zur Wahrheit und zur Sachlichkeit. Das sind die Eigenschaften, die den wahren Kulturfortschritt eines Volkes bedeuten, weil sie allein geeignet sind, zu einem gesunden, gedeihlichen Zusammenleben der Menschen am meisten beizutragen. Mit diesem Maßstab gemessen, wird es leicht, den echten biologischen vom unechten, äußerlichen, technisch industriellen Kulturfortschritt zu unterscheiden. Zu den positiven und wichtigsten Eigenschaften der Menschennatur gehört also in erster Linie die ethische Gediegenheit, denn ohne diese hat der Kulturfortschritt nach jeder anderen Richtung hin keinen Bestand ...

Wie ephemer und unsicher die kulturellen Errungenschaften der Völker sind, wenn ihnen die solide ethische Basis fehlt, das konnten wir jetzt gerade bei der Entstehung und dem Verlaufe des großen Krieges sehen. Schrankenlose brutale Herrschsucht, Mißgunst und Handelsneid, hysterische Rachsucht und gemeine Habgier unterwühlten jahrelang den Boden der sozialökonomischen Solidarität der europäischen Völker und machten es möglich, daß es einem Dutzend skrupelloser russischer, französischer und englischer Diplomaten gelungen ist, unter den Völkern Europas den schrecklichsten Krieg zu entfachen, den je die Menschheit gesehen hat ...

*

„Friedensgedanken“

Die „Tägliche Rundschau“ schreibt:

„Die vom ‚Wolffschen Telegraphenbureau‘ der deutschen Presse zur Veröffentlichung übergebenen ‚Friedensgedanken‘ der uns Deutschen während des Weltkrieges wenig günstig gesinnten ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ haben überall großes Aufsehen erregt. Eine Besprechung dieser ‚Gedanken‘ ist der deutschen Presse durch die bestehenden Zensurvorschriften über die Friedensziele unmöglich gemacht und ebenso eine Zurückweisung der in ihnen vorgetragenen falschen Behauptungen. Um so auffälliger und unverständlicher ist die diensteifrige, fast vollinhaltliche Verbreitung dieser ‚Gedanken‘ durch den halbamtlichen Draht an die selbe deutsche Presse, der die Mitteilung und Erörterung eigener ‚Friedensgedanken‘ ebenso untersagt ist wie die Hinzufügung von Bemerkungen zu den fremden Friedensplänen. Die Ant-

Digitized by Google

wort kann nur der Reichstag geben, der ja ohnedies bei seinem Wiederzusammentritt zwei Beratungstage der Budgetkommission den Zensurverhältnissen widmen will ...

Der einmütige Wille zum Siege kann im Volke nur erhalten werden, wenn alle Kreise und namentlich die Regierung ihn nähren. Auf ihr lastet bei der unserer Kriegslage längst nicht mehr angemessenen Gebundenheit der öffentlichen Meinung eine ungeheure Verantwortung, für die sie einst wird Rechenschaft ablegen müssen ... Die polizeiliche Macht allein schafft es nicht; sondern das Verständnis für das Wünschen und Sehnen des deutschen Volkes und das Vertrauen auf seine Kraft und seinen Geist, der sich in diesem Kriege so herrlich bewährt hat."

*

„Eine verpfuschte Sache"

Seitdem der Aufsatz der „Neuen Zürcher Zeitung" „Friedensgedanken" durch das amtliche Wolffsche Telegraphenbureau der deutschen Presse zur Verbreitung zugewiesen worden ist, sind die Friedensvorschläge nicht aus der öffentlichen Meinung in Deutschland verschwunden. „Das", schreibt die „Deutsche Tageszeitung", „ist um so bemerkenswerter und unseres Erachtens um so weniger erfreulich, als von vornherein eine materielle Erörterung des Artikels der ‚Neuen Zürcher Zeitung' nicht gestattet wurde. Anstatt dessen schrieb die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' am 30. Dezember: es mache sich in der ausländischen Presse die Neigung bemerkbar, jenen Artikel zu Betrachtungen über Kriegs- und Friedensziele zu benutzen. ‚Um jeder Irreführung vorzubeugen, weisen wir erneut darauf hin, daß der Artikel lediglich private Gedankengänge enthält und daher nicht als Ausgangspunkt für eine ernste Diskussion über die Ansichten leitender Kreise dienen kann.' Vorher war erklärt worden: ‚In der Schweiz will man in diesem Artikel einen von deutscher Seite ausgehenden Friedensvorschlag sehen. Wir sind ermächtigt, zu erklären, daß diese Auffassung selbstverständlich unbegründet ist.' Darauf hatte die ‚Neue Zürcher Zeitung' erklärt: ‚Man wolle beachten, daß das offizielle Wolffbureau diese Grundlagen, auf denen nach dem angeführten Artikel unterrichtete deutsche Kreise die Einleitung von Friedensverhandlungen für möglich erachten, nicht anficht.' ...

Wir möchten hoffen, — wenn auch nach den Vorgängen der letzten Woche ohne großes Vertrauen —, daß der Artikel der ‚Neuen Zürcher Zeitung' endlich zur Ruhe kommen möge. Er hat, wie festgestellt werden muß, in der deutschen Bevölkerung tiefgehende Beunruhigung erregt. Wir haben uns einer Besprechung enthalten müssen; eine Reihe anderer Zeitungen hat sich solcher Besprechungen in verschiedenen Formen befleißigt. Wir beabsichtigen nicht, uns nachträglich diese Präzedenzfälle als Berechtigungsgrundlage dienen zu lassen, können aber nicht umhin, hervorzuheben, daß die ganze achttägige unerquickliche und schädliche Erörterung der sensationellen Wiedergabe des Wolffschen Bureaus und dem unvollständigen Schlußdementi derselben zuzuschreiben ist, welche das Bureau dem Auszuge des Artikels der ‚Neuen Zürcher Zeitung' anfügte. Will man überhaupt sich auf den Standpunkt stellen, daß jener ‚Friedensgedanken'-Artikel einer ausführlichen Wiedergabe wert war, so mußte das Dementi am Schlusse unmißverständlich und erschöpfend sein, formell wie sachlich. Da das nicht der Fall war, so reagierte, wie oben angeführt, nicht nur sofort das Schweizer Blatt darauf, sondern die Beunruhigung in der deutschen Bevölkerung vertiefte und erweiterte sich und der Glaube im Auslande, es handle sich tatsächlich um einen deutschen Friedensfühler, befestigte sich. Die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' mußte darauf in der oben angegebenen Äußerung wiederum Stellung nehmen, eine Tatsache, welche an und für sich schon die Ungeschicklichkeit und Unzweckmäßigkeit der Wolffschen Veröffentlichung hervorhob. Nun hat augenscheinlich aus den selben Gründen auch noch der Unterstaatssekretär Zimmermann Stel-

Digitized by Google

lung nehmen müssen, kurz, ein Beweis folgt dem anderen, daß der Anfangseindruck der Wolffschen Mitteilung — wie immer in solchen Fällen — sich nicht wie Staub mit dem Tuche abwischen läßt, sondern daß eine in ihren Anfängen verpfuschte Sache besser stillschweigend beiseite gelegt wird, als daß man immer wieder versucht, ihre Geburtsfehler zu beseitigen. . . .

Der Artikel der ‚Neuen Zürcher Zeitung' ist seiner Urheberschaft nach lediglich dahin charakterisiert worden: er enthalte die Friedensziele ‚unterrichteter' deutscher Kreise. Genügt das zu einer so feierlichen Einführung? Wollte das Wolffsche Telegraphenbureau allen den gleichen Anspruch machenden Verfassern und Blättern Gerechtigkeit angedeihen lassen, so würde es viel zu tun haben . . .

Die ‚Neue Zürcher Zeitung' scheint sich seit einer Reihe von Monaten zur Ablagerungsstelle von Artikeln deutscher Herkunft gemacht zu haben, welche bestimmt sind, in Deutschland Sensation und gewisse Eindrücke hervorzurufen . . . Auf alle Fälle ist die wiederholte Benutzung dieses Schweizer Blattes für Artikel, die uns im Auslande schaden und die öffentliche Meinung im Inlande beunruhigen, bedauerlich. Man sollte denken, daß alle Deutschen, die nicht dem deutschen Interesse schaden wollen, wenigstens von nun an die tatsächliche Folgerung zögen, ihre schätzenswerten Absichten entweder gar nicht oder in der deutschen Presse zum öffentlichen Ausdruck zu bringen. Umgekehrt hoffen wir, daß, wenn doch wieder die ‚Neue Zürcher Zeitung' oder ein anderes neutrales Blatt Artikel ähnlicher Tendenz aus deutschen Federn oder auf deutsche Veranlassung bringen sollte, das Wolffsche Telegraphenbureau sach- und zweckgemäßer verfahren werde. Sonst könnte der Anschein erweckt werden, als ob es auf die Feststellung des Eindruckes ankäme, welchen solche Veröffentlichungen in der deutschen Bevölkerung machten. Auch einen solchen Anschein wird aber das Wolffsche Telegraphenbureau gewiß zu vermeiden wünschen."

*

Die Lampe des Epiktet

Ein reicher, aber ungebildeter Römer, so wird in der „Tägl. Rundschau" erzählt, hörte oft die Weisheit und Gelehrsamkeit des Philosophen Epiktet rühmen, der ihm gegenüber wohnte. Da er nun oft sah, wie dieser in der Nacht bei seiner Öllampe schrieb und las, glaubte der Römer, Epiktet beziehe seine Weisheit nur aus der Lampe. Von seinen Freunden in dieser Annahme bestärkt und berauscht von dem Gedanken, ein ebenso berühmter und gelehrter Mann wie Epiktet zu werden, begab sich der reiche Römer zu Epiktet, um diesem die Lampe abzukaufen. Der Philosoph war nicht wenig erstaunt über das Anliegen seines Besuchers, der für die Lampe einen außerordentlich hohen Preis bot. Nach langem Zaudern willigte er endlich ein, dem Römer die Lampe zu überlassen. Der eilte ganz glücklich mit seiner Wunderlampe nach Hause. Schon am nächsten Abend saß er bei ihrem Schein, um sich aus dicken Büchern Weisheit zu holen. Aber es ging nichts in seinen Kopf hinein, trotz der Lampe, und der reiche Mann mußte bald erkennen, daß auch aus der Lampe eines Klugen allein noch keine Weisheit zu schöpfen ist. — Wird nicht die allgemeine Wehrpflicht, die sich die Engländer jetzt mit großen Opfern erkaufen wollen, für sie eine — Lampe des Epiktet sein?

*

Ihre Taten und Leiden zeugen für sie

Die „Libausche Zeitung", die unter der deutschen Herrschaft in neuem Gewande erscheint, hat vor ein paar Wochen in sehr beachtlicher Weise sich mit den Stimmungen jenes bescheidenen Bruchteils der deutschbaltischen Bevölkerung beschäftigt, der noch nicht den Anschluß an die jüngste Entwicklung gefunden hat und in einer gewissen Verdrossenheit und nationalen Apathie dem neuen Werden gegenübersteht. Daß die, nebenbei von einem Balten geschriebene, „Libausche Zeitung" darauf hingewiesen und den Indifferenten und unverbesserlichen Träumern das nationale Gewissen zu schärfen ver-

Digitized by Google

sucht hat, dünkt uns verdienstlich. Nur wird es notwendig sein, um nicht in reichsdeutschen Lesern falsche Vorstellungen aufkommen zu lassen, die Dinge in die rechte Beleuchtung zu setzen.

Libau hat immer in völkischen Dingen eine Ausnahmestellung eingenommen. Das bodenständige Deutschtum war in dieser jungen Großstadt von schier amerikanischem Wachstum gering. Weit größer dabei als in anderen baltischen Städten — auch unter den Deutschsprechenden, selbst unter den aus dem Reich Zugewanderten — die Zahl der national Gleichgültigen, denen „Ruhe fürs Geschäft" und dessen Gewinnaussichten des Daseins höchsten Zweck bedeuteten. Daß diese Elemente sich nicht von heute zu morgen umkrempeln würden, daß es vor allem ihnen nicht so ganz leicht fallen würde, die nationale Schwungkraft aufzubringen, die das sicher nicht ganz bequeme Leben im militärischen Operationsgebiet täglich und stündlich von jedem einzelnen erheischt, war am Ende vorauszusehen. Aber es verdient festgehalten zu werden: es hat sich immer dabei nur um eine ganz verschwindende Minderheit gehandelt. Auch in Libau nur um eine Minderheit, die schon im vergangenen Winter, als der Russe noch über die Stadt gebot, der gesellschaftlichen Ächtung verfallen war.

Wie die Mehrheit der baltischen Deutschen empfunden hat und noch empfindet, davon zeugen am besten ihre Taten, zeugt die lange Liste der von den russischen Gewalthabern nach Sibirien Verschleppten. Denn nicht nur wegen des Gebrauchs ihrer Muttersprache sind sie eingekerkert und verschickt worden, sondern weil sie nicht abließen, unsern Kriegsgefangenen ihre werktätige Liebe zu erweisen. Inmitten der eigenen Not, unter Gefahren für Leib und Leben haben sie Gelder und Kleidungsstücke gesammelt, um auf allerlei Schleichwegen sie unseren tapferen Kriegern zuzuleiten, die das härteste Los wohl in der russischen Gefangenschaft traf. Wenn den Balten, soweit sie nicht im Reich eingebürgert waren, das Schicksal auch verwehrt hat, in Feldschlacht und Schützengraben mit uns Schulter an Schulter zu stehen: zu den deutschen Kämpfern in diesem Weltkrieg haben auch sie gehört.

Diese sehr dankenswerten Feststellungen werden von der „Deut. Tagesztg." gemacht. Der Türmer kann sie nur nachdrücklich in allen Punkten bestätigen. Und zwar zum Teil noch aus eigener Erfahrung.

*

Vergeßt es nicht!

„Vergeßt es nicht," mahnt Friedrich Naumann in der „Hilfe", „wie froh ihr damals waret, daß alle Parteien sich mit gleichem Eifer der vaterländischen Aufgabe zur Verfügung stellten! Als damals die Sozialdemokraten fast ausnahmslos sich mit allen anderen Staatsbürgern in Reih und Glied stellten, ging ein Aufatmen der Erleichterung durch alle führenden und verantwortlichen Kreise. Vergeßt nicht, wie ihr damals gedacht habt, vergeßt es ja nicht bis nach dem Kriege."

*

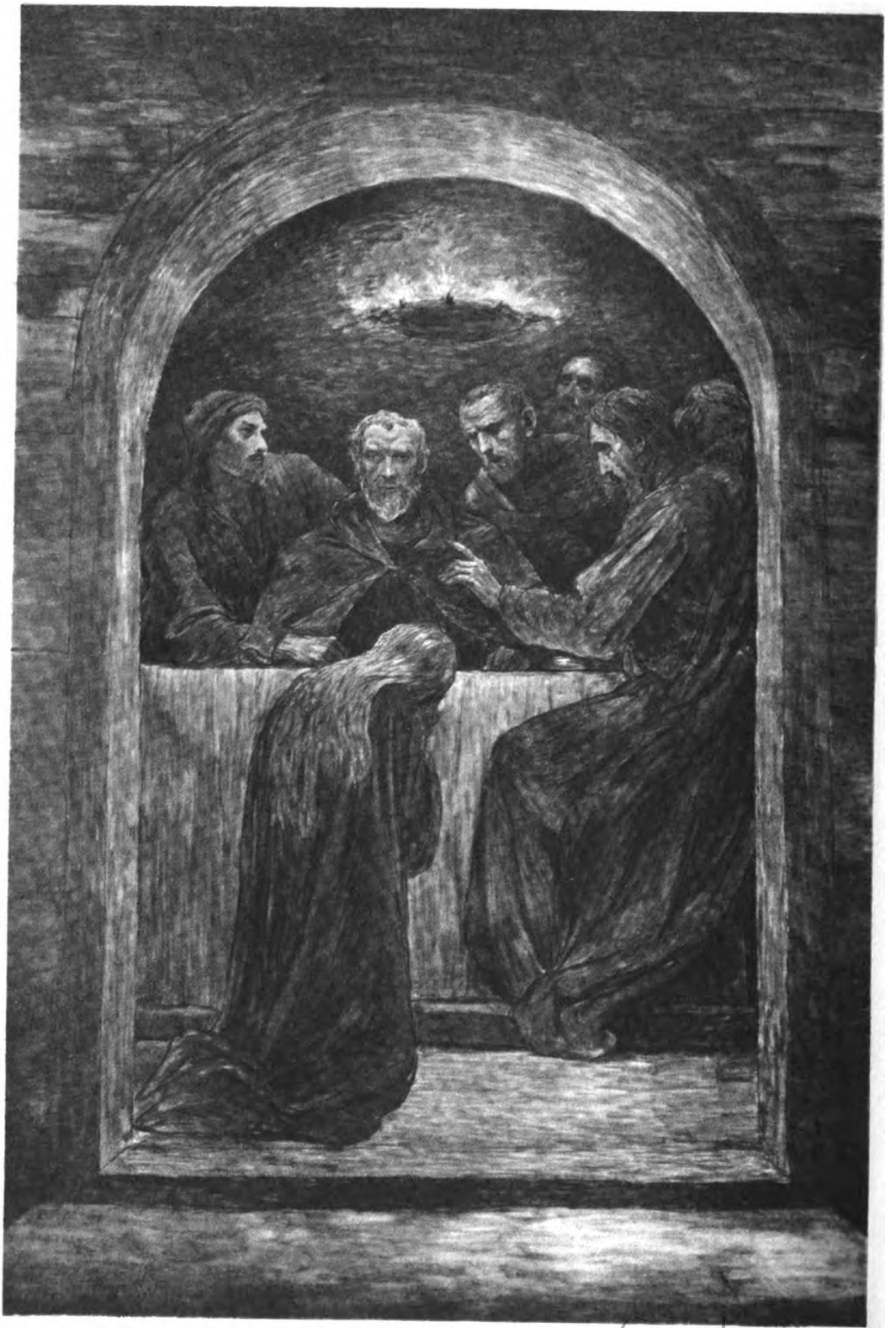
Die Anpassung der Belgier an die Barbaren

„Popolo d'Italia", das Blatt des kriegseifrigen Flügels der italischen Sozialisten, berichtet von einem belgischen Künstler, der aus Knöchelchen der belgischen Kinder, die von den Deutschen abgeschlachtet wurden, ein kunstreiches Halsband angefertigt hat und es der deutschen Kaiserin widmen will. Das „St. Galler Tagblatt" macht bei dieser Gelegenheit den Herren von der Entente den Vorschlag, die schönsten Blüten des Blattes „Popolo d'Italia" und seiner gleichgesinnten Zeitgenossen zu einem Kranze zu vereinigen und ihn dem Andenken Dantes zu widmen ... H.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Sünderin — **W. Steinhausen**

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Erstes Februarheft 1916 Heft 9

Der deutsche Wille und die deutsche Schule · Von Professor Dr. Budde (Hannover)

Der gewaltige Weltkrieg, der nun schon seit mehr als einem Jahre tobt, stellte und stellt noch immer an unser Heer und Volk Anforderungen, wie sie vorher nicht gekannt, ja kaum geahnt wurden. Die über alles Erwarten glänzende und höchster Bewunderung würdige Art, in der wir Deutsche diesen Anforderungen auf den verschiedensten Gebieten gerecht werden, wird, wenn erst einmal der Krieg zu unseren Gunsten entschieden ist, naturgemäß unser nationales Selbstbewußtsein gewaltig steigern, und der durch den Krieg gestählte deutsche Wille wird dann über manche schon lange nicht mehr zeitgemäßen und undeutschen Einrichtungen, die sich unter dem Schutze einer zähen Überlieferung bei uns festgesetzt hatten, mit Sturmeswehen hinbrausen und ihnen das längst verdiente Grab graben. Und dieser reinigende nationale Sturm wird auch an den Fundamenten unserer höheren Schulen rütteln, in deren Mittelpunkt bislang nicht die deutsche Sprache und Kultur, sondern fremde Sprachen und Kulturen stehen. Das neu erwachte deutsche Volksbewußtsein wird — daran ist schon nach den bis jetzt hervorgetretenen Anzeichen nicht mehr zu zweifeln —, nach dem Kriege immer lauter und dringender eine wahrhaft deutsche, d. h. eine im deutschen Geiste wurzelnde und vom deutschen Idealismus genährte höhere Schule fordern.

Digitized by Google

Die Forderung ist an sich nicht neu, vielmehr schon früher mehrfach gestellt worden, aber ihre Erfüllung hat die philologische Tradition bis jetzt immer noch zu verhindern vermocht. Nachdrücklich und überzeugend ist sie von Nietzsche vertreten worden. Er nennt die deutsche Sprache und Literatur das wirksamste Bildungsmittel, das wir besitzen; nur mit ihrer Hilfe können wir nach ihm auch zu einer wahrhaft „klassischen Bildung" gelangen. Nur durch unsere deutschen klassischen Dichter und Künstler führt auch der Weg zum wirklichen Verständnis des Griechentums. Deshalb können wir auch in den Schulen nur mit Hilfe unserer deutschen Klassiker die Jugend wirklich in den griechischen Geist einführen; einen anderen Weg gibt es für sie nicht. Das wollen aber die Philologen nicht einsehen. Sie „sind vielmehr unverdrossen bemüht, auf eigene Hand ihren Homer und Sophokles an die jungen Seelen heranzubringen, und nennen das Resultat ohne weiteres mit einem unbeanstandeten Euphemismus klassische Bildung!" Mag sich jeder an seinen Erfahrungen prüfen, was er von Homer und Sophokles an der Hand jener unverdrossenen Lehrer gehabt hat. Wahre deutsche Bildung kann nur deutschen Charakter tragen.

Eine Nationalisierung unserer höheren Schulen forderte Anfang der achtziger Jahre auch H. Göring in seinem Plan einer „neuen deutschen Schule". Er verlangt, daß die bestehenden gelehrten Lernschulen deutsche Lebensschulen werden sollen. Die Schule, auch die höhere Schule, soll nicht sowohl Spezialwissen und Gelehrsamkeit, als vielmehr Bildung pflegen. Die Aneignung der Gelehrsamkeit ist Sache der Universität. Die heutige höhere Schule, sagt Göring, habe aber in der Hauptsache nur Spezialwissen gefördert und den ermüdenden Kreislauf von Philologie zu Philologie wiederholt; sie habe über die gelehrte Bildung die Menschenbildung vergessen. Die Menschenbildung könne aber nur auf dem Boden der deutschen Kultur und des deutschen Idealismus erfolgen.

Besonders klar und bestimmt wurde aber jene Nationalisierung der höheren Schulen in der sogenannten Dezemberkonferenz des Jahres 1890 von unserem Kaiser gefordert. Hell klangen damals seine pädagogisch und national weitschauenden Worte in die Lande: „Wer selber auf dem Gymnasium gewesen ist und hinter die Kulissen gesehen hat, der weiß, wo es da fehlt. Und da fehlt es vor allem an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer." Nun schien eine neue Ära für das deutsche höhere Schulwesen anbrechen zu sollen. Aber selbst das kaiserliche Programm vermochte dem eingewurzelten System nichts anzuhaben. Man hat ihm seitdem hier und da ein kleines national gefärbtes Pflästerchen aufgeklebt, aber das System als solches, d. h. in diesem Falle die philologische Grundlage unserer höheren Schulen mit ihrer Vorherrschaft fremder Sprachen, ist bis auf den heutigen Tag unangetastet geblieben.

Zahlen reden. Man vergleiche einmal die wöchentliche Stundenzahl, die an den verschiedenen Arten der höheren Schulen den fremden Sprachen zugewiesen ist, mit der dem deutschen Unterricht dort zuerteilten Stundenzahl. Nach den neuesten, aus dem Jahre 1900 stammenden Lehrplänen werden an den Gymnasien wöchentlich 68 lateinische, 36 griechische und 20 französische Stunden, d. h.

Digitized by Google

zusammen 124 fremdsprachliche Stunden erteilt; der deutsche Unterricht muß sich hier mit 24 Wochenstunden begnügen. An den Realgymnasien verfügt das Lateinische über 49, das Französische über 29 und das Englische über 18 wöchentliche Stunden, d. h. dem gesamten fremdsprachlichen Unterricht fallen 96 Stunden zu; ihnen stehen hier 26 deutsche Stunden gegenüber. Etwas günstiger steht es mit dem Deutschen an den Oberrealschulen, wo ihm 32 Wochenstunden gewidmet werden und dem Französischen 47, dem Englischen 25, also dem gesamten fremdsprachlichen Unterricht 72 Stunden zufallen. Aber überall bleibt doch das Deutsche weit hinter den fremden Sprachen zurück, am meisten an den Gymnasien. Und darin haben auch die Reformgymnasien keine Besserung gebracht; sie haben allerdings auf der Unterstufe etwas Luft geschafft, aber dafür auf der Oberstufe um so mehr zusammengedrängt. Hier werden von II b bis I a ganze 3 deutsche Wochenstunden von 18 bzw. 17 wöchentlichen fremdsprachlichen Stunden geradezu erstickt, und in dieser Unterrichtsorganisation der Reformgymnasien liegt für sie der Keim des Todes. Wenn ich noch erwähne, daß an den Reform-Realgymnasien das Deutsche gegenüber 96 (Frankfurter System) bzw. 95 (Altonaer System) fremdsprachlichen Wochenstunden 29 (Frankfurt) bzw. 27 (Altona) wöchentliche Stunden aufweisen kann, dann möchte die Vorherrschaft der fremden Sprachen gegenüber der Muttersprache in allen unseren höheren Schulen hinreichend erwiesen sein. (Bei den deutschen Stunden sind dabei 2 für die „Geschichtserzählungen" abgerechnet.)

Ist eine solche Unterrichtsorganisation schon aus allgemeinen pädagogischen Gründen zu verwerfen, weil sie viel zu einseitig reiner Gedächtnispflege und formaler Verstandesbildung dient, so ist sie auch vom nationalen Standpunkt aus nicht zu verteidigen und wird von diesem Standpunkt aus nach Beendigung des Weltkrieges ganz unhaltbar werden. Nachdem in diesem furchtbaren Völkerringen das schon vor mehr als hundert Jahren von Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" so hoch gepriesene deutsche Wesen in einer nie dagewesenen und ungeahnten Weise seine unerschöpflichen geistigen und sittlichen Kräfte gezeigt und von neuem, und zwar glänzender als je zuvor, den Beweis geliefert hat, daß das Deutschtum echter Art alle antiken und modernen Fremdkulturen an universaler Idealität weit übertrifft, wird das deutsche Volk in berechtigtem Selbstbewußtsein verlangen, daß die Bildung seiner gesamten Jugend im Deutschtum verankert werde, daß deshalb auch in den höheren Schulen die fremden Sprachen nicht etwa, wie es nur nationale Verstiegenheit fordern kann, völlig verschwinden, *aber wohl so weit zurücktreten sollen, wie es die wirkliche Ausschöpfung der menschenbildenden Kräfte erforderlich macht, die unsere eigene Sprache und Literatur in so gewaltiger Fülle enthalten, und von denen bislang nur ein ganz kleiner Bruchteil pädagogisch fruchtbar gemacht werden kann, weil fremden Sprachen und Kulturen zu viel Zeit geopfert wird.* Das wird der deutsche Wille nach dem Kriege nicht länger dulden, sondern er wird dann eine wahrhaft deutsche, d. h. tatsächlich im Deutschtum wurzelnde und von deutschem Geist und Wesen getragene höhere Schule so lange verlangen, bis sie ihm gewährt ist.

Digitized by Google

Um für eine ausreichende Pflege der deutschen Sprache und Literatur die Möglichkeit zu gewinnen, muß an allen höheren Schulen das Deutsche der Bedeutung und der Stundenzahl nach das alle anderen Fächer überragende Zentralfach werden. Das aber macht eine entsprechende Zurückdrängung des fremdsprachlichen Unterrichts nötig. Diese ist auch ohne weiteres möglich, wenn wir nur der tatsächlichen Bedeutung der einzelnen Fremdsprachen für unsere Zeit Rechnung tragen und uns von Vorurteilen einer auf ganz anderen Voraussetzungen, als sie unsere Zeit liefert, sich stützenden Überlieferung freimachen. Wir gewinnen für die Gestaltung des fremdsprachlichen Unterrichts in unseren höheren Schulen nur dann den richtigen Standpunkt, wenn wir aus den Verhältnissen unserer Zeit heraus die Frage beantworten, welche alten und neueren Fremdsprachen entweder für ein historisches Verständnis unserer gegenwärtigen Kultur oder für den internationalen Verkehr als unentbehrlich gelten, deshalb als notwendige Bestandteile einer höheren Allgemeinbildung angesehen werden und darum in unseren höheren Schulen obligatorische Lehrfächer sein müssen.

Da ergibt sich nun, daß ein historisches Verständnis unserer gegenwärtigen Kultur für absehbare Zeit noch ein gewisses Maß von Kenntnissen in der lateinischen Sprache und ihrer Literatur voraussetzt, weil das Lateinische einmal unsere Kultur mit der antiken verbindet und so die historische Verknüpfung von Altertum und Neuzeit vermittelt, und weil andrerseits unser ganzes modernes Kulturleben noch mit lateinischen Elementen durchsetzt ist. Eine noch weiter greifende historische Bildung durch Zurückgehen auf die griechische Sprache und Literatur ist für die Allgemeinbildung nicht erforderlich, sondern nur für spätere Philologen, Theologen und Historiker wünschenswert. Von den beiden neueren Fremdsprachen, die in unseren höheren Schulen gelehrt werden, Französisch und Englisch, hat das Französische seit der Zeit Friedrichs des Großen, wo es tatsächlich eine internationale Weltsprache war, an internationaler Bedeutung immer mehr eingebüßt, so daß schon vor dem gegenwärtigen Kriege die Kenntnis des Französischen eigentlich nur für den Westen noch ein wirkliches Bedürfnis war. Daß es durch den Weltkrieg wieder an internationaler Bedeutung gewinnen werde, ist nach dessen bisherigem Verlauf nicht anzunehmen. Allerdings sind die Siegesaussichten auch für England bis jetzt nicht besonders groß. Aber selbst wenn England besiegt werden sollte, würde damit die internationale Bedeutung der englischen Sprache vorläufig wenigstens keineswegs beeinträchtigt werden. Vielmehr werden wir gerade dann, wenn es uns mit Gottes Hilfe gelingen sollte, England die Vorherrschaft zur See zu entreißen, infolge der dann erfolgenden Ausdehnung unseres Welthandels der Kenntnis der englischen Sprache mehr als je bedürfen.

Daraus folgt, daß wir in einer deutschen höheren Schule der Gegenwart an fremdsprachlichem Unterricht eines obligatorischen lateinischen und eines obligatorischen englischen Unterrichts bedürfen, daß dagegen ein weiterer fremdsprachlicher Unterricht für alle Schüler der deutschen höheren Schule nicht erforderlich ist. Wo eine Erlernung des Griechischen und des Französischen für einen Teil der Schüler im Hinblick auf ihren späteren Beruf wünschenswert erscheint, kann diesem Wunsche nur in einem fakultativen Unterricht entsprochen werden.

Digitized by Google

Eine solche Organisation des deutschen und des fremdsprachlichen Unterrichts, wie ich sie vorschlage, führt dann ganz von selbst zu einer einheitlichen Form der deutschen höheren Schule, der ich den Namen „Das deutsche Einheitsgymnasium“ gegeben habe, und befreit uns damit aus der immer unübersehbarer werdenden Vielgliedrigkeit unseres höheren Schulwesens. In diesem deutschen Einheitsgymnasium würden nicht mehr fremde Sprachen und Mathematik, sondern Deutsch mit Religion und Geschichte im Mittelpunkt des Lehrplans stehen, und um diesen Mittelpunkt würden sich in einer ihrem pädagogischen Wert entsprechenden Entfernung die anderen Lehrfächer lagern.

Dieses Einheitsgymnasium würde uns gleichzeitig große soziale, nationale und allgemein pädagogische Vorteile bringen. Es würde in sozialer Beziehung die Schwierigkeiten beseitigen, die das gegenwärtige vielgliedrige System unseres höheren Schulwesens Offizieren und Beamten bei Versetzungen manchmal in empfindlichster Weise bereitet, es würde in nationaler Beziehung der Zersplitterung der Vorbildung der studierten Stände vorbeugen, die ebenfalls durch die Vielgliedrigkeit des bestehenden Systems verursacht ist, und die auf die Dauer die leitenden Kreise innerlich auseinanderführen und die geistige Einheit der Nation schwer schädigen müßte, und es würde in pädagogischer Beziehung die deutsche höhere Schule von einer im Intellektualismus und Historismus wurzelnden Gelehrtenschule zu einer wahrhaft national humanistischen Menschenbildungsanstalt erheben und damit ihren Wert als Kulturfaktor bedeutend steigern.

In dieser Richtung drängt die Entwickelung des deutschen höheren Schulwesens, die der Weltkrieg gewaltig beschleunigen wird. Sie kann aber, wie ich am Schluß meiner Schrift „Der Krieg und die höhere Schule!“ (Beyer & Söhne, Langensalza) schon bemerkte, nicht allein von Schulbehörden und Schulmännern zum Ziele geführt, sondern die durch sie bedingte wirklich durchgreifende Reform des höheren Schulwesens muß und wird vielmehr getragen werden von dem machtvollen Willen der durch den Krieg in seinem nationalen Selbstbewußtsein gehobenen geistigen Auslese des deutschen Volkes.

Einst · Von Karl Frank

Einst werden die Tage sprechen,
Die jetzt so schweigsam sind,
Da noch in tausend Bächen
Das Blut der Kämpfer rinnt —

Einst werden die Nächte künden,
Was jetzt ihr Schoß verhüllt,
Da noch aus tausend Schlünden
Des Krieges Echo brüllt —

Es werden Stimmen uns wecken,
Wie wenn der Wahnsinn spricht,
Es werden Bilder uns schrecken
Mit furchtbarem Angesicht — —

Und dann erst werden wir wissen,
In allen Tiefen durchbebt,
Was wir in den Finsternissen,
Durch die wir gingen, erlebt ...

Digitized by Google

Im Hause Einsam

Von Timm Kröger

Bei der Anlage des Herrenhauses hatte man vor allen Dingen auf eine ruhe- und friedevolle Lage gesehen. Von den Wirtschaftsgebäuden und ihrem Lärm und Unrat getrennt, so weit, wie es nur mit der Bewirtschaftung des Gutes verträglich schien, war es von dem Baumeister ins Freie hinausgerückt worden. Die Stubenseite sah mit klaren, kleinen Butzenscheibenaugen in die Natur, eine breite Terrasse reckte sich, einer Felsplatte vergleichbar, hinaus, und die gleich daneben in Töpfen und Kübeln eingefangene Blumen-Duft- und Farbenmusik des Gewächshauses jauchzte zum Himmel auf. Wohlverstanden, wenn die Tagesfackel noch Strahlen und Glut über den Frieden von Haus „Einsam“ und seiner Umgebung warf.

Gut und Haus hießen „Einsam“, nicht „Einsamkeit“ oder gar „Einsames Haus“ und dergleichen. — Einsam. — Der Hausherr hatte es so gewollt, als er nach Erwerb der Ländereien hier sein Alterstuskulum errichtete. Er kargte absichtlich mit den Silben; in das Wörtchen „Einsam“, in die wespenschlanke Taille, woran die geschmeidige Endsilbe der Vorsilbe angefügt war, in die feine Klangfigur war er geradezu verliebt. Er sah dabei, wenn er den Namen auf seiner Zunge und im Ohr abwog, gaukelnde Libellen in rostbraunem und stahlblauem Glanz, sah die blaue Blume der Romantik, sah die in breitem Frieden hingelagerte Natur, sah auch die Poesie, die diese Vorstellung trug. Der Name: „Einsam“ war ihm etwas wie Musik und Sphärenklang, Klang und Sinn zusammen ein Ausdruck der endlich gestillten Sehnsucht nach dem All, nach dem Sinn der Schöpfung, ein Angelangtsein an dem jenseits aller Zeit und alles Raumes liegenden Ziel. Und wenn er ganz gerührt war, dann barg er, so träumte er, dann barg er schluchzend sein Haupt in Allvaters Schoß und fühlte die vergebende Gotteshand auf seinem Scheitel.

Es war noch Hochsommer, aber ein bereits vergehender. Das bewiesen die gelben Stoppeln, woran die Gutskutsche vorübergerollt war, als der Herr vom Haus „Einsam“ die beiden von ihm eingeladenen Freunde vom Bahnhof abgeholt hatte. Er hatte sie gebeten, ihretwegen, aber auch seinetwegen. Denn der Freuden der Einsamkeit wurde er erst voll bewußt, wenn er sie mit Freunden teilte. Es mußten freilich welche von der engsten Art sein, wie die, mit denen er heute in das Hoftor von „Einsam“ hineingerollt war. Nichts von lärmendem Wiedersehen, denn auch den Gästen war es darum zu tun, sich wieder einmal als Menschen, und nur als Menschen der Natur gegenüber zu sehen, sich auf die Summe ihres Seins zu besinnen, sich darüber klar zu werden, was eigentlich sie an sich selbst hatten.

Nun saßen sie auf der Terrasse und sahen in die Einsamkeit. Aus dem Hause der Blumen und Gewächse klang das Halleluja der Farbe nur noch gedämpft und verstummte bald ganz. Denn die Sonne war dahin, und von der verglühenden Pracht des Abendrots zeugte nur noch ein zartes Lila; die am Himmel schwimmende Mondsichel bekam allgemach Glanz und Schein.

Digitized by Google

Vor der Terrasse eine von stummen Waldgebüschen eingerahmte, halbkreisförmig ausgebuchtete Parkwiese mit einsamen Buchen und Eichen, in der Mitte sogar eine große Platane mit machtvoll ausgereckten prächtigen Armen. Alle Bäume hoben sich mit einer Art Verstocktheit gegen den Abendhimmel ab, kein Lüftchen schaukelte ihre Wipfel, und nichts unterbrach die Stille, als ab und zu ein hohler Laut — Lockruf des Käuzchens.

Hinter Park und Feld waren Gründe, die das Auge im Dämmerlicht nicht mehr erreichte. Von dort schlichen Nebelgespinste, aber noch immer gewahrte man hinter dem Park die große Kuhweide des Gutes und dessen braungefleckte Herde. Die Glocken der Tiere waren gut gestimmt, leise und gereinigt drang ihr Geläut nach der Terrasse hin. Eine große, eine tiefe Einsamkeit, eine von der Art, deren Rieseln als dumpfes Pochen verhallt. Es mag nichts als der Pumpenschlag des Herzens der Hörer sein, ein Andächtiger aber verlegt die Quelle außer sich und überträgt den regelmäßigen Pulsschlag auf die Einsamkeit selbst.

Die drei Männer taten es auch und waren sich dabei ihres Betruges halb bewußt. Einer von ihnen, es war der Herr des Hauses, beredete seine Phantasie sogar zu der Vorstellung, daß die Einsamkeit Gestalt und Form annehme, und als hehres Wesen quer durch die Kuhweide geschritten komme. Nun nach der Parkwiese zu, nach der Platane hin, in ihrem Schatten stehen bleibe, nach dem Hause schaue und sie, die auf der Terrasse waren, nicht aus den Augen lasse.

Vor ihnen auf dem Tisch brannte eine offene Lampe mit ruhiger Flamme; so vollständig schlief der Wind. Nächtliches Insektengetier mit breiten, satt und grau gezeichneten Falterflügeln, von der Art, die das Tageslicht scheut, bei Nacht aber den Lichttod sucht, flog und flatterte und klebte an Kuppel und Röhre.

Der Herr vom Hause Einsam sah es ganz deutlich: die im Schatten der Platane stehende Gestalt ließ ihn und seine Freunde nicht aus dem Auge. Er hielt sie für die Einsamkeit, aber es konnte auch der Herr des Himmels und der Erde selbst sein. Und der, der da stand, sah nach ihm und den andern hin, sah nach der Terrasse, wo sie saßen, und forschte nach ihren Sünden, forschte nach ihrer Schuld und forschte nach ihrer Fehl.

Alle drei waren Genossen einer glücklichen Jugend gewesen, nun aber alt und grau und erfahren, grau und alt und erfahren auch ihr Auge, wenn die Dinge der Welt sich darin spiegelten. Die Gäste waren als Urlauber gekommen, der eine als Offizier aus tobender Schlacht, der andere als Angehöriger der Handelswelt. Kaufmann an bevorzugter Stelle, er bediente in einem die ganze Welt erschütternden Unternehmen eine Hauptkurbel.

Die im Schatten der Platane verweilende Einsamkeit forschte nach Sünde und Fehl, der vom Hause fühlte es. In reuevoller Einkehr wiederholte er vor sich, wie so oft, seine Beichte und Buße. Er war der Einsamkeit und ihrer Forscheraugen gewohnt. Seinen Freunden war die Strafpredigt der Natur neu, sie warfen die aufgestörten Gedanken in ihrem Gespräch wie Bälle hin und her. Vor allen Dingen das von den ewigen Rätselaugen der menschlichen Dinge in uns Hineingefragte: „Habe ich nicht von meinen Ahnen grauer Vorzeit die Grundzüge meines Wesens geerbt, vererbe ich sie nicht weiter? Bin ich, wenn überhaupt für meine Taten

Digitized by Google

verantwortlich, bin ich es nicht auch für die Taten meiner Kinder, da sie mir ihr Dasein verdanken, mithin mein verlängertes Ich sind?"

So und ähnlich in vielen Abwandlungen. Wenn solche Fragen aufgeworfen werden, so fühlen die meisten, die ein Leben hinter sich haben, daß sie, wie Sisyphos, einen Granitblock wälzen, mit dem sie nicht fertig werden können. Beide Gäste waren in dieser Lage. Wes das Herz voll ist, des fließt der Mund über. So ging es auch ihnen, sie sprachen wie der Hausherr ihre Beichte, aber sie sprachen sie laut zu ihren Freunden.

„Ich töte Menschen in Verteidigung meines Vaterlandes," sagte der Soldat „und ich bin stolz darauf. Aber davon abgesehen. Es scheint mir fast verantwortungsvoller, einen Menschen ins Leben zu rufen, als ihn zu vernichten." — Er erzählte von seinem einzigen Kind, einem ungeratenen Sohn. Der war als steckbrieflich verfolgter gewerbsmäßiger Falschspieler nach Amerika geflüchtet und seit Jahren verschollen. — „Hoffentlich für immer", setzte der Vater hinzu. — „Man munkelt von einem Ahnen unseres Geschlechts grauer Vergangenheit, einem Spieler und Wüstling, er wird wohl die Quelle der verbrecherischen Triebe meines Sohnes gewesen sein. Ich für meine Person kann mich auf besondere erbsündliche Neigungen dieser Art nicht besinnen, unentwickelt muß der Keim aber auch in mir gelegen haben, jedenfalls hat mein Kind das Gift von mir."

Schlimmer stand es mit dem zweiten Gast. Wie Mahadöh, der Herr der Erde, ein kleines Abenteuer mit einer lieblichen Bajadere gehabt hat, so auch der Kaufmann mit einer jungen Schönen, die ebenfalls andern gegenüber mit ihrer Gunst nicht kargte. Das wußte er, aber sie konnte so prächtig lachen, ihr Haar war so wundervoll, und das scheinbar „unter tiefem Verderben" verschüttete Herz so freundlich, so menschlich und so gut, — alles wie bei der Bajadere des Gottes Mahadöh.

Er sah sie ein paarmal, da behauptete und gestand sie, Mutter geworden zu sein und gab vor, daß er der Schuldige sei. Er war jung, vermögenslos, lebte von der Hand in den Mund, er konnte nichts tun, er lachte sie aus und schlug es in den Wind. „Bei einer Person wie der?! — Wer will sagen, daß ich der Vater!? Sie weiß es ja selbst nicht und kann es gar nicht wissen." Er schlug es in den Wind, denn er war jung. Übrigens mußte er auch gleich darauf im Dienst seines Hauses für Jahrzehnte Aufenthalt in fernem Ausland nehmen. — Um so mehr schlug er es in den Wind. Aber nach langer Zeit wurde sein Gewissen doch aufgerüttelt. Seine Bajadere schickte ihm vom Sterbebett her, aus einem Krankenhaus, den letzten Gruß. „Du glaubst nicht an deine Vaterschaft, aber wahr ist es doch! Sieh ihn dir nur an, zurzeit ist er freilich wegen Straßenraubs im Zuchthaus zu R." — Ein Begleitschreiben des Arztes fügte hinzu, daß die Briefschreiberin nur noch wenige Tage zu leben habe.

Er löste sich so rasch wie möglich aus den geschäftlichen Verpflichtungen und reiste nach Deutschland. Im Krankenhaus (seine Bajadere war inzwischen gestorben) zeigte man ihm eine Locke, die man ihr abgeschnitten hatte. „Er wird kommen," hatte sie gesagt, „das soll er als Andenken haben." Er erschrak förmlich, so widerlich war ihm die graue Strähne. — Das also war aus dem Schönheitsdiadem geworden,

Digitized by Google

das so großen Anteil an seiner Neigung gehabt hatte!? Darauf nach dem Zuchthaus. Als er dem Sträfling gegenüberstand, erschrak er wiederum. Ja, das war sein Fleisch und Blut. Das war er selbst, sein verjüngtes Abbild, vergröbert und entstellt durch den wilden Verbrecherglanz des kleinen, stieren Auges und durch die ins Unheimliche übertriebene Energie des Gesichts. Sonst war alles da, sogar der in der Familie immer wiederkehrende Echtheitsstempel in Form eines Fingerdrucks. Er verblaßte zwar mit den Jahren, verschwand aber nicht ganz. — „Ich trage noch heutzutage", sagte der Erzähler, „diesen Echtheitsstempel meiner Rasse zwischen den Brauen."

„Wie ein Vernichteter verließ ich die Anstalt. Ich wollte das Los des Armen erleichtern, die Anstaltsordnung versperrte mir den Weg. Mein Kind ist im Zuchthaus gestorben. — Wer von uns beiden", wandte er sich an den ersten Gast, „hat nun den schwersten Stein zu wälzen?"

Auf dem Tisch der Terrasse standen Zigarren und eine leichte Bowle, alle drei tranken ein stilles Glas.

„Was sagst du dazu?" Der Erzähler richtete die Frage an den Herrn vom Hause.

Ja, was sagte der?

Schwarze Flattereulen umschwärmten für und für die Flamme der Lampe, Gelichter, das nicht wußte, woher und wohin? Von der Art schienen ihm auch die aufgestörten Fragen. Ihm war, als rasselte man vor seinem Angesicht mit ganzen Bündeln unlösbar verknoteter Joche und forderte von ihm, aufzulösen, was doch nur zum Durchhauen gut war. Schuld hin — Schuld her! — Wer will von Schuld reden?

Er sah nach der Gestalt hin, die unter der Platane stand, und es schien ihm, es sei der Herr der Welt in Person. — Schuld hin — Schuld her — und der unter dem Baume nickte. — Die Bürde der ganzen Welt legte sich auf seine Schulter. Es ist mein Wille! kam es von drüben her. Die Welt ist voller Leid, aber einen Zweck muß sie doch haben. So dachte er, wollte es auch laut sagen, fühlte aber vorweg, wie banal es klingen würde, da beschloß er in sich hineinzureden.

Willens-, Wahl- und Handlungsfreiheit, von der Stimme des Gewissens bezeugt, Schuldgefühl und Verantwortlichkeitsbewußtsein. Und wiederum: die alle Dinge durchdringende, im festen Rahmen der Entwicklung liegende Notwendigkeit, die keinen Raum läßt für irgendein Belieben und für die Betätigung eines wirklichen freien Willens, nicht bei den Völkern und nicht bei den Einzelnen, alle in der Zwangsjacke der Unabänderlichkeit.

So ging es hin und her mit Gedanken, die er schon oft gedacht hatte, ohne damit ganz zurechtgekommen zu sein. Seine Freunde hatten mit etwas zu tun, das der Lebensweg ihnen vor die Füße gerollt hatte, eine Sorge, die ihnen allein zugehörte, er aber, ein Hamlet, sollte eine Welt in die Angel heben, die noch niemals ganz in Ordnung gegangen war.

Er sah nach der Platane hin, die Stelle, wo Er gestanden hatte, war leer, es webte dort nur Glast und Mondschein. Er mußte also sehen, mit sich allein zurechtzukommen.

Digitized by Google

Es wäre schon gegangen, aber das Ungeheure der Gegenwart. Diese Kämpfe, diese Kriege, die grasse Größe des Mordens, daneben tausendfältiges anderes Leid persönlich unschuldiger, sogar unbeteiligter Menschen. Aber wer weiß, so formte der Grübler sich selbst den Einwand: Im Sinne des Weltplanes sind sie vielleicht doch schuldig — durch ihre Ahnen schuldig geworden, so schwer es auch mit unserer Vorstellung von Gerechtigkeit zu vereinigen ist.

Seine Liebe hätte so gern alles umfaßt, vor allen Dingen den Herrn der Welt, aber auch seine Geschöpfe. Die gähnenden Klüfte und Abgründe, die vor dem Denken aufsprangen, hätte er gern ausgefüllt oder doch überbrückt. Und die größten sah sein Auge, wenn er an die Völker dachte. — Weltgerichte zerknickten und zermalmten sie. Auch die sind schuldig, redete er sich wieder ein, ihr Haupt trägt die Schuld der Sünde von Jahrhunderten her, Gott der Herr ladet sie vor seinen Richterstuhl, es ist Unendliches zu sühnen. Aber kaum hatte er das gedacht, so schnellte aus seinem Innern die Gegenfrage auf: „Kümmert sich Gott der Herr, wenn er seine Hand erhebt, denn gar nicht um die Schuld der Einzelnen?“

Es geht ein Schrecken über die Erde, wie vor der Welt Ende, und rings umher starres Entsetzen — ein Zustand, kaum zu ertragen. Und sein Herz rief nach einem Zeugen, nach einem Bürgen, daß dessenungeachtet ein gerechtes Gericht über die Erde dahingehe. — „Ein Zeuge, der mir die Flammenzüge der Urkunde vor Augen hält, worin das geschrieben und besiegelt ist!“

Er sah umher und — er fand ihn! Sieh da, — in dunkler Nacht — ein helles Licht, die große, die leuchtende, die über allen Greueln der Verwüstung gen Himmel lodernde Flamme der Tapferkeit, der Begeisterung.

Eine wunderbare Erscheinung: eine Gemütserhebung, die Gut und Blut und Leib und Leben gering oder vielmehr gar nicht achtet, eine von keinem gemeinen Beweggrund befleckte seelische Erhebung, ein Vorwärtsdrängen, das gar nicht nach der letzten Quelle seines Opfermutes fragt, ein Mensch, für irdische Güter genußfreudig und genußfähig, aber alles wegwerfend, was die Bedingung der Möglichkeit ist, überhaupt jemals auch einen Stuhl an die Gastmähler der Zeitlichkeit zu rücken. Von der platten Ebene irdischen Eigennutzes unerklärlich. Hinter diesen und andern Idealen, so schloß der Herr vom Hause Einsam, da muß die Verschreibung jenes Glückes verborgen sein, da muß des Rätsels Lösung zu suchen sein. Wie stark sind die Kräfte, die unsern Willen an das Leben binden, die stärksten, die wir kennen! Und sie werden hoch in die Luft geschleudert, das gibt uns eine Ahnung von dem Herkulesgewicht, das als Ideal auf die Wage drückt. Den Tapfern treibt es, wenn er sich, über die Pflicht hinaus, dem Vaterland opfert! Dem Grübler war, als stünde er am Ufer eines weiten Meeres: — Wellenberge, so weit er sah. Seine Gedanken flogen über die Wasser hin, bald im Tanzschritt von Kamm zu Kamm (dann war er seiner Sache sicher), bald im Wellental sich mühend, wenn er an aller Wahrheit verzweifelte.

„Was sagst denn du dazu?“ — Die Frage warf ihn nach seinem Haus und auf die in die Einsamkeit hinausgereckte Terrasse zurück.

„Was sagst du?“ Die Gäste hatten ihn gefragt, und noch einmal fragten sie. — Aber wie konnte er sich ihnen so verständlich machen, daß sie das, was er dachte,

Digitized by Google

ausschöpften? Er dachte in Formen, die fremdartig anmuten, dachte in unförmlichen Bildern und Hieroglyphen: Linien waren es, die sich im Endlichen nicht begegnen, erst im Unendlichen sich treffen, Bruchstellen ungeheurer Art, deren Generalnenner jenseits aller Erfahrung liegt. Eine Gerechtigkeit forderte er, deren Regenbogenbrücke hoch über allem Schmutz und Schmier unserer Erde aufgebaut ist — für das Diesseits Unmögliches. — Wohin er sah, Rätsel über Rätsel. Deren Entsiegelung wird drüben, so hoffte er, der Lohn meiner Zuversicht sein.

„Was sagst denn du?“

Er sann und sann und dachte, wenn der nur da wäre, der vorher unter der Platane stand. Da gewahrte er ihn neben seinem Stuhl. Daß es nichts war, als seine persönliche innere Tat, war ihm dabei halb bewußt. Und der von ihm geschaffene Herr der Welten lächelte und deckte die Hand über die Augen. Der Herr von Einsam deutete es: „Denk nur immer zu; so gar verkehrt wird's wohl nicht sein, des Rätsels Lösung aber bleibt in meiner Hand.“ — Die Freunde wurden ungeduldig: „Hast denn gar kein Wort für unsere Not?“

Da mußte er denn den Versuch machen, das in Worte zu fassen, wobei die Sprache versagt. Ob es gelang? Eine weitere Frage hinein in das Bündel, das er in der Hand hielt. Im lauten Rahmen der Worte erweist sich manches als unlösbar verknotet, was in Gedanken und Bildern des Halbschlafs blanke und glatte Fäden einer jäh aufgewundenen Leine war, solange man es in der Hand hielt. Dabei sah er, daß der, der neben ihm gestanden hatte, die Terrassentreppe hinabtappte und quer durch die Parkwiese ging. Und wie er noch sprach und sprach, bewegte sich die Erscheinung nach den Gründen zu. Im Mondnebel der Kuhweide kam sie ihm aus den Augen.

Wucher · Von Else v. Holten

Euch Helden, die ihr Feind um Feind bezwingt,
Sollte in bittrer Scham verschwiegen bleiben,
Wie dunkle Mächte hier ihr Wesen treiben
Und wie der Krämer um den Vorteil ringt.

Für alle trug die Muttererde Korn,
Es quillt und schäumt aus tausend Lebensbronnen.
Der Wucher aber schleicht — und schließt besonnen
Die vollen Scheuern vor dem deutschen Zorn.

In unsern stolzen Herzen fragt das Blut:
Was hast du, Deutschland, Herrliches erstritten
Und beugst dich hier, wie eine niedre Magd?

Auch Christus hat das Krämervolk verjagt;
Gedenke deiner Söhne, die gelitten,
Und züchtige die ehrvergeßne Brut.

Digitized by Google

Das nationale Gepräge Belgiens

Von Kurd v. Strantz

Der wohl sozialistisch angehauchte Schwede Siösteen hat schon vor Jahren das moderne Belgien vom Standpunkt des französisch eingenommenen Ausländers geschildert, wie ja in Schweden gerade auf der linkspolitischen Seite die französische Zuneigung noch groß ist. Aber ganz ließ er sich doch von dem nur äußerlich französischen Firnis dieser alten niederdeutschen Mündungslande nicht täuschen. Man sieht aber daraus, wie geschickt die sogenannten Belgier, d. h. französierte Flämen und Wallonen, die nach Frankreich schielen, das Ausland über den wahren Charakter ihrer Heimat getäuscht haben. Als Rogier die Fahne des von Frankreich bezahlten, also ganz gemeinen Aufstandes aufpflanzte und dank unleugbarer Fehler der holländischen Regierung sein Ziel erreichte, erklärte er ganz offen, daß das in seiner überwiegenden Mehrheit flämische oder auch nur wallonische Land ganz französisch werden müsse, jeder Frank nur für die französische Sprache. Die ganze Beamtenschaft wurde ausschließlich aus in Frankreich geborenen Franzosen, die zum Teil erst während des Aufruhrs herübergekommn waren, und Wallonen gebildet.

Dieses Verhältnis hat sich kaum verschoben, noch waren bis zum Kriegsausbruch 80 % der Beamten Wallonen, während bekanntermeise selbst nach absichtlich irreführender amtlicher Statistik $^3/_5$ des Landes rein flämisch sind. Hierbei wird die Tatsache unterschlagen, daß allein 150000 Belgisch-Luxemburger noch heute ihr angestammtes Hochdeutsch sprechen, wie früher die ganze Grafschaft Luxemburg rein deutsch war. Es muß auch immer wieder betont werden, daß die Wallonen keineswegs Franzosen sind, sondern deutsche Maasfranken, die erst im 12. Jahrhundert verwelscht wurden, indem sie eine romanische Mundart annahmen, die einen reichlichen deutschen Einschlag und besonders die deutsche Satzlehre enthält. Wie aber die volksbewußten Flämen über ihr Land denken, ergibt eine Kundgebung des „Vlamsche Volksraad“: De taal is gansch het volk (Die Sprache ist das ganze Volk!). So erklärten die Mitglieder des Landtages: „Man ist auf dem Wege, den flämischen Volksgeist zu morden, und in den Schulen wird die französische Sprache auf Kosten der flämischen begünstigt. Um dies zu verhindern, gibt es keinen andern Ausweg, als die administrative Trennung der beiden Landesteile. Die wahren Flamländer dürfen auch keiner bekannten Partei angehören, sondern haben sich lediglich der Verteidigung der Sache ihres Volkes zu widmen. Darum: Weg med Belgenland! Leve de Scheidnig!“ (Nieder mit Belgien! Es lebe die Trennung!)

Der Wallone Emil de Laveleye schrieb vor Kriegsausbruch, daß ihre Revolution von 1830 ein großer Irrtum war, und zwar weniger wirtschaftlich und politisch als national. Bewußt haben die direkt im französischen Solde stehenden Politiker ein niederdeutsches Land mit seinem romanischen, aber nicht französischen Anhängsel, der Wallonei, zu einem französischen Vorlande in kultureller und sprachlicher Beziehung gemacht. Die gerechte Strafe ist jetzt erfolgt. Dabei war

Digitized by Google

wirtschaftlich Belgien ganz von Deutschland abhängig und dankt ihm seine Blüte. Unerfreulicherweise hat das deutsche Kapital seine starke Gewerbekraft nicht im deutschnationalen Sinne geltend gemacht, während die französische Kapitalbeteiligung äußerst gering geblieben ist. Deutsche Unternehmungen wurden in französischer Dienstsprache geleitet. Selbst die französelnden Politiker Belgiens sahen die Gefahr der inneren französischen Auffaugung ein, die zur baldigen Einverleibung führen mußte. Statt sich aber an Deutschland anzuschließen, glaubten sie ihr Heil in einer engeren Verbindung mit Holland gegen Deutschland suchen zu müssen. Sie hetzten daher auch in Holland gegen Deutschland.

Richtiger war die Empfindung keineswegs deutschfreundlicher Flamen, die offen die Lostrennung des Südens vom Norden als Verrat an dem gemeinsamen Vaterlande bezeichneten. Aber der niederdeutsche Sondergeist wollte sich nicht die Wahrheit klarmachen, daß nur der Anschluß an Deutschland bei aller inneren Festigkeit das Heil vor der erdrückenden Umklammerung Frankreichs brächte. Dauernd hat Frankreich die Freiheit der Südniederlande vergewaltigt und große Stücke vom heutigen Belgien abgerissen. Würde Deutschland besiegt, so wäre die Einverleibung Belgiens nur eine Frage der Zeit. Antwerpen und vielleicht Calais wäre der französische Preis an England. Davon sind jetzt auch die einsichtigen Belgier überzeugt. Es ist leider nicht zu leugnen, daß die flämische Literatur mangels enger Fühlung mit Altdeutschland zu einem gewissen Stillstand gekommen ist, trotz aller verheißungsvollen Anfänge und eines kleinen Aufstieges. Andererseits haben sich begabte Flamen der französischen Literatur in die Arme geworfen, um eine größere Leserschaft zu gewinnen. Aber sie sind niemals gelobt worden und werden gerade von der französischen Kritik wegen ihrer deutschen Gefühlsauffassung getadelt. Le Monnier, eine echt deutsche Reckengestalt, Rodenbach, der schließlich in Paris lebte, ein echt deutscher kränklicher Träumer, und selbst der stark überschätzte Maeterlinck und der etwas klobige Verhaeren sind außer dem Schrifttum noch reine Deutsche, obwohl sie nur noch französisch schreiben. Der Gegenstand ihrer Schilderung ist ihre Heimat und das Flamentum. Hierin liegt die Wurzel ihrer Kraft. Hätten sie in deutscher Sprache geschrieben, so wäre mutmaßlich ihr Ansehen ebenso gestiegen, zumal wir sie, vorurteilslos genug, als Literaturgrößen bei uns übersetzt haben. Meunier, der erst mit 55 Jahren vom Maler zum Bildhauer wurde, ist eine ausgesprochene deutsche Erscheinung. Ihm fehlt jede gallische Anmut und Oberflächlichkeit. Wenn er den wallonischen Kohlenarbeiter und dessen Gehilfen zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht hat, so sind diese Wallonen von den flämischen Werkgenossen nicht zu unterscheiden. Flamen und Wallonen, d. h. niederdeutsche Franken, Friesen und Sachsen und hochdeutsche Maasfranken sind sich nämlich verteufelt ähnlich. Bleiben wir daher der Tatsache bewußt, daß Belgien kein französisches Land ist.

Digitized by Google

„Vergeßt den Geist von 1914 nicht!“ (Hindenburg)

Von Ernst Theodor Müller

I. Erster Kriegsabend

In jede Seele stieß es wie ein Degen:
Krieg — Weltenkrieg! Und aus Millionen Flammen
Schlug es zur Lohe himmelhoch zusammen — —
Da gab der Frieden seinen Scheidesegen.

Weit draußen auf den halmverhüllten Wegen,
Die zwischen reifen Feldern einsam schwammen,
Auf blauen Bergen, die dem Licht entstammen,
Hat's wie zerbrochnes Gold noch lang gelegen.

Am Himmel standen klar die alten Sterne.
Wir aber schauten schauernd in die Ferne,
Wo's schon geschah, was tief noch überdunkelt:

Daß Eisenwogen in die Nacht sich türmen
Und Reiterheere an die Grenzen stürmen,
Wo ein Gebet des Vaterlands schon funkelt!

II. Das große Gebet

Ganz Deutschland deckte heil'ger Flügelschimmer,
Darunter hob es sich wie Atmen leise —
Von grauen Türmen klang die Notrufweise,
Und ein Erwachen ging durch jedes Zimmer.

So stand die Andacht in der Kirche nimmer —
Die Orgel sang ein Vorspiel wie zur Reise —
Aus Ewigkeiten zogen dunkle Kreise,
Die seltsam leuchteten im Kerzenflimmer.

Und dann geschah's: die Riesenflügel flogen,
Auf Sturmchorälen alle Seelen zogen —
Zerschmettert lag der letzte Weltenspott!

Was Notzeit ließ an dunklem Wasser stauen,
Zu Gottes Thron in brandendem Vertrauen
Scholl's auf: Ein' feste Burg ist unser Gott!

III. Auszug

Das war ein tiefes, gottgesandtes Schauen:
Das ganze Deutschland stand auf jeder Schwelle,
Verklärt, geblendet von der neuen Helle,
Die weit durchblüht von silbernem Vertrauen!

Digitized by Google

Millionen Hände — und ein einzig Bauen!
Millionen Tropfen — und nur eine Welle!
Ein neu Jahrtausend hoch an blauer Quelle
Ließ seine Wasser in die Zeiten tauen!

Wohl flockte durch die Klarheit Todesschauern,
Und jede Rose barg ein schimmernd Trauern,
Und jedes Herz hielt heiß ein Abschiedswort —

Doch aus viel tausend laubumkränzten Bahnen,
Darin die Jugend Deutschlands mit den Fahnen
Sang hell ein Lied auf jeden deutschen Ort!

IV. Der erste Sieg

Zum ersten Male rauschten Fahnenmeere
In allen Straßen, jubelübertaut!
Und auch das kleinste Haus wie eine Braut
Wuchs auf an Deutschlands hoher Siegerehre!

So war denn der Erwartung graue Schwere
In helles Himmelsleuchten aufgeblaut!
Auf unsre Waffen hatte Gott geschaut,
Im Land der Feinde standen Deutschlands Heere!

Wohl lag ein Kranz von Leid auch auf der Kunde,
Manch heißes Leben zahlte diese Stunde,
Und manche Blüte welkte überdunkelt.

Doch als am Abend Siegesfeuer brannten,
Und Dankchoräle ihre Flügel spannten,
Hat Deutschlands Krone auch ins Grab gefunkelt!

V. Ostpreußen

Das war das Schwerste, was wir mußten tragen,
Daß Perle du, Ostpreußen, wardst zertreten,
Daß deinen stillen Dörfern, deinen Städten
Durft' Rußlands Geißel ekle Wunden schlagen!

Daß Kinder mußten in der Fremde klagen,
Daß Greise schutzlos in die Not verwehten,
Daß Frauen um den Tod gen Himmel flehten
Und viele nimmermehr zu reden wagen!

Nun liegt ein Wall aus Zorn und Blut und Eisen
Um deine Grenzen, und mit liebeleisen
Nothelferhänden steht dein Vaterland!

Und Gott wird neuen Sonnenschein dir geben,
Um deine Kreuze quillt ein neues Leben —
Einst tust auch du still ab dein Leidgewand!

Digitized by Google

Andromache

Von Hans von Kahlenberg

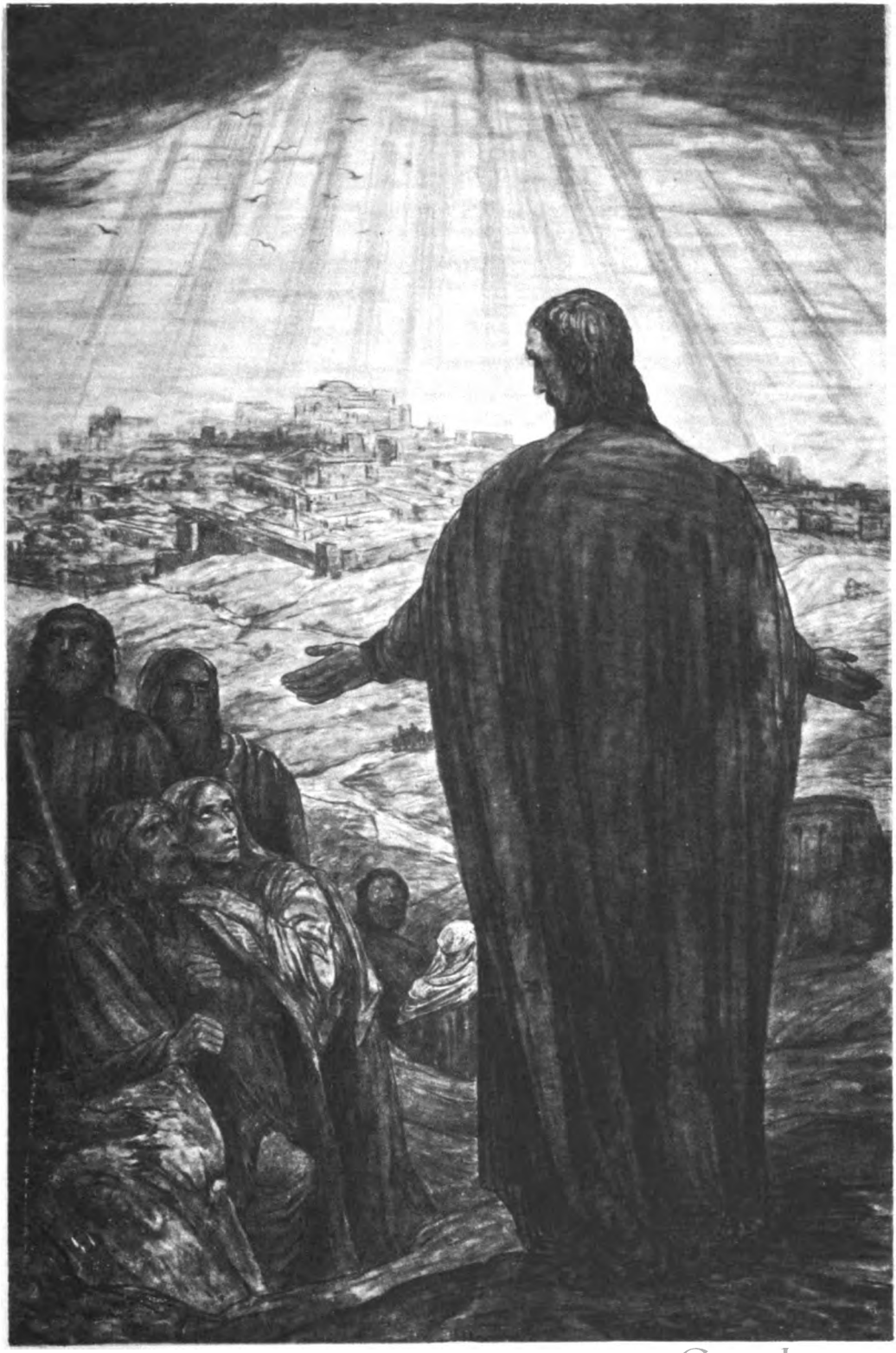
Von der Mauer, wo sie den geschändeten Leichnam des besten und edelsten Gatten, Hektors, des untadeligen Helden, zu den feindlichen Schiffen geschleift erblicken mußte, ohne Haarschmuck und Schleier, aus der wohltätigen Sinnenumnachtung zurückgekehrt, klagt Andromache vor den Frauen Trojas:

„... ich hier bleib' in Schmerz und Jammer verlassen,
Eine Witwe im Haus, und das ganz unmündige Söhnlein,
Welches wir beide gezeugt, wir Elenden! Nimmer, o Hektor,
Wirst du jenem ein Trost, da du tot bist, oder dir jener!
Überlebt er auch etwa den traurigen Krieg der Achaier,
Dennoch wird ja beständig ihm Sorg' und Gram in der Zukunft
Drohn, denn andere werden ihm rings abschmälern das Erbgut.
Siehe, der Tag der Verwaisung beraubt der Gespielen ein Kindlein.
Immer senkt es die Augen, beträuft ist immer das Antlitz.
Darbend umher auch gehet das Kind zu den Freunden des Vaters,
Fleht und faßt bald diesen am Rock, bald jenen am Mantel,
Aber erbarmt sich einer, der reicht ihm ein Schälchen ein wenig,
Daß er die Lippen ihm netz' und nicht den Gaumen ihm netze.
Oft verstößt es vom Schmaus ein Kind noch blühender Eltern,
Das mit Fäusten es schlägt und mit kränkenden Worten es anfährt:
‚Trolle dich! Nicht dein Vater ja ist bei unserem Gastmahl!'
Weinend geht von dannen das Kind zur verwitweten Mutter."

Die Jahrhunderte haben uns ihre Klage aufgehoben wie die stolze Gebärde der Königswitwe Rizpa, von den Gebeinen der Erschlagenen aus Sauls Geschlecht die Raben scheuchend, wie sie Antigones priesterliche Hoheit und Chriemhilds königlich ruchlose Treue bewahrten. Zu der Klage Medeas um des Weibes zwiespältiges und hartes Los, zu Hekubas und Niobes Klagen erklang früh schon die Klage der aus Sonnenhöhe des Glücks und Stolzes jäh Abgestürzten, der Schutzberaubten und doppelt Verlassenen, — der Witwe! So trostlos war dies Geschick, daß es fast als eine Schmach, als eine Strafe der Götter empfunden wurde, und vielleicht Mitleid ursprünglich, daß Barmherzigkeit die indische Gattin der Flamme, die den Leichnam des Gebieters und Geliebten verzehrte, überlieferte. Die korsische Witwe legt noch heute ein ganzes Leben lang die Trauer nicht ab. Mildtätigkeit gegen die Schutzlosen, gegen die Witwen und Waisen, befehlen die Religionsvorschriften aller Völker: Ruth, die Witwe, erhebt Boas der Gerechte zur Gattin und zur Stammutter Christi, Elias der Prophet füllt das Ölkrüglein der Witwe, unser Herr selbst erweckt den Jüngling zu Nain, den Sohn der Witwe, — das Scherflein der Witwe von allen dargebrachten Opfern bleibt ihm das lieblichste und kostbarste.

Jahrtausende später, nachdem Andromache klagte, und viele Jahrhunderte, seit Johannes der Apostel die strahlengekrönte Witwe und Mutter vom Kreuz

Digitized by Google



Christus' Klage über Jerusalem — **W. Steinhausen**

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

wegführte, — nach Bildern und Symbolen, die wir mit allen christlichen und abendländischen Völkern teilen, begegnen wir daheim bei uns, in ganz vertrauten, in unseren preußisch scharf gezeichneten Sonderverhältnissen der Witwe wieder. Eine „Dame in Trauer" nennt Lessing sie nur. Und wir brauchen ihren Namen nicht, sie ist uns bekannter und näher ohne Namen: „Verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohltaten annehmen muß. Woher wissen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn tut, als sie für ihr eigen Leben tun würde?" Der edle Tellheim zerreißt den Schuldbrief, und die Dame in Trauer, ein bescheidener, schattenhafter Einschlag im ernsthaft-fröhlichen Soldatenspiel der Friedrichzeit, entschwindet.

Und wieder ging anderthalb Jahrhundert dahin, — der Damen in Trauer, der Schwestern im schwarzen Kleid, unter uns sind viele geworden. Nicht, wie der große König damals in überharter Sparsamkeit tat, wird ihnen die Unterstützung, der Gnadenbezug heut vorenthalten. Staat und Behörden tun vollauf, mit preußischer Pünktlichkeit und Rechtlichkeit, ihre Pflicht. In keinem der zurzeit kriegführenden Staaten darf die Kriegerwitwe zuversichtlicher für sich und ihre Kinder in die Zukunft blicken als bei uns. Trotzdem bleibt der Ausblick auch für die Tapferste ein ernster und sorgenvoller. Neben der tiefen seelischen Trauer bringt der großen Mehrzahl der Frauen der Verlust des Ernährers eine tiefgreifende, wirtschaftliche Veränderung, bedeutet er den Abstieg von einer gewissen Höhe der Lebenshaltung, Einbuße in Ansehen und Stellung, die den Ausschluß aus dem bisherigen Umgangskreis langsam aber sicher, fast mit Notwendigkeit, vorbereitet. Ungewöhnlich selten literarisch behandelt, ist die Vereinsamung und gesellschaftliche Entwertung der zurückgebliebenen Gefährtin eines der tragischen und nachdenksamen Kapitel im Frauenleben. Wenn die regierende Fürstin stirbt, bleibt der Fürst Regent und Herrscher — im Vollbesitz, der manchmal durch seine Unvermähltheit noch eine Steigerung wieder erfährt. Im Moment, wo der regierende Herrscher die Augen schließt, ist die verwitwete Fürstin eine Ausgeschiedene, ist sie die Abgetretene, der nur die Höflichkeit noch die hohlen Ehrenbezeigungen erweist. Sie kann, wenn sie noch so einflußreich und glänzend begabt war, sich den Beschäftigungen der alten Dame, der Wohltätigkeit, der Handarbeit und dem Patiencelegen widmen. Wie sehr bitter mußte manche durch die Huldigungen der Salons verwöhnte Frau eines einflußreichen Mannes erfahren, daß sie nur durch die Bedeutung ihres Gatten Nummer und Persönlichkeit — ja, paradox, wie es klingt! — Schönheit war! Und vielleicht wäre bei mancher Königin des Parketts die im stillen Kämmerlein an sich selbst gerichtete Frage, was wohl von ihrer Kostbarkeit in Zobel und Diamanten nach Wegnahme des Titels, der Stellung, des Reichtums und der Leistung ihres Mannes übrigbliebe, auch im Interesse dieses Gatten, gar nicht unangebracht? Die Witwe des Generals, des Ministers, zu der plötzlich, nachdem die Anstandstrauerbesuche erledigt sind, kein Dienstbeflissener und kein Bittsteller mehr den Weg findet, bedarf einer gewissen seelischen Größe, einer befestigten Selbsteinschätzung, um die Entwertung auf dem Eitelkeitsjahrmarkt ohne Bitterkeit hinzunehmen. Für die allermeisten Witwen aber tritt zur gesellschaftlichen noch die sehr starke wirtschaftliche Einbuße. Frauen, die sich plötzlich mit der Hälfte, mit dem dritten und

Digitized by Google

vierten Teil ihrer bisherigen Einkünfte behelfen müssen, sind die Regel. Hier ist das Budget einer Kriegerwitwe; der Mann war Kassierer bei einer Depositenkasse mit einem Einkommen von 3000 ℳ, er ist als Offizierstellvertreter bei Dixmuiden gefallen. Staatliche Pension für die Witwe im Monat 50 ℳ, für das Kind 18 ℳ. Oder eine mir bekannte Generalstochter, vierzigjährig, von schwächlicher Gesundheit, die ihrem verwitweten Vater, in Belgien gefallen, den Haushalt führte, sieht sich von heut auf morgen vermögenslos und ohne Vorkenntnisse, genötigt, ihr Brot zu verdienen. Wir wissen von Witwen unserer bekanntesten Helden, deren Namen eine Zeitlang in jedem Munde waren, die ihr stolz getragenes Leid in schlichten, verengten Räumen einer Viertenstockwohnung, in einer bescheidenen Pension verbergen. Die große Dienstwohnung, Gehalt und Repräsentationszulage fielen ja plötzlich, mit dem Ereignis, das die Dichter sangen und die Geschichtschreiber eintrugen, für die Seinen weg! So verläßt die Frau des Beamten, des Geistlichen, des Oberförsters, nach der gesetzlich ihr zustehenden Gnadenfrist die langjährige Heimat, die zuletzt noch das Grab ihres Gatten einschließt. Daß diese notwendigen Härten so selbstverständlich tapfer getragen werden, spricht für den Opfermut, für die hohe Einsicht der betroffenen Frauen. Ja, es ist wahr, daß eine Mutter fünf Kinder ernähren und aufziehen kann, und unsere Offizierwitwen von 70, deren Söhne heute die erwerbende Behauptungsschlacht um von den Vätern ererbten Besitz schlagen, lieferten den glänzenden Beweis! Wenn wir jetzt in Stolz und Demut zugleich die Wurzeln der Kraft und Würde unserer Nation aufsuchen, sollten wir vor solchem Frauenwirken gern einmal stehen bleiben. Wahrlich, die Tapferkeit ihres Helden auf dem Kampfplatz übertrug sich auch auf die zartere Gefährtin, auf die schwächeren Schultern! Ein schwaches Weib! — Und welch ein herrlicher Anblick in ihrer Stärke! Aber vom bloß ästhetischen Genuß, vom billigen Beifallklatschen sollten wir uns zur Besinnung erheben, welche Pflichten entfallen auf uns, die Volksgenossen und heute noch vom Schicksal Geschonten, solcher Frau, der Witwe und der Mutter, gegenüber? Wir hatten allmählich aus dem großen Musterlager von jenseits des Kanals eine ganz erkleckliche Portion Snobismus (ja, es gibt für den vornehmen englischen Originalartikel eigentlich nur das Berliner Gassenwort „Kaltschnäuzigkeit") bezogen. Das Bonmot einer unserer geistreichsten Frauen, daß ihr zweifelhaft wäre, ob ihre Freunde sie glatter schneiden würden, wenn sie bloß ihren guten Ruf verlöre und dabei fortführe, ausgezeichnete Diners zu geben, oder falls sie die gleichen Herrschaften in unantastbarer Wohlanständigkeit zu kaltem Klops und Moselblümchen einzuladen wagte, behielt für ziemlich weite Kreise seine Geltung. Das lauwarme Mitleid, die Gönnerhaftigkeit und glatte Kühle der früheren guten Bekannten aus besseren Tagen haben bitterere Tränen gekostet als die Aufgabe etwa der geräumigen Wohnung, als die stark beschnittene Speisenfolge des täglichen Mittagessens. Die Frau, weil ästhetisch lebhafter empfindend, leidend und genießend, haftet an der bunten und freundlichen Äußerlichkeit, „wehe tut's, des Lebens kleine Zierden zu entbehren", — ihr, der Dame, war die Blume im Glas, war das hübsche Porzellan des Teetischs, war eine gutsitzende Jacke, ein geschmackvoller Hut ein Bedürfnis, und ein körperliches Bedürfnis fast. Vergeßt es nicht, vor allem ihr, die ihr die Not bloß in Lum-

Digitized by Google

pen, mit der bettelnd ausgestreckten Hand, als gegenwärtig und tatsächlich empfindet! „Sie sah noch ganz gut aus!“ oder: „Sie aßen noch mit Silbergabeln,“ ist ungütig und unvornehm zu sagen. Im Festhalten der gewohnten guten Form, der Maske meinetwegen, liegt ein sittliches Gelöbnis, liegt straffe Selbstzucht oft. Nicht entgleisen! Nicht abgleiten wollen! Eine Witwe, die Frau eines jung verstorbenen Arztes, gab mir zu dem Gegenstand, Deklassierung und Kasteverlust, alias Snobismus der lieben Umwelt, einen artig nachdenklichen Beitrag. Ihr Mann hatte sie mit zwei kleinen Kindern unversorgt zurückgelassen, sie benutzte die bei der Mitarbeit in seinem Beruf erworbenen Kenntnisse, um sich als Hebamme ausbilden zu lassen. Es gelang ihrer Tüchtigkeit nicht nur, sich und ihre Kleinen auf diese Weise durchzubringen, sondern genügend zu verdienen, um ihre medizinischen Studien an der Universität ordnungsgemäß aufzunehmen und ihr Staatsexamen zu bestehen. Alle ihre früheren Bekannten, die sie während der Zwischenpause als Geburtshelferin nicht gekannt hatten, grüßten die Frau Dr. med. plötzlich wieder, gratulierten ihr. Sie war von neuem „salonfähig“ geworden. Die nette, noch junge Frau erzählte es lachend. Ihr Lachen wäre luftreinigend gegen verstaubte Begriffe und verschraubte Fremdwörter. Selbst „die Dame in Trauer“, die verschämt beschämte Almosenempfängerin, müßte heut für uns der überwundene Standpunkt sein. Für ihren im Felde der Ehre gebliebenen Vater, der für uns und unsre Kinder eingestanden war, tritt seinen Waisen gegenüber jeder Daheimgebliebene oder Heimgekehrte von uns als Vater ein, statt eines Vaters haben sie heut viele Väter, nicht um „Protektion“ und „Konnexion“ muß seine Witwe betteln, — *berechtigt* ist sie zum Schutze, zu jeder Hilfe und Dienstleistung. Hier gibt es keine Weibertränen, keine Frauenzimmerleistung mehr im alten, verächtlichen, entwertenden Sinn. Unsere *Kameradinnen*, die Tapfersten von uns, dürfen unsere hingebende Treue, unsere Ritterlichkeit, unsere beste und ehrfürchtigste Zartheit beanspruchen. Nur was die Frau in Kopf und Herz aufgenommen hat aus der geläuterten Erkenntnis der Jahrhunderte, ist wirklich Fortschritt geworden. Solchen Fortschritt — seit Andromache im zerrißnen Haarschmuck klagte oder die Dame in Trauer sich scheu zur Seite drückte — in starker und froher Gemeinsamkeit des Erlebens, kann kein langer und üppiger Friede uns wieder rauben.

Wir Menschen · Von Mela Escherich

Und als ich immer tiefer
Ins Gebirg ging hinein,
Da sprachen die Berge alle:
Wir sind nicht dein.

Und die Vögel, die singend
Hin und her flogen für sich,
Und so gar fröhlich sangen,
Sang keiner für mich.

Unser Leben und Ringen
In die Tage hinein, —
Wofür und wozu?
Das weiß Gott allein.

Die Vögel, die singen
Für sich und nichts mehr;
Wir Menschen nur leiden
Umeinander so schwer.

Digitized by Google

Über Strategie

Von Major a. D. Junk

Das allgemeine Interesse richtet sich zurzeit naturgemäß dem neusten, dem serbischen Kriegsschauplatz zu. Dort sehen wir nicht nur eine neue Heeresmacht auf unserer Seite in die Erscheinung treten, sondern auch den Bewegungskrieg wieder zu Ehren kommen. Er richtet sich zunächst gegen das Land, welches den äußeren Anstoß zu dem Weltkriege gegeben und dafür nun zu büßen hat. Die Sühne kann nicht schwer genug sein. Schien Serbien doch von den Kriegsgreueln fast unberührt bleiben zu sollen.

Nach dem Aufmarsch der Invasionsarmeen an der Donau, Save und Drina, sowie an der Westgrenze Bulgariens, der bei richtigem Vorbedacht sich, wie auch hier, stets planmäßig vollziehen wird, begannen alsbald die Operationen, d. i. die kriegerische Verwendung der bereitgestellten Mittel. „Dabei begegnet unserem Willen sehr bald der unabhängige Wille des Gegners", wie Feldmarschall Graf Moltke in seiner Denkschrift über Strategie ausführt. Sie stammt, wenn ich nicht irre, aus dem Jahre 1867 und ist auf sie auch im ersten Teil des Generalstabswerks „Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71" Bezug genommen worden. Es wird nun keineswegs beabsichtigt, das in Rede stehende „Memoire" hier wiederzugeben, nur ein Satz soll herausgegriffen werden. Bei dem Gedankengange des Feldmarschalls, wie der Wille des Gegners zwar durch die eigene Initiative zu beschränken, aber nur auf taktische Weise, also durch das Gefecht, zu brechen sei, wird ausgeführt, daß dadurch nicht eine völlig veränderte Situation, eine neue Basis für neue Maßregeln geschaffen werde. „Kein Operationsplan", so folgert der große Feldherr, „reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus. Nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im voraus gefaßten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen ursprünglichen Gedankens zu erblicken." Nichtsdestoweniger wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, die Wege aber, die zu ihnen führen, lassen sich nicht vorhersehen. Der unterstrichene Satz kam mir wieder ins Gedächtnis, als ich vor wenigen Tagen so oder ähnlich, jedenfalls sinngemäß las: „Die bis ins kleinste festgelegten Operationen verlaufen vollkommen planmäßig." Das ist nach dem oben Ausgeführten gar nicht möglich. Nicht an einer lange vorher festgelegten Linie können die Operationen sich vollziehen, sondern nur an einem sich allmählich abwickelnden Faden.

Wenn der geniale Gneisenau die Strategie als die Wissenschaft des Gebrauchs von Zeit und Raum bezeichnet und der große Lehrmeister des Krieges Clausewitz als den Gebrauch des Gefechtes zum Zwecke des Krieges, so ist sie nach Moltke ein System der Aushilfen. Der Feldmarschall will damit zum Ausdruck bringen, wie bei etwa sich ändernden Verhältnissen der ursprünglich leitende operative Gedanke praktisch weitergeführt werden solle. Alle drei Aussprüche begegnen sich im Kern der Sache und lassen auch in etwa den Unterschied zwischen

Digitized by Google

Strategie und Taktik erkennen. Es gibt indes Fälle — sie sind aber selten und dann streng kriegswissenschaftlich, also für den Laien ohne Interesse —, in denen sich Strategie und Taktik nicht ohne weiteres trennen lassen, überhaupt die Grenze zwischen ihnen nicht zu ziehen ist.

Zwei Gedichte von 1870

Wir waren einig · Von Osw. Marbach

Wir waren einig, wie noch nie wir waren,
Wir schlugen Schlachten, wie noch nie geschlagen;
Wo ist der Feind, der künftig noch wird wagen
Zu zupfen uns an unsres Bartes Haaren?

Da kommt dies Lumpenpack dahergefahren
Und schreit: „Halt ein! Laßt ab vom wilden Jagen:
Der Kaiser fiel; ihr sollt nicht Waffen tragen
Wider die Republik und ihre Scharen!“

Ei, sät ihr Unkraut aus in unsern Weizen,
Ihr heimatlosen Weltrepublikaner,
Die Friede schrein, um Bürgerkrieg zu machen?

Nehmt euch in acht mit eurem frechen Spreizen,
Wir sind just nicht bei Laune, Zukunftbahner,
Euch diesmal wie bisher nur — auszulachen!

An den Grafen B. · Von Karl Schönhardt

Und kommt's an dich, so mach' uns froh,
Und tu die letzte Tat,
Und schreib die Zech' auf Folio —
Nur sei kein Diplomat!

Den Welschen nimm, so viel dir lieb,
Gib uns den deutschen Staat!
Sack' ein, teil' aus und nimm und gib,
Nur sei kein Diplomat!

Und reden dir die andern drein
Und säßen gern im Rat,
So lade sie zum — Gastmahl ein,
Nur sei kein Diplomat!

Sei starr, sei zäh, du kannst's, gottlob!
Und wenn dir einer naht,
Sei grob, sei ganz unmenschlich grob,
Nur sei kein Diplomat!

Digitized by Google

Das Land ohne Maßstäbe

Ein Witzbold nannte Rußland das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten. Das Wort ist viel ernster zu nehmen, als es gemeint ist, es ist, wie Dr. Max Hildebert Boehm in der „Frankfurter Zeitung" nachweist, ein prägnanter Ausdruck für die Erkenntnis, daß Rußland in unsere europäischen Kategorien, zumal in unser neuzeitlich-liberales Denk- und Fühlsystem schlechterdings nicht eingeht. Denn an irgendeinem Festen, naiv Allgemeingeltenden entscheiden wir über die Möglichkeit und Unmöglichkeit in diesem zugespitzten Sinne. Und diesen unseren Maßen gegenüber bleibt Rußland inkommensurabel. Dies mag in einer gewissen Schicht theoretisch-allgemeiner Entscheidungen anerkannt sein. Da uns aber eine solche Ausnahmefähigkeit, eine solche Durchbrechung unserer soi-disant Allgemeingültigkeiten selbst inkommensurabel bleibt, so geht auch diese Erkenntnis in unseren Intellekt nicht so weit ein, daß sie unserer Haltung gegenüber russischen Einzelproblemen die entscheidende Richtung gäbe, daß sie uns auch in jedem besonderen Falle mißtrauisch machte, ob wir nicht wieder unsere gewohnten Kategorien fälschlich an diese Sonderphänomene herantrügen und uns damit den Zugang zu ihnen versperrten.

Vollzögen sich solche Täuschungen nur in der rein kontemplativen Sphäre des Verstehenwollens russischer Zustände und Ereignisse, so könnte das hingehen. Dies unser Verstehenwollen käme um seinen Erfolg, aber das bliebe so etwas wie ein individuelles Pech, das die Gemeinschaft nicht groß anginge. Nun aber hat dieser Krieg unser eigenes nationales Geschick irgendwie in das russische hineingewoben. Und alle unsere Erkenntnisse in russischen Dingen stehen sozusagen auf dem Sprunge, aus dem Theoretischen ins Praktische umzuschlagen. Sie dienen nationalen Entscheidungen von allergrößter Tragweite und Folgenschwere zur Stütze. Damit aber verändert sich das Bild ganz gewaltig. Das Mißverstehen wird zur nationalen Lebensgefahr. Vor ihr kann gar nicht ernst und eindringlich genug gewarnt werden. Alle Männer, an deren Existenz russisches Leben und russischer Geist einmal wirklich gerührt hat, haben ihre schwerste Arbeit gegenwärtig in der Überwindung der gemeineuropäischen Naivität des Reichsdeutschen, seiner Schwerfälligkeit im Umdenken zu leisten. Auch trifft dies Odium keineswegs bloß die breite Masse der Mindergebildeten. Vielleicht kommt ihr primitiverer Intellekt an die russischen Urtümlichkeiten sogar eher heran. Je näher vollends der Tag der Abrechnung rückt, desto dringlicher ist es, alle denkenden und intellektuellen Kreise auf diese verhängnisvolle generelle Täuschungsquelle aufmerksam zu machen, das Mißtrauen zum eigenen zugreifenden und vorschnell analogisierenden Urteil in ihnen wachzurufen und sie auf den Weg zur Abhilfe hinzuführen. Mögen dann unsere westlichen Nachbarn, diese ideologischen Dostojewski-Schwärmer wie Romain Rolland, diese Überwinder

Digitized by Google

des Zarismus vom Genre Hervé ihren belustigenden Schlafwandel fortsetzen. Wenn nur unserem Volk endlich die Augen aufgehen über diese unheimliche Unvergleichlichkeit aller russischen Dinge.

Vor einigen Monaten erstarrte die ganze westliche Welt vor einer ungeheuerlichen Nachricht: ein russischer General ließ die Weiber und Kinder des eigenen Landes vor dem Angriffe hertreiben, damit sie seinen Truppen zum Kugelfang dienten. Hier versagten alle früheren Erklärungskrücken: nicht um Juden handelte es sich, die der Russe haßt, nicht um Polen, die er fürchtet und mißachtet: es waren die eigenen Landsleute, Fleisch vom eigenen Fleisch, Blut vom eigenen Blut. Wie war das möglich? Wir können ruhig noch andere Ereignisse hinzunehmen, so vor allem die entsetzliche Massenopferung von Truppenmaterial vor den Wällen von Przemysl oder in den Karpathen. Es ist im Grunde dasselbe Phänomen. Und wir werden in der Tat ziemlich weit zurückgreifen müssen, um auch nur ein tastendes Verständnis zu gewinnen. An das rein naturhafte Leben in seiner verschwenderischen Fülle müssen wir denken, das Milliarden von Individuen einer Insektengattung der Vernichtung täglich preisgibt und nur auf die Erhaltung der Gattung selbst bedacht ist, an seine — anthropomorphisierend sagen wir: — grausame Gleichgültigkeit gegenüber der individuellen Existenz, um etwas wie ein Analogon dafür zu finden, welche Stellung der russische Staatskörper seinen Einzelgliedern gegenüber einnimmt. Hier wird der heimliche Protestantismus all unserer westlichen Religiosität sonnenklar. Ob wir Katholiken sind oder Lutherische oder Calvinisten: der unendliche Wert jeder Menschenseele als Individualität ist die unangefochtene Voraussetzung unserer Religion, unserer Kultur, unserer Zivilisation. Selbst auf unseren flachsten Aufgeklärtheiten, wie dem Prinzip der „Menschenökonomie" liegt noch ein wie immer verblaßter Abglanz von der nur im Westen eingewurzelten christlichen Idee von der unmittelbaren unendlichen Liebe Gottes zu jeder Einzelseele.

Diese selbstverständliche Schätzung der Einzelexistenz verbindet uns trotz aller Gegensätzlichkeit mit unseren Feinden im Westen. So wissen wir z. B., daß die zeitweilige Verschlechterung der Lage der in unserer Hand befindlichen Gefangenen ein Mittel ist, die Behandlung unserer gefangenen Landsleute zu bessern. Rußland gegenüber fruchtet das wenig oder nichts. Denn dem russischen Staat ist es völlig gleichgültig, wie es seinen Bürgern hier ergeht. Er kennt eben keine Fürsorge für Einzelexistenzen, keine Verantwortlichkeit für ihr Wohlergehen. Die hat in Rußland erst der „Westler" entdeckt, aus Impulsen heraus allerdings, die großenteils höchst fragwürdiger Natur sind. Der Zarismus, den Dostojewski für unabtrennbar vom russischen Wesen erklärt, nachdem er beinahe durch ihn zermalmt worden wäre, läßt ja im eigenen Land die kompakte Masse des Volkes in unbeschreiblicher hygienischer Verwahrlosung verkommen. Denn wenn Rußland die Zivilisation wollte, dann hätte es sie längst. Aber es will sie nicht, weil es sie nicht braucht, und es braucht sie nicht, weil es keine gegliederte Welt von Individualitäten kennt, sondern nur eine trotz aller Einzelsterblichkeit unheimlich emporquellende Masse: Volk.

Ich weiß nicht, ob es bereits beobachtet worden ist, welch verschiedenen Charakter das Leid um die Toten dieses Krieges bei den verschiedenen Völkern tragen muß. Eine ganz besondere Stellung nimmt schon Frankreich ein. Denn infolge des herrschenden Zweikindersystems individualisiert sich der Schmerz auf das grauenhafteste, weil der Verlust des einzigen Sohnes eine so unendlich gesteigerte Häufigkeit erlangen muß, der bei uns immerhin unter die Ausnahmen zählen dürfte. Daß andererseits die Innigkeit des familiären Zusammenhalts bei uns dem Kriegsleid seine besondere Note gibt, wird man zugeben können, auch ohne das französische Familienleben, namentlich wohl in der Provinz, herabzusetzen. In England ist der Krieg nicht so wie in den eben genannten Ländern Sache der breiten Allgemeinheit, die Wärme des Familiengefühls dürfte sich vom deutschen wenig unterscheiden: das ist wohl ursprüngliche germanische Mitgift. Über all diese Unterschiedlichkeiten hinweg aber trennt sich

Digitized by Google

wiederum vom Westen der Osten. Gewiß kennt man auch dort diese rein persönliche Trauer, wennschon sie in Rußland durch die ungeheure Kindersterblichkeit abgeschwächt und durch den orientalischen Fatalismus verdumpft ist. Neben ihr aber hat der Westen ein Phänomen aufzuweisen, das ihm allein oder doch vorzugsweise eigentümlich ist: es ist das überpersönliche Leid um die unerfüllt gebliebene Leistung, um das abgebrochene Werk, um die kulturelle oder zivilisatorische Unersetzlichkeit jedes einzelnen Gefallenen. Träger dieser Trauer — und das ist das Entscheidende! — ist nicht sowohl die Einzelperson, als eben die Gesamtheit, der Staat, der sich für die nationale Kultur und die ihren Vollzug gewährleistende Zivilisation verantwortlich weiß. Das katholische Gliederungsprinzip ist in den modernen Staat des Westens eingegangen, die protestantische Weltfrömmigkeit ist in ihm verkörpert. In seiner Systematik bejaht er jedes Glied. Darin ist er aristokratisch und demokratisch zugleich. Der Staat des Westens ist Volksstaat, der byzantinische des Ostens Massenstaat. Nimmt man den Begriff des Staates weit genug, so daß beispielsweise auch parteiliche Organisationen usw. in ihn hineinfallen, dann ist eigentlich jeder Mann bei uns irgendwie Beamter. Staat und Volk gelangen zur Deckung. Der russische Staat sitzt wie ein quälender Skorpion auf einer ungeheuren indolenten Körpermasse, die das Gequältwerden als Schickung hinnimmt, unterstützt dabei durch den Zug der Leidensfreudigkeit (im Westen würden wir von einer Perversion sprechen!), den wiederum Dostojewski einen Grundcharakter seines Volkes nennt. Eine Kultur, für die sich der russische Staat verantwortlich fühlen könnte, gibt es nicht. Es gibt kaum einen genialen Russen, den der Zarismus nicht nach Sibirien geschickt hätte. Die Gefängnisse sind der Ehrenplatz der russischen Intelligenz. Und ebensowenig wie dem Staat kann natürlich dem Volk in Rußland ein leistungsmäßiges Interesse an der Person zugesprochen werden. Die kleine, scheinbar entwurzelte und doch wieder in ganz unbegreiflicher Weise irgendwo im Ewig-Russischen verankerte Intelligenz kann nicht wie im Westen als Repräsentantin von Staat und Volk aufgefaßt werden. Sie schwankt augenscheinlich noch jetzt, ob sie Protestversammlungen mit ideologischen Programmreden abhalten oder helfen soll, Munition zu fabrizieren. Sie nimmt mehr am nationalen Krampf als am nationalen Kampf teil. Das von der im Staat organisierten Allgemeinheit getragene Leid um die schöpferische Person bleibt ein westliches Phänomen.

Unsere Geschichtschreibung, soweit sie in Ranke ihr großes Vorbild verehrt, sucht die Triebkräfte und Träger der politischen Geschichte in den Machtinteressen der autonomen Staaten, die sich in ihren Regierungen gewissermaßen ein Sprachrohr geschaffen haben, in dem der politische Gesamtwille Tat wird. So vermeidet sie zwar die Täuschung, die in der Verwechslung der diplomatischen Anlässe der Kriege mit ihren Ursprüngen naheliegt, und verfolgt den Zusammenprall der Machtinteressen noch weiter zurück. Aber schon um der Einfachheit der Erklärung willen, ihrer Eindimensionalität sozusagen, verläßt sie ungern diese Schicht, in der immerhin einige rationale Begreiflichkeit herrscht, um in die dumpferen Regionen des dämonischen Volkswillens nach einer tieferen Motivierung der politischen Ereignisse zu suchen. Daß an bestimmten Punkten seiner Entwicklung ein Volk den Krieg rein um seiner selbst willen als katastrophale Entladung zurückgedrängter Instinkte von innen heraus zu verlangen vermag: diesem dunklen Problem weicht sie wegen seiner Unaufklärbarkeit aus. Sie erkennt lieber Kabinettskriege an, die keine Volkskriege sind, als Volkskriege, die keine Kabinettskriege sind. Sicherlich gibt dieser Betrachtungsart unserer Geschichtswissenschaft die westliche Geschichte, zumal der Neuzeit, in weitem Maße recht. Es wäre aber ein verhängnisvoller Fehler, wenn wir diese relative Rationalität politischer Entscheidungen, auf die diese Geschichtsbetrachtung sich stützt, auch dem russischen Staat auf seiner gegenwärtigen Entwicklungsstufe unterschöben. Daß der Friedensschluß dieses Krieges durch den Hinblick auf spätere Konfliktsmöglichkeiten im weitesten Umfange mitbestimmt sein muß, hat im allgemeinen Bewußtsein dadurch die breiteste Anerkennung gefunden, daß die strategische Sicherung unserer Grenzen sozusagen zu einer axiomatischen Forderung geworden ist. Dies

Digitized by Google

bedeutet aber nur ein erstes Glied in den Besinnungen, die mit konkreten Friedenszielen noch nichts zu tun haben, wohl aber die unumgängliche Voraussetzung für jede Erwägung in dieser Richtung bedeuten. Und hier erreicht die Gefahr ihren Gipfel, die in der allgemeinen Verkennung der Inkommensurabilität des Russentums ihren Ursprung hat.

Aus dem bisher Entwickelten ergibt sich ein wesenhafter Unterschied der Hemmungen, die dem kriegerischen Willen im Westen und im Osten entgegenstehen. Wir empfinden die Haltung unseres Kaisers als symbolisch für sein ganzes Volk. Wir wissen, daß ihm weder nach seiner persönlichen Anlage noch nach den Traditionen seines Hauses die Instinkte germanischer Kampfesfreudigkeit fehlten. Sie waren aber stets bei ihm gebändigt durch das klare und tiefe Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das unausschöpfbare Leid und den kulturellen Schaden, mit denen auch der siegreiche Krieg seine Segnungen erkauft. Sein wundervoll deutsches Gefühl für die Unersetzlichkeit der Einzelperson hat in seinem Verhalten gegenüber Verwundeten und Sterbenden in diesen Tagen unzählige Male einen erschütternden Ausdruck gefunden. Er ist darin der wahre Repräsentant des modernen deutschen Staatsbewußtseins. Damit war ein Äußerstes an Hemmungen gegenüber der Entfachung eines Krieges verbunden, der irgend innerhalb der Grenzen nationaler Würde und politischer Lebensinteressen vermieden werden könnte. Nie konnte im Umkreis einer so tief gefühlten und zudem religiös gebundenen Verantwortlichkeit die Möglichkeit eines Krieges um des Krieges willen zur Wirklichkeit werden. In Rußland kann sie es jederzeit, heute wie morgen oder übermorgen, ja nach dem Rhythmus der bisherigen russischen Geschichte zu urteilen: sie muß es in nicht zu großen Abständen.

Denn der russische Expansionsdrang gehört in die erste Reihe der Phänomene, mit denen wir mit unseren westeuropäischen Kategorien nicht fertig werden. Der verstorbene Dorpater Geschichtsprofessor Alexander Brückner hat sich (1888) die kuriose Aufgabe gestellt, für gewisse Zeiträume der russischen Geschichte den durchschnittlichen Landzuwachs zu berechnen. Danach ergibt sich für die letzten vier Jahrhunderte ein täglicher Gebietszuwachs von 130 qkm, aber auch die jüngste Epoche, etwa seit dem Regierungsantritt Peters des Großen, bringt in ihren zwei Jahrhunderten immer noch 90 qkm täglich. Es hieße wiederum diese elementaren Wachstumstendenzen westeuropäisch mißverstehen, wenn man sie durch kolonisatorische Notwendigkeiten interpretierte. Wo fände sich in diesem dünn besiedelten Riesenreiche jene Verengung des Lebens, die nach unseren Begriffen eine kolonisatorische Eroberung in diesem Umfang motivierte? Man muß schon die von Gogol als echt slawisch bezeichnete Maßlosigkeit der „breiten Naturen" hinzuziehen, um diese Triebkräfte aller russischen Politik zu verstehen. Man muß sich Typen vergegenwärtigen, wie den in seiner asiatischen Wildnis steinalt gewordenen Sibiriaken, der in einer tollen Nacht in einem Moskauer Vergnügungspalast alle Spiegelscheiben zerschlägt, um darauf mit seigneuraler Geste ein paar Tausendrubelscheine auf den Tisch zu werfen, weil er es sich ja leisten kann. Sinnloses Kraftprotzentum, verbunden mit dämonischem Zerstörungswillen: das ist nicht allein die Signatur der russischen Einzelexistenz. So schwer es in unsere Denkkonvention eingeht, man wird das Ewig-Russische in der Person Nikolai Nikolajewitschs erkennen müssen, der diese Irrationalität des russischen Expansionstriebes heute zur Erscheinung bringt, in dem uralte dynastische Traditionen Rußlands wachgeworden sind. Man wird nach den episodischen Täuschungen durch einen liberalisierenden Romanow wie Alexander II. sich daran gewöhnen müssen, im russischen Staatswesen eine ungezähmte Bestie zu sehen, die nach politisch zweckfernen, uns ganz unbegreiflichen Gesetzen von Zeit zu Zeit ausbricht, und die für ihre Nachbarn eine immerwährende Bedrohung bleibt, solange man ihr nicht mit aller Rücksichtslosigkeit die Regenerationsquellen ihrer Kraft verstopft. Ich habe manchmal in diesen Tagen der Erfüllungen daran denken müssen, was mir bei einem Besuch in meiner alten baltischen Heimat vor zwei Jahren ein Petersburger deutscher Gymnasialdirektor erzählte: wie der Kurator des Lehrbezirks (seine Stellung entspricht

Digitized by Google

den preußischen Provinzialschulräten) unumwunden seine Direktoren ermahnte, ihre Schüler durch Ausbau des Turnunterrichts usw. zum großen Entscheidungskampf zwischen der slawischen und der germanischen Rasse zu ertüchtigen. Glaubt man, daß eine Niederlage mit noch so großen Menschenverlusten für den unerschöpflichen russischen Volkskörper irgend etwas Endgültiges haben kann? Gegenüber der russischen Revanchebewegung werden die französischen Machenschaften der letzten Jahrzehnte den Charakter einer hysterischen Grille tragen. Unsere nächsten Jahrzehnte werden in jedem Falle unter dem Zeichen eines kommenden Krieges mit Rußland stehen. Wer durch Milde in den Friedensbedingungen einen künftigen casus belli für Rußland aus der Welt zu schaffen meint, dem ist nichts von der Intommensurabilität des Russentums aufgegangen.

Wie fern unserem modernen deutschen Verständnis vom Ausgangspunkt der eigenen Willensrichtung her der russische elementare Expansionstrieb steht, das kann durch nichts deutlicher bezeugt werden, als durch die Langsamkeit und Schwere, mit der Annexionsmöglichkeiten für uns selber erst ganz allmählich in diesem Krieg überhaupt in unser Bewußtsein rücken ...

Der Kriegsbrief eines deutschen Wolgakolonisten

Im zweiten Dezemberheft 1914 des Türmers schrieb ich einige Zeilen über „Die Deutschen in Rußland", in Vorahnung des kommenden Zwangsenteignungsgesetzes alles deutschen Grundbesitzes. Das Gesetz erhielt am 2./15. Februar 1915 seine Rechtskraft. Nach allen bis jetzt vorliegenden Nachrichten scheint die Zwangsenteignung nicht in dem Maße durchgeführt worden zu sein, wie man anfänglich befürchten mußte. Sei es, daß die erhofften englischen und amerikanischen Gelder für die russische Bauernbank ausblieben, sei es, daß die Zertrümmerung des russischen Heeres und die innerpolitischen Wirren einen Hemmschuh in der Ausführung des Gesetzes bildeten. Tatsache ist, daß vom baltischen Großgrundbesitz bis heute nicht mehr als ca. 4000 Desjätinen deutschen Grundbesitzes von der Bauernbank im Enteignungsweg erworben wurden. Der stellvertretende Direktor dieser Bank, Goremykin, ein Neffe des Ministerpräsidenten, beklagt in einer kürzlich eingereichten Denkschrift an den Ministerrat diese Verschleppungstaktik. Die Schuld mißt er den Ausführungsorganen zu, die in vier Ministerien ihren Sitz hätten, und verlangt die Schaffung einer vollständig unabhängigen, mit allen Rechten ausgestatteten Vollzugsbehörde. Vorläufig braucht das deutsche Baltikum, soweit die habgierigen Tatzen des russischen Bären noch auf ihm ruhen, noch nicht so besorgt zu sein. Der eifrigen Bauernbank wird schon früh genug der Atem — mangels des nötigen Kleingelds — ausgehen.

Anders liegen die Verhältnisse in den deutschen Wolgakolonien. In zivilrechtlicher Hinsicht besitzt der Kolonist dort keine Rechte an das vor 150 Jahren vom russischen Staate den einzelnen Gemeinden überlassene Grundeigentum. Das „Seelenland" war Gemeindeeigentum, und so fiel es den Ausführungsorganen des Zwangsenteignungsgesetzes nicht schwer, den Begriff „Gemeinde" nach ihren Wünschen zu konstruieren, um das vorgesteckte Ziel, die Vertreibung und Vernichtung des Deutschtums, zu erreichen. Aus den nachfolgenden Zeilen ersehen wir, mit welcher Brutalität die russische Regierung die Ausrottung des Kolonistentums deutschen Ursprungs an der Wolga betrieb und dem Golod, dem großen Hunger, preisgab. Fromme, loyale Untertanen des Zaren sind's, deren Väter einmal auf deutschem Boden geboren und denen heute nur das einzige Verbrechen zum Vorwurf gemacht werden kann, im Schoße Mütterchen Rußlands ihre Stammeseigenart bewahrt zu haben, mit ihrem Gott in der Väter Sprache zu reden

Digitized by Google

deutsche Zeitungen zu lesen und keine Analphabeten aufzuweisen, wo 73 vom Hundert der eigenen Rasse in der angeborenen Indolenz und Faulheit die uranfänglichen Künste der Abcschützen noch abgehen und eine rationelle Bodenverbesserung nie zu erreichen sein wird. Es ist eine plumpe Fälschung ganz offenkundiger Tatsachen, daß der „Stillstand der agrarischen Entwicklung der einheimischen Bevölkerung" als Kulturnotwendigkeit dieser Ausrottung ausgegeben wird. Wo der deutsche Ansiedler lebte, ward er zum Vorbild des einheimischen Bauern, den er emporhob. Deutsche Ausdauer und Intelligenz und germanische Gewissenhaftigkeit wird auch hier über die slawische Heimtücke siegen, und das siegreiche deutsche Volk wird seinen Stammesbrüdern im fernen Osten rechtlich gesicherte Daseinsmöglichkeiten schaffen, welche Neid und Habsucht zu untergraben trachten.

Bis dahin möge der Papst, als neutrale Macht, den aus den Wolgakolonien vertriebenen deutschen Glaubensgenossen nach Kräften beistehen und durch seinen Einfluß deren Leiden zu mildern suchen.

A. Riebeling-Riga

* * *

Khiwa-Ak-Metschet, 22. August 1915.

Eine verhältnismäßig günstige Beförderungsgelegenheit läßt mich hoffen, daß diese Zeilen in Deine Hände gelangen. Schon der ernsten Zeiten wegen darf ich die Verpflichtungen, welche auf meinen Schultern ruhen, nicht so leicht nehmen. Zunächst also das Geschäftliche, obwohl ich weiß, daß auch Du der völlig veränderten Situation Rechnung trägst und — tragen mußt. — — —

Nach den herrlichen, eine aufbauende Zukunft verheißenden Tagen der 150jährigen Jubelfeier in Saratow, gab es für uns — und mich besonders — eine arbeitsreiche Zeit. Galt es doch, am 1. Juli unser „Marienthaler Wochenblatt" zum ersten Male erscheinen zu lassen. Kollege Raumland von Semjanowka und unser hochw. Herr Pfarrer halfen wacker mit. Die protestantischen Gemeinden der Wiesenseite gingen Hand in Hand mit uns, und stolz auf unser Erstlingswerk verließen am festgesetzten Tage 2500 Exemplare die Presse.

Der Traum war kurz. Die vierte Nummer wurde beschlagnahmt; Laden und Druckerei versiegelt. Ohne jegliche Begründung und ohne Schuldbewußtsein unsererseits.

Das Gouvernement hatte die Beschlagnahme verfügt, und der Gouverneur konnte sie auch wieder aufheben. Sofort machten wir uns denn auf den beschwerlichen Weg zur Stadt. (Die Kolonisten sprechen von Saratow nur von der „Stadt".) Noch nie hat Saratow so viele Menschen in seinen Mauern beherbergt, wie an diesem Tage. Überall ein buntbewegtes Treiben und Gedränge; alles wogte auf den Straßen auf und ab. Die Ausspannungen waren menschenleer und sämtliche Gasthäuser geschlossen; die Monopolbuden (Branntweinverkaufsstellen) bewacht. Es war mobil. Von allen Kolonien waren die Wehrpflichtigen, zu Wagen und zu Fuß, mit den Dampfern stromauf und -ab, seit einer Woche angekommen. Hier staute sich alles. Manche standen schon drei Tage und warteten auf einen Zug oder Dampfer und baten uns in bewegten Worten, für sie etwas Eßwaren einzukaufen. Überall eine gedrückte Stimmung. Außer in dem Mennonitenbethaus habe ich in der ganzen Stadt keinen Gesang gehört. Selbst die Jüngsten machten ernste Gesichter. Ungeheuerliche Gerüchte schwirrten in der Luft. „Deutsche hätten in St. Petersburg den Zaren ermorden wollen, als Vergeltung für das Verbrechen in Sarajewo", deshalb wäre der Krieg erklärt. Die „Saratower Zeitung" war ebenfalls konfisziert, ohne irgendwelche Nachrichten von der Außenwelt steigerten die fatalsten Gerüchte sich zu schwärzestem Pessimismus von Stunde zu Stunde. Rußland mußte Genugtuung haben. Russische Soldaten hatten bereits die Grenzen überschritten und waren auf dem direkten Wege nach Berlin; Franzosen hatten bei Aachen die Grenze überschritten und gingen auf den Rhein zu. Wenn ich heute diese Gerüchte näher betrachte, so bleibt besonders der Eindruck haften, daß gerade das von den Franzosen Gesagte den allerbesten Beweis zu dem Vorhaben (nämlich durch Belgien zu marschieren) erbrachte, den man später der deutschen Heeresverwaltung als

Digitized by Google

Völkerrechtsverletzung auslegte. Im Vollgefühl des sicheren Sieges der gewaltigen Koalition gegen Deutschland plauderte man schon vor Beginn der Feindseligkeiten aus, was in den Plänen der Feinde Deutschlands lag. Daß die militärischen Operationen nicht so schnell vor sich gehen konnten, daran dachte niemand. Konnten die ersten Schläge doch nicht schon vor acht Tagen — dem Tag der Konfiskation unserer (deutschen) Zeitungen erfolgt sein! Alles war kopflos, und ich bewundere es heute noch, daß bei allem Wirrwarr die einzige vernünftige Verordnung des Generalgouverneurs — das Schnapsverbot — überhaupt erlassen und mit — bei uns nie gekannter — Gewissenhaftigkeit durchgeführt wurde. Es war alles ganz anders wie früher. Und es klappte alles — weil man vorbereitet war. Diesen Eindruck mußte man unwillkürlich haben.

Die angedrohten drakonischen Strafen und ein Anschlag des Gouvernements an unsere Kolonisten, „jetzt vor allen Dingen zu beweisen, daß wir mit Mordbuben und Friedensbrechern nichts mehr gemein hätten (die Worte von der Vernichtung des Glaubens fanden sich bei uns Kolonisten nicht vor) und echte, treue Söhne Mütterchen Rußlands wären", taten ihr übriges. Die deutsche Bewegung war ja auch noch zu jung bei uns, als daß es anders sein konnte. Unsere Jungens taten ihre Pflicht; wenn auch hier und da die Frage hervorquoll: warum gerade Krieg mit Deutschland, wir haben ja nie mit ihm in Streit gelegen. Daß durch den unglücklichen Krieg mit Japan, die Auseinandersetzung mit England in der persischen Frage, die äußere Expansionspolitik Rußlands sich dem alten Balkanproblem erneut zuwenden mußte und ein Anbinden mit Österreich deshalb unvermeidlich geworden war, daran dachte wohl im Augenblick niemand. Die Allgemeinheit ist ja hier zu indolent und denkfaul, daß sie sich ernstlich mit solchen Fragen befassen kann. Es wurde marschiert. Warum und wohin ist der Masse Nebensache.

Trotz und alledem hat man vier Obmänner des Vereins (deutscher Verein in Saratow) und den Redakteur der „Saratower Zeitung" in die Kalüs (entspricht dem deutschen Worte „Kittchen") gebracht; im ganzen sollen dort mehr als hundert Deutsche eingesperrt worden sein.

Als wir an unserem zweiten Aufenthaltstage, Petri Kettenfeier, aus der hl. Messe kamen, mußten wir die unangenehme Entdeckung machen, daß man alle Pferde aus der Weinhäuserschen Ausspannung requiriert hatte. Denke Dir, unsere beiden Füchse! Wie wird's den armen Tieren ergangen und in was für Hände mögen sie gekommen sein! 400 Rubel futsch! Futsch! jawohl. Zuerst bin ich noch von Pontius zu Pilatus gerannt, habe auch schließlich einen Gutschein auf 160 Rubel mit Mühe und Not erwirkt. Gezahlt sind sie mir nicht worden. Ich soll angeben, von welchem Truppenteil die Tiere requiriert worden sind und wo sie sich befinden! — Zwei Juden, Kornhändler, denen es ebenso erging und die zum Gouvernement liefen, hat man hinter Schloß und Riegel gesetzt und — weiß der Himmel wohin — abgeschoben!

Wir erstanden für 25 Rubel einen alten Klepper, der wenigstens unseren Wagen nach Marienthal bringen sollte. Unterwegs begann er zu streiken; setzte die Klompen auf für immer (ging ein).

Aus Marienthal wurden über 1100 Wehrpflichtige eingezogen. Das war das Bitterste für uns! Wie viele werden wiederkommen? Wo sollen sie uns jetzt suchen! —

Bis zum November waren wir vollständig von der Außenwelt abgeschnitten. Es gab keine Zeitung, keine Post. Und wenn der Physikus mal einige Nachrichten brachte, so waren es solche, die nicht geglaubt wurden, aber desto mehr aufregten. Berlin war gefallen; der Kaiser spurlos verschwunden; die Engländer hatten Hamburg eingenommen; der französische Präsident feierte in Köln Siegesfeste! Immer sprach man von Deutschland, niemals von Österreich! Dazu stimmten jedoch nie die Nachrichten von der Front, die ab und zu mal durchsickerten. Ich habe, trotz meiner guten geographischen Kenntnisse von Ostdeutschland, auch nicht einen einzigen dieser Plätze finden können, wo unsere Truppen angebliche Siege erfochten haben sollten.

Am 12. November mußte Marienthal mit seinen 7 Filialgemeinden 50000 Pud Korn und 20000 Pud Hafer abliefern. Die Bezahlung schreiben wir immer noch mit Kreide in den Rauchfang.

Digitized by Google

Mitte Dezember sah ich die ersten Verwundeten in Saratow und wurde zuversichtlicher. Was ich dort hörte, hatte doch ein wenig Hand und Fuß. Die Schilderung der Kämpfe war die schwärzeste Höllenmalerei. Und das Elend in den 3 Lazaretten! Kollege Bernhäuser und der hoffnungsvolle Prokurist Wenger sollen gefallen sein. Näheres weiß man nicht, wie auch jede Nachforschung zwecklos und — verboten ist. Im Januar wurden noch über 200 Marienthaler einbeordert; sie sollen nach dem Kaukasus gegangen sein. Auch 18jährige besonders kräftige Burschen sind schon einberufen.

In ganz Marienthal waren nur noch 27 Pferde und etwas mehr als 100 Stück Rindvieh; das Zwanzigfache wurde requiriert. Auf Gutschein — den der liebe Gott bezahlt! Hartes Geld, außer den Kupfermünzen, gibt es schon lange nicht mehr. Dann wurde die Seelenverteilung (soll heißen: die Verteilung des Gemeindelandes nach der Seelenzahl, die alle fünf Jahre erfolgt. D. Red.) untersagt. Niemand konnte Vorbereitungen treffen für die Aussaat. Man wird nur Sommerfrüchte bauen können.

Marienthal mußte fünf Holzschuppen bauen, wo Gefangene untergebracht werden sollten. Die Arbeit und die Fuhren mußten unentgeltlich geliefert werden. Das Bauholz mußte über 400 Werst herangefahren werden. Unseren Schulzen hat man mit einem Rat eingesperrt, weil er geschrieben, die Gemeinde könnte das Auferlegte nicht leisten.

Am 14. Mai kam die Einquartierung und mit ihr erst der wirkliche Krieg zu uns Wiesenseitern. Mehr als 9000 Frauen, Kinder, Greise und Krüppel wurden uns auf den Hals geschickt. Die Schuppen reichten nicht zur Hälfte aus. Jede Familie mußte noch 8 bis 12 Flüchtlinge aufnehmen. Meist waren es Polen; 833 Landsleute waren darunter. Sie stammen aus Grojec, Mszezonow, Kujawsk und der Umgegend von Warschau; etliche auch aus der Litauer Gegend. Die Kinder der Litauer sind alle Reservalisten (soll wohl bedeuten: sind orthodox: also Kinder lutherischer oder katholischer Eltern, die durch den Reservalzwang ihre Kinder orthodox erziehen mußten). Ein solches Elend hast du sicher noch nicht gesehen! Es ist unbeschreiblich! Die meisten waren halb dem Hunger verfallen; krank, halb nackt mit erfrorenen Füßen kamen sie im patschigen Schneewetter an. Viele Kinder sollen unterwegs umgekommen sein. Sie brachten den Hungertyphus mit; unser Gottesacker reichte nach vier Wochen nicht mehr aus. Mehr als 700 frische Gräber waren in einem Monat geschaufelt worden. Der Physikus war immer bei uns, hatte aber keine Medikamente, um wirklich helfen zu können. Die Not wuchs dann von Tag zu Tag, weil es an Getreide mangelte. Wir aßen morgens Bratkartoffel, mittags das gleiche und zur Abwechslung Runkelrüben. Das Pud Mehl stieg auf 6 Rubel. Salz kostete 28 Kopeken, und das Fleisch wurde auch dreimal so teuer. Dann griff der Gouverneur ein, und jetzt kam das Schlimmste.

Eine Verordnung hob alle unsere verbrieften Rechte, die noch nicht der Russifizierung anheimgefallen waren, auf. Unser Seelenland wurde wieder Staatseigentum, jedes Los (Anteilberechtigung am Gemeindeland) aufgehoben und für ungültig erklärt. Sämtliche Flüchtlinge aus Polen wurden Losleute. Du weißt, was das heißt. Unser Los ernährte uns kaum, und nun sollten noch 9000 Flüchtlinge mit uns teilen! Unser Bevölkerungszuwachs war schon vom Ältestenrat alle fünf Jahre abgeschoben worden. Nun sollten wir Fremde aufnehmen, mit denen wir uns kaum verständigen konnten. Ein Bittgang der Ältesten zum Gouverneur war erfolglos. Der Altmannbeisitzer ist gefangengesetzt worden.

Die ganzen Maßnahmen kommen einer Vernichtung der Kolonie gleich. Wer will mit diesen Flüchtlingen zusammenhausen? Was unsere Väter mit Schweiß und Blut geschaffen, das soll ich — umsonst — einem hergelaufenen Pack, selbst wenn es unglückliche Menschen sind, gutwillig opfern! Verkaufen, was verkauft werden konnte — viel war es nicht mehr — und dann weiter nach Südosten. 971 Familien sind weggezogen. Viele nach Perowsk und Aulie-Ata und Omsk. An die 60 Familien aus Marienthal und Sarepta blieben in Taschkent zurück; wir mit über 500 sind hier in Khiwa und zwei Meilen von hier, in Alt-Metsched, ge-

Digitized by Google

landet. Bis dahin geht es uns gut. Auf der beschwerlichen Reise — über 1600 Werst zu Fuß! — sind 18 Personen gestorben, andere krank unterwegs zurückgeblieben. Hier dürfen wir nicht weiter. Wir werden bewacht und müssen dafür monatlich 2 Rubel Bewachungssteuer bezahlen; das Wickelkind und das noch ungeborene im Mutterleibe werden bereits steuerzahlende Personen. (!) Doch ist sonst für uns nichts zu fürchten. Der Khan von Khiwa ist ziemlich unumschränkter Herr seines Gebiets. Ein Vorrat an Bleistiften und Papier für seinen Basar, den wir ihm zum Geschenk machten, hat ihn ganz für uns gestimmt. Pater Bonaventura ist ein Vertrauter von ihm. Übrigens kostet das Papier hier schon in normalen Zeiten mehr als 2 Rubel die Fünfbogenlage; jetzt ist es unerschwinglich. Mit dem Blei(stift) ist es ebenso, und Metall- und Hornknöpfe sind begehrte und kaum bezahlbare Artikel. Für die Dauer wird unser Bleiben hier nicht sein. In normalen Zeiten würden unsere Gastgeber, alles strenggläubige Mennoniten, nicht mit uns leben wollen. So denken jedoch nicht alle Marienthaler. Wie viele später der Rückwanderung sich anschließen werden, läßt heute sich noch nicht voraussehen. Durch uns alle geht ein Sehnsuchtszug zu der Heimat unserer Väter. Wären wir vor einigen Jahren doch gefolgt und hätten die uns gebotene Hand des Rückwandervereins ergriffen, wir ständen nicht so gottverlassen da.

Mein Herz krampft sich zusammen ob all dem Elend, das hilflosen Frauen und unschuldigen Kindern widerfahren. Der liebe Gott und seine Heiligen müssen doch Einsicht haben und diesem Menschenmorden ein Ende machen. Beten wir inbrünstig; ganz besonders, daß die Schritte unseres ehrw. Paters in Rom Erfolg haben möchten. Möge Gott und seine Heiligen ihn auf der gefahrvollen und für sein Alter beschwerlichen Reise geleiten, und wenn diese Zeilen in Deine Hände gelangen, hat der Allmächtige unser kindliches Flehen erhört, wofür wir ihm Preis und Dankopfer darbringen werden immerdar. Gott sei mit ihnen allen. Schließen wir alles in unser Gebet, dann wird auch einmal die Stunde kommen, die uns Errettung bringt aus den Klauen der Finsternis und der brutalen Gewalt despotischer Machthaber.

Gedenke unserer bis auf ein frohes Wiedersehen — wenn nicht hier, dann dort oben — und sei herzlich gegrüßt von

Deinem alten Freunde und Kampfgenossen
Ferdinand Brunner, Lehrer.

Englands Feindschaft

Man verweist Regenten, Staatsmänner, Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus ihr zu ziehen gewesen, gehandelt haben. Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, daß in ihm aus ihm selbst entschieden werden muß und allein entschieden werden kann. Im Gedränge der Weltbegebenheiten liegt nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse; denn so etwas wie eine fahle Erinnerung hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart."

Diese Sätze Hegels wendet im „Tag" Professor Dr. Baron Cay von Brockdorff auf England an:

Niemand wird sich dem Eindruck verschließen, daß das Unvergleichliche in dem jetzt tobenden Widerstreit zwischen Deutschland und England in der Natur der sozialen und imperialistischen Entwicklung Englands liegt. Der Fortbestand des nationalen englischen Lebens, die Beibehaltung des überkommenen und immer feiner ausgebildeten Individualismus ist auf das engste verknüpft mit der Weltausbeutung und Ausnutzung fremder Völker. Es ist daher

Digitized by Google

ausnahmsweise einmal keine Heuchelei, wenn der frühere englische Marineminister Churchill — wohlgemerkt von seinem Standpunkte aus! — behauptete, man kämpfe um die höchsten Güter. Das, was dem Engländer als ein furchtbares Verhängnis erscheint, die völlige Neugestaltung des privaten Lebens durch ein Ineinanderarbeiten staatlicher und privater Kräfte, mit anderen Worten: die Bildung eines gesetzlich geregelten sozialen Lebens, das wollte er durch diesen Krieg von sich abwehren. Wenn für den Engländer Leben so viel bedeutet wie die Kontinuität des englischen Lebensideals bewahren, dann kämpft er wirklich um Sein oder Nichtsein, und erst dann wird der Kampf für ihn ein anderes Aussehen gewinnen, wenn er, militärisch und politisch bezwungen, der Stimme der Vernunft Gehör gibt, die ihm sagt, daß die Wendung, die das staatliche Leben in Deutschland genommen hat, die Richtung einer unabwendbaren gesellschaftlichen Umwandlung bedeutet. Abermals müssen wir uns auf Hegel berufen. „Das Leben eines Volkes bringt eine Frucht zur Reife; denn seine Tätigkeit geht dahin, sein Prinzip zu vollführen. Diese Frucht fällt aber nicht in den Schoß des Volkes zurück, das sie ausgeboren und gezeitigt hat; im Gegenteil, sie wird ihm ein bitterer Trank. Lassen kann es nicht von ihm; denn es hat den unendlichen Durst nach diesem. Aber das Kosten des Trankes ist seine Vernichtung, doch zugleich das Aufgehen eines neuen Prinzips."

Die Engländer sind gewiß eine urteilskräftige Nation, aber sie haben den Instinkt der Beschränkung und der Beschränktheit. Es beruht nicht auf einem Mangel an Verstand, sondern es liegt in der Verfassung des englischen Geisteslebens, daß sich die meisten Engländer über einen Gedanken wie den oben wiedergegebenen Hegels kaum werden klar werden können. Die englische Geistesverfassung gleicht einer Konstruktion, die die Söhne Albions gewissen Lebensbedingungen auf das vorzüglichste anpaßt und sie außerhalb jener täppisch und linkisch macht. Es kommt noch hinzu, daß jede einseitige Entwicklung manche Organe (im geistigen Sinne) aufs feinste entfaltet, andere minderwertig macht. Die Adlersche Lehre von der Einwirkung der Organminderwertigkeit auf das Denken, Fühlen und Wollen der Engländer anzuwenden, würde eine dankbare Aufgabe sein.

Ich habe damit schon auf ein Unternehmen hingedeutet, auf das wir eingehen müssen, wenn wir durch ein vollständiges Verständnis der englischen Stärke und Schwäche dazu gelangen wollen, dem englischen Geiste auf seinem eigenen Gebiete innerlich zu begegnen, wenn wir mit anderen Worten die Engländer durch eine Selbsterkenntnis ihres Wesens bekämpfen wollen. Die erste Voraussetzung dafür ist natürlich die, daß der Engländer verspürt, wie vollkommen sein Nimbus, seine Macht und seine Lebensanschauung niedergerungen sind. Notwendig ist es ferner, daß ihm dies von möglichst vielen neutralen Seiten suggeriert wird. Dann, wenn er einigermaßen begriffen hat, daß er nicht so sehr gegen Deutschland als mit einem im Wesen seiner sozialen Gestaltung wirksamen Widerspruch kämpft, wird er einer gründlichen Erneuerung seines Lebensideals vielleicht geneigter werden. Wie sehr auch die Vorkämpfer für unsere deutsche Sache gezeigt haben, daß in Deutschland die Mittel und Wege englischer Politik durchschaut und verabscheut werden, so sind die Engländer doch darüber zu belehren, daß unsere Erklärungen auf streng wissenschaftlichen Methoden beruhen. Wir können ihnen zeigen, daß wir fest bis zur graphischen Feststellung der Neigungs- und Abneigungskurven in der englischen Literatur fortgeschritten sind, daß wir ein völlig unbefangenes Urteil über die edleren Regungen englischer Dichter und Denker gefällt haben, daß wir endlich unsere eigene Schwäche gegen Englisches und überhaupt Ausländisches mit derselben Schärfe wie unsere Gegner verurteilen. So werden sie vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß wir ihnen zwar niemals wieder freundschaftliche Gefühle entgegenbringen werden, wohl aber das, was sie für die objektive Wissenschaft leisten, würdigen und berücksichtigen können. Es ist also ein rein äußerlicher und auf gewisse Gebiete beschränkter wissenschaftlicher Verkehr, wenn auch ohne eigentliche Organisation, nicht für alle Zukunft ausgeschlossen. Warum nicht beispielsweise bei den Fortschritten astronomischer Beobachtungen,

Digitized by Google

chemischer, physikalischer, mathematischer, ja wohl auch biologischer Experimente eine gewisse Gemeinsamkeit hergestellt werden könnte, sehe ich nicht ein. Der Verkehr wird freilich von unserer Seite aus stets überaus frostig und zurückhaltend sein müssen, schon deshalb, weil sich der englische Hochmut bei jedem Zusammenarbeiten ohne weiteres an die erste Stelle zu setzen strebt. Wer für dieses Verhalten der Engländer, das uns aus zahllosen Beispielen geradezu geläufig ist, ein sinnliches Zeichen zu sehen wünscht, der sei nur an Daniel Maelises Bild: „Blüchers und Wellingtons Zusammentreffen nach der Schlacht bei Waterloo“ erinnert. Mit eiserner Ruhe sitzt der britische General zu Pferde, während Marschall Vorwärts mit lebhafter Bewegung, fast wie vom Danke überwältigt, seine Hand ergreift. Ob sich Deutsche und Engländer jemals wieder die Hand reichen, weiß ich nicht, wenn sie aber miteinander zu tun haben, wird eisige Kälte herrschen, und das Bewußtsein der Überlegenheit wird auf unserer Seite sein.

Soziale Verkaufspreise

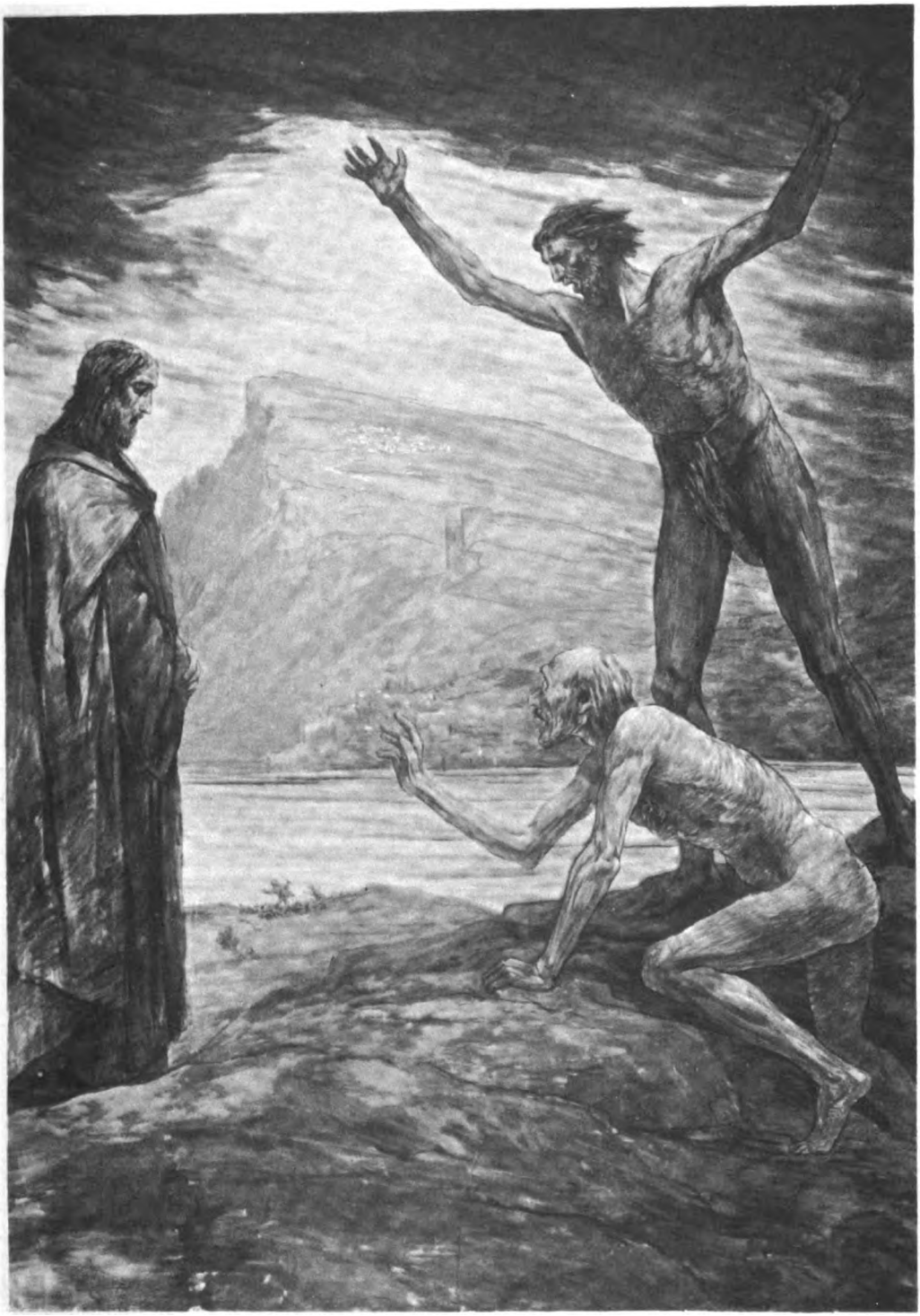
Unter den Rückwirkungen des großen Krieges sind auch im wirtschaftlichen Leben Neuerungen durchgeführt worden, die vordem für ausgeschlossen galten. Auf Grund staatlicher Anordnungen wurden gewisse notwendige Lebensmittel beschlagnahmt und nach Festsetzung bestimmter Höchstpreise planmäßig verteilt. Viele Gemeinden haben Mehl, Büchsenfleisch, Gemüse und andere Lebensmittel in großen Massen erworben und lassen sie ihren Angehörigen zum Selbstkostenpreise abgeben. Einzelne Gemeinden haben zugleich begonnen, praktische Sozialpolitik zu treiben und gestaffelte Verkaufspreise eingeführt, höhere für die bemittelten, niedere für die minder bemittelten Kreise. Die Gemeinde Lichterfelde bei Berlin überläßt ihre Kartoffeln den Einkommensteuerpflichtigen zu 3½ ℳ den Zentner, denjenigen aber, die weniger als 3000 ℳ Jahreseinkommen versteuern, zu 3 ℳ. Die Stadt Bad Homburg ist noch einen Schritt weitergegangen und verkauft ihren Angehörigen das Pfund Butter je nach der Einkommensteuerleistung. Wer bis 31 ℳ Staatseinkommensteuer zahlt, erhält die Butter für 1,90 ℳ, wer 31 bis 70 ℳ Einkommensteuer zahlt, zu 2,10 ℳ und wer höher eingeschätzt worden ist, zu 2,40 ℳ. Nach den gleichen Grundsätzen verfährt sie bei der Abgabe von Fett und bemißt den Preis auf 1,40, 1,70 und 2 ℳ, je nach der Steuerleistung des Käufers.

Wäre es nicht möglich, dieses Verfahren zu verallgemeinern und planmäßig zu gestalten? Würden dadurch nicht die sozialen Gegensätze zu einem guten Teil gemildert, der soziale Frieden gefördert werden können?

Mit den landläufigen Anschauungen steht es zwar in schroffem Widerspruch, die Preise der Waren nicht nach ihrem sachlichen Wert, sondern nach den Einkommensverhältnissen des Käufers festzusetzen. Aber unter den Rückwirkungen des Krieges sind Anfänge dazu gemacht worden. In gewissen Grenzen lassen sich soziale Verkaufspreise durchführen.

Im näheren Orient sind solche Verkaufspreise seit langer Zeit üblich. Wenn ich in Kleinasien ein türkisches Kaffeehaus oder Speisehaus aufsuche, und ich bin ein Botschafter oder fahre in einem prächtigen Gefährt vor, so muß ich für eine Tasse Kaffee oder für einen kleinen Imbiß mindestens 1 oft auch 2 türkische Taler (Medschidje im Werte von 3½ ℳ) zahlen. Betrete ich dasselbe Kaffee- oder Speisehaus in guter europäischer Kleidung als Fußgänger, dann wird meine Zeche, sei es nun für Kaffee oder für einen Imbiß, mit 1 ℳ berechnet. Der einfach angezogene Europäer wie der vornehme Türke hat dafür 20 bis 30 ₰ zu entrichten, der arme Türke kommt mit 2½ bis 5 ₰ (1 bis 2 Para) davon. In dem geschäftlichen Leben des türkischen Orients findet sich diese Unterscheidung freilich nicht durchgeführt. Aber es liegt in dem Geist der türkischen Bevölkerung, vielleicht im Sinne gewisser Vorschriften der mohammedanischen Religion, daß der Reiche auch entsprechend höhere Pflichten hat und für den Armen mitbezahlt.

Digitized by Google



Die Gergefener

W. Steinhauſen

Digitized by Google

Digitized by Google

Auch im Abendlande sind noch Anklänge an bewegliche Preise, wie sie früher allgemeiner vorkamen, zu finden. Man unterschied früher zwischen Einheimischen und Fremden und setzte dem Einheimischen als Nachbar geringere Preise. Das ist noch heute in vielen Badeorten und sonstigen Zielpunkten des Reiseverkehrs der Fall. In den österreichischen Alpen und in vielen Gegenden der Schweiz, wahrscheinlich auch anderwärts, zahlt der einheimische, ansässige Bürger in den Gasthäusern, ja selbst bei Benutzung von Straßenbahnen, Bergbahnen, Dampfschiffen usw. weniger als der Fremde, zuweilen sogar erheblich weniger. Und man kann es dem Gastwirt nicht verdenken, wenn er seinen Stammgast, der jährlich vielleicht 300 mal bei ihm einkehrt, nicht nur billiger, sondern auch besser bedient als den Fremden, der ein einziges Mal erscheint und voraussichtlich niemals wieder.

Auch in anderen Beziehungen haben sich noch bewegliche Preise erhalten. Noch vielfach hört man die Redensart: Das ist fürstlich bezahlt worden. Man will damit andeuten, daß ein besonders hoher Preis gefordert und bewilligt wurde. Fürsten werden von vielen Geschäftsleuten, selbst in ihrer eigenen Hauptstadt, anders angesehen als gewöhnliche Sterbliche und müssen für ihren Bedarf — mindestens in vielen Fällen — kaiserliche oder königliche oder herzogliche Preise zahlen. Dasselbe gilt ohne Zweifel auch von den Börsenfürsten und Industriekönigen, die über große Reichtümer verfügen.

Gerade für Lebensmittel bestehen in einer und derselben Großstadt verschiedene Grundpreise, wie z. B. in Berlin für Fleisch, Wurst und Gemüse, selbst für Brot und Butter. In den wohlhabenden Vierteln Berlins, namentlich im Westen und Nordosten, werden diese Erzeugnisse durchweg nicht unerheblich teurer verkauft als in der Mitte der Stadt oder in den ärmeren Vierteln. In den reicheren Vierteln finden sich die genannten Erzeugnisse auch in allerbester Gattung, aber zu außerordentlich erhöhten Preisen. Brot und Semmel sind durchschnittlich im Westen bei gleichen Preisen kleiner als im Osten und Norden Berlins.

Eigentümlich ist eine Erscheinung, die seit einigen Jahren zu bemerken ist. In Paris, aber auch in anderen Großstädten, findet man immer häufiger vornehme Gasthäuser mit Speisekarten ohne Preisangabe. Nach den Erfahrungen von Besuchern dieser Gasthäuser werden bei der Rechnung die Preise verschieden gestellt aus Gründen, die sich nicht immer erkennen lassen. Auf Grund einer Wette wurde in einem solchen Pariser Gasthaus ermittelt, daß an demselben Tage und zur selben Stunde an verschiedenen Tischen drei Herren für dasselbe Essen verschiedene Preise zahlen mußten, ein Botschaftssekretär den höchsten, sein etwas provinziell aussehender Freund den niedrigsten und sein Diener einen mittleren Preis. Die Preise schwankten um fast 25 %. Man könnte sich mit der gestaffelten Preisbemessung allenfalls befreunden, wenn sie auf einem System beruhte, wenn der elegante Gast, der vielleicht in seinem eigenen Wagen vorfährt, mehr zahlen müßte als der einfache, und dieser wieder mehr als der ärmliche Gast. Aber dieses System läßt sich schwer durchführen und würde auch in den erwähnten Gasthäusern gesellschaftlich ohne Wirkung bleiben, da sie nur von wohlhabenden und reichen Leuten besucht werden.

Bewegliche Preise haben ihre Nachteile und ihre Vorzüge. Vom wirtschaftspolitischen Standpunkt aus wird man sie als unzweckmäßig verwerfen müssen, nicht aber auch vom sozialpolitischen Gesichtspunkt. Soweit es sich um Lebensmittel handelt, sollte das Vorgehen der beiden genannten Gemeinden beachtet und planmäßig auch anderweit befolgt werden, zunächst in dieser Kriegszeit. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die minderbemittelten Kreise unter der allgemeinen Teuerung unverhältnismäßig mehr leiden als die Wohlhabenden, die sich rechtzeitig zu billigen Preisen größere Vorräte beschaffen konnten und nach Bedarf für Lebensmittel, die von Gemeinden verkauft werden, je nach ihrem Einkommen entsprechend höhere Preise zahlen können und sicherlich auch zu zahlen bereit sind.

Auch die bevorstehenden unvermeidlichen Steuererhöhungen bieten den Gemeinden Gelegenheit, dem Staat mit gutem sozialpolitischem Beispiel voranzugehen. Nichts ist be-

Digitized by Google

quemer, als die einfache Erhöhung der bestehenden Steuern. Gutgeleitete Gemeinden sollten Mehreinnahmen auf anderem Wege zu erlangen suchen. Die Schulgelder der höheren Schulen ließen sich durch prozentuale Zuschläge zur Einkommensteuer ausgiebiger gestalten, etwa in Verbindung mit entsprechenden Zuschlägen für Junggesellen und kinderlose Ehepaare. Auch die bedenkliche Vermehrung der Hunde u. a. in Groß-Berlin reizt zur Einführung ähnlicher prozentueller Einkommensteuerzuschläge auf den bestehenden festen Hundesteuersatz. An theoretischen Bedenken dagegen wird es nicht fehlen. Allein die bittere Notwendigkeit führt darüber hinweg.

Paul Oehn

Die Reinhaltung der Bühne

Es ist wohl manchem aus der Seele gesprochen, wenn der Türmer neulich betonte, daß uns Kämpfern um die Reinhaltung der Bühne manchmal der Ekel die Feder aus der Hand zwingt. Auch die anständigen und wahrhaft gebildeten Schauspieler leiden unter nichts so sehr wie unter dem Dunst der Unbildung und der Unreinlichkeit, der sich so leicht hinter den Kulissen ansammelt.

Aber es hat sich noch kein Herakles gefunden, der diesen Augiasstall zu misten wagt. Auch heute, wo sich auf allen Gebieten der Wert der Organisation so überzeugend aufdrängt, geht man um die Theaterwirtschaft herum. Es sind gewiß zunächst andere Lebensfragen zu lösen. Aber das Theater, mit Unrecht in die Vergnügungsecke verbannt, ist doch ein unentbehrliches Mittel der Beeinflussung geworden — ich sage nur der Beeinflussung, um das in der Nähe der Kunst zu moralisch wirkende Wort Erziehung zu vermeiden. Warum also überläßt man es der geschäftlichen Willkür?

Ein Hauptgrund, weshalb wir hier zu keiner großzügigen und tatwirkenden Aussprache kommen, liegt an der Eigenbrödelei und Eifersüchtelei der literarischen Gruppen, deren Buntheit ja andererseits ein geistiger Reichtum ist.

Der kürzlich in Rußland gefallene Georg Muschner, früher Leiter der „Lese“, besuchte mich einmal in Straßburg, um sich gerade über diesen Punkt auszusprechen: Sammlung der Geister. Gibt es kein Mittel — so meinte dieser ideenreiche Kopf —, die zerstreuten Gruppen miteinander in menschliche und geistige Fühlung zu bringen? Wir haben Schriftsteller, die sich etwa um S. Fischers Rundschau und Verlag sammeln — gleichsam die literarische Linke —; wir haben die Kunstwartgruppe, den Türmer, das Literarische Echo, das Hochland, die Süddeutschen Monatshefte und andre mehr; und oft erfahren Leser der einen geistigen oder buchhändlerischen Sippe nichts oder wenig oder Entstelltes von der Arbeit der andren. Könnte man nun nicht die markantesten Dichter und Schriftsteller von der Linken bis zur Rechten sammeln, so daß Wildenbruch, Flaischlen oder Frenssen ebenso vertreten wären wie Hauptmann oder Dehmel — etwa in einer großnationalen Zeitschrift, die in der ganzen gebildeten Welt beachtet werden müßte, weil sie erst wirklich ein richtiges Gesamtbild von Deutschland gäbe?

Wir plauderten viele Stunden über diesen Lieblingsgedanken Muschners, dem im Hintergrunde etwas wie eine Deutsche Akademie vorschwebte. Er ist oft noch darauf zurückgekommen; aber die Widerstände des äußeren Lebens waren stärker.

In dieser Richtung wäre von einem organisatorischen Genie auch die Theaterfrage ins Auge zu fassen.

Wäre es denn wirklich so unmöglich, die jetzige chaotische Willkür-Herrschaft der einzelnen Theater, die überwiegend vom Kassenstandpunkt aus geleitet oder beeinflußt werden, also geknechtet sind unter die Instinkte der zahlenden Masse — wäre es denn so unmöglich, uns von diesem unwürdigen Zustand zu befreien?

Digitized by Google

Man beachte, wie sich das Schulwesen in den letzten 150 Jahren entwickelt hat; wie im wirtschaftlichen und politischen Leben alles zur Organisation drängt; wie sich die Universitäten herausgebildet haben — ja sogar, wie sich das Verkehrswesen (Eisenbahn, Post) großzügig geordnet hat. Hier wurde der vormärzliche Standpunkt überwunden durch die Kraft des Reichsgedankens. Im Theatergebiet hat sich Richard Wagners Energie verbraucht, ohne in dieser Hinsicht zum Ziel zu kommen. Das Ziel aber ist: den Deutschen insgesamt die Würde der Schaubühne zum Bewußtsein zu bringen.

Da würden nun zweierlei Gesichtspunkte gleichzeitig ins Auge zu fassen sein, die einander ergänzen wie Sonntag und Werktag: das Festspielhaus und das Alltags-Theater.

Aus Bayreuther Kreisen erschien neulich eine kleine Schrift von Reinhard Vieweg: „Ist Bayreuth eine nationale Kunststätte?“ (Leipzig, Volger), worin der Gedanke einer allgemeinen National-Festbühne in Bayreuth erwogen und empfohlen wird. Und zwar so, daß nicht nur das Musikdrama, sondern auch die gute Oper älteren Stils (Fidelio, Mozart, Weber, Gluck) und das gute Schauspiel der klassischen Zeit berücksichtigt werden. Der Verfasser stellt Spielpläne zusammen und möchte anregen, daß diese Festbühne aus Reichsmitteln veranstaltet werde. Als erste Arbeitsgruppen für diesen Gedanken kämen zunächst die Wagner-Vereine in Betracht.

Es ist wieder einmal der Gedanke eines „deutschen Olympia“, der schon seit Herrig — z. B. um Wachler herum — den Zeitgenossen nahegebracht wurde, ohne auf Gegenliebe zu stoßen. Das Deutsche Reich hat noch nicht die geistige Kraft zu solcher Zusammenfassung. Einzelne Bestrebungen dieser Art, die wirklich zur Erörterung durchgedrungen sind — z. B. das Theater der Fünftausend —, zeugen von einer peinlichen Äußerlichkeit der Auffassung. Um Feste großen Stils wirklich vom ganzen Volke aus zu feiern, muß die Reichsseele festlich gestimmt sein; das will heißen: erfüllt von einem gemeinsamen Ideal, das stürmisch nach Ausdruck verlangt. Diese Vorbedingungen sind in der deutschen Seele nicht vorhanden. Denn wir sind in unserer Religion ebenso zerrissen wie in unsrem Geschmack.

Aber die Männer, die diesen Festgedanken wachhalten, verdienen unsren Dank. Denn sie denken hoch von den Aufgaben der Bühne. Freilich darf man in absehbarer Zeit hier keine Erfüllung weissagen, selbst wenn wir uns — mit Beiseiteschiebung des Religiösen an sich, das einst die Grundlage des dramatischen Kultus bildete — auf das National-Festliche beschränken würden. Einen bewußten Festspieldichter dieser Art haben wir doch eigentlich erst in Richard Wagner erhalten, sinnigerweise gleichzeitig mit der Gründung des Deutschen Reiches. Alle Weiterentwicklung im Sinne dieser Gattung kommt nicht um Wagners Werk herum, sondern muß mit ihm rechnen.

Eine andere Schrift der letzten Wochen — Richard Benz, Die Renaissance das Verhängnis deutscher Kultur (Jena, Diederichs) — geht den Grundansichten unserer ganzen modern literarischen Kultur höchst wirksam und fesselnd zu Leibe. Nach ihm ist die Renaissance der Ausgangspunkt der Irreführung unsres deutschen Geistes. Selbst wenn man diese Auffassung nur bedingt zugibt, lohnt es sich überaus, das lebensvolle Wort zu lesen.

Benz greift den formal und technisch zum Schema herausgebildeten dramatischen Kunstbegriff, der sich aus der Antike entwickelt hat, auf das schroffste an: „Welche Kraftverschwendung ist es gewesen, dieses undeutsche Instrument mit deutscher Sprachgewalt zu erfüllen!“ Dieses Schema führe zur angelernten Deklamation, statt zu beseeltem Sprechen; so wird dann der Virtuos der eigentliche Bühnenheld. Dieser hinwiederum erwarte Beifallsbezeigung des Publikums; und dieses wieder wird beraten von der Kritik. So ist der eigentliche Sinn und Zweck des edlen Dramas — die Weihe oder Erhebung — völlig in sein Gegenteil verzerrt: in das „Interessante“, in das „Amüsante“. Nicht mehr die Seele, sondern „Hirnmasse und Zwerchfell sind die Resonanzböden für die Kunst des dramatischen Dichters und des Schauspielers“.

Digitized by Google

Je interessanter und abwechslungsreicher, um so rentabler: also muß dauernd und möglichst kunterbunt gespielt werden. „Das ist das eigentlich Widerwärtige für jeden Betrachter, dem es noch um irgend etwas Geistiges Ernst sein kann: daß derselbe Raum heute das tiefsinnige Spiel des Genius sieht und morgen die ekelhaften Prozeduren der Unterhaltungskünstler und Possenreißer" (S. 28). Ja, und daß dieselben Schauspieler Edles und Unreines durcheinander spielen müssen. Alles für dasselbe Geld und in demselben Raum. „Insofern sind Kino, Varieté und Zirkus schon die rechtmäßigen Erben des Theaters."

Wieso nun ist an diesem Stilgewirr die Renaissance schuld? Benz antwortet: weil sie eben das „Kunstwerk von seinem geistigen Mutterboden, von Religion und Mythus, löste und es als freies, unabhängiges Gestalten in die Sphäre willkürlichen menschlichen Machens und Könnens versetzte; es ist derselbe Mangel an Ehrfurcht vor der Kunst, dieselbe Unfähigkeit, ihr Göttliches zu erkennen, die im Beifallsklatschen wie in der Zeitungskritik sich äußert" (S. 33). Das Kunsterlebnis ist zugrunde gegangen, aber das gehirnmäßige Geschwätz über die Art der Aufführung beherrscht den Theater- wie den Konzertbetrieb.

Hat der Verfasser hierin ganz unrecht?

Die Wurzelkräfte der Rasse und der Religion haben in der Tat mit dem modernen Konzert- und Theaterbetrieb nichts mehr zu tun. Wie auf anderen Gebieten, so hat auch hier eine unedle Demokratisierung und Verpöbelung des Geschmacks stattgefunden: vornehme Geistesdinge sind unter die Herrschaft des sogenannten Publikums — und dessen Geldbeutel — geraten. „Was übrigbleibt, ist ein ewig nachschwatzendes, nachfühlendes Publikum; das, ehe es einem neuen Werke Beifall klatscht, ängstlich nach dem Nachbar schaut; das, ehe es sich seine Meinung bildet, den Kritiker hört; das von Urteilen vollgepfropft ist, die selber zu machen ihm alle spezialistischen Voraussetzungen fehlen; das schließlich, im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit des Kritikers, im Besitz von Urteilen ist über Werke, die es nie gesehen, gehört und gelesen hat — und das einen solchen Zustand als Kunstgebildetheit empfindet" (S. 34).

Diese und ähnliche Lanzenstiche des anregsamen Verfassers treffen ins Schwarze.

Wie aber nun weiter? Wie kommen wir aus diesem unsicheren Zustand wieder in den Ernst des Kunsterlebnisses und in die Inbrunst der Weihe oder der Ehrfurcht vor den großen Überlieferungen deutscher Kultur?

Da bricht Benz ab. Wir müssen seine positiven Vorschläge abwarten. Aber ich glaube nicht, daß sie mehr als Anregungswert haben werden. Schon dies aber verdient Dank; denn es hält die Erörterung im Fluß und betont immer wieder die Hauptsache: die Würde der Schaubühne.

Es gibt heute nur eine Art, eine wirkliche Einheit des Empfindens und Denkens in einer Gruppe von Menschen herzustellen. Das ist die Persönlichkeit des Dichters oder Meisters überhaupt. So hat sich um Wagner sein „Bayreuth" gesammelt; so um Raabe die „Freunde Wilhelm Raabes" in Form einer Gesellschaft. Soll aufgebaut werden, so müssen diese und ähnliche Gruppen reingestimmter Kunstfreunde, aus denen sich die Nation zusammensetzt — wobei sehr gut eine in die andre greifen kann, da es sich ja hier um keine starren dogmatischen Gebilde handelt —, miteinander Fühlung finden. Wir haben Bünde, die sich auf die Namen Goethe oder Dürer geeinigt haben; sie stellen Arbeitsgruppen dar. Wann oder wo haben sie sich in die Annalen des deutschen Volkes mit einem großzügigen Werke für immer eingetragen? Sie zensieren Maßnahmen der Regierung oder Werke ihrer literarischen Kollegen oder geben dies und das heraus — — Kleinbetrieb! Es fehlt der organisatorische Hindenburg, der jene Ziele, die sich in Prägungen wie „deutsches Olympia", „deutsche Akademie" oder „Schaubühne als moralische Anstalt" unklar niedergesetzt haben, in klare Gestalt formen und dem Spekulantentum ein Ende machen könnte.

Das Theater jeder Stadt, nicht nur in Bayreuth, müßte eine festliche Stätte werden unter der Oberaufsicht des Staates. Leiter und Darsteller müßten als Beamte aus dem fließen-

Digitized by Google

den Zustand ihres Daseins herauskommen, unter bestimmten Ansprüchen an ihre Bildung und an ihre Lebensführung, wobei man dem Künstler als Phantasiemenschen recht weit entgegenkommen kann. Der tägliche Theaterbetrieb ist ebenso ungesund wie die Riesenhonorare für einzelne Virtuosen oder die schamlosen Unterhonorare für kleine Chargen. In jeder Stadt müßten nicht irgendwelche Gemeinderatsmitglieder die sogenannte Theaterkommission bilden, sondern eine Auswahl der gebildetsten Männer und Frauen. Die Kritik dürfte sich nicht, wie jetzt, in der fast feindlichen Rolle des Zensors und Aufsehers behagen, der eine gute oder schlechte Note erteilt, sondern müßte vielmehr mit Beratung, Deutung und Einführung die geistige Luft bereiten. Sie müßte Einblick nehmen können, wie am Theater gearbeitet wird; nicht als öffentlicher Auspeitscher mit den unzähligen Reibereien, die jetzt an der Tagesordnung sind, sondern aufbauend, in einem würdigen Ton, wie er eben bei gemeinsamen Interessen wirken, klären und ermutigen kann.

Dann wäre von Fachleuten zu beraten, wie weit mit der bisherigen Form der Verpachtung oder der städtischen Verwaltung, die oft so viel Seufzer im Gemeinderat hervorruft, ein Ende gemacht werden könnte. Ist es unmöglich, für alle Städte von einer gewissen Größe hier eine gewisse Einheitlichkeit unter Oberleitung des Kultusministeriums herauszugestalten? Kann das Beispiel der Schulen und Universitäten etwa herangezogen werden? Könnten die verschiedenen städtischen Kommissionen durch eine Vertreter-Versammlung etwas wie einen Reichs-Spielplan jährlich ausarbeiten, mit Berücksichtigung der Eigenart jedes Gaues (z. B. in bezug auf Konfession und geschichtliche Vergangenheit)? Könnten nicht in einem amtlichen Fachblatt für die geeinigten Bühnen Deutschlands Erfahrungen, Vorschläge, Anweisungen zentralisiert werden? Und käme nicht die Gesamt-Einnahme, die bei maßvollem Betrieb ohne Spekulantentum und Virtuosen-Honorare sicher zu erzielen wäre, dem Ganzen zugut?

Es soll weder einem Schema noch einer geistlosen Zentralisierung das Wort geredet werden: nur einer Einheit, entsprechend der Einheit des Reiches. Oder, wie ich oft zu sagen pflege: zum Reichskörper die Reichsseele!

Es gibt in unsrem Heldenvolk Händler genug, die ein Interesse daran haben, den jetzigen Zustand aufrechtzuerhalten, und die dafür Gründe ins Feld führen können. Sie selbst fühlen sich im Fließenden, Unfesten, Möglichen der Geschäfte und der immer neuen Reizungen wohl. Sie selbst würden sich in ihrem Naturell beengt fühlen — nicht die Kunst. Und so gibt es auch Dichter genug, die durch die bisher gezüchteten Bedürfnisse nach „Interessantem“ und „Amüsantem“ mit emporgezüchtet worden sind. Was nützt es denn, dem Volke Reinheit der Ehe oder Ehrfurcht vor dem Edelweiblichen als Grundlagen aller gesunden Staatsgemeinschaft einzuprägen, wenn auf der Bühne in mißbräuchlichem Namen der Kunst die Brunst verherrlicht wird? Ist nicht ein schematischer Freisinn sofort bereit, diesen Brünstlingen im Namen der Freiheit das Wort zu reden? Ich kenne die drei Ehebruchs-Einakter des Wieners Schnitzler nur den Inhaltsangaben nach: Wenn aber ein Mann von Ruf jetzt in bitter-blutiger Zeit unsrer schwersten Kämpfe solche Buhlereien auf die Bühne stellt, so ist das ein Anzeichen tiefster seelischer Instinkt-Verirrung. Und schon kriecht das Gewürm da und dort wieder aus seinen Winkeln hervor. Und die Militärbehörde muß durch äußere Verbote die Feldgrauen vor diesem Unterhaltungs-Schmutz bewahren — nicht im Interesse der „Sittlichkeit“, sondern im Interesse der Reinlichkeit.

Wenn sich das deutsche Volk in seinen gesund, rein und edel empfindenden Teilen nicht mit ganzer Wucht dieser Brünstler erwehrt, wird unser Reich zwar nicht zerschellen, dank unsrer Tapferen und ihres grunddeutschen Generalstabs, aber verfaulen, weil die Bazillen zu mächtig werden.

Friedrich Lienhard

Digitized by Google

Abenteuer, Wahrheit und Legende

Allerlei Erzählungsbücher

Von Sophus Bonde, der kein zünftiger Schriftsteller ist, habe ich vor einigen Jahren an dieser Stelle ein Buch „Schiemannsgarn", Erlebnisse, Schnurren und Erzählungen aus dem Seemannsleben empfohlen. Inzwischen hat Bonde Spinnen und Weben nicht mehr lassen können und hat noch einige weitere Bücher herausgebracht. Wer so den Hang zum träumerischen Erfinden hat, kann auch dem Drang zum Erzählen nicht widerstehen, und es ist auch leicht verständlich, daß es gerade so veranlagte Naturen lockt, das Geschehen immer bunter, abenteuerlicher und seltsamer zu gestalten. Denn ihnen bedeutet „dichten" erfinden. Durch einige Jahrzehnte unserer literarischen Entwicklung war diese Art ganz verpönt. Selbst jene Kunstgattung, die schon die Mitteilung einer „neuen" (also überraschenden) Begebenheit verspricht, die Novelle, vermied, wenn sie „literarisch" sein sollte, möglichst alle Handlung und wurde zur psychologischen Analyse oder malenden Zustandsschilderung. Fast plötzlich trat dann vor drei, vier Jahren der Rückschlag ein. Inzwischen ist es sogar modern geworden, die Geschichte von Abenteurern zu erzählen, ganz abgesehen davon, daß man die Seltsamkeit und Absonderlichkeit eines Stoffes zu einer besonderen literarischen Spezialität ausmünzt.

Freilich, mit dem Wollen ist da nicht viel getan. Man muß sich auf das „Lügen" verstehen, sonst hat auch der glaubenswilligste Hörer keine Freude daran. Ich habe es immer verstanden, daß die Buben Karl May gern gelesen haben; er besaß die Fähigkeit, im entscheidenden Augenblick gerade das Unwahrscheinlichste, das Erlogenste eintreten zu lassen. Daran hat man seine Freude, wie an der Virtuosität eines Taschenspielers. Sophus Bonde ist in seinem neuen Buche „Die Prise der Britannia" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; ℳ 1.80) von anderer Art. Er glaubt sich selber. Das ist eine Stärke, da er dem bis obenhin befrachteten Kahn immer noch einige Unwahrscheinlichkeiten mehr aufzuladen wagt, eine Schwäche, weil der Leser zu sehr gewahr wird, daß es dem Erzähler an technischem Können gebricht. Ich selber habe meine Freude dran, und ich meine den Erzähler zu sehen, wie er mit halb zugekniffenen Augen seine Zuhörer mustert, ob sie noch mehr vertragen können. Und wenn's gar zu bunt wird, hüllt er sich in eine dicke Rauchwolke, daß man sein Erröten nicht gewahr wird.

Diesmal ist's ein richtiges Schiemannsgewebe geworden. In der Kette liegt das dicke Tau neben dem Seidenfaden. Aber unbekümmert wirft Bonde mit keckem Weberschiffchen seine unermüdliche Erzählerlaune als Schußfaden dazwischen, und schließlich hält das Ganze. Und gerade die Unebenheiten, die Ungleichheit des ganzen Gewebes machen einen Reiz des Teppichs aus. Sobald der Erzähler erst recht im Abenteuerlichen steckt, fühlt er sich wohl und mit ihm auch der Leser. Alles was „Roman" ist, wirkt dagegen so unbeholfen, daß man Bonde wünschen möchte, er suchte sich bei künftigen Büchern einen Helfer. Auch ein Rudyard Kipling hat das gelegentlich mit Erfolg getan, und es ist doch recht schade, wenn zwischen zwei Abenteuerabschnitten, die farbig leuchten, wie persische Teppiche, als Verbindung ein Flicken aus billigstem Futterstoff steht.

Die Freude am abenteuerlichen oder doch abgelegenen Stoffe belebt auch Ewald Gerhard Seeliger, von dem mir drei Bücher vorliegen. Darum zieht es ihn auch vor allem zur Novelle. Selbst der Roman „Das Paradies der Verbrecher" (München, Georg Müller) wird nur durch die Idee zum Roman gemacht, während eigentlich jedes Kapitel für sich so fest und geschlossen herausgearbeitet ist, daß es beinah als eigene Geschichte bestehen könnte. Seeliger hat den Blick für den Stoff, greift unbedenklich zu und gestaltet die Handlung in festen Rissen, wie ein Holzschnitzer mit scharfem Messer im Tannenholz arbeitet. Es kommt da so genau nicht auf jede Linie an, wenn einer nur die Fähigkeit hat, nachher in Auge

Digitized by Google

und Mund etwas Lebendiges aufblitzen zu lassen. Das kann Seeliger in hohem Maße. Seine Rede ist bildhaft, die Bilder sind wahr und sicher gesehen, und er hat Humor. Eine köstliche Derbheit und gesuchte Frische geht durchs Ganze. Seeliger schreibt nicht, sondern erzählt; man hört ihn sprechen. Das ist es, was die neun exotischen Humoresken „Buntes Blut" (München, Georg Müller) auszeichnet und einem dem kühnen Unterfangen, „Das deutsche Dekameron" als die „hundert Novellen des Ewald Gerhard Seeliger" herauszugeben, vertrauensvoll entgegenblicken läßt. Der erste Band „Die nautische Reihe" ist erschienen (Leipzig, L. Staackmann). Der Titel „Dekameron" ist ganz äußerlich gewählt in bezug auf die Anzahl hundert der Erzählungen. Irgendeine Beziehung zu den zehn Tagen und einer Rahmenerzählung ist nicht vorhanden. Auch hier sind die novellistischen Stoffe durchweg mehr mit dem Gefühl des Balladendichters gewählt. Ausgezeichnete Unterhaltung bieten diese Bücher alle, und vielleicht ist man gerade in dieser Zeit besonders dankbar für Werke, die einen stofflich zu spannen vermögen. Im Roman „Die Insel der Verbrecher" ist aber überdies allerlei Nachdenksames untergebracht, und man wird auch in dieser Hinsicht dem Verfasser um so lieber zuhören, als er seine vielfach vom Gewöhnlichen abweichende Anschauung ohne Anmaßung mit ehrlicher Wärme vorzutragen weiß.

Der Schauplatz aller dieser Geschichten liegt im Exotischen. Die fremde Welt ist als Stimmungsmittel und fast mehr noch als Mithelfer zur Glaubwürdigkeit eines fremdartigen Geschehens benutzt. Dennoch stehen alle diese Erzählungen gleich Bildern in ihren Rahmen. So gut dieser passen mag, er ist kein Wesentliches des Kunstwerkes, und man könnte ihn sich auch anders denken. Bei Hans Grimms „Südafrikanischen Novellen" dagegen (Frankfurt a. M., Rütten & Löning; geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ) ist der Schauplatz die Geburtsstätte des erzählten Geschehens, das dort für uns besonders packend wirkt, wo sich der Einfluß des Landes auf den Europäer zeigt. Der Verfasser hat lange Jahre in Südafrika gelebt, bis er dazu gekommen ist, in diesen Geschichten sich von seinen Erlebnissen freizudichten. Das oft mißbrauchte Wort scheint mir hier am Platze. Eine zwiefache Notwendigkeit fühlt man diesen Erzählungen gegenüber. Einmal die rein dichterische. Es ist ein Berufener, der hier schreibt, wenn er es auch nie berufsmäßig getan hat. Darum ist ihm auch das technische Können gleich beim ersten Wurf in seltener Vollkommenheit dienstbar, so daß jede der neun Geschichten ihren eigenen Stil hat, wie ein Musikstück seine Tonart. Die andere Notwendigkeit aber war die, sich freizuschreiben von den mit leidenschaftlicher Anteilnahme erlebten Geschehnissen der fremdartigen, dem Innersten fremdgebliebenen und doch heißgeliebten Welt.

Wie der Holsteiner Wachtmeister sich nur noch auf seiner Station drunten in Buntfeld wohlfühlt und ohne es zu wissen, die sklavische Anhänglichkeit der afrikanischen Dienerin braucht, so sehr er sich mit dem Stolz des Weißen von ihr ferngehalten hat, ergeht es dem Dichter und allen Europäern, von denen er erzählt. Sie sind dem Zauber dieses Landes und seines Lebens verfallen, am meisten dann, wenn sie es zu beherrschen glauben. Gerade weil dieses Buch so ganz absichtslos notwendig wie von selbst geworden und darum auch ganz Kunstwerk geblieben ist, wirkt es in diesem Falle für uns Heimatdeutsche aufklärender, als manches sich gelehrt gebende Reisewerk. Und es glaubt doch hoffentlich keiner von uns Deutschen, daß für uns die genaue Kenntnis Afrikas überflüssig geworden ist. Wir brauchen für die Zukunft ein genaues Wissen von dieser Welt; denn die Kraft des Begriffes „weißer Mann" ist durch diesen Krieg auch für Afrika zerbrochen.

Freilich, wir müssen ja überhaupt so viel erst kennenlernen. Auch in der Nähe harren verwickelte Volksverhältnisse ihrer Lösung, die im deutschen Geiste erfolgen muß, wenn wir für die Zukunft nicht ausgespielt haben wollen.

Oskar Baums jüdischen Kleinstadtroman „Die böse Unschuld" (Frankfurt a. M., Rütten & Löning; geh. ℳ 3.50, geb. ℳ 4.50) streife ich in diesem Zusammenhang nur beiläufig. In dem kleinen tschechischen Städtchen bilden die Juden, die der Gegend entstammen,

Digitized by Google

„nahezu die einzige deutsche Gesellschaft, das Überbleibsel der deutschen Vorherrschaft der stattlichen jahrhundertelangen Kulturarbeit". Auch die einzige deutsche Schule des Ortes ist die von der Kultusgemeinde erhaltene Judenschule. „Wie es so kam? Ja, — ich stelle mir vor, daß die Juden, als man die Ghettos öffnete, sich dankbar und glücklich der Sprache und Volksart anpaßten, die sie vorfanden. Rührend bleibt es freilich, und fast unbegreiflich, daß sie diese Sprache und, soweit es an ihnen lag, auch die Volksart treuer bewahrten als die, denen sie von den Vorfahren her im Blute lag. Als das tschechische Volksbewußtsein erwachte und mit dem Stolz seiner zornigen jungen Kraft seine alten Rechte und Besitztümer und neue an sich zu reißen suchte, da wurde alles unsicher; aufgeregt stöberten die Leute in den Chroniken der Familien und der Städte. Niemand wußte so ganz gewiß, wohin er gehörte. Leute schrien tollkühne Vorwürfe und Forderungen gegen Kaiser und Reich in die Welt und ließen sich jahrelang für ein Volk ins Gefängnis sperren, dessen Sprache sie kaum verstanden, da man sie in ihrer Kindheit als eine Sprache von Knechten und Mägden verachtet hatte. Doch die Juden blieben fest in dem Wirrwarr. Die trotzige Zähigkeit, mit der sie die tausend Jahre vorher ihren Glauben gegen Feuer und Schwert behauptet hatten, war wohl ein wenig dabei, wenn sie unbeweglich an der Partei der Gleichheit und Brüderlichkeit festhielten, die ihren Käfig geöffnet hatte; und hier in Österreich war mit dieser Partei das Deutsche damals unzertrennlich verbunden."

Diese nebenher eingefügte Bemerkung ist mir das Wertvollste im Buche geblieben, das leider darauf verzichtet, das dargestellte Stück Leben weiterhin aus einem breiteren Untergrunde herauswachsen zu lassen. Die Reihe gut gesehener jüdischer Typen, die aber durch die gewählte Umgebung keinen besonderen Charakter erhalten, ist wohl noch auf die Gewinnseite zu buchen, vermag aber den Unwert des eigentlichen Stoffproblems nicht wettzumachen, um so weniger, als statt der einzig möglichen ironischen Behandlung des Vorwurfs eine üble Abart von Sentimentalität gewählt ist.

Mit eindringlicher Kenntnis der gesamten Verhältnisse, scharfer Einzelbeobachtung und kluger Einstellung aller Einzelheiten in einem großen kulturellen Zusammenhang behandelt ist die tschechische Frage von Alois Fietz in seinem Buche „Tote Scholle, eines deutschen Dorfes Kreuzweg" (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung). Was habe ich bedauert, daß dieser Mann nicht etwas von jenem technischen Geschick hat, über das heute Hunderte von Romanschriftstellern verfügen, die nicht den zehnten Teil dessen zu sagen haben, was sich bei ihm drängt! Es wird ja im Laufe des Buches besser, aber das Gefühl dafür, die Reden aus den Personen wirklich herauskommen zu lassen, geht dem Verfasser leider ab, und mit dem Worte verderben seine Bauern wieder an ihrer Echtheit und Überzeugungskraft, was er an ihnen gut gesehen hat und in ihrer Handlungsweise lebendig macht. Das ganze Elend der Tschechisierung deutscher Gegenden wird uns in diesem Buche greifbar lebendig, und so wünsche ich dem Werke trotz seiner großen technischen Mängel sehr viele Leser. Denn wir fühlen ja alle, daß wir für die Zukunft keinen deutschen Mann und auch keine deutsche Frau mehr entbehren können. Das deutsche Blut, das jetzt aus dem starken Gefühl für die Heiligkeit und Unverletzbarkeit des Vaterlandes in Strömen vergossen wird, muß für das gleiche Vaterland im künftigen Frieden gehegt, geschont und rein erhalten werden, wie nie zuvor. Sonst war das Opfer vergeblich.

Man spürt diesen Abstand des technischen Könnens besonders scharf, wenn man gleich dahinter ein Buch in die Hand nimmt, wie Clara Viebigs neuen Roman „Eine Handvoll Erde" (Berlin, Egon Fleischel & Co., ℳ 3.50). Der Naturalismus Zolascher Art ist kaum ein zweites Mal so ganz Technik geworden, wie bei der Viebig. Mit scharfer geistiger Witterung erfaßt sie die in der Luft liegenden Probleme. Der riesige Aufschwung, den die Bodenreformbewegung während dieses Krieges genommen hat, erweist, wie stark der Hunger nach dem freien Lande, nach der eigenen Handvoll Erde schon zuvor in der Großstadt war. Clara Viebig

Digitized by Google

hat das aufgegriffen und zeigt uns in einer der „Gartenstädte“ im Norden Berlins das Aufeinanderprallen der verschiedenen Lebensströmungen, in die diese Sehnsucht sich ergießt: von dem rührenden Verlangen des auf dem Lande Herangewachsenen, in die Großstadt verbannten Arbeiterweibes über allerlei Bummelgelüste bis zur Sehnsucht nach Einsamkeit und Stille, die dem gebildeten Großstädter ein Ausruhen verheißt und zu den Bodenwucherern verschiedener Prägung. In einem nur hat Clara Viebig ihr Vorbild Zola nicht erfaßt: in der Fähigkeit, nun auch die romanhafte „Handlung“ dem Problem wesentlich zu verbinden. Gewiß vermeidet sie dadurch die tendenziöse Zuspitzung dieser Handlung, aber andererseits überwuchert dann leicht dieses Geschehen, zumal wenn es, wie es bei Clara Viebig fast immer der Fall ist, stark mit Erotik belastet ist, zu sehr die Idee, verfälscht sie sogar. Eine so grausige Tat z. B., wie der Mord zweier Frauen, darf bei einem Buche, das so der Darstellung eines Zeitgedankens gewidmet ist, nicht zufällig wirken, sondern muß innerlich und nicht durch die äußere Gelegenheit damit verbunden sein, weil man nachher natürlich diese Tat nicht von dem Problem loszulösen vermag. Ja, wenn hier eine gleiche Liebe am Werke wäre, wie in dem Buche von Alois Fietz. Ohne diese Liebe reden aber selbst Engelzungen umsonst.

Die Technik der kleinen Mittel, zu der ein solches Nebeneinanderstellen der Teilbeobachtungen aus einem größeren Umkreise zu rechnen ist, verschafft allerdings zuweilen eine Macht über diesen großen Kreis, wie sie auch im besten Erfassen des Ganzen nicht zu gewinnen ist. So ist die Gestalt Friedrichs des Großen in ihrer Gesamtheit zu bemeistern, bislang immer mißlungen. Dagegen gelingt es jetzt einem offenbar noch jüngeren Schriftsteller durch einen Novellenkranz, den er um die Gestalt des Einzigen herumlegt, diese selbst in hohem Maße einzufangen. Ich meine Ernst Schuberts Buch „Ruhm“ (Berlin, G. Grothe, geb. 4 M). Von den 15 Novellen könnten nur die beiden ersten, „Das Erwachen“ und „Mithridate“ in einem Lebensroman Friedrichs des Großen stehen; zur Charakterisierung seines Zusammenpralls mit dem ganz anders gearteten Vater und seiner schwärmerischen Freundschaft zu Katte und seiner im Grunde aus unliterarischen Quellen fließenden Liebe zur Literatur. Andere Stücke nutzen sehr geschickt ein mehr anekdotisches Hindurchschreiten oder im Hintergrunde Auftauchen des großen Königs aus, um das an minder bedeutenden Personen mit großer Freiheit entwickelte Zeit- oder Gesellschaftsbild für sein Verständnis auszunutzen. (Der fremde Graf; Biche; Im Schloß zu Lissa; Beatus ille und Die indianische Hütte.) Den eigenartigen Zauber, den das Genie auf seine Umgebung, aber auch auf Fernstehende ausübt, lernen wir ebenso kennen, wie die furchtbare, rücksichtslose Tragik seines gewaltigen Willens. Ohne alles Pathos, ja mit einem halb sarkastischen Unterton, vernehmen wir die gewaltige erzieherische Kraft, die des Königs Grundsatz, sich selbst als ersten Diener des Staates aufzufassen und in diesem Dienste zu verzehren, auf alle ausübt, die mit ihm irgendwie zu tun haben. Es ist ein starkes Talent, das sich in diesen mit der Sehschärfe und der sicheren Hand eines Menzel gesehenen Bildern offenbart. Hie und da stört noch eine kleine sprachliche Schwäche (empfindungsstark ist nicht gleich sentimental, was der Verfasser eigentlich meint. S. 45. Und einen von vieler Denkarbeit zeugenden Kopf kann man nicht als „durchdacht“ bezeichnen, S. 134). —

An zwei Stellen seines Buches stellt der Verfasser Friedrich den Großen in einen gewissen Gegensatz zu Jesus. Es ist überflüssig und geschieht so nebenbei, daß man eine gewisse Verstimmung darüber nicht los wird. Die eine dieser Stellen findet sich in der Novelle „Biche“, die des Königs Liebe zu seinen Windspielen behandelt. „Glaubst du denn,“ redet der Verfasser das zierliche Hündchen an, „man würde von dir noch reden nach Hunderten von Jahren, hättest du nicht einen Herrn gehabt, der dich über alle anderen Menschen erhob und der von der Unsterblichkeit umstrahlt ist? . . . Ja, alle Hunde können sich freuen, denn er hat es endlich einmal gesagt, was wir Germanen hier oben im Norden ja alle denken, was wir bisher nur nicht zu äußern gewagt haben. Ist doch Jesus, der die Liebe selbst war, achtlos, ja verächtlich vor-

Digitized by Google

beigegangen an allen Hunden. Dein König aber hat es gesagt: Auch der Hund besitzt eine Seele."

Wie gesagt, es bleibt etwas Peinliches an diesem Hereinziehen der Person Christi in eine Angelegenheit, von der wir im Grunde doch nichts wissen. Aber es trifft sich seltsam, daß gleichzeitig mit diesem geschichtlichen Novellenkranz das neue Buch von Rudolph Hans Bartsch auf dem Tische liegt, „Er, Ein Buch der Andacht" (Leipzig, L. Staackmann, geh. 3 ℳ, geb. 4 ℳ), bei dem die alte Legende, daß Jesus nach seinem Kreuzestode nach Rom gekommen sei und dort auch die außermenschliche Natur, Blumen und Tiere, von der Last des Fluches erlöst habe, Pate gestanden hat. Eine sehr milde und etwas weichherzige Legende ist hier in die Hände eines Dichters geraten, für den die Weichlichkeit eine große Gefahr ist. Vielleicht sollte man jedes Buch eines Mannes als Gabe für sich betrachten und nicht sein Gesamtwerk mit hineinziehen, oder doch das nur tun, wenn dadurch der Genuß gesteigert wird. Aber es ist doch sehr schwer, sich bei einem solchen Werke das Bild seines Verfassers, wie es sich aus seinem vorangehenden Schaffen gestaltet hat, fernzuhalten. Und es war mir nicht immer ganz behaglich, mit Rud. Hans Bartsch die Stunden seiner Andacht zu teilen. Zwar der Verfasser der fröhlichen „Zwölf aus der Steiermark", auch der „Haindlkinder" hätte mich nicht gestört, trotz aller unernsten Liebelei und Gefühlsspielerei, die auch schon da mitläuft. Aber die Geschichte vom berufsmäßig „süßen" Wiener Madl, „die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern" mit der allzu modisch aufgeputzten Erotik mußte stutzig machen. Und war nicht selbst dem vielfach so köstlichen Schubertroman „Schwammerl" das allzu Wienerische gefährlich geworden, wo doch Schubert ohne Wien nicht zu denken ist. Einen schwächlichen, weichlichen Christus aber können wir gerade heute nicht vertragen. Er ist sicher auch nicht echt. Je mehr man den Christusworten in der Bibel lauscht, um so mannhafter wird einem ihr Sprecher. Daß er sich zu den Unterdrückten und Bedrückten, zu den Leidenden hielt, ist nicht Zeichen verwandter Schwäche, sondern der herausfordernde Gegensatz zur Welt, mit der dadurch gerade der Kampf aufgenommen wird. Das Schwache prägt sich auch der Welt nicht ein zu ewigem Gedächtnis, und der Mann, der den Tod heraufrief, wo es ihm ein leichtes gewesen wäre, ihm aus dem Wege zu gehen, war eine Kämpfernatur, die vor nichts zurückschreckte. Freilich, den Kampf mit den Waffen mußte er für seine Zwecke verlachen, in einer Zeit, in der der Kriegszustand die gewohnteste Lebensform darstellte.

So erhebt sich denn schon auf den ersten Seiten für den, der Christus stark erlebt hat, ein unüberwindlicher Widerspruch gegen die Voraussetzungen, auf denen dieses Buch beruht. Ich glaube nicht, daß der vom Kreuz abgenommene Christus, wenn er wieder zum Leben kam, Judäa verlassen hätte. Keinesfalls hätte er sich zur „Flucht" entschlossen, niemals dazu, die ihm Getreuen im Stich zu lassen und im schützenden Großstadtgewühl Roms unterzutauchen. Der Mann, der drei Jahre lang zur heftigsten Aufregung seines Volkes gelebt und gelehrt, kann nicht, nachdem er den Kelch dieses Lebens mit grausamer Folgerichtigkeit bis auf die Neige gelehrt, in einem zweiten Leben sich so wandeln, daß er aus diesem Lebensbecher nur trinkt, wenn und wie es der Zufall fügt. Ein Jesus gestaltet sich sein Dasein und läßt es sich nicht durch andere Menschen und ihre kleineren oder größeren Wünsche formen.

Auf anderes gehe ich nicht ein, denn die Lehre mag jeder erfassen, wie er will und wie es ihm persönlich nötig ist. Christi Auffassung von der Belastung durch den Reichtum ist sehr einseitig und auch kurzsichtig, und dieses im Gedanken streng sein, persönlich aber weich beiseite gehen, macht die ganze Gestalt allmählich so schwach, daß bei der übrigens schönsten Szene des Buches der genügsam heitere Naturmensch mit seiner pantheistischen Pansverehrung eigentlich Christus überlegen ist. Es ist mir denn doch zu wienerisch gemütlich, das ungeheure innere Kämpferleben Christi gewissermaßen aus dem dürftigen „Milieu" Palästinas zu erklären und ein in der üppigen römischen Landschaft leicht gedeihendes behagliches Genießen der jeweiligen Stunde ihm als gleichwertiges Gegenstück zur Seite zu stellen. Gewiß ist auch

Digitized by Google

das schön, aber tiefer vermag es weder ins geistige noch ins tätige Leben der Welt einzugreifen. Und so ist es eigentlich auch mit dem Buche von Rud. Hans Bartsch. Derartige Kunstwerke müssen erkämpft werden. Diese Andacht und das Büchlein von ihr sind Bartsch zu leicht geworden. Nur aus dem Ringkampf auf Leben und Tod mit dem Herrn erblüht heiliger und heiligender Segen.

Karl Storck

Ein Denkmal evangelischer Monumentalkunst

Wilhelm Steinhausens Malereien in der Lukaskirche zu Frankfurt a. M.

Die Würdigung des Lebensganges und der künstlerischen Stellung Wilhelm Steinhausens, zu der sein 70. Geburtstag am 2. Februar willkommenen Anlaß bietet, verspare ich mir auf das nächste Heft, in dem wir noch einige weitere Arbeiten des Meisters vorlegen können. Heute glaube ich der vollen Lebendigkeit des an der Schwelle des biblischen Alters stehenden Künstlers die verdiente Huldigung am besten dadurch zu erweisen, daß ich die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf jenes auch seiner Ausdehnung nach gewaltige Werk hinlenke, das der Meister uns an seinem Ehrentage zum Geschenk macht.

Noch ist zwar die Ausmalung der Lukaskirche in Frankfurt a. M. nicht ganz vollendet und der Gesamteindruck wird durch einige Eingriffe in die architektonische Gestaltung des Raumes noch wesentlich beeinflußt werden. Aber andererseits ist dieses Werk Steinhausens aus inneren und äußeren Gründen so zeitgemäß, daß es auch ohne die Geburtstagsfeier gerade jetzt eine Würdigung erheischt. Zwar das Werk und sein Schöpfer brauchen die Gunst der Stunde nicht; aber wir wollen diese Hilfe der Zeit nutzen, weil sie die Herzen und die Sinne geöffnet hat für eine Kunst, der wir in den letzten Jahren geradezu systematisch entfremdet worden sind. Auch diese Arbeit Steinhausens hat vom öffentlichen Erscheinen ihrer ersten Teile an unter dem Urteil dieses ihr feindlichen Geistes gestanden, und es ist nur gerecht, in dieser Stunde uns der Kurzlebigkeit ästhetischer Doktrinen zu erinnern, die in anmaßendem Hochmut immer und immer wieder die aus innerer Notwendigkeit geborene Freiheit des künstlerischen Schaffens den launischen Forderungen der jeweiligen Kunstmode unterjochen wollen. Denn Mode bleibt es, auch wenn sie zunächst nur von den „exquisitesten“ Geistern und den „differenziertesten“ Ästhetenseelen getragen wird, denen die Verachtung jeder zum Allgemeingut gewordenen Kunstliebe ebenfalls modisches Pflichtgebot ist.

Aber wenn wir auch wissen, daß das ungeheure Erleben unserer Zeit einem großen Teil der „führenden“ deutschen Kunstschriftstellerei keine Steigerung ins Deutsche bringen wird, einfach weil diese Leute nach Blut und Geist nicht deutsch sind, so wird doch hoffentlich die Wirkung auf das deutsche Volk so stark sein, daß es in Zukunft seinem Gefühl vertraut und sich nicht mehr durch technisch noch so glänzende Phrasensinfonien benebeln läßt. Die Entgeistigung der deutschen Kunst, die seit den Tagen des Impressionismus mit immer steigender Anmaßung als eine Lebensbedingung unserer Kunst verkündet worden ist, muß aus dem Leben dieser Zeit heraus als die Irrlehre und, was wichtiger ist, Gefühlsverfälschung erkannt werden, die sie wenigstens für uns Deutsche ist. Und vielleicht wird einem künftigen Geschichtschreiber gerade die Art, wie Steinhausens Wandgemälde in der Lukaskirche zunächst von der öffentlichen Kritik verunglimpft werden konnten, als ein Markstein für diese geistige Einstellung zur Kunst erscheinen. Diese geistige Einstellung hat ja allerdings nichts mit dem Kunstwert dieser Werke an sich zu tun, sondern ist nur die Voraussetzung der gesamten seelischen Verfassung, mit der der kritische Beschauer vor solche Werke hintritt.

Es liegt mir nun zur Stunde nichts ferner, als eine polemische Auseinandersetzung mit diesen kritischen Stimmen, und ich will statt ihrer lieber ein kleines Kunstbekenntnis Wilhelm

Digitized by Google

Steinhausens hier einschieben, bei dem jene fremden Stimmen als Untertöne mitwirken! „Ist die Kunst eine Predigerin?“

„Ohne Zweifel werden viele über diese Frage lächeln. Nachdem die letzten Jahrzehnte uns durch die Kunstgelehrten und durch die sie führenden oder ihnen folgenden Künstler bewiesen worden ist, daß die Kunst nur das Ziel haben dürfe, für die Kultur des Auges zu sorgen, wird es wie ein Rückfall in eine verblichne Weltanschauung aussehn, wenn man solche moralisierende Frage ernsthaft aufwirft.

Aber da ist nun der Krieg gekommen mit seiner unerbittlichen Wirklichkeit, seinem aufrüttelnden Schrecken, seiner ernsten Glut der Wahrheit. Da werden Forderungen wach, die wir längst begraben wähnten, und auch die Kunst, die scheinbar allem Weltgetriebe ferne, wird ins Innerste getroffen. Kann sie müßig bleiben? Ist sie wirklich seelen- und geistlos genug, um sich gegen die Not und Gefahr verschließen zu können? Die Blutwelle der Opfer — dringt sie nicht auch zu ihr, in ihre Werkstatt?

Lieben Freunde, wenn auch das Geheimnis der Schönheit die Kunst ganz zu umhüllen scheint, sie kann ihr Innerstes nicht verbergen. Sie verrät uns doch zu viel. Und wenn es nur dies wäre: Wer bist du, Künstler, der du dies Bild maltest, dies Werk schufest? Dein Werk verrät dich, du magst es wollen oder nicht; so ist ja auch dir dein Werk gefährlich. Und es sollte nicht auch auf andere Macht ausüben und ihnen gefährlich sein können? Es ist doch so: Je mehr ein Kunstwerk lebt — und das soll es doch, denn es will ja über die Zeit hinaus dauern — desto geistiger wird es sein im Guten und Bösen. Und dann: Es gibt ja eigentlich nichts Totes, denn auch das Erstorbene spricht seine eindringliche, auf Erden uns nur zu verständliche Sprache.

Und nun noch mehr: Hat die Kunst in dieser Kriegszeit mit der Macht zu reden auch eine Pflicht — zu predigen? Ja, zu predigen, zu predigen, wie man in der Kirche predigt, angesichts Gottes: Von einem du sollst und du sollst nicht, von Strafe und Zorn und von der ewigen Liebe und Barmherzigkeit und von einem Ziel über das Sichtbare hinaus. Dann verschwindet ja freilich aller Müßiggang spielender Gedanken und wir werden in eine Arbeit hineingestellt und in eine Aufgabe verwickelt, die wir anfangs kaum geahnt, als uns die Kunst eine Tür eines Gartens voll Blumen und Wonne zu öffnen schien.

Aber der Krieg, der die Welt erbeben macht, ist da. Mehr wie nur Theorien und angenehme Systeme zerstört er. Doch er lehrt dich vielleicht auch, Bilder anders anzusehen, als vorher: Sie haben dir etwas Eindringliches zu sagen — ach, daß sie auch predigten.“

* * *

Kann wirklich aus deutschem Geiste heraus ein ernsthafter Einwand gegen dieses Lebensbekenntnis Steinhausens erhoben werden? Ist die deutsche Kunst nicht in ihrem tiefsten Wesen das Ringen mit der Welt und um sie? Aus der Notwendigkeit heraus, das geistige und seelische Erleben an der Welt in ihrer sinnlichen Form zu bringen. Darin liegt es, daß in deutscher Kunst immer der Mensch im Kunstschöpfer, seine Persönlichkeit, entscheidend ist. Und die Geschichte der deutschen Kunst ist eine Geschichte der Künstler, nicht des Kunstschaffens. Das ist der Ästhetik unbequem. Gerade in diesen Tagen ist Heinrich Wölfflins Buch „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe“ erschienen, das den Untertitel führt: „Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst“. Im Vorwort heißt es hier: „Es muß endlich eine Kunstgeschichte kommen, wo man Schritt für Schritt die Entstehung des modernen Sehens verfolgen kann; eine Kunstgeschichte, die nicht nur von einzelnen Künstlern erzählt, sondern in lückenloser Reihe zeigt, wie aus einem linearen Stil ein malerischer geworden ist, aus einem tektonischen ein atektonischer usw. Diese Entwicklung in der Figurenzeichnung, Gewandzeichnung, Baumzeichnung nachzuweisen, wäre noch nicht die ganze Aufgabe, es müßte die veränderte Bildgestaltung im allgemeinen, der Wechsel der Bildvorstellung überhaupt dargelegt werden ...“

Digitized by Google

Der für seine Person bedeutende, in seiner Wirkung auf unsere Kunstschriftstellerei aber vielfach verwirrende Kunstgelehrte, würde mit dieser „Kunstgeschichte ohne Namen" sicher ein an Anregungen und feinen Gedanken reiches Werk schaffen. Aber gerade unsere deutsche Kunst wird unter dieser Gewaltsamkeit und Willkür der Betrachtungsweise zu kurz kommen. Ja, wenn es den so viel wissenden und so klugen Kunstgelehrten doch gelänge, in ihrer mit den hunderten kleinen Mitteln ausgestatteten Apotheke nach den ihnen ebenso wohlvertrauten Rezepten aller „echten und wahrhaft großen Kunst" auch nur das kleinste Kunstwerk selber entstehen zu lassen. Aber da sind diese bösen Künstler, und die schlimmsten unter ihnen sind keine gehorsamen Vollbringer irgendeines „Zeitwillens" — wobei auch noch das Faustwort uns im Ohre klingt: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln" —, sondern Menschen, die „immer strebend sich bemühen" und darum wandelbar sind, wie das Leben selbst.

Diese moderne Art der Kunstgeschichtschreibung hat sich ihr Urteil gesprochen durch die Weise, wie sie z. B. bei Böcklin und Menzel die Einheit einer künstlerischen Persönlichkeitsentwicklung willkürlich zerriß, um aus einem dieser Persönlichkeit gemäßen Gesamtwerke das ihren Theorien Passende herauszureißen. Damit soll natürlich nicht bestritten werden, daß in der Geschichte der Kunst auch eine Geschichte des Kunstwillens und seines Formens enthalten ist, somit auch eine Geschichte der Stilprobleme. Das alles läßt sich aus der unendlichen Fülle der Kunsterscheinungen abziehen und verdichten, wie die Grammatik aus den Erscheinungen der Sprache. Aber wie jede Grammatik der Sprache eine Unmasse von Ausnahmen verzeichnen muß, und zwar um so zahlreichere, je lebendiger die Sprache ist, so auch diese historische Grammatik der Kunst. Und wie man jedes wirklichen Sprachgefühls bar sein muß, um in den Ausnahmen „Fehler" oder auch nur „Schönheitsflecken" zu sehen; wie es außerdem ein Wahnsinn wäre, zu glauben, man könne die weitere Sprachentwicklung durch die aufgestellte Grammatik regeln oder gar segensreich beeinflussen, so ist es auch auf dem Gebiete der Kunst. Und doch zeigt die Kunstkritik unserer Tage, und zwar gerade jene, die sich als die beweglichste, „modernste" gebärdet, immer wieder dieses törichte Beginnen. Ein geradezu groteskes Beispiel dafür bietet die moderne Monumentalmalerei.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich versuchen, den Lebensgrund aufzuweisen, aus dem im letzten Jahrzehnt die Blume der Sehnsucht nach einer Monumentalkunst hervorgewachsen ist. Genug, sie ist da, sie blüht allerorten, und eine Unmasse Gärtner sind am Werke, die Pflanze zu pflegen, sie zu begießen, zu beschneiden, dann wieder anzutreiben und was sonst noch dergleichen Gärtnerarbeit ist. Man vergißt dabei nur, daß die Pflanze ein Gewächs der *Sehnsucht* ist, und daß diese Sehnsucht allenfalls zur Blüte gelangt, das Reifen der ersehnten *Frucht* aber nicht in den Händen der Gärtner liegt. Wenn uns der monumentale Künstler wird, werden wir die monumentale Kunst erhalten. Auch die monumentale Kunst, wie sie dieser Gruppe vorschwebt, wenn ein ihrem Geiste verwandter monumentaler Künstler ersteht. Nimmermehr aber wird es gelingen, aus einem sogenannten Wissen von dieser Monumentalkunst durch Aufstellung ihrer Prinzipien diesen monumentalen Künstler zu gewinnen, so wenig es den Grammatikern des an „Richtigkeit" jeder anderen Sprache überlegenen Esperanto gelingt, das überwältigende dichterische Kunstwerk in dieser in allen Stilprinzipien so klar erkannten Sprache herbeizuschaffen. Keine auch noch so weit gediehene Kenntnis der Formen wird jemals zu einem großen Kunstwerke verhelfen. Dieses wird nur aus dem Geiste geboren.

Alles verstandesmäßige Erkennen aber haftet natürlich an der Form, und so ist denn auch das mannigfaltige Streben nach Monumentalkunst, durch das die Entwicklung des letzten Jahrzehnts charakterisiert wird, im Formalen stecken geblieben. Und rein formelhaft sind auch jene Gesetze, die die neueste Ästhetik so laut verkündet, wonach alle Wandmalerei monumental und dekorativ zu sein habe und, wie es dann weiter heißt, der Architektur des Baues, in dem sie angebracht ist, dienen müsse.

Digitized by Google

Danach steht es also schlimm um die künstlerische Erziehung eines Michelangelo, der sich erlaubte, sich so ganz über die gegebene Architektur der Sixtinischen Kapelle hinwegzusetzen, daß er zunächst eine neue Scheinarchitektur an die Decke malte und danach auch um diese sich nicht mehr kümmerte, als ihn der Geist über sie hinaustrieb.

Auch dieses „Dienen" ist ganz formelhaft verstanden. Selbst die übelste Zeit unserer Architektur, als diese sich in der schulmäßigen Übernahme und Nachahmung der alten Stile gefiel, war in ihrem Wesen nicht formelhafter, als ein beträchtlicher Teil unserer sich ganz modern dünkenden Architektur, die ihre Gestaltungsgesetze ganz von außen empfängt und sich um den Geist nicht kümmert, dem sie eine Heimstätte errichten soll.

Die von Carl F. W. Leonhardt erbaute Lukaskirche ist ein Beispiel für diese im Innersten kunstgewerbliche Baukunst. Der Vorzug der Kirche, Krankenhaus und Pfarrhaus umschließenden Anlage liegt in der glücklichen Einordnung in die zum Platz sich erweiternde Straßenreihe. Auch die Größenverhältnisse der um einen kleinen, nach der Straße durch eine Mauer abgeschlossenen, Hof geordneten Gebäude wirken harmonisch wohltuend. Sobald man aber näher hinzutritt, überfällt einen die Nüchternheit, ich muß sagen die liebloſe Geschäftsmäßigkeit der ganzen Arbeit, die geradezu erkältend wirkt. Der das gebaut hat, kann gar kein Gefühl für den Begriff „Kirche" haben. Das könnte ebensogut ein Raum in einer Schule oder auch in einem Warenhause sein. Die Art der Fensterfassung, die Lampen, vor allem aber der Gitterabschluß der Chorapsis, hinter dem — wohl nach dem Vorbild der neuen Synagoge in der Fasanenstraße in Berlin — die Orgel verborgen ist, sind von einer für mein Gefühl wenigstens geradezu erschreckenden Unkirchlichkeit. In einem solchen Raum muß jede aufsteigende Andacht erfrieren. Um die Rechtwinkligkeit nicht zu stören, hat die Taufkapelle so nebenher angebracht werden müssen, daß nur ein ganz nuttiger Taufstein darin Platz hat, der für den, der erwägt, daß die Taufe in der christlichen Kirche schließlich immerhin noch von einiger Bedeutung ist, wie eine Karikatur wirkt.

Ein Verdienst hat der Raum, er hat schöne Wandflächen. Und wenn die Härte der Fensteranlagen durch Vorhänge gemildert sein wird, wird auch das Licht wärmer werden können. Hätte sich nun der Maler, der berufen wurde, die guten Wände dieser Kirche zum Anbringen von Malereien zu benutzen, von dem Gedanken leiten lassen sollen, „dieser Architektur zu dienen?" Wäre nicht auch rein formal der Gedanke möglich, daß die Architektur der Malerei diente? Beim geistigen Machtverhältnis der hier aufgebotenen Künstlerkräfte ist das eingetroffen, und wir können nur dringend wünschen, daß das Störende in der Architektur noch beseitigt wird, daß vor allem das unglückliche Gitter im Altarraum dem von Steinhausen geplanten Kruzifixus mit schwebenden Engeln Platz macht. Auch für die Beleuchtungskörper, die jetzt wie eine Hauptsache in dem Raum hängen — die Kunstgewerbler vergessen ja so gern, daß gerade sie zum „Dienen" berufen sind —, werden sich leicht entfernen und ersetzen lassen. Soviel vom formalen Dienen.

Es gibt für den Künstler aber ein höheres Dienstgebot, dem zuliebe er gegen das Formale verstoßen dürfte, selbst wenn nicht, wie im vorliegenden Falle, schon die erste Raumgestaltung in diesem Zeichen hätte stehen müssen: das Gebot des Geistes. Dieses hat Steinhausen als eine schwere Verantwortlichkeit empfunden, die dadurch nicht minder weihevoll, geschweige denn gar falsch wird, daß sich heute gerade so viele Künstler darüber hinwegsetzen. Er war berufen, die Bilder für eine evangelische Kirche zu schaffen, er hatte also zu schaffen „in ihrem Dienst, dem Dienst der Kirche, das heißt doch im Dienst am Heiligtum, im Dienst, wozu sie gesetzt ist, Verwalter göttlicher Gaben, göttlicher Geheimnisse zu sein, im Dienst am Evangelium, Mitverkünder der Heilsbotschaft und der Gesetze Gottes. Damit rückt die Aufgabe für den Künstler in ein ganz anderes Licht: Es ist nicht das Licht der Ausstellungsräume und der Museen, die er sich als die Empfänger seiner Gaben vorzustellen hat — eine ganz neue

Digitized by Google

Verantwortlichkeit wird ihm auferlegt. Forderungen, denen er sonst aus dem Wege gehen konnte, werden ihm zu wichtigen Gesetzen."

Heute müssen wir es täglich erleben, daß Inhalte von erschütternder Weltbedeutung von Künstlern, die ihnen seelisch fremd gegenüberstehen, lediglich als Kompositionsvorwürfe mißbraucht werden. Da ist es doppelt willkommen, wenn ein durchaus gläubiger Maler seine Anschauung von diesem künstlerischen Gottesdienst ausspricht. Darum setze ich hier noch einige Stellen aus den Ausführungen her, mit denen Steinhausen in den „Mitteilungen aus der Lukasgemeinde" seine Bilder begleitet hat.

„Wie, wenn deine Bilder denen, die in der Kirche versammelt sind, zum Anstoß werden, so daß die Verkündigung des Wortes und die Gaben, die hier gespendet werden, keinen Zugang zu den Herzen der nach dem Heil Verlangenden und sich Sehnenden finden, oder daß es ihnen schwer gemacht wird, Herz und Sinne offen und bereit dafür zu halten? Und enger — wie, wenn deine Bilder dem Bekenntnis unserer Kirche — oder hat die evangelische Kirche kein Bekenntnis mehr? — nicht ensprachen?" ...

„Ecce Deus. Diese Worte sieht man da und dort als Inschrift noch in mancher Kirche. Sie sollen nie aus dem Gedächtnis des Malers schwinden, der beauftragt ist, Bilder in einer Kirche zu malen. Dann, mögen sie noch so dürftig sein, werden sie doch die Duldung beanspruchen dürfen, die jede ernste Handlung des Menschen angesichts Gottes verdient. Folgt daraus nicht, daß die Bilder sich einer gewissen Zurückhaltung befleißigen müssen? Sie dürfen nicht laut schreien und lärmen: sie müssen eine ruhige Größe haben. Deutlich in dem, was sie vorstellen, dürfen sie doch nicht aufdringlich Geschichten erzählen und etwa gar solche, die du selbst erfunden. Nein, sie müssen sich, so viel sie können, an die Worte der Heiligen Schrift halten. Denn das ist es ja, was sie vor den Bildern in der katholischen Kirche voraus haben sollten, eine tiefere Erfassung der evangelischen Wahrheit und Glaubenserfahrung — ach, wenn sie dann auch zeigten, welch unerschöpften, immer wieder neuen Quell immer neuer Gestaltungsmöglichkeiten dies Evangelium birgt! Die Bilder müßten das Verlangen erwecken, viel mehr zu sehen und zu hören von dem, was das Evangelium verkündet und auf das die Bilder nur zum kleinen Teil hindeuten. Vor allem, wer ist der, von dem so viel Taten und Gnadenerweisungen berichtet werden? Wer ist der, der an der Paradiespforte die Arme zum Empfang ausbreitet? Wer ist der, zu dem der Schächer aufblickt? Wer ist der, vor dem sich so viele mit Entsagen abwenden?"

So ist die geistige Welt, aus der heraus Steinhausen diese Bilder geschaffen hat. Das ist entschieden der einzige fruchtbare Boden, aus dem eine wirklich kirchliche Kunst herauswachsen kann. Und wenn und wo dieser Boden nicht vorhanden ist, soll man auf eine kirchliche Kunst verzichten. Sie muß Heuchelei werden oder zum mindesten in der äußeren Form stecken bleiben, wie ja leider ein großer Teil des kirchlichen Lebens überhaupt. Wo aber in einem wahren Künstler dieser kirchliche Geist noch wirklich lebendig ist, da wird sich ihm auch die formale Stilfrage von selber lösen. Er kann dafür keine Gesetze von außen empfangen, nicht irgendeiner Tradition, und sei sie ihm selber noch so heilig, sich beugen. Er kann nur seinem Innern treu folgen. Und so ist denn der Steinhausen, der diese großen Wandgemälde geschaffen hat, derselbe, den wir schon lange aus kleineren Tafelbildern und Radierungen kennen. Der Geist des Ortes, an dem die Bilder hängen, hat folgerichtig ihm auch das Gesetz ihrer Farbengebung auferlegt und, es kann ja nicht anders sein, indem er diesem Gesetze des Geistes folgte, fand er auch die ihm gebührende Form. Der Schluß jenes ersten Geleitwortes, aus dem die obigen Stellen entnommen sind, läßt uns das fühlen. Mein persönlicher Eindruck, der ich aus einer anderen Weltanschauung heraus vor die Bilder trat, freilich in dem innigen Bemühen, mich vorurteilslos in sie zu versenken, ist eine Bestätigung dieser Sätze, die darum hier noch folgen mögen:

„Alles menschliche Tun ist Stückwerk, bedarf der Nachsicht der Ergänzung — wieviel mehr

Digitized by Google

die Malerei hier im Gotteshause. Aber nichts Unehrerbietiges soll man hier in diesen Bildern sehen. Darum auch keine Gewalt an den Werken der Schöpfung. Auch der Natur gegenüber bescheiden, nicht sei sie nach eigener Willkür gewaltsam verborgen und zurechtgemacht. Und ein Klang gehe durch alles. Je mehr man sehen wird, desto weniger wird, so hoff' ich, die Aufmerksamkeit auf einzelnes abgelenkt werden. Sind alle Wände mit Malereien bedeckt, wird die Gefahr weniger groß sein, daß man auf die Predigt nicht hört. Es ist dann wie ein gleichmäßig erhellter und verdunkelter Raum. Ein in sich Vollendetes kann nicht stören."

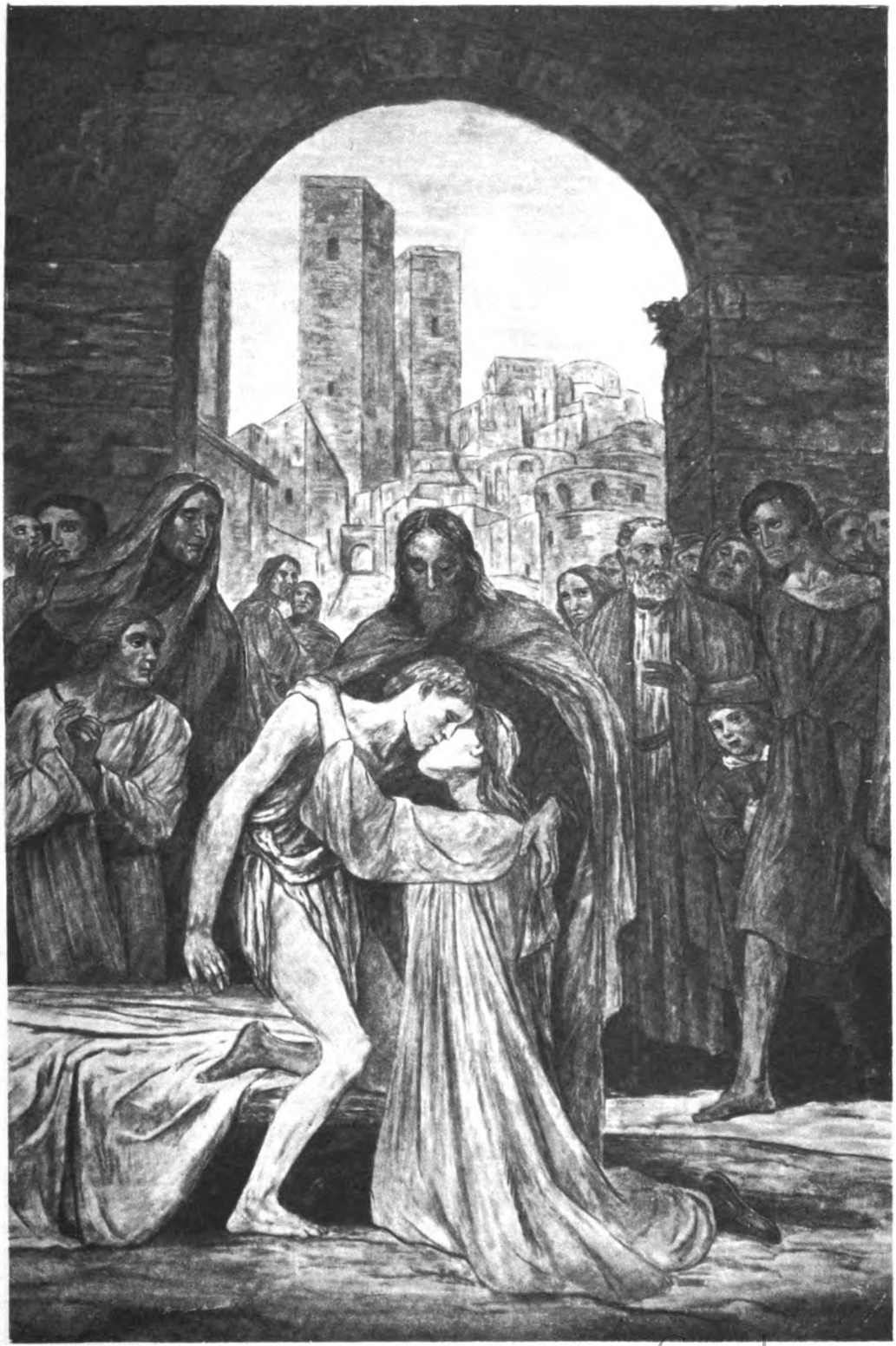
Und nun zu den Bildern selbst. Die Malereien sind derart angeordnet, daß vorn an der Chorwand zu beiden Seiten der Apsis zwei 7 m hohe und 3 m breite Bilder die ganze Wand ausfüllen. An den beiden Längswänden sind zwischen den Fenstern je drei Hochbilder angebracht — vier derselben zeigen unsere Bilderbeilagen —, die wie die beiden Bilder an der Altarwand Szenen aus dem Leben Jesu wiedergeben. Darunter zieht sich die ganze Wand entlang ein Predellenband, das aus je drei alttestamentlichen Darstellungen besteht, die durch quadratische, grau in grau gehaltene und fast als Porträtdarstellung wirkende Stücke aus der Apostelgeschichte auseinandergehalten werden. Wie schon oben erwähnt, ist die Wirkung der Altarwand jetzt noch zerrissen durch die auch an und für sich unglückliche, nichtssagende Gitterwand, die die Apsis abschließt. Der geplante Kruzifixus wird nicht nur als künstlerisches Bindemittel wirken, sondern auch die geistige Einheit herstellen als natürlicher Gipfelpunkt des ganzen Raumes, dem auch sämtliche Bilder zustreben, zu allermeist die beiden Seitenbilder an der Chorwand, die den guten und den bösen Schächer darstellen.

Die geistige Eigenart der religiösen Malerei Steinhausens, das, was ihn auch von seinem so oft mit ihm zusammen genannten Freunde Hans Thoma unterscheidet, was andererseits auch manchem religiösen Menschen von heute einige Schwierigkeiten bereitet, ist ihr dogmatischer kirchlicher Gehalt. Man spürt in Steinhausens Kunst den glaubensstarken Lutheraner, ja den alttestamentarischen Eiferer. Vielleicht ist es im Grunde nur Schwäche, wenn heute diesem Worte „Eiferer" vielfach eine unangenehme Nebenbedeutung mitunterlegt wird. Es ist hier ein Eifern im Dienste des Gottes, wie ihn der strenggläubige Christ aus den Worten und Tatberichten der Evangelien erkannt hat, an denen er sich nicht herumdeuten, die er sich nicht in Symbolik abbiegen und abschwächen läßt. Eine derartige Natur mag vielen, gerade wenn sie sich bei einem Künstler findet, unbequem sein; wir wollen aber nicht vergessen, daß bei weitaus den meisten, die von religiöser Milde reden, das nicht Kraft, sondern Verwaschenheit bedeutet.

Ich gestehe, daß mir eine solche männliche Bestimmtheit schon um des Bekennermutes, der heute dafür nötig ist, so hohe Achtung abnötigt, daß damit für mich die Brücke bereits geschlagen ist, über die ich zum Verstehen und Mitfühlen komme. Als der greise Künstler mir mit der Begeisterung des Jünglings in der einsamen Kirche sein Denken und Wollen entwickelte, da fühlte ich den Menschen, der von einer Sache, einer heiligen Sache, ganz erfüllt ist, und sich ihr bis aufs letzte hinzugeben vermag. Als ich am nächsten Tag noch allein eine einsame Stunde beim Anblick der Bilder verbrachte, lebte mir diese Welt, um die der in Not und Zweifel der heutigen Zeit aufgewachsene Mensch immer aufs neue ringen muß, mit der überwältigenden Kraft eines elementaren tatsächlichen Geschehens. Denn das muß jeder fühlen: dem Künstler, der diese Bilder schuf, sind die darin dargestellten Vorgänge gleichzeitig das geistige Lebensbrot, und darum sind sie für ihn auch stets gegenwärtig, sind Ausdruck der eigenen Zeit und ihres Erlebens.

Da es sich um eine Lukaskirche handelte, war es dem bibelfesten Künstler natürlich, seine Stoffe dem Lukasevangelium zu entnehmen, und für die Hauptbilder an der Altarwand gab ihm den Stoff das von diesem Evangelisten allein aufbewahrte Wort des Heilands auf die Bitte des reuigen Schächers, an ihn zu denken, wenn er in sein Reich komme: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein". Vom Bilde des reuigen ist das des verstockten Schächers un-

Digitized by Google



Der Jüngling von Nain **W. Steinhausen**

Digitized by Google

Digitized by Google

zertrennlich. Und in ihnen beiden verkörpert sich dem Christensinn die ganze Menschheit. Dort jene, die in Sehnsucht nach der Erlösung des Heilands verlangen, hier die feindlich sich ihm abkehren. In den Menschengruppen zu Füßen der beiden Kreuze sind diese beiden sich scheidenden Welten charakterisiert. Die vom Raum gebotene künstlerische Aufgabe lag darin, die beiden Gegensätze zu betonen, zugleich aber auch die beiden Bilder so im Gleichgewicht zu halten, daß sie mit dem dem Künstler von vornherein als krönende Mitte vorschwebenden Kreuz ein Ganzes bildeten. Ein düsteres Rot herrscht im Bilde des schlimmen, ein lichtes, vertrauensvolles Blau in dem des guten Schächers.

Die Hauptbilder an der rechten Kirchenwand umschreiben den Lebensweg Christi. Mit der Darbringung im Tempel der kindliche Eintritt in die Welt. Das Spruchband darunter kündet: „Das Licht scheinet in der Finsternis". Dann sehen wir den Herrn auf der Höhe seines Mannestums, wie er mit den Pilgern hinaufgezogen ist und im Anblick der heiligen Stätte weint über Jerusalem, das da tötet die Propheten und steinigt, die zu ihm gesandt sind. In liebender Gebärde wendet sich der schmerzdurchbebte Seher zu der Pilgerschar, die bei ihm zurückgeblieben ist: „Wie oft habe ich wollen deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihr Nest unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt." Das Spruchband aber mahnt: „Seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten." Im ersten Bilde Morgen, hier Mittag, dann der Abend, wo Jesus zu den Jüngern kommt, die nach Emmaus gehen. Es ist Abend, doch bedeutet dieser Abend den Morgen eines neuen, niemals vergehenden Tages. Das Spruchband heißt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

„Als ich diese Bilder vollendet hatte und sie in der Kirche angebracht wurden, brach der Krieg herein. Nun bekamen diese Gedanken zur Arbeit alle die Richtung zum Krieg hin, und es schien mir, als stünden die Bilder mit ihm im Zusammenhang. So auch die Reihe der Bilder, die den Platz unter den drei großen einnehmen sollten und die ich nun zu malen begann." Der Stoff ist dem Leben Abrahams entnommen und die drei gewählten Vorgänge stehen in inniger Beziehung zu den drei Bildern aus dem Leben Jesu, die darüber stehen. Die Verheißung Gottes an Abraham entspricht dem Eintritt des Lichtes in die Welt. „Kannst du die Sterne zählen?" frägt Gott seinen getreuen Knecht. Der greise Simeon aber will in Frieden dahinfahren, da seine Augen das wahre Licht der Welt erblickt haben. Dann der Besuch der drei Männer bei Abraham mit der Ankündigung des Gerichts über Sodom und Gomorrha, wie der Heiland das Gericht hereinbrechen sieht über Jerusalem. Und endlich Abrahams Opfer, für das der Augenblick gewählt ist, da Gott dem erschütterten Vater sein Kind wiedergibt, so wie drüber der Heiland den ihn wiederkennenden Jüngern als unverlierbarer geistiger Besitz geschenkt wird. Die drei Bilder werden geschieden durch zwei Darstellungen von Personen, die uns aus dem Evangelium des Lukas und der Apostelgeschichte vertraut sind. Hier sehen wir einmal den Evangelisten Lukas mit seinem geliebten Theophilus, sodann Eunike und ihren Sohn Timotheus.

Schildert diese Wand das Leben Christi, so die gegenüberliegende seine Gnadenerweisungen an die Menschheit. Steinhausen verweist auf das wundervolle Lutherwort in der Erklärung zum zweiten Hauptstück: „Erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels." Zunächst der Empore, auf der der Spruch steht: „Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren war", steht das Bild: „Die Sünderin", die sich unvermerkt ins Haus schlich, als Christus beim Pharisäer Simon zu Gaste war und, überwältigt von der beseligenden Nähe des Reinsten, zu seinen Füßen niederbrach. Da wurden ihr „viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt". Denn anders als im kurzsichtigen Menschensinn lebt das Gefühl der Gerechtigkeit im Herzen des Grundgütigen: „Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht." Dann folgt das Bild „Der Jüngling von Nain". „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch." Wie kaum ein anderes, birgt gerade dieses Bild die Beziehungen zu unseren Tagen, wo so

Digitized by Google

viele Mütter Witwen, so viele Kinder Waisen werden. Zum letzten der Hauptbilder, „Christus und die Gergesener", bemerkt der Künstler:

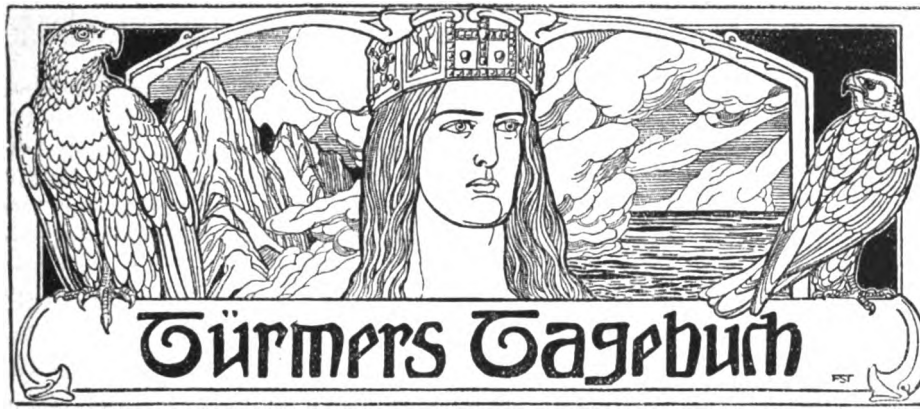
„Es waren wohl Zweifel aufgestiegen, als könnte es manchen zum Ärgernis gereichen, wenn ich sie an diese unheimliche Geschichte erinnerte, in der die Macht der Dämonen so augenscheinlich zutage tritt. Aber heißt es nicht in der Schrift, daß Christus gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören? Sollen wir daran vorbeigehen? Und ist es nicht wiederum dieser entsetzliche Krieg, der Greuel auf Greuel häuft, der uns deutlich sagt, allein aus menschlicher Bosheit können solche Untaten der Lüge, des Verrats und der Grausamkeit nicht hervorgegangen sein. So wollen wir auf den schauen, dessen Wort die Dämonen weichen müssen."

Die Bilder der Predelle an dieser Wandseite sind der Geschichte des Moses entnommen. Der verzeihenden Güte Jesu gegen die Sünderin entspricht der Quell, den Moses aus dem Felsen schlägt; sein Gebet um den Sieg gegen die Amalekiter steht im innersten Fühlen unserer Zeit unter dem Bilde des Jünglings von Nain, die eherne Schlange, deren Anblick von der verzehrenden Krankheit heilt, unter Jesu Kampf wider die Dämonen. Die beiden Zwischenbilder stellen hier dar: Rhode, die dem Petrus die Tür aufmacht, und der Kerkermeister von Philippi mit dem Hauptmann Cornelius.

Mit den Werken dieser Predelle ist der Künstler seit Ende des verflossenen Jahres beschäftigt und wir dürfen hoffen, daß ihm die Vollendung in den nächsten Monaten gelingt. Wenn sich dann auch noch sein Wunsch für die Neugestaltung des Abschlusses der Apsis erfüllt hat, wird in dieser Lukaskirche ein Werk vollendet sein, in dem ein eigenartig starkes Erleben der christlichen Heilswahrheit aus echt lutherischem Geiste die vollwertige künstlerische Gestaltung erfahren hat.

Karl Stock

Digitized by Google



Der Krieg

Im zweiten Dezemberheft (1915) wurde hier die ungeheure Macht der Suggestion im Völkerleben und ihre besondere Gefahr in diesem Kriege ins Licht gerückt. Dr. Schmidt-Gibichenfels widmet nun in der von ihm herausgegebenen „Politisch-Anthropologischen Monatschrift“ (Berlin-Steglitz) der „Technik der Suggestion im Völkerleben“ eine Untersuchung, die schon wegen ihrer praktischen Ergebnisse für die blutigen Forderungen des Tages nachdenklichste Beachtung verdient. Für Dr. Schmidt-Gibichenfels steht es fest, „daß man jeder Rasse und jedem Volke, auch dem körperlich, geistig und sittlich höchststehenden, mit der Zeit jede beliebige Lehrmeinung über den Sinn der Welt und des Menschenlebens, jede beliebige staatliche, soziale, wirtschaftliche Verfassung als die ‚beste‘ suggerieren kann, falls nur die Suggestoren dazu lange genug die Macht haben oder diese Macht lange genug von keiner Seite ernsthaft bestritten wird.

‚Ja,‘ so wird man einwenden — ‚wenn das so ist — wer oder was vermag dann überhaupt über die Wahrheit und Richtigkeit einer bestimmten Lehrmeinung in bezug auf den Sinn der Welt und des Menschenlebens, über die Güte oder ‚Beste‘ einer bestimmten sozialen, staatlichen, wirtschaftlichen Verfassung, einer gewissen öffentlichen und privaten Lebensweise letzten Endes zu entscheiden?

Wir können darauf nach bestem Wissen und Gewissen, nach sorgfältigster Abwägung aller irgend denkbaren Gründe und Gegengründe nur antworten: ‚die Waffen!‘

‚Ja, aber doch nur die geistigen Waffen!‘ — so werden hier alle Dummköpfe, alle schwachen oder übergefühlvollen Seelen, alle sentimentalen Politiker beiderlei oder keinerlei Geschlechts händeringend ausrufen.

Auch wenn alle diese Leute wirklich dumm und ihre Empfindungen nicht im geringsten erheuchelt wären, könnten wir doch nur sagen: ‚Nein, die ganz gewöhnlichen, körperlichen, brutalen, ‚barbarischen‘ Waffen, die aber, falls es um alles geht, nur siegen können, wenn sie neben genügender materieller Wirksamkeit von entsprechend hoch entwickelten oder hoch erhaltenen Kräften geistiger und sittlicher Art geführt werden.

Digitized by Google

Ich sehe hier schon die teils verdutzten, teils entsetzten, teils enttäuschten, teils triumphierenden Gesichter der verschiedenen Leser, kann aber als ehrlicher Mann meine innerste Überzeugung nicht ändern. Es gibt nämlich gerade für die tiefsten und letzten, die größten und wichtigsten Wahrheiten keinen anderen Beweis als den, der im letzten Grunde nur auf eine Erläuterung, ja eigentlich nur Beschreibung der besonderen körperlichen, geistigen, sittlichen usw. Beschaffenheit der Rasse, des Geschlechts (gens, nicht genus), der Individualität, der kulturellen Entwicklungshöhe derjenigen Persönlichkeiten hinausläuft, welche diese Wahrheiten aus äußern und innern Wahrnehmungen, Erlebnissen usw. selbständig abgeleitet und den geistig wie sittlich Unselbständigen bewußt oder unbewußt suggeriert haben, falls sie lange genug die Macht dazu hatten oder diese ihnen von keiner Seite ernsthaft bestritten wurde. Diese Macht können aber letzten Endes nur die Waffen geben oder nehmen. Alles andere ist Trugbild, oder bewußter Schwindel zu bestimmtem Zwecke. Gewiß können auch geistig wie sittlich starke, selbständige und selbstbewußte Persönlichkeiten einander mit rein geistigen Waffen zu bekämpfen suchen; nur wird das keinen anderen Erfolg haben als die beiderseitige Feststellung übereinstimmender, oder auseinandergehender, in gewissen Punkten vereinbarer oder völlig unvereinbarer Meinungen. Sollten dabei ausgerechnet gerade die Gegenpole, die stärksten Kräftesammelpunkte zweier entgegengesetzter Weltanschauungen und Lebensauffassungen aneinander geraten, dann werden sie, wenn sie gesellschaftlich gut erzogen sind, ihre geistigen Waffen mit all der Selbstbeherrschung, all der Anmut oder Würde, die eine solche Erziehung in kritischen Lagen verleiht, gegeneinander spielen lassen, aber dabei sehr bald die völlige Unvereinbarkeit ihrer Ansichten feststellen. Sie werden dann zueinander etwa sagen: ‚Ja, — es ist so: wir sind von Natur und Kultur, nach Rasse und Volkstum, wenn auch nicht nach Klasse himmelweit — wir könnten auch sagen höllenweit — verschieden. Es hat darum keinen Zweck, daß wir uns mit Worten länger zu bekämpfen und zu überzeugen suchen. Wir bedürfen für unsere tiefinnersten Überzeugungen keines anderen Beweises als dessen, den wir in uns selbst tragen.‘ Sie werden sich dann höflich verneigen und einander möglichst aus dem Wege gehen.

Das gilt nicht nur für die in ihrer Art Stärksten und Festesten, die Vorkämpfer für die Durchsetzung ihrer Art, sondern auch für die Starken und Festen, die Wachen und Wachsamen, ihre Mitkämpfer und überzeugungstreuen Gefolgsmannen, nicht aber für die geistig wie sittlich Schwachen und Kranken, auch nicht für die in dieser Hinsicht Zwiespältigen, die halb oder ganz Artlosen bzw. Entarteten. Von den eigentlichen körperlichen Zwittern, sowie den seelisch Halbschlächtigen (Unmännlichen oder Unweiblichen), deren Zahl mit der fortschreitenden Entartung immer mehr zunimmt, gar nicht zu sprechen. Alle diese Elemente verfallen mit oder ohne Hypnose rettungslos irgendeiner bewußten oder unbewußten Suggestion, die sie geistig und sittlich entweder richtig oder falsch, wie es gerade der Zufall will, beeinflußt, sie führt oder verführt, sie noch kränker macht oder beinahe heilt.

Die Folgerungen aus diesen herben aber nützlichen Erkenntnissen ergeben sich von selbst. Die Schwachen und Kranken, ja auch schon die nicht ganz Gesunden

Digitized by Google

und Starken bedürfen in geistiger und sittlicher Hinsicht der Führung, und man darf sie auch nicht der Verführung feindlicher Mächte frei überlassen. Solche für ein bestimmtes Volk im geistigen wie sittlichen Sinne feindlichen Mächte sind, mindestens soweit es sich um deren Vorkämpfer, die Führer handelt, nicht bloß mit geistigen Waffen zu bekämpfen. Diese richten bei solchen Elementen gar nichts aus, lassen jenen Vorkämpfern aber die Macht, d. h. die Zeit und Gelegenheit, ihre hypnotisierenden und suggerierenden Kräfte zu gebrauchen. Wenn also der endliche Sieger auf den Schlachtfeldern nicht zugleich auch Sieger und Herrscher in geistig-sittlicher Hinsicht wird, wenn er seine Welt- und Lebensanschauung, seine staatliche, soziale, wirtschaftliche Verfassung nicht mindestens innerhalb seiner eigenen Grenzen durchsetzt, zur Herrschaft bringt, dann wird ihm auch der vollständigste Sieg auf den Schlachtfeldern nichts nützen. Er wird dann über kurz oder lang doch unterliegen und mit seinem Volke, seiner Rasse und allen ihren Klassen zugrunde gehen.

Damit will ich natürlich nicht sagen, daß er seine Welt- und Lebensanschauung, seine staatliche, soziale, wirtschaftliche Verfassung, seine ganze Kultur den besiegten Völkern mit Waffengewalt aufdrängen müßte, falls er seine Art durchsetzen will. Das ist nicht bloß unnötig, es liegt sogar im Interesse seiner Selbstbehauptung, es nicht zu tun. Natürlich aber kann der Sieger, selbst wenn er es wollte, nicht verhindern, daß von ihm aus eine außerordentlich starke unbewußte Suggestivkraft ausstrahlt, die alles Wahlverwandte, was in ihren Bannkreis gerät, anziehend und richtend sich einordnet, alles Nichtwahlverwandte aber von sich abstößt. Das ist ja auch die eigentliche Ursache davon, daß gewisse Kulturen, gewisse Welt- und Lebensanschauungen sich über einen großen Teil der Erde verbreitet und jahrhundertelang der Geschichte ihren Stempel aufgedrückt haben, selbst wenn der Sieger nichts weiter tat, als daß er seine Natur und Kultur, seine rassische und völkische Eigenart hochhielt, sie vor Vermischung, Verfälschung, Zersetzung zu bewahren suchte. Es braucht das nicht in überhebender, herrischer Weise zu geschehen. Der Sieger kann alles Fremde, Ausländische gelten lassen, solange und soweit es nicht einen direkten oder indirekten, offenen oder heimlichen, bewußten oder unbewußten Angriff auf ihn selbst, seine besondere Natur und Kultur, seine rassische und völkische Eigenart unternimmt, sie zu zersetzen, ja auch nur zu verfälschen droht. Geschieht das aber, dann muß er unerbittlich streng, ja unter Umständen hart, brutal sein. Das ist dann nur ein Zeichen der Stärke, während eine auch nur bedingte Duldsamkeit in diesem Falle ein Ausfluß der Schwäche wäre und von den feindlichen Mächten auch so, trotz aller heuchlerischen Redensarten, gedeutet würde.

Das alles sind ewige, eherne Lebensgesetze, deren Übertretung das Leben selbst über kurz oder lang mit dem Tode bestraft. Die Geschichte, besonders die der letzten zwei Jahrtausende, bezeugt es auf jedem ihrer Blätter.

Solange jene unbewußte, natürliche Suggestivkraft von der betreffenden Rasse und Kultur ausstrahlt, ist sie gegen Angriffe feindlicher Mächte, mögen es große oder kleine sein, wie gefeit. Die großen wagen sich dann nicht heran, und gegen die kleinen, gegen Vermischung und Verfälschung schützt das Siegerbewußt-

Digitized by Google

sein und der sich daraus von selbst entwickelnde rassische und völkische Stolz in ähnlicher Weise, wie ein luftdichter, wetterbeständiger Anstrich einen Gegenstand lange Zeit vor Zersetzung bewahren kann. In dem Maße aber, als der ‚Nimbus', die ‚Gloriole' des Sieges für die feindlichen Mächte verfliegt, läßt auch die davon ausgehende Suggestivkraft nach, und Rasse wie Kultur ist dann wieder allen von außen an sie heranstürmenden oder heranschleichenden, herankriechenden Mächten ausgesetzt. Ist der Angegriffene dann nicht mehr imstande, sich dagegen zu wehren, seinen ‚Nimbus' wiederherzustellen, dann ist er rettungslos verloren; er wird dann über kurz oder lang ganz untergehen, denn auf jeden in der Lebenskraft Ermattenden lauern nicht nur in der Natur, auch in der Kultur, im Menschen- und Völkerleben, sowohl die großen wie die kleinen Feinde, sowohl die von Natur und Kultur Stärkeren als die — Schmarotzer.

Jene unbewußte, natürliche Suggestivkraft des Sieges bzw. des Erfolges in irgendeiner Hinsicht bedarf, um wirksam zu werden, keiner besonderen Technik. Es ist die Kraft der Wahrheit, die aus ihr spricht, die die einen blendet, verblüfft, dadurch hypnotisiert und der unbewußten Suggestion zugänglich macht, die anderen erleuchtet, erweckt und auf diese Weise zu allem Guten und Schönen, allem Hohen und Edlen befähigt. Schiller nennt sie ‚heilige' Magie, wenigstens behauptet er das von einem ihrer Hauptmittel, wenn er in den ‚Künstlern' sagt:

‚Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie.'

Leider kann das nicht von jeder Art Dichtung behauptet werden. Eine gewisse, vor dem Kriege recht weit verbreitete Art diente einem sehr ‚unweisen' Weltenplane, indem sie das ‚Ausleben' des einzelnen, also für das Ganze den Niedergang, Verfall, das Chaos suggerierte. Sie war also in des Wortes eigentlichem Sinne ein ‚advocatus diaboli'.

Damit kommen wir auf diejenige Art von Suggestion, für welche eine besondere Technik, eine absichtliche Inszenierung nötig, sehr nötig ist, wenn sie wirksam werden soll. Diese Art vertritt nämlich nicht ‚die große Kraft', die, wie der Volksmund bildlich sagt, ‚von Gott kommt', sondern ‚die kleine Kraft', die nach demselben Bilde den ‚Teufel zum Vater' hat. Sie will eine Lüge als Wahrheit, eine Schwäche als Kraft, etwas Häßliches als Schönes, etwas Gemeines als Edles ausgeben. Das Verfahren dabei ist der Hauptsache nach immer dasselbe, kann aber im Nebensächlichen von der größten Mannigfaltigkeit, Abwechselung sein. Es handelt sich stets darum, zuerst die Hypnose einzuleiten und möglichst fest zu machen, dann die gewollte Suggestion auszuführen. An einem praktischen Beispiele ist das Verfahren vielleicht am besten zu erläutern.

Nehmen wir an, jemand will in einer Versammlung sehr verschiedenartiger Menschen, etwa in der Generalversammlung einer Aktien-Gesellschaft, aus selbstsüchtigem Interesse eine Beschlußfassung hervorrufen, von welcher der Gaukler genau weiß, daß sie über kurz oder lang wenn nicht den Zusammenbruch der Ge-

Digitized by Google

sellschaft herbeiführen, so doch diese in eine Lage bringen muß, die es der ‚Konkurrenz' ermöglicht, die Hauptmasse der Aktien zu sehr niedrigem Preise an sich zu reißen. Eine geringe Anzahl einflußreicher Gesellschafter hat der Gaukler durch Vorspiegelung falscher Tatsachen, oder durch Bestechung, durch Versprechen von Beuteanteilen für sich zu gewinnen vermocht. Von einer anderen Minderheit der Aktieninhaber weiß er, daß sie absolut unbestechlich und sein schroffster Gegner ist. Die übrigen, bei weitem die Mehrzahl, haben überhaupt kein sicheres Urteil in Geschäftssachen und sind in der Hypnose jeglicher Suggestion zugänglich.

Es gilt nun zunächst, diese Mehrzahl in eine möglichst feste Hypnose zu versetzen. Würde der Gaukler mit seinem Vorschlage sofort offen und ehrlich hervortreten, so würde er den heftigen Widerspruch jener unbestechlichen Minderheit hervorrufen, dieser Gelegenheit geben, ihre entgegengesetzten Ansichten ausführlich zu begründen und so die urteilslose Mehrheit wenn nicht zu überzeugen, so doch — in diesem Falle zu ihrem Heile — zu überreden. Der Gaukler wird also nicht gleich offen mit seinem Vorschlage herauskommen, im Gegenteil diesen zuerst, wenn auch nur schwach und wenig bzw. gar nicht überzeugend bekämpfen. Dadurch schläfert er die Wachsamkeit seiner Gegner ein, und diese erhalten keine Gelegenheit, ihre Meinungen zu entwickeln, namentlich da er unter Schmeicheleien von ihnen sagt, daß ihre Ansicht nach derselben Richtung geht. Bemerkt er nun an den Gesichtern der Mehrheit, daß man seiner scheinbaren ‚Sachlichkeit', ‚Objektivität' unbedingt vertraut, dann erst wird er ganz allmählich, unter Aufwand vieler überflüssiger Redensarten und verblenderischer Bilder, mit seiner wirklichen Ansicht und — Absicht hervortreten. Seine Kumpane stimmen ihm dann, natürlich noch kräftiger und überredender, als er selbst, zu, und wenn dann inzwischen eine geraume Zeit verflossen, die ganze Versammlung, auch die Urteilsfähigen, schon müde und geistig stumpf geworden sind, dann läßt er abstimmen. Das Ergebnis ist natürlich, daß seine anfangs unterdrückte, ja bekämpfte, zuletzt aber mit dem vollen Brusttone der Überzeugung vorgetragene Ansicht mit weit überwiegender Mehrheit angenommen wird. Je größer dabei die Gesamtzahl, desto günstiger, je kleiner, desto ungünstiger für den Gaukler.

Das ist selbstverständlich nur ein Beispiel davon, ‚wie es gemacht wird', aber ein ziemlich typisches, das dem einen oder andern der Leser vielleicht schon selbst einmal im Leben begegnet ist. Es ist wie ein ‚Paradigma', das der mannigfachsten Abwandlung nach tempus, numerus, modus, genus, casus usw. fähig ist. An Stelle der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft kann man auch ‚Wahlversammlung', ‚Parlament', ‚öffentliche Meinung' setzen. Die scheinbare Bekämpfung einer Ansicht braucht sich nicht immer auf wenige Stunden, sie kann sich auch auf Tage, Wochen, Monate, Jahre, Jahrzehnte erstrecken. Der ‚Dreh', das ‚Schlagen der Volte', die Umwechselung der Ansicht, das Austauschen der Karten usw. kann ebensoviel oder wenig Zeit in Anspruch nehmen und noch mannigfaltiger in der Art und Weise sein. An Stelle der Redner können auch Flugblätter, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, ja selbst wissenschaftliche Theorien treten. Die Hypnose ist dann sogar noch sicherer hervorzurufen und noch schwerer zu erschüttern. Die Suggestion kann dann noch kühner bzw. weniger vorsichtig beigebracht werden. Un-

Digitized by Google

erläßliche Bedingung ist dabei nur, daß man weniger die guten als die schlechten Leidenschaften, weniger die starken als die schwachen Seiten der Mehrheit, der großen Masse berücksichtigt. Beispiel: Sozialdemokratie und — Plutokratie. ...

Es mögen nun noch ein paar besondere technische Hilfsmittel zur Ausführung der Hypnose und Suggestion gekennzeichnet werden. Da ist zuerst der ‚Bluff', d. h. jene plötzliche, unerwartete, drohen oder locken oder imponieren sollende Vorspiegelung einer entweder gar nicht vorhandenen, oder übermäßig aufgebauschten, aufgeblusterten Tatsache. Dieser Trick ist vor dem Kriege und während desselben, namentlich seitens England und Amerika, so oft angewandt worden, daß man eigentlich annehmen dürfte, kein Kind mehr könnte darauf noch hineinfallen. Leider ist aber gerade der Deutsche im allgemeinen und besonders in der Politik so begriffsstutzig, gutgläubig und harmlos, daß selbst dieser Krieg ihn noch nicht völlig gegen den Bluff, auch den plümpsten und dümmsten, gefeit zu haben scheint. Als ein Schulbeispiel solchen Bluffs kann das nachstehende ‚Englische Friedensprogramm' gekennzeichnet werden, das die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' vor kurzem brachte. Es lautet:

1. ‚Alle feindlichen Truppen sind von allen Gebieten der Verbündeten zurückzuziehen, bevor über irgendwelche Friedenseröffnungen verhandelt werden kann.

2. Belgien muß von Deutschland für alle Verluste voll entschädigt werden, die es direkt oder indirekt durch Deutschlands unprovozierten Angriff erlitten hat. Außer dem Betrag dieser Verluste, der durch Bevollmächtigte der Verbündeten zu bestimmen ist, hat Deutschland die Summe von 10 Milliarden Mark an Belgien zu zahlen.

3. Irgendeine weitere Form der Entschädigung Belgiens durch Deutschland ist festzusetzen, die für alle Zeit auf die Vorstellung der Menschheit wirken und ein dauerndes Zeugnis für das Verbrechen Wilhelms II. sein soll.

4. Frankreich ist im selben Maßstab zu entschädigen wie Belgien.

5. Elsaß-Lothringen ist an Frankreich zurückzugeben, dazu soviel weiteres Gebiet, als es für seine nationale Sicherheit für notwendig hält.

6. Rußland ist ähnlich zu entschädigen wie Belgien und Frankreich und soll ähnliche Sicherheit gegen künftigen Angriff erhalten.

7. Serbische Ansprüche sind durch die serbische Regierung aufzustellen.

8. Italien soll Triest und das Trentino erhalten.

9. Japans Ansprüche sind durch die japanische Regierung aufzustellen.

10. Mit Österreich-Ungarn ist so milde zu verfahren, wie es die russischen Interessen gestatten.

11. Mit der Türkei ist milde zu verfahren.

12. Kein von deutscher Herrschaft während des Krieges in irgendeinem Teile der Welt befreites Gebiet ist an Deutschland zurückzugeben.

13. Die deutsche Flotte ist an die Verbündeten auszuliefern und im Verhältnis unter sie zu verteilen.

14. Alle deutschen Schiffe in verbündeten Häfen sind zu konfiszieren.

15. Der Kieler Kanal ist zu internationalisieren.

16. Preußen ist für immer zu zerschmettern und zu verkrüppeln durch jedes Mittel, das sich den Verbündeten darbietet.

Digitized by Google

17. (Beschimpfungen, auf deren Wiedergabe wir verzichten.)

18. Da kein die deutsche Unterschrift tragender „Papierfetzen" irgendwelche Bedeutung hat, so haben sich die Verbündeten volle Gewalt vorzubehalten, um zu irgendwelchen etwa neu auftretenden Erfordernissen Stellung zu nehmen, oder irgendwelche der vorstehenden oder sonst noch festzusetzenden Bedingungen zu ändern.

19. Militärische Besetzung von Berlin bis zur Erfüllung des Vertrages.

20. Drakonische Beschränkung des deutschen Handels.'

Dieses Programm ist nicht etwa von einem beliebigen ‚Schornalisten', sondern von Lord Cromer, und zwar in der bekannten englischen Monatsschrift des Herrn Marse: ‚National Review' aufgestellt worden. Die Gefolgschaft dieser Zeitschrift ist weder klein noch unbedeutend. Wer nun in das Geheimnis des ‚Bluffs' nicht eingeweiht ist, könnte angesichts der wirklichen Kriegslage denken, im Kopfe Seiner Lordschaft müßte nicht nur eine kleine Schraube locker geworden, sondern das ganze Getriebe bedenklich in Unordnung geraten sein. Durchaus nicht! Seine Lordschaft ist, wenn auch nicht sittlich, so doch geistig, ganz gesund, und der Zweck seiner publizistischen Übung soll ein doppelter sein: erstens auf die Einheimischen und die Neutralen, zweitens auf die Feinde in gewissem Sinne einzuwirken. Erstere sollen denken: ‚Wenn Leute, die doch die Wahrheit wissen müssen, solche Forderungen stellen, dann kann es doch gar nicht so schlecht für den Vierverband stehen.' Die Neutralen werden also noch länger wohlwollend neutral und die Einheimischen noch länger geduldig und opferwillig bleiben. Letztere, d. h. also wir und unsere Verbündeten, sollen dadurch zu faulen Friedensverhandlungen geneigt gemacht werden; denn selbstverständlich würde, wie jeder eingeweihte Engländer so auch Seine Lordschaft nicht nur mit beiden Händen, sondern mit sämtlichen ihm etwa noch verbliebenen Zähnen zufassen, wenn England ein Friedensangebot auf der Grundlage des ‚status quo ante bellum' gemacht würde. Er würde sogar noch Geld und ein großes Stück Kongo zugeben. Aber damit die Schwachen und Dummen bei uns einen solchen Frieden noch als besonderes Glück preisen, müssen eben derart unsinnige Forderungen, wie oben, gestellt werden. Und wer will denn behaupten, daß er damit bei unseren Flaumachern kein Glück haben könnte? Ebenso weiß Lord Cromer natürlich so genau wie irgendeiner seiner eingeweihten Landsleute, daß bei längerer Kriegsdauer der Vorteil auf unserer Seite in jeder Beziehung immer größer wird; aber die Schwachen und Dummen bei uns sollen das Gegenteil denken, und darum kann ihm der ‚Bluff' offenbar gar nicht dumm und hanebüchen genug sein. Er kennt ja die Leute, auf die er einwirken will, aus früheren Erfahrungen nur zu gut.

Das technische Gegenteil des Bluffs ist das, was man die ‚Papageien-Taktik' nennen könnte. Sie ist nicht auf schnelle, plötzliche, sondern auf lange, allmähliche Wirkung berechnet und besteht in der beständigen, unentwegten, trotz aller Widerlegung, ja Bespöttelung immer und immer wieder als tatsächlich, wirklich oder mindestens als möglich behaupteten Erfindung. ‚Tell a lie and stick to it' lautet dafür die britische Formel. Ist die Lüge allzu platt, plump und dumm, dann muß

Digitized by Google

der Wunsch, daß sie wahr wäre, sehr heiß sein. Auch empfiehlt es sich dann, in der Form und Farbe der Wiedergabe möglichst abzuwechseln. Jedenfalls spricht, redet, schreibt man davon wie von etwas Selbstverständlichem, gar nicht Anzuzweifelndem, auf das man nicht nur Häuser, sondern ganze Weltreiche, ja Weltsysteme bauen könnte. Wer die Lüge zum ersten Male hört oder liest, lacht darüber vielleicht hell auf, aber wenn er tage-, wochen-, monate-, jahrelang immer und immer wieder dasselbe hört oder liest, so glaubt er es schließlich trotz alledem und alledem. Die sichere Wirkung, der ‚feste Zauber' der Papageien-Taktik hat einen gescheiten Franzosen zu der Behauptung veranlaßt, man könnte auch dem klügsten, weisesten und charakterfestesten Monarchen mit der Zeit eine seinem ganzen Sein und Wesen widersprechende und widerstrebende Ansicht beibringen, wenn man sie nur jeden Tag von seinem Kammerdiener in unendlichen Variationen lange genug wiederholen lasse. An die Stelle des Kammerdieners können natürlich auch Zeitungen treten, die der Monarch jeden Tag liest. Auch braucht es nicht immer gerade der klügste, weiseste, charakterfesteste Monarch zu sein, seine Stelle kann auch der ‚souveräne', wahlberechtigte Staatsbürger vertreten. Je dümmer, urteils- und charakterloser derselbe ist, desto schneller und leichter wirkt natürlich die ‚Papageien-Taktik', die bekanntlich in Goethes ‚Götz von Berlichingen' Adelheid bei ihrem gutmütigen, verliebten Gemahl Weislingen ganz offen anwenden will. Jene ergötzliche Szene hat mich auf den Namen gebracht.

Im gegenwärtigen Kriege hat man seitens unserer Feinde versucht, diese Taktik auch politisch und diplomatisch zu verwerten. So spricht, schreibt und liest man in den uns feindlichen Ländern von dem endlichen sichern Siege des Vierverbandes schon seit Monaten wie von etwas Selbstverständlichem, trotz aller gelegentlichen Kritik im Ernste gar nicht Anzuzweifelndem, obwohl die Urteilsfähigen selbst unter unseren Feinden in ihres Busens tiefster Tiefe daran selbstverständlich stark, sehr stark zweifeln. Aber man rechnet eben im heutigen demokratischen Zeitalter auf die großen Massen der Unwissenden und Urteilslosen, deren unerschöpfliche Opferwilligkeit die Machthaber ja auch so bitter nötig haben. Um die Aufmerksamkeit von der (für den Vierverband bekanntlich immer trauriger gewordenen) Vergangenheit und Gegenwart abzulenken — übrigens auch ein Hilfsmittel der Hypnotisierung — muß natürlich die im Schoße des Ungewissen liegende Zukunft auf ‚Deuwel komm raus' herhalten. So sprach Churchill schon vor einem Jahre von dem englischen ‚Millionenheere', das im Frühjahr nächsten, also dieses Jahres marschbereit wäre und dann natürlich die ‚boches' und ‚huns' wie der Sturmwind aus Belgien und Frankreich herausfegen würde. Diese Taktik muß im eigenen Lande und bei den Neutralen trotz ihres elenden Zusammenbruchs sehr wirksam gewesen sein, denn jetzt spricht Kitchener schon wieder von 4 Millionen Briten und 6 Millionen Russen, die, aufs beste ausgebildet und ausgerüstet, im nächsten Frühjahre aufmarschieren und dann den Sieg endlich, endlich erzwingen werden. Auch darüber hat vielleicht mancher, als er es zum ersten Male hörte bzw. las, hell aufgelacht, aber es sind ja bis zum nächsten Frühjahre noch beinahe vier Monate, und wenn die Taktik während dieser Zeit unbeirrt und unentwegt durchgehalten

Digitized by Google

wird, dann glauben es schließlich nicht nur die urteilslosen Massen der Engländer, Franzosen, Russen, Italiener, sondern auch die Neutralen, ja selbst bei uns in Deutschland wird vielleicht dadurch dieses und jenes ängstliche Gemüt erschreckt und für den Frieden um jeden Preis gestimmt werden.

Durch derartige Gaukeleien, so platt und albern sie auf den ersten Blick erscheinen, sind vor dem Kriege und während desselben — natürlich in Verbindung mit ‚reelleren', schwerer wiegenden Bestechungsmitteln — große, überraschende Wirkungen erzielt worden. Sie wären nicht möglich gewesen, wenn die Macht und alle ihre Mittel, namentlich die der geistigen Hypnose und Suggestion, in den Händen geistig und sittlich einwandfreier Personen gewesen wären. Solange das aber nicht der Fall ist, wird dagegen nichts zu machen sein. Der ehrliche, brave, biedere deutsche Michel verliert bei solchem Falschspiel immer und wird solange verlieren, als er nicht endlich mit der starken, gepanzerten Faust dazwischen schlägt und die ganze internationale Gaukler- und Gaunerbande, wo ihre Mitglieder auch zufällig wohnen, aus dem Tempel hinausjagt. Vielleicht besorgen das die betrogenen Völker selbst, wenn sie endlich, endlich aus ihrer Hypnose erwachen. Das Dümmste jedoch, was der deutsche Michel dem Feinde gegenüber tun könnte, wäre, wenn er den Feind mit dessen eignen Waffen schlagen, also mit ihm um die Wette gaukeln und gaunern wollte. Dadurch würde er auf sein guten, ehrlichen, in jedem Falle hieb- und stichhaltigen Waffen verzichten und dafür schlechte, unehrliche, für ihn ganz unbrauchbare in die Hand nehmen. Überdies würde schließlich auch dadurch der Krieg nicht aus der Welt geschafft, nur aufgeschoben, nicht aufgehoben; denn irgendeinmal würde schließlich doch sozusagen das Papiergeld der Gaukelei nicht mehr ausreichen und metallische Deckung erforderlich werden. Auch der Pazifismus ist nämlich im letzten Grunde nichts weiter als ein Gaukelspiel, das zwar bei den Schwachen und Dummen ohne weiteres verfängt, bei den Starken aber einer besonders raffinierten Schwindeltechnik bedarf. Der starke, aber gutmütige und leichtgläubige deutsche Michel mag sich also vor den papierenen Verträgen hüten, die ihm die internationale Gaukler- und Gaunerbande beim Friedensschlusse aller Wahrscheinlichkeit nach wird aufschwindeln wollen.

Damit wären wohl die gebräuchlichsten technischen Hilfsmittel der Hypnose und Suggestion genügend gekennzeichnet. Soll ich nun noch von einem Mittel sprechen, das man in der Börsensprache die ‚Kulisse' nennt, aber besser die ‚Maske' heißen könnte? Ich glaube, es ist nicht nötig, denn es ist im Grunde nur eine Abart der vorher gekennzeichneten Mittel. Es läuft darauf hinaus, ein Theaterspiel für Wirklichkeit auszugeben. Die Hauptsache ist dabei, daß die Rollen bzw. Masken geschickt verteilt, die Kulissen richtig gemalt, geschoben und im rechten Augenblicke gewechselt werden. Auch bedarf es dabei manchmal noch gewisser, den ‚Chor' und das ‚Publikum' markierender Mitspieler, bisweilen auch ‚Donner' hinter der Bühne. Das ist jedoch nur nötig, wenn das eigentliche Publikum schon etwas mißtrauisch geworden ist. Gewöhnlich hat die Gaukler- und Gaunerbande in diesem Falle auch noch einen oder mehrere ‚Theaterkritiker' in der Presse, die oft recht hoch bezahlt werden. Wenn überall gut gespielt wird, ist die hypnotisierende und

Digitized by Google

suggerierende Kraft dieses Mittels recht stark und sicher. Die Schafe drängen sich dann förmlich zum Scheren oder zur — Schlachtbank.

Nun zum Schlusse und zur Schlußfolgerung. Was soll dagegen geschehen? Ich glaube, kein geistig und sittlich Normaler wird leugnen, daß es die höchste Zeit ist, dem Teufel in Menschengestalt, dem fleischgewordenen Geiste der internationalen ‚Händler', Gaukler und Gauner endlich das Handwerk zu legen, ihnen nicht mehr Zeit und Gelegenheit zu geben, die weit überwiegende Mehrheit der Dummen und Urteilslosen auf ihre Weise, mittels der Hypnose und Suggestion absolut zu beherrschen. Es ist dazu nicht nötig, daß man gegen die hypnotisierenden Massen vorgeht. Es genügt, wenn man die lächerlich geringe Anzahl ihrer Verführer nicht mehr bloß mit ‚geistigen' Waffen zu bekämpfen versucht. Vielleicht verlangen die Massen das, wie gesagt, sogar selbst, wenn man sie endlich einmal in wirklich ehrlicher Weise aufklärt. Sie haben ja in diesem ungeheuren Weltkriege am meisten zu leiden gehabt, und wenn sie erst aus ihrer Hypnose erwachen, wenn sie zu ahnen anfangen, wer ihnen diesen Krieg ersten und letzten Endes besorgt hat, dann mögen dessen geistige Urheber, die ‚Manager' des ungeheuerlichsten Betruges, der jemals zur Ausführung gekommen ist, sich in acht nehmen. ..."

Digitized by Google

Der Baralong-Mord

Es ist sehr viel und sehr Braves über diesen „Schandfleck auf Englands Ehre" geschrieben und — im Reichstage — geredet worden. Den Nagel auf den Kopf, den Kern der Sache getroffen hat aber wohl Graf Reventlow in der „Deut. Tagesztg.":

Alle Redner des Reichstages, mit einer Ausnahme, sind sich über die Notwendigkeit der Vergeltung oder Sühne einig gewesen, und der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr Zimmermann, hat die Abgeordneten gebeten: „diese Versicherung mit nach Hause zu nehmen: daß die Regierung die richtigen Mittel und Wege finden wird, um diese empörende Tat scharf und nachdrücklich zu sühnen." — Wenn wir nun auch annehmen wollen, daß die Abgeordneten die Versicherung mit nach Hause nehmen, so möchten wir trotzdem der Ansicht Ausdruck geben, daß die Forderung der Abgeordneten nach Sühne und Vergeltung die Sache und Frage nicht annähernd erschöpft. Es kann und darf sich hier nicht in erster Linie um Sühne oder Vergeltung, oder wie man es nennen wird, für den „Baralong"-Mord allein handeln. Den „Baralong"-Fall kann man nur richtig werten und nur dann die richtigen Konsequenzen aus ihm ableiten, wenn man ihn nicht als eine isolierte Handlung, sondern als ein Symptom des Geistes ansieht, in welchem Großbritannien den Krieg gegen das Deutsche Reich und Volk führt. Wie hier wiederholt zum Ausdrucke gebracht wurde, wird die „Baralong"-Praxis offenbar — das ist auch wiederholt und unwidersprochen von englischen und amerikanischen Blättern behauptet worden — auf britische Regierungsverfügung seit vielen Monaten gegen alle Unterseebootsbesatzungen angewandt, deren man habhaft wird. Der „Baralong"-Fall ist keine Ausnahme, keine Ausschreitung, sondern das Glied eines Systems, ein normaler Ausfluß der angelsächsischen Volksseele; ebenso wie die öffentliche Auspeitschung — und photographische Aufnahme dieser Auspeitschung — Deutscher, darunter deutscher Beamter, in Neu-Guinea unter den Augen der Eingeborenen; ebenso wie die massenhafte Mißhandlung deutscher Männer und Frauen durch Eingeborene und vor Eingeborenen in Afrika, ebenso endlich wie die Behandlung, die man in England und in den englischen Kolonien überall den Deutschen angedeihen läßt, einmal um den eigenen Haß zu betätigen, dann, um sie vor allen anderen Völkern und Rassen zu erniedrigen und zu entwerten und der Welt zu zeigen: so verfährt der Angelsachse mit dem Deutschen. Dazu kommt der Wirtschaftskrieg. In England und in der ganzen Welt raubt und stiehlt der Engländer, was dem Deutschen gehört, gleich zu Anfang des Krieges wurde berichtet, daß die Engländer die Geschäftsbücher der deutschen Kaufleute vernichteten! Eine ebenso symbolische wie symptomatische Handlung für den Geist, in dem der Engländer diesen längst geplanten und organisierten Krieg gegen das deutsche

Digitized by Google

Volk führt. Wie hier seit Beginn des Krieges und vorher gesagt worden ist: es handelt sich für Großbritannien darum, Deutschland militärisch, wirtschaftlich und damit politisch zum Krüppel zu schlagen. Das ist ein einfacher, kaufmännisch begründeter und von langer Hand angelegter Plan, der mit allen Mitteln geführt wird und auch mit allen Masken. Die schönsten Gefühle und Phrasen stehen dafür zur Verfügung. Es wäre ja auch dumm genug von den Briten, wenn sie nicht den empfänglichen Sinn der Deutschen für die Phrase und die Sehnsucht vieler Deutscher, sich durch die Phrase betäuben zu lassen oder bewußt trotz allem durch „Verständigung" an die „westliche Kultur" wieder heranzukommen, benutzten. Das ist ein weites und bedeutendes Gebiet, viel umfangreicher und viel tiefer als die Reichstagssitzung mit ihrer an sich nicht unerfreulichen Kundgebung es behandelt und begriffen hat. Warum die schüchterne Scheu, die Dinge wirklich und vollständig bei Namen zu nennen? Die Kundgebung allein ändert nicht genug und bewirkt nicht genug. Eine Sühne oder Vergeltung des „Baralong"-Falles allein würde auch nur ein Oberflächengekräusel bedeuten, bald wieder geglättet durch sorgliche Arbeit mancher Preßorgane und mündlich geschäftiger Kräfte, die alles mit dem Mantel westlicher Sympathie und ehrfurchtsvoller Scheu zu bedecken bestrebt sind, was die deutsche Bevölkerung etwa gegen das heilige Angelsachsentum erregen könnte.

Der „Baralong"-Fall kann nur dann richtig wirken, wenn er in Deutschland und von Deutschland als ein vielleicht besonders markantes Symptom der englischen Kriegführung und des Britentums überhaupt erkannt wird, wenn man sich aber von dem Irrtum fernhält, es handle sich um einen erstaunlichen und empörenden Einzelfall. Die einzig mögliche Folgerung, die aus dieser Erkenntnis, und zwar mit zwingender Notwendigkeit sich dann ergibt, ist eine Kriegführung, die mit allen wirksamen Mitteln auf endgültige Entscheidung geht und unbeirrt diese Entscheidung auch herbeiführt. Es ist, höflich ausgedrückt, wenig weitblickend und unter dem Nullstriche, oberhalb dessen das Selbstgefühl beginnt, wenn zwischen allen möglichen gesprochenen und geschriebenen deutschen Zeilen für den kühl lächelnden Angelsachsen der Wunsch zu lesen ist: siehst du nicht, wie gern wir uns „verständigen" möchten. Warum machst du solche Sachen, daß wir uns entrüsten müssen! — Wenn Herr Ledebour emphatisch erklärt: nicht das englische Volk sei auf eine tiefere Stufe herabgesunken, sondern höchstens die englische Regierung, — so irrt er sich doppelt: beide sind nicht gesunken, sondern befinden sich auf ihrer normalen Stufe; und wäre das englische Volk anders gesonnen als die Regierung, so würde die Regierung nicht mehr da sein. Herr Ledebour sagte weiter: Vergeltungsmaßregeln seien eine zweischneidige Waffe. Auch wir sind — freilich unter ganz anderen Gesichtspunkten — keine Schwärmer für Vergeltungsmaßregeln. Schon der Ausdruck „Maßregel" hat in einem Kriege eines Volkes um sein Dasein und seine Zukunft einen nicht ensprechenden „ersichtlichen" Beigeschmack. Nicht Erwägungen über „Maßregeln", nicht Genugtuung über eine gelungene Kundgebung entsprechen den Forderungen der Lage an das deutsche Volk, sondern ausschließlich rücksichtsloser Entscheidungskampf gegen Großbritannien, ohne nach rechts und ohne nach links zu sehen. Sobald Deutschland das tut, so kann es das auch!

*

Die deutsche Gefahr

Aus der Schweiz wird der „Kreuzztg." geschrieben:

„L'Humanité" oder „Die Menschheit" nennt sich ein Blättchen, das in Bern allwöchentlich das Licht der Welt in deutscher und französischer Sprache erblickt. Das Blättchen will die Interessen der universellen Kultur verteidigen und nennt sich das Organ des „Bundes für Menschheitsinteressen und Organisierung menschlichen Fortschritts".

Digitized by Google

Welcher Art die Kultur ist, welche hier verteidigt wird, geht aus folgendem Satze, welcher einem Artikel des Zivilgerichtspräsidenten Dr. Huber entnommen ist, hervor:

„Wird Deutschland allein Meister, so wird die längst bestehende Anmaßung und Begehrlichkeit gewisser Schichten des Deutschen Reiches so gesteigert, daß sie für die ganze Welt unerträglich wird! Die neutralen, überhaupt die kleineren Staaten werden derart von Deutschland bevormundet werden, daß ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit gefährdet ist; sie werden in ein militärisches, wirtschaftliches und kulturelles Abhängigkeitsverhältnis zu Deutschland gebracht, das zu neuen Kriegen aufreizen muß."

Es könnte uns freilich ganz gleichgültig sein, was dies Blättchen, das sich bescheiden „Die Menschheit" nennt, schreibt, zumal wir ohnehin keineswegs an Schmeicheleien gegen alles, was deutsch heißt, gewöhnt sind; allein die Sache enthält für uns doch ein ganz besonderes Interesse, wenn wir an der Spitze des Blättchens bekannte deutsche Namen, wie Geheimrat Prof. Dr. W. Förster (Berlin); Geheimrat Dr. F. Meyer, Mitglied des preußischen Kammergerichts; Ed. Bernstein, Mitglied des Deutschen Reichstags (Berlin); Graf Arco, 2. Vorsitzender des Bundes „Neues Vaterland" und 1. Vorsitzender der Ortsgruppe Berlin des Deutschen Monistenbundes; Stadtpfarrer Umfried, 2. Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft (Stuttgart), lesen.

Der Bund „Neues Vaterland" muß natürlich dabei sein. Im übrigen darf man sich wohl jede weitere Bemerkung sparen.

*

Unser Internationalismus

Er verkroch sich vor dem Aufflammen deutschen Geistes. Aber er verkroch sich nur, er ist nicht tot, bemerkt Margarete Danneel in den „Zeitfragen". „Man kann schon wieder das Raunen hören: wir müssen denen, die nur gezwungen unsere Feinde wurden, die eigentlich unsere Freunde sind, Gutes antun — zu viele Lebensgewalten sind international, Wissenschaft, Kunst, Literatur, für sie müssen die Verbindungen und Beziehungen wiederhergestellt werden zum Wohl der ganzen Menschheit — wir müssen Brücken bauen!

Die Handbewegung scheint groß und edel — sie soll den Gegner dieser Gesinnung beschämen, zum Verstummen zwingen. Aber je edler sie erscheint, je gefährlicher ist sie. Aus edelsten Beweggründen mag der Internationalismus bei vielen entsprungen sein (bei vielen auch nicht. D. T.). Das gerade zwingt uns, die Stimme zu erheben, um zu zeigen, welches Unheil der Internationalismus in der Vergangenheit angerichtet hat, warum die aus ihm erwachsenen Anbiederungsversuche und ‚Sympathiekundgebungen' nicht allein nichts genützt, sondern geschadet haben, und welche Gefahr uns von ihm in der Zukunft droht.

Die Ausdrucksformen des Internationalismus richten sich nach zwei Seiten. Nach innen, indem er den Fremden nachäfft, nach außen, indem er den Fremden nachläuft. Die Folgen dieser beiden törichten Betriebsamkeiten sind die gleichen: sie trugen uns zuerst Geringschätzung, dann Unterschätzung ein. Das etwas unschuldigere Nachäffen hat außer der wachsenden Geringschätzung die Folge gehabt, daß unsere Gegner den Krieg als einen Krieg für die Zivilisation Europas gegen uns Barbaren verkünden konnten. Wir hatten dafür ein erheitertes Kopfschütteln. Geben wir ihnen denn nicht Grund genug zu dieser Behauptung mit unserer Anbetung und sklavischen Nachahmung ihrer Zivilisationserrungenschaften? Liefern wir ihnen nicht den Beweis, daß wir ihre Sitten, ihre Lebensart, ihre Gewohnheiten höher werten als die unsern, wenn unser Streben darauf ausgeht, für Engländer und Französinnen gehalten zu werden, wenn wir wahllos und kritiklos flugs jede Abgeschmacktheit nachmachen, wie die häßlichen Zahnbürstenschnurrbärte oder die kahlgeschabten Gesichter unserer Männer? Ernster sind die Folgen des Nachlaufens, der Anbiederungen und ‚Sympathiekundgebungen', der unauf-

Digitized by Google

hörlichen Liebenswürdigkeiten. Sie trugen uns die Unterschätzung ein, und die Unterschätzung mußte ja die Lust zu einem Waffengang mit uns reizen. Es ist eine zwingende Forderung, daß derjenige, der nach jedem Klaps auf die ausgestreckte Hand immer wieder die Haltung unterwürfiger Bewunderung annimmt, schließlich für einen Angstmeier gehalten wird, der sich selbst nichts mehr zutraut und deshalb mit aller Welt in Frieden leben will. Gewaltsam verschlossen sich die von internationalen Wahnvorstellungen Besessenen gegen die Grundwahrheit: Völker, deren politisches Zielbewußtsein sich auf die Schwächung oder Vernichtung einer anderen Nation richtet, sind durch Liebenswürdigkeiten nicht umzustimmen. Jeder darauf ausgehende Versuch ist Schwäche, ist Mangel an völkischer Würde, an völkischem Selbstbewußtsein. ..."

*

Schurkerei, aber Methode

Es war einer der bekanntesten englischen Militärsachverständigen, Dr. Miller Maguire, der während des Burenfeldzuges in den „Times" vom 2. Juni 1900 folgende Leitsätze englischer Kriegführung festlegte:

„Die richtige Strategie besteht darin, in erster Linie der feindlichen Armee so furchtbare Schläge wie möglich beizubringen und alsdann der Einwohnerschaft derartige Leiden zu verursachen, daß sie sich nach Frieden sehnen und ihre Regierung darum nachzusuchen zwingen muß. Den Leuten darf, außer ihren Augen, über den Krieg zu weinen, nichts gelassen werden. Es bedarf der täglichen, stündlichen Anstrengungen derer, deren Häuser man niedergebrannt hat, um sich kärgliche Mittel, das Leben zu fristen, zu verschaffen. Wenn der Soldat erfährt, daß seine Familie — sein Weib und seine kleinen Kinder — dem sicheren Unglück entgegengehen, wird er anfangen, sich auf seinem Posten unbehaglich zu fühlen; wird er die Pflicht, die er den Seinen schuldet, mit in die Wagschale legen; da ist es dann nicht schwer zu sagen, wohin ihn die Triebe seiner Natur führen werden."

Unseren Friedenszuträgern

seien die nachstehenden Bemerkungen im „März" zu angestrengtem und längerem Nachdenken empfohlen:

„Soweit liegt unsere Sache klar, daß nach dem tatsächlichen Stande des Kriegsverlaufes und nach den abzusehenden Kriegszielen nicht wir es sein können, die die Friedensfrage anschneiden. In den gegnerischen Lagern muß die Einsicht durchbrechen, daß die Fortführung des mörderischen Kämpfens nach dem Fall ihrer Programme nutzlos und verbrecherisch wird. Insolange diese Überzeugung bei unsern Gegnern nicht besteht, bleibt jeder Versuch einer Friedensvermittlung ein sinnloser Luftstreich. Denkt man darüber ruhig und möglichst objektiv nach, woraus sich wohl dieses Beharren und Bestehen auf Fortführung des Krieges bei unsern Gegnern speist, wird man geradezu an aller Logik irre. Die fest begründete Überzeugung, daß die eigenen Kräfte unbedingt zureichen, das Schicksalsrad umzudrehen, ist bei keinem unserer Feinde mehr vorhanden, daß sich Chauvinismus, Kriegsbegeisterung, à-Berlin-Stimmung, Einkreisungs- und Aushungerungsgedanken vollends abgenützt haben, bedarf kaum der Erwähnung. Es bleiben daher nur zwei Antriebe über, soweit sich der gesunde Menschenverstand an der Suche des Schlüssels beteiligt, die Weiterführung um jeden Preis zu erklären.

Entweder wirken die Urheber des Krieges und Träger der großen Verantwortung dort aus selbstischer Sorge und Angst dahin, die Stunde der Abrechnung mit ihren Völkern möglichst hinauszuschieben und führen daher nach Art der Spieler, die ihr Geld verloren und es durchaus wiederbekommen wollen, das Glücksspiel weiter, oder aber ziehen die Kriegswütigen den Schluß, der aber sehr nach einem Fehlschluß aussieht, daß sie durch Fortsetzung der Feindseligkeiten leichtere, bessere Friedensbedingungen erreichen können, indem sie dann die allgemeine Erschöpfung, als für sie günstig, in Rechnung stellen.

Schon der fortgesetzte Wechsel in Plänen,

Digitized by Google

Projekten, Unternehmungen, die immer neue Nebenkriegsschauplätze eröffnen und dann wieder fallen lassen, weist darauf hin, daß unsere Feinde kein Selbstvertrauen haben, in den Hauptaktionen ihren Willen durchzusetzen. Die Zeiten sind vorüber, da noch Aussichten offen waren, neue Verbündete zu gewinnen — für die man eine Extratour riskierte.

Die Tatsache, daß der Krieg ohne die geringste Möglichkeit, auch nur annähernd sein Ende vorauszusagen, auch im Jahre 1916 fortdauert, müssen wir hinnehmen. Die versuchte Klarstellung der Gründe, aus welchen der Vierverband den Krieg um jeden Preis fortsetzen will, kann nur beitragen, unsere Haltung noch zu festigen. Denn es sind keine großen, haltbaren Motive mehr, die den Krieg antreiben — sondern es scheint recht minderes Machwerk einzuwirken."

*

Gerechtigkeit

Herr Ford, oder vielmehr die Dame mit dem ihrer Familie ehedem in Deutschland angeflogenen Namen, die auf der amerikanischen Friedensarche das eigentliche Mundstück hat, hat Berichterstattern erklärt, die praktische Arbeit werde darin bestehen, daß ein Kongreß von Vertretern neutraler Länder die Friedensgrundlagen entwirft. Das wäre dann von sämtlichen künftigen Friedenskongressen der zweite, der von der erleuchteten Idee zur Verwirklichung schreitet. Den Anfang hat die Berner Studienkommission gemacht, die den Frieden durch Vertreter von „vorläufig" zwanzig Ländern „auf breitester Basis" schon praktisch berät.

Die ungeteilte, brüderliche Menschheit, die von diesen Köpfen patronisiert wird, kennt keine Staaten, sondern nur Länder, die noch einstweilen als farblose Untergruppen geduldet werden. Deswegen sollte man aber von den Herren auch verlangen können, daß sie sich dazu verstehen, die Rollen ein wenig gerechter, brüderlicher zu verteilen. 17 Monate führen jetzt die einen Krieg, und die andern liefern die neutrale Munition und das Dreinschwätzen. Jetzt muß um der Gleichheit willen die Sache endlich einmal umgekehrt werden. Wir machen die Friedensbedingungen, und die Exzentrik-Menschheitsbeglücker führen den Krieg im zweiten Teil zu Ende. Etwa in der Form, daß zunächst die Fordschen und die Bernischen miteinander P. P. fechten, einschließlich aller Berichterstatter, Filmphotographen, feuchtohrigen College-Studenten und Mund- und Schreibmaschinendamen.

* H.

Rumänien

Peter Carp, der Patriarch der konservativen Partei Rumäniens und ihr Führer a. D., erfreut sich in seinem Vaterlande der größten Achtung und deshalb nicht des geringsten Ansehens." Nach dieser Feststellung, deren Logik ohne weiteres einleuchtet, heißt es in der „Voss. Ztg." weiter: „Freilich konnte Carp in seiner Rede feststellen, daß das rumänische Volk ‚unter diesen Bedingungen', wie er sagte, nicht mit Rußland gehen wird. Doch das gerade ist der tiefe Schmerz der Verführer und Verführten, daß sie ‚unter diesen Bedingungen' nicht können, was sie gern möchten. Erst ‚diese Bedingungen' mußten eintreten, um die Rumänen einigermaßen abzukühlen. Kanonen und Bajonette bilden ein gutes Gegengewicht gegen mangelnde politische Logik. . . .

Siebenbürgen wollen sie haben, von Beßarabien wollen sie nichts wissen. Nur ist, wie bekannt, und wie auch Carp hervorhob, Siebenbürgen nicht anders zu erlangen, als durch Zertrümmerung der habsburgischen Monarchie, und damit hapert's, trotz der russischen Dampfwalze. Die eigenartige Erscheinung hat sich aber eingestellt, daß ungeachtet der Ansprüche der rumänischen Nationalisten auf Siebenbürgen, ungeachtet also ihres überlieferten Hasses gegen die Madjaren, ihre Feindseligkeit wider Deutschland viel stärker und tiefer ist, als gegen das benachbarte Ungarn. Die Ursache ist unschwer zu finden. So nationalistisch ist kein rumänisches Nationalistenherz, daß es nicht die Umtaufe in die Französelei mit Vergnügen über sich ergehen ließe.

Digitized by Google

Rumänien ist, rund heraus gesagt, französisch durchseucht, es nimmt seine Schlagworte und Redensarten und das, was man dort Kultur nennt, dankbar aus französischer Hand entgegen, die Presse ist in allem Schlechten ein Abklatsch der französischen, die Freundschaft irgendeines Franzosen gilt dem Rumänen als eine Ehre, und die Spritzfahrten goldsuchender Pariser Kokotten um die Erntezeit nach Rumänien bezeichnen den Höhepunkt der Saison für Rumänien und namentlich für die Spielbank von Sinaia, die eine Karikatur des Kasinos von Monte Carlo ist. Auf diese Weise wurde in Rumänien die Deutschfeindlichkeit französisch gezüchtet, so kam es, daß der Haß gegen Ungarn von dem gegen Deutschland übertrumpft wurde.

Peter Carp erzählt seinen Landsleuten, daß die Rumänen die Macht Deutschlands stets in einer ihnen wohlwollenden Weise zu fühlen bekommen haben. Peter Carp weiß, was er spricht, er könnte es mit Hunderten von Beispielen belegen, er könnte auch eine Reihe von rumänischen Politikern anführen, die trotz des moralischen und pekuniären Wohlwollens, das ihnen von deutscher Seite zuteil wurde, verräterisch ins andere Lager übergegangen sind, weil sie sich dem Irrwahn hingeben, dort eine bessere politische Karriere machen zu können. Solange eine Möglichkeit vorhanden war, die Mittelmächte zu schädigen, hat Rumänien, die Regierung mit inbegriffen, es mit Eifer und Vergnügen getan. Rumänien beteiligte sich an dem Aushungerungskriege gegen uns, Rumänien fügte uns hunderterlei Bosheiten zu in der Frage der Durchfuhr von Kriegsbedarf nach der Türkei, Rumänien stellte, um Kräfte von uns zu binden, seine Soldaten an der ungarischen Grenze auf. Tempi passati. Wir sind ohne Rumänien und trotz Rumänien durchgekommen. Heute endlich zieht Rumänien ‚unter diesen Bedingungen', wie Carp sagt, andere Saiten auf. Die Weltgeschichte hat sich nicht gescheut, über den großen rumänischen Patrioten Nicu Filipescu, über den hervorragend guten ‚Europäer' Herrn Take Jonescu (der ‚gute Europäer' ist gegenüber den deutschen Barbaren ein selbstgewähltes Schmuckwort des Herrn Jonescu) und sogar über den alten Ehrenmann Papa Emil Costinescu, den schwiegervätterlichen Seniorchef der Firma Bratianu & Comp., zur Tagesordnung überzugehen."

*

Tschechische Wühlereien im Ausland

In Zürich, Paris, London und Neuyork bestehen tschechische Vereinigungen und suchen durch geheime Umtriebe die Tschechen in Österreich zu verleiten und für die Feinde Österreichs zu gewinnen. Der Pariser Tschechenausschuß gibt sogar eine eigene Zeitschrift unter dem Titel L'Indépendance tchèque" heraus. Kennzeichnend für die tschechischen Wühlereien war eine Kundgebung in den Londoner „Times" vom 2. März folgenden Inhalts:

„Der Londoner tschechische Ausschuß überließ uns die Abschrift einer Kundgebung des slawischen Hauptausschusses für England und Amerika:

Mit Hilfe einer gewissen von Wien und Pest aus geleiteten Presse wird die Öffentlichkeit noch immer durch die falsche Nachricht irregeführt, daß die Tschechen in diesen Krieg ohne Verwahrung und mit Begeisterung gegangen wären.

Der von der österreichisch-ungarischen Regierung niedergehaltenen Bevölkerung Böhmens ist es nicht möglich, den wahren Sachverhalt kundzutun. Zur Vermeidung einer weiteren Irreführung der Öffentlichkeit erklären wir außerhalb der habsburgischen Monarchie wohnenden freien Tschechen, daß unsere Volksgenossen gegen diesen Krieg oftmals Verwahrung eingelegt haben. Alle ihre Verwahrungen wurden aber roh unterdrückt und vor der breiten Öffentlichkeit geheimgehalten.

Durch die Kriegserklärung gegen unsere slawischen Brüder, durch die Verurteilung der besten Söhne Böhmens zum Tode, weil sie sich geweigert hatten, Brudermord zu begehen und ihre slawischen Brüder zu be-

Digitized by Google

kämpfen, hat der Kaiser von Österreich mit seinen Beratern zahllose Verbrechen begangen und dafür eine gerechte Strafe verdient.

Wir erklären daher Franz Josef I. vom Hause Habsburg-Lothringen als Feind der Slawen und des tschechischen Volkes und für unwürdig, fernerhin den Titel eines Königs von Böhmen zu führen. Wir werden darauf beharren, ihm und seinem ganzen Hause alle Ansprüche auf die Länder der böhmischen Krone zu entziehen.

Das tschechische Volk, von gleichen Idealen beseelt wie im Jahre 1415, als Johann Huß heiligen Andenkens sein Leben opferte, sieht sich genötigt, diesen verräterischen und meineidigen König zu verwerfen und alle tschechischen Soldaten und staatlichen Beamten ihres Eides gegenüber dem kaiserlichen Hause zu entheben." P. D.

*

Eine Erinnerung

Justizrat Pallaske frischt sie in der „Kreuzzeitung" auf, und sie ist in der Tat recht zeitgemäß:

Beim Kampf um das Septennat kam Fürst Bismarck am 24. Januar 1887 auf die Schwierigkeiten zu sprechen, die während des Ringens mit Frankreich unserer Staatsleitung durch das hochverräterische Verhalten eines Mitgliedes der Fortschrittspartei bereitet wurden. Er meinte damit die Rede, in welcher der einst vielgenannte Königsberger Abgeordnete Johann Jacoby sich mit den bekannten flammenden Worten gegen deutsche Eroberungspläne, insbesondere gegen eine Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen ohne die vorangegangene Zustimmung der dortigen Bevölkerung gewandt hatte. Und dies gerade in den Tagen, in denen Bismarck mit den Vertretern Frankreichs über die Bedingungen eines Waffenstillstandes unterhandelte. Die Unterhandlungen sind gescheitert, die französischen Vertreter lehnten die deutschen Forderungen ab, und der Krieg mit seinen großen Opfern auf beiden Seiten nahm seinen Fortgang. Mit gutem Grunde wurde dies von Bismarck mit darauf zurückgeführt, daß Jacobys Rede die Franzosen in ihrem Widerstande bestärkt, sie zu dem Glauben verleitet hatte, die Rede entspreche den Anschauungen größerer Teile des deutschen Volkes.

Es wird manchem so vorkommen, als wenn die Gegenwart Erscheinungen aufwiese, die an jene Rede und ihre Wirkungen erinnern, und deshalb sei der Vollständigkeit halber noch angefügt, was damals von unserer verantwortlichen Stelle aus gegen den Redner veranlaßt wurde. Es ging ihm nicht an Leib und Leben, er wurde bloß ohne viel Federlesens auf die Festung Lötzen gesetzt und dort so lange zurückgehalten, bis er keinen Schaden mehr anrichten konnte. Nach dem Kriege wurde des Redners in Deutschland kaum noch gedacht, seine politische Rolle war ausgespielt.

*

Was ist Kriegswucher?

Eine Entscheidung der Strafkammer zu München-Gladbach, die gegen einen Kartoffelverkäufer wegen Überschreitung des Höchstpreises auf 3 Monate Gefängnis und 1500 ℳ Geldstrafe lautete, wurde nach der „Frankf. Ztg." mit den nachstehenden, allgemein gültigen Gründen gerechtfertigt:

„Der Kriegswucher ist ein gemeines, von niedriger Gesinnung zeugendes Vergehen besonders schwerer Art. Wer sich an ihm beteiligt, begeht Verrat an seinem eigenen Volk und Vaterland. Durch unzulässige Verteuerung der zum Lebensunterhalte nötigen Gegenstände wird die körperliche und namentlich auch die geistige Kraft unseres Volkes geschwächt. Das Durchhalten in dem schwersten Kampfe, den je ein Volk zu kämpfen hatte, wird durch die Lebensmittelwucherer gefährdet. Mut und Kampfesfreudigkeit unserer draußen im Felde stehenden Truppen können durch die von den Nahrungsmittelwucherern heraufbeschworene Sorge um Weib und Kind in der Heimat untergraben werden. Der Lebensmittelwucher unterwühlt die Grundlagen des Staates, er kann die Ordnung im Innern ins Wanken bringen. Der Lebensmittel-

Digitized by Google

wucher gefährdet die Gesundheit der heranwachsenden Jugend, auf der unsere Zukunft beruht. Wer sich am Lebensmittelwucher beteiligt, ist eine Art Landesverräter, der als innerer Feind aus niedriger Gewinnsucht seinem Volke in den Rücken fällt und das, was unsere Krieger draußen geschaffen und errungen haben, aufs Spiel setzt. Der Angeklagte hat zwar nachweislich nur in einem Falle Kartoffeln zu übermäßig hohem Preise verkauft. Allein aus derartigen Einzelfällen setzt sich die Gesamterscheinung des Lebensmittelwuchers zusammen, dem mit den schärfsten Strafen entgegenzutreten das Wohl unseres Volkes und Staates gebieterisch fordert."

*

Die Jammerbriefe aus der Heimat

Ein Leser der „Tägl. Rundschau" hatte kürzlich Gelegenheit, von einem Feldgrauen (freiwilligen Unteroffizier), der gerade von der Front gekommen war, u. a. zu hören:

„Wir nehmen die Tage, wie sie fallen, gibt es Entbehrungen, dann entbehren wir, gibt es zu kämpfen, dann sind wir mit Leib und Seele dabei, und gibt es was zu freuen, dann geht es lustig her, nur (und sein Gesicht bekam einen nervösen Zug) wenn die Jammerbriefe aus der Heimat nicht wären, die drücken nieder und wirken mitunter lähmend auf die Stimmung des einzelnen und der Umgebung. Wie erfreulich war der Postempfang im Anfang des Krieges. Da sprach einer dem andern gut zu und erzählte von Kindern, Heimat, Sehnsucht usw. Das tut dem Krieger wohl. Wie häufig steckt mancher Feldgrauer jetzt den Brief zunächst in die Tasche und liest ihn nicht sogleich. Wir wissen doch alle, daß der Krieg bis zum Siege durchgekämpft werden muß, und daß dazu von allen Teilen ein ‚Kopf hoch', den Feinden zum Trotz, dem Vaterland, der Heimat zum Heil notwendig ist. Meine Frau schreibt mir stets frische, mutige Briefe, weil sie eine brave deutsche Frau ist und mir den Krieg leicht machen will, sie würde sich schämen, mir etwas vorzujammern. Das rechne ich ihr hoch an."

*

Die alte Geschichte!

Vor einiger Zeit hörte man in unseren Blättern von einer lebensgefährlichen Augenverwundung des Schriftstellers Ganghofer, die sich aber nach und nach in weiteren Notizen als ein ganz harmloses Leiden herausstellte. Jetzt las man dieser Tage, daß der an der Front als Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" weilende Bernhard K. „sehr schwer" erkrankt sei. Dies wurde abgedruckt mit den Ausdrücken zärtlichen Bedauerns — in einer Zeit, wo Tausende ihr Blut vergießen, und unter weit härteren Umständen als ein Berichterstatter! Doch siehe — schon geht eine neue Notiz durch die Blätter, und der Fall Ganghofer wiederholt sich: „Die Erkrankung des Dichters Bernhard K., die wir kürzlich meldeten, stellt sich nach einer Mitteilung des „Berliner Tageblatts" erfreulicherweise nicht als so schwer heraus, wie unser Gewährsmann fürchten zu müssen meinte. K. war allerdings durch die Anstrengungen im Felde erkrankt und mußte sich zu einem Erholungsurlaub nach der Heimat begeben." (!)

Warum fallen selbst nationale Blätter, wie die „Tägl. Rundschau", auf solchen Unfug herein?! Z.

*

Verständnisvolle Bewunderung

Man sollte wohl zu der Annahme berechtigt sein, daß der Krieg mit der Bewunderung fremdländischen Wesens aufgeräumt habe. „Man täusche sich nicht", wird der „Deut. Tagesztg." mit Bezug auf einen Bericht des „Berliner Tageblatts" aus Saloniki geschrieben. „Er rührt von einem Herrn her, der sich Emil Ludwig nennt. Kurz vor dem Kriege hatte er sich als Begeiferer Richard Wagners herostratisch hervorgetan. Heute lesen wir nun seinen Sonderbericht und finden, daß er sein Deutschtum nicht äußerlich zur Schau trägt, da er

Digitized by Google

selber angibt, er habe in Saloniki die Engländer ‚als unerkannter Feind' beobachten können. Er muß eine Art Verwandlungskünstler sein, denn im Aufspüren der ‚Boches' haben unsere Feinde bisher eine erstaunliche Findigkeit bewiesen. Herr Ludwig bewundert nun die englischen Offiziere, ‚diese schönen rassigen Gestalten vom alten Oberst bis zum jungen Leutnant', die ‚Noblesse ihrer Haltung' — eine Noblesse, die besonders beim ‚Baralong' wieder überwältigend hervorgetreten ist — ‚ihre Würde', ihre Art ‚zu befehlen'; er läßt auf sich den Eindruck dieses ‚Herrenvolkes' wirken und gelangt zu dem Schlusse, ‚daß man ein Volk wie einen Menschen nicht deshalb verachten sollte, weil er die Kunst versteht, andere für sich arbeiten zu lassen'. Die Schätzung dieser Kunst, verbunden mit dem Lob, ist viel zu bezeichnend, als daß man nicht dabei verweilen müßte. Auch dem Feinde soll man Gerechtigkeit widerfahren lassen, jedoch nur, wenn Gegenseitigkeit verbürgt ist. So will es der Kriegsbrauch. Bis jetzt haben wir aber nur erfahren, in welch unritterlicher Weise deutsche Offiziere von den Franzosen und Engländern behandelt worden sind, und daß eine Besserung nur durch scharfe Gegenmaßregeln erzielt werden konnte. Und man könnte die der Rassigkeit gespendete Bewunderung allenfalls hingehen lassen, wenn nicht die Verunglimpfungen der deutschen Offiziere, wie sie vor dem Kriege bei uns gang und gäbe waren, unangenehm in der Erinnerung aufstiegen, und wenn die Tugend der Rassigkeit, die unseren deutschen Offizieren doch wahrlich in hohem Maße zu eigen ist, bei ihnen von den Ludwigen jemals anerkannt worden wäre. So etwas findet sich indes nur beim Ausländer, oder darf doch nur an ihm hervorgehoben werden. Den Engländern wird freilich diese Anbiederung sehr gleichgültig und kaum einer abwehrenden hochmütigen Handbewegung wert sein, denn sie sind ja das Herrenvolk. Schlimmer aber ist es, wenn dieser Sonderberichterstatter, der sich als Bevollmächtigter einer Großmacht zu fühlen scheint, die Kunst, andere für sich arbeiten zu lassen, in hohen Tönen preist. Gewiß, auch wir Deutschen sind leider mit so künstlerisch veranlagten Elementen durchsetzt, das hält uns aber nicht ab, nachdrücklich gegen diesen inneren Feind zu kämpfen, und vor allem wird gerade der gegenwärtige Krieg deshalb geführt, weil wir Deutschen nicht zu den Völkern gehören wollen, die für England arbeiten. Damit wir zu den Arbeitern für englisches Wohlergehen erniedrigt werden, hat England den Krieg angezettelt, und nun findet dieses Vorgehen allerfeinstes Verständnis und seine Rechtfertigung durch Herrn Emil Ludwig. Wären alle Deutschen derselben Meinung, so müßte man eine selbstmörderische Fernwirkung davon erwarten."

*

Deutsche Schande in großer Zeit

Zu dem Kapitel der auri sacra fames, das im Türmer so viele verdiente Beleuchtung gefunden hat, noch ein Beitrag, dessen trauriger Held sonstiges verdiente, als daß man es nur erzählt. An der Station Morteau, Departement Doubs, wird ein Französlein abgefaßt, das sich damit befaßt, aus der Schweiz Taschen- und Armbanduhren nach Frankreich einzuschmuggeln. Lauter höchst patriotische Uhren, die denn auch in der französischen Armee glänzenden Absatz fanden, mit Bildnissen des Generals Joffre, des Königs Albert, mit den Alliancewappen von Frankreich und Belgien, mit Allegorien der Revanche u. ä. m. Das französische Gericht in Pontarlier, das die verbotene Einfuhr abzustrafen hatte, brachte bei der Vernehmung heraus, daß außerdem noch eine Begünstigung des feindlichen Handels vorliege. Denn es ist ein Reichsdeutscher im schweizerischen Chaux-de-fonds, der durch den abgefaßten Agenten seine mit so gefühlsstarkem französisch-belgischem Patriotismus aufgemachten Uhren in den französischen Garnisonen und Schützengräben an den Mann zu bringen wußte.

Den französischen Mittelsmann hat das Gericht mit Zuchthaus, Geldstrafe und Beschlagnahme scharf genug zu packen vermocht. Gegen die Schäbigkeit dieses Deutschen gibt

Digitized by Google

es aber keine Mittel. Ob wenigstens die deutsche Gesandtschaft in Bern sich um den Fall bekümmern und den Namen des Edlen der öffentlichen Verachtung preisgeben wird??

Schon wegen der Franzosen und Schweizer wäre das zu wünschen. Es würde doch etwas der Meinung entgegentreten, die sich nicht völlig mit Unrecht über die Unbedenklichkeit des deutschen Geschäftshungers im Ausland gebildet hat. Ed. H.

*

Eine Abschüttelung

Im zweiten Dezemberheft (1915) wurde an dieser Stelle (S. 438) eine Kundgebung der „Deutschen Arbeitgeberzeitung" niedriger gehängt, die sich durch gröbliche, dazu völlig unveranlaßte Beleidigungen deutscher Gewerkschaftsführer als eine herausfordernde Verhöhnung des Burgfriedens darstellte. Der sozialdemokratische Abgeordnete Brandes brachte sie jetzt im Reichstage zur Sprache, und das war gut so. Denn es gab dem nationalliberalen Abgeordneten Stresemann, einem bekannten Vertreter industrieller Unternehmerinteressen, Gelegenheit zu folgender Erklärung:

„Wenn die ‚Deutsche Arbeitgeberzeitung' in dieser Zeit des Krieges und des Burgfriedens davon gesprochen hat, daß man den Industriellen nicht zumuten könne, mit Gewerkschaftsbeamten zu verhandeln, so schließe ich mich dem Bedauern des Abg. Brandes über diese Äußerung an, stelle aber auch fest, daß diese Zeitung nicht das Recht hat, in diesem Punkte im Namen der gesamten deutschen Arbeitgeberschaft oder der deutschen Industrie zu sprechen. Weite Kreise der Arbeitgeber haben schon mit Gewerkschaften verhandelt. Der Arbeitgeberschutzverband ist mit 70 % der Gewerkschaften zu einer Verständigung gelangt. Um so weniger war diese Zeitung berechtigt, durch diese Äußerung in die Reihen unserer Soldaten draußen eine solche Brandfackel zu schleudern und in so unerhörter Weise den Burgfrieden zu durchbrechen."

Diese Abschüttelung ist ebenso dankenswert, wie sie an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

*

Deutsche Weihnacht in Rußland

Der deutschen Kolonistenbauern in Rußland gedenkt Silvio Broedrich-Kurmahlen zum russischen Weihnachtsfeste:

Am 6. Januar war in Rußland mit seinem julianischen Kalender Weihnachtsfest. Wehe dem Deutschen, der es mit unserem Feste gemeinsam begangen hätte! So darf man annehmen, daß es in diesem Jahr gar nicht gefeiert werden wird, denn die Not und Sorge um die nächste Zukunft drängen alles andere zurück. Was soll aus den zwei Millionen deutschen Kolonistenbauern werden, die zum letztenmal Weihnacht in ihrem Heim verbracht haben?

An unserem Festabend, wo in allen Schützengräben in Ost und West und daheim in allen friedvollen Häusern die Lichterbäume strahlten, war der Zeitpunkt gekommen, der nach dem Enteignungsgesetz den Kolonisten, mit Ausnahme der Wolgakolonisten und der sibirischen, Haus und Hof nahm. Denn am 24. (10.) Dezember erfolgte die Beschlagnahme ihrer Höfe durch die Regierung, so hatte es der Zar in dem Enteignungsgesetz festgelegt. Die 600 000 Seelen an der Wolga und in Sibirien, die von diesem Gesetz zunächst nicht betroffen sind, erreicht jedoch mit Sicherheit dasselbe Schicksal, da die Regierungskommissionen schon seit Monatsfrist an einer Ausarbeitung tätig sind, die das Gesetz auch auf jene ausdehnt. Es ist gar nicht abzusehen, was für ein Elend das zur Folge haben wird. Heute weiß niemand von ihnen, wann sie den Hof und das schützende Dach werden verlassen müssen und wohin sie werden ziehen sollen, solange der Krieg wütet, denn sie sind ja zum größten Teil zu Bettlern geworden.

Und dabei bluten Söhne, Väter und Brüder, alle, die wehrfähig sind, in der russischen Armee und kämpfen für den Zaren, der ihren Herd seinen groß-

Digitized by Google

russischen Bauernhorden ausliefert. Das neue Jahr bringt zu dem namenlosen Leid, das dieses kerndeutsche Bauerntum empfindet, weil es gegen sein deutsches Stammvolk kämpfen muß, nun auch noch die herzzerreißende Sorge um die Angehörigen, die von ihrer in ehrlicher Arbeit im Laufe von Generationen erworbenen Scholle wie Aussätzige in die sibirische Einöde vertrieben werden, bloß weil sie „verfluchte Deutsche" sind.

An diese Heimgesuchten wollen wir denken, die um unseres Volkstums willen so unendlich Schweres leiden, und die doch so trotzig und fest zu ihm stehen. Man muß erlebt haben, wie nach der Schlacht von Tannenberg die Kunde von ihr und dem Helden Hindenburg von Kolonie zu Kolonie flog bis in das innerste Sibirien!

„Mag da werden, was wolle, wenn nur Deutschland siegt!" war der alles beherrschende Gedanke. Damals schon, als von Zwangsenteignung der Kolonisten noch gar nicht geredet wurde, stand es bei ihnen fest, daß nach dem Kriege keiner mehr in Rußland bleiben könne. Sie wollten alle verkaufen und nach Deutschland ziehen, jedenfalls fort aus Rußland, wo der deutsche Bauer gezwungen war, gegen Deutschland zu kämpfen.

Nun ist seither ihre Lage so unendlich viel schlimmer geworden; doch da tröstet sie eine Hoffnung. Sie meinen, das deutsche Volk, das die Polen befreit habe, könne doch zwei Millionen treue deutsche Bauern nicht im Stich lassen. Sie wissen, daß in Litauen und in den baltischen Provinzen, wo schon so viele von ihren Brüdern unter dem Schutz der Feldgrauen Weihnachten gefeiert haben, ein weites, menschenarmes Siedelungsland vom deutschen Volk erobert worden ist, wo nicht nur für sie, sondern für viele Millionen noch Raum und Land vorhanden ist. Ihr einziger Trost steht darauf, daß sie dort einst wieder unter eigenem Dach den Lichterbaum werden anzünden können. Geht das nicht in Erfüllung, dann bleibt ihnen nur der Untergang, aber das wird und darf nicht sein. Mag auch dieses Weihnachtsfest, das ihnen etwa 7 Millionen Hektar Land raubt, hart und trübe sein, die ruhige Zuversicht, mit der das Fest im Deutschen Reich gefeiert wurde, stärkt in ihnen die Weihnachtshoffnung auf Anschluß an die alte Heimat auf neuem Siedlungsland, dem Bollwerk der Heimat gegen Osten, auf dem Boden der ältesten deutschen Kolonie.

*

Rußland unter Vormundschaft

Man muß es den Engländern lassen: sie halten die Figuren ihres blutigen Marionettenspiels fest an der Strippe und lassen sie alle ihnen nur beliebten Posen, Sprünge und Tänze mit Eleganz ausführen. Nachdem sie kürzlich erst Italien durch Drohungen gezwungen haben, dem Londoner Abkommen beizutreten, ist es ihnen jetzt auch gelungen, das großmächtige Rußland unter ihre Vormundschaft zu bringen. Rußland hatte es übernommen, Rumänien und Bulgarien für den Vierverband zu pressen; als ihm das mißlungen war, sollte Sfassonow durch irgendein bedingungsloses Werkzeug des Verbandes abgelöst werden. Dem widersetzte sich aber das ahnungsvolle Gemüt Goremykins, — ihm dämmerte wohl, wohin die Reise gehen sollte. „Und so", berichtet Max Th. Behrmann der „Voss. Ztg.", „kam Grey auf den Gedanken einer ständigen Botschafterkonferenz, der nach langem Zögern nunmehr auch Rußland zugestimmt hat. Diese Konferenz hat ihren Sitz in Paris und besteht aus den Botschaftern Englands, Bertie, Rußlands, Iswolski, und Italiens, Tittoni, die sich jeden zweiten Tag unter Vorsitz des französischen Ministerpräsidenten Briand versammeln und, wie es in den von sämtlichen Regierungen des Vierverbandes unterzeichneten Instruktionen in wörtlicher Übersetzung heißt, ‚bezüglich aller Fragen der Politik des nahen Ostens, die eine beschleunigte Entscheidung erheischen', endgültige Maßnahmen beschließen und treffen. Damit ist die Führung oder auch nur Mitentscheidung in der Balkanpolitik den Händen Sfassonows entwunden und Iswolski wie die von ihm vertretene

Digitized by Google

russische Regierung tatsächlich aus jeder weiteren Balkanpolitik ausgeschieden. Den drei englisch-französischen Stimmen gegenüber bleibt er völlig machtlos, selbst wenn er auch noch die Stimme seines italienischen Kollegen erhalten sollte. Und eine ‚beschleunigte Entscheidung' läßt sich auf jede einzelne Balkanfrage anwenden. Rußland hat seine Rolle auf dem Gebiet der Politik des nahen Ostens ausgespielt."

Herrn Iswolski wird diese Lage vielleicht gar nicht einmal so unangenehm sein. Herr Iswolski ist nicht einseitig. Herr Iswolski hat außer den politischen immer auch noch andere „Interessen" zu schätzen und wahrzu„nehmen" gewußt.

Aber auch militärisch hat sich Rußland unter die Oberaufsicht französischer und englischer Vertrauensgeneräle gestellt. Was derartige „Militärmissionen" zu bedeuten haben, ist aus den Tagen der englischen „Mission" in der Türkei noch in unverblaßter Erinnerung.

* Gr.

Zum Besten ...

Es ist eine opferfrohe Zeit. Noch nie gab es so viele Vorträge, Konzerte, Aufführungen mit dem Zusatz „zum Besten der ... zum Besten des ..."

Durchaus vaterländische Zwecke. Hut ab vor ihnen. Vor den Zwecken nämlich. Vor den Darbietungen empfiehlt es sich, mitunter ein weniger kritischer zu sein.

Die Polizei hat zwar jetzt auch ein Auge. Darbietungen zum Besten des Roten Kreuzes, wobei es sich nachher herausstellt, daß mit knapper Not zwei Prozent vom Überschuß dem Roten Kreuz zufließen, läßt sie kaum mehr durch. Gar wenn besagter Reinüberschuß kunstvoll und rücksichtslos heruntergerechnet wird. Aber vor der Qualität des Gebotenen macht die Polizeikontrolle halt. Muß sie es machen. Ein Polizist mit geeichten Maßen für die Kunst ist nicht erwünscht.

Es bleibt nichts anderes übrig, als sich selbst zu helfen. Es geht nicht länger an, daß man ein jämmerliches Konzert nachsichtig beklatscht, weil vielleicht ein paar Märker davon für einen Hilfsfonds abfallen könnten. Daß man einem Vortragenden, der Blech beklopft, dennoch Beifall spendet, weil er am Ende seines Jammervortrags die Wacht am Rhein anstimmt. Ist draußen, wo Blut bereit ist, für das Vaterland zu fließen, eben dieses Beste gut genug, so auch in der Heimat. Essig oder abgestandene Limonaden „zum Besten" des Vaterlandes zu verzapfen, geht nicht an.

Auch unsertwegen nicht, die wir das Zeug genießen sollen. Das Märkchen, womit man die Erfahrung zahlen muß, kann man schließlich noch verschmerzen. Schwerer wiegt schon die Enttäuschung und die uns abgestohlene Zeit.

Wie also wird man sich nun helfen können? Genau wie vor dem Krieg: Man geht nicht hin. Oder wenn man hingegangen ist, indem man dem Darbieter seine Meinung so unmißverständlich zu erkennen gibt, daß ihm die Lust für Wiederholungen vergeht. Das ist nicht unpatriotisch. Das ist sicher mehr zum Besten des Vaterlands, als wenn man uns selbst in seinem Namen — zum besten hält.

*

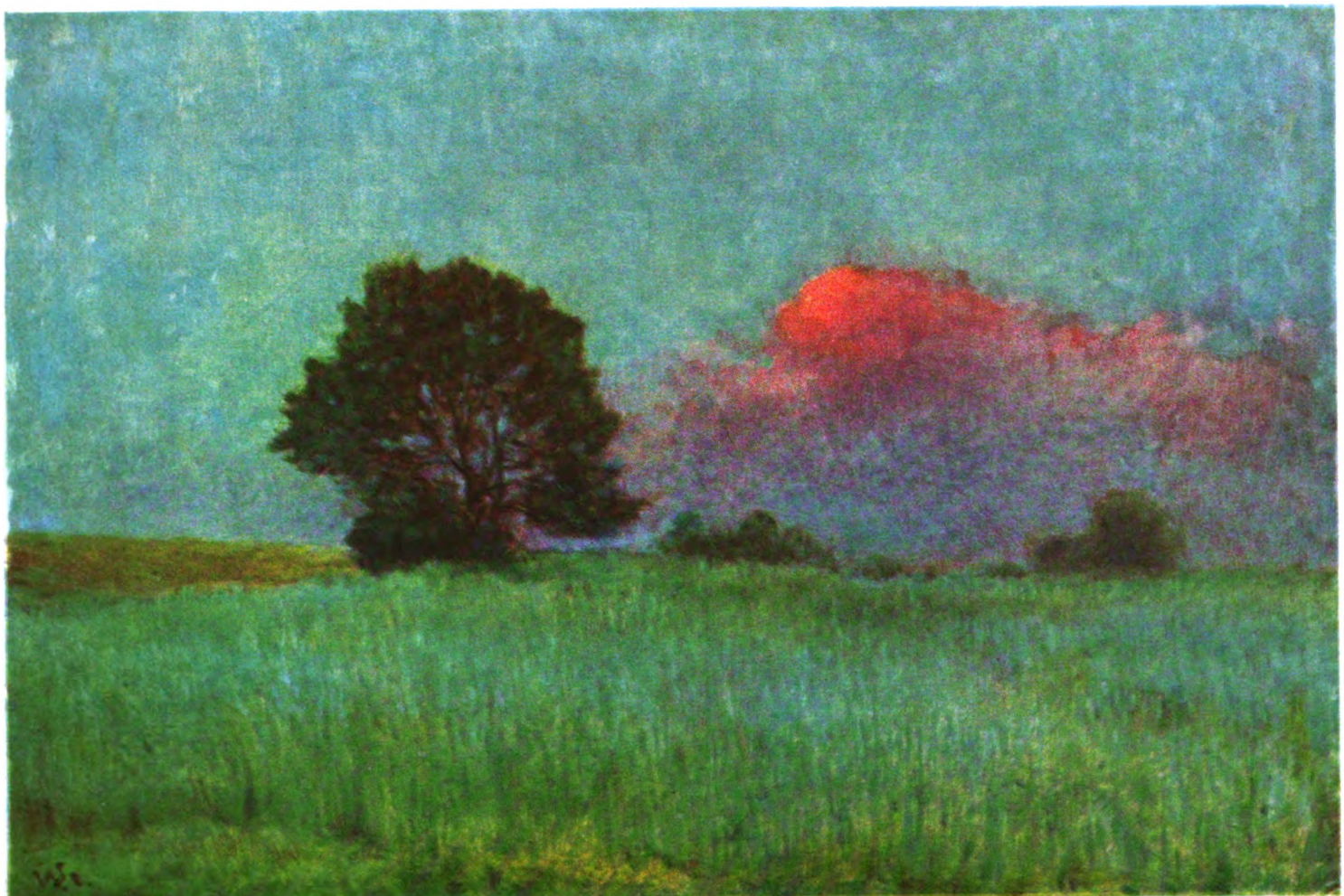
Den Nichtbewilligern!

Ein Sozialdemokrat — Alwin Sänger —, der in zwölf langen Monaten als freiwilliger Krankenträger und Krankenpfleger erfahren hat, „was Krieg, was dieser Krieg ist", schreibt in der „Chemnitzer Volksstimme" u. a.: „Was uns mit bitterster Nachdenklichkeit erfüllen mußte, da wir lasen: 20 haben gegen die Kredite gestimmt, das ist dies: Wenn wieder die Verwundeten kommen, wenn wir wieder die zahlreichen organisierten Kameraden und Genossen gesprochen und ihnen Speise und Trank und Linderung auf ihrem Schmerzenslager gereicht haben, dann müssen wir ihnen sagen: was wir euch geben können, wird von dem Geld bezahlt, das 20 von den euren nicht bewilligt haben."

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Abendwolke über dem Haferfeld

W. Steinhausen

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Zweites Februarheft 1916 Heft 10

Die Religion des Kindersegens

Ein vergessenes Kapitel

Von Professor Paul Feucht

Wir waren in Friedenszeiten schon recht weit abgekommen von der Religion des Kindersegens. Der Krieg aber, der große Lehrmeister, scheint zur Umkehr zu mahnen, wenn man jetzt nächstens auf Gassen und Straßen von Bekämpfung des Geburtenrückgangs, von Geburtenvermehrung als von einer Grundbedingung für des Volkes Bestand und Frieden reden hört; und — über diese Friedensbedingungen darf man ja reden und ist bereits sogar in jenem Berlin einig, wo sich noch dicht vor dem Kriegsjahr eine Massenbewegung für Geburtenrückgang ans Licht wagte, damals als in wiederholter Redeschlacht gegen kleinmütige Männer doch ein Weib das Herz auf dem rechten Fleck behielt: Klara Zetkin.

Wenigstens über Zweck und Ziel scheint man jetzt einig zu sein, nicht so sehr über Mittel und Wege. „Einwirkung auf den Willen zur Eheschließung und zur Aufzucht einer größeren Anzahl von Kindern", ferner: „Durchtränkung der Gesetzgebung und Verwaltung mit populationistischen (hm!) Rücksichten" — das sind wohl schöne Worte. Was dann aber von eigentlichen Vorschlägen berichtet wird, erinnert an die vergeblichen Versuche im alten Römerreich wie im neuen Frankreich. Mit seinem heillosen Geburtenrückgang hat sich endlich Frankreich dem

Digitized by Google

geburtenreichen Rußland in die Arme geworfen: der Russenpump ist Frankreichs künstlicher Geburtenersatz. Wäre Rußland kinderarm wie Frankreich, nicht eine Milliarde wäre nach Rußland geliehen. Was wird nun bei uns geschehen? Gewiß ist von all den vorgeschlagenen Mitteln der Volksgesundheit und -Vermehrung die Wohnungs- und Steuerreform das aussichtsreichste; und der deutsche Bodenreformbund z. B. sieht mit Genugtuung die neueste Bevölkerungspolitik in seinen alten Spuren wandeln. Aber das französische Volk, das besser wohnt und sich besser nährt als die Völker Rußlands, — warum ist es dennoch am Aussterben? Und warum wird es den Wortführern unseres Volkes auf einmal bange vor dem Westwind der Volksaufklärung, der medizinischen und rationalistischen, so bange, daß man, um den Ostwind der Volksvermehrung herbeizulocken, vorläufig — die Wetterfahnen auf Ostwind stellt?

Ach, das französische Volk stirbt nicht an der Armut, sondern an der Gottverlassenheit; und was dem deutschen Volk verloren zu gehen droht, ist nicht die Zeugungskraft, sondern die Religion des Kindersegens.

Träte heute so, wie es vor hundert Jahren geschah, ein Fichte mit Reden an die deutsche Nation auf, dieser Prediger der Wiedergeburt, so hat man schon gesagt, müßte heute schlechtweg von Geburten sprechen. Ja und nein. Auf hoher Warte der Völkergeschichte ginge er freilich vor allem ins Gericht mit dem Wahn, als ob Völker altern und sterben müßten wie Menschen; und im Geburtenrückgang fände er wohl das Symptom einer Volkskrankheit, von der wir uns schwerer erholen als vom Dreißigjährigen Krieg. Aber zur Genesung, ja zur Unsterblichkeit des Volkes wiese er, der „Atheist", doch keinen andern Weg, als den der Religion des Kindersegens, weil Religion lange vor allem Dogma oder Katechismus erfaßt und erfüllt war in der Verehrung für des Schöpfers Gebot: Erdsegen und Kindersegen. In diesen beiden Mächten ahnt und erkennt jedes gesunde Volk die höchsten Gaben der Schöpfung so unmittelbar und gibt den beiderlei Segnungen so willigen Ausdruck im Kult der Mütterlichkeit, daß von später „geoffenbarten" Religionen jener fromme Glaubensgrund immer vorausgesetzt ist, gleichwie die Natur vorausgesetzt von der Kultur.

Religion, ursprünglich und buchstäblich, bedeutet innige Verbundenheit mit den Lebensmächten der Schöpfung. Wo aber das Gift der Selbstsucht jenen Bund mit dem ewigen Schöpfungsgesetz angreift, da ist es Pflicht für die verantwortlichen Mächte der Zeitlichkeit, gegenüber dem Abfall vom Schöpfungsgesetz in einer denaturierten Gesellschaft solche Grundlagen wie den Kindersegen wieder zu Recht und zu Ehren zu bringen. Noch findet sich zwar kein Gebot des Kindersegens unter den sogenannten zehn Geboten, obwohl es für unsere Denkweise als Seitenstück zum Gebot des kindlichen Gehorsams so nahe läge. Sind aber nicht die Geschichten und Verheißungen des „Alten Bundes" um so voller vom Lob und Preis des Kindersegens als eines Unterpfandes für Familienglück und Volksgröße?

Es zeigen nun, so spräche ein Fichte, die Führer des Volkes ihre Berufenheit darin, daß sie den Abfall vom Schöpfungsgesetz beizeit erkennen und verhüten, und es wird der wahre Volksarzt zwar umsichtig genug sein, um das Übel

Digitized by Google

nicht aus einem Punkt kurieren zu wollen, sondern jeder Mitwirkung zur Volksgesundheit Raum zu geben, sei es Kampf gegen Tuberkulose oder gegen Alkohol oder gegen Syphilis, umsichtig genug also, um von leiblicher Volkskraft so vernünftig zu denken, wie die Religionsstifter der Geschichte selbst; aber er richtet an eine Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, an einen Verein für Volkswohlfahrt, an einen Bund für Mutterschutz, kurz an jedes Unternehmen für Volksheil die Hauptfrage: Wie bringen wir das ewige Schöpfungsgesetz vom Kindersegen zu neuer Wirkung in neuer Gestalt?

Von einem dreifachen Segen würde Fichte hier reden. Der erste Segen liegt schon in dem alten Schriftwort: Laßt uns Menschen schaffen, ein Bild, das uns gleich sei. — Der Akt, den der Schöpfer vorbildlich vollzog, um seiner selbst inne und seiner göttlichen Schöpferkraft froh zu werden, ist dazu bestimmt, auch den nachschaffenden Menschen zum Schöpferrang zu erheben, zu dem stolzen Bewußtsein, ins Leben und Weben der Schöpfung solche Bilder einzuweben, die ihm, dem Erzeuger, gleich seien und ihm verwandtes Leben entgegenquellen. Je zahlreicher diese seine Bilder und neuen Lebensquellen, desto lebendiger seine Wechselwirkung mit der gesamten Schöpfung, desto höher erhebt sich des Erzeugers Dasein und Bewußtsein über die Enge der Zeit und des Raums und des vergänglichen Leibes zum freudigen Mitbesitz aller Güter und Kräfte der Ewigkeit. Und was ein kindlich Volksgemüt in Einfalt nur ahnt, das kehrt zwar nicht dem Verstand der Verständigen, aber der Schaffenslust des rechtschaffenen Volksgenossen wieder als Religion des Kindersegens.

Bei all den Reden des achtzehnten Oktober und der folgenden Woche, den Reden von Fruchtbarkeit und Geburtenvermehrung und Volkszuwachs, vermissen wir ein solches Wort vom Kindersegen. Wem die bloße große Zahl der Volkskinder genug tut als Gewähr der Volkserhaltung, der mag die Friedensbürgschaft im Findelhause suchen. Wir vermissen ein Wort des Inhalts, daß für echte und gerechte Eltern die Kinder von der Geburtsstunde an ein Segen, ein unschätzbares Mittel eigenen Wachstums an Seelen- und Geistes- und Willenskraft sind. Ihr Wortführer des deutschen Volkes, die ihr jetzt mit Gottes Hilfe über den Wert des Volksnachwuchses für den Volksbestand einig seid, erkennt ihr nicht, daß Mann und Weib sich zur Kindererzeugung kaum je zusammentun mit der Absicht aufs Gemeinwesen, vielmehr einzig mit der Absicht auf sich selbst? Oder soll das Wort vom Kindersegen und seine Deutung vorbehalten bleiben der Kirchenpredigt und — dem Beichtstuhl?

Führt nun ja der Schöpfertrieb, der Trieb der Selbsterhaltung durch Selbstentfaltung den Menschen zur menschlichen Gesellschaft mit Einrichtungen des Gemeinnutzens und Gemeinschutzes, ist also nur erst dieses Gemeinwesen für uns die Erfüllung des Schöpfungsplanes, so steht über dem Naturgebot der Kinderzeugung in hoher Würde das Vernunftgebot der ehelichen Kinderaufzucht; mit anderen Worten: es wird innerhalb dieses Schöpfungsbaues, den das Volk in Staat und Gemeinde aufgerichtet hat, derjenige erst seines Kindersegens ganz gewiß, der mit solchem Segen wirbt um den Segen für das Gemeinwesen und um Segen von dem Gemeinwesen.

Digitized by Google

Segen fürs Gemeinwesen zunächst und als zweite Offenbarung des Kindersegens! Der elterliche Kindersegen wird zum Segen fürs Gemeinwesen mit der Stunde der Erwerbs- und Wehrfähigkeit des Kindes oder mindestens erst mit der Schulfähigkeit. Für eine solche Gabe an die Volksgemeinschaft ist Vater und Mutter schon durch den Elternstolz belohnt; gekrönt ist nun alle bisherige Segnung, die ihnen durch ihre Kinder ward, und sie tragen diese Krone ihr Leben lang. Höchster Segen und höchste Weihe der Vaterschaft und Mutterschaft liegt in der Darbringung des Kindes zum Opfertod fürs Gemeinwesen! Soll der Mythus vom Vater Abraham und seiner Bereitschaft, den Sohn auf des Schöpfers Geheiß zu opfern, erbaulich gedeutet sein, so sei er's durch die Religion des Kindersegens: Abraham ist zum Stammvater des großen Volkes ersehen. Seine Stammvaterprüfung bestand er damit, daß er bereit war, für die Schutzmacht des Volkes den Sohn zu opfern. Solches Vaters Nachwuchs ist mit der höchsten Fähigkeit der Fortpflanzung, mit Religion des Kindersegens erblich — begnadigt. Dem denket nach, ihr Väter und Mütter unserer Krieger! Diese Religion des Kindersegens hebt hoch empor über den Wahn vom „Segen des behaglichen Wohlstandes", einem Kadaversegen, womit das Zweikindersystem die Familien und die Völker um den lebendigsten Segen der Schöpfung betrügt.

Das dritte Wort von der Religion des Kindersegens ist aber dies: Gleichwie Vater und Mutter mit dem Segen an Kindern auch die Verpflichtung zur Gegenleistung, zum Aufwand an Kraft und Vermögen auf dieser ihrer Kinder Fortkommen übernehmen, so hat das Volk und Vaterland, das den Segen frischer Nähr- und Wehr- und Lehrkräfte an Kindern durchs Verdienst der Väter und Mütter empfängt, die väterliche und mütterliche Pflicht der Gegenleistung, des Gegensegens. Ist nun diese Pflicht bisher erfüllt? Und wenn sie ja freilich so erfüllt scheint, daß einer wie der andere Bürger und Volksgenosse den Schutz und Nutzen von unserer Staatsordnung hat, ist das der eigentliche Gegensegen für den Kindersegen? Oder hat es nicht vielmehr bis auf diese Stunde an dem, was eine Gegengabe von seiten des Gemeinwesens wäre, so sehr gefehlt, daß der Stand der Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit „im Segen stand"? Von Steuerabwälzung und Vermögensvorteilen wollen wir lieber nicht mehr reden. Kam dergleichen in den fetten Jahren nicht einmal, so kommt es vollends nicht in den mageren; und ohnehin hat uns die Vergleichung Frankreichs mit Rußland mißtrauisch gemacht. Was kümmern sich überdies zahlreiche begünstigte Schichten bei ihrer Schätzung des Kindersegens um so eine Steuerverschiebung? Solche Finanzkünste leiden an dem Gebrechen, woran alle öffentliche Geldsatzung in Lohn und Strafe, vorab die gerichtliche Geldstrafe, leidet: den großen Beutel rührt sie wenig; der Rechtsweg oder Gnadenweg in diesem Stück bleibt ein Armenweg. Nein! Das ganze Deutschland soll es sein, an das der Gesetzgeber sich wende, sofern ihm hier eine Aufgabe zufällt. Was den Mann zur Ehe und ehelichen Vaterschaft als der Grundlage aller Gesellschaftsordnung erziehen soll, dieses Hauptstück staatsbürgerlicher Erziehung werde eben gesetzlich in die Ehe selbst hineingelegt als ein leuchtender Rechts- und Ehrengewinn von unzweifelhafter allgemeiner Erreichbarkeit, als ein Vorrecht, ein Pluralrecht des Ehemanns und Vaters vor dem Ehelosen und Kinder-

Digitized by Google

losen, als ein Gegensegen des Gemeinwesens nicht für die bloße Geburten- und Kinderzahl, sondern für den dargebrachten reifen Kindersegen. Deutlicher noch: wie der Erzeuger und Erzieher des Kindersegens Bürgschaft leisten hilft für des Gemeinwesens Bestand in Krieg und Frieden, so leiste dieses Gemeinwesen hinwiederum Bürgschaft für die Erneuerung jenes Kindersegens durch seinen Gegensegen an Ehrenrechten. Nicht Strafe und Schande fürs Versäumnis, sondern Lohn und Ehre fürs Verdienst wirkt, wie in aller Erziehung, so in der Erziehung des Staatsbürgers den reinsten Willen. Wie könnte sich aber dieser Ehrenlohn besser darstellen als durch gesteigertes Recht des Wählens und Entscheidens in öffentlichen Angelegenheiten: durchs bürgerliche Pluralwahlrecht?

Bei Wahlreformen neuerer Zeit hat man es mit Pluralrechten des Besitzes, des Alters, der Bildung versucht. Das Volk hat mit Grund in solchen Pluralwahlrechten eine Volksfeindlichkeit gesehen. Wahrhaft volksfreundlich ist aber noch nicht einmal das allgemeine gleiche Wahlrecht, wie wir es für den Reichstag haben. Volkstümlich ist das Recht in dem Maß, wie es die Kräfte der Volkserhaltung weckt und stärkt nach dem Gesetz alles organischen Lebens: je wirksamer das Organ, desto vornehmer im Organismus. Vom Westen ist uns die starre Mechanik der Wahlrechtsgleichheit gekommen mit demselben Zephir, der uns die Mechanik der Ehescheu und der Zweikinderehe anfäuseln und die Religion des Kindersegens nehmen will. Was rühmen wir viel von deutscher Organisation, wenn sich nicht durchs Pluralrecht des Kindersegens die Wahlgesetzgebung über die Mechanik zur Organik erhebt?

Ist der Grundgedanke erkannt und anerkannt, so beantworten sich unschwer die Nebenfragen nach der Bemessung des Pluralrechts und nach etwa abzuleitenden Ehrenrechten. Aus der Fülle der Bezüge nur noch ein Dreifaches: Die Gründung des Pluralrechts auf weiblichen wie männlichen Kindersegen bringt Klärung in umwölkte Gebiete der Frauenbewegung. — Adoption ferner, leider eine Seltenheit in unserer Gesellschaft, käme durchs Pluralrecht des Kindersegens zu neuem Ansehen und könnte dem Gemeinwesen einen Teil des Aufwandes auf Waisenversorgung ersparen. — Die Aussicht auf Pluralrecht wäre desgleichen ein Antrieb zur Legitimierung vorehelicher Kinder.

Hedin in seinen begeisterten Berichten über die deutschen Heere legt das ergreifende Zeugnis von den deutschen Landsturmmännern ab: „Sie wissen, was es gilt. Je mehr Kinder sie dem Vaterland geschenkt haben, desto wichtiger ist's für sie, daß Deutschlands Freiheit und zukünftige Größe gesichert werde." Dieses Urteil verdient Rechts- und Gesetzeskraft für Friedenszeiten, für alle Zeiten. Was es dem Volk und Vaterland zu raten und zu tun gilt, das haben noch immer am gewissenhaftesten die Familienväter verantwortet. Je mehr teure Seelen ihnen anbefohlen sind und je mehr Stimmengewicht sie für deren Wohl gleich als fürs Gemeinwohl in die Wage zu legen hätten, um so mehr wären sie gefeit gegen Schlagworte und Hetzreden, denen die Unverantwortlichen und Grünen gerne beifallen, wären erhaben aber auch über die Parteiverblendung, die im Gegner gleich den Vaterlandslosen sieht. — Und wenn nach dem allgemeinen Schöpfungsgesetz die Erzeugten den Erzeugern ähnlich werden, so wäre im Reichstag, wäre

Digitized by Google

in irgendwelcher Volksvertretung, die aus der Wahlordnung des Kinderſegens hervorginge, eine überwältigende Mehrheit ſicher für eine jede Regierung, die es verſteht, auf die Gerechtigkeit den Frieden und auf die Verantwortlichkeit die Freiheit zu gründen.

Deutſchland · Von Ernſt Ludwig Schellenberg

Deutſchland, Vaterland, Heiligtum,
Wie ſoll ich dich benedein?
Nie empfand ich ſo tief den Ruhm,
Dein ärmſter Sohn zu ſein!

Draußen auf tobender Walſtatt rollt
Unſrer Geſchütze Gewalt;
Hier fließt ſegnendes Abendgold
Über den rauſchenden Wald.

Draußen ſind Tauſende, Mann an Mann,
Zu eiſerner Wehr beſtellt;
Hier führt der Bauer ſein müdes Geſpann
Über das trächtige Feld.

Draußen, wo dunſtig der Tag verſchied,
Trommeln, Trompetenſtoß;
Hier ſingt die Mutter ein Abendlied
Und wiegt ihr Kind im Schoß.

Deutſchland, Vaterland, Heiligtum,
All mein Fühlen ſei dein!
Nie empfand ich ſo tief den Ruhm,
Dein ärmſter Sohn zu ſein.

Zwiefach biſt du erhöht und geweiht,
Auch am härteſten Tag:
Gott gab dir fröhliche Gläubigkeit
Und Kraft zu dröhnendem Schlag!

Digitized by Google

Von draußen

Von Josephine H. Nebinger

Sie hatten ihr Vorleben nicht vergessen. Aber es lag weltenweit hinter ihnen, trat nur manchmal wie eine ferne Insel aus dem Nebel hervor, der zwischen der Stunde und dem Ehemals lag. Sie waren Nebenmänner, die zwei gleichgroßen Feldgrauen. Der eine Werkführer in einer Maschinenfabrik, überzeugter Genosse, der andere Oberlehrer, Altphilologe. Vom Rhein der eine, von der Elbe der andere. Gediente Leute alle beide, und beide dem Sein und Geschehen gegenüber auf den gleichen Sehwinkel eingestellt. Dem einen war Gehörtes und Gelesenes auf Treu und Glauben zur Weltanschauung, zur fanatisch vertretenen Überzeugung geworden. Der andere hatte sein Bild der Welt auf dem Wege der Wissenschaft erworben. Jeder von ihnen schwur auf die Materie als Wesen und Selbstzweck des Weltganzen. Man lebte, man starb — man sank zurück in die Leidlosigkeit des Nichtbewußtseins.

Nicht als ob sie sich des näheren hierüber ausgesprochen hätten — — ein Wort nur, ein Blick, ein Achselzucken, und man hatte gewußt, daß man in der gleichen Richtung dachte im Gegensatz zu ein paar Kameraden im gleichen Abteil auf der Fahrt nach dem Osten.

Die Mauern, welche eine andere Umwelt, eine andere Erziehung und Lebensform in Friedenszeiten zwischen die beiden Menschen gestellt hatte, gab es nicht im Krieg. Man stand in Reih und Glied, war Kamerad und du, war Bauer in dem Riesenschachspiel dieses Weltkrieges. Die Ichbetätigung war in bestimmte Grenzen gebunden. Im übrigen wurde man geschoben, leider nicht körperlich. Was an den Beinen herauszuholen war an Marschleistung, wurde herausgeholt. Alle Hochachtung vor diesen feldgrauen „Untertanen". — —

Zurzeit wurde mit verstärktem Druck „geschoben". Daß Väterchens Reich groß war, hatte man gewußt. Aber wie groß es war, fing man erst jetzt an zu begreifen. Man marschierte Tag und Nacht, marschierte wie wahnsinnig, war kein Mensch mehr, nur ein Laufwerk, und man klebte immer noch am Rande dieser schrecklichen russischen Landunermeßlichkeit. Rund herum eine endlose Weite unter dem fahlblauen Septemberhimmel, und dahinter endlose Weiten, die man nicht sah, aber die man fühlte, wie man nachts am Meere stehend seine Unendlichkeit fühlt — —

Jäh, ein schlagendes Wetter, war dieser Krieg losgebrochen. Ehe man recht zur Besinnung darüber gekommen war, hatte man selbst im Kriegswirbel dringesteckt, und marschierte nun schon seit vierzehn Tagen hinein nach Rußland. Gegen einen Feind, den man noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Den armen Ostpreußen hatten die Russen böse Schläge zugefügt. Danach waren böse Tage über die Russen gekommen. Die ungeheure Menschenwelle war wieder zurückgeflutet. Aber nicht, um zu verlaufen. Nur um sich zu sammeln, um mit neuer Gewalt aus dem Hinterhalte hervorzubrechen. Wo? Der Mann in Reih und Glied wußte es nicht. Er marschierte, marschierte, und wußte nur,

Digitized by Google

daß einmal die Stunde kommen mußte, wo es statt des Marschbefehls heißen würde: „Das Regiment greift an.“

Man fühlte das Näherkommen dieser Stunde, hörte sie drohen im Wind, der nachts durch die Dunkelheit keuchte und seufzte wie ein halbwaches Ungeheuer, hörte sie drohen in dem dumpfen Ferngewitter zeitweiligen Kanonendonners.

„Eine verfluchte Sache, dieser Krieg“, sagte der Oberlehrer. Ein kurzer Schlaf hatte ihn erquickt. Er hob das Handgelenk und sah nach der Uhr im Lederarmband. Schon zwei Stunden Rast. Sybaritisch! Die Wiese mit der warmen Spätsonne darüber bot ein trocknes Lager. Auf dem weichsten Federbett hätte man nicht so sanft geruht ... Wenn nur der unbescheidene Magen nicht geknurrt und gemurrt hätte ...

„Die Völker hätten ihn verhindern müssen“, brummte der Nebenmann und lutschte an einem Grasstengel.

„Warum haben sie's nicht getan?“

„Die Gewalt ist bei den Wenigen, die diesen Krieg gewollt haben.“

„Und wenn die Gewalt bei den Massen gewesen wäre?“

„Dann hätten wir keinen Krieg.“

„Kann sein, kann nicht sein. Was ist, ist aus Notwendigkeit. Ursache und Wirkung. Das ist nun mal das Gesetz der großen Weltmaschine. Und wer unter die Räder fällt, wird zermalmt.“

„Sehr tröstlich“, bemerkte der Werkführer, an seinem Stengel weiterlutschend.

„Bist du verheiratet?“

Die Abwesenheit des Trauringes besagte nichts. War bei vielen Kriegsvorsicht. Man wußte, daß die Fledderer kurzen Prozeß machten. Wenn der Ring sich nicht glatt abstreifte, mußte der Finger mit.

Der Werkführer blinzelte von der Seite her über seinen Nebenmann. Sozusagen die erste Frage, die zurückgriff in das, was im Nebel des fernen Ehemals versunken war. „Nein. Und du?“

„Ich auch nicht.“

„Na, dann kann uns ja einerlei sein, was kommt.“ Es klang trotzig.

„Könnte uns einerlei sein — — ist uns aber nicht einerlei! Auch ohne Frau und Kind. Der Mensch hängt nun mal am Leben.“

Der feldgraue Werkführer schob die Mütze aus der Stirn. „Stimmt. Krieg, Leben und alles eine verfl— Sinnlosigkeit, aber eine angenehme, solang es dem Zweibein gut geht. Darum hängt man dran.“

„Ja. Darum hängt man dran.“

Schweigen zwischen den beiden. Über der wie mit einem feldgrauen Teppich zugedeckten Wiese schwebte ein an- und abschwellendes Wortgesumm, das plötzlich nachließ. Ein Schatten zog über die Wiese. Er kam von einem Flug Raben, der schwarz und still durch die Luft strich.

„Unsere Vorboten. Sie fliegen hinein nach Rußland“, sagte der Werkführer, in die Höhe deutend.

Viele Augen hingen an dem dunklen Zug, bis er verschwunden war.

In der Ferne fing es wieder an zu grollen. Man wußte nie, woher der Ton

Digitized by Google

kam. Er verfing sich unter der riesenhaften Himmelsglocke, die aus der Unendlichkeit herauswuchs und ihre Rundung über die Erde stülpte.

Immer war ein seltsames Aufhorchen in den Herzen, wenn die dumpfen Schläge mit dem hallenden Nachzittern durch die Luft flogen.

„Gilt es mir oder gilt es dir?" Heute noch dir — morgen vielleicht schon mir — —

„Man ist ein andrer Mensch, wenn das Brummen losgeht", sagte der Oberlehrer mit einer kleinen halbkreisförmigen Handbewegung nach Osten.

„Stimmt. Man ist ein andrer Mensch. Es ist alles anders. So — so — als ob man gespielt und geträumt hätte zuvor. Als ob man jetzt erst wach wäre —".

Der Altphilologe sah den Sprecher an. Mit einem heimlichen Staunen. Der Mann hatte soeben gesagt, was er selbst gedacht hatte.

Spiel und Traum war das Leben bisher gewesen. Auch die Arbeit noch Spiel — an dem gemessen, was jetzt als „Arbeit" geleistet wurde. Man war hineingeworfen in eine andere Ordnung der Dinge. Weit dahinten in dem Nebel die zerflatternden Spinnweben ehemaliger Wichtigkeiten und Unentbehrlichkeiten, das Tändeln mit dem Ich und dem Leben — jetzt lebte man in der Urform des Seins. Willenlos mit höchster Anspannung des Willens unter dem unentrinnbaren Zwang. Man stand noch unter den Bedingungen des früheren Lebens: Man mußte essen, mußte schlafen, und man bewegte und benahm sich der angelernten Gewohnheit entsprechend — aber man war ein anderer. Alles war anders. Man gehörte nicht mehr sich selbst. Da war eine unsichtbare Macht mit einer unsichtbaren, eisernen Hand — — da gab's kein Entrinnen. Da gab's nur einen Weg. Und ein Seltsames dabei: Der Weg war ohne Ende. Die Sattheit und Sicherheit des Lebens hatte dieses Wissen zugedeckt. Seit man nicht mehr satt wurde, sich nicht mehr der nächsten Stunde sicher fühlte, herausgerissen war aus den engen Wänden, sein Heim unter freiem Himmel hatte, die Erde zum Lager, die Sterne darüber, und den dumpfen Singsang des Todes im Ohr, da hatten gemiedene Denkgebiete sich aus ihrem Dunkel gehoben, und aus schweren Traurigkeiten hatte sich ein neues Wissen ans Licht gerungen: Man mußte weiter, auch wenn die Erde das Herzblut getrunken hatte und der Leichnam in die Erde hineingestampft war von Hufen und Rädern. Man mußte weiter — — — das war nicht das Ende. Ob sein Nebenmann das auch erfaßt hatte? Der Oberlehrer sah ihn grübelnd an, aber er stellte keine Frage.

Das ferne Gewitter zog langsam näher. An diesem selben Abend noch standen sie mitten darin.

Da hörte jedes Besinnen auf. Die Erde spie Feuer und Tod. Die Luft spie Feuer und Tod. Und dabei ein Brüllen und Tosen, daß der ganze Mensch von Schmerz und Qual zerbleut wurde. Und in dem schaurigen Gebrüll ein stechendes Singen und Pfeifen. Es stach wie Höllennadeln hinein in die Ohren — — —

Eine gellende Stimme dicht neben dem Oberlehrer: „Ach bleib bei uns, Herr Jesus Christ — —", ein wilder Schrei hinterher.

Weiter! Kein Blick zurück. Hinwerfen. Schießen! Auf die springenden Punkte, die näherkamen und wuchsen! Zielen — abdrücken — ganz mechanisch.

Digitized by Google

Keine Furcht, keine Müdigkeit in dem rauchgeschwärzten, blutbeschmierten Mann. Nur das Muß war lebendig, trieb und peitschte ihn. Weiter — weiter — ohne Ende — Und da war plötzlich ein Rauschen in ihm, eine Helle, eine Leichtigkeit, ein Voranstürmen, ein Doppelsehen, ein herrliches Freisein — Und dabei ging's mechanisch weiter: Zielen, abdrücken — dann der Ruck des Ladens und wieder fünfmal nacheinander zielen, abdrücken — — Aber die furchtbare Wirklichkeit war versunken. Vergessene Worte wurden wach in ihm, blitzten auf wie Sonnen in tiefster Nacht ... Zielen, abdrücken — weiter, weiter, ohne Ende — —

Aber es nahm doch ein Ende. Der Abend kam. Es wurde still. Das Regiment — das, was übriggeblieben war davon — sammelte sich.

Dann Spatengeklirr und das Poltern aufgeschaufelter Erde. Schwere, bittere Nachtarbeit ... Ein Vaterunser, von einer müden, klanglosen Stimme gesprochen. Und danach aus dem dunklen Haufen Männer eine starke, weittönende Stimme: „Der Geist aber fährt auf zu Gott, der ihn gegeben."

In die Stille der sternfunkelnden Nacht stiegen die Worte und verhallten.

Und dann mit schwerem Schritt in die Ruhestellung.

Die Nacht war kühl. Der Oberlehrer hatte die geschrammte Hand verbunden. Dem Werkführer war nur die Helmspitze weggeschossen. Ein paar Bissen Brot als Mahlzeit. Und dann auf die Erde geworfen. Todmatt, unfähig, noch ein Glied zu rühren. Die Augen fielen ihnen zu. Ach, schlafen, vergessen, was vor den brennenden Augen noch immer als Höllenbilder herumwirbelte. Aber das riß und zuckte in den Nerven, jagte Schauer um Schauer über sie hin.

Von den zwei Nebenmännern fühlte einer des andern Wachsein.

Und jetzt ein leises Stammeln dicht am Ohr des Oberlehrers: „Du ... es gibt keinen Tod — — Die Kugel trifft, wen sie trifft — aber das Leben trifft sie nicht — das — das andere Leben trifft sie nicht! Ich hab's gefühlt — — ich war nicht in mir heut' — — nur ein dünnster Faden war noch zwischen mir und meinem Körper — Ich hab' die Kugel gesehen, die ihn zerreißen sollte — sie ist vorbei gegangen — — ich mußt' wieder zurück — — Jetzt ist alles anders — — jetzt ist mir alles recht — — Ich wollt' gescheit sein und war dumm — — Ich red' nicht irr' — aber ich weiß, was ich weiß. Du weißt es auch — du hast es über die Toten gesagt — — sie sind nicht tot — —"

Der andere wollte sprechen, aber die furchtbare Erschöpfung erstickte das Wort in ihm. Stumm tastete er nach der Hand seines Nebenmannes und drückte sie.

Digitized by Google

Die Einbuße der englischen Handelsflotte · Von Konteradmiral z. D. Kalau vom Hofe

Nach den Behauptungen der britischen Admiralität durften die englischen Reeder bei Ausbruch des Krieges des Glaubens sein, daß nach einer geringfügigen Beunruhigung der Seeschiffahrt durch einzelne deutsche Kreuzer, denen es gelingen sollte, den verbündeten Kreuzerscharen zeitweilig auszuweichen, das Weltgeschäft wie im Frieden sich vollziehen würde, daß besonders die Ein- und Ausfuhr Englands durch die gewaltige Kriegsflotte vor jeder Störung bewahrt bleiben würde. Mit wenigen Ausnahmen war die ganze seefahrende Welt dieser Meinung; was man erwartet hatte, drückte ein Spezialtelegramm des „Globe" vom 7. August 1914 aus: „Kaisers Schlachtschiffe zerschmettert von Briten, 19 Schiffe gesunken oder gekapert" (die bekannte Zahl unserer Dreadnoughts). Daß und weshalb dies nicht geschah, warum sich die englische Flotte mit Siegeszuversicht seit 18 Monaten im hohen Norden verborgen hielt, soll uns jetzt nicht interessieren; die ganze Welt erblickt darin das Eingeständnis, daß die englische Seemacht nicht riskierte, mit der deutschen Flotte den Entscheidungskampf aufzunehmen, der, bei günstigem Verlauf für die englische Flotte, zum hermetischen Abschluß aller deutschen Häfen, zur Zerstörung der dortigen Kriegswerften und Flottenstützpunkte hätte führen müssen, aus denen dann keine deutschen Unterseeboote oder Minenleger mehr in See gegangen wären. Das durch diplomatische Rücksichten beeinflußte wenig kriegerische Verhalten der englischen Flotte hat die weitere jedenfalls unbeabsichtigte Wirkung gehabt, die wirtschaftliche Lage Englands und seiner Verbündeten, im besonderen ihrer Handelsflotten, gründlich zu verschlechtern.

Das Vertrauen in die Überlegenheit der englischen Seemacht und in die „Schlauheit" der englischen Admiralität war so groß, daß es dem Ersten Lord Mr. Churchill immer gelang, die durch den „Emdenschreck" und die Kühnheit der deutschen Kreuzer scheu gewordene Reeder- und Handelswelt zu beruhigen. Das „Unerwartete" hatte die Londoner Börse nervös gemacht; die Frachten und Versicherungsprämien gingen schnell und unverhältnismäßig zu der bestehenden Gefahr in die Höhe.

Der Laderaum der Handelsdampferflotte Englands betrug bei Kriegsausbruch etwa 45 % des Weltfrachtraums, welcher die Summe aller Laderäume der Dampfer aller seefahrenden Nationen darstellt. War der Weltfrachtraum mit 26 Millionen Registertons zu bemessen, so belief sich der englische Anteil daran auf 12 Millionen Registertons; dagegen war der Anteil der deutschen Handelsflotte durch 11 % des Weltfrachtraums und 3 Millionen Registertons bestimmt, woraus sich wieder ergibt, daß die englische Handelsdampferflotte etwa viermal größer war als die deutsche. Bis Ende des Jahres 1914 wurde durch die direkte Einwirkung der deutschen Kriegsschiffe die feindliche Handelsflotte um 131 Dampfer mit zusammen 277 834 Registertons vermindert, ein Verlust,

Digitized by Google

der an sich nicht erheblich zu nennen war, da er etwa 2 % des englischen Frachtraums und etwa 1 % des Weltfrachtraums betrug, der aber, wie noch gezeigt werden wird, infolge der von der britischen Admiralität zur Erdrosselung des deutschen Handels und zur Abwehr der deutschen Offensive zur See ergriffenen Maßnahmen dazu beitrug, die Schwierigkeiten des englischen Handels dauernd zu vermehren. Mit Kriegsbeginn war die deutsche Handelsflotte für die Bewältigung des internationalen Warenaustausches in Fortfall gekommen, und wenn auch ein Teil dieser Schiffe vom Feinde in Besitz genommen und seinen Zwecken dienstbar gemacht werden konnte, so dürfte er gerade ausgereicht haben, um den Verlust an Schiffsraum auszugleichen, den die englische Handelsflotte durch den Abschluß des Schwarzen Meeres, der Ost- und Nordsee erlitten hatte, indem ihre dort befindlichen Schiffe durch die Kriegserklärung der Verfügung ihrer Reeder entzogen wurden. Obwohl das Fehlen des deutschen Ladungsraums wegen des gleichzeitigen Darniederliegens des deutschen Überseehandels zunächst dem internationalen Handel keinen Schaden verursachte, im Gegenteil die unbeschäftigten Dampfer aller Nationen gern die deutschen Dampfer ersetzten, die bisher fremde Güter transportiert hatten, so wurde die eingetretene Beschränkung des Weltfrachtraums im Zusammenhang mit anderen Kriegsumständen später doch recht fühlbar.

Die Beanspruchung der englischen Handelsflotte zur Verwendung als Hilfskreuzer und für den Transport des Expeditionskorps nach dem Festlande, sowie für die Heranziehung von Kolonialtruppen nach dem europäischen Kriegsschauplatz war durchaus erträglich gewesen; erst die unerwartete Ausdehnung des Krieges, die Notwendigkeit, die immer stärker werdenden Bedürfnisse der kämpfenden, an Zahl sich vervielfachenden Heere zu befriedigen und die Verbindung mit ihnen gegen deutsche Angriffe zur See dauernd zu schützen, zwangen die englische Admiralität zu einer empfindlichen Inanspruchnahme bis zu einem Fünftel der englischen Dampferflotte und mehr als der Hälfte der Fischdampfer und der für den Hafenverkehr benötigten Schlepper und Hilfsfahrzeuge. Als eine schwere Last erwies sich nun die Versorgung der bei den Orkney-Inseln stationierten Hauptflotte mit Kohlen, Proviant und sonstigem von den im Süden Englands gelegenen Hauptkriegshäfen her, die Aufrechterhaltung der Aushungerungsblockade und der Schutz der Zugänge aller englischer, nicht für den Verkehr überhaupt geschlossenen Handelshäfen vor den deutschen Unterseebooten und Minendampfern. Dazu kam dann noch das Dardanellenunternehmen, das nur durch weitere Heranziehung von hauptsächlich englischen und französischen Dampfern aus dem internationalen Verkehr unterhalten werden konnte. Allein 42 große Passagierdampfer waren für den Lazarettdienst und Verwundetentransport der auf der Gallipoli-Halbinsel kämpfenden Truppen nötig. Ende November 1915 waren 2000 englische Dampfer für Transporte von Truppen und Vorräten gemietet, weitere 2300 Dampfer aller Größen waren in Hilfskriegsschiffe umgewandelt. Von den allerdings erheblich schwächeren Flotten Frankreichs und Italiens war ebenfalls ein sehr bemerkenswerter Prozentsatz für Kriegsdienste herangezogen worden.

Digitized by Google

Fehlten somit der Welthandelsflotte Ende des Jahres 1914 die deutsche Handelsflotte mit 11 %, die durch die deutsche Kriegführung versenkte Menge feindlichen Frachtraums mit 1 % und der durch die englische Kriegführung entzogene Frachtraum von mindestens 9 %, im ganzen etwa 21 % des Weltfrachtraums, so brachte das Jahr 1915, abgesehen von dem gewöhnlichen Ausfall durch Abnutzung und Schiffsunfälle, noch einen weiteren Abgang von 1 295 000 Registertons, zusammen etwas über 4 %, die durch deutsche Torpedos oder Minen versenkt worden waren. Es ist ohne weiteres einzusehen, daß der um 25 % verminderte Weltfrachtraum nicht mehr genügen konnte für die Bewältigung des internationalen Handels und der England und seiner Verbündeten so dringend nötigen Zufuhren aller Art einschließlich des amerikanischen Kriegsbedarfs, selbst wenn nicht durch die Ausdehnung des Dardanellenunternehmens und durch das Auftreten der deutschen Unterseeboote im Mittelmeer eine weitere Anspannung des Bedarfs an Hilfskriegsschiffen und Transportdampfern eingetreten wäre, und noch andere Umstände, besonders in England, die Ausnutzung der verbliebenen 75 % des Weltfrachtraumes erschwert hätten. Man vergegenwärtige sich einmal den Fall, daß zu Lande plötzlich dem Warenaustausch ein Viertel aller Eisenbahnwaggons der Welt dauernd entzogen würden. Niemand würde dann noch behaupten wollen, daß ein Geschäft wie gewöhnlich möglich, eine allgemeine Notlage in der ganzen Welt nicht unausbleiblich wäre.

Anstatt die Wirkung des so verminderten Schiffsraums durch schnelle Reisen und Beschleunigung der Abfertigung in den Häfen ausgleichen zu können, sah England seine Schwierigkeiten durch die dauernde Kriegsgefahr zur See noch vermehrt. Die englischen Häfen der Ostküste wurden durch die deutsche Offensive dauernd in einer Weise bedroht, gegen die sich die englische Admiralität nicht anders zu helfen wußte, als durch ein Verbot oder eine starke zeitliche Beschränkung des Ein- und Ausgangsverkehrs daselbst, um mit ihren Kriegsschiffen wenigstens die Themse möglichst vollständig sichern zu können. Die Häfen der Südküste wurden für die Handelsschiffahrt überhaupt geschlossen, weil von dort die Transporte für die verschiedenen Expeditionskorps und den militärischen Verkehr zwischen England und Frankreich erfolgten. Die Folge davon war, daß der Schiffsverkehr, der sonst in diesen Häfen abgefertigt wurde, sich nach den Häfen von London und Liverpool zog, deren an sich großartige Einrichtungen jedoch bald nicht mehr zureichten, da die Eisenbahn und die Binnenschiffahrt die Verteilung der Unmenge der abgeladenen Waren nach dem Innern nicht bewältigen konnten. Lange Zeit hindurch mußten die ankommenden Schiffe 4 Wochen warten, bis die Reihe an sie kam, entladen und mit Fracht versehen zu werden; während des Stilliegens fielen sie mit ihrem Schiffsraum für den Weltverkehr aus und vermehrten die dort bestehende Kalamität. Die Transportgesellschaften im Norden und Osten Großbritanniens konnten ihren Betrieb für die Güterverteilung und die Sammlung des Exports nicht ausnutzen, die im Süden konnten den Umtausch ohne Stockung des Verkehrs nicht bewirken. Ohne daß wirklich Mangel an Rohstoffen für die Industrie oder an Lebensmitteln in England jemals eintrat, rief doch die Stockung des Verkehrs an vielen Orten Zustände einer schweren Not-

Digitized by Google

lage hervor: Teuerung, Streiks, Lohnerhöhungen, Störung von Handel und Wandel.

Die Frachtraten sind dauernd in die Höhe gegangen, sie stehen jetzt 6 bis 8mal so hoch als im Jahre 1913, und zeigen, wie stark die Nachfrage nach Schiffsraum sein muß. Der Beförderungspreis für eine Tonne Schiffsladung von Cardiff (England) betrug nach:

	i. J. 1913	Anfang Dezember 1915
Genua	9 sh. 1 d.	62 sh. 6 d.
Havre	4 „ 10½ „	23 „ —
Port Said	7 „ —	62 „ —
Marseille	9 Fr.	75 Fr.
Bordeaux	8 „	44 „

Weizen von Australien nach England bedang Mitte Dezember pro eine Tonne 95 sh. Fracht, Salpeter von Südamerika desgleichen 100 sh., Weizen von der Westküste Nordamerikas 150 sh., Mais von La Plata 115 sh. Die Sperrung des Suezkanals wird noch eine erhebliche Steigerung der Frachten von und nach Indien bringen, wo große Mengen von Gütern auf die Verschiffung warten.

Kein Wunder also, daß die Reeder trotz höherer Betriebskosten und Ausgaben für Kriegsgefahr zum Teil glänzende Geschäfte machten und daß die ältesten Schiffe wieder in Dienst gestellt wurden und daß die Preise für Schiffe unglaublich stiegen. Zu ihrem großen Ärger konnten die englischen Reeder diese Konjunktur weniger ausnutzen als die neutralen, weil die englischen Werften bis vor kurzem Privataufträge nicht ausführen durften und für die versenkten Schiffe keinen Ersatz schaffen konnten. Sie hatten mit der Fertigstellung der im Bau befindlichen Kriegsschiffe, den laufenden Reparaturen der Kriegsflotte, der Wiederherstellung der vielen zerschossenen Schiffe und der Einrichtung der für Kriegszwecke requirierten Handelsdampfer volle Beschäftigung. Außerdem war der Schiffbau in England durch die hohen Arbeitslöhne und erhöhten Materialkosten sehr teuer geworden, so daß manche Reeder Bedenken tragen mußten, Neubauten zu hohen Preisen in Auftrag zu geben, die späterhin sich als völlig unrentabel erweisen könnten. Die folgenden Ziffern nach „Standard“ vom 5. 11. 1915 mögen als Beispiele für die Lage des Schiffsmarktes dienen:

Dampfer „H“			
Erbauungskosten 1903	43 000	Pfund	Sterling
Auktionspreis 1904	32 500	„	„
wurde jetzt verkauft für	90 000	„	„
Dampfer „T“ (1345 Registertonnen)			
im letzten Juni verkauft für	18 500	„	„
letzte Woche verkauft für	31 000	„	„
Dampfer „C“ (3907 Registertonnen)			
bewertet 1909 mit	19 346	„	„
Ende Oktober verkauft für	60 000	„	„
Dampfer „D“ (4515 Registertonnen)			
bewertet 1909 mit	23 320	„	„
wurde im Oktober 1915 verkauft für	60 000	„	„

Digitized by Google

Jetzt hat die englische Regierung das seit Kriegsbeginn bestehende Verbot, daß englische Schiffswerften keine Arbeiten für Schiffe der Handelsflotte in Angriff nehmen durften, um jede Hand und jede Maschine nur für Zwecke der Kriegsflotte in Tätigkeit setzen zu können, aufgehoben. Eine Folge der ursprünglichen Maßregel war gewesen, daß Handelsschiffe, die beschädigt waren oder auf Grund normaler Abnutzung eine Werft aufsuchen mußten, bevor sie eine neue Reise antreten konnten, nutzlos in englischen Häfen lagen, wenn sie nicht den weiten Weg nach Amerika antreten wollten oder konnten, um sich dort wieder instand setzen zu lassen. Jetzt ist jede Einschränkung nach dieser Richtung hin, ja sogar in bezug auf Neubauten von Handelsschiffen gefallen. Freilich, ob die Engländer viel dadurch erreichen werden, ist mehr als fraglich, denn viele Werftbetriebe sind infolge der völlig planlosen Rekrutierung aus Mangel an geeigneten Arbeitskräften ganz eingestellt, andere haben ihren Betrieb erheblich einschränken müssen.

Um im Falle dringender nationaler Bedürfnisse sich einen genügenden Vorrat an Schiffsraum verschaffen zu können, hatte die englische Regierung kürzlich Verordnungen für die britische Schiffahrt erlassen; die erste Verordnung verbietet britischen Schiffen, nach dem 1. Dezember 1915 Fracht von einem fremden Hafen zum anderen zu bringen, außer wenn ihnen besondere Erlaubnis erteilt ist; die zweite Verordnung gibt der Regierung die Macht, Schiffe für den Transport von Nahrungsmitteln und anderen notwendigen Dingen anzufordern. Daß diese Verordnungen nicht nach dem Geschmack der englischen Reeder sein konnten, wußte die englische Regierung; deshalb war sie auch bemüht, um ihren Handelskreisen die Möglichkeit, auf freier Fahrt die hohen Gewinne einzuheimsen, so wenig als möglich zu beschränken, neutrale Schiffe durch Vorenthalten der Kohlen in ihren Dienst zu zwingen. Zunächst erhielten die norwegischen Fischdampfer nur dann Kohlen und die Erlaubnis zum Passieren der englischen Absperrungslinien, wenn sie sich verpflichteten, ihren gesamten Fang in englischen Häfen abzuliefern (infolge des starken Abganges von englischen Fischdampfern war die Jahresausbeute der Fischerei in England um die Hälfte zurückgegangen und die Preise für die zur Volksernährung unentbehrlichen Fische um 70 % gestiegen). Mit Hilfe der von den neutralen Regierungen gestatteten Handelsspionage wurde die Kohlensperre auf alle Dampferlinien und Reedereien ausgedehnt, welche im Verdacht standen, daß sie noch Handel mit dem Feinde trieben oder sich sonst den englischen Willkürmaßregeln nicht fügen wollten. Ein besonders krasses Beispiel dieser Art ist folgendes:

Dem Kapitän eines neutralen Dampfers wurden in einem englischen Hafen die Kohlen zur Weiterfahrt nach Amerika verweigert, sofern er sich nicht verpflichtete, eine Charter auf mehrere Reisen von einem englischen nach einem französischen Hafen abzuschließen. Ein Versuch des Kapitäns bzw. seines Reeders, wenigstens mit einer Verpflichtung auf nur vier solcher aufgezwungener Reisen davonzukommen, mißlang völlig. Eine Verpflichtung auf mindestens zehn Reisen in englischen Diensten und Hinterlegung einer beträchtlichen Kaution, die den Reeder, wollte er nicht schwere pekuniäre Einbuße erleiden, auch zwang, der mit brutaler

Digitized by Google

Gewalt erpreßten Verpflichtung im vollen Umfange nachzukommen, war der Preis, um den er Kohlen bekommen sollte. Durch solche Gewaltmaßnahmen ist es den Engländern gelungen, eine bedeutende Anzahl neutraler Schiffe in ihre Dienste zu zwingen. Das sieht aber selbst für das gewissenlose England nicht so aus, als wären die Verluste seiner Handelsflotte nur Nadelstiche, die es zwar in seinen heiligsten Gefühlen, dem Geldbeutel, kränkten, nicht aber am Lebensnerv packten.

Trotz der hohen Frachten scheinen die großen Dampfergesellschaften, darunter die P. and O. und die British India Comp., von deren 60 großen Passagierdampfern allein 42 von der Regierung gemietet sind, nach den Berichten ihrer Jahresversammlungen von Anfang Dezember 1915 keine besonders glänzenden Geschäfte gemacht zu haben. In ihnen heißt es, daß die Postdampfer nur eine begrenzte Frachtmenge mitführen konnten, und die Sätze für Liniendampfer natürlich nicht so schnell herauf- und heruntergingen, als die Chartersätze für Trampdampfer. (Trampdampfer oder Trampreedereien sind an keinen Fahrplan und feste Linien gebunden.) Andererseits waren die Betriebsausgaben und die Unterhaltungskosten für Dampfer ungeheuer gestiegen — infolge der Preissteigerungen und infolge der Verzögerungen im Be- und Entladen, die die Dauer der Reise verlängert und sehr erheblich die Kosten in die Höhe getrieben haben. Ohne Zweifel hätten die meisten britischen Schiffahrtsgesellschaften während des letzten Jahres infolge der Frachtsteigerung viel Geld verdient, zumal ja so viele Schiffe der Alliierten für Kriegstransporte benützt würden, während die deutsche und die österreichische Flotte von der See vertrieben seien. Man müsse jedoch mit der Zeit nach dem Kriege rechnen. Zweifellos werde das britische Schifffahrtsgewerbe in Zukunft mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen haben, namentlich da neutrale und andere Reeder bedeutend mehr verdient hätten als die britischen Reeder. Einige englische Reeder verkauften aus Besorgnis vor kommenden schlechten Zeiten ihre Schiffe zu erhöhten Preisen und zögen sich vom Geschäft zurück. Durch Abschreibungen müßte für die Neubeschaffung moderner Schiffe Vorbereitung getroffen werden, und es sei nötig, einen guten Teil der Überschüsse fetter Jahre zurückzustellen, um für den Notfall in mageren Jahren zu sorgen. Die Aktieninhaber müßten daher mit einer Dividende zufrieden sein, die nur als bescheiden betrachtet werden könnte. Die Dampfer, die von der Regierung als bewaffnete Hilfskreuzer, Transport- und Lazarettschiffe mit Beschlag belegt worden sind, werden mit Sätzen bezahlt, die nur einen sehr bescheidenen Gewinn ergeben.

Eine englische Beurteilung der Lage der Handelsschiffahrt findet sich in der „Times“ vom 20. und 22. Dezember 1915, die im Auszuge folgendermaßen lautet: „Der Mangel an verfügbarem englischen Schiffsraum dauert an und wird aus verschiedenen Gründen vielleicht noch fühlbarer werden. Deutlich erkennt man das Bestreben der Neutralen, Englands Schiffsmangel zu ihrem Vorteile auszubeuten. Gestern tauchten wieder Gerüchte auf, Amerika wolle die in amerikanischen Häfen festliegenden deutschen Schiffe mieten. Die Skandinavier machen Anstrengungen zur Vergrößerung ihrer Handelsflotte. Der Verkauf skandinavischer Schiffe wurde verboten. Skandinavier machen jetzt auch Reisen, die bisher von

Digitized by Google

Digitized by Google

Selbstbildnis

W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

englischen Schiffen besorgt wurden. Andererseits hört man, daß gewisse englische Linien sich gezwungen sahen, ihre Fahrten in erheblichem Maße zu verringern. Es handelt sich um eine Lebensfrage der Nation. Hängt doch von dieser Frage der blühende Außenhandel ab, kann doch der Mangel an Schiffen Mangel an Nahrungsmitteln usw. herbeiführen."

„Die Zerstörung von Schiffen durch Unterseeboote oder Minen trifft vor allem die Kaufleute. Die Verluste, die die englische Handelsschiffahrt hierdurch erleidet, wären an und für sich nicht so bedeutend, wenn neuer Schiffsraum als Ersatz gebaut worden wäre, Das war jedoch bisher unmöglich, da die Werften mit anderen Arbeiten besetzt waren. Jetzt halten die hohen Schiffsbaukosten von reger Tätigkeit ab."

„Der Hauptausfall im Schiffsraum wurde natürlich durch die großen Anforderungen der Admiralität herbeigeführt. Man weiß, daß jeder Soldat, der ins Feld zieht, einen Verlust von Produktionskraft für sein Land bedeutet; es ist aber nicht so allgemein bekannt, daß er, wenn er über die See geht, einen Teil des heimatlichen Schiffsraumes in Anspruch nimmt, zuerst zur Fahrt an den Kampfort, dann zu seinem Unterhalt."

„Jetzt, wo das Heer nach Millionen zählt, die zum Teil in sehr großer Entfernung kämpfen, gebraucht es einen ungeheuren Teil unserer Schiffe. Man darf wohl annehmen, daß dieser Faktor bei der Inangriffnahme von Überseeexpeditionen mit in Rechnung gestellt worden ist, ist er doch aufs engste mit der Nahrungslieferung für England verbunden."

„Die Regierung kann unmöglich die jetzige Lage unbeachtet lassen. Die Handelsflotte hat die Anforderungen der Admiralität vorzüglich erfüllt, aber alles hat einmal ein Ende. Werden die gleichen Anforderungen noch weiter an die Handelsflotte gestellt, so wird das Land noch höhere Frachten, noch teurere Lebensmittel und Rohstoffe haben."

„Vielleicht das schlimmste geschäftliche Ergebnis des jetzigen Zustandes ist der Verlust, den der englische Handel hierdurch erleidet und die Vorteile, die sich für die Neutralen bieten. Auf mehreren Linien ersetzen Schiffe unter fremder Flagge die englische. In einem Hafen allein liegen 30 000 Tonnen Güter, für die keine Schiffe vorhanden sind. Von den regulären Linien werden täglich Frachten zurückgewiesen. In allen neutralen Ländern herrscht im Schiffsbau große Tätigkeit. Die Riesenfrachten, die jetzt gezahlt werden, machen den Kostenpunkt beinahe zur Nebensache. Der Krieg hat eine erhebliche Ausdehnung aller neutraler Flaggen geschafft; in der Zukunft wird es den schärfsten Wettbewerb geben. Es ist erwiesen, daß für den Bedarf des englischen Handels nicht genügend Schiffe zu haben sind. Der Verbraucher darf erwarten, daß die Regierung mit den vielen hundert gecharteten Schiffen auf das wirtschaftlichste umgeht. Der Rückzug von Gallipoli wird in dieser Beziehung willkommen geheißen, da er die Lage der Schiffahrt verbessern wird. Die Schwierigkeiten, die der Finanz- und Handelswelt durch den Schiffsmangel entstehen, sollten in Zukunft gegen den militärischen Vorteil, der durch Überseeexpeditionen gewonnen werden kann, abgewogen werden."

Digitized by Google

Bekanntlich wissen die englischen Handelskreise, die den Regierenden sehr nahe stehen, ihren Schmerzen beweglichen Ausdruck zu geben und ihre Geldsackinteressen rücksichtslos zu vertreten. Daß diesmal keine der gewöhnten Übertreibungen vorliegen, ist aus Vorstehendem zur Genüge ersichtlich geworden; mehr als ein Viertel der englischen Handelsflotte ist seit Kriegsbeginn ihrem eigentlichen Zweck entzogen worden. Trotz der aus humanen oder politischen Rücksichten erfolgten, an sich bedauerlichen Beschränkung unseres U-Boots-Krieges ist eine direkte oder indirekte Einwirkung auf das englische Wirtschaftsleben so erfolgreich gewesen, wie es noch vor Jahresfrist kaum zu erhoffen war. Ende des Jahres 1915 waren 767 feindliche (650 englische) Handelsdampfer mit einem Tonnengehalt, der einem Drittel des Tonnengehalts der deutschen Handelsflotte gleichkommt, auf den Grund des Meeres befördert worden. Den Löwenanteil daran hatten unsere Unterseeboote; nur 73 Dampfer wurden durch andere Kriegsschiffe beseitigt. Vergeblich hat die englische Regierung ihre Seeleute angespornt, mit Gewalt, List und gemeiner Tücke die kühne Unternehmungslust der U-Boote zu brechen. Auch die viehische Roheit (Brutalität), wie sie im Falle „Baralong" zur Kenntnis gekommen — es mögen noch gemeinere Handlungen der Königlich Britischen Seeleute unbekannt geblieben sein —, wird nicht, wie die Engländer sich in ihrer Angst einbilden mögen, die „Moral" unserer U-Bootsleute erschüttern und ihre Beute mindern. Das Gegenteil ist bereits eingetreten, indem der monatliche Durchschnitt der Tonnageabnahme der englischen Handelsflotte sich zum Schluß des Jahres 1915 auf 150000 Registertons gesteigert hat (Weltrekord!). Welcher Deutsche wünscht da nicht unsern heldenhaften, pflichtgetreuen Besatzungen weiteren Erfolg gegen den feindlichen Handel, den Lebensnerv des hochmütigen Britenvolks, zumal es nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich ist, daß durch diese steigende Tendenz die vorher geschilderten, schon bestehenden Schwierigkeiten der englischen Volkswirtschaft schnell zu unerträglicher Schärfe entwickelt werden können?

Friedenswunsch · Von Karl Frank

Keiner soll schwächlich um Frieden flehen,
Nur um des Krieges Last zu entgehen!
Nicht um die alten Schwächen zu nähren,
Stehen sie draußen mit heißen Gewehren;
Nicht daß der Faule weicher sich bette,
Stürmen durchs Feuer die Bajonette;
Nicht um wieder zum Schlaf uns zu strecken,
Hat uns erschüttert das grausige Wecken —
Krieg heischt Männer ohn' Furcht und Bangen,
Männer wird auch der Friede verlangen — —
Erst wenn wir stark genug für den Frieden,
Sei er uns kraftvoll zum Segen beschieden! ...

Digitized by Google

Zerstörung!

Eine Tiergeschichte von J. Spier-Irving, z. Z. im Felde

Die beiden erdgrauen Kaninchen liefen geschäftig durch die Furchen. Bald hielten sie an einer Scholle. Bald schnüffelten sie an einem Stein ... Sie waren zierlich und flink. Mit langen Lauschern und listigen Blinkaugen.

Endlich hatten sie es gefunden.

„Ja, dieses ist der rechte Fleck ...“ Und sie gruben mit ihren scharfen Pfoten unter einen kleinen Hügel, den ein trockner Busch beinahe verhüllte ...

Eifrig, ohne Rast gruben sie eine Höhle ...

Die Beschießung des kleinen Dörfchens, in dem die Engländer die deutschen Batterien vermuteten, war für die nahe Umgebung verhängnisvoll ... Überall rissen die schweren Granaten böse, tiefe Löcher und spritzten der Erde Inhalt schamlos in die Weite.

Die beiden Kaninchen hatten wehen Kummer.

„Wir müssen auswandern, wir können hier nicht bleiben.“

„Aber, du siehst doch, daß es unmöglich ist. Wo sollen denn die Kleinen unterkommen?“ Die Kaninchenmutter sagte es traurig.

Er dachte nach ... Seine Schnurrhaare sträubten sich, so angestrengt dachte der Herr der Erdwohnung nach.

„Ja, wohin sollte man jetzt? Es war unmöglich. Die Kleinen hatten kaum die Augen geöffnet. Laufen konnten sie erst in etwa zehn Tagen!“

Der Kaninchenvater war ratlos ... Aber es war eine Hölle hier. Jeden Tag zischte und heulte die Luft. Die Erde bebte, und mit unbarmherzigem Getöse barst ihre Rinde. Schlag auf Schlag.

Bald kannte der Kaninchenmann sein Revier nicht mehr. So voll neuer Berge und heimtückischer Täler war es geworden. Und auf Nahrungssuche gehen, war mit Gefahr verbunden.

„Weißt du, warum sie täglich diesen Lärm vollführen, die Zweibeinigen, die Riesen?“ frug der Kaninchenmann.

„Sie sind böse, die Zweibeiner ... Sieh, sie finden wohl Freude daran, uns zu schrecken. Meinst du nicht, sie tun's nur, um uns zu vertreiben?“ Die Kaninchenmutter sagte es vorwurfsvoll und deckte mit ihrem Leib die acht kleinen, wimmernden Sprößlinge.

Er lachte beinahe, der Familienvater. „Meinst du? Dessen bedürften sie nicht. Haben sie nicht diese langen, dünnen Rohre, aus denen sie Feuer speien und harte Körner, uns zu töten? — Nein, wahrscheinlich ist es eine neue Art ihrer Vergnügungen, mit denen sie auch andre schädigen. Haben sie nicht auch donnernde Wagen mit glühenden Augen, die entsetzlich rasen, und wäre ich nicht beinahe vorigen Monat nachts unter ein solches Geschöpf geraten, als ich schnell die Straße kreuzte?“ Er zitterte noch im Gedanken an das Schreckliche.

Digitized by Google

Sie beruhigten sich. Die beiden. Die Mutter war reichlich beschäftigt, ihren Kleinen Nahrung zu reichen. Und sie schwiegen ...

Einige Tage war es stiller. Und der Kaninchenvater machte sich auf, Nahrung zu schaffen. Ihn gelüstete nach dem Kleeacker, der weit, weit weg am Flusse stand. Aber er wußte heimliche Wege dorthin und verschwiegne Pfade, wo er keinem dieser bellenden, wütenden Tiere begegnete, denen man nur mit List und Schnelligkeit entgeht. Und so nahm er Abschied, der kleine Kaninchenmann ...

Als er dann zurückkam und sein Heim suchte, wurde er irre. Wohl hatte er wieder an diesem Nachmittag die Donnerschläge gehört. Und Staubsäulen turmhoch aufsteigen gesehen. Aber wie immer, so erwartete er auch diesmal, daß alles gut gegangen.

Jedoch sein Heim war nicht mehr. Wie gehetzt raste der kleine Kaninchenmann herum. Suchte, spürte, roch am Boden, grub und riß sich die Pfoten blutig. Schrie und rief.

Aber nur Stille um ihn. Kein Laut. Kein freudiges Schnaufen und Quieken seiner Genossin. Kein leises Wimmern der Kleinen. Ein ungeheures Erdloch, ein furchtbarer Trichter starrte ihm entgegen. Ein leerer, gräßlicher Abgrund mit kreideweißen Wänden.

Der Kaninchenmann war entsetzt. Trostlos. Er verstand das Schreckliche ... Alles war vernichtet. Seine Familie war ein Opfer der teuflischen, sausenden, heulenden Ungeheuer geworden ...

Das Kaninchen war sinnlos in seinem Schmerz. Rannte hin. Rannte her. Windete in die Luft. Machte ein Männchen. Rief und pfiff. Aber niemand antwortete ...

Er vergaß die nötige Vorsicht. Und vergaß, daß Kaninchen Feinde haben ...

Eine Weihe zog oben, hoch über dem Schauplatz der Tragödie, ihre Kreise. Ruhig, majestätisch. Ihrem scharfen Auge entging nichts, nichts im weiten Bezirke. Und — sie war verdutzt.

Lief da unten nicht ein Tier, ein Leckerbissen, offen, frei umher? Von der Sorte eins, die sie so sehr bevorzugte?

Die Weihe vergaß vor Verwunderung beinahe den Flügelschlag und wäre um Haaresbreite abgestürzt.

Sie schärfte ihr Gesicht. Plötzlich klappte sie zusammen, wie ein schwirrender Stahlspeer sauste sie ab ... flatsch, ein Schlag ... und das arme Kaninchen in den harten Fängen zog sie in den Äther. — Ein Glücksfall an diesem späten Nachmittag ...

Das Kaninchen wußte, daß es aus war. In den Eisenfängen seines Erbfeinds. Und es resignierte. Alle Lebenskraft war ihm so genommen.

„Gut ist es, dann ist dieses kummervolle Leben zu Ende."

Die Weihe horchte erstaunt. Dieses kleine Ding philosophierte noch in ihren Krallen.

„Was willst du armseliges Wesen?"

„Daß du mich schnell tötest!"

Die Weihe war ganz betroffen. Das hatte sie noch nie gehört.

Digitized by Google

„Warum?“

„Weil ich froh bin damit!“

Vor Staunen hätte die Weihe das Opfer fast aus den Krallen fallen lassen. Sie setzte ab. Auf einem Hügel. Und hielt das Kaninchen mit einem Fang fest.

„Du bist froh zu sterben? Wieso?“

Und das Kaninchen, selbst ob der Milde erstaunt, gab seinem Peiniger die Erklärung seines Elends, seines Lebensüberdrusses ...

Da löste die Weihe auch noch den andern Fang. „Du bist frei. Geh. Ich tue dir nichts.“

„Du sollst mich töten!“

„Ich kann nicht mehr.“

Die Reihe zu staunen war am Kaninchen.

„Du bist bestürzt“, sagte die Weihe. „Aber du bist mein Leidensgenosse. Auch ich hatte einen Horst, im hohen Eschenbaum am Kanal. Und mein Weib hütete die beiden Jungen. Und als ich wiederkam mit zwei von eurem Volke in den Fängen, zum Mahle für die Meinen bestimmt, fand ich den Baum als einen elenden, zersplitterten Stumpf. Und von Weib und Kindern nichts mehr. Mit ihren heulenden Feuerschlägen hatten sie alles vernichtet, die Aufrechtgehenden.“

Das Kaninchen erschauerte in der Erinnerung. Sie schwiegen dann. —

Seitdem waren sie Freunde, die beiden Einsamen. Sie hatten gemeinsames Leid erlitten.

Und oft saßen sie zusammen und unterhielten sich. Auf einer hohen Weide horstete der Raubvogel. Und unten, in den Wirrgängen eines mit Brombeerstauden besetzten Hügels, wohnte das Kaninchen.

Immer wieder hörten sie das Sausen der heulenden Töter und das Jammern der wunden Erde. Manchmal bedrohlich nahe. Und sie verstanden nicht, warum das alles so sein müsse.

Sie beklagten die alte gute Zeit. Und sehnten sie herbei.

Man war nirgends mehr des Lebens sicher ... Und schwere Erinnerungen quälten beide.

„Ob sie je wieder aufhören werden zu donnern und zu zertrümmern, diese Zweibeiner, diese Aufrechtgeher?“ frug die Weihe ihren kleinen Freund.

Der wollte etwas dazu bemerken, etwas Hoffnungsfreudiges. Aber er kam nicht dazu. Die Unterhaltung wurde jäh unterbrochen. Es schlug etwas pfeifend, sausend, schwirrend heran, und ehe die Weihe sich vom niederen Hügel erheben konnte, ehe das Kaninchen sich flüchten und verkriechen konnte, war es geschehen.

Die Erde barst mit Gestank und Getöse. Und die beiden waren verschüttet, zerdrückt und ausgelöscht.

Nun mußten sie, ohne je eine Antwort auf ihre wehe Frage zu erhalten, sich bescheiden. — —

Und heute donnern noch die Kanonen dort, und Menschen und Tiere werden ihre Opfer ...

Digitized by Google

Der Reichstag über die freie Meinungsäußerung

Aus dem amtlichen Bericht über die 32. Sitzung am 18. Januar 1916

Haase, Abgeordneter: Meine Herren, das Symbol, unter dem wir hier in die Beratungen eintreten müssen, ist der Maulkorb, ein Maulkorb für den Deutschen Reichstag! Hier ist der Beweis, meine Herren! (Redner zeigt dem Hause ein Zeitungsblatt, auf dem die Zensur verschiedene Stellen gestrichen hat.) So fuhrwerkt die Zensur draußen im Lande herum in den Berichten über die Reden, die wir hier halten. Die weißen Stellen in diesem Zeitungsblatt, das ich hier zeige, enthielten die Kritik, die unser Kollege Simon hier am Donnerstag an der Reichsgetreidestelle geübt hat. Die Zensur in Halle a. S. streicht einfach die Kritik aus dem Reichstagsbericht heraus. Das Volk soll nicht erfahren, was im Reichstage gesagt worden ist! Das ist unerhört; das ist eine Verletzung der Reichsverfassung, die wahrheitsgemäße Reichstagsberichte ausdrücklich zum Abdruck freigibt. Meine Herren, es geht um unser Recht, es geht um das Recht des Reichstags!

Es handelt sich nicht um den Mißgriff eines örtlichen Zensors, nein, die Streichung in unserem Parteiblatt in Halle a. S. ist auf telegraphische Anordnung von Berlin aus erfolgt. Mein Gewährsmann in Halle a. S., der Redakteur Hennig, schreibt mir darüber folgendes:

Ich frug Montag bei dem Zensor telephonisch an, ob diese Streichungen im Reichstagsbericht etwa ein Mißverständnis seien. Darauf erwiderte mir der Zensor, Polizeikommissar Behring: „Nein, ich habe soeben telegraphische Nachrichten aus Berlin; die Streichungen bleiben bestehen!“

Und mein Gewährsmann schreibt weiter:

Am Tage nach dem Erscheinen des Reichstagsberichts mit den beiden weißen Stellen teilte uns der Zensor telephonisch mit: „Sie haben nur die Erlaubnis, ganz kleine, unauffällige Stellen weiß zu lassen; die beiden weiß gelassenen Stellen im gestrigen Parlamentsbericht sind viel zu groß. Es wird Ihnen hiermit das Verbot der Zeitung angedroht, wenn Sie nochmals so große Stellen weiß erscheinen lassen.“

Meine Herren, da haben Sie die Zensur in Reinkultur, wie sie leibt und lebt, wie sie tagtäglich bei uns in Deutschland wütet gegen das freie Wort und seine Verkünder; da haben Sie den schlagenden Beweis dafür, wie unsere Gewalthaber im Lande herumtrampeln auf Gesetz und Verfassung und auf all die schönen Versprechungen, die uns vom Regierungstische gemacht worden sind.

Angeblich besteht nur eine rein militärische Zensur; in Wahrheit aber ist die Zensur immer mehr zur politischen Zensur, ja zur Gesinnungs- und Meinungszensur schlechthin ge-

Digitized by Google

worden. Politische Fragen werden einfach für „militärische Angelegenheiten" erklärt. Es ist überhaupt Grundsatz: „Was man sonst nicht zensieren kann, sieht man als militärisch an." So hat die Zensur nach und nach ein Gebiet des öffentlichen Lebens nach dem anderen „militärisch" okkupiert und in ihren Bereich gezogen: Politik, Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft, Literatur, das bürgerliche Leben, alles, was da ist, und überall wirtschaftet wie das bekannte Tier im Porzellanladen.

Die Arbeiterklasse kann ihre wirtschaftlichen, ihre sozialen und politischen Interessen nur wirksam vertreten in vollster Öffentlichkeit. Dazu braucht sie vor allem ihre Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht. Könnten die Arbeiter durch die Presse schonungslos ihre Blutsauger an den Pranger stellen, die sie trotz hoher Kriegsgewinne um ihren verdienten Lohn prellen, so wären manche Mißstände auf diesem Gebiete nicht möglich gewesen. Die Zensur läßt es aber nicht zu, daß die Presse diese Firmen namhaft macht, und die Kontrolle durch die militärischen Behörden, soweit sie stattfindet, oder sonstige Instanzen schafft in sehr vielen Fällen, und besonders ganz allgemein betrachtet, nicht die notwendige Abhilfe. Gegen soziale Übel gibt es kein besseres Schutzmittel als das helle Licht der Öffentlichkeit, die öffentliche Kritik. Die aber unterbindet die Zensur im Lande.

Die rechtzeitige und rücksichtslose Bekämpfung des Lebensmittelwuchers — ich lege das Hauptgewicht auf die Worte „rechtzeitige" und „rücksichtslose" — wurde in einer ganzen Anzahl von Korpsbezirken von der Zensur einfach unterdrückt. Erst als die Preissteigerung die Erbitterung allzusehr gesteigert hatte, wurde endlich etwas Freiheit in der Kritik des Wuchers gewährt, zunächst aber nur für die bürgerliche Presse. Der sozialdemokratischen Presse — besonders soweit sie unter Vorzensur steht — wurde nicht einmal der Nachdruck solcher kritischen Artikel aus der bürgerlichen Presse gestattet. Eigene Artikel wurden ihr bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt oder gar ganz verboten. Eine Kritik der absolut unzulänglichen Regierungsmaßnahmen gegen den Wucher ließ die Zensur überhaupt nicht zu. Erst ganz allmählich ist darin ein Wandel eingetreten. Unsere Presse konnte Artikel aus bürgerlichen Blättern hin und wieder einmal nachdrucken, auch eigene Artikel wurden schließlich zugelassen, aber erst dann, als es bereits viel zu spät war, als die Wucherei längst alles Maß überschritten hatte!

Wie willkürlich die Zensur gegenüber der Wucherkritik verfuhr, dafür ein markantes Beispiel; es betrifft den bekannten Aufruf des sozialdemokratischen Parteivorstandes. Dieser Aufruf hat zwar den Zorn der agrarischen Presse erregt, aber er war sachlich unanfechtbar und in der Form des Ausdrucks von großer Zurückhaltung diktiert; das Wort „Wucher" zum Beispiel kommt nicht ein einziges Mal darin vor. Der „Vorwärts" druckte den Aufruf ab. Was war die Folge? Der „Vorwärts" wurde deshalb unter Vorzensur gestellt.

Aber die Zensur erläßt nicht nur Verbote; nein, sie arbeitet auch positiv. Sie schreibt vor, welche Artikel die Zeitungen abdrucken sollen, und sie zwingt die Zeitungen unter Androhung des dauernden Verbots zum Abdruck. Sie unterdrückt also nicht nur die wahre Meinung der Presse, sondern sie zwingt die Presse sogar, eine Meinung zu vertreten, die gar nicht die ihrige ist. Dabei handelt sie als Handlangerin der politischen Polizei. Der preußische Minister des Innern, Herr v. Loebell, hat schon bei Kriegsbeginn durch den bekannten Erlaß vom 7. August 1914 den Versuch gemacht, in unzulässiger Weise die ganze Presse des Landes zu beeinflussen. In diesem Erlaß an die Landräte wird es diesen zur Pflicht gemacht, dafür zu sorgen, daß alle Blätter ihrer Kreise die regierungsoffiziöse „Neue Korrespondenz" fleißig abdrucken. Wörtlich heißt es dann weiter:

Die mit einem Stern versehenen Artikel müssen in allen Zeitungen Ihres Kreises abgedruckt werden. Euer Hochwohlgeboren mache ich persönlich dafür verantwortlich, daß diese Anweisung auf das strengste durchgeführt und die Durchführung von Ihnen dauernd kontrolliert wird.

Digitized by Google

Die Konsequenzen dieses Erlasses haben sich in Nordschleswig gegenüber den in dänischer Sprache erscheinenden Blättern besonders drastisch gezeigt. In den Zensurvorschriften für Nordschleswig heißt es wörtlich:

Die Zeitungen haben diejenigen Artikel aus der „Neuen Korrespondenz", die ihnen bezeichnet werden, abzudrucken.

Das ist also der Abdruck auf Kommando! Ich könnte Ihnen eine Anzahl von Verfügungen verlesen, in denen der Redaktion des „Flensborger Avis" kategorisch befohlen wird, bestimmt namhaft gemachte Artikel aus der „Neuen Korrespondenz" in der nächsten Nummer des Blattes abzudrucken. Ich werde Ihnen (zu Ministerialdirektor Dr. Lewald) die Originale zeigen. Ich habe weiter Verfügungen an die Redaktion des „Hejmdal" unseres Kollegen Hansen in Händen, in denen verlangt wird, gewisse Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" innerhalb dreier Tage an leitender Stelle abzudrucken. Ja, sogar zum Abdruck von Artikeln aus der „Täglichen Rundschau" hat man das Blatt gezwungen!

Ein zweiter Erlaß des preußischen Polizeiministers vom 19. April 1915 stellt der Kreispresse einen Korrespondenzapparat mit fertigen Platten zur Verfügung, der besonders nach dem Krieg und vor allem bei den kommenden Wahlen in Wirksamkeit treten soll. Die preußische Regierung trifft also in der Zeit des Burgfriedens in aller Stille und Heimlichkeit die raffiniertesten Vorbereitungen dafür, daß die kommenden Wahlen in ihrem Sinne ausfallen.

Das läßt tief blicken! Irgendwo habe ich auch das Wort gehört: „Meine Herren von der Linken! Der Herr Minister erwartet den Kampf, und er bittet darum!" Wie dieser Kampf von den Schützlingen der Regierung geführt werden wird, das zeigt der bekannte Brief unseres konservativen Reichstagskollegen v. Bonin an seine Wähler. Diesem Landrat a. D. paßt es schon nicht, daß die Regierung überhaupt mehr Rechte — versprochen hat. Daher wettert er los:

Wohin soll das alles führen? Soll nach dem Krieg der Zukunftsstaat mit jüdischer Spitze aufgerichtet werden? ... Wer die heutige Haltung der Sozialdemokratie für etwas anderes hält als ein Produkt aus Angst und Heuchelei, den beneide ich um seinen Optimismus!

So Herr v. Bonin! Dieser liebliche und burgfriedliche Ton eröffnet die herrlichsten Perspektiven für die kommenden Wahlkämpfe, überhaupt für die Zeit der Neuorientierung nach dem Kriege! Die Herren von der Rechten richten sich im Verein mit der Regierung bereits darauf ein. Die Zensur leistet ihnen dabei unter dem Einfluß der politischen Polizei bereitwilligst Hilfe. Daher guckt auch an allen Ecken und Enden aus den Maßnahmen der Zensur der kleinliche Polizeigeist hervor.

Aber die ganze Verwerflichkeit und Bösartigkeit dieses Vorgehens erhellt erst daraus, daß man es der Presse gleichzeitig verbietet, die Quelle anzugeben, aus der solche aufgezwungene Artikel stammen, und ihren Lesern zu sagen, daß sie aufgezwungen sind, daß sie gar nicht der eigenen Meinung der Zeitung entsprechen. Ist das nicht der ungeheuerlichste Gewissenszwang, den man sich denken kann, ist das nicht die politische Unmoral in höchster Potenz?!

Die Zensur will Freund und Feind vortäuschen, daß sie überhaupt nicht da sei. In diesem Wahnsinn liegt Methode! Im In- und Ausland soll man glauben, daß es in Deutschland überhaupt gar keine Zensur gäbe, daß die Zeitungen samt und sonders freiwillige Regierungsmamelucken seien. Dabei gibt es bei uns Korpsbezirke, in denen die Präventivzensur tagtäglich vom Leitartikel bis zur allerletzten Anzeigenzeile ausgeübt wird. Im 7. Korpsbezirk existiert ein Heft von 30 Seiten mit ganz detaillierten Zensurvorschriften. Von der Oberzensurstelle wird jetzt ein Zensurlexikon herausgegeben. Die Zensur ist also in ein ganz raffiniertes System hineingebracht worden. Es ist verboten, gestrichene Stellen weiß zu lassen oder sonstwie, irgend und sei es auch nur durch Punkte, anzudeuten, daß etwas gestrichen wurde. Jede Wendung wird im 7. Korpsbezirk unterdrückt, die auch nur im leisesten auf das Bestehen der Zensur hinweisen könnte. Das Volk

Digitized by Google

soll gar nicht erfahren, was im Lande vorgeht, wie seine staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten unter der Herrschaft des Belagerungszustandes vergewaltigt werden. Man schafft dabei allerdings — das möchte ich hier einschalten — lediglich eine geistige Atmosphäre, in der die unsinnigsten und blödesten Gerüchte geglaubt werden.

Aber auch das gesprochene Wort, die Freiheit der Rede, ist immer mehr verkürzt worden. Die Abhaltung von öffentlichen Versammlungen wie von geschlossenen Vereinsversammlungen ist in einer ganzen Reihe von Korpsbezirken an vorherige Genehmigung geknüpft. Von den Rednern wird die vorherige Vorlegung des Wortlauts ihrer Reden verlangt, Diskussionen werden nicht zugelassen, selbst Vorstandssitzungen politischer und gewerkschaftlicher Vereine und auch gewerkschaftliche Betriebszusammenkünfte sind teils aufgelöst, teils verboten worden; die Veranstalter wurden in manchen Fällen bestraft. Bergehoch liegt das Material darüber vor, und zwar aus allen Gebieten des Deutschen Reichs. Unserm Kollegen Ryssell wurde in Pegau verboten, in einer Versammlung, in der er über die Augusttagung des Reichstags Bericht erstatten sollte, eine der wichtigsten Fragen, die damals hier verhandelt worden war, die Lebensmittelfrage, überhaupt nur in seinem Vortrage zu berühren. Dem Kollegen Antrick wurde vom Generalkommando in Hannover aufgegeben, bei Vorträgen über die Ernährungsfrage künftig seine Reden im Wortlaut vorzulegen. Zugleich wurde ihm unter Strafandrohung verboten, von dieser Anordnung etwas — so heißt es wörtlich in dem Schreiben — ausdrücklich oder andeutungsweise in die Öffentlichkeit, sei es durch die Zeitungen, sei es in Vorträgen oder sonstwie, gelangen zu lassen. Was der Herr kommandierende General wohl mit mir jetzt anfangen wird? Ich habe ja jetzt seinen Ukas in die Öffentlichkeit hineingebracht?!

Unserem Kollegen Braun, Mitglied des Parteivorstandes und des preußischen Landtages, sollte in Königsberg das Reden über die Lebensmittelteurung vom Königsberger Gouverneur nur unter folgenden klassischen Bedingungen erlaubt werden — das muß man wörtlich hören, meine Herren —:

Der Vortrag darf sich nur auf wirtschaftliche Fragen erstrecken. Jedes Abweichen auf politisches Gebiet, welcher parteipolitischen Art es auch sei, hat zu unterbleiben. Angriffe auf andere Erwerbsklassen und andere Bevölkerungsschichten müssen im Interesse der Erhaltung des Burgfriedens unterbleiben. Ebenso sind Angriffe auf die Regierung und deren einzelne Ressorts nicht zulässig.

Da gehen Sie einmal hin, meine Herren, und halten Sie unter solchen Bedingungen eine politische Rede! Jeder Kommentar zu solchen Zumutungen ist überflüssig; sie laufen einfach auf ein direktes Redeverbot hinaus.

Aber, meine Herren, die Redeverbote sind noch nicht das Schlimmste in der Beschränkung der persönlichen Freiheit unter dem Belagerungszustand. Das ist vielmehr die Verhängung der durch keinerlei Gesetz gerechtfertigten sogenannten militärischen Schutzhaft. Personen, gegen die keinerlei Anklage wegen irgendeiner Tat erhoben werden kann, werden einfach ihrer der Behörde mißliebigen politischen Gesinnung wegen in Haft gesetzt und werden dauernd in Haft belassen, einfach ihrer Freiheit beraubt! Und meine Herren, wie werden diese Inhaftierten vielfach behandelt? Schlimmer als die gemeinsten Verbrecher! Jedem Raubmörder wird von Amts wegen ein Anwalt bestellt. Den in militärische Schutzhaft Gesteckten aber verwehrt man zum Teil, mit ihren Verteidigern zu sprechen, man weist die Anwälte einfach ab. Dabei sind manche der Inhaftierten das Opfer schäbiger und schmutziger Denunziationen; sie sind aber nicht in der Lage, das nachzuweisen, weil man ihnen die Verbindung mit der Öffentlichkeit abschneidet. Ohne jeden rechtlichen Schutz läßt man man sie wochen- und monatelang in Haft sitzen. Vielfach — wie in Berlin — sitzen die Leute in Polizeigewahrsam, der meist nicht für einen längeren Aufenthalt eingerichtet ist. In einer Anzahl von Fällen hat

Digitized by Google

man Inhaftierte einfach ins Heer gesteckt, selbst wenn man sie kurz vorher für untauglich erklärt oder zurückgestellt hatte, oder man hat sie aus ihrem Wohnort ausgewiesen und nach anderen Orten innerhalb des Reiches verbracht.

Alle kriegführenden Länder haben die freie Meinungsäußerung beschränkt, England und Frankreich allerdings noch am wenigsten; denn was dort an Kritik nicht nur der Regierungspolitik, sondern auch der Kriegführung selbst und der Heeresverhältnisse geübt worden ist, das wäre bei uns wiederum für „Landesverrat" erklärt worden. Immerhin besteht überall eine Beschränkung der Meinungsfreiheit.

Aber ich frage: Hat denn diese Vergewaltigung der eigenen Völker der Regierung irgend eines der in Frage kommenden Länder irgend etwas genützt? Hat es insbesondere Deutschland durch seine Zensur verhindern können, daß im Auslande falsche Vorstellungen über deutsche Verhältnisse verbreitet worden sind? Hat man nicht unser Schweigen so gut wie unser Reden, unser Lob so gut wie unsern Tadel gegen uns fruktifiziert? Und hat man bei uns in Deutschland nicht dasselbe getan mit Äußerungen, die aus Frankreich, England usw. zu uns herübergekommen sind? Ich bin überzeugt, meine Herren, selbst wenn ganz Deutschland über Nacht die Sprache verlöre und das Schreiben verlernte: wer uns verleumden will im Auslande, wird es auch dann noch tun. Und hat er keine Äußerungen von uns mehr, auf die er sich berufen kann, so greift er eben zum Mittel der Fälschung. Das haben wir auch jetzt schon erlebt. Erst in den allerletzten Tagen brachten französische und italienische Blätter angebliche Artikel aus dem „Berliner Tageblatt", die niemals dort gestanden haben. Ebenso sind aber auch bei uns angebliche Reden von John Burns und Mac Donald gegen England abgedruckt worden, die sich später als Fälschungen erwiesen haben. Die Lüge haftet eben am Kriege wie der Schatten am Körper. Aber durch nichts wird der Lüge und der Verleumdung mehr Vorschub geleistet als durch das Bestehen der Zensur, als durch die Unterdrückung der Meinungsfreiheit. Gerade sie macht es ja so leicht für das Ausland, nach Belieben alles und jedes, was hier gesagt und geschrieben wird, als Regierungsmache von vornherein zu diskreditieren. Bedenken Sie weiter, daß die Regierungen der mit uns im Kriege stehenden Länder ja gar nicht auf die Artikel und Reden aus Deutschland als Informationsmaterial angewiesen sind. Die Spionage und Mitteilungen von Angehörigen neutraler Länder verschaffen ihnen weit intimere Kenntnis von den Zuständen bei uns, als alle Zeitungsartikel und Versammlungsreden es tun können. Daher ist das gegenseitige Bluffen und das Blindekuhspielen, das die Zeitungen aller kriegführenden Länder teils freiwillig, teils unter dem Zwange der Zensur miteinander treiben, eine Torheit, ein Wahnsinn und ein Verbrechen an der Wahrheit und an der Menschheit!

Der Herr Staatssekretär Delbrück hat hier am 20. März 1915 selber erklärt, der Herr Reichskanzler sei dafür verantwortlich, „daß der Belagerungszustand nicht länger dauert, als die verfassungsmäßigen Voraussetzungen dafür vorliegen". Meine Herren, diese verfassungsmäßigen Voraussetzungen liegen längst nicht mehr vor. Nach Art. 68 der Reichsverfassung kann der Belagerungszustand nur verhängt werden, „wenn die öffentliche Sicherheit bedroht ist". Wann das der Fall ist, das besagt das preußische Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851. Danach kann der Belagerungszustand im Falle eines Krieges nicht überall, sondern nur „in den vom Feinde bedrohten oder teilweise schon besetzten Provinzen" erklärt werden. Also nur, wo der Feind einzubrechen droht oder bereits eingebrochen ist, darf der Belagerungszustand verhängt werden, und dann auch nur, wie es wörtlich heißt, „zum Zwecke der Verteidigung". Wo liegen denn heute in Deutschland noch diese Voraussetzungen vor? Höchstens in einem kleinen Teile von Elsaß-Lothringen, aber sonst nirgends im Reich, und darum ist die Aufrechterhaltung des Belagerungszustandes über das ganze Reich gesetz- und verfassungswidrig! Das geht klar und deutlich aus dem Wortlaut des Gesetzes vom 4. Juni 1851 und aus seiner Entstehungsgeschichte hervor. Diese Auffassung ist auch erst kürzlich in

Digitized by Google

der „Deutschen Juristenzeitung“ vertreten worden von dem Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrat und Senatspräsidenten des Oberverwaltungsgerichts Herrn Dr. Strutz! Meine Herren, zum Schutze der rein militärischen Interessen genügen im vollen Maße die bestehenden Gesetze: das Militärstrafgesetzbuch, der Abschnitt des Reichsstrafgesetzbuchs über die Verbrechen gegen den Staat, Landesverrat usw. und das neue Spionagegesetz, das erst acht Wochen vor Kriegsausbruch geschaffen worden ist. Bisher ist die Regierung den Nachweis dafür schuldig geblieben, daß diese Gesetze sich als unzureichend erwiesen hätten, die militärischen Interessen wirksam zu schützen. Wäre das aber der Fall, so hätte die Regierung die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, uns hier eine neue Gesetzesvorlage zu machen, um Abhilfe zu schaffen. Dann reden wir hier darüber, meine Herren! Aber die Regierung hat kein Recht, gesetz- und verfassungswidrig ein Willkürregiment nach russischem Muster — oder, wenn Ihnen das jetzt vielleicht angenehmer in die Ohren klingt, eine „türkische Paschawirtschaft“ — dauernd aufrechtzuerhalten.

Gerstenberger, Abgeordneter: Immer mehr ist der ursprüngliche Zweck der Zensur zurückgetreten. Als der Krieg begann, wurden den Zeitungen Schreiben vorgelegt mit einer Reihe von Punkten, welche streng zu beachten sind, damit nicht militärische Geheimnisse verraten werden, nichts über Truppenbewegungen bekannt wird, nichts über den Flug von Flugzeugen, von Zeppelinballonen und dergleichen in die Presse kommt, woraus die Richtung ersehen werden kann. Später wurde die Zensur darauf ausgedehnt, den Burgfrieden zu wahren, und deswegen wurde vor allem dahin gewirkt, daß die Kriegsziele und die Friedensziele nicht besprochen werden.

Merkwürdig ist — und man meint, die Zensoren schämten sich ihrer eigenen Tätigkeit —, daß sie nicht erlauben wollen, daß ein Artikel, der nicht genehmigt ist, ausgestochen wird, so daß die Maschine weiterlaufen kann und die Zeitung an dieser Stelle weiß bleibt. Schauen Sie sich einmal die Wiener Zeitungen an, z. B. die Reichspost, die sehr der Aufmerksamkeit der Zensur unterliegen; da sehen Sie oft ganze Seiten weiß. Warum verlangt man bei uns, daß jedesmal wieder umbrochen wird? Der Redakteur hat nicht immer einen Artikel, der gerade so groß ist, daß er in die ausgestrichene Stelle hineinpaßt. Auch muß oft nicht nur eine Seite umbrochen werden, sondern unter Umständen drei, vier Seiten. Das ist freilich nicht so schwierig für die Stadt; für Berlin, da macht es nichts aus, ob die Zeitung eine halbe Stunde später hinausgeht, weil die Trägerinnen und Verkäuferinnen auf der Straße doch die Zeitungen los werden. Es ist vielleicht auch einerlei in Städten, wo drei bis vier Postzustellungen sind. Wenn aber infolge des Umbrechens eine Zeitung auf dem Lande nicht hinauskommt, so kommt sie an dem Tage überhaupt nicht hinaus. Wir haben jetzt viel schlechtere Verkehrsverhältnisse, viele Postkurse sind eingestellt, die Eisenbahn- und Postzüge laufen anders und in geringerer Zahl. Bedenken Sie, wie die Leute auf dem Lande auf die Zeitungen warten! Sie haben ihre Lieben überall stehen, in Rußland, Serbien, im Westen, und haben großes Interesse, zu erfahren, ob an diesem Tage eine Schlacht stattfand, oder ob es heißt, es war Ruhe. Das ist eine Beruhigung für die Leute, und wenn die Zeitung infolge der Präventivzensur nicht hinauskommen kann, erzeugt es Beunruhigung und schädigt Tausende von Lesern. Die kleineren Zeitungen in der Provinz können zu einer andern Zeit nicht mehr rechtzeitig kommen. Die Post verlangt, daß zu einer bestimmten Stunde so und so viele Exemplare an der Bahn sein müssen, und wenn sie fünf Minuten zu spät kommen, kommt die Zeitung an dem betreffenden Tag überhaupt nicht mehr hinaus. Dann kommt noch hinzu, daß in den Zeitungsbetrieben das Zeitungspersonal zum großen Teil einberufen ist, besonders auch die Metteure, so daß die Redakteure selbst beim Umbrechen vielfach dabei sein müssen. Deshalb ist der Vorschlag, den ein Herr im Ausschuß gemacht hat, beachtenswert, es möchte jeder Zensor einmal der vollständigen Herstellung einer Zeitung beiwohnen, damit er sieht, wie das Umbrechen stattfindet, wie der Abdruck in die „Mater“ gemacht wird, wie die Blei-

Digitized by Google

platten gegossen werden, und wie keine Arbeit unterbrochen werden kann, ohne daß sie störend in den Fortgang der anderen eingreift.

Was das Verbot der Zeitungen anlangt, so ist das eine der schwersten Eingriffe, die einer Zeitung zuteil werden kann. Die „Verbrechen", welche diese Strafe nach sich ziehen, stehen in keinem Verhältnis zur Größe der Strafe. Sie geschehen doch meistens nicht mit Absicht. Der Redakteur hat vielleicht gemeint, daß eine Frage nicht unter das Verbot fällt. Vielleicht wird auch seitens des Zensors nicht genügend distinguiert. Man sieht vielleicht die Überschrift an, kümmert sich aber weniger um den Inhalt: „Über Thema darf nicht gesprochen werden." Wenn abends um 6 Uhr mitgeteilt wird, daß am anderen Tage die Zeitung nicht erscheinen darf, so ist ein solches Verbot nicht nur eine Rücksichtslosigkeit gegen die Zeitung, sondern auch gegen die Geschäftsleute, die ihre Anzeigen aufgegeben haben und an einem bestimmten Tage verkaufen wollen, und gegen die Tausende von Lesern, denen man nicht einmal mitteilen kann, daß die Zeitung nicht erscheint. Die Leute gehen zur Post und warten vergebens auf ihre Blätter. Sie sollten einmal sehen, mit welcher Sehnsucht jetzt auf dem Lande die Zeitungen erwartet werden. Auch die Agenten, die oft stundenweit zur Post gehen, haben ihren Gang vergeblich gemacht. Es würde sich vielleicht deshalb empfehlen, einige Tage vorher der Zeitung mitzuteilen, daß sie zu dem und dem Termin nicht mehr erscheinen kann. Wenn aber der Zeitung auch noch verboten wird, mitzuteilen, daß und warum sie nicht erscheinen darf, so ist das etwas, was nicht mit der Sicherheit und dem Wohle des Vaterlandes begründet werden kann: eine große Rücksichtslosigkeit. Durch das Verbot einer Zeitung, besonders wenn es eine große ist, wird der Verleger durch den Verlust an Anzeigen vielleicht um Tausende geschädigt, das bißchen Papierersparnis kommt nicht in Betracht. Die übrigen Ausgaben bleiben dieselben. Und da sitzt ein Zensor in seinem Bureau und verhängt mit so leichter Hand eine Strafe, die er sich, wenn er sie als Geldstrafe aussprechen müßte, sehr überlegen würde.

Fischbeck, Abgeordneter: Im März konnte noch mein Freund Haußmann die Hoffnung aussprechen, daß es sich vielleicht um vereinzelte Fälle handelte, daß die Zensur mit der Zeit lernen und sich bessern würde. Leider können wir heute konstatieren, daß diese Hoffnung zu einem wesentlichen Teile nicht eingetroffen ist. Auch die Maßregeln, die nach der Ankündigung des Herrn Staatssekretär Dr. Delbrück im August getroffen sind, die Schaffung des Kriegspressеamts, die erstrebte Einheitlichkeit hinsichtlich der Zensur hat im wesentlichen nicht die Fortschritte gemacht, die man von der Einrichtung dieses Instituts gehofft hatte.

Es sind in der Kommission Beispiele mancher Art, heiterer und ernster Natur, beigebracht. Verhältnismäßig am harmlosesten liegen die Dinge, wenn man über diese Beispiele noch lachen kann. Wenn ein Zensor sich daran macht, den Stil eines Schriftstellers zu korrigieren, wenn er soweit geht, selbst Zitate unserer schönen Literatur umzukorrigieren, aus ihnen zu streichen und sie zu verbessern — ich sagte: man lacht darüber, und schließlich wird in der Öffentlichkeit kein allzu großer Schade angerichtet. Ernster muß es schon stimmen, daß das Oberkommando hier in Berlin, als eine bestimmte Persönlichkeit angegriffen war, und das Verbot ergangen war, diese Persönlichkeit anzugreifen, auf eine Beschwerde den Grundsatz aufstellte: der Mann hat das Eiserne Kreuz bekommen, und die Verleihung des Eisernen Kreuzes ist für uns „das maßgebende Urteil" über den Mann, und es darf nicht geduldet werden, daß er heftig angegriffen wird. Heiterkeit hat es auch in der Kommission hervorgerufen, was sich die Zensur z. B. gegenüber einem Blatte, welches in dänischer Sprache geschrieben ist, dem „Hejmdal", alles geleistet hat. Ich habe ein ganzes Bündel solcher Briefe, mit denen fast täglich die Redaktion dieses Blattes bedacht wird, Briefe, in denen sich der Zensor als der eigentliche Redakteur des Blattes aufspielt, indem er nicht etwa dieses oder jenes verbietet, was etwa das Blatt bringen wollte, sondern indem er umgekehrt befiehlt, was in dieses Blatt hineingebracht werden soll. Da wird heute angeordnet, daß ein Artikel aus der „Täglichen

Digitized by Google

Rundschau" abgedruckt werden soll, morgen einer aus den „Preußischen Jahrbüchern", dann wieder ein solcher aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", und wenn der Redakteur dann sagt: ja, wie soll ich den bezeichneten Artikel aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" bringen, ich besitze ihn ja gar nicht? — so erhält er die Antwort vom Zensor, der übrigens sonst ein ganz verständiger Mann ist, aber auf höhere Anordnung handelt: ganz egal, bis morgen oder übermorgen ist der Artikel abzudrucken, so ist's befohlen. Der Redakteur schickt dann in der Stadt herum, ob er vielleicht einen Bürger findet, der die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hält — endlich macht er den einzigen Abonnenten ausfindig, und das Unglück will dann, daß dieser Bürger die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" nicht seiner Bibliothek einverleibt, sondern zu etwas anderem, vielleicht zu Einwickelpapier benutzt hat. Wenn dann der unglückliche Redakteur zu der Erklärung genötigt ist: ich kann den Artikel nicht bringen, weil ich ihn nicht besitze — dann kann er die Antwort erleben: wenn du ihn nicht bringst, wird die Zeitung verboten —, nun, so sind das schon wesentlich ernstere Dinge. Und wenn die Behörden damit glauben, dem deutschen Gedanken in den Nordmarken Förderung angedeihen zu lassen, so kann dieser Glaube vor ernster Würdigung der Dinge nicht standhalten. Ich sage: wenn man über die Dinge noch lachen kann, so mögen sie in ihrer Wirkung auf das Publikum nicht so schlimm sein; aber die Achtung des Publikums vor den Zensoren, den Oberkommandos, den staatlichen und militärischen Gewalten wird nicht sonderlich gehoben, wenn solche Mißgriffe stattfinden.

Wesentlich schlimmer werden aber die Dinge, wenn wir uns darüber beklagen müssen, daß die Zensur ungleichmäßig und ungerecht vorgeht, wenn es möglich ist, daß einer Zeitung etwas gestattet wird, was in der anderen verboten wird, wenn es in der ganzen Provinz gestattet ist, Artikel aus Berliner Zeitungen anstandslos abzudrucken, andererseits aber für Berliner Zeitungen das Verbot besteht, von einer anderen Zeitung, obgleich sie schon zensiert ist, etwas ohne weiteres abzudrucken, und sie somit gezwungen sind, die Zensur von neuem in Anspruch zu nehmen.

Leider besteht auch solche Ungleichheit in bezug auf die Präventivzensur für Zeitschriften. In Norddeutschland haben es die Verleger der Zeitschriften durchgesetzt, daß die Präventivzensur für sie aufgehoben ist. In ganz Süddeutschland besteht sie weiter. Damit sind nicht nur Unbequemlichkeiten, sondern auch materielle Schädigungen verbunden, wenn die betreffenden Verleger genötigt sind, den ganzen Inhalt ihrer Zeitung erst dem Zensor vorzulegen, so daß Verzögerungen und Unkosten aller Art entstehen. Die Stimmung in den Kreisen der Verleger, auf die die militärischen Gewalten in ihrem Bestreben, die öffentliche Ruhe und Sicherheit aufrechtzuerhalten, angewiesen sind, wird auch nicht gerade durch derartige ungerechte Eingriffe verbessert.

Die Bedenken, die wir gegen die jetzige Handhabung der Zensur haben müssen, werden aber noch auf das äußerste verschärft durch die Maßregeln, die eben auch der Herr Abgeordnete Gerstenberger kritisiert hat, wenn man soweit geht, wenn wegen irgendeiner Unterdrückung oder Übertretung, die die Presse begangen hat, sofort ein Verbot gegen das betreffende Organ auszusprechen. Wir haben oft leider den Eindruck, als ob die Leute, die darüber verfügten, die derartige Verbote aussprechen, überhaupt keinen Begriff davon haben, was sie damit tun, als ob sie nicht die geringste Kenntnis haben von den technischen und redaktionellen Schwierigkeiten, unter denen die Zeitungen stehen, keine Ahnung davon haben, welche materielle Schädigungen für einen Verlag damit verbunden sind, wenn von heute nacht auf morgen früh eine Zeitung untersagt und unterdrückt wird, daß Tausende und Zehntausende auf dem Spiele stehen können allein durch den Inseratenausfall, und daß auch das Publikum schließlich darunter leiden muß: der Geschäftsmann, wenn er des Glaubens ist, daß irgendeine Ankündigung am anderen Tage in einer Zeitung erscheint, und er statt dessen am nächsten Tage hören muß, daß die Zeitung, der er sein Inserat aufgegeben hat, einfach durch einen Federstrich der Zensur

Digitized by Google

unterdrückt wird. Und in den allermeisten Fällen wird man auch fragen können: ja stand denn dieser große Apparat wirklich im Verhältnis zu dem, was man erstrebt hat? Ich erinnere an das Verbot, das jüngst in Berlin einer Zeitung zugestoßen ist. Es war durch das Blatt ohne Erlaubnis eine Nachricht verbreitet, deren Veröffentlichung nach Meinung der militärischen Zensur nicht geeignet erschien. Die wildesten Gerüchte wurden nun aber gerade durch das Verbot hervorgerufen, eine Aufregung der Stimmung in der ganzen Stadt, als ob denn Wunder etwas in der Welt passiert sei. Von Haus zu Haus ging ein Raunen von dem, was angeblich vorgefallen war. Genau das Gegenteil von dem, was die Zensur erreichen wollte, ist mit diesem Verbot seinerzeit erreicht worden. Nun ist es ja leider den Zeitungen, welche verboten sind, benommen, dem Publikum mitzuteilen, welche Gründe das Verbot herbeigeführt haben. Ich will zugeben, wenn es wirklich eine ernste Sache ist, um die es sich handelt, kann durch die Mitteilung der Gründe die Sache noch verschlechtert werden, indem dann die ganze Welt auf sie aufmerksam gemacht wird. Aber irgendeine Möglichkeit der Andeutung und Beruhigung des Publikums müßte bei solchen Gelegenheiten gegeben sein. Selbst wenn sich nachher herausstellt, daß alle solche Gerüchte unwahr gewesen sind, so trifft doch auch da das Wort zu: Semper aliquid haeret. Die Beunruhigung ist einmal dagewesen, und bei der Spannung, die einmal im Kriege vorhanden ist, bei den großen Ereignissen, vor denen wir stehen, leidet die Psyche auf die Dauer darunter, wenn eben öfter derartige, wenn auch unbegründete Beunruhigungen stattfinden.

Im Zusammenhang mit diesen Fragen der Zensur stehen andere Dinge, wie z. B. die Art, wie heute das Briefgeheimnis von den Militärbehörden vielfach außer acht gelassen wird. Es sind in jüngster Zeit Fälle vorgekommen gegenüber Persönlichkeiten, deren Ziele in bezug auf die Friedensgestaltung ich nach der einen wie nach der anderen Richtung keineswegs teile. Es darf aber doch nicht Platz greifen, daß man diese Männer, die ihre Gedanken wohlmeinend, wenigstens nach ihrem eigenen Gewissen, aussprechen, nun unter Briefsperre stellt, ihnen gegenüber sogar das Briefgeheimnis bricht, indem die Briefe geöffnet und heimlich wieder geschlossen werden und ihnen dann auf Beschwerden geantwortet wird, das geschehe, um einer etwaigen Spionage entgegenzutreten. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß es gegenüber diesen Männern, mögen sie die Meinungen der Friedensgesellschaften oder die der Alldeutschen haben — Meinungen, die ich, wie gesagt, weder in der einen noch in der anderen Richtung mir zu eigen mache —, auf jeden Fall ein ungerechter Vorwurf ist, anzunehmen, daß sie etwa mit Leuten in Verbindung stehen, die mit ihrer Hilfe Spionage treiben wollen. Wir meinen, daß es dem Rechtsgedanken und unseren Rechtseinrichtungen widerspricht, wenn solche Eingriffe in das Briefgeheimnis vorkommen können. Auch dagegen muß man sich wenden, daß die Betreffenden, wenn ihnen Briefe beschlagnahmt sind, gar nicht einmal davon erfahren, daß sie dann vergeblich auf Antwort warten müssen, und daß auch derjenige, an den der Brief gerichtet ist, nichts davon erfährt, daß der Brief abgesandt und dann von den Behörden unterdrückt worden ist.

Wir halten daran fest, daß die Preßzensur in bezug auf Dinge, die an die Sicherheit des Reiches herangreifen, nicht entbehrt werden kann. Bedauerlich ist nur, daß es trotz aller Klagen unmöglich war, diese Mißgriffe zu beseitigen, und wir fordern, daß diesen Mißgriffen endlich Einhalt geschieht.

Viel schlimmer aber als alles das, was wir hier erlebt haben auf dem Gebiete der Tätigkeit der Zensur in bezug auf militärische Angelegenheiten, in bezug auf Fragen der auswärtigen Politik, ist es, daß hinsichtlich der inneren Politik die Dinge nicht nur nicht besser, sondern im Gegenteil noch viel schlimmer geworden sind, als sie sich bei den früheren Erörterungen darstellten. Der Beweis ist auch hier durch zahlreiche Beispiele in der Kommission erbracht. In die Köpfe einzelner Personen scheint der Gedanke eingezogen zu sein, daß es im Kriege am besten sei, wenn in bezug auf die Fragen unseres innerpolitischen Lebens ein Gedanken-

Digitized by Google

austausch überhaupt nicht mehr stattfinde, und daß unser innerpolitisches Leben am besten bestände in der Ruhe des Kirchhofs. Es kann aber nichts Falscheres und Schädlicheres für ein mündiges Volk geben, als eine derartige Unterdrückung innerpolitischer Erörterungen, wie wir sie leider in der letzten Zeit erlebt haben.

Ich habe schon in der Kommission darauf hingewiesen, wie gerade die Zensur sich auch zur Dienerin aller möglichen Privatinteressen gemacht hat. Ich habe darauf hingewiesen, wie es jetzt schon dahin kommt, daß Bankinstitute sich einfach bei der Zensur beschweren über die Kritik ihres Ausweises, und daß den Zeitungen verboten wird, darüber zu schreiben. Ich erinnere an den Fall des Leipziger Meßpalastes, wo von seiten des Oberkommandos einfach der Presse verboten wurde, diese Erörterungen über Angelegenheiten, die das geschäftliche Leben berühren, fortzusetzen. Ich frage Sie: Ist denn unser Vaterland ein solches Krähwinkel, daß Meinungsverschiedenheiten über den Ausweis einer Bank oder das Gebaren eines Privatgeschäftes die Stimmung unseres Volkes so beeinträchtigen könnten, daß nach außen, dem Feinde gegenüber daraus Schaden erwächst? Wenn diese Dinge so betrieben werden, dann setzt sich die Zensur der Gefahr aus, daß die Öffentlichkeit sagt: Die Zensur ist zur Sachwalterin privater Interessen herabgesunken — und das kann ihr nicht nützlich sein.

Viel ernster liegen die Dinge hinsichtlich des Eingreifens der Zensur gegenüber kommunalen Körperschaften, wie ich sie hinsichtlich der Berliner Stadtverwaltung schon in der Kommission habe schildern können. Der Berliner Magistrat bemühte sich da um die Kohlenversorgung für seine Anstalten. Er geriet dabei in Meinungsverschiedenheiten mit der Bergbehörde und mit Kohlenfirmen. Die Presse der Grubenbesitzer greift nun den Berliner Magistrat an. Er verteidigt sich in dem Nachrichtenblatt, das er offiziell herausgibt; er gibt der Bürgerschaft pflichtgemäß Kenntnis davon, weshalb er so gehandelt hat und weshalb er diese Forderung erhebt. Wieder wird er in der „Post", dem freikonservativen Organ, angegriffen, und ehe der Berliner Magistrat noch antworten kann, wird dem Oberbürgermeister durch einen jungen Offizier die Eröffnung, seine amtlichen Nachrichten, die er herausgibt, seien zuerst der Zensur vorzulegen, ehe sie der Bürgerschaft unterbreitet werden können. Der Magistrat von Berlin hat sich einmütig gesagt, daß es seiner Stellung nicht entspreche, diese seine Nachrichten der Zensur vorzulegen, und er hat es infolgedessen nicht getan und die Herausgabe der Nachrichten zunächst eingestellt.

Ähnliches ist aus der jüngsten Zeit zu berichten aus Anlaß der Stellungnahme Berlins gegenüber dem Zweckverband. Berlin hat allerlei große Bauten und Werke auch während des Krieges in Angriff genommen und fortgesetzt. Es ist dabei zu Meinungsverschiedenheiten gekommen mit einzelnen Nachbargemeinden und auch mit dem Zweckverband, und es entspann sich daraus eine Erörterung, ob überhaupt der Zweckverband in seiner jetzigen Konstruktion zweckmäßig sei oder nicht. Der Berliner Stadtverordnetenvorsteher gab seiner Ansicht über den Zweckverband in seiner Neujahrsrede Ausdruck. Die Erörterung geht in die Presse über, und flugs kommt ein Telegramm an die Presse vom Oberkommando: Erörterungen über den Zweckverband im Anschluß an die Rede des Stadtverordnetenvorstehers Michelet sind verboten.

Ich frage Sie, meine Herren, was hat das mit der Sicherheit des deutschen Vaterlandes zu tun? Nein, wir sehen daraus, wie es einzelne Kreise gibt, Personen, die in den Oberkommandos das Zensoramt ausüben, die da glauben, daß nun die Stunde für sie gekommen sei, um ihre Ansichten, die sie vielleicht in Friedenszeiten nicht durchsetzen konnten, zur Tat werden zu lassen, Leute, die vielleicht früher in nachgeordneten Stellen waren und dort gegenüber den geordneten Rechtsinstituten des Staates ihren Willen nicht durchsetzen konnten, die nun aber, da sie frei und ungebunden sind und keinen Willen über sich kennen, sagen: Nun mal ran ans Regieren! — und nun die Welt jetzt nach ihren Befehlen zu gestalten suchen. Mit Recht ist hervorgehoben, daß die kommandierenden Generäle gar nicht die eigentlich Schuldigen sind, sondern andere Leute, die unter ihnen stehen und nun ihre Poli-

Digitized by Google

tik treiben. Aber dazu dient die Zensur nicht, und in diesem Sinne ist der Art. 68 der Verfassung auch nicht gemacht, ja in diesem Sinne ist vor 64 Jahren nicht einmal das preußische Gesetz über den Belagerungszustand erlassen worden.

Wir wollen nicht, daß die Zensur zur Dienerin solcher privaten Interessen und privaten Anschauungen wird, sondern verlangen, daß sie sich hält an die große Aufgabe, die ihr gesetzt ist im Dienste der Sicherheit unseres Vaterlandes.

Auf anderen Gebieten, nicht nur in der Zensur, auf sonstigen Gebieten innerpolitischer Betätigung, z. B. auf dem Gebiete des Vereins- und Versammlungsrechts, begegnen wir ähnlichen Tendenzen! Was sollen wir dazu sagen, wenn zwei Gewerkschaftsbeamte im Westen, die die Arbeitskollegen ihrer Werkstatt zusammenberufen hatten und eine Werkstattversammlung abhielten, um sich mit ihnen über die Dinge des Betriebes, also ihre ureigensten Interessen, zu besprechen, mit Gefängnis bestraft werden, wie es diesen Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaftsführern ergangen ist? Ja, glaubt ein Mensch in der Welt, daß dadurch in den Kreis der betreffenden Arbeiter Ruhe und Zufriedenheit einziehen, wenn in dieser Weise das Oberkommando eingreift und die Militärgewalt die Machtmittel, die ihr gegeben sind, zur Anwendung bringen zu können glaubt? Nein, wir müssen uns dagegen wehren, daß mit diesen Waffen, die der Militärgewalt gegeben sind, so einseitig innere Politik getrieben wird.

Was glauben denn überhaupt die Herren Zensoren und Oberkommandierenden damit zu erreichen, wenn sie das Verbot derartiger Erörterungen aussprechen? An eine Stelle haben sie noch nicht heranreichen können, das ist die Tribüne des Parlaments, und wenn draußen die Presse unterdrückt wird, nun dann ist hier der Ort, die Dinge auszusprechen, und im Anschluß an diese parlamentarischen Verhandlungen bringen die Dinge doch ins Volk. Freilich ganz unberührt sind auch wir nicht geblieben. Wenn auch nicht im Reich, so sind doch in Sachsen und in Bayern schon Ansätze dafür vorhanden, daß man selbst das Wort, das von der Parlamentstribüne gesprochen wird, nicht der Presse anvertrauen und den Zeitungen nicht zugänglich machen kann. Ich habe die bestimmte Hoffnung, daß auf diesem Gebiet nicht weiter gegangen wird, und daß man davor denn doch zurückschreckt, etwa auch noch die Verhandlungen der Vertreter des Volkes zu unterdrücken und der Presse ihre Wiedergabe zu untersagen. Nein, wir müssen dafür sorgen, daß die bürgerlichen Gewalten, soweit es geschehen kann, ohne daß die großen vaterländischen Interessen nach außen geschädigt werden, wieder zu ihrem Rechte kommen, und daß verantwortliche Instanzen geschaffen werden, an die eventuell auch ein Appell gerichtet werden kann, und die Korrekturen nach unten ergehen lassen können.

Was wir hier für die Kriegszeit verlangen, verlangen wir vollends für die Zeit nach dem Krieg, und die Befürchtung, daß auch hier Einengungen bevorstehen, ist es, die hinsichtlich der Loebellschen Erlasse gerade die große Beunruhigung im Volke hervorgerufen hat. Das ist die Furcht, daß sich diese Dinge, die wir jetzt während des Krieges sehen, nach dem Kriege fortsetzen und durch die Loebellschen Einrichtungen ein Mittel geschaffen werden soll, um weiterhin die öffentliche Meinung zu unterdrücken und zu beeinflussen. Der Herr Minister hat schon in einem früheren Erlaß die Dinge richtigzustellen gesucht, darzulegen gesucht, daß ein solcher Zwang nicht ausgeübt werden soll. Nun, daß jene Meinung aufkommen konnte, dafür hat die Wirklichkeit Beweise genug erbracht. In Verfolg der Erlasse haben Landräte es unternommen, auf Zeitungsredakteure gewaltsam einzuwirken, daß sie aus der „Neuen Korrespondenz", dem vom Ministerium beeinflußten Organ, Artikel brächten, und man hat mit der Kommandogewalt gedroht, mit der Unterdrückung des Blattes, wenn dieser oder jener Artikel nicht aufgenommen würde. Haben sie da gefehlt, und war das nicht die Meinung des Herrn Ministers, — nun gut, wir wollen von dieser Erklärung Notiz nehmen; aber auch der preußische Herr Minister hätte seine Landräte kennen und sich sagen sollen, daß von vornherein ganz andere Kautelen gegeben werden müßten, um solche Mißverständnisse zu verhüten.

Digitized by Google

Zwei Mädchenköpfe

W. Steinhausen

Digitized by Google

Digitized by Google

Auch hinsichtlich des neuen Erlasses hat der Herr Minister in seiner Erklärung in der Kommission die Befürchtung zu zerstreuen gesucht, als ob später ein Zwang angewendet werden solle. Wir verwehren der Regierung keineswegs, frei und offen ihre Meinung zu bekennen, im Gegenteil, wir wünschen es, daß die Regierung bei allen Gelegenheiten sagt, was sie wünscht, und dem Volke gegenüber Farbe bekennt. Aber sie soll es öffentlich und so tun, daß jedermann weiß, wer zu ihm spricht. Wogegen wir uns wenden, ist, daß durch unterirdische, unerkennbare Kanäle oder durch untere Verwaltungsorgane die Meinung der Regierung in die Öffentlichkeit zu lancieren versucht wird. Die Kommission hat in diesem Bestreben den Antrag angenommen, darauf hinzuwirken, daß keine Einrichtungen geschaffen werden, die geeignet sind, auch in Friedenszeiten die öffentliche Meinung zu beschränken. Meine Herren, das ist eigentlich selbstverständlich. Denn wäre es anders, dann müßten wir an der Wahrheit alles dessen zweifeln, was hier von der Tribüne des Parlaments, was von der Regierung — der Herr Reichskanzler an der Spitze — gesprochen worden ist über das große innerliche Erleben dieses Krieges, über das gegenseitige Erkennen des Volkes. Wir müßten daran zweifeln, daß es ernst gemeint ist, was der Herr Reichskanzler von der Erkenntnis gesagt hat, wieviel Wust und Unrat in unseren inneren politischen Einrichtungen aufgespeichert war, und wie sich von selbst ergebe, diese Dinge nach dem Frieden aus dem Wege zu räumen.

Dr. Stresemann, Abgeordneter: Das deutsche Volk liebt starke Persönlichkeiten; es würde in dem Umstande, daß Minister in Volksversammlungen für ihr Programm kämpfen, nichts sehen, was es beanstandete, sondern dem zustimmen.

Aber etwas anderes ist es, was der Erlaß des Herrn v. Loebell zum Ausdruck bringt. Das ist nicht der offene Kampf von der Tribüne von irgendeiner Volksversammlung, nicht der offene Kampf im Parlament, sondern es ist eine neue Art von Offiziosentum, das auf dem Zwange beruht. Das ist, wogegen wir uns gestellt haben, daß man einmal durch einen zu weitgehenden Zwang landrätlicher Art versucht hat, es dahin zu bringen, daß unter Abbestellung von anderen Korrespondenzen einmal eine amtliche Korrespondenz eingeführt wird, und dann zweitens so weit geht, den Abdruck gewisser Artikel zwangsweise zu verlangen. Wir wenden uns vor allen Dingen dagegen, daß man zur Durchführung eines solchen Gedankens, der der Preßfreiheit widerstrebt, die Zeit benutzt, in der die Presse selbst und die Parteien durch die Verhältnisse der Zensur nicht in der Lage sind, Widerspruch zu erheben, den sie unzweifelhaft erheben würden.

Ich möchte Sie deshalb bitten, trotz der Erklärungen, die inzwischen seitens der preußischen Staatsregierung zum Ausdruck gebracht worden sind, diesem Antrage zuzustimmen, und beziehe mich dabei auf die Kritik, die mein Parteifreund Geheimrat Friedberg gestern im preußischen Abgeordnetenhause in bezug auf diese Frage ausgesprochen hat.

Ich komme damit zur Handhabung der Zensur selbst. Wenn man alle die Fälle mit anhört, die wir im Haushaltungsausschuß und heute von dieser Tribüne gehört haben, da muß man sagen: Es ist wirklich schwer, keine Satire zu schreiben. Ich gebe zu, daß es andererseits auch schwer ist, sein Amt als Zensor auszuüben, ohne Anstoß zu erregen, ohne Ungeschicklichkeiten zu begehen. Aber das, was wir hier bekämpfen, sind doch nicht Ungeschicklichkeiten, sind doch nicht Entgleisungen, das ist schon ein ganzes System einer völlig irrigen Auffassung dessen, was mit dem Zweck der Zensur erreicht werden soll. Ich möchte mich vollständig dem anschließen, was der Herr Kollege Fischbeck vor mir zum Ausdruck gebracht hat: die Zensur in den Dienst von Privatinteresse zu stellen, einer Bank den Schutz gegen eine Kritik ihrer Bilanz zu geben, ist das Tollste, was ich mir vorstellen kann in bezug auf eine völlige Verkennung des Wesens der Zensur, und nicht anders steht es mit dem Gedanken, hier die Auseinandersetzungen über die Zweckmäßigkeit einer Organisation Berlins und der Vororte zu verbieten. Unerhört aber ist die Anmaßung, die sich einige Herren erlauben, die Reichstagsverhandlungen unter Zensur nehmen zu wollen. Ich scheue mich nicht, zu sagen, daß

Digitized by Google

das, was der Herr Abgeordnete Dittmann ausgeführt hat, durchaus geteilt werden muß von jedem Mitgliede dieses Hauses, daß wir aufhören, ein achtenswertes Parlament zu sein, wenn diese Tribüne unter die Aufsicht eines stellvertretenden Generalkommandos gestellt werden könnte. Das müssen wir uns verbitten und müssen den Herrn Reichskanzler ersuchen, seinen Einfluß geltend zu machen, daß derartige Dinge unterbunden werden, die uns im Auslande viel mehr schaden, als es schaden würde, wenn die schärfsten Reden hier im Hause gehalten und im Auslande bekannt würden.

Wenn wir im Gegensatz zu dem Antrage der Herren von der sozialdemokratischen Partei den Standpunkt vertreten, den auch mein Herr Vorredner zum Ausdruck gebracht hat, daß wir nicht den Belagerungszustand völlig aufheben und die Freiheit der Presse herstellen können, so müssen wir davor geschützt sein, daß nicht diese Zustände bleiben, die hier mit vollem Recht kritisiert worden sind. Teilweise sind diese Dinge ja Lächerlichkeiten, die noch mit verhältnismäßiger Ruhe betrachtet werden können, weil sie keinen Schaden anrichten. Wenn z. B. ein Zensor Goethe verbietet und Lenau umdichtet, dann mag er selber, wenn er nachher bekannt wird, in dem Humor der Weltgeschichte fortleben. Aber nach anderer Richtung gehen auch diese Dinge dahin, daß mitunter Formalien zu einer völligen Unterbindung der freien Meinungsäußerung sich auswachsen. Darunter verstehe ich beispielsweise, daß von manchen Rednern verlangt wird, daß sie vor ihrer Rede das gesamte Manuskript ihrer Ausführungen der Behörde vorlegen, und daß sogar dafür gesorgt wird, daß eine Kontrolle geschaffen wird, um festzustellen, daß nicht irgendwie ein Wort vorgelesen wird, das nicht in dem vorgelegten Manuskript zum Ausdruck gebracht ist. Es haben sich zwei Generalkommandos für befugt gehalten, auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand eine ganze Reihe von Jugendschriften und Büchern zu verbieten im gesamten Handel des Details, des Verlages, des weiteren Vertriebes. Wir können nicht in eine Debatte darüber eintreten, ob vom ästhetischen Standpunkt aus diese Bücher einwandfrei sind oder nicht. Es würde viel zu weit gehen, hier nun in eine Diskussion einzutreten, wie sie des öfteren den Herrn Kollegen Müller (Meiningen) auf der einen Seite, den Herrn Kollegen Gröber auf der anderen Seite auf die Tribüne gerufen hat. Es wäre aber ganz unrichtig, anzunehmen, daß es sich um Bücher dieser Art handelt, sondern es handelt sich um patriotische Jugendschriften, für deren Übersendung beispielsweise der Kronprinz Rupprecht von Bayern seinen Dank hat aussprechen lassen, die der Prinz Eitel-Friedrich dreimal nachbestellt hat, die in den Lazaretten verlangt werden, und denen lediglich nachgesagt wird, daß sie nicht gehaltvoll genug wären. Ja, wenn jetzt noch die stellvertretenden Generalkommandos kommen und prüfen, ob die in den Handel gebrachten Bücher gehaltvoll genug sind, dann ist das wirklich etwas anderes, als was man sich bei der Schaffung der Zensur und des Belagerungszustandes gedacht hat.

Ich möchte Herrn Kollegen Dr. Oertel, der ja diesen Erlaß im Ausschuß in gewisser Weise begrüßte, auf eines hinweisen. Ich glaube, Sie kennen Herrn Geheimrat Professor Brunner. Er gibt die „Hochwacht" heraus, steht an der Spitze einer Vereinigung, die sich die Bekämpfung der Schundliteratur zur Aufgabe macht und auch für die Versittlichung der Jugendliteratur eintritt. Der hat seinerseits erklärt, daß er eine Anzahl dieser Bücher für völlig einwandfrei erachte und dagegen Einspruch erhebe, daß derartige Jugendschriften verboten werden. Das stellvertretende Generalkommando verbietet sie trotzdem.

Nun wird den Verlegern, die hierdurch betroffen worden sind, vom VII. Armeekorps in einem von Herrn v. Gayl unterschriebenen Briefe gesagt:

Ich bin daher nicht in der Lage, mein Verbot zurückzunehmen. Wenn Sie jedoch glauben, daß das eine oder andere Werk Ihres Verlages allen Anforderungen entspricht, die man an einen gehaltvollen Lesestoff stellen kann, so stelle ich anheim, diese bekannt zu geben, damit ich sie einer Prüfung unterziehen kann. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß ich das eine oder andere Werk alsdann freigebe.

Digitized by Google

Ist das nicht die verkehrte Welt? Erst wird die ganze Serie verboten, dann wird der Verleger aufgefordert, doch zu sagen, welche Bücher gehaltvoll seien, und alsdann will das stellvertretende Generalkommando, nachdem es alles verboten hat, so gut sein, zu prüfen, ob sein Verbot berechtigt gewesen ist. Ich habe bis dahin angenommen, daß einem derartigen Verbot die Prüfung voranginge. Wenn Sie bedenken, daß diese Dinge in unser wirtschaftliches Leben eingreifen, daß die Frau, die einen kleinen Laden führt und sich mit den Zehnpfennig-Heften auch ein bißchen über die Not der Gegenwart hinweghilft, wenn Sie bedenken, daß eine Serie von 87 Werken einfach verboten wird ohne Rücksicht auf geistige und wirtschaftliche Tendenzen, daß der Einspruch eines Mannes wie Professor Brunner nichts wiegt, dann ist das reine Willkür. Dagegen müssen wir Einspruch erheben. Dazu sind die stellvertretenden Generalkommandos nicht eingesetzt, um den Gehalt der Leseschriften zu prüfen, die dem deutschen Volke vorgesetzt werden. Wir wissen hier nicht, wo der Anfang und wo das Ende ist, wenn nach dieser Richtung hin die Kompetenzen von den Herren etwa immer weiter ausgedehnt werden.

Auf einem anderen Gebiete, dem der persönlichen Freiheit, liegen nun diejenigen Dinge, die über die Frage der Sicherheitshaft, über die Frage der Briefsperre auch von meinem Herrn Vorredner zum Ausdruck gebracht worden sind. Ich würde es begrüßen, wenn sich ein Weg finden ließe, der uns die Möglichkeit gäbe, doch auch hier namentlich nach der ersten Richtung denjenigen mit beistehen zu können, die da glauben, mit Unrecht ihrer persönlichen Freiheit beraubt zu werden. Ich gebe durchaus zu, daß in solchen Zeiten ein derartiges Mittel vorhanden sein muß. Aber wer es ausübt, sollte sich der schweren Verantwortung bewußt sein, die er jedem einzelnen gegenüber hat. Die Briefsperre — Herr Kollege Fischbeck wies bereits darauf hin — trifft hier Anhänger aller Anschauungen. Mir war nicht bewußt, daß Anhänger der Friedensbewegung unter der Briefsperre zu leiden haben. Ich weiß aber, daß Anhänger der Annexionsbestrebungen, ja sogar ihre Frauen und Dienstmädchen, mit der Briefsperre belegt worden sind. Wenn Leute, die im öffentlichen Leben stehen, wie Rechtsanwalt Claaß, davon betroffen werden, so ist das eine schwere geschäftliche Schädigung, wenn er als Rechtsanwalt auch Geschäftsbriefe erst mit vierzehntägiger Verspätung oder gar nicht erhält. Das ist nicht die Art, wie man die Auseinandersetzung über Kriegsziele vermeiden oder einschränken kann, wenn man nicht nur dem einzelnen Verfasser verbietet, sein Manuskript herauszugeben, sondern sein ganzes Privatleben, sein Geschäftsleben unter eine Aufsicht stellt, von der ich überhaupt nicht geglaubt hatte, daß sie in heutiger Zeit gesetzmäßig noch zulässig sei.

Es ist gefragt worden, ob die Zensur nicht ungleichmäßig geübt werde. Eine Reihe von Eingaben, über die ich als Berichterstatter gesprochen habe, beschweren sich darüber, daß da, wo es sich um die künftigen Kriegsziele handelt, eine derartige Parität, eine derartige gleichmäßige Behandlung nicht vorhanden sei. Man sagt, es würde in der weitestgehenden Weise denen das Wort erstattet, die für weitgehende Eroberungspläne eintreten, und denen verwehrt, die in einer Zurückweisung dieser Pläne den dauernden Frieden sicher gewahrt sehen. Ich darf demgegenüber darauf hinweisen, damit darüber nicht falsche Meinungen ins Land hinausgehen, daß beispielsweise wiederholt verboten wurde die „Deutsche Tageszeitung", „Tägliche Rundschau", „Crefelder Zeitung", „Die Post", auf die Tatsache, daß die „Bergisch-Märkische Zeitung" des Landtagsabgeordneten Bacmeister unter Vorzensur steht, daß die Gildemeistersche Broschüre der Intellektuellen nicht mehr verbreitet werden darf, daß der Geheimrat Kirdorf, als er am 1. April 1915 in den „Alldeutschen Blättern" eine Veröffentlichung machen wollte, er sie der Öffentlichkeit so vorlegen mußte: „Zu Bismarcks Geburtstag". Dann kam ein weißer Strich, der bis zu Ende ging und darunter stand „Emil Kirdorf". Es wird nach dieser Richtung auch und mit aller Schärfe gegen diejenigen vorgegangen, die diese Zukunftsfragen des deutschen Volkes im Sinne der Gebietserweiterungen

Digitized by Google

erörtern. Ich habe erst in diesen Tagen erfahren, wie weit das geht. Der „Nationalliberalen Korrespondenz für die Rheinprovinz“ hat man verboten, das ostasiatische Problem wirtschaftlich zu erörtern. Welche Rücksichten dabei obgewaltet haben, weiß ich nicht. Ich will nur noch auf eins hinweisen. Als Generalfeldmarschall v. Hindenburg sich einem Berichterstatter der „Neuen Freien Presse“ gegenüber über seine Ansichten über den Krieg ausgedrückt hat, als er das prächtige Wort ausgesprochen hat: „Nicht durchhalten, sondern siegen“, und über manche andere Fragen mit der ihm eigenen Frische sich geäußert hat, ist, wie mir aus Pressekreisen mitgeteilt wurde, nachdem eine Zeitung diese Unterredung abgedruckt hatte, sogar diese Unterredung unter Zensur gestellt worden. Das kann, wenn es auch nur eine Ungeschicklichkeit ist, zu sehr bedenklichen Erörterungen in der Öffentlichkeit führen. Das wird von keiner Seite aus verstanden.

Wir können positiv das eine sagen — es mag im ersten Augenblick vielleicht sehr gewagt und zu weitgehend erscheinen —: der Weltkrieg ist überhaupt nur mit der öffentlichen Meinung zu gewinnen. In dieser Beziehung ist uns doch England ein Lehrmeister gewesen, wenn auch die Art, in der England einseitig und zum Teil heuchlerisch-verbrecherisch gegen uns vorging, von uns nicht nachgeahmt werden kann. Wie hat England den Wert der öffentlichen Meinung schon in Friedenszeiten einzuschätzen verstanden! Es kämpft gegen uns nicht nur mit Flotte und Heer und Blockade, es kämpft gegen uns auch mit Kabel und Telegraphenbureaus, es kämpft mit Films im Kino, es kämpft mit allen Mitteln, die überhaupt dem Menschengeist gegeben sind, um dem eigenen Volke und den anderen Völkern eine bestimmte Meinung zu suggerieren und sie so fest in die Hirne hineinzuhämmern, daß wir zugestehen müssen, bis heute vergeblich gegen diese englische Weltmeinung angekämpft zu haben. In dieser Richtung liegen große Versäumnisse Deutschlands, liegen große Versäumnisse auch unserer Diplomatie vor. Ich glaube, es sind aber auf diesem Gebiete große Versäumnisse nicht nur dadurch begangen worden, daß wir nicht deutsche Meinungen und deutsche Auffassungen in das Ausland getragen haben, sondern fast noch schwerer zu wiegen scheint mir die Tatsache, daß man uns im Inlande vielfach gegängelt hat, indem man uns aus den Zeitungsausschnitten, die für uns zurechtgemacht wurden, nur die günstigen Stimmen hören ließ, nur solche Stimmen, die freundlich gegenüber Deutschland waren, so daß wir wie aus einem Traume aufschraken, als wir auf einmal sahen, daß wir fast nur Haß, fast nur Neid, fast nur Gegnerschaft selbst bis in die neutralen Länder hinein uns gegenüber fanden.

Wie oft haben wir von dieser Tribüne aus gefordert, daß unser ganzes Gesandtschafts- und Botschafterwesen auf eine andere Grundlage gestellt werde, daß bei jeder Botschaft ein Preßattaché sein müsse, so daß wir in der Weise, wie es Herr Cambon in Rom getan hat und wie es die Engländer noch während des Krieges, sogar heute noch in den mit uns verbündeten Ländern tun, auch unsererseits um die öffentliche Meinung der anderen Völker werben könnten, daß wir auch unsererseits zum Ausdruck bringen könnten, wie wir die Dinge ansehen und wünschen, daß sie angesehen werden.

Gegenüber diesem Wunsche kann man nicht sagen: wir sind uns selbst genug. Gewiß, ich bin gegen jede Auffassung, die etwa zum Ausdruck brächte, daß wir den Anschluß an die Kultur anderer Völker suchen müßten. Wenn irgendein Land die geistige Isolierung, lediglich vom Standpunkt als Volk aus gesehen, ertragen könnte, dann wäre es wohl Deutschland, das der Welt unendlich viel an geistigen Gütern gegeben hat, die mehr von uns empfing, als sie bis jetzt uns zurückgab. Aber wir sehen doch, daß die Welt das nicht anerkennt, weil sie nach anderer Richtung ein ganz falsches Bild von uns hat, daß sie das, was wir als höchste Demokratie ansehen, die allgemeine Wehrpflicht, die jeden Deutschen veranlaßt, sein Leben hinzugeben fürs Vaterland, nur immer ansieht unter dem Gesichtspunkt des „preußischen Militarismus“, daß sie über unsere ganzen politischen Verhältnisse — nicht immer ohne unsere Schuld — die Auffassung hat, die sie glauben läßt, daß andere wirklich einen Kampf der Frei-

Digitized by Google

heit gegen uns führen. Genau so, wie wir im Frieden die Bedeutung der öffentlichen Meinung der Völker für die Beziehungen der Völker zu gering einschätzten, so begehen wir jetzt den Fehler, daß wir sie innerhalb Deutschlands zu gering einschätzen für den Ausgang dieses Weltkriegs. Wir müssen die Stimmung in deutschen Landen, nicht die Stimmung des Moments, sondern die große Auffassung des Volkes, von dem uns möglichen, wahrscheinlichen und sicheren Sieg und von der Möglichkeit, in einem größeren Deutschland sich frei entfalten zu können, aufrecht erhalten bis zum letzten Tag. Das können wir eher, wenn wir auch den frischen Windhauch der Kritik ertragen lernen, als wenn wir lediglich das Schweigen im Walde als Endergebnis aller Regierungsweisheit uns gegenüber sehen.

Es wird nun darauf hingewiesen, es könnte doch manches gesagt werden, was vielleicht unangenehm wirkte, was etwa als Schwäche angesehen werden könnte. Unsere wirtschaftliche Lage verträgt aber jede offene Kritik. Daß es uns in manchem schlecht geht, daß wir große Schwierigkeiten haben, daß die Blockade Englands in vielen Beziehungen wirkt, das weiß das Ausland aus unseren Regierungsverfügungen so genau, daß es geradezu lächerlich wäre, nun zu glauben, dadurch, daß man Regierungsverfügungen nicht weiter kritisiert, sei man davor bewahrt, daß das Ausland von diesen Dingen überhaupt Kenntnis erhalte. Lesen Sie die Verhandlungen des englischen Parlaments: diese Angriffe auf die Regierung, dieser Kampf der Parteien und der Persönlichkeiten untereinander. Ich weiß nicht, wie es auf Sie gewirkt hat: im ersten Augenblick vielleicht ein gewisses Gefühl der Schadenfreude, aber letzten Endes doch eine Anerkennung der daraus sprechenden Stärke und Größe, daß man sich dort sagt: wir stehen im schweren Kampfe; trotzdem und weil wir überzeugt sind, daß diese Dinge gut gehen, können wir uns im Innern offen aussprechen über das, was geschehen muß, um sie zum siegreichen Ende durchzuführen.

Das wird sich auch geltend machen für uns in bezug auf alle die großen Wirtschaftsprobleme, vor denen wir stehen. Die Herren Fortschrittler haben den Antrag eingebracht: Freigabe der Erörterung über Steuerfragen und Fragen der inneren Politik. Über die Steuern ist schon gesprochen werden. Meine politischen Freunde stehen auf dem Standpunkt, daß wir allerdings ein Mittel haben, uns dagegen zu wehren, daß uns die öffentliche Erörterung der Steuerfragen nicht ermöglicht wird. Würde man das versuchen, so würden wir dem damit begegnen, daß wir den Antrag stellen, die Verhandlungen im Reichstag über die Steuern so lange auszusetzen, bis derartige unzulässige Eingriffe der Zensur in die freie Meinungsäußerung unterbleiben.

Wenn ich nach der Richtung hin zum Ausdruck bringe, daß ich eine großzügigere Auffassung der Zensur erwarte, so muß ich mich nach anderer Richtung hin schuldig bekennen, daß ich eine Verschärfung fordere, und zwar möchte ich fordern, daß unsere amtlichen Stellen mehr acht haben auf die Reutertelegramme, die der deutschen Presse zugänglich gemacht werden. weil ich die Empfindung nicht loswerden kann, daß viele dieser Telegramme in usum delphini direkt für den deutschen Gebrauch gefälscht werden, um uns in eine falsche Auffassung der Dinge hineinzubringen. Ich muß diese allgemeine Auffassung beweisen und darf das an einem Beispiel tun.

Wiederholt, dreimal hat Reuter jetzt behauptet, daß alle in Rotterdam lagernden Waren im Werte von Hunderten von Millionen Mark durch das Entgegenkommen Englands frei nach den Vereinigten Staaten befördert werden dürfen. Erste Wirkung: Zunächst sind die deutschen Industriellen hocherfreut, sie wenden sich nun nach Rotterdam an die deutschen Spediteure, an die Holland-Amerika-Linie und sagen: nun los, von uns liegen noch die und die Güter; wann werden die auf den Weg gebracht? Natürlich werden sie erregt, wenn sie hören: uns ist davon nichts bekannt. Zweite Wirkung: Verwirrung, nachher noch größerer Pessimismus und Verwirrung der geschäftlichen Dispositionen. Dritte Wirkung: Die Neutralen sagen: was wollen denn die Deutschen gegen die Engländer! Das ist doch großzügig

Digitized by Google

gehandelt, daß England mitten in diesem Wirtschaftskriege einsieht, daß es notwendig ist, einen gewissen Teil des Ausfuhrhandels aufrechtzuerhalten; wenn die nun die ganzen deutschen Güter von Rotterdam herüberlassen, dann ist doch dieses Deutschland wirklich ein Querulant, wenn es immer wieder von der Freiheit der Meere redet und immer wieder in Protestnoten davon spricht, daß der neutrale Handel unterbunden würde.

In diesen Tagen kommen soviel Reuter-Telegramme über eine deutsch-freundliche Stimmung in den Vereinigten Staaten, daß ich meine großen Bedenken habe, ob nicht auch diese Telegramme nur ein Beruhigungspulver für uns sein sollen, daß man sich sagt: jetzt tagt der Kongreß in Washington, jetzt ist eine gewisse Einflußnahme auch von seiten unserer Herren, die dort Fühlung haben, möglich. Die Deutschen sollen sich sagen: es steht ja in Washington alles gut, ihr könnt ganz beruhigt sein; fünf Redner sprechen, jeder spricht nur für Deutschland, jeder spricht gegen Wilson. Ich fürchte, daß das nicht übereinstimmen wird mit dem stenographischen Bericht über die Kongreßverhandlungen in Washington; sonst wäre die ganze Politik nicht möglich, die wir erlebt haben. Ist der Kongreß zu Ende, dann werden wir vielleicht hören, was wirklich gesprochen worden ist. Bismarck hat, wie ich neulich einmal fand, schon 1876 in einem Gespräch darauf hingewiesen, daß vielfach Meldungen ad hoc zurechtgemacht würden, die dann durch Reuter und Havas, die „Brutstätten der Enten", wie er sich ausdrückte, als Telegramme nach Deutschland geschickt würden, um uns zu beeinflussen. Nach dieser Richtung bitte ich also, einmal aufzumerken, ob diese Reuter-Telegramme, die wir erhalten, übereinstimmen mit den Telegrammen, die Reuter nach anderen Ländern gibt, und sie nur dann zuzulassen, wenn diese Übereinstimmung festgestellt ist.

Ich habe im Gegensatz zu den Vorrednern mit Fragen der inneren Politik begonnen. Ich wende mich nun zu den Fragen der äußeren Politik und ihrer Erörterung. Meine politischen Freunde glauben, daß das, was für die innere Politik an freiheitlicher Erörterung der Probleme notwendig ist, noch mehr für die äußere Politik gilt. Ich darf an alle die großen Fragen erinnern, die uns nach dieser Richtung beschäftigt haben, an die Frage der Fortsetzung des U-Bootkrieges, an die Art und Weise, in der die Vereinigten Staaten wiederholt in unsere Kriegführung eingegriffen haben mit Vorwürfen, die die heftigste Erregung im deutschen Volke hervorgerufen haben, und daß man danach lechzte, daß demgegenüber einmal das, was alle bewegte, auch zum Ausdruck kam. Wir haben selbst, ich weiß nicht, ob mit sofortiger Zustimmung der verbündeten Regierungen, die „Baralong"-Frage im Deutschen Reichstag erörtert. Ich sehe diese Erörterung der „Baralong"-Frage im Deutschen Reichstag geradezu als eine befreiende Tat an gegenüber der deutschen Öffentlichkeit, die darauf gewartet hat, daß das, was sie bewegt, nun auch einmal ausgesprochen werden darf. Oft geschieht das Vorgehen der Zensur nach der Richtung, daß zunächst lediglich Tatsachen mitgeteilt werden über außerpolitische Dinge und sofort daran die Bemerkung geknüpft wird, daß jede Kritik zu unterlassen ist. Wenn sich das nun so trifft, daß erst die Note des ausländischen Staates bekannt wird ohne Kritik und die Kritik erst kommen soll, wenn Deutschland amtlich geantwortet hat, dann erreichen Sie ja gerade, daß in der Zwischenzeit in allen denen, die nur die Angriffe auf uns lesen, das Gefühl entsteht, daß unsere deutsche Regierung schwach ist und nichts darauf zu erwidern weiß, und wenn sie nun sich an ihre Zeitungen wenden und erfahren: Wir dürfen darauf nichts sagen —, wird dieses Gefühl nur noch mehr verstärkt, und dadurch schaffen Sie eine gedrückte Stimmung im Innern, die nicht nützt für die Durchführung dieses Krieges. Wenn offen hätte gesagt werden dürfen, was man auch gegenüber den Vereinigten Staaten empfand, dann hätte das auch politisch gewirkt. Das ist es, was ich so sehr bedauere, daß unsere verantwortlichen Staatslenker so oft unterschätzen, welche große Waffe sie in der öffentlichen Meinung Deutschlands haben, daß sie gar nicht wissen, diese öffentliche Meinung als Aktivposten für

Digitized by Google

sich einzustellen und für sich wirken zu lassen. Döllinger hat einmal über Martin Luther gesagt: Die Seele des Volkes war ein Saitenspiel in seiner Hand. O, wenn doch die Seele des deutschen Volkes ein Saitenspiel in der Hand unseres Auswärtigen Amtes wäre, auf dem es zu spielen verstände! Wir leben nun einmal in einem demokratischen Zeitalter. Für die Verhandlungen in den Vereinigten Staaten ist es vielleicht zur Durchsetzung unserer Forderungen viel wichtiger, wenn unsere Botschafter sagen kann: Das deutsche Volk verbittet sich die Sprache des Herrn Wilson, als wenn er lediglich sagt: Ich weise sie zurück im Namen meiner Regierung. Das ist es ja, womit unsere Feinde gegen uns kämpfen, daß sie immer sagen: Es besteht ein Zwiespalt zwischen der deutschen Regierung und dem Volk, daß sie sagen: Wir kämpfen nicht gegen das Deutschland Goethes und Schillers und Beethovens, wir kämpfen auch nicht gegen das deutsche Volk der Gegenwart, wir kämpfen gegen die deutsche Regierung als Vertreterin des preußischen Militarismus. Auch in neutralen Ländern ist es notwendig, daß Sie (zum Bundesratstisch) diese öffentliche Meinung für sich gebrauchen. Lassen Sie sie einmal laut erklingen, und Sie würden in der Frage des U-Boot-Krieges, der Eingriffe des Herrn Wilson, im „Baralong"-Fall gesehen haben, daß sie, ohne dirigiert werden zu müssen, vollkommen einheitlich so übereinstimmt, wie sie vor wenigen Tagen von Oertel bis Noske übereingestimmt hat, und ich glaube, das Echo, das davon ausginge, würde ein großes sein. Wenn es nicht groß wäre bei einer Regierung wie der der Vereinigten Staaten, die vielleicht innerlich uns ablehnend gegenübersteht, so würden wir vielleicht ein Echo bei dem amerikanischen Volke erwecken können gegenüber den Politikern, die dieses Volk heute führen, das wir nicht verantwortlich machen wollen für eine Politik, die ein Gemisch von Heuchelei und Überhebung und eine Verquickung von Wahlinteressen und Völkergeschicken ist. Das ist es, weshalb wir wünschen, daß uns die Regierung die Möglichkeit gibt, das Empfinden des deutschen Volkes offen zum Ausdruck bringen zu können.

Nun komme ich zu der Frage, ob im speziellen die Frage der Erörterung der Kriegsziele besondere Gefahren in sich berge. Ich gebe zu, eine Erörterung im Detail kann solche Gefahren in sich tragen, die Details etwa in der Form einer Landkarte, die neue Grenzen zeigt. Das mag die Kreise der Regierung stören. Aber es gibt noch etwas anderes. Man kann die großen Gesichtspunkte der Kriegsziele frei zur Erörterung geben, ohne in diese Details einzusteigen. Lassen Sie mich sagen, wie ich das meine, da es zuerst phrasenhaft erklingen mag. Sind wir in bezug auf die Kriegsziele so uneinig, daß daraus gefolgert werden müßte, das deutsche Volk stehe sich in zwei Heerhaufen gegenüber, die füreinander kein geistiges Verbindungsmittel mehr haben? Wir sind uns einig darin, daß wir kämpfen bis zum letzten Hauch für unsere Freiheit und Unabhängigkeit, und wir sind uns auch darin einig, daß wir die Grundlage schaffen wollen für einen dauernden Frieden, weil wir der Meinung sind, daß wir nach dem Kriege, der ganz Europa nur als einen zuckenden Menschenleib erscheinen läßt, schon im Interesse der Kulturentwicklung dauernden Frieden gebrauchen. Die Differenzen beginnen erst dort, wo es sich darum handelt, ob man die Grundlagen des dauernden Friedens durch eine Politik der Versöhnung einleitet, die etwa als Grundlage für einen neuen Weltkulturbund dient, oder ob man annimmt, daß dieser dauernde Friede nach dem, was wir nach 45 Friedensjahren erlebt haben, uns nur durch die Sicherung unseres Landes gewährleistet werden kann. Ich gebe zu, das sind Dinge, die nach dem, was sie auswirken, unversöhnlich erscheinen mögen. Aber es sind doch schließlich Weltanschauungsfragen, über die man miteinander debattieren kann, ohne daß daraus sofort wieder der Gedanke entsteht, daß das deutsche Volk sich unversöhnlich bekämpfe. Ich erinnere an die Verhandlungen im Reichshaushaltsausschuß. Da haben wir uns auch frei ausgesprochen. Glauben Sie nun etwa, daß sich das Verhältnis der Fraktionen dadurch verschlechtert hat? Daß diese Differenzen bestehen, weiß das Inland ebensogut wie das Ausland, mit und ohne Preßzensur, mit und ohne Belagerungszustand. Daran ändert sich auch nichts, wenn im einzelnen hierüber in den Tageszeitungen

Digitized by Google

in vornehmer Weise gesprochen wird. Ich würde es begrüßen, wenn man dem ganzen deutschen Volke, auch über die Intellektuellen hinaus, er ermöglichte, sich mit den Problemen des neuen Deutschland auseinanderzusetzen. Keine Zeit war wohl so für die staatsbürgerliche Erziehung auf Grundlage der deutschen Geschichte gegeben wie die gegenwärtige. Es ist heute der Tag der Reichsgründung, und wenn jemals, so hat in dieser Gegenwart das Faustwort Geltung:

Vom frischen Geiste fühl' ich mich durchdrungen,
Gestalten groß, groß die Erinnerungen.

Lassen Sie uns auch in der Presse die großen Fragen erörtern: Wie ist das Deutsche Reich entstanden, welche Kräfte wirken dazu, daß Preußen Deutschlands Vormacht wurde? Lassen Sie uns auseinandersetzen, Herr Dittmann und ich oder andere: Wie war Bismarcks Stellung im Jahre 1867? — ist das, was wir alle an ihm als große Mäßigung preisen, als den großen Moment eines genialen Staatsmannes: dieses Entgegenkommen gegen Österreich, Sachsen und Bayern, heute im Jahre 1916 in ähnlicher Weise richtig, wenn auf der anderen Seite der Kontrahenten Frankreich, Rußland und England stehen? Lassen Sie uns davon sprechen, welche Stellung wir in Zukunft zum Slawentum, zum Panslawismus haben sollen, ob Rußland die große Gefahr ist, die uns durch seine Menschenmassen erdrückt! Lassen Sie uns doch frei über das Verhältnis der Deutschen zu den Deutschbalten sprechen, die wir als unsere Brüder ansehen, über das Verhältnis zu den Blamen, die auf der anderen Seite auch durch Bande des Blutes mit uns verbunden sind, und die weltgeschichtliche Entscheidung erörtern, in welcher Weise sie sich in Zukunft zu uns stellen sollen! Lassen Sie uns das Problem Deutschland — England offen erörtern! Ich kann mir nicht erklären, wo das deutsche Staatsinteresse gefährdet sein könnte, wenn das, was uns heute die Herren in einzelnen Manuskripten über russische und andere Verhältnisse schicken, nun auch einmal frei und offen in der Öffentlichkeit zum Ausdruck käme.

Meine Herren, wenn darauf hingewiesen worden ist, daß der erste Sonderfrieden vor der Tür stehe, dann weist das uns doch darauf hin, daß wir die ganzen Dinge in Bälde erörtern müssen.

Nun sagen die verbündeten Regierungen: Wir geben die Kriegsziele frei; wartet nur, der Tag wird kommen. Ich glaube, das kann ebensowenig so gehen, daß mit einem Tage die volle Freiheit kommt, nachdem man 20 Monate geschwiegen hat, wie es kommen kann, daß mit einem Tage der Übergang von der Kriegs- in die Friedenswirtschaft eintritt. Lassen Sie doch jetzt, wo diese Dinge vielleicht heranreifen — wer weiß, in welcher Zeit —, zunächst einmal die Diskussion über diese großen geschichtlichen Gesichtspunkte frei und geben Sie das Detail frei, wenn nachher die Friedensverhandlungen vor der Tür stehen! Glauben Sie aber, daß die Entscheidung auch in diesem Weltkriege nicht allein bei den Diplomaten liegen kann und darf, daß das deutsche Volk gehört werden muß. Darin — das ist ja das Eigenartige — treffen wir uns links und rechts. Auf der einen Seite verlangt die Sozialdemokratie die Erörterung dieser Dinge, auf der anderen Seite verlangen wir sie, obwohl wir uns in dem, was wir erstreben, vollkommen gegenüberstehen. Wir treten offen — und haben das in den Beschlüssen unserer Parteiinstanzen zum Ausdruck gebracht — für das größere Deutschland ein, von dem wir glauben, daß es uns allein die Sicherungen bringt, die möglich und notwendig sind, um uns den dauernden Frieden zu bewahren.

Wir verwahren uns aber dagegen, daß man uns bei diesen Zielen unterstellt, daß sie lediglich aufgesteckt seien, um etwa einem leitenden Staatsmanne Schwierigkeiten zu bereiten und durch diese Schwierigkeiten den Weg für politische Reformen im Innern zu versperren. Zunächst glaube ich, daß der leitende Staatsmann oder alle, die an der Spitze der Regierung stehen, denen nicht zu zürnen brauchten, die heute weitgesteckte Ziele aufstellen, auch wenn sie über das hinausgehen, was zurzeit zu verwirklichen ist. Es können solche Ziele nur unter

Digitized by Google

dem Gesichtspunkte ihrer militärischen Durchführbarkeit aufgestellt werden. Sie können nur unter diesem großen Gesichtspunkte aufgestellt werden, weil sie ja sonst alle vierzehn Tage neu revidiert werden müßten, wenn die militärische Lage sich ändert. Sie in das Gebiet der Realpolitik zurückzuführen, auf das Rücksicht zu nehmen, was militärisch erreichbar ist, ist dann Aufgabe unserer militärischen Sachverständigen und unserer Staatsmänner. Ich könnte mir denken, daß es einen Kanzler gäbe, der demgegenüber an das Goethewort dächte: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt", und der sich sagt: Ich kann gerade, wenn diese Forderungen vom Volke aufgestellt werden, vielleicht einen großen Teil davon eher durchbringen, wenn ich mich auf diese Volksstimmen berufe, als wenn man von vornherein darauf verzichtet. Daß wir aber irgendwelche Gedanken hätten, hier durch das Aufstecken von manchem von Ihnen weit erscheinenden Zielen eine innere Reform zu verhindern, das muß ich zurückweisen. Wir können uns das größere Deutschland, das wir erhoffen, nur denken aufgebaut auf einem freien, selbstbewußten und an den Staatsgeschäften entscheidend mitwirkenden Volke; und bei allem, was uns an Gesetzen vorgelegt wird, um diesem Ziele näher zu kommen, an Stärkung der Rechte des Parlaments, werden Sie (nach links gewendet) uns auf Ihrer Seite finden. Wir möchten nicht, daß jemals wieder die Geschichte das einschreibt, was sie eingeschrieben hatte 1815, daß einem Volke, das für seine Freiheit gekämpft hat, Versprechungen gegeben wurden, denen die Einlösung fehlte, die es sich erst über die Paulskirche hinweg erkämpfen mußte. Wir halten als überzeugte Monarchisten das große deutsche Kaisertum am festesten gegründet auf einem freien, selbstbewußten Volke. Dieses Volk hat Vertrauen zur Regierung bezeugt und sich in diesem Kriege bewährt wie nie ein Volk in der Geschichte. Es beansprucht aber auch das Recht, daß dieses Vertrauen ihm gegenüber von seiten der Regierung zum Ausdruck gebracht werde. Wir fordern dieses Vertrauen durch eine großzügige, großherzige Auffassung der Zensur. Sichern Sie sich die öffentliche Meinung des Volkes; denn der Endsieg kann nicht nur erfochten werden auf militärischem Gebiet. Dazu brauchen Sie auch die öffentliche Meinung des Volkes, das bereit ist, mit Ihnen auch auf diesem Gebiete zu kämpfen, wenn Sie ihm hierzu die Möglichkeit geben.

Dr. Oertel, Abgeordneter: Wenn man dem Herrn Dittmann zugehört hat, sollte man doch beinahe der Meinung sein, daß unsere stellvertretenden kommandierenden Generale vollkommen weltfremde Leute seien, die von ihrer Verantwortung nicht genügend durchdrungen seien. Gewiß, alle leiden unter dem Belagerungszustand. Ich habe bereits anderwärts ausgeführt, daß es durchaus falsch ist, wenn behauptet wird, nur die Partei der äußersten Linken leide darunter. Wir empfinden ebenso schwer den Mangel, daß wir unser politisches Leben nicht so entwickeln können, wie wir es dringend wünschten, gerade wir, die wir doch sagen dürfen, daß die wichtigsten Grundsätze, die wichtigsten Hauptsätze unserer Weltanschauung in diesem Kriege Bestätigung und Bewährung erfahren haben. Aber auch wir müssen uns damit abfinden wie Sie, und wir werden ebenso von den Folgen getroffen wie Sie. Auch unsere Vereine, unsere kleinen Gruppen sind gehindert worden, ihre Vertrauensmännerversammlungen zu veranstalten; ja, die Veranstalter sind mit Gefängnis bestraft worden. Das sind Folgen, die man hinnehmen muß, Folgen, die unerfreulich sind, die auch wir als unerfreulich empfinden; aber eine Beseitigung des Belagerungszustandes deswegen zu fordern, geht weit über das Maß des Möglichen und des Verständigen hinaus. Wenn der Belagerungszustand ohne Gefahr abgeschafft werden könnte — auch wir würden das mit Freuden begrüßen; denn wir sehnen uns nicht nach einer Fortdauer dieses Zustandes. Aber das darf doch gesagt werden, daß die kommandierenden Generale ihre großen Verdienste haben. Alle die wichtigen Einrichtungen, die getroffen werden mußten, um beispielsweise die Ernährung des Volkes sicherzustellen, wären bei weitem nicht so schnell, nicht so durchgreifend, nicht so entschieden getroffen worden, wenn wir nicht die kom-

Digitized by Google

mandierenden Generale und ihre Machtvollkommenheit gehabt hätten. Das ist von allen Seiten anerkannt worden. Ich erinnere daran, daß hier aus der Mitte die Forderung erhoben wurde, man solle alle unsere Ernährungssachen in die Hand eines kommandierenden Wirtschaftsgenerals legen.

Die Herren von der äußersten Linken meinen, daß sie besonders gedrückt würden, daß wir einer besonderen Bevorzugung uns erfreuen könnten. Einer meiner politischen Freunde hat im Hauptausschuß aus seiner Erfahrung heraus, die auch der meinen entspricht, das Gegenteil angeführt. Wir haben manchmal den Eindruck, als ob gewisse uns entgegenstehende Parteirichtungen weit gelinder behandelt würden als wir. Der Herr Abgeordnete Gerstenberger hat ähnliches aus seiner Erfahrung hier ausgeführt. Nimmt man das alles zusammen, so kann man daraus schließen, daß die Zensurbehörden mindestens die Absicht haben, unparteiisch zu sein, daß also der Vorwurf der Parteilichkeit in dieser Allgemeinheit der Berechtigung entbehrt. Im Haushaltsausschuß meinte eines der Mitglieder, daß besonders eine Zeitung, die mir persönlich recht nahe steht — ich will sie nicht nennen —, bevorzugt worden sei. Diese Zeitung [„Deutsche Tageszeitung". D. T.] hat das ganze Strafregister, das es gibt, am eigenen Leibe erproben dürfen. Sie ist beschlagnahmt worden, sie ist lange Zeit der sogenannten Präventivzensur, der Vorprüfung unterworfen gewesen, sie ist zweimal — und zwar auf mehrere Tage — verboten worden. Mehr können Sie (zu den Sozialdemokraten) doch auch nicht verlangen, nicht wahr? Der Herr im Haushaltsausschuß hat freilich noch etwas mehr verlangt; — ja, noch mehr hat er verlangt: er hat gewünscht, daß die Zeitung nach dem Spionagegesetz und wegen Landesverrats oder Hochverrats verfolgt werde. Mich wundert es nur, daß er den Hauptschriftleiter dieser Zeitung nicht schon im Geiste vor ein Standgericht gestellt hat; das hätte ich bloß noch erwartet!

Über die Dinge, die jetzt das deutsche Volk in allen seinen Teilen am tiefsten bewegen, dürfen wir nicht schreiben. Als damals Italien mit seinem Treubruch deutlich drohte, als jeder einigermaßen kluge und umsichtige Politiker den Ausbruch der Feindseligkeiten erwarten durfte, hat ein mir nahestehendes Blatt in ruhiger Sprache darauf hingewiesen, was uns von unserem liebwerten Verbündeten jetzt drohe. Was war die Folge? Die Beschlagnahme dieses Blattes, die freilich die Herren Italiener nicht hinderte, ihre kriegerischen Absichten nach wenigen Tagen auszuführen.

Meine Herren, Sie glauben nicht, wie groß die Entrüstung in weiten Kreisen des Volkes über die Art ist, wie die Herren Amerikaner die Neutralität handhaben. Diese Entrüstung darf nicht zum Ausdruck kommen, so wie sie tatsächlich vorhanden ist. Wir müssen Rücksicht auf die Herren Amerikaner nehmen, obwohl ich überzeugt bin, daß bei der ganzen geistigen und seelischen Konstruktion dieser Herren diese Rücksicht gar keine Wirkung ausüben wird. Sie werden so handeln, wie es ihr Interesse gebietet. Das deutsche Volk kann es aber nicht verstehen, weshalb es seinem begründeten Unmut, seiner gerechten Entrüstung nicht Ausdruck geben darf.

Herr Dr. Stresemann hat auch den U-Boot-Krieg kurz gestreift. Die Sache ist heikel; ich will nicht darauf eingehen; aber das hätte man doch der Presse gestatten dürfen, zu sagen, daß man es damals nicht begriff, wie man den U-Boots-Krieg fast einstellen, mindestens sehr erheblich einschränken konnte. Das hätte man sagen dürfen; denn wenn man nichts sagte, weil man es nicht durfte, so war den Vermutungen Tür und Tor geöffnet, Vermutungen, die teilweis recht bedenklich und wenig schmeichelhaft für diejenigen waren, die die Einstellung veranlaßt haben.

Ich würde darauf verzichtet haben, die Frage der Kriegsziele zu erörtern, wenn es nicht von allen Herren Vorrednern geschehen wäre. Ich bin mit ihnen der Meinung, daß wir gerade in der Erörterung dieser Frage einen weiteren Spielraum dringend wünschen müssen, nicht nur im Interesse der Presse, sondern auch im Interesse des Vaterlandes und des Volkes. Wir haben Zurückhaltung geübt bis zum Äußersten. Über eine gewisse Grenze

Digitized by Google

hinaus dürfen wir mit dieser Zurückhaltung nicht gehen, ohne daß wir Gefahr laufen, draußen und drinnen mißverstanden zu werden. Der Herr Reichskanzler hat uns ja versprochen, es werde uns die Erörterung zu gegebener Zeit freigegeben werden. Ja, meine Herren, zu gegebener Zeit! Dieses Versprechen hat der Herr Reichskanzler, wenn ich mich recht erinnere, vor etwa dreiviertel Jahren gegeben. Wenn wir noch länger warten müssen, so ist die Zeit nicht mehr gegeben, sondern sie ist uns genommen, sie ist uns fortgeschwommen. Deshalb darf diese Frist nicht allzulang gesteckt werden. Wenn man nun auch der Meinung ist, die Erörterung nicht völlig freigeben zu dürfen, so wird man mindestens verlangen können, wie Herr Dr. Stresemann hervorgehoben hat, daß eine größere Freiheit in der Erörterung dieser Ziele gestattet wird. Auch hier hat man den Zensurbehörden Parteilichkeit vorgeworfen. Die Herren Sozialdemokraten haben behauptet, daß diejenigen, die Gebietserweiterungen vertreten, glimpflicher behandelt würden als diejenigen, die für einen Frieden um jeden Preis oder die für einen sehr baldigen Frieden eintreten. Ich habe die gegenteiligen Erfahrungen gemacht. Ich habe in linksliberalen Blättern Aufsätze darüber gelesen, daß man keine Gebietserwerbungen machen dürfe, um die Gegner nicht von Versöhnung und Verständigung abzubringen. Ich habe nicht gehört, daß diese Herren unter Anklage gestellt worden wären. Es waren allerdings meist Professoren und ehemalige und vermeintliche Staatsmänner. Aber die Leute, die Gebietserweiterungen forderten und begründeten, sind bisweilen sehr scharf vorgenommen worden. Ich erinnere an den Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes und ferner an den Gießener Professor von Liebig, die beide unter Briefsperre gestanden haben und vielleicht auch heute noch stehen — von dem einen weiß ich es.

Meine Herren, was soll denn dagegen zu sagen sein, wenn wir in der Presse mit deutlichen, aber maßvollen Worten das erklären, was der Herr Reichskanzler gesagt hat, als er von den realen Garantien des künftigen Friedens sprach? Was ist dabei zu fürchten? Glaubt man, daß draußen im Auslande die Herren der Meinung seien, wir wollten diese Garantien nicht, oder sie wären für uns nur irgendeine Redensart, bei der man sich alles und nichts denken könnte? Wenn man das im Auslande draußen wirklich denken sollte, dann wäre es unsere verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, mit aller Kraft dafür zu sorgen, daß diese Gedanken ausgeschieden werden. Das Wort von den realen Garantien ist keine Redensart für uns, das Wort hat die Bedeutung, daß wir einen sicheren Frieden, ein geschütztes Deutschland, ein größeres Deutschland, ein lebenskräftiges, ein zukunftsicheres Deutschland mit allen Mitteln durchsetzen müssen. Sonst wäre das Blut vergebens geflossen, sonst wären die unendlichen schweren Opfer vergebens gebracht. Sonst würden uns die Gefallenen draußen schwer beschuldigen, sonst würde uns aus den Gräbern entgegenklingen: „Sind wir deswegen gefallen, damit binnen kurzem wieder ein anderer Krieg über das Vaterland hereinbreche?“

Ist das denn wirklich staatsgefährlich oder für das Ende des Krieges gefährlich, wenn wir offen erklären: unsere Grenzen im Westen und Osten genügen nicht, sie müssen aus strategischen Gründen weiter gesteckt werden? Oder ist einer unter Ihnen, der wirklich glaubt, daß in einem künftigen Kriege wir wieder dieselben Möglichkeiten im Westen haben, die wir jetzt hatten, falls wir nicht die Grenzen anders ziehen? Ist einer unter Ihnen? Ich glaube nicht. Ich glaube, darin sind wir alle einig: wollen wir einen künftigen unglücklichen Krieg vermeiden, so müssen die Grenzen anders gezogen werden, vorausgesetzt natürlich, daß wir dazu in der Lage sind. Aber wer unter Ihnen wollte diese Voraussetzung bezweifeln, nachdem unsere Heere so Außerordentliches, so Gewaltiges, so Erhebendes, so Großartiges geleistet haben? Wenn wir die Kriegsziele erörtern, so geschieht es immer unter der Voraussetzung, daß unsere Heere weiter sieghaft bleiben. Diese Voraussetzung weiter zu erfüllen, das wird die Aufgabe nicht nur der Kämpfer draußen sein — das ist selbstverständlich, denen brauchen wir es nicht zu sagen —, sondern auch unsere Aufgabe im Inneren sein.

Digitized by Google

Was für den Westen gilt, das gilt für den Osten. Oder ist einer unter Ihnen, der nach den fürchterlichen, himmelschreienden Erfahrungen in Ostpreußen sich jetzt damit begnügen wollte, daß wir die alten Grenzen behalten? Wäre das nicht ein Opfer, eine Preisgabe deutschen Blutes, deutschen Landes im vorhinein? Und das sollen wir nicht sagen? Sollen wir uns den Mund verbieten lassen, etwas zu sagen, was tatsächlich jedem auf den Lippen, jedem auf dem Herzen ist? Sollen wir beispielsweise verschweigen, daß die Herausgabe von Kurland für das deutsche Empfinden vollkommen unverständlich sein würde? Das sollen wir nicht verschweigen, das dürfen wir nicht verschweigen! Wenn wir es verschwiegen, wenn wir nicht alles täten, damit uns der Mund nach dieser Richtung hin geöffnet würde, wir würden eine Pflicht gegen das Vaterland versäumen.

Meinen Sie nicht, daß das nur ein Interesse der Presse ist! Gewiß hat auch die Presse ein Interesse, sie muß das Volk kampfkräftig, kampffreudig erhalten. Aber glauben Sie, daß das Volk kampffreudig erhalten wird, wenn es nicht ein gewisses Kampfziel sieht? Dieses Kampfziel müssen wir im Auge behalten, selbst dann, wenn der Krieg an seinem Ende uns nicht alles das bringt, was wir jetzt zu erwarten alle Ursache haben. Nur ein solches Kampfziel wird uns dann über gewisse tiefe, bittere Enttäuschungen hinweghelfen, an die ich niemals glaube: der Sieg wird unser sein.

Aber warum sollen solche Gedankengänge in dieser Allgemeinheit in der Öffentlichkeit nicht erörtert werden? Ich verstehe wohl, wenn man gewisse Einzelfragen über die Art der Angliederung jetzt nicht besprechen lassen will; aber in solcher Allgemeinheit sie der öffentlichen Erörterung vorzuenthalten, das geht über mein Verständnis hinaus. Das darf ich im Namen meiner politischen Freunde erklären: auch sie wünschen, soviel ich weiß, sämtlich ohne Ausnahme, daß die Erörterung der Kriegsziele freier gegeben werde, als es jetzt der Fall ist, daß wir nicht gehindert werden, das zu sagen, was das ganze Volk durchdringt, was das Herz des ganzen Volkes jetzt erfüllt.

Die Versöhnungssehnsucht ist für mich außerordentlich verfrüht, gewaltig verfrüht. Sind wir denn die nächsten dazu, unseren Wünschen nach Verständigung Ausdruck zu geben? Wir Deutsche, die wir bis zum Juli 1914 seit der Gründung des Reiches immer und immer wieder bei unseren Verständigungsversuchen bis an die Grenzen gegangen sind, jenseits deren die Wahrung der Würde des Reiches kaum mehr möglich war? Wir haben die Versöhnung, die Verständigung gesucht über das Maß dessen hinaus, was wir eigentlich vom völkischen Standpunkte vertreten konnten. Man hat diese unsere Verständigungs-, Versöhnungsversuche bespöttelt. Wir wollen sie nicht wieder bespötteln lassen. Ich gestehe offen: die Verständigung wird nach meiner Überzeugung um so schneller, um so leichter kommen, je weniger wir sie suchen, mit je größerer Kraft und Entschiedenheit und, wenn es sein muß, mit je größerer Rücksichtslosigkeit wir den Krieg durchführen, bis zur völligen Niederzwingung unserer Gegner. Dann werden sie Neigung und Lust zur Verständigung haben, und auf dieser Grundlage sind wir auch geneigt, in die Unterhaltung über die Verständigung einzutreten. Bis dahin gilt es aber, den Kampf durchzuführen. Das ist die einzige Sorge, die wir jetzt haben dürfen. Den Kampf führen wir aber nur sieghaft durch, wenn wir auch im Innern, im Geist, mit unserem Herzen, mit unserer Seele an der Seite unserer kämpfenden Truppen stehen. Und das können wir wiederum nur, wenn uns die Zukunft, wenn uns das Ziel des Krieges klar vorschwebt, und wenn wir auch sagen dürfen, wie es uns ums Herz ist. Unser Kriegsziel ist nicht nur die Sicherung eines ehrenvollen Friedens, nicht nur die Freiheit der Meere und des Wirtschaftslebens, auch nicht nur des größeren Deutschlands, sondern unser letztes Kriegsziel ist die Erfüllung der großen weltgeschichtlichen Aufgabe, die ein Höherer dem deutschen Volke und dem deutschen Volkstum gesteckt hat. Dieses große weltgeschichtliche Ziel erreichen wir nur, wenn

Digitized by Google

wir uns und unser Deutschtum durchzusetzen verstehen. Das Durchsetzen ist aber nur dann möglich, wenn wir uns alle klar sind über das, was die Erreichung dieses weltgeschichtlichen Zieles bedeutet.

Meine Herren, die Zeit ist ernst, ist schwer, ist groß, ist erschütternd und erhebend. Wir kommen über alles Schwere seelisch nur hinaus, wenn ein letztes großes Ziel uns vorschwebt. Nur dann werden wir das Schwerste — es wird uns vielleicht manches Schwere nicht erspart bleiben — ertragen, vielleicht nicht mit flackernder, auflodernder Begeisterung, aber mit der stillen Selbstverständlichkeit des Mannestums. Haben wir dieses Ziel nicht, verleugnen wir dieses Ziel, setzen wir es aus den Augen, schweigen wir darüber, dann ist das deutsche Volk nicht fähig, seine weltgeschichtliche Aufgabe zu lösen; und ein Volk, das seine weltgeschichtliche Aufgabe in Zeiten, wie es die unsrigen sind, vergißt, nicht sieht, sie nicht zu erfüllen trachtet, ein solches Volk ist unbedingt dem Gericht der Weltgeschichte verfallen.

Mertin, Abgeordneter: Ich glaube, der Vorwurf, daß sich die Zensur nach der politischen Richtung des betreffenden Blattes richtet, danach ihre Maßnahmen trifft, ist nicht begründet. Sicherlich dagegen ist die Zensur — und diesen Vorwurf glauben auch meine politischen Freunde ihr nicht ersparen zu dürfen — zum mindesten auf einem Gebiete einseitig, das hier schon wiederholt berührt worden ist, auf dem Gebiete der Erörterung der Friedensziele. Es gibt Leute — solche wachsen ja allerdings nur in Deutschland —, die es für eine Brutalität halten, daß ein Sieger einen Siegespreis verlangt, daß ein Staat, der hinterrücks, meuchlings überfallen wird, Sicherheiten dafür verlangt, daß ein solcher Überfall sich nicht mehr wiederholt. Auf der anderen Seite gibt es Leute — und es sind nicht die schlechtesten unseres Volkes —, die der Ansicht sind, daß es nicht nur das Recht, sondern die Pflicht eines siegenden Staates ist, im Interesse der Kinder und Enkel, denen so Schweres erspart werden muß, wie wir es haben durchmachen müssen, Sicherheiten zu schaffen und einen Siegespreis zu fordern. Da allerdings haben wir vielfach das peinigende Empfinden, daß die Zensur wohl die erste Richtung vollkommen ihre Kräfte betätigen läßt, daß sie dagegen der zweiten Richtung schwer und mit eiserner Konsequenz in die Arme fällt.

Meine Herren, ich möchte ganz wenige Beispiele dafür geben. Ein Generalkommando hat durch eine Verfügung den Buchdruckereien auferlegt, in Zukunft politische Arbeiten, selbst vertrauliche Druckschriften, nicht mehr ohne Genehmigung des Generalkommandos zu drucken, sondern sie erst immer dem Generalkommando vorzulegen. Ein Druckereibesitzer hatte nun ein kleines Druckblatt in ganz beschränktem Umfange hergestellt, nur für seine näheren Bekannten, und zur Genehmigung eingereicht. Es trägt den Titel: „Champagner-Trinkspruch", stammt von F. Kürnberger in Wien und ist — damit kommt die Überraschung — gedruckt am 3. September 1870, also am Tage nach der Schlacht bei Sedan. Es hat damals die Klippe der Zensur glücklich passiert; kein Mensch hat damals daran gedacht, es zu verbieten. Nunmehr nach 45 Jahren ist der Druck dieses alten, historischen Stückchens Papier vom Generalkommando untersagt worden. Möglicherweise wegen einer Stelle, die ich vortragen möchte, weil sie geradezu prophetischen Geist atmet. Sie lautet:

Eroberung! Nennt es Sicherung! Wären wir Narren genug, als die Stärkeren hinter unsere schwachen Grenzen zurückzugehen und das Ausfalltor der Vogesen hinter uns offen zu lassen; wißt ihr nicht, daß der Tanz demnächst wieder von neuem losgeht? Vengeance pour Waterloo! krähte der gallische Hahn ein halb Jahrhundert lang; Vengeance pour Varsovie! hat er nach der polnischen Freiheit gekräht, aber die römische Freiheit hat er bombardiert und massakriert! Vengeance pour Sadowa! krähte er, als es ihn bei Gott nicht das mindeste anging, und bis zum Bersten würde er krähen: Vengeance pour Visembourg! Vengeance pour Woerth! Vengeance pour Mars-la-Tour! Vengeance pour Gravelotte! Vengeance pour Sédan! — denn er hat immer ein Dutzend Vengeancen in Vorrat.

Digitized by Google

Es ist ja möglich, daß die Zensur dies als zu wenig höflich gegen unsere Feinde empfand. Aber ich muß sagen: wenn man die Unsumme von Haß sieht, die im französischen Volk lodert gegen alles, was deutsch ist, von unnatürlichem Haß, dann muß man bewundern den Vorausblick, mit dem der Mann die Worte geschrieben hat, die ich eben hier vorgelesen habe. Das ist ein Haß, der auch nicht die leiseste Spur von Menschentum mehr an sich trägt.

Nun einige kleine Proben vom Zeitungszensor. In einer Berliner Zeitung sollte ein Artikel veröffentlicht werden, der sich beschäftigt mit der Unterredung, die der Reichskanzler mit dem Sozialdemokraten Fendrich gehabt hat. Der Artikel bezeichnet diese Unterredung als erfreulich insofern, als daraus zu entnehmen sei, daß der Reichskanzler Fühlung mit den lebenden Kräften unseres Volkes nehmen zu wollen scheine, und fährt fort:

Man wird aus diesem Vorgang die Hoffnung schöpfen müssen, daß auch mit Männern anderer Richtung sachgemäße Verbindung angeknüpft wird.

Das ist an sich doch ein sehr gesundes und verständliches Verlangen! Es wird dann weiter gesagt: um eben diese lebendige Fühlung mit dem Volke aufrechtzuerhalten, sei es sehr erwünscht, nicht bloß solche gelegentlichen Gespräche abzuhalten, sondern diese Fühlungnahme zu organisieren durch die Anhörung bedeutender Persönlichkeiten unseres Volkes, seien es Politiker, Männer der Wissenschaft und Technik oder Vertreter großer wirtschaftlicher Verbände. Der Artikel wurde von der Zensur kassiert. Da muß man sich doch wirklich fragen: Warum?

In einem anderen Artikel wird es als eine Ehrenpflicht für uns bezeichnet, die von den Russen vertriebenen deutschen Bauern unsererseits wieder anzusiedeln. Es wird gesagt: man könne ja zunächst an Ostpreußen denken, aber Ostpreußen eigne sich aus vielen Gründen doch nicht dafür, reiche vor allen Dingen auch nicht aus; es sei nun praktisch, in den jetzt von uns besetzten Gebieten des Ostens schon zu dieser Zeit, wo die Preise noch vernünftig und normal seien, solches Ansiedlungsland für die Bauern zu erwerben, während anzunehmen sei, daß nach dem Kriege die Preise erheblich steigen würden. Der Artikel wurde von der Zensur gestrichen. Es ist vielleicht nicht ohne Reiz, hervorzuheben, daß diese Ausführungen angeregt wurden durch einen hohen preußischen Regierungsbeamten, der also dadurch der Zensur selbst mit verfallen ist.

Aber ich glaube den Gipfel erreicht das dritte und letzte Beispiel. Es handelt sich um folgende kurze Notiz, die in derselben Zeitung erscheinen sollte:

Man schreibt uns von parlamentarischer Seite: Die auf dem freikonservativen Parteitag angenommene Entschließung klingt in die Aufforderung aus: „Forttämpfen bis zum endgültigen Siege!“ Sie befindet sich damit in bemerkenswerter Übereinstimmung mit einer Äußerung des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, wonach nicht nur durchhalten, sondern siegen jetzt unsere weitere Aufgabe ist. Die dritte Kundgebung in diesem Sinne wird ohne Zweifel die Einbringung und Annahme des Kriegskredits von 10 Milliarden Mark im Reichstage sein. Die Reichsregierung und das deutsche Volk bekunden damit auch dem Auslande gegenüber ihren unerschütterlichen Willen, die Waffen so lange zu führen, bis uns ein Frieden errungen ist, der vollen Ausgleich für die großen Opfer an Blut und Gut bietet, welche das deutsche Volk in diesem ihm frevelhaft aufgedrungenen Kriege zu bringen hat.

Das ist alles! Es wird da also nur gefordert ein voller Ausgleich für die Opfer an Blut und Gut, die unser Volk gebracht hat. Darf nicht einmal das gesagt werden? Das wurde geschrieben nach der Rede des Herrn Reichskanzlers, in der er ausdrücklich erklärte, daß reale Garantien gefordert werden müssen!

Was muß die Folge einer solchen Einseitigkeit sein? Nach außen doch die, daß unsre Feinde und auch die Neutralen ein ganz falsches Bild von der wahren Stimmung des deutschen Volkes gewinnen. Wenn das Ausland immer nur die Stimmen der Schwachheit, der Nachgiebigkeit, der übertriebensten Zurückhaltung vernimmt, so wird

Digitized by Google

es natürlich denken, das sei die allgemeine Stimmung unseres Volkes, und wird dann leicht zu folgender Rechnung kommen: „Wenn die Deutschen auch siegen und immerfort weiter siegen, so wissen wir doch, daß wir mit den Leuten nachher beim Friedensschluß schon fertig werden. Das ist ja immer noch dieses alte Volk der angeborenen Sentimentalität, das sind immer noch die alten Überobjektiven, immer noch die, die es für ein Unrecht halten, etwas zu verlangen, nachdem sie uns besiegt haben. Mit diesen Leuten werden wir schon fertig werden!" Diese Erwägung bedeutet für uns nichts anderes als eine erhebliche Verlängerung des Krieges.

Dann die Wirkung nach innen. Es kann keinen Augenblick bezweifelt werden, daß in der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes der Gedanke lebt, die schweren Opfer an Gut und Blut, die gebracht werden mußten, dürften nicht vergebens bleiben. Der Gedanke lebt nicht nur im Schützengraben, sondern auch zu Hause, und vor allen Dingen in den Herzen der Frauen, in den Herzen der Mütter, deren Sohn draußen in flandrischer Erde ruht, in den Herzen der Frauen, deren Mann im Eis und Schnee Rußlands den letzten Schlaf tut. Wenn in diesen Herzen der erste bittere Schmerz einigermaßen verklungen ist, dann drängt sich ihnen doch die Frage auf: Ja, wofür ist dieses Leid getragen worden, was soll der Lohn dieses unsäglichen Opfers sein? Soll dieses Blut vergeblich geflossen sein? Wenn Sie, meine Herren von der äußersten Linken, die Sie sonst glauben, die Kenntnis von den Gefühlen des Volkes sozusagen in Erbpacht genommen zu haben, glauben, daß diese Gefühle nicht in der Seele des Volkes leben, dann haben Sie diesmal an dem Pulsschlag des Volkes aber erheblich vorbeigefühlt.

Heine (Dessau), Abgeordneter: Es hat sich ja heute eine so erfreuliche, fast allgemeine Einigkeit in der Verurteilung gewisser Erscheinungen, die aus dem Belagerungszustand und der Preßzensur fließen, gezeigt, wie wir sie nur neulich bei der Verurteilung der Mörder vom „Baralong" und der ausländischen Anmaßungen gefunden haben.

Von einer Notwendigkeit zu diesem allgemeinen politischen Belagerungszustand kann man nicht mehr sprechen. Ich möchte übrigens auch ausdrücklich dem einen der Herren Vorredner gegenüber darauf hinweisen, daß der Senatspräsident am Oberverwaltungsgericht Dr. Struz in dem vorhin schon zitierten Artikel besonders ausgeführt hat, daß die von der Regierung im Reichstag angeführten Gründe nicht ausreichen, um diese Ausdehnung des Belagerungszustandes auf lange Dauer und für das ganze Reichsgebiet zu rechtfertigen.

Handelte es sich um eigentliche Kriegsmaßnahmen militärischer oder wirtschaftlicher Natur, nun, da müßte man sich eben vieles gefallen lassen. Das Volk trägt gern, was nötig ist, damit uns der Sieg verbürgt wird. Militärische Maßnahmen gegen die Verbreitung von Nachrichten von militärischer Wichtigkeit, eine Bekämpfung der Spionage oder landesverräterischer Umtriebe sind nötig; daran läßt sich nichts ändern. Und wenn sie Unbequemlichkeiten oder gar Härten mit sich bringen und unter Umständen auch einmal einen Unschuldigen treffen, so ist das traurig, aber man muß es tragen in solcher Zeit. Ebenso die wirtschaftlichen Maßnahmen, für die der Reichstag dem Bundesrat eine weitestgehende Vollmacht gegeben hat.

Etwas ganz anderes aber ist das, was der Belagerungszustand mit sich bringt. Der Oberbefehlshaber kann ja nicht alles tun. Er steht auch zu sehr unter den Einflüssen und Einflüsterungen einzelner. Die Hauptsache machen die Unterbeamten und die guten Bekannten. Da kommt der eine auf die Idee, er müsse die Sittlichkeit retten; der andere kümmert sich um das Theater, und ein Dritter glaubt, es müsse auf einen guten deutschen Stil gesehen werden, und so kommen Verwirrungen und Torheiten heraus. Und, meine Herren, was haben Sie für Hilfskräfte! Es ist ganz klar, daß es in Berlin schief gehen mußte, weil man als Zensor einen der Chefs der politischen Polizei genommen hatte, und zwar ausgerechnet denjenigen, der mit der Überwachung politischer Umtriebe betraut war und der schon bei dieser Über-

Digitized by Google

wachung und bei seinen Berichten seine gänzliche Unwissenheit der Dinge, über die er zu berichten hatte, wiederholt bewiesen hat. Da konnte ja nichts anderes herauskommen. Der Belagerungszustand wird gebraucht, um alle möglichen Dinge durchzusetzen, rein persönliche Wünsche dieser oder jener Art, die mit der Sicherung gegen den äußeren Feind nichts zu tun haben. So hat man in Berlin durchgesetzt — was das Polizeipräsidium ja schon lange sehnlich gewünscht hatte —, daß auch die geschlossenen Versammlungen unter Polizeistunde gestellt wurden. Das hat die Berliner Polizei in einem Kampfe schon seit Jahren durchführen wollen und ist immer bei den Gerichten abgeblitzt, die ihr gesagt haben, daß das ein ungesetzliches Verlangen wäre. Jetzt steckt die Polizei sich auf einmal hinter den Oberkommandierenden in den Marken, und nun wird angeordnet, daß auch geschlossene Versammlungen in Berlin an die Polizeistunde gebunden wären. Ich frage: Wozu? — was hat das mit der Verteidigung des Vaterlandes, mit der Gefährdung durch den äußeren Feind, was hat das mit all den Dingen zu tun, zu deren Aufrechterhaltung der Belagerungszustand dienen soll?

Nun wird die Sache besonders unerträglich durch die Dauer, die jetzt der Belagerungszustand infolge der langen Hinausziehung des Krieges angenommen hat; denn ich deutete schon vorhin an, alle solche Maßregeln haben die Eigenschaft in sich, daß sie sich mit der Zeit steigern. Man sollte eigentlich denken: Wir haben zwar den Sieg noch nicht errungen, wir haben noch schwer zu kämpfen, aber immerhin sind die feindlichen Heere ein ganzes Stück weiter ab von den inneren Teilen Deutschlands, als sie beim Beginn des Krieges waren. Die Gefahr, die von ihnen droht, ist also viel geringer, mit Ausnahme vielleicht der Gefahr der Spionage. Daß aber etwa durch die Abhaltung von Versammlungen, durch die Offenhaltung von Vereinen, durch diese oder jene politische Erörterung der Feind ins Land gelockt werden könnte, daß die Sicherheit des Reiches gefährdet würde, davon kann gar nicht mehr die Rede sein; jetzt noch viel weniger als früher. Trotzdem werden die Maßregeln nicht allmählich abgebaut, sondern verschärft. Das liegt auch ganz in der Natur der Sache. Es wird eine Maßregel angeordnet; natürlich stellt sich nach einiger Zeit heraus, daß sie doch noch nicht alle gewünschten Wirkungen hat. Da wird sie verstärkt, wird verdoppelt und dann verdreifacht, und so wird immer eins auf das andere gelegt. Das ist ja doch Bureaukratenart, sich einzubilden, mit Verordnungen regele man wirklich das Leben des Volkes. Das erzeugt natürlich auch eine fortwährende, immer zunehmende Verbitterung auf beiden Seiten.

Der Herr Kollege Dittmann und andere der Herren Vorredner haben nun eine große Menge von Einzelfällen angeführt, und ich teile vollkommen die Empörung über diese Dinge, vorab darüber, daß die Berichte über unsere Reden hier in diesem Parlamente einer Zensur unterworfen werden. Es ist zweifellos verfassungswidrig; denn die Reichsverfassung ist nicht durch den Belagerungszustand betroffen. Aber abgesehen von dem formellen oder nicht formellen Recht: es ist eine Dreistigkeit gegen dieses hohe Haus, und es ist nebenbei politisch die dümmste Maßregel.

Und weiter: ich spreche auch meine Entrüstung aus über die völlig nutzlose Beschränkung der persönlichen Freiheit einzelner Individuen, über die Unterstellung unter Schutzhaft. Da sind ganz unsinnige und überflüssige Dinge vorgefallen. Gerade heute wieder teilt mir einer der Kollegen einen durchaus beglaubigten Fall mit, wo ein Mann in Schutzhaft genommen worden ist, der seit dem Beginn des Krieges sitzt und nicht erfahren kann, aus welchem Grunde. Er vermutet, daß er das Opfer irgendeiner fälschlichen Denunziation gewesen ist. Ich kann natürlich nicht wissen, ob das wahr ist; aber die Möglichkeit, daß eine fälschliche Denunziation solche Wirkungen hat, wird niemand ablehnen können. Man muß den Mann oder die Leute, die sich seiner annehmen, doch darüber unterrichten, was denn eigentlich gegen ihn vorliegt. Aber man bekommt grundsätzlich von den Oberkommandos in diesen Sachen keine Antwort. Wenn es sich darum gehandelt hätte, einen Menschen, den man für gefährlich hält, zwei bis drei Wochen oder zwei bis drei Monate in Haft zu halten,

Digitized by Google

Schloß Schöneck im Hunsrück

W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

es wäre ein Unglück; aber schließlich müssen viele unserer braysten Soldaten das auch noch tragen, wenn sie in Kriegsgefangenschaft geraten. Aber jetzt sitzt der Mann Jahr und Tag, wird aus einem Gefängnis ins andere gebracht, geht seelisch und körperlich dabei zugrunde, wirtschaftlich selbstverständlich auch. Er hat gebeten, man sollte ihn doch wenigstens dorthin bringen, wo er in der Nähe seiner Familie wäre. Nicht zu erreichen! Ein Reichstagsabgeordneter hat sich seiner angenommen — man bekommt ein paar verbindliche Worte zu hören, aber keine Änderung des Zustandes.

Ich will noch hinzufügen, daß die Berliner Kommandantur sich in diesen Dingen einer außerordentlichen Höflichkeit und Freundlichkeit befleißigt. Das ist gar nicht zu bestreiten; aber was nützt mir die Höflichkeit und Freundlichkeit, wenn bei der ganzen Sache nichts herauskommt!

Alles nun, was ich über den Belagerungszustand im allgemeinen gesagt habe, gilt in verdoppeltem Maße für die Preßzensur, die nur ein Ausfluß, aber ein besonders arger Ausfluß dieses Belagerungszustandes ist.

Die unsinnigen Folgen sind schon eine notwendige Konsequenz der Massenhaftigkeit der Verordnungen. Mein Freund und Kollege Noske hat kürzlich eine auch in der Form scharfe Verwahrung von der Pressezensur bekommen wegen „Verstoßes gegen Vorschrift 1013". 1013! Ja, glaubt einer, daß ein Redakteur einer Tageszeitung, der furchtbar viel zu tun hat, imstande wäre, sich die 1013 Verordnungen zu merken oder sie auch nur in jedem Augenblick nachzuschlagen? Noske weiß heute noch nicht, was in 1013 drinsteht, und er will lieber Gefahr laufen, nochmals gegen 1013 zu verstoßen oder auch gegen 1014, 1015 und 1016, wenn es darauf ankommt. Was muß ein Preßzensor, der Verordnungen in einer solchen Zahl herausgibt, von der Tätigkeit eines Zeitungsredakteurs für eine Vorstellung haben!

Eine Meinung, die sich unterdrückt fühlt, wird immer vergiftet. Taten muß man unter Umständen entgegentreten, Meinungen niemals. Die Folge ist nur, daß sich allenthalben Gift ansammelt, und daß es wirkt als schleichende Verleumdung und als Verbitterung. Was wird hier alles für Klatsch erzählt über die Politik der Regierung, über die Politik dieser oder jener Männer, über Differenzen da und dort, über allerhand Menschlichkeiten! Das alles ist die Folge dessen, daß die Diskussion abgelenkt wird von den großen politischen Fragen, die uns alle bewegen, — abgelenkt durch diesen Burgfrieden, durch diesen von oben kommandierten Burgfrieden des Belagerungszustandes. Dieser Zwang zerstört den frischen, starken Mut und den einigen Geist, den wir brauchen, um Deutschland zu retten, um es stark und groß zu machen.

Hohle Schlagworte

In der Zeitschrift „Der Panther" (Herausgeber Axel Ripke, Leipzig, Panther Verlag) liest man:

Unter den mancherlei Zugeständnissen und Anerkennungen, die dem Alldeutschen Verbande im Verlauf des Krieges zuteil geworden sind, findet sich immer wieder die Verwunderung darüber ausgedrückt, daß es ihm möglich gewesen ist, die kommenden Ereignisse seit Jahren nicht nur in ihren großen Linien, sondern auch in den meisten Einzelheiten in aller Deutlichkeit vorauszusehen. Wenn man dabei jedoch vielerorts diese Tatsache ausschließlich auf die Klarheit des Blickes, auf eine gewisse Instinktsicherheit der in ihm wirkenden Politiker zurückzuführen sucht, so übersieht man eine Kunst, die wir von jeher zu üben bestrebt gewesen sind: die Kunst, uns in der Beurteilung einer politischen Frage von jeder äußeren

Digitized by Google

Einwirkung, uns namentlich in jedem Falle von der verderblichen Herrschaft des politischen Schlagwortes frei zu halten. Wer im politischen Leben steht, weiß, welche Unsumme von Fehlern lediglich darauf zurückzuführen ist, daß sonst einsichtsvolle Politiker der Einwirkungskraft geschickt gewählter und auf den Markt der öffentlichen Meinung geworfener Phrasen zum Opfer gefallen sind, und wir brauchen uns nur an die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges zu halten, um zu erkennen, welche Verwirrung der Begriffe auch bei klarster Sachlage durch ein einziges Schlagwort angerichtet zu werden vermag. Irgendwo taucht es auf und beherrscht nicht nur im Handumdrehen die weitesten Bevölkerungskreise, sondern auch alte, erfahrene Politiker, von denen sich vom Dutzend kaum einer die Mühe nimmt, die schillernde Phrase auf ihren wahren Wert hin zu untersuchen. In der gedanken- und willenlosen Gefolgschaft, die ihr geleistet wird, liegt einer der hauptsächlichsten Gründe dafür umschlossen, daß beispielsweise die im Kerne so ungeheuer einfache Kriegszielfrage zu einer der verwickeltsten des ganzen Feldzuges geworden ist.

Von Haus aus und seitens der Regierung hieß es bekanntlich bei Beginn des Krieges, daß das deutsche Volk sich in dem ihm aufgezwungenen Kampfe ein ausreichendes Maß von Sicherheiten gegen neuen Überfall erstreiten müsse. Klarer, eindeutiger und auch einleuchtender konnte angesichts der gegebenen politischen Lage das Kriegsziel nicht gut umschrieben werden. Kaum war das Wort jedoch in die deutschen Lande gegangen, so kamen bereits die Neunmalklugen und warnten, das „Fell des Bären" nicht eher zu verteilen, ehe das Untier nicht wirklich erlegt sei. Und welche Zeitung man seitdem zur Hand nahm, welchen Kriegszielaufsatz man seitdem lesen mochte (Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel) — überall hieß es hinfort: Kinder, erst den Bären erlegen und dann das Fell verteilen.

Was in aller Welt hat nun aber das seither zu sprichwörtlicher Berühmtheit gelangte Bärenfell mit den für uns zu erstreitenden Sicherheiten zu tun! Sind wir in unseren Daseinskampf wirklich nur mit der Absicht auf einen mehr oder minder, in jedem Falle möglichst großen „Rebbach" eingetreten, haben wir uns nach dem Beispiel der Grey, Poincaré und Ssasonoff tatsächlich nur in ein kriegerisches Abenteuer eingelassen, um dabei für uns herauszuschlagen, was irgend erlangbar erscheint, daß wir ängstlich abwarten müssen, was uns das Schlachtenglück in den Schoß werfen wird? Schon diese kurze Fragestellung zeigt wohl zur Genüge, nicht nur, wie gedankenlos, sondern auch wie herabwürdigend es für unseren Daseinskampf ist, wenn man den Siegespreis unter den Gesichtspunkt irgendwelchen Beuteplanes oder des zu verteilenden Bärenfelles stellt. Sicherheiten wollen wir, diese allein, und sie allerdings sollen und müssen erstritten werden! Das ist ein ebenso einfaches wie würdiges Kriegsziel. Jedes Abweichen von einem solchen gesunden und natürlichen Standpunkte kann deshalb nur zu einer heillosen Verwirrung der Begriffe, zu einer Verschiebung der ganzen Sachlage und zu einer Verwickelung der ursprünglich einfachen politischen Frage führen, an deren Ende dann, wie so oft, nur allzu leicht ein halber Erfolg oder gar ein Mißerfolg steht.

Ein zweites Schlagwort, das bereits viel Unheil angerichtet hat, verweist sodann in der Kriegszielfrage auf Bismarcks „Politik der weisen Mäßigung" und empfiehlt, das von dem Eisernen Kanzler zu Nikolsburg gegebene Beispiel zur Richtschnur für unsere Haltung bei den kommenden Friedensverhandlungen zu nehmen. Auch hier wirken Gedankenlosigkeit und eine merkwürdige Geschichtsauffassung zusammen, eine gegebene klare Sachlage in ihr vollkommenes Gegenteil zu verkehren. Wie war es doch gleich in Nikolsburg? Der böhmische Feldzug war in einem ununterbrochenen Siegeslaufe zu Ende geführt, und eine Fortsetzung des Krieges in Ungarn mußte, nach Moltkes Zugeständnis, unsere Truppen vor schwierigste Aufgaben und gleichzeitig vor die Wahrscheinlichkeit stellen, das gewonnene „Prestige" sich langsam wieder verflüchtigen zu sehen. Gleichzeitig drohten die Einmischung Frankreichs, das Freiwerden österreichischer Kräfte auf dem italienischen Kriegsschauplatz — kurz, Bismarck hatte aus mehr als einem Grunde Eile, zu einem raschen Frieden zu kommen. Der politische Zweck des Krieges

Digitized by Google

war ohnehin erreicht, Österreich aus der inneren Ordnung Deutschlands ausgeschaltet und das Habsburgerreich über diesen Zweck hinaus zu schwächen oder zu demütigen lag nicht der geringste Grund vor. Im Gegenteil, der von Bismarck schon damals vorausgesehene Krieg mit Frankreich ließ es ratsam erscheinen, die Donaumonarchie nicht mit Gewalt auf die Seite Frankreichs zu zwingen, und gleiche Erwägungen mußten die Haltung Bismarcks gegenüber den deutschen Südstaaten bestimmen, wobei noch ins Gewicht fiel, daß ihnen der Zusammenschluß mit Preußen nach Tunlichkeit erleichtert werden sollte. Von diesen Gesichtspunkten — und nur von ihnen — wurde damals die Politik der „weisen Mäßigung" bestimmt, während auf der anderen Seite die dem preußischen Interesse im Wege stehende Selbständigkeit Hannovers und Hessen-Kassels rücksichtslos und ohne jede „Sentimentalität" dem größeren Zwecke geopfert wurde. Läßt sich nun aber von diesen für Bismarck in einer ganz bestimmten Lage und unter ganz bestimmtem Zwange maßgebend gewesenen Erwägungen auch nur eine einzige, selbst bei weitestgehender Ausdeutung, auf unsere Stellung zu den durch den Weltkrieg aufgeworfenen Fragen in Anwendung bringen? Die Frage aufwerfen, heißt bereits sie verneinen, und nur die Oberflächlichkeit, mit der man bei uns mehr und mehr auch die wichtigsten Fragen zu behandeln pflegt, macht es verständlich, daß dergleichen sinnlose Auslegungen und Verallgemeinerungen bestimmter Tatsachen gläubige Gemüter und Nachbeter zu finden vermögen.

Ein drittes Schlagwort schließlich sucht einen Vergleich zwischen der Lage Preußens im Siebenjährigen Kriege und unserem gegenwärtigen Daseinskampfe zu ziehen, wobei natürlich das Hauptgewicht auf die Nutzanwendung des Umstandes gelegt wird, daß Fritz von Preußen sich im Frieden von Hubertusburg mit der bloßen Behauptung seiner Machtstellung habe begnügen, auf jeden Landerwerb dagegen verzichten müssen. Es ist nun sicherlich nicht zu verkennen, daß die Lage Friedrichs des Großen bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges mit der unsrigen eine geradezu überraschende Ähnlichkeit aufweist. Mögen dem auch einzelne Einwände entgegenstehen, so z. B. daß Friedrich den Kampf als Präventivkrieg führte, daß Preußen ein reiner Agrarstaat war und deshalb nicht ausgehungert werden konnte, daß der Krieg damals nicht entfernt so tief in das Gesamtleben des Volkes eingriff, daß der König es im wesentlichen mit der Feindschaft seiner gekrönten Gegner und allenfalls ihrer Kabinette zu tun hatte, nicht aber mit den Völkern selbst, die teilweise heimlich und offen mit ihren Sympathien auf seiner Seite standen — das alles zugegeben, wird die Richtigkeit des Vergleiches dadurch doch nicht im mindesten beeinträchtigt. Preußen war eine junge, aufstrebende Großmacht, wie das heutige Deutschland eine kräftig zur Geltung strebende Weltmacht ist; hatten jenem dabei im wesentlichen die beiden ersten Schlesischen Kriege in den Sattel geholfen, so war dies für Deutschland durch die drei Einigungskriege geschehen. In beiden Fällen regte sich alsbald die Eifersucht und die Befürchtung der bisher führenden Großmächte, durch den zielsicher zur Höhe klimmenden Nebenbuhler in ihrer Machtgeltung bedroht zu werden, und hier wie dort kam es zum Abschluß eines Angriffsbündnisses gegen den unbequem gewordenen Nachbar. Auch die militärische Gesamtlage würde, ganz abgesehen von ihrem Charakter des Mehrfrontenkrieges, eine Reihe äußerst lehrreicher Vergleiche zulassen.

Das alles ist so in die Augen springend, daß sich ein Ausspinnen der einzelnen Parallelen erübrigt. Entscheidend ist nun aber die Nutzanwendung des Vergleiches, und nur um diese ist es den Vätern des Schlagwortes natürlich zu tun gewesen. In der sicheren Erwägung, daß sich vom Tausend kaum einer die Mühe nehmen würde, den durch so sinnfällige Merkmale gestützten Vergleich restlos bis zum Ende durchzudenken, war es für sie ein leichtes, die äußerliche Tatsache, daß Friedrich ohne Landgewinn aus dem Kampfe hervorging und sich mit der Behauptung seiner Machtstellung begnügte, als der Weisheit letzten Schluß zu predigen. „Wenn es Deutschland gelingt, sich in seiner Macht zu behaupten, so ist das Erfolg genug, der größte, den wir erringen können; siehe das Beispiel des großen Königs, der doch sicherlich ein Tatmensch und dazu kein Schwachkopf war."

Digitized by Google

Leider sind es falsche Apostel, die solche Lehre verkünden, und wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob sie wider besseres Wissen falsches Zeugnis reden oder ob sie tatsächlich die tiefen, grundlegenden Unterschiede nicht wahrnehmen, die zwischen dem Damals und dem Heute gegeben sind. Sicherlich trifft es zu, daß Friedrich der Große, wenn man von der endgültigen Entscheidung über den Besitz Schlesiens absieht, keinen Landgewinn aus dem Kriege heimgebracht und sich somit begnügt hat, Preußens Stellung durch die erfolgreiche Abwehr des feindlichen Überfalles behauptet und gesichert zu sehen. Will man nun aber diese Tatsache mit der Mahnung zu entsprechender Nutzanwendung auf Deutschlands Lage in und nach dem Weltkriege übertragen, so stellt man das Preußen des großen Königs zu dem Deutschland von heute in eine Parallele, wie sie aus den verschiedensten Gründen nicht gezogen werden kann. Friedrich der Einzige mochte sich getrost mit einer bloßen Behauptung seiner Machtstellung begnügen, mußte es sogar tun, weil sein Staat noch nicht entfernt den inneren Ausbau erfahren hatte, dessen er zur Wahrnehmung und Betonung seiner jungen Großmachtstellung bedurfte. Wir sehen ihn denn auch unmittelbar nach Abschluß des Friedens mit voller Energie dieses Riesenwerk in Angriff nehmen. Der Verwaltungsapparat wurde reformiert, ein scharfes Steuer- und Zollwesen eingerichtet, das Wirtschaftsleben durch industrielle Gründungen, durch ein großartiges Kanalisationswerk, sowie durch den Versuch der Anknüpfung kolonialer Beziehungen in Fluß gebracht, vor allem aber die landwirtschaftliche Grundlage des Staates durch eine umfassende Siedelungstätigkeit erweitert. Sicherlich steht diese Friedensarbeit des großen Königs seinen kriegerischen Erfolgen in nichts nach, und gerade der Umstand, daß für das damalige Preußen eine solche Riesenfülle innerer Aufgaben noch der Lösung harrte und ohne Gebietserweiterung gelöst zu werden vermochte, beweist, weshalb Friedrich sich ohne einen weiteren Landgewinn begnügen konnte, beweist aber auch, weshalb für das Deutschland von heute eine gleiche Zurückhaltung in seinen Kriegszielen nicht möglich ist. Deutschland ist ein in sich gefestigtes Staatswesen, das vorzüglich und vorbildlich verwaltet wird, für das es also nach dieser Richtung hin wenig mehr zu tun gibt, nichts jedenfalls, was die volle Arbeitskraft der Staatsmaschine in Anspruch nehmen könnte. Sein blühendes Wirtschaftsleben hat das Volk in wenigen Jahrzehnten zu Wohlhabenheit, wenn nicht gar zu Reichtum gebracht. Gewiß ließe sich hier, und namentlich auf industriellem Gebiete, noch eine Steigerung denken, die zweifellos nach dem siegreichen Kriege auch nicht ausbleiben wird. Aber diese Weiterentwicklung bedarf einmal nicht, wie zu Fritzens Zeiten, der unmittelbaren Einwirkung der Staatsleitung, und zum andern könnte sie nur noch mehr, als bisher, auf Kosten der Volksgesundheit gehen, da die zur Verfügung stehende landwirtschaftlich genutzte Fläche auf die Dauer nicht mehr imstande ist, den Ausfall an Volkskraft zu decken, der in den Großstädten und in den industriellen Betrieben Jahr für Jahr zu verzeichnen ist. Schon heute ist diese Frage, die bezeichnenderweise von niemand schärfer gesehen wird als eben von unseren großen Industriekapitänen, zur brennendsten und wichtigsten für unsere gesamte Volkszukunft geworden, und gerade in diesem Punkte, mehr wie in all den anderen eben berührten, muß sich der den Weltkrieg endigende Friede von jenem zu Hubertusburg unterscheiden. Fritz hatte die Möglichkeit, in seinen Oder-, Warthe- und Netzebrüchen für Tausende und aber Tausende auf Geschlechter hinaus Neuland zu schaffen und damit dem Staate einen dauernden Zuwachs an gesunder Landbevölkerung sicherzustellen, ihm also das zu gewährleisten, was sein Vater in tiefster staatsmännischer Einsicht als den „größten Reichtum des Staates" bezeichnet hatte. Wir dagegen haben diese unerläßliche Möglichkeit, an der letzten Endes das Leben des Staates und des Volkes hängt — wir haben sie nicht mehr! Deutschland ist eben in seiner ganzen staats- und volksorganischen Struktur nicht mehr das Preußen des alten Fritz, und wer die Zukunft des Reiches unter Gesichtspunkte stellen will, wie sie für den großen König bestimmend sein konnten, beweist dadurch lediglich einen jedes Maß übersteigenden Mangel geschichtlicher und staatsmännischer Einsicht, sofern man nicht auf ärgere Beweggründe schließen will.

Digitized by Google

An drei besonders sinnfälligen Beispielen ist hier in der durch den Rahmen gebotenen Kürze gezeigt worden, wohin die kritiklose Übernahme schillernder Phrasen führt, zu welchen Trug- und Fehlschlüssen man gelangen muß, wenn man sich bei der Beurteilung einer politischen Frage nicht dazu aufzuraffen vermag, die auftauchenden Einwände auf ihren inneren Kern hin zu untersuchen. Nicht die geschichtlichen Tatsachen als solche sind imstande, uns als Zukunftsweiser zu dienen, sondern lediglich die Kenntnis der besonderen vielgestaltigen Verhältnisse und Ursachen, aus denen sie erwachsen sind, das Sich-hineinfühlen-Können in die großen Zusammenhänge, in die die Schicksale der Völker gespannt sind. Wie wir Alldeutsche die Geschichte unseres Volkes sehen und verstehen zu sollen glauben, welche Nutzanwendung wir aus ihr gezogen zu sehen wünschen, ist in den Aufsätzen dieses Heftes zur Genüge dargetan worden. Schon die nächsten Jahre werden erweisen, ob auch diese unsere Auffassung recht behält: daß der von uns so zuverlässig vorausgesagte Weltkrieg entweder den Beginn einer neuen und größeren Zukunft unseres Volkes darstellt, oder aber daß er dereinst im Buche der Geschichte als die letzte Großtat der Germanen verzeichnet stehen wird.

Milans Schatten

Ein Toter ist in diesen Tagen auferstanden und schreitet erhobenen Hauptes über die Weltbühne. Der König „Immer lustig“ aus Belgrad, den man sich, als er noch lebte, so gern in der Gesellschaft flotter, sekttrinkender Wiener und Pariser Damen vorstellte, oder an der Seite seines Freundes, des Kronprinzen Rudolf, im feschen „Zeugl“ durch die Wiener Praterallee sausend, er, in dem die Mitwelt nichts anderes sehen wollte als den Balkandespoten von leichtem westländischem Kulturfirnis, den Gatten der schönen verstoßenen Natalie — er tritt plötzlich vor uns hin mit der schmerzlichen Gebärde des Unverstandenen und Lebensbetrogenen, und seine kummervollen Augen klagen: „Ich habe das Beste gewollt; seht hier das Werk derer, die über mich hinwegschritten!“ ...

Eine literarische Freundestat hat schon vor Jahren seinen Manen dies bessere Gedächtnis zu retten versucht. Heute, wo sein irregeleitetes Land röchelnd unter der Schicksalsfaust sich krümmt, sehen wir seine verblassende Gestalt im Lichte jener Verteidigung mit einem Male wieder ihr ursprüngliches Leben, ihre wahre Farbe zurückgewinnen. Wladan Georgewitsch, König Milans Erzieher und Leibarzt, Berater und Minister, hat in seinem Balkanroman „Golgatha“ das Bild des Vielgeschmähten aus seinem unmittelbaren Schauen und Erleben heraus mit Liebe und gerechterem Erkennen gezeichnet. Wohl stehen in seinem Werk Wahrheit und Dichtung eng beieinander. Aber die Phantasie wird nur so weit zu Rate gezogen, als das Interesse an der bewegt fortschreitenden Handlung es unbedingt erfordert. Im übrigen schildert der Roman, unter Benutzung sehr durchsichtiger Decknamen, historische Tatsachen — Tatsachen von einer erschütternden, nervenaufwühlenden Tragik.

Die Handlung setzt mit jener schicksalsschweren Konfliktszeit zu Ende der achtziger Jahre ein, in der sich der Untergang der Dynastie Obrenowitsch vorbereitete. König Milan — im Roman „Ämilian IV. von Morawien“ — strebt mit aller Macht, den Fesseln der unglückseligen Ehe mit der lieblosen Natalie („Königin Irene“) zu entrinnen; gegen den Wunsch des Kabinetts, gegen den Willen des Metropoliten gelangt er ans Ziel. Die denkwürdige Szene in Baden-Baden zieht an uns vorüber, da der serbische Kriegsminister in Begleitung des Polizeipräsidenten der Stadt vor die Exkönigin hintritt, um ihr den jungen Alexander, das arme Schlachtopfer heillos verworrener politischer Verhältnisse, für den wankenden Serbenthron abzufordern. Sie erscheint, mehr Weltdame als Mutter, in ihrer blauen Samtrobe mit den Valenciennes, die ihre Gestalt so wunderbar zur Geltung bringt, geschmückt mit der kostbaren Rivière ihres

Digitized by Google

Wiener Juweliers und dem Gürtel mit den dunklen Sibiriten. Keine Ader zuckt in dem schönen, marmorbleichen Gesicht, während sie ihr einziges Kind dem grauen Krieger überliefert.

In Belgrad („Singidun") empfängt den jugendlichen Thronfolger das Chaos. Der König hat dem Lande eine Verfassung gegeben; er will der mächtig aufstrebenden radikalen Partei durch die Gründung und Förderung einer starken modernen Regierungspartei das Wasser abgraben und so zugleich gegenüber der ausgesprochen antidynastischen, russenfreundlichen Stimmung im Volke einen festen Halt gewinnen. Aber die gegnerischen Kräfte bleiben nicht untätig. Der Gesandte von „Wostok" (Rußland), wütend über den engen Anschluß der serbischen Politik an Österreich, scheut selbst vor dem Gedanken des Königsmordes nicht zurück, um die verhaßte Dynastie zu stürzen. Bis in die Vorzimmer des Königs laufen die Fäden seiner Intrige, und jenseits der Grenze lauert bereits, von russischem Gelde unterstützt, der Prätendent ...

In diesen Wirrwarr fällt eine romantische Herzensgeschichte. Frau Jewremowitsch, die Witwe eines jener unglückseligen Offiziere, die den schweren Mißerfolg im ersten serbisch-bulgarischen Kriege mit dem kriegsgerichtlich verhängten Tode büßen mußten, läßt sich von der Verschwörerpartei zu einem Anschlag auf das Leben Milans gewinnen. Der König, der ihr die erbetene Audienz im vollen Bewußtsein der drohenden Gefahr bewilligt hat, entwindet ihr im kritischen Augenblick den Dolch und treibt den in die Verschwörung verwickelten Adjutanten mit vorgehaltenem Revolver zur Tür hinaus. In einer hochdramatischen Szene, die den tragischen Kern seines wahren Seins enthüllt, reißt der ritterliche Monarch die schöne Feindin mit sich fort, bis sie ihm am Ende, besiegt und im Innersten erschüttert, zu Füßen fällt.

Er hebt sie auf und spricht ihr Trost zu. Und nun ist er es, der als Bittender vor ihr steht, der sie um Gnade, um Freundschaft, um Liebe anfleht. Er spricht zu ihr von dem Unglück seiner verlassenen Jugend, seiner zerstörten Ehe. Erzählt ihr von dem eitlen, liebeleeren Herzen der wunderschönen Natalie, die selbst in jenen Augenblicken, die höchste Verzückung sein sollten, nichts anderes war als Brüsseler Spitzen und Gros de Naples und Rüschenarrangement ... Und die Frau, die soeben den Dolch nach dem Herzen des Königs gezückt hatte, wird seine Geliebte.

Nun nehmen die Ereignisse ihren stürzenden Verlauf. Der König ist des ewigen Kampfes gegen eine Welt der Anfeindungen und Widerstände müde. Herz und Krone werden ihm schwer. Er verdurstet nach einem Tropfen menschlichen Glücks, nach einer Stunde unverfälschten Daseins. Er beschließt, dem Throne zu entsagen, um an der Seite der angebeteten Frau diesen letzten Sonnenblick des lachenden Lebens sich zu erkämpfen. Aber er hat sich in ihr getäuscht: sie kann es ihrem Helden und König nicht verzeihen, daß er so klein geworden ist — nur Mensch sein zu wollen. In dem Augenblick, da sie die Abdankungsproklamation des Königs zu Gesicht bekommt, nimmt sie Gift.

Der König aber begibt sich auf die Reise nach Kleinasien, — nach Golgatha.

In dem ungarischen Kloster Kruschedol modern nun seine Gebeine. Und sein unglückliches Kind hat ihn nur um wenige Jahre überlebt.

Wer die düsteren Schicksale Serbiens seit jener blutigen Nacht im Belgrader Konak im Zusammenhang überschaut: den schamlosen Triumph der Mörderpartei, den tückischen Verrat am bulgarischen Bundesgenossen, den verhängnisvollen Fürstenmord auf österreichischem Boden und endlich die grauenhafteste aller nationalen Katastrophen, die wir heute schaudernd miterleben, der wird es aufs tiefste bedauern, daß dies begabte, bei aller Leidenschaftlichkeit des Geblüts in seinem Wesen tüchtige, verdienstvolle Fürstengeschlecht so jäh vom Schicksal errafft worden ist. Vieles wäre wohl anders und besser gekommen, wenn Milan in sich selbst die ausdauernde Kraft und in seiner Umgebung die geeigneten Helfer gefunden hätte, das begonnene Werk der Europäisierung Serbiens bis ans Ende durchzuführen.

Dr. Max Adler

Digitized by Google

Gold

Wenn vom Gold in den letzten Monaten oft die Rede gewesen ist und manches Goldstücklein in seinem vielbegehrten und unbeständigen Dasein nun eine Zeitlang zur Ruhe kommen durfte, so hat sich auch die Frage ergeben, ob nicht weiteres Gold gefunden werden könnte. Gold unter dem Boden, von Urzeiten aufbewahrt, ohne die Menschen zu kennen.

Drei Jahrtausende vor Christi Geburt war es in Mitteleuropa schon ein Wertstück, vor allem wegen seiner Unbeeinflußbarkeit durch die Luft, durch Wasser, selbst bei langer Aufbewahrung. Gediegen, d. h. ohne mit anderen chemischen Stoffen verbunden zu sein, als Berggold findet es sich in der Erde meistens, geschmiegt an Quarz und oft Kristalle zeigend, aber selten in größeren Mengen. Das Waschgold entnehmen wir dem Sand, in den es aus ursprünglichen Lagerstätten in Bergschichten durch Abschwemmen gelangt ist. Gold, wie es aus den Fundplätzen zutage gefördert wird, ist fast regelmäßig silberhaltig, zuweilen 40 % Silber enthaltend (Elektrum). Auch die Silberschätze auf der Erde, die Kupferstücke sind häufig mit geringen Mengen Goldes vermischt. Erze, die goldhaltig sind, wie Sylvanit (eine Verbindung von Gold, Silber und Tellur), Tellurgold, werden wenig zur Goldverarbeitung verwendet. Kupferkiese, die zuweilen Gold beherbergen, spaltet man öfters, um die Spuren des wertvollen Metalles aus ihnen zu holen.

Goldhaltiger Sand wird in Holzschalen mit Wasser längere Zeit ausgeschwemmt, wobei der leichtere Inhalt allmählich weggeht und das schwerere Metall zurückbleibt. Steine, die vom Gold befreit werden sollen, werden zermahlen, wobei sie mit Wasser zu behandeln sind. Größere Betriebe verwenden eiserne Gefäße mit Quereinschnürungen, durch welche das Waschwasser getrieben wird.

Erze werden zur Goldgewinnung geröstet, hernach mit Quecksilber zerdrückt, wodurch eine Lösung des Goldes in dem zugesetzten Quecksilber erfolgt. Diese Mischung wird durch Leder gepreßt, ein goldarmer Teil geht durch die Lederschichten, das eigentliche Gold passiert dieses Lederfilter nicht, es bleibt in fester Form zurück. Der goldarme Teil wird wieder mit der übrigen zu reinigenden Menge vermischt. Das Quecksilber wird durch Erwärmung fortgetrieben, so daß schließlich reines Gold zurückbleibt. — Auf eine andere Weise geht man bei dem Chlorextraktionsverfahren vor, wobei geröstet wird, zum Schlusse unter Zuführung von Chlor. Die geröstete Masse wird mit Wasser verrührt, Chlor wird nochmals eingeleitet. Man läßt das Ganze kochen, so daß sich ein Bodensatz bilden kann, und schöpft die überstehende Flüssigkeit, welche das Gold gelöst enthält, ab, um auf einfache Weise aus ihr das Erwünschte vollends zu bekommen. Oft wird diese Lösung auch über Holzkohle geschüttet, in der sich dann das Gold ausscheidet. Diese Kohle wird verbrannt, Gold bleibt übrig. — Das Verfahren, das sich in den letzten Jahren sehr gut bewährte, ist das Zyanidlaugeverfahren. Zyankalium löst Gold auf. Leitet man in solche Lösungen den elektrischen Strom, so scheidet sich das Gold an der Eintrittsstelle des elektrischen Stromes aus.

Gold, das nach einem dieser Verfahren hergestellt wurde, birgt immer noch Spuren von Silber. Eine Erfahrung aus der Praxis ermöglichte es, eine scharfe Trennung beider Metalle herbeizuführen. Schmilzt man nämlich drei Teile Silber mit einem Teil Gold zu einer Legierung und setzt konzentrierte Salpetersäure dazu, so löst sich nur das Silber, nicht das Gold.

Gold kann Kristalle bilden; häufiger erhält es der Chemiker aus den Lösungen als schweres, purpurrotes Pulver, das sich schnell in Flüssigkeiten zu Boden senkt. Goldlösungen, die sehr verdünnt sind, scheiden, wenn man sauerstoffentziehende Mittel zusetzt, das Gold in besonderer, sogenannter kolloidaler Form aus, in der das Gold nicht zu Boden fällt, sondern sich in eigenartiger Färbung, je nach der Verdünnung, kundgibt. Es gibt rosarote, blaue, violette Goldlösungen mit allen Farbenabstufungen.

Digitized by Google

Der Schmelzpunkt des Goldes liegt in Kohlensäureatmosphäre bei 1060 Grad Celsius. In Luft schmilzt es einige Grade niedriger. Der Siedepunkt des Goldes ist etwa 2500 Grad, wobei es sich auf chemische Weise verflüchtigt, ein Verfahren, das in der Praxis des Lebens durch einfaches Ausgeben bekanntlich ersetzt worden ist.

Metallisches Gold kann auf keine Weise mit dem Sauerstoff der Luft verbunden werden. Eisen rostet, es oxydiert, Gold bleibt Gold. Es bekümmert sich nicht um den gasförmigen Nachbar. Wenn sich unsere Goldmünzen in der Hitze des Tages und des Geldbeutels bräunten, so waren es Staub, Zutaten des Betriebs, in dem es hauste.

Glänzend steht es im Reiche der Stoffe, glänzend hängt es am Geschmeide der reichen Frau — und glänzend lockt es den trüben Augen der Armen.

Dr. Adolf Reitz

Zur Verdeutschung der Heeressprache

(Vgl. XVIII. Jahrg., Heft 6)

Der freundliche Beifall, den ich mit meiner ersten Veröffentlichung pflücken durfte, gibt mir den Mut zu dieser Fortsetzung.

Zunächst wieder einige bis jetzt unausrottbar gewesene, allerdings auch begrifflich scharf zu umreißende Fremdworte. Die „allgemeine Mobilmachung der Armee“ (Mobilisierung, Mobilisation) ist nichts weiter als „die Anordnung der Kriegsbereitschaft (oder Kriegsfertigkeit) des Heeres“. Welcher Truppenteil aber ist „mobil“, welcher „immobil“? Kriegsbereitschaft trifft hier nicht zu. Denn kriegsbereit sind auch die immobilen Kriegsbekleidungsämter, Ersatztruppenteile, Etappen, Bahnhofs- und Linienkommandanturen usw. Wohl aber ist mobil, wer sofort „feldverwendungsbereit“ oder — mit kurzer Neuwortbildung — „feldbereit“, „feldfertig“ ist. Immobil ist, wer „nicht feldbereit“ oder „nicht feldfertig“ ist. Der mobile Zustand einer Truppe ist ihre „Feldbereitschaft“ oder „Feldfertigkeit“. Die „nichtfeldbereiten“ Truppen stehen regelmäßig in „Standorten“ (Garnisonen, Garnisonorten), für die die „Dienstvorschriften für Standorte“ (Garnisondienstvorschrift) gelten, und in denen künftig ein nur „orts-“ oder „heimatdienstfähiger“ (garnisondienstfähiger) „dienst-“ oder „rangältester Offizier des Standorts“ (Garnisonältester) sowie ein „Befehlshaber des Ortsbereichs“ (Ortskommandant), in Festungen „der Befehlshaber der Festung“ (Gouverneur) befiehlt. „Der Aufmarschbefehl“ (die Ordre de bataille) setzt die „feldbereiten“ Truppen in Bewegung zum Aufmarschgebiete, aus dem dann der „Kriegsschauplatz“ oder „das Kampfgebiet“ (Operationsgebiet) wird. Sie stehen alsdann entweder „im Gefechtsbereiche“, „am Feind“ oder „vor dem Feind“ (an der Front), oder „als (zur) Verstärkung oder Unterstützung“ (in Reserve) dahinter. An den „Kriegsschauplatz“ schließt sich das „besetzte Gebiet“ (Etappengebiet) an mit den einzelnen „rückwärtigen Verbindungen“ (Etappen) in den „rückwärtigen Staffelorten“ (Etappenstationen), wo man den „Kundschaftern“ (Spionen) zu Leibe geht. Eine Stadt aber hat künftig nur noch eine „Truppenbesatzung“ (Garnison). Kassel ist nicht mehr Garnisonstadt, sondern „Truppenstandort“. Koburg hat kein „detachiertes Bataillon“ mehr, sondern einen „abgesonderten“, „selbständigen Fahnentrupp“. „Kombinierte Bataillone“ gibt es auch nicht mehr, sondern „zusammengestellte“, „vermischte Fahnentrupps“. Ihr Führer erhält nicht mehr den Charakter als Oberst, sondern nur die „Dienstbezeichnung“ als solcher mittels der „Verleihungsurkunde“ als „überplanmäßiger“ (außeretatsmäßiger) Stabsoffizier. Die Kommandanten der Truppenübungsplätze, Gefangenenlager, die Bahnhofs-, Linien-, Etappen- usw. Kommandanturen werden entsprechende „Befehlshaber“, der Kommandeur des Kadettenkorps „Führer der Offiziersschüler“, die „Militäreisenbahndirektion III“ wird der männliche „Truppeneisenbahn-

Digitized by Google

vorstand III". Der Generalstab ist der „Stab des Gesamtheeres" oder der „Hauptstab". Daneben hat jeder Unterteil seinen Stab: „Stab des 1. Heerverbands", des „3. Heeres", des „11. Heerteils" usw. Der Stabschef ist der „Stabsleiter" oder „Stabsvorstand", das Große Hauptquartier das „Kaiserliche" oder „Hauptheerlager", der Generalquartiermeister „Hauptheerlagermeister".

Und nun zum „Exerzierreglement für die Infanterie". Wer noch vor etwa zehn Jahren das „Karree formiert" hat (jetzt weggefallen), das „Bataillon hat chargieren" lassen (jetzt: laden und sichern!), und wenn es „fertig chargiert" (jetzt: zum Schuß fertig!) war, das Feuer „sektionsweise" (jetzt: gruppenweise) eröffnete, wird staunen, wie wenig es nach der hervorragenden Arbeit der letzten Arbeitsausschüsse zur Umarbeitung des Reglements noch zu ändern gibt. Das Schlimmste ist der merkwürdigerweise gebliebene Titel. Ich schlage vor: „Dienstvorschrift für die Ausbildung (und das Gefecht) der Fußtruppen" (vgl. auch Ziff. 1 der Einleitung zum E.Rgl.). Für das „Präsentiert das Gewehr!" — wesentlich eine Ehrenbezeigung — ist von anderer Seite der m. E. recht gute Befehl: „Gewehr zum Gruß!" vorgeschlagen worden. Auch „Achtung! Gewehr — vor!" wäre vielleicht zu empfehlen, vgl. das frühere „Gewehr auf!" Der Präsentiermarsch einer Truppe kann als „Ehrenmarsch", der Exerziermarsch als „Stechmarsch" oder „Streckschritt", der Parademarsch — ebenfalls wesentlich nur eine Ehrenbezeigung — als „Ehrenmarsch" bezeichnet werden.

Dann bleiben eigentlich nur noch die „Linien-" und „Kolonnenformationen". Wie bereits ausgeführt, steht der „Kleintrupp" (Kompagnie) in „Gliederbreite" (in Linien Front zu 2 Gliedern), nötigenfalls „im Kehrt". Die Kolonnen werden insgesamt zu „Tiefen" umbenannt. Also aus der „Gliederbreite" (Linie) heißt es jetzt: „Zur Zugtiefe rechts — brecht ab!" (Zugkolonne rechts — formiert!); „Auf den ersten Zug zur Gruppentiefe — brecht ab!" (... Gruppenkolonne formiert!) usw. Aufmärsche: „Zur Gliederbreite rechts marschiert auf — marsch!" (In Kompagniefront ...) usw. Die jetzige Kompagniekolonne ist m. E. mit „Reihengruppen" oder „Gruppenreihen" trefflichst übersetzt. Denn die „Gruppen" der Züge stehen in „tiefer Ordnung" „reihenweise" nebeneinander. Also aus der Linie: „In Gruppenreihen rechts brecht ab!" (Kompagniekolonne rechts — formiert). Aus der Gruppentiefe: „Zu Gruppenreihen rechts marschiert auf — marsch!" (Kompagniekolonne rechts — formiert). Statt in „Breit-" und „Tiefkolonne" usw. steht der Fahnentrupp jetzt nur noch a) „in Breite", b) in „Tiefe" (in beiden Stellungen die Kompagnien ohne weiteres in Zugtiefen), c) „in Breite mit Gruppenreihen", d) in „Tiefe mit Gruppenreihen" (Breitkolonne in Kompagniekolonnen und Tiefkolonne in Kompagniekolonnen!). Zur guten „Feuerleitung" des Führers gehört eine tadellose „Feuerfertigkeit" (Feuerdisziplin) des Mannes. Die Visiereinrichtung ist die Zieleinrichtung. Daher kann das Kommando „Visier 600" kurz als „Zielpunkt" übersetzt werden. Zum Beispiel die „Entfernung" bis zur anreitenden Reiterei beträgt 800 Meter; Befehl: „Halblinks Reiterei! Zielpunkt 600! Schnellfeuer!"

Dann noch einige beliebig herausgegriffene Verdeutschungen. Das „Reservekorps" wird „Verstärkungs-" oder „Ergänzungsheerteil", der Sanitätsdienst „Gesundheitsdienst", die Kriegssanitätsordnung „Vorschrift über den Gesundheitsdienst bei den Truppen", die Kriegsakademie „Kriegshochschule", das Vorpostengros „Vorpostenhauptmacht", die Vorpostenreserve „Vorpostenverstärkung" oder „-unterstützung". Die Patrouille wird zur „Streifmannschaft, Schleichwache, Erkundungs-, Aufklärungs- oder Verbindungsabteilung" oder kurz zur „Streife" nach dem Vorbilde der Ronde, die man jetzt „Runde" oder „den Rundgang" nennen mag. Der „Offizier der Runde" tut seinen „Rundgang" nachts 2 Uhr. Drei Mann gehen „auf Streife, Streifgang, Erkundung, Verbindungsgang" usw. Warum nennt man die Kantine nicht „Erfrischungsraum" (das Bureau ist bereits „Geschäftszimmer" geworden), die Gaskolonne nicht „Gaspart"? Statt Relais gebrauche man „Zwischenstelle", Relaisposten = Zwischenposten, Relaispferde = „Zwischenpferde", auch „Ablösungspferde" usw. Das Armee-

Digitized by Google

verordnungsblatt ist das „Verordnungsblatt des (deutschen) Heeres“. Die Garde sind die „Leibtruppen“ des Herrschers, die Gardes du corps die „Leibharnischreiter“. Der Offizier hat nicht mehr als „Transportführer“ einen „Transport“; er „überführt eine Mannschaft, Truppe, Gefangene nach dem Bestimmungsorte“. Er „begleitet, geleitet einen Truppenersatz, einen Woll- oder Gepäckzug“ u. dgl. Das Bezirkskommando ist das „Ober-, Kreis-Landesmeldeamt“. Das Gouvernement der „Verwaltungsbezirk“, das Generalgouvernement Belgien der „Ober-“, der „Hauptverwaltungsbezirk“, die Kabinettsordre „Königlicher Erlaß, Befehl, Verfügung“, die eiserne Portion der „eiserne Mundvorrat“ (Proviant), das Reservelazarett „Hilfs-, Nebentruppenkrankenhaus“, Inspektion und Generalinspektion sind „Leitung“ und „Oberleitung“. Der Inspekteur der Jäger und Schützen wird zum „leitenden Heeroberst ....“ Das Kriegsministerium könnte „Kriegsamt“ heißen und die Forts „Sperrfesten“.

Damit für diesmal Schluß! Möchten doch diese anspruchslosen Versuche das wohlwollende Urteil eines mitten im Sprachenkampfe an hervorragender Stelle stehenden Kämpen nur einigermaßen rechtfertigen: „Die m. E. glücklichen Anregungen zeigen jedenfalls, daß auch eine durchgeführte Verdeutschung ohne Umständlichkeit und ohne gewaltsame, unnatürliche Neubildungen möglich ist“ und — möchte ich hinzufügen dürfen — ohne allzu philologisch altertümelnde Wortausgrabungen. Dann wäre mein Zweck schon erreicht. Für Mitteilungen mir bis jetzt noch entgangenen, aber hartnäckig festsitzenden fremden Sprachballastes aber bin ich jederzeit dankbar.

Hauptmann G. Goeckel-Kassel

Wilhelm Steinhausen

Ueber seinen Lebensgang hat Wilhelm Steinhausen selber so schön geschrieben, daß man keinen andern davon berichten hören mag. Das 1912 bei Martin Warneck in Berlin erschienene Buch „Aus meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen“ gehört zu den wertvollsten Künstlerbüchern unserer Literatur. In den Berichten aus dem eigenen Leben, Bilderbetrachtungen, grundsätzlichen Untersuchungen über allerlei Kunstfragen, Aphorismen und Gedichten zeigt sich eine verwandte schriftstellerische und dichterische Begabung, wie sie Wilhelms älteren Bruder Heinrich Steinhausen auszeichnet, leider aber auch bei diesem nicht genug gewürdigt ist. Die sehnsuchtschwere Romantik der „Irmela“, die feingeschliffene, aber schmunzelnd gemilderte Boshaftigkeit der Satire „Memphis in Leipzig“, aber auch der bei aller Anmut doch den schweren Boden verratende Humor in „Heinrich Zwiesels Ängste“ leben auch in Wilhelm Steinhausen, der sich hoffentlich bald entschließt, seine wohlgefüllten Mappen um eine Reihe schriftlicher Aufzeichnungen zu erleichtern. Vermutlich sind darunter noch einige Kapitel aus des Künstlers Lebensgeschichte, die im erwähnten Buche leider dort abbricht, wo er nach Frankfurt kommt, — und das sind vierzig Jahre her. Es ist ein Glücksfall, daß neben Hans Thoma der ihm menschlich eng verbundene, aber doch im Wesen verschiedene Steinhausen diesen Drang nach schriftlicher Aussprache verspürte. Die Geschichte der deutschen Kunst in diesen Jahrzehnten hat ihre für die Dauer wichtigste Linie so in den „Stillen“, die abseits für sich standen und in einer geschwätzigen Zeit wenig beredet wurden, daß ihre eigenen Aufzeichnungen zu wertvollen Urkunden des deutschen Kunstwillens werden.

Von seiner Kindheit — Steinhausen ist am 2. Februar 1846 in Sorau geboren — erzählt uns das Buch nichts. Es setzt mit des Jünglings Eintritt an der Berliner Akademie ein, etwa 1863. „Es war eine Zeit, geschichtlich betrachtet, in der für Deutschland eine Epoche untersank und eine neue mit anderen Zielen und Idealen emporstieg. Wir lebten noch unter dem Zepter des Königs. Berlin, die Hauptstadt unseres Königs, des Königs von Preußen — preußische Traditionen lebten in unseren Familien, mit ihnen sind wir groß geworden. Wir wer-

Digitized by Google

den sie nicht und wollen sie nicht vergessen, denn wir wissen, was wir ihnen Gutes verdanken. Dann aber in den sechziger Jahren, da sahen wir staunend und verwundert, wie aus den absterbenden alten Zuständen ein Neues hervorging, und wie es dann in wenigen Jahren im Entstehen des Deutschen Reiches seinen ersten Abschluß erhielt. Aber nicht allein im staatlichen Leben geschah dieser Einschnitt, sondern Hand in Hand gingen damit die Veränderungen unserer Kunstanschauung und die Umgestaltung, die die Kunst in ihren Lebensäußerungen erlitt. Freilich nicht ganz so schnell, aber wohl mit ebensoviel Verwirrungen und Irrungen . . ."

„Keine Zeit war wohl für einen Anfänger in der Kunst ungünstiger, als damals die Zeit der sechziger Jahre. Denn, um zu lernen, wohin sollte er sich wenden? Immer noch standen an den staatlich geschaffenen Lehrstellen die Reste und Nachfolger einer Cornelius- oder Schadow-Schule oder die deutschen kleineren Nachfolger Delaroches und Gallaits an der Spitze, ihrer Sache aber nicht mehr sicher. Die neue Bewegung mit ihrem strengeren Naturalismus und ihrer Betonung des Technischen war in Deutschland noch nicht durchgedrungen; Pilotys Stern ging aber eben auf, und so wußten wir Jungen nicht aus und ein."

Der Künstler berichtet dann von den unzureichenden Einrichtungen, dem veralteten Lehrgang der Berliner Kunstakademie, wobei keine Lust aufkommen konnte, und auch die vielfach ganz unzulänglichen Lehrer ratlos waren. Solche „zuweilen komische, aber oft auch sehr ernste Erfahrungen waren nicht geeignet, uns sicherer zu machen und uns vernünftig vorwärts zu führen, und so waren wir bald rat- und mutlos. Da habe ich denn, wie viele, es vorgezogen, daheim zu bleiben und draußen außerhalb der Akademiemauern mein Glück zu versuchen. Und wie es nun Sommer war und bald auch Ferienzeit, da sah ich mir draußen im Freien die Natur an. Und sie ist mir eine gute Freundin geworden, und gottlob, geblieben. Aber wo findet man denn die Natur? Ach, sie ist ja überall. Ja, auch in einer Großstadt und in ihrem Bannkreis gibt sie uns Künstlern alles, was wir nötig haben. Ganz freiwillig oder wider Willen. Freilich, erschrecken Sie nicht, man muß mit den Augen auch ein Herz mitbringen. Und der Verstand darf wohl auch nicht fehlen. Wie glücklich der, der sich diese Grundkräfte rein und unbefleckt erhalten kann, dem das Augenlicht bleibt für das Licht geschaffen und das Herz gut (zu Gott geschaffen). Und wir wollen es als ein Glück preisen, wenn wir schon früh guten Geistern begegnet sind, die an unseren Wegen wachend und warnend standen. Und solche sind auch unsere großen Geister der Vergangenheit. Und dies war ja wohl eine Fügung, die für mein Schaffen bedeutungsvoll wurde, daß zu der Zeit, da ich ein Knabe war, Ludwig Richter der Liebling unseres Hauses war und seine so schönen und unschuldigen Gaben sich wenigstens in einigen Blättern zu uns ins Haus stahlen und damit zuerst der Wunsch leise in mir aufstieg: Könnte ich doch einmal so etwas machen!"

Freilich stand Steinhausen nicht mehr in einer so idyllischen Welt. Die inzwischen verwitwete Mutter war nach Berlin übergesiedelt, und der Sohn hatte ein offenes Auge auch für die sozialen Gegensätze, die hart aufeinander stießen. Aber es „mag sein, daß gerade der Gegensatz einer starren Häuserwelt mit der weiten, einfachen, so großen Landschaft da draußen vor den Toren Berlins den Eindruck ihrer malerischen Schönheit verstärkt hat. Und so wäre ich gern Landschafter geworden, leider war auf der Akademie damals dieses Fach unbesetzt. Der vortreffliche Schirmer (nicht der Düsseldorfer oder Karlsruher) war kurz vor meinem Eintritt in die Akademie gestorben. Gern wäre ich sein Schüler geworden, denn von den Bildern, die man im Preußischen Kunstverein sehen konnte, war auch eines von diesem Schirmer: ein Park mit einer Fontäne im Sonnenlicht, ein ganz vorzügliches Bild, vielleicht würde man es noch heute, als zum Pleinair gehörig, bewundern dürfen.

So blieb eben nichts anderes übrig, als allein seinen Weg zu gehen. Doch halt, nicht so ganz allein: Freund Kolitz, als der Ältere und Erfahrene, brachte aus Liegnitz von seinem Lehrer Blätterbauer schon allerlei Regeln und Rezepte und Ermahnungen mit, die ich aber, ich muß gestehen, nicht so beachtet habe, wie sie es wohl verdient hätten.

Digitized by Google

Und wieder wurde ich bei meinen Versuchen bedenklich irregemacht. Als ich eines Tages einem Maler, der aus Paris, als Schüler Coutures, mit großem Können zurückgekommen war, einmal meine ersten Versuche zeigte, darunter einen Mondaufgang, sagte er mir, daß es nicht so gewesen sein könne, denn das Mondlicht sei immer kalt, und die Bäume davor müßten warm sein. Das stimmte nun mit meiner Erinnerung nicht, ebenso, was er mir über die Wolken sagte, ‚die stünden immer weich in der Atmosphäre', ich hatte aber eine Gewitterwolke malen wollen, die scharf konturiert mit ihrem weißen Rand am Himmel stand. Natürlich traute ich ihm und mißtraute danach meinen Augen.

Aber er hat damals auch mir einen Namen genannt, der heute noch einen guten Klang hat, und den ich ganz gern in Beziehung zu meinen Bildern nennen höre. Damals war er für mich ganz neu, wie wohl für viele in Deutschland: Daubigny. Der Freund sagte, zu meiner Mutter gewandt: ‚Der Junge sollte eigentlich nach Paris zu Daubigny, der macht die Sachen, wie er's gern möchte. Da ist auch die Schule und da sind auch die Künstler von Barbizon. Erst zwanzig oder mehr Jahre nachher sah ich wenigstens Nachbildungen dieser Meister. Und wie spät erst die von Millet."

Drei Jahre dauerte diese Berliner Lehrzeit, in der das Gelernte weniger der Schule, als den damals auch noch recht kärglichen Sammlungen zu danken war. Voller Hoffnungen zog der Zwanzigjährige nach Karlsruhe. Hier war ja „Leben" genug; an der Akademie befehdeten sich verschiedene Richtungen: Gude mit dem jungen A. v. Werner auf der einen, Canon auf der andern Seite. Aber Steinhausen war dafür wohl noch zu jung oder zu still. „Ich kann, soviel ich auch sinne, nicht angeben, womit ich die Zeit in den ersten Monaten an der Kunstschule als Maler zubrachte. Ich weiß wohl, daß ich an Bildern malte, denn als Meisterschüler (des damals schon kränkelnden Descoudres) und auch nach meinem eigenen Gefühl hatte ich doch nun die Verpflichtung dazu."

Viel mehr, als vom eigentlichen Unterricht, hatte Steinhausen vom Umgang mit Freunden und der besten Freundin, der Natur. Ein Aufenthalt in Maulbronn, ein anderer bei einem Freunde im Melchtal in der Schweiz bilden die lichtesten Punkte, die Bekanntschaft mit Hans Thoma den größten Lebensgewinn. „Es werden vielleicht Kunstforscher oder andere sich Mühe geben, festzustellen, zu welchem künstlerischen Ergebnis dieser Bund zweier Freunde geführt hat? Aber in dieser Jugendzeit und in einer wahren Freundschaft, wer geht da auf Raub aus? Das, was wir uns nahmen und was wir uns gaben, wir wußten es damals nicht und mögen es auch jetzt nicht uns vorrechnen. Das Beste empfangen wir ja in unserem ganzen Leben unbemerkt. Und dann — wird es uns nicht im Alter zu immer deutlicherer Wahrheit, daß *über* dem Künstler der Mensch steht? Daß der *Mensch* den Sieg behalte, das laßt unsere Sorge sein! Aber nur verhüllt gehen wir über die Bühne des Lebens, und auch der neugierigste Zuschauer sieht nur Schatten."

Ein heute Vergessener taucht neben Thoma auf: der seltsame Uez. Auf einem Spaziergang, als sie im Grase lagerten, war es einmal, daß er den Jüngeren aufmerksam machte „auf die wundervollen Ornamentformen, die solche Blumen hatten, wenn man es nur verstünde, ihre Gesetzmäßigkeit zu erkennen ... Und seit diesem Gespräch ... habe ich auch meine Aufmerksamkeit auf diese Aufgabe gerichtet, und es entstanden dann die Pflanzenstudien, die ich später bei manchen Bildern und Illustrationen anwandte. Es war für mich wie eine neue Entdeckung, und ich kann wohl sagen, daß ich wohl einer der Ersten war, die sie den Leuten gezeigt haben. Jetzt ist es ja ein obligater Unterrichtsgegenstand bei allen Kunst- und Gewerbeschulen geworden; mir war es nur eine Fortsetzung der schon als Knabe gern getriebenen Botanik und des Botanisierens." Es bedarf hier also nicht des Hinweises auf Ph. O. Runge.

„Und nun, was trieb ich als Künstler zu der Zeit? Ich war im Spätherbst 1868 auf einige Wochen in das Pfarrhaus meines Bruders in Blüten in der Priegnitz eingekehrt. Dort wohnte auch meine Mutter. Wir waren in den niedrigen, dämmerigen Zimmern, von deren

Digitized by Google

Fenstern man über den Garten hinweg in das baumlose Land oder in den Friedhof bis zu der kleinen Kirche mit ihrem schweren, aus Feldsteinen gebauten Turm sehen konnte, in traulichem Zusammensein, von dem wir fühlten, es würde bald das letzte sein. Die Mutter las gern in der Bibel, und so in Gedanken mit ihr verknüpft, begann ich kleine Kompositionen zu machen, die sich für Bibellesezeichen eignen sollten. Als ich nach Berlin zurückkam, hatte ich so viel Mut, sie dem Verlag Grote anzubieten. Der damals schon sehr angesehene Verlag wurde von zwei Brüdern geleitet. Der jüngere von ihnen hatte Freude an den Blättern und fand sie zu meiner Überraschung so gut, daß er mir den Auftrag gab, sechs dieser Kompositionen für den Holzschnitt auszuführen. Diese Arbeit begann ich dann im Winter 1868/69 in Karlsruhe. Zugleich aber führte mich diese Sache auf die Weihnachtsgeschichte unserer Evangelien. Zufällig fiel mir auch ein neu herausgegebenes Werk „Siebenbürger Weihnachtsspiele" in die Hände. Diese Volksspiele aus alter Zeit, durchdrungen von kindlicher Ehrfurcht und so anschaulich in ihren Gestalten, gaben mir zum größten Teil die Einfälle zu den Bildern und Zeichnungen, wie sie nun vorliegen. Auch zu deren Herausgabe entschloß sich der Verleger Grote-Müller. Allerdings erst im Jahre 1872 erschien das Werk. Es ist mir selbst verwunderlich, wie sich damals so heimlich in mir etwas geregt hatte, das unvermutet und mir selbst überraschend zur Darstellung drängte, und verwunderlich auch, daß ich doch, wie ich jetzt sehe, in dem unregelmäßigen und wenig planvollen Studiengang dennoch so manches gelernt hatte.

Dies Jugend- und Erstlingswerk, die Geschichte von der Geburt unseres Herrn Jesus Christus, wieder ein seltsamer Ring des Lebens, wurde in einer neuen Auflage, beinahe 40 Jahre sind seit der ersten verflossen, diese letzten Weihnachten wieder auf den Büchermarkt gebracht. Und hier liegt es vor mir, und seine Blätter sehen mich fragend und rührend an. So manches Bild darin, so jugendlich es ist, wird es von einem späteren übertroffen? Vielleicht ja in dem Können, das man heute so rühmt — ach niemals aber kommt die erste Empfindung und die erste Freude zurück! Niemals?" — —

Das war nun sicher der Weg. Aber noch wagte ihn der Kunstjünger nicht zu gehen, wich er doch zu sehr ab vom Gewohnten.

„Wie spät bin ich erst dazu gekommen, an das anzuknüpfen, was ich so für mich allein bei meinen ersten Versuchen in der Malerei gefunden hatte: die ersten so glücklichen Landschaftsstudien, von denen sich noch jetzt ein paar Reste gefunden haben, die mich, jetzt noch (gestern sah ich sie nach langer Zeit wieder), durch ihre Wahrheit und sogar Farbenfeinheit in Erstaunen setzen und erfreuen. Ich kann es begreifen, daß man mich damals zu Daubigny oder Millet schicken wollte. Aber jetzt in Italien, zur ‚großen Kunst' hingeführt, für die ich doch zu wenig vorbereitet war, wagte ich fast nur nebenbei, mich dem unmittelbaren Eindruck der Natur hinzugeben. Freilich wußte ich schon viel von dem hereinbrechenden Tag, den meine Freunde mit heraufführen sollten. Habe ich doch vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an in Karlsruhe Thomas kräftigen Natursinn gespürt. Wie weit war er doch schon in der Malerei voraus: damals schon schuf er die unübertroffenen Meisterwerke; er war auch gewiß kein Schüler mehr, auch später Viktor Müllers Schüler nicht. Aber ich weiß jetzt, meine künstlerische Entwicklung ging immer langsam, und ich bin nie sicher gewesen, ob nach einem vielversprechenden und gelungenen Werk nicht gleich darauf ein ärmlicheres zustande käme. In welche künstlerische Gefahr wäre ich wohl gekommen, wenn nicht ein unbegreiflich stilles Festhalten an den ersten wahren Empfindungen, etwas seelisch Festes und Unberührtes, mir als Erbteil geblieben wäre, eine Quelle, aus der ich immer wieder Gesundheit trank. Es ist dies die unverdiente Gnadenerweisung Gottes, diese natürliche Gabe."

Diese Zeilen stehen im Kapitel „Italien", das dem Menschen Steinhausen eine Fülle lieber Erinnerungen birgt, für den Künstler aber nur wenig Bedeutung gewann, soweit wir den Künstler als den könnenden Maler ansehen; denn im Grunde ist ja alles für ihn wichtig, was den Menschen traf. Der Aufenthalt in Italien war dem Stipendium der Michael-Beer-

Digitized by Google

Stiftung zu danken, dauerte das Jahr 1872, und als es um war, mußte sich der Künstler selber weiterhelfen. München hatte es auch ihm angetan, und frohen Mutes siedelte er nach der Isarstadt.

„Hier fing ich an, die ersten Blätter zur Chronika eines fahrenden Schülers zu entwerfen und auszuführen, aber freilich nicht zu malen, sondern zu zeichnen. Die Erinnerung an den Tod meiner Mutter verwob sich mit dem Gedanken an die Geliebte, die ich in Berlin zurückgelassen, mit der ich, wohl so gut wie versprochen, doch noch nicht ein Bündnis für das Leben einzugehen wagte; allzu unsicher war noch meine Zukunft. Aber sie stand doch im Geiste immer vor mir, und so widmete ich ihr die erste Arbeit, die ich in München anfing. Und nach und nach wurden diesen Blättern all die heimlichen und süßen und schmerzvollen Empfindungen anvertraut, die ich anders nicht auszusprechen wagte. So ist dies Werk eine kleine Chronika auch meines Lebens geworden. Hier sind die Eindrücke festgehalten, die ich, viel allein wandernd, von der Natur, von den Wiesen und Bergen und Wäldern mit heimbrachte. Hier sammelte ich wieder die Blumen, sie oft zu Ornamenten umbildend, die mich begrüßten. Und noch jetzt, sehe ich sie abgebildet, so weiß ich, wo ich sie pflückte und wie der Tag war, an dem ich sie sammelte und sie zu einem Strauße zusammenband. Das ist der erste Frühlingstag, schon im März; da die Haselblüte, und an den Steinen an der Isar die Frühlingserika, und dann, wenn die Wiesen grün wurden und das Gras wogte, der Hahnenfuß, das Wiesenschaumkraut, das Geum rivale und an den Bächen die Goldmilz, in den Wäldern unter den Buchen die Leberblumen, die Potentillen und Tormentillen und all dies liebe Gesindel. Ich meine, ich sehe sie jetzt in all ihrer Schönheit; und wenn ich aufblickte und sah den blühenden Zweig oder den knospenden vor den Wolken oder dem Blau des Himmels, dann meinte ich, ich wäre gewiß so kunstbegabt wie ein Japaner, von deren Kunst man anfing, jetzt viel Wesens zu machen. Aber eben dieser heimliche Zweck, meine Chronika zu schmücken, machte es auch, daß ich mich weiter umsah, und, wieder mit der Poesie im Bunde, sah ich die große Landschaft um mich — und wurde heimlich ein Landschaftsmaler."

Aus dem Landschaftsmaler wurde ganz von selbst der religiöse Maler. Ich habe darüber nachher zu sprechen, jetzt hören wir noch dem Künstler bei der Schilderung seines Lebensganges zu. Es drängte ihn, so sehr ihn das Illustrieren befriedigte, doch auch mit aller Kraft zur Malerei. „Ich griff die Arbeit tapfer an ... und versuchte es mit Ölbildern. Da entstand unter Zweifeln und Unterbrechungen das Bild „Christus Tod, und Engel". Auf einer Wanderung ins Gebirge war ich abends in einem Wirtshaus eingekehrt. Im Vorgarten sitzend sah ich hinaus und sah dies Bild. Dann, nachdem ich mit den Märchenzeichnungen, die ich für Grote ... machen sollte, gescheitert war ..., malte ich die kleinen Märchenbilder, aus denen man jetzt viel sehen will. Jedenfalls waren sie aus frischen Natureindrücken geboren. Schlimmer ging es mir mit dem großen Bilde, das ich noch zu Ende meines Aufenthalts in München fertigbrachte und auch dort im Kunstverein unter den Arkaden ausstellte. Es war das Bild ‚Die Heilung des blinden Bartimäus'.

„Das Erlebnis dazu war, daß ich damals selbst glaubte, ich könnte einmal blind werden. Ich sah bei einer Bergbesteigung auf dem Wege nach Oberammergau zu dem Festspiele, erschöpft durch den steilen, eiligen Aufstieg niedergesunken, helle Funken vor meinen Augen tanzen. Dies, und daß ich noch auf der Berliner Akademie einmal von einer ägyptischen Augenkrankheit befallen wurde, in der ich wirklich in Gefahr war zu erblinden (nur durch die sorgsame Pflege meiner Mutter und meines Bruders, des Doktors, wurde ich davor bewahrt), brachte mich auf den Gedanken, auch ich würde erblinden. So gewann die Erzählung im Evangelium Markus für mich eine persönliche Bedeutung. Und als ich am Tegernsee einmal den See und die Berge im Abendlicht sah, fand ich die Szenerie zu dem biblischen Vorgang, und so entstand das Bild."

Unter den Münchner Freunden stand ihm vor allem der Dichter Martin Greif nahe ...

Digitized by Google

„Auf mich machte seine Lyrik den größten Eindruck. Sie öffnete mir mit den Blick für die beseelte Landschaft, und manche Zeichnung und manches kleine Bild ist aus dem Nachklang seiner Gedichte geflossen ... Eben Greifs Gabe, in einem kleinen Ausschnitt das Gesehene und Erlebte, die ganze Fülle seelischer Empfindungen hineinzulegen, gab meiner Malerei Grund und Ziel.“ Unter den Malern blieb die Freundschaft mit Hans Thoma, dessen Art es nun aber nicht war, beratender Freund zu sein. „Du warst etwas sparsam mit deinem Zuspruch. Du sagtest ‚schön und gut‘ und nicktest freundlich dazu. Und vielleicht war's auch so richtig, denn es bleibt ja nichts anderes übrig für den, der Eigenes zu sagen hat, als sich in der Stille auf sich selbst zu besinnen, eigene Versuche zu machen und vorwärts zu schauen. Damals, in der Gegnerschaft zu der Piloty-Schule, war ja auch dein Kriegsruf: ‚Das Wie der Kunst ist allein das Berechtigte.‘ Jetzt, nachdem man diesen Ruf bis zum Überdruß von den Unberufenen hat hören müssen, weißt du so gut wie ich, wie wichtig der Zusammenhang des Gesehenen mit seinem Gegenstand und mit unserer Seele ist, und auch dir sind die Gegenstände, die Erzählungen der Bibel, das Heilige der Überlieferung wichtig geworden. Aber damals sah man in meiner Malerei doch wohl noch den im Alten Steckengebliebenen, und so wurde vielleicht auch das, was ich neu hinzubrachte, nicht ganz richtig beurteilt von meinen lieben Mitkünstlern ... Aber es war ja auch ganz natürlich, und wie die Folge beweist, ganz berechtigt, daß die so vollendeten Malereien Leibls und Trübners auch unter uns aufs höchste angestaunt und gepriesen wurden. In der Art, das war ich mir bewußt, konnte ich nichts an die Seite stellen. Aber zurückblickend wird man es menschlich finden, wenn ich wünschte, meine Kollegen hätten mir wohl manchmal mehr Mut gemacht ... Fragt man sich, um was es sich damals handelte, so wird die Antwort sein, man bekämpfte oder verteidigte die ‚Piloty‘-Schule, die damals im Bunde mit der besonders von Pecht regierten Kunstkritik eine von der Menge kaum bestrittene Herrschaft ausübte. Was diese Schule populär und beliebt gemacht hat, ist ja bekannt. Das Erzähltalent, das sie ausbildete, geschichtliche Ereignisse unglücklicher oder glücklicher Art, z. B. Wallensteins Tod oder die Entdeckung Amerikas, in zum Teil umfangreichen Bildern zu malen. Sie fanden den größten Beifall auch bei den Hochgebildeten, ebenso wie die freundlichen Szenen aus dem Leben der Sennen oder der Pensionate die Leser und Freunde der Gartenlaube und ähnlicher Familienblätter übrigens bis heute noch entzücken. So war's ja für den tiefer blickenden Ästhetiker klar: das ‚Was‘ hatte hier den entscheidenden Einfluß gewonnen und gesiegt. Denn bald fand man, daß das ‚Wie‘ dieser Bilder nicht den Anforderungen der Malerei, von der man besonders aus Paris neue Ideale herübergebracht hatte, genügte. Und dieses ‚Was‘ und ‚Wie‘ wurde nun der Zankapfel für viele und wird es wohl immer bleiben. Aber im Grunde heißt das doch stark an dem Äußerlichen hängen bleiben. Was ist das für ein ‚Was‘, das uns gefallen oder mißfallen muß, und was ist das für ein ‚Wie‘, das uns mißfallen oder gefallen muß, und welche Verbindung zwischen beiden ist mit echter Kunst unvereinbar? Darüber, wir mögen noch so viel nachsinnen und Gesetze aufstellen, bekommen wir nicht Gewißheit. Jedes wirkliche Talent und nun gar ein Genie wirft alle diese Theorien oder Gesetze und augenblicklichen Tagesmeinungen über den Haufen. Und so zurückblickend könnte ich nicht sagen, so oder so muß das Urteil gefällt und insbesondere die damals herrschende Richtung verurteilt werden. Mir scheint, dieser Kampf entsprang aus einem viel tieferen, ich sage geistigeren Bedürfnis.“

„In dieser ganzen Zeit der siebziger Jahre herrschte eine Atmosphäre, in der man, jedem Geheimnis abhold, die Dinge nach dem sichtbaren Erfolg abschätzte, und damit gewann das Oberflächliche die Herrschaft. Damit wurden auch die Empfindungen für alle geheimen und zarteren Regungen der Seele zurückgedrängt und damit auch das Auge stumpfer für die unmittelbare Einwirkung der Natur. So ging man an vielem vorbei, was draußen vor uns lag, und glaubte, genug zu haben, und hatte genug an dem, was sich im Atelier vorfand. Nun meine ich freilich, auch im Atelier birgt sich genug, und man schöpft nicht aus, was man auch da finden kann. Die Schwierigkeiten der Malerei sind gleich groß, ob ich das Dämmerlicht des

Digitized by Google

Ateliers einfangen will oder das Tageslicht im Freien, vielleicht von äußerlichen Umständen abgesehen. Aber es war doch für uns alle eine große Tat, als man die Ateliertüren und -fenster aufstieß und sagte: Seht, alles ist malbar, alles kann ein Gegenstand der schönsten Malerei sein. Nun glaube ich auch nicht, daß dies der Grund der Befehdung unseres kleinen Malerkreises war, zu dem ich auch gehörte, sondern es lag vielmehr in der Verinnerlichung und Beseelung unsrer Kunst, der wir zustrebten. Wie immer, spielen sich die tiefsten Gegensätze im Geistigen ab, und so fühlte ich, wie man mit mir nicht viel anzufangen wußte. Denn das ‚Wie', so in die Augen springend bei vielen, war doch bescheiden genug, und das ‚Was', wie war es damals schon fremdartig geworden! Ich aber baute meine Welt doch weiter. Und da kam mir manches zu Hilfe. Ich nenne zuerst den Einfluß der ‚Schackgalerie'. Hier sah man Schwind auch als Maler, und sah, wie er sich der Poesie nicht schämte, hier die ersten Bilder Böcklins, hier Lenbach und Marées."

Auch bei Böcklin selbst ist Steinhausen öfter gewesen und bringt manche Mitteilungen über des Meisters tiefdringende Farbenstudien. Steinhausen ist immer ein Stiller gewesen, kein Mann der lauten Gesellschaft, und wenn damals auch die Kunstkämpfe ohne das viele Geschrei geführt wurden, das sie heute begleitet, so begreifen wir es doch, daß ihm im großen Getriebe nicht wohl war. „Ich mußte mich nach einem Orte umsehen, in dem ich mich fern von den Stürmen, geborgen bis auf bessere Zeiten, zurückziehen konnte. Und ich glaubte den im Pfarrhause zu Lindow bei meinem Bruder, dem Dichter, zu finden. Dorthin ging ich, mich fast gewaltsam von meinen Freunden in München losreißend, im Herbst 1874."

Damit bricht die Erzählung Steinhausens ab. Es ließe sich nun aus den Werken über ihn die Fortsetzung beibringen, doch ist des äußeren Geschehens im Leben des greisen Meisters so wenig, daß wir davon absehen können. Seit 1876 ist Frankfurt sein Wohnsitz geworden. Johann Friedrich Hoff, der uns das schöne Richter-Buch gegeben hat, erzählt in dem „Gedenkbuch zu Wilhelm Steinhausens 60. Geburtstag" (Konstanz 1906, Karl Hirsch), daß es der Landschafter Peter Burnitz war, der den jungen Künstler in Frankfurt einführte. Zur gleichen Zeit hatte auch Thoma in der Mainstadt sich niedergelassen. Beide haben in zähem, stillem Kampfe sich und ihre Kunst durchgesetzt. 1880 konnte Steinhausen seinen Hausstand gründen, der durch Glück und Segen verschönt wurde. Das mußte ich noch aus dem Persönlichen erwähnen, denn Steinhausen selbst sagt an einer Stelle: „Schweift unser Verlangen und unser Geist ins Unendliche, so sucht er dann desto lieber in der Enge wieder seine Ruhe. Und welche Enge umfängt ihn lieber, als die Enge und Stille des Hauses? Hier im Leben mit seiner Familie, in seinem Heim, hat der Deutsche immer wieder Kraft zu neuem Wirken nach außen gefunden. Nach dem Ideal seines Familienlebens wurde er in der Fremde beurteilt, um das wurde er beneidet. Auf dies durfte er stolz sein, und wieder und wieder haben auch die deutschen Maler versucht, dieses Glück des Lebens in ihren Bildern festzuhalten."

Ich glaube, wir haben nun den Stoff in Händen, dargeboten von dem, der ihn am besten kennen muß, vom Künstler selbst, aus dem wir nun auch unser Gesamturteil über ihn bilden können.

„So ist mir heute noch nicht klar, was ich und auf welche Weise ich gelernt habe", steht noch auf der letzten Seite seiner Lebensschilderungen. Das müßte auch die Kunstgeschichtler zurückhaltender machen in der Einordnung Steinhausens in die Gesamterscheinung der deutschen Kunst. Ich möchte immer wieder betonen, daß gerade die deutsche Kunst und in besonderem Maße die deutsche Kunst der zwei letzten Jahrhunderte, viel mehr eine Geschichte der Künstler, als der Kunst ist. Und wenn es auf den inneren Reichtum ankommt, so war das ihr Glück, ob auch an äußerem Glanz ihr dadurch manches verloren gegangen ist.

Weniger, als in anderen Ländern, ist bei uns Schule und Überlieferung wirksam; eher haben heimatliche Zusammenhänge, örtliches Einander-nahe-Sein eingewirkt, sei es durch das Beispiel eines überragenden Talents, sei es auch durch eine gleichartige Einwirkung der Land-

Digitized by Google

Blindenheilung

W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

schaftsstimmung. Nun zeigt die Entwicklung unserer deutschen bildenden Kunst ja noch mehr, als die der Literatur, die betrübende Tatsache, daß wir an heimischen Leistungen vorbeigegangen sind und im Ausland suchten, was zu Hause unserer eigenen Art gemäß selbständig gereift war. Aber andererseits darf der rückschauende Historiker doch auch nie verkennen, daß ihm sich stilistische Verwandtschaft und ein gleichartiger Kunstwille oft zeigen mag, wo die Absicht dazu ferngelegen hat und eine Bekanntschaft zwischen den Künstlern nicht vorhanden war. Auch vergessen wir Heutigen mit unserem übermäßig entwickelten Ausstellungswesen zu leicht, daß der wechselseitige Austausch des Geschaffenen noch vor fünfzig Jahren bei uns recht gering war. Unsere Künstler lernten damals viel leichter die ausländische Kunst kennen, als das deutsche Schaffen, für das nirgendwo bedeutende, das ganze Deutschland umfassende Sammelstellen vorhanden waren. Im kleinstaatlichen Deutschland aber bedeutete schon die Reise von einer Provinz in die andere eine Auslandsreise.

Ich möchte mit diesen Ausführungen nur der stets wachsenden Neigung begegnen, das ohnehin vorhandene Kritikerübel des Etikettierens der Künstlerpersönlichkeiten in ein allzu gewaltsames Zusammenfassen zu einzelnen Richtungen zu steigern, und überall persönliche künstlerische Wechselbeziehungen anzunehmen, wo es viel näher liegt, daß zwei räumlich getrennte Männer „in der Aufzählung ihres Wechselgesprächs zwischen der Seele und der Natur, dem Versuch, sich mit der Natur zu verständigen", als was Steinhausen einmal die Malerei bezeichnet hat, zu ähnlichen Ergebnissen gelangt sind.

Es war mir auch ein eigenartiges Empfinden, als ich bei Wilhelm Steinhausen in seiner Werkstatt im alten Städelschen Institut in Frankfurt saß. Ganz von selbst stellt sich dem kunstgeschichtlich Bewanderten hier einerseits das Andenken an die Nazarener ein, andererseits der Gedanke an die eigenartige Stellung Frankfurts in der Geschichte unserer Malerei, die weniger auf dem letzten Auswirken der Nazarener mit Steinle, als auf jenen Stimmungslandschaftern beruht, die die zarten Luft- und Farbentöne des mitteldeutschen Hügellandes in süßer Duftigkeit festzuhalten vermochten, so wie Anton Burger und Peter Burnitz. Beiden Gruppen hat man Steinhausen oft genug zugeteilt. Zu Unrecht, wenn man damit sein Wesen umschreiben oder gar bewußte innere Zusammenhänge behaupten will.

Ich habe die eigenen Aufzeichnungen Steinhausens gerade nach der Richtung hin zusammengestellt, um das ganz natürliche und selbständige Wachsen seiner Art vorzuführen. Die Jahreszahlen seiner ältesten erhaltenen Arbeiten könnten noch als Beweismittel hinzutreten. Es ging deutlich hervor, wie bei Steinhausen der religiöse Maler im engsten Zusammenhang steht mit dem Landschafter, wie andererseits dem früh von den Zeichnungen Ludwig Richters und Schwinds Ergriffenen das Gestalten religiöser Motive aus häuslicher Andachtsstimmung im Beisammensein mit der Mutter Bedürfnis war. Und wer zwischen den Zeilen lesen kann, fühlt, daß es eine Art Heimweh oder Einsamkeitsweh war, das Steinhausen immer in die Natur führte und ihn diese mit etwas in Wehmut schwimmenden Augen ansehen ließ.

Einzelne aphoristische Ausführungen des Künstlers belegen diese Zusammenhänge und Urgründe seines Schaffens. Eine Stelle über Familie und Haus als Heimstätte des Kunstschaffens habe ich schon angeführt. Ein andermal heißt es bei ihm: „Alle Kunst, wenn sie mehr will, als nur dem Augenblick dienen, wie alle Religion, wird aus Sehnsucht geboren", oder: „Die Grundstimmung aller Kunst ist Sehnsucht". Und noch stärker diesen Zusammenhang betonend: „Es ist kein Zweifel, Religion und Kunst werden sich immer suchen, sich finden, sie werden nicht voneinander lassen können. Über den Eingangspforten in ihre Reiche steht das gleiche Wort ‚Sehnsucht'." Aus dieser religiösen Einstellung zur Natur folgt dann ihre Auffassung: „Es ist unglaublich, wie Maler Pessimisten sein können. Da hat die moderne Philosophie unglücklich für die Kunst gewirkt. Die ganze Kunst soll ja doch die Freude an allem Schaffen sein." Und dann wieder: „Welche Fülle der lieblichsten Gegenstände, jedem zur Freude, an Form und Farbe. Wie schön geschmückt ist die Erde mit ihren Blumen, ihren Quel-

Digitized by Google

len. Jeder Schmetterling offenbart eine Schönheit, und aus jedem Tierlein spricht sie, und aus jedem Gestein. Und wie nun, wenn du den Menschen ansiehst? Wir brauchen nicht zu klagen, uns ist viel zu unserer Freude gegeben. Das unersättliche Auge, es findet genug."

Man darf hier daran erinnern, daß Clemens Brentano und Jean Paul zu den Lieblingsdichtern bereits des jungen Steinhausen gehörten. Martin Greif aber hat an ihn die Verse gerichtet:

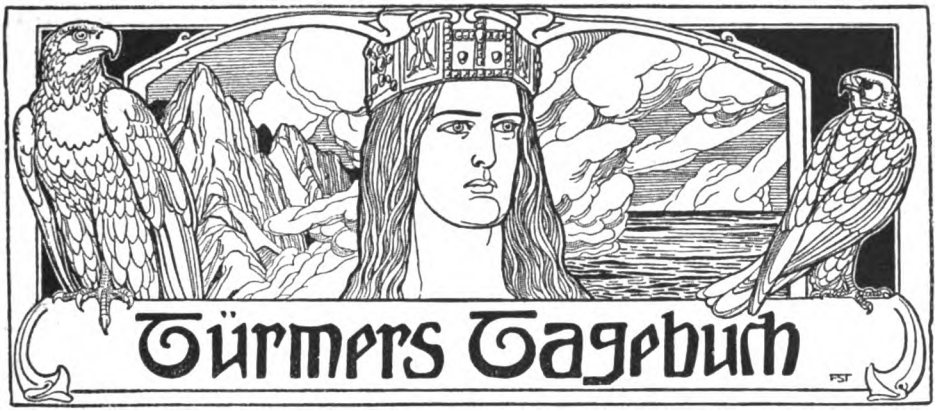
„Lockt es andre, Gottes Welt
Farbenreich zu schildern,
Steigt verklärt das Himmelszelt
Auf in deinen Bildern.

Daß die Kunst von oben stammt,
Lassen sie uns ahnen:
An das Licht, das niederflammt,
Fromm sie uns gemahnen."

Wir fühlen hier, was Steinhausen von den Nazarenern scheidet. Es ist weniger das protestantische Bekenntnis, als der protestantisch-deutsche Untergrund seiner Religiosität, deren Quellen die Natur und das Haus sind. Gegen Richter und in gewissem Sinne auch Thoma scheidet dann in steigendem Maße das Dogmatische seiner religiösen Malerei ihn ab, das Bekennerhafte, was vor allem in seinen größeren Gemälden zum Ausdruck kommt und in unserer Würdigung seiner Wandgemälde in der Frankfurter Lukaskirche schon ausführlich betont worden ist. Der Landschafter Steinhausen aber hat eine religiöse Weihe, eine fromme Andacht, durch die seine Bilder eine Stimmung erhalten, die lediglich mit Luft-, Licht- und Farbenwirkung nicht zu erreichen ist. Das ist die innerste Seele seiner Bilder, die uns aus allem entgegenatmet, was er als Landschafter geschaffen hat, und so sein Werk ein halbes Jahrhundert hindurch gleichmäßig belebt. Es ist da ganz gleich, ob man einige jener älteren Landschaften ansieht, die jetzt im Frankfurter Städelschen Museum gesammelt sind, oder sich an eine der letzten Arbeiten hält, wie sie in diesem Hefte steht.

Wir wollen hier nicht versuchen, das auch der Fülle nach sehr reiche Schaffen Steinhausens im einzelnen zu umschreiben; er gehört ja glücklicherweise dadurch, daß er früh die Mittel der Zeichnung, der Lithographie und Radierung ausnutzte, wenigstens in jenen Kreisen, für die der christliche Gehalt kein Kunsthindernis ist, zu den gutbekannten Künstlern. Es kam mir hier mehr darauf an, den Beweis zu erbringen, wie richtig das Gefühl aller jener war, die in dem von der Kritik meist ungebührlich vernachlässigten Manne das fühlten, was nach Goethes Wort das höchste Glück der Erdenkinder ist: eine Persönlichkeit, die als Dauerwert eigenartig in der Geschichte der deutschen Kunst stehen wird. **Karl Storck**

Digitized by Google



Der Krieg

Nichts ist so bezeichnend für die völkische Genügsamkeit, fast möchte ich sagen Geschlechtslosigkeit, des Deutschen wie die naive Selbstverständlichkeit, mit der man bei uns auch die verwegensten nationalen „Aspirazionen“ anderer Völker hinnimmt, — und die sofort aufbegehrende, schier beleidigt tuende Entrüstung, wenn böse „Alldeutsche“ irgendwelche Ansprüche auf uraltes deutsches Volksgut anzumelden wagen, das uns in Zeiten unserer Schwäche verloren gegangen ist. Und doch dürfen wir, wie Geheimrat Professor Dr. Eduard Meyer in einem zu Hamburg gehaltenen Vortrage („Die Kulturaufgaben der deutschen Zukunft“, „Süddeutsche Monatshefte“) mit Recht betont, niemals vergessen, daß unser Reich keineswegs die gesamte Nation umfaßt. „Ganz anders als die Franzosen in den Grenzdistrikten des Elsaß und Lothringens, die Dänen in Nordschleswig, die Italiener im ‚Trentino‘ und Triest, im Tessin, in Nizza und Korsika, und ganz abgesehen von den deutschen Kantonen der Schweiz und den deutschen Ländern Österreichs, haben wir eine gewaltige Irredenta in den Massen der deutschen Ansiedler in Ungarn und Siebenbürgen, in den Ostseeprovinzen, in den zahlreichen deutschen Ansiedlungen in Rußland bis zu den großen, geschlossenen Kolonien an der Wolga. Während die Franzosen, die Dänen, die Italiener, die Slawen die Welt mit Klagen — berechtigten und unberechtigten — über das Geschick ihrer unerlösten Brüder erfüllt und jeden Anlaß ergriffen haben, um die Agitation nicht zur Ruhe kommen zu lassen, haben wir die Gestaltung, welche sich aus der geschichtlichen Entwicklung ergab, als eine unabänderliche Notwendigkeit hingenommen. Wir haben schweigend zugesehen, wie das Deutschtum in Rußland systematisch unterdrückt und wohlbegründete, feierlich verbriefte Rechte durch eine ununterbrochene Folge von Gewaltstreichen aufgehoben wurden, ja wir haben mit eisiger Kühle sowohl der fortschreitenden Magyarisierung in Ungarn wie der Unterdrückung der Deutschen in Böhmen und der ständigen Zurückdrängung des deutschen Elements in Cisleithanien zugunsten der Slawen teilnahmslos zugeschaut. Wir waren eben zufrieden, wenigstens die große Masse des übrigen Deutschlands im Reich zu

Digitized by Google

fester Einheit zusammengefaßt und zugleich durch das feste Bündnis mit der habsburgischen Monarchie eine gesicherte Weltstellung gewonnen zu haben . . .

Auf diesen Anschauungen beruht die Stellung, welche wir sowohl den fremden Völkern und Staaten wie den universellen Tendenzen der Kultur gegenüber bis zum 1. August 1914 eingenommen haben. Wir haben geglaubt, daß es möglich sei, die wachsenden Bedürfnisse unserer Nation befriedigen, ihre Stellung in der Welt behaupten und ausbauen zu können, ohne daß daraus ein blutiger Zusammenstoß mit anderen Staaten und Völkern erwachsen müsse. Wohl war es nötig, alle Kräfte anzuspannen und mit voller Energie in den Wettbewerb der Nationen einzutreten; aber wir wollten von dem Glauben nicht lassen, daß, wenn wir dabei die Rechte und die berechtigten Interessen der anderen achteten, diese auch unsere Rechte anerkennen und achten und uns den Platz an der Sonne gönnen würden, der uns ebenso gut zukam wie jenen. Gerade in dieser Konkurrenz der Nationen, in dem Zwange, der dadurch für eine jede gegeben war, ihr Bestes zu leisten und keinen Moment zu erschlaffen, erblickten wir das Mittel zur Aufrechterhaltung und fortschreitenden Steigerung der universellen Kultur, die dadurch gegen eine Stagnation, gegen ein inneres Absterben, wie in der antiken Kultur, gesichert war. Zugleich erschien eben die Höhe dieser Kultur, die Fülle der materiellen wie der geistigen Güter, die sie fortschaffend erzeugt, als ein Gegengewicht gegen die immer drohende Gefahr eines Krieges: die ungeheuren Verluste, die er bringen mußte, schienen die Verantwortung so gewaltig zu steigern, daß ein jeder Staatsmann und ein jedes Volk davor zurückscheuen müsse . . .

Aber der Glaube, der unser Handeln bestimmt hat, sowohl in der Gesamtpolitik wie in dem Verhalten jedes einzelnen, hat sich als eine Illusion erwiesen. Die Welt, in der wir zu leben wähnten, existierte nur in unserer Vorstellung; die Wirklichkeit war von ganz anderen Tendenzen beherrscht. Die übrigen Nationen sahen in uns nicht ehrliche Konkurrenten, sondern räuberische Eindringlinge, denen kein Recht zustehe, auf Erden überhaupt mitzusprechen. Gerade das Entgegenkommen, die Nachgiebigkeit, die wir überall gezeigt haben, der Eifer, mit dem wir immer aufs neue um die Zuneigung der Fremden warben und der uns nur zu oft unsere eigene Würde fast vergessen ließ, sie haben uns lediglich geschadet: an unsere Aufrichtigkeit glaubte kein Mensch, man erblickte in unserem Verhalten nur entweder ein Zeichen der Schwäche und der Angst, oder aber einen teuflisch verborgenen Plan, die übrige Welt in Sicherheit zu wiegen und dann erst recht heimtückisch zu überfallen . . .

Die ersten Augusttage 1914 haben uns die Augen geöffnet; sie haben unsere Illusionen mit gewaltigem Schlage vernichtet und uns die Welt gezeigt, wie sie wirklich ist. England hat für den Krieg, den es gegen uns entzündet hat, die gesamte Bevölkerung der Erde aufgeboten, und trotz der Abweisung, die es bei den skandinavischen Völkern, in Holland, auf der Balkanhalbinsel erfahren hat, ist es ihm im weitesten Umfang gelungen. Der vorher so oft und mit so ehrlicher Miene verkündete Grundsatz, daß man fremde Rassen nicht in den Krieg zwischen

Digitized by Google

Europäern hineinziehen solle, ist von ihnen ebenso mit Füßen getreten wie das Völkerrecht und wie jede Rücksicht auf die neutralen Staaten; und seine Bundesgenossen sind seinem Beispiel gefolgt. Weit über die Hälfte der gesamten Menschheit ist in den Krieg hineingezogen. Rechnen wir die Gesamtbevölkerung der Staaten, die mit uns im Kriege stehen, in allen Weltteilen zusammen, so ergibt sich bei oberflächlicher Schätzung, wie sie bei dem ungleichmäßigen Material nicht anders möglich ist, ungerechnet den Kongostaat und Marokko, aber mit Einschluß Ägyptens, die Zahl von 750 Millionen. Dem stehen wir mit unseren Bundesgenossen, Österreich-Ungarn, der Türkei, Bulgarien, mit etwa 150 Millionen gegenüber, also etwa mit dem fünften Teil. Überdies können wir zu unseren Feinden im Grunde noch die rund 100 Millionen der amerikanischen Union mit ihren Dependenzen hinzurechnen, da sie mit ihrer Pseudoneutralität ja tatsächlich durchaus auf Seite unserer Feinde stehen. Neutral sind augenblicklich von den 20 Staaten Europas noch 9, überwiegend Kleinstaaten, mit rund 57 Millionen. Dazu kommt dann in Asien das chinesische Reich mit seiner Riesenbevölkerung und weiter die übrigen Staaten Asiens, Mittel- und Südamerikas und ein Teil Afrikas; aber alles in allem bleibt die gesamte neutrale Bevölkerung der Erde, mit Einschluß der amerikanischen Union, immer noch hinter der Zahl unserer Feinde zurück.

In diesen Zahlen tritt die Situation, in der wir uns befinden, mit so unmittelbarer Anschaulichkeit zutage, daß sie einer weiteren Erläuterung nicht bedarf. Die mit rücksichtslosester Energie durchgeführten wirtschaftlichen Maßregeln ergänzen das Bild, die Knebelung der Neutralen, der Versuch, unseren gesamten Verkehr mit dem Auslande völlig zu ersticken, unsere Industrie zu vernichten, unsere Absatzgebiete uns für alle Zukunft zu entreißen, unser Volk im Kriege durch Aushungerung auf die Knie zu zwingen und ihm nach demselben jede Möglichkeit eines neuen Aufschwungs zu entziehen; und dahinter stehen die Pläne der zukünftigen Gestaltung Europas und der Aufteilung Deutschlands, die zwar bei jedem der Alliierten anders aussehen und an denen, wenn sie ihr Ziel erreichen könnten, die ‚heilige Eintracht' der Koalition in die Brüche gehen müßte, die aber alle darin übereinstimmen, daß Deutschland, das Deutsche Reich und sein Kaiser und der preußische Staat von der Erdkarte verschwinden sollen, daß höchstens ein paar geknebelte und politisch ohnmächtige Kleinstaaten übrig bleiben dürfen. Daß unseren Bundesgenossen, der Habsburger Monarchie, der Türkei und jetzt den Bulgaren das gleiche Schicksal bereitet werden soll, versteht sich von selbst. Das ist doch noch etwas ganz anderes, als der so oft mit unserer gegenwärtigen Lage verglichene Kampf um die Existenz, den vor anderthalb Jahrhunderten der preußische Staat zu bestehen hatte. Damals, im Siebenjährigen Krieg, handelte es sich doch nur darum, einen Staat zu zertrümmern, dessen machtvoller Aufschwung den andern unbequem geworden war, so eng dieser auch bereits mit der Zukunft der Nation verknüpft war; und die Kriegführung hielt sich innerhalb der Grenzen, die unter zivilisierten Völkern als zulässig galten. Jetzt aber handelt es sich um die Nation selbst, die man zertreten, um unsere Seele, die man ertöten will. Es ist ein Vernichtungskrieg gegen das gesamte

Digitized by Google

deutsche Volk, zu dem England im Bunde mit Rußland und mit seinen Vasallenstaaten Frankreich, Belgien und Italien die gesamte Menschheit aufgeboten hat, und zu deren Durchführung sie vor keiner Brutalität und vor keinem Verbrechen zurückscheuen.

Nun hat freilich unsere Volkskraft durch die glänzenden Leistungen unserer Armee und die unerschütterliche Eintracht und todesmutige Entschlossenheit unseres Volkes die Verwirklichung dieser Pläne unmöglich gemacht . . . Die Lage hat sich bereits gewandelt: wir behaupten, überall siegreich vordringend, unüberwindlich unsere Stellung, unseren Feinden dagegen kommt immer stärker zum Bewußtsein, daß der von ihnen frevelhaft heraufbeschworene Krieg sich gegen sie selbst wendet, daß nicht Deutschland, sondern sie selbst um ihre Stellung in der Welt zu kämpfen haben, und daß wenn auch nicht die Vernichtung, so doch die schwerste, nie wieder auszugleichende Erschütterung der Macht und der nationalen Existenz nicht dem deutschen Volk, sondern dem eigenen Haupte droht.

Von den Möglichkeiten, die in der Gestaltung der Zukunft beschlossen liegen und deren Verwirklichung mit der unerbittlichen Notwendigkeit der Logik der vollendeten Tatsachen immer gewaltiger heranrückt, will ich nicht reden. Aber von der Lage der Gegenwart und den Problemen, die sie stellt, müssen wir reden und uns zur Klarheit über sie durchringen, damit wir die Aufgaben und Pflichten erfassen können, die fortan auf unser Volk gelegt sind.

Da kann zunächst gar nicht scharf genug betont und ins Bewußtsein eingehämmert werden, daß die Welt, in der wir bisher gelebt haben oder zu leben glaubten, in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 zusammengebrochen ist und niemals wiederkehren wird. Die Harmonie, die sich, wie wir glaubten, aus dem Wettkampf der Nationen ergeben und die Dissonanzen in eine höhere Einheit auflösen sollte, sie ist, nicht durch unsere Schuld, zerrissen, und die Saiten können nicht wieder geflickt werden.

Statt dessen sind die nationalen Gegensätze so gewaltig gesteigert, daß sie die universelle Kultur zu verschlingen drohen. Von Anfang an hat der Krieg mit einer Brutalität eingesetzt, die in den letzten Jahrhunderten nicht ihresgleichen hat und die sich durch die rücksichtslose Verwendung aller Kampfmittel noch fortwährend weiter in grauenvollster Weise steigert; wir werden an die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und die Vernichtungskriege des Altertums erinnert durch das, was wir erleben und was wir selbst üben müssen. Auch hier liegt die gesamte Schuld auf unseren Gegnern: durch die Schauermären, die sie von unserer Kriegführung auftischten, die den Kindern systematisch in der Schule, den Erwachsenen anderthalb Jahrzehnte lang in Romanen, Pantomimen, Lichtbildern eingeimpft waren, sind die französischen, belgischen, englischen, russischen Soldaten, den Weisungen ihrer Führer folgend, zu der Kampfweise getrieben worden, die sie gegen uns anwenden; sie haben in Belgien und in Ostfrankreich (nicht in Nordfrankreich) den wildesten Volkskrieg entfesselt, gegen den wir uns wehren mußten, und die Russen haben sich in Ostpreußen als die ebenbürtigen Nachfolger der Mongolen erwiesen. Zu der Einsperrung der Ausländer in Gefangenenlagern, zu den Repressalien gegen Gefangene sind wir widerwillig

Digitized by Google

genug durch das Vorbild Englands und Frankreichs gezwungen worden; zu der rücksichtslosen Führung des Unterseebootkrieges gegen die fremden Handelsschiffe und den Luftschiffangriffen auf feindliche Städte haben wir, nach langem Zögern, schreiten müssen, als England den Aushungerungskrieg gegen uns proklamierte und mit allen Mitteln durchzuführen unternahm; mit wie schamloser Niedertracht die deutschen Zivilisten und ihre Frauen in Afrika behandelt und den Negern zur Fortführung und Bewachung überantwortet sind, ist allbekannt [Auspeitschung Deutscher vor Negern, „Baralong"-Mord und weiter. D. T.]. Dazu kommt die ungeheure Zahl und der unersetzliche Wert der Opfer, welche der Krieg hinwegrafft, nicht nur bei uns, sondern ebenso und vielleicht in noch höherem Maße bei unseren Feinden, in Frankreich und in den höheren Schichten Englands, aus denen sich sein Freiwilligenheer zum großen Teil rekrutiert. Ganze Generationen sind nicht nur dezimiert, sondern geradezu vernichtet, aus hoffnungsvoller Jugend und kräftigem Mannesalter; und wir alle haben wieder und wieder erfahren, wie gerade unter den Besten, gerade unter denen, auf die wir unsere Hoffnung für die Zukunft setzten, der Tod am schonungslosesten gewütet hat. Wenn wir uns klar machen, daß ein nächster Krieg, wenn es in absehbarer Zeit dazu kommen sollte, in der Weise einsetzen wird, wie der gegenwärtige endet, so möchte man verzweifeln an der Zukunft unserer Kultur, auf die wir noch vor zwei Jahren so stolz und vertrauensvoll blickten.

Und wo gibt es ein Mittel, das Abhilfe verspräche? Von den weltfremden Phantasien zu reden, in denen die Träumer von einem ewigen Frieden sich ergehen, wäre sinnlose Zeitverschwendung; aber auch das gesamte Völkerrecht mit all seinen Konventionen und Satzungen über die Kriegführung, über die Rechte der friedlichen Bevölkerung und der Neutralen, um die man sich so eifrig bemüht hat, ist vollständig zusammengebrochen und nicht das Papier wert, auf dem es gedruckt ist; und der Friedenspalast, den die Haager Konferenz sich erbaut hat, steht jetzt nur noch da als die blutigste Satire auf unsere Zeit, die sich ersinnen läßt.

Je mutiger und kühler wir der Lage ins Gesicht schauen, je entschlossener wir alle Phrasen beiseite werfen, um uns nie wieder von ihnen betören zu lassen, um so eher dürfen wir vertrauen, daß wir den rechten Weg finden, und wie gegenwärtig so auch in Zukunft uns behaupten werden. Rettung bringen kann nur eins: wir müssen unsere Stellung so stark machen und die Weltlage so gestalten, daß eine Kombination wie die gegenwärtige niemals wiederkehren kann und unseren Feinden der Mut vergeht, uns noch einmal anzutasten. Ganz beherrschend und alles andere völlig in den Hintergrund drängend tritt die Machtfrage der staatlichen Gestaltung hervor. Wir haben die Bahn, die wir beschreiten müssen, nicht selbst gewählt, wir wollten Frieden halten; das Streben nach Unterdrückung fremder Völker, und gar nach Weltherrschaft, lag uns völlig fern. Aber sie haben uns gezwungen, das wahr zu machen, was sie befürchteten und wir nicht wollten. Fortan müssen alle Bedenken schwinden; wir müssen in ganz anderer Weise als bisher unsere Interessen vertreten und durchsetzen, und dürfen

Digitized by Google

nicht dulden, daß wieder eine Verschwörung gegen uns, wie die von England angezettelte, sich bilden kann; und wenn das doch geschehen sollte, dürfen wir nicht wieder abwarten, sondern müssen rechtzeitig zugreifen und die Pläne im Entstehen ersticken.

Ebenso ist es unvermeidlich, daß wir bei der Neugestaltung, die der Friede bringen soll, hinausgreifen müssen über die bisherigen Grenzen, nicht nur unseres Staats, sondern auch unseres Volkstums. Wir dürfen die befreiten Volksgenossen im Osten nicht wieder einer barbarischen Fremdherrschaft preisgeben, wir müssen Siedelungsland gewinnen, nicht nur für die Kräftigung unserer eigenen Landbevölkerung, sondern auch für die zahllosen Deutschen im inneren Rußland, die, wenn wir sie nicht auf neugewonnenem Boden ansiedeln können, rettungslos der Vernichtung anheimfallen werden; wir müssen in Ost und West unsere Grenzen und unsere Weltstellung ganz anders sichern und festigen als bisher. Wohl mag sich bei manchem das Gefühl dagegen sträuben, daß wir so hinausgreifen müssen über die Basis des nationalen Staats . . ., aber daß die angedeuteten Forderungen ein unabweisliches Gebot eherner Notwendigkeit sind, dem wir uns gar nicht entziehen können, diese Erkenntnis hat sich in allen Schichten unseres Volkes und unseres Heeres durchgesetzt und läßt sich gar nicht mehr abweisen oder zurückdrängen.

Ein nationaler Staat freilich wollen wir bleiben, und die nationale Grundlage eines lebendigen einheitlichen Volkstums wollen wir uns erhalten. Die großen Nationen der Gegenwart lassen sich nicht absorbieren, die großen fremden Nationalstaaten so wenig politisch vernichten wie das Deutsche Reich; so ist keine Gefahr, daß wir die Wege Roms beschreiten könnten, und ebensowenig, daß die moderne Kultur in die Einförmigkeit eines entnationalisierten Weltreichs ausmündet, in dem eben deshalb das selbständige Leben und die freie Bewegung und damit aller weitere Fortschritt erstickt wird . . .

Die Aufgaben, vor denen wir stehen, sind so gewaltig, wie sie im gesamten Verlauf der Weltgeschichte noch keinem Volk gestellt gewesen sind; und wohl mag den, der sie in ihren Tiefen zu erfassen versucht, das bange Gefühl beschleichen, ob unser Volk imstande sein wird, sie zu bewältigen, trotz all der erhebenden und herzerquickenden Kraft und der inneren Gesundheit, die es tagtäglich so herrlich offenbart. Da kommen dann kleinmütige Stimmungen, die zurückschaudernd vor der Verantwortung, die auf uns gelegt ist, sich mit halben Maßregeln begnügen und womöglich in die alten Bahnen wieder einlenken wollen: sie können die Anschauungen, in denen sie aufgewachsen sind, innerlich nicht mehr überwinden, wie gebieterisch auch die Weltlage zu uns spricht. Ist doch das frivole Wort gesprochen worden, wir müßten einen Staatsmann suchen, der den Mut habe, einen faulen Frieden zu schließen!

Solchen Stimmungen und Tendenzen gegenüber wollen wir vertrauen auf die klaren und unzweideutigen Erklärungen, die der Reichskanzler, der König von Bayern, der Deutsche Kaiser selbst so nachdrücklich wie möglich vor unserem Volk ausgesprochen haben. Wir werden nur einen solchen Frieden schließen, der unsere Zukunft dauernd gegen die Wiederkehr der gegenwärtigen Lage sicher-

Digitized by Google

stellt und den gewaltigen und unersetzlichen Opfern entspricht, die wir gebracht haben und tagtäglich weiter bringen müssen. Die Aufgaben, die uns gestellt sind, werden dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß wir die Augen gegen sie verschließen oder versuchen, sie beiseite zu schieben; vielmehr würde erst dadurch unsere Lage wirklich innerlich gefährdet und unsere Zukunft hoffnungslos werden . . ."

Nein, wir haben — leider! — nicht die Wahl, wir stehen vor klaren, unerbittlichen Notwendigkeiten, wenn anders nicht alle die furchtbaren Opfer umsonst gebracht sein sollen. Man begreife wohl — umsonst! Das heißt nicht etwa, daß wir zwar die Opfer gebracht, aber doch das Leben gerettet haben würden und wieder, auf unsere Tüchtigkeit vertrauend, einer besseren Zukunft entgegensehen dürften. Nein, die Lebensadern selbst wären uns durchschnitten, wir müßten — als Volk und Reich — verbluten, zugrunde gehen. Nie hat sich eine Wahrheit mit so ehernem Machtgebot vor ein Volk hingestellt, wie heute vor uns die des Wortes: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Wir kommen aber einem Frieden, der uns das Leben verbürgt, auch nicht näher, wenn wir unsere Sehnsucht nach ihm immer wieder laut und brünstig in die Welt hinausschreien. Denn diese Welt ist eine feindliche Welt, ist eben die Welt, die uns ans Leben will. Und diese Welt begrüßt unsere Friedensfanfaren mit der unverhohlenen freudigen Genugtuung, daß wir nun selbst das Ende unserer Kräfte herannahen fühlten und daß nichts Verkehrteres geschehen könnte, als — so nah am Ziele — im Vernichtungskampfe gegen uns nachzulassen.

Wer ersehnte den Frieden nicht! Ruchlos wäre es, auch nur einem ehrlichen Deutschen unterzustellen, daß er kein Gefühl für das Entsetzliche, das Unsagbare und Unfaßbare dieses gen Himmel tobenden, schreienden Blutmeeres hätte, daß nicht seine ganze Seele von diesem Gefühle erfüllt wäre. Aber — wird ein Übel dadurch abgewendet, daß man den Übeltäter in den Glauben versetzt, er habe es mit einem erschöpften, zur Ergebung genötigten Gegner zu tun? Es heißt doch wirklich den furchtbaren Ernst der Lage ins Tragisch-Kindliche verkehren, wenn man so tut, als brauche nur die eine Partei den Wunsch nach Frieden zu äußern, um den Frieden zu haben, und das um so früher, je lauter und leidenschaftlicher sie ihn begehrt.

Wäre das nur ein harmloses kindliches Spiel! Aber es rückt das Ende immer weiter hinaus, fordert Blut und wieder Blut. Solcher Preis für ein Beginnen, das sonst keinen anderen Wert hat, als sich selbst und gleicher Gemütserleichterung Bedürftigen eine „moralische Genugtuung" zu verschaffen. Als ob alle die anderen blutdürstige Kriegsfanatiker wären! Steckt da vielleicht nicht auch ein Stückchen Pharisäertum dahinter? Die Zeit ist nicht danach. Heute darf unser keiner vor dem andern was voraushaben wollen. Auch nicht moralische Erleichterungen oder geringere Verantwortungen.

Digitized by Google

Die politische Zensur

Zu den Erörterungen dieses Gegenstandes im Reichstage bemerkt die „Kreuzzeitung“:

„An den unerwünschten Zensurdebatten trägt die Regierung die Hauptschuld. Wir geben gerne zu, daß eine befriedigende Durchführung der Einrichtung, wenn sie einmal besteht — und ihre Notwendigkeit zur Kriegszeit wird sich unter heutigen Verhältnissen kaum bestreiten lassen —, sehr schwer ist. Das ist schon in der subjektiven Beanlagung und den subjektiven Anschauungen der Zensoren begründet, die ohne einheitliche Vorbereitung vor ihre Aufgabe gestellt werden. Aber am leichtesten läßt sich der objektive Maßstab in den militärischen Dingen finden. Je mehr politische Fragen zur Entscheidung stehen, desto mehr Raum ist auch für das subjektive Ermessen. Mit deshalb ist von allem Anfang an die militärische Zensur, deren Unvermeidlichkeit ja auch jedermann anerkennen mußte, viel williger ertragen worden. Unverkennbar ist aber mehr und mehr die Neigung hervorgetreten, die Zensur auf politischem Gebiete zu erweitern, ohne daß man die Betroffenen immer von der Notwendigkeit dessen hätte überzeugen können. Auf Einzelheiten einzugehen, ist uns natürlich nicht möglich, ebensowenig auf die psychologischen Ursachen dieses Verhaltens. Daß die Regierung aber nicht auf richtigem Wege ist, mag sie aus dem Widerspruch entnehmen, den sie in allen Parteilagern findet, und der sich nach unserem Eindruck eher verschärft als abgeschwächt hat ...

Auch was Ministerialdirektor Lewald zur Begründung der Notwendigkeit der politischen Zensur ausführte, hatte keine überzeugende Kraft. Er meinte, das Ausland führe einen Krieg der Verleumdung gegen uns. Durchaus harmlos erscheinende innerpolitische Schilderungen würden dazu benutzt, um gegen die Kräfte des Durchhaltens und Vertrauens im deutschen Volke Stimmung zu machen. Aus den Zusammenstellungen des Kriegspresseamtes ersehe man, wie aus zusammengetragenen, sonst harmlosen Meldungen deutscher Blätter ein Mosaik zusammengesetzt wird, um zu zeigen, daß das deutsche Volk am Verhungern ist, daß bei uns Krawalle und die furchtbarsten Zustände herrschen. Aber beweist nicht gerade die Tatsache, daß das trotz der Zensur geschieht, daß diese gegen solche Machenschaften ohnmächtig ist? Und doch war das die einzige Begründung des Vertreters der Regierung für die Notwendigkeit der politischen Zensur. Als Aufgabe der Zensur bezeichnete er es dann nur, Schädigungen der Landessicherheit und der Kriegführung abzuwehren und abzuwenden. Beschränkte sich die Zensur wirklich auf diese Aufgabe, so wäre von der jetzigen allgemeinen Unzufriedenheit über sie nichts zu spüren. Aber leider dehnt sie ihre Kreise erheblich weiter aus, wie wir ausdrücklich hervorheben wollen, nicht etwa infolge Übereifers der zuständigen militärischen Stellen.“

Das „Berl. Tagebl.“ fügt hinzu, „daß nicht nur der Abdruck von Artikeln, sondern fast mehr noch das Verbot des Abdrucks der Stimmungsmache dient. Wenn Dinge, die im ganzen Ausland bekannt sind und

Digitized by Google

verbreitet werden, bei uns nicht gedruckt werden dürfen, so zieht das Ausland daraus selbstverständlich seine Schlüsse, und zwar in der Regel ganz übertriebene Schlüsse."

Im übrigen betont schon die „Kreuzztg.", daß diejenigen auf falscher Fährte sind, die diese Mißstände auf die zuständigen militärischen Stellen zurückführen.

*

Unsere Jugend im Felde

Herzerquickendes Lob spendet ihr Professor Dr. Ludwig Curtius, um so erquickenderes, als es von einem Fachmanne stammt, der aus langen, an der Front gesammelten Erfahrungen urteilt:

Diese Jugend hat in der Not der Gegenwart sich rascher gefunden, sich glänzender bewährt, als irgendeiner erhoffen konnte. Ich will nicht daran erinnern, daß das Gedächtnis der Tausende von Kriegsfreiwilligen, die bei Wytschaete unter dem Gesange von „Deutschland, Deutschland über alles" in den Tod gingen, der Geschichte angehört, wie die Erinnerung an die Helden von Marathon oder an die Lützowsche Schar. Nicht weniger groß scheint mir ihr Verhalten im Stellungskriege, wie ich es tagtäglich beobachten kann: ihre unverdrossene Arbeit im Schützengraben, nicht nur als Schützen, sondern in der mannigfaltigen Mühsal des „Arbeitsdienstes", bei den sich immer erneuernden Aufgaben des Lastentragens, Unterständebauens, Munitionschleppens. Die Verwöhntesten haben sich leicht den Lebensbedingungen der Mannschaft unterworfen, der Unbill des Wetters, schlechter Unterkunft, manchmal schmaler Kost, der nicht immer zu mildernden Härte des Befehles. Nicht alle können so regelmäßig befördert werden wie im Frieden. Die abgebrauchte Uniform, die gemeinsame Lagersitte läßt äußere Unterschiede unter der Mannschaft bald verschwinden. Aber abends im Unterstande oder in der Baracke sitzen irgend ein paar zusammen, lesen sich Goethes Gedichte vor oder verhandeln im Gespräche philosophische oder religiöse Fragen, oder enthüllen sonstwie die Seele in jener Wahrheit, die nur der Krieg möglich macht. Meine Erfahrungen im Kriege haben mir den Glauben an die deutsche Jugend nur bestärkt, den ich freilich schon in den letzten Jahren vor ihm mir gebildet hatte. Sie besitzt heute eine Wärme der kameradschaftlichen Freundschaft, eine Geradheit des soldatisch erzogenen Charakters, eine Wahrheit, Reinheit und Ritterlichkeit des kraftvollen Wesens, den ganzen Reichtum an Individualität der deutschen Stämme, kurz einen Adel der Rasse, der das englische Erziehungsideal des „Gentleman" weit hinter sich zurückläßt. Keines der uns feindlichen Völker, kein Volk der Welt hat desgleichen. Diese gebildete Jugend wird nach dem Kriege das deutsche Schicksal gestalten. Sie wird nicht kleinmütig zurückkehren. Sie ist gewohnt, freier, weiter, mutiger, weltfroher zu denken als die zu Hause gebliebene ältere Generation. Mit einer vertieften, einer unermeßlichen Liebe zum Vaterlande, zum Volke wird sie wieder die friedlichen Pflichten des Berufes ergreifen, mit einem neuen Bewußtsein, dem der Pflicht zur Arbeit am Staate.

*

Eine beschämende Mahnung

Dem Feldbriefe eines deutschen Offiziers, der, verwundet und nach schwerem Sturz nicht mehr reitfähig, durch ein Korsett aufrechterhalten, es durchgesetzt hat, als Führer eines Kraftwagen-Geschützkommandos doch wieder an die vorderste Front zu kommen, entnimmt die „Kreuzztg." über die Stimmung und Meinung an der Front:

„Ja! Ich bin gern und voll Stolz wieder draußen. Es muß ja sein! Jetzt heißt es durchhalten! Verlieren wir nach fast 18 Monaten Krieg, nach so beispiellosen Erfolgen jetzt die Nerven, dann haben wir alles verloren und haben in fünf, zehn Jahren nur wieder die Wahl, von neuem und dann unter ungünstigeren Bedingungen um unsere Existenz zu kämpfen. Halten wir aber jetzt durch: ein Jahrhundert lang ist mindestens Ruhe! Nur die Männer daheim müssen, statt zu klagen oder sich in Nichtigkeiten zu erschöpfen, dem Beispiel eines Ernst Moritz

Digitized by Google

Arndt, eines Jahn, eines Fichte usw. folgen und mit lodernden Worten auch die andern daheim anhalten, durchzuhalten.

Der Einsatz ist den Gewinn wert. An den Leistungen und Entbehrungen der Frontsoldaten, sowohl im Bewegungs-, wie im Stellungskriege gemessen, sind die kleinen Unbequemlichkeiten des Lebens doch eigentlich nur Ansporn, von jenen nicht zu weit abzustehen. Wir hier vorn mit lachendem Munde unser Bestes gegen den Feind einsetzend, die daheim mit stolzer Entschlossenheit nie klagend — — die Welt der Feinde würde eher das Nutzlose ihres frevlen Tuns einsehen. Wir können nur durchschlagend mit den Waffen siegen, wenn die daheim uns durch starke Entschlossenheit im Kampfe mit den Einschränkungen und festen Willens auch zum wirtschaftlichen Siege lückenlos unterstützen.

Dazu gehört aber auch, daß kluge, der Rede kundige Männer allüberall zu unserem Volke reden, ihm klarmachen, daß es zur Unzeit die Nerven verlieren heißt, wenn wir jetzt von Frieden reden, nur weil uns diese oder jene Einschränkung nicht paßt, weil wir nicht so viel Geld verdienen, weil die Butter seltener ist und das Weißbrot fehlt. — Und die Feldgrauen?

Hätten unsere Feinde gesiegt oder auch nur einen Teil unseres Landes besetzt, z. B. so groß wie Belgien, wo wären denn da die Überflüsse? Und Steuern hätten wir nach verlorenem Kriege zu zahlen bekommen, daß 1813 mit seinen Opfern ein Kinderspiel gewesen wäre. Unsere Feinde hätten weiß Gott keine Gefühlsduselei gekannt! Das muß man den Kleinmütigen zu Hause klarmachen. Und geht es nicht in großen Versammlungen, dann im kleinen Kreise in stiller Werbearbeit von Stammtisch zu Stammtisch, in den Pausen in den Fabriksälen und Werkstätten usw.

Wir hier draußen wissen, wofür wir kämpfen, und wollen keinen Frieden, es sei denn ein endgültiger, siegreicher. Dafür setzen wir täglich und stündlich Leben und Gesundheit stets gern aufs neue ein."

Ist diese Mahnung eines schwerverletzten Offiziers, der wahrlich nicht „wie der Blinde von der Farbe" spricht, der alles hinter sich gelassen hat, um sich dem Vaterlande zu weihen, nicht in der Tat beschämend? Die Mahnung eines Mannes, der, nicht einmal wiederhergestellt, freiwillig Leben und Gesundheit wieder einsetzt, — an die daheim, die fern vom Schuß, in warmer Geborgenheit, ihre — ja was denn? — ihre „Nerven" verlieren! Weil der Krieg immerhin Lasten mit sich bringt, und weil es doch nun einmal nicht zu bestreiten ist, daß sich im Frieden angenehmer leben läßt als im Kriege. Solcher Klageweiber — anmaßenderweise tragen sie grundsätzlich Hosen — haben wir ja, Gott sei Dank, nicht sehr viele, aber sie sind wie die „östlichen Juden", von denen Treitschke zu sagen pflegte, daß sie die „fatale Eigenschaft" haben, „sich zu verdoppeln und zu vervielfachen". Und so gelangen sie zu einer ganz unverdienten, aufreizenden Überschätzung, wenn sie auch, ohne Propheten zu sein, in der feindlichen Fremde mehr gelten, als in ihrem Vaterlande. Man sollte sie — die Klageweiber, nicht die „östlichen Juden" — zu ihrer Legitimierung auf halbe Brotkarte setzen. Gr.

*

Der russische Deutschenhaß

In einer längeren Betrachtung von Karl Fritzler in der „Christlichen Welt" findet sich eine Anmerkung, die über den Tag hinaus ernste Beachtung verdient:

Was die Deutschen überhaupt dem russischen Staat geleistet haben, läßt sich gar nicht so leicht abschätzen. Die Russen gebrauchen dafür einen sehr bezeichnenden Ausdruck, indem sie sagen: die beiden Hauptstädte von Rußland seien Petersburg und Sarepta (deutsche Siedlung an der Wolga). Wenn deswegen jemanden ein Tadel trifft, dann nur die Russen selber, die es nicht verstanden haben, sich die Geistesarbeit der Deutschen so zu eigen zu machen, daß sie von sich aus etwas Selbständiges hätten schaffen können. Das ist auch ein Grund des Deutschenhasses, der jetzt in Rußland so üppige Blüten treibt. Die Früchte kommen erst noch. Aber es ist nicht der einzige Grund des Hasses. Wichtiger

Digitized by Google

noch, als dies, ist: daß die Deutschen in der Verwaltung eine ganz hervorragende Rolle spielen. „Erblich belastet" mit einem ausgeprägten Staatssinn, sind die Deutschen die tüchtigsten Beamten. So erscheinen sie denn als die zuverlässigste und stärkste Stütze der Regierung. Da aber die führende Schicht des russischen Volks zu Friedenszeiten mit dieser Regierung einen erbitterten Kampf führt, so muß der Haß, den die russische Regierung sich mit viel Geschick und Ausdauer im Lande erworben hat, sich in erster Reihe gegen die Deutschen wenden. Darum gab's bis jetzt auch nur in diesen Volkskreisen einen Deutschenhaß. Bis zum jetzigen Krieg kannte das einfache Volk einen solchen noch nicht. Wo bei ihm ein Haß zum Vorschein kam, war es ein Haß gegen alle Fremdvölker ohne Unterschied. Sie alle sind dem frommen russischen Volk „Nichtchristen". Womit denen auch deutlich gesagt ist, welcher Herkunft dieser Haß ist. Das russische Volk ist, etwas überschwenglich geredet, von Natur das duldsamste Volk auf Gottes Erdboden. Aber es ist das nur, soweit es noch im Dämmerzustand lebt. In den Augenblicken des Bewußtseins — und es wird sich dann immer nur als das rechtgläubige Volk bewußt — kommt seine ganze Unduldsamkeit erst zum Vorschein. Wie auch der gebildete Russe, bei aller Nachahmung ausländischer Moden, gegen die innere Art und das innere Wesen anderer Völker genau so unduldsam ist, wie der Chinese. Nach den Erfahrungen, die ich im Gefangenenlager gemacht habe, ist zu befürchten, daß der Haß gegen uns, als Deutsche, nach dem Krieg auch die breiten Schichten des russischen Volkes erfassen wird. Jedenfalls ist jetzt schon so viel sicher, daß das Deutschtum in Rußland mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden wird. Was die russische Regierung bisher nicht vermochte, wird das russische Volk fertigbringen. Keine Friedensbedingungen können die Deutschen, die unter russischer Herrschaft verbleiben werden, dagegen schützen. Daraus ergibt sich für uns die Pflicht, zu retten, was zu retten ist. Nicht um der Deutschen willen, die sich in Rußland befinden, sondern um unseres deutschen Vaterlandes willen.

*

Orte mit „Zwischenfällen"

Die Schweiz, schreibt die „Voss. Ztg.", leidet schwer an ihren Grenzen. Sie muß außerordentliche Aufwendungen machen, um ihre Selbständigkeit zu schützen. Ihre Versorgung mit Lebensmitteln, mit Rohstoffen, mit Bedarfsartikeln aller Art ist erschwert. Ihr Wirtschaftsleben liegt danieder; ihr großartiges Fremdengewerbe ist in eine unerhörte Notlage geraten. Nirgends hat man für diesen Zustand williger es Verständnis und ehrlicheres Mitgefühl als in Deutschland, nirgends böte man lieber die Hand, die unvermeidlichen Übel nach Möglichkeit zu mildern. Hat doch das deutsche Volk von jeher für die Schweiz und ihre freiheitsliebende, regsame Bürgerschaft das lebhafteste Interesse! Ihre Geschichte, ihre Eigenart, ihre Kultur sind dem Deutschen vertraut; ihr Land mit seinen gewaltigen Firnen, seinen blauen Seen, seinen ewigen Bergriesen, seinen musterhaften Gasthöfen ist Jahr für Jahr das Ziel vieler tausend deutscher Familien. So war es bisher, so soll es, hoffen wir, in Zukunft sein.

Aber so wird es nicht sein an jenen Orten der Schweiz, die in dem Kampf des Deutschen Reichs um sein Dasein und um seine Zukunft für die Feinde Partei genommen, sie an Schmähsucht zu erreichen oder zu übertreffen gesucht haben. Zu diesen Orten zählen in erster Reihe einige am Genfer See, die sich ehedem nicht genug bemühen konnten, deutsche Gäste anzulocken. Dieselben Wirte, die früher Deutschland mit ihren Einladungen und Anpreisungen überschwemmten, überbieten sich jetzt in Verleumdungen des deutschen Volks und verkünden, daß sie sich deutsche Gäste verbitten. Und Lausanne, die kleine Universitätsstadt, wie hat sie nicht Deutsche anzuziehen sich bestrebt, für ihre Hochschule, für die mannigfachen Erziehungsanstalten, für die Pensionen! Und in demselben Lausanne darf der Straßenmob die deutsche Flagge

Digitized by Google

vom Konsulat herabholen und das deutsche Wappen beschädigen! Gewiß, man wird die Tat einiger Personen nicht der Gesamtheit in Rechnung stellen. Aber wird man es wundernehmen, wenn die Erinnerung an den Zwischenfall lebendig bleibt auch in kommenden Jahren und die Deutschen es vorziehen, Plätze aufzusuchen, wo sie keiner Kundgebungen des Deutschenhasses zu gedenken haben?

Der Krieg wird nicht ewig dauern, und der Bürger wird auch in der Schweiz wieder der friedlichen werbenden Arbeit nachgehen, alte Verbindungen wiederherstellen, die Verluste wettzumachen suchen, die während des Weltkrieges entstanden sind. Das deutsche Volk wird gern dazu beitragen, den Wohlstand der Schweiz zu fördern — überall dort, wo es ihm die eigene Würde und die Selbstachtung gestattet, überall wo sich keine Feindseligkeit breitmachen durfte und keine „Zwischenfälle" vorkamen.

*

Die tapfere Welschschweiz

Der Bubenstreich von Lausanne, meint die „Kreuzzeitung", gäbe an sich keinen Anlaß, sich noch weiter mit ihm zu beschäftigen. „Diplomatisch ist er in korrekter Weise erledigt, und auf den Verlauf des Krieges wird er ganz gewiß nicht den geringsten Einfluß haben. Aber daß dergleichen vorkommen konnte, nicht nur als einmalige Verletzung der Ehre unserer Farben, sondern danach noch in fortgesetzten deutschfeindlichen Straßenkundgebungen vor dem deutschen Konsulat, ist für die Verhältnisse in der Schweiz doch bezeichnend. Wir haben gelegentlich darauf hingewiesen, wie ängstlich ein Teil der deutschschweizerischen Presse bemüht ist, die Neutralität des Landes zu wahren, wie sie sich scheut, für das Recht ihrer Stammesgenossen einzutreten, und ihre Spalten bereitwillig auch unsern Gegnern öffnet. Eine entsprechende Erscheinung in der welschschweizerischen Presse ist uns nicht bekannt. Wohl aber betätigt sich diese zum Teil in einer deutschfeindlichen Hetze, für die man in der deutschschweizerischen Presse vergebens nach einem entsprechenden Gegenstück suchen wird. So trat auch hier wieder in Erscheinung, was wir immer und überall erlebt haben: daß die Deutschen an Lebhaftigkeit und Leidenschaft der nationalen Gesinnung hinter anderen Völkern zurückstehen. Die Schweiz ist ein überwiegend deutschsprachiges Land. Aber die eben geschilderten Umstände mußten notwendig dazu führen, daß der welschgesinnte Teil der Bevölkerung, eben weil sein Standpunkt rücksichtsloser, einseitiger und leidenschaftlicher vertreten wurde, sich im besseren Rechte glaubte. Und in diesem Sinne kann der deutschschweizerische Teil der Bevölkerung von jeder Mitschuld an den Lausanner Ausschreitungen nicht freigesprochen werden. Man kehre doch nur einmal die Lage um! Nehmen wir an, daß die romanische Bevölkerung in der Schweiz so überwöge, wie es tatsächlich die deutsche tut, glaubt man, daß sie dann Ausschreitungen der deutschen Minderheit entsprechend den Lausanner ruhig hinnehmen würde, ja, daß solche Ausschreitungen überhaupt denkbar und möglich wären? Wir glauben nicht, daß die ‚Neue Zürcher Zeitung' diese Frage zu bejahen wagen wird."

*

Ist das noch — Schweiz?

So muß man sich — und zwar allen Ernstes — fragen, wenn man die folgenden tatsächlichen Mitteilungen der „Köln. Ztg." über den festen patriotischen Betrieb in Lausanne verständnisvoll auf sich wirken läßt:

Die offene deutschfeindliche Verhetzung war seit Jahr und Tag an der Tagesordnung. Die Presse führte sie an, von der „Gazette de Lausanne" herab bis zu den in französischem Solde stehenden Winkelblättern. Eine Anzahl von französisch gesinnten Professoren der Universität beteiligten sich an ihr in ihren Spalten, durch Flugschriften und selbst in ihren Hörsälen. Von ihrer Geistesart hierbei legten sie genügend Zeugnis ab, indem sie einen italienischen Kollegen an ihrer Hochschule, der in einer ruhig und sachlich geschriebenen Schrift für den deutschen Standpunkt eintrat, einen Mann, der durch seinen

Digitized by Google

wissenschaftlichen Ruf die Zierde der Lausanner Hochschule bildet, ächteten. Die Richterschaft machte sich durch das Urteil bekannt, das eines ihrer Mitglieder gegen den von einem Lausanner Gymnasiallehrer in seinem Laden aufs gemeinste beschimpften deutschen Buchhändler Frankfurter in Lausanne fällte, indem es den Beklagten freisprach, ein Urteil, welches das Bundesgericht als von Willkür eingegeben brandmarkte und aufhob, worauf das Gericht von Cully bei Lausanne den Beklagten unter Zuerkennung mildernder Umstände zu der geringen Strafe von fünf Franken verurteilte. Junge deutsche Damen wurden auf der Straße von Rüpeln mit der Studentenmütze auf dem Kopfe zur Seite gestoßen, weil sie das Verbrechen begingen, deutsch miteinander zu sprechen, und sich dadurch als Deutsche zu erkennen gaben. Andere deutsche Damen wurden auf dem Balkon ihrer Wohnung von den halberwachsenen Kindern des Nachbars, eines Lausanner Richters, als „sales boches" beschimpft. Als der Pfarrer der französischen Gemeinde von Frankfurt, Herr Correvon, selbst ein Welschschweizer, in Lausanne einen Vortrag über die französischen Gefangenenlager halten wollte, in denen er seine seelsorgerische Tätigkeit ausübte, bedeuteten ihm seine engeren Landsleute in Lausanne, daß dies „überflüssig" sei, da er doch nur Gutes von diesen Gefangenenlagern zu berichten habe. Dagegen ließ man die Matadore des französischen Chauvinismus, Leute, denen schon zu Friedenszeiten nichts anderes als Gift und Galle, Verhetzung und Verleumdung gegen Deutschland über die Lippen gekommen oder aus der Feder geflossen war, einen Barrès, einen Anwalt Robert und andere aus Paris kommen und sich von ihnen Vorträge halten. Das Café des Hotels Central auf der Place Saint-François, der Sammelpunkt der „besseren" Gesellschaft von Lausanne hallt seit Kriegsbeginn jeden Nachmittag und Abend von den Klängen des Sambre-et-Meuse-Marsches und bei besonderen Gelegenheiten der Marseillaise dazu „auf Bestellung" wider. Die Lausanner Staats- und Stadtbehörden haben diesem Treiben, womit man dem „Geiste der überlegenen französischen Kultur und Zivilisation" gegen die „deutsche Barbarei" seine Huldigungen und Orgien darbrachte, freien Lauf gelassen, ohne sich um die Folgen zu kümmern. Jetzt ernten sie die Früchte dieser Saat, die sie zwar nicht selbst gesät, aber wohlwollend in die Halme haben schießen lassen.

*

Munitionsstädte

Die Riesenbestellungen des Vierverbandes lassen im Osten Amerikas ganze Fabrikstädte aus der Erde schießen. Fast in der Nacht, so berichtet (nach der „Frankf. Ztg.") die „New York Sun", hat sich in der Nähe von Bridgeport im Staate Connecticut auf einem Gelände, das vor einem Jahre noch eine öde, von spärlichem Gras- und Holzwuchs durchsetzte Einöde war, ein Labyrinth von riesigen Fabrikgebäuden erhoben, während rund herum Arbeiterhäuser emporwuchsen, die 50000 Menschen Unterkunft gewähren. Der erste Stein für den gewaltigen Bau wurde am 16. Dezember 1914 von der „Remington-Arms and Ammunition Company" in Bridgeport gelegt; aber das Hauptwerk wurde erst am 15. März 1915 in Angriff genommen. Es umfaßt 13 fünfstöckige Gebäude, von denen jedes 90 Meter in der Länge und 20 Meter in der Tiefe mißt, und zwölf Nebengebäude von je 27 Meter Länge und 14 Meter Tiefe. Diese Nebengebäude stehen mit dem Hauptwerk in Verbindung und flankieren quer durch den Mittelpunkt des Werkes einen Weg von 660 Meter Länge. Zur Rechten befinden sich fünf einstöckige Häuser: Schmiede und Maschinenräume. Dahinter steht das große Elektrizitätswerk, das stark genug ist, einer Stadt von 150000 Einwohnern Licht und Kraft zu liefern. Ein Hochofen, zwei Montierräume, Kontorräume, Schuppen und ein dreistöckiger Barackenbau vervollständigen die Fabrikstadt. Eine Zementmauer, die mit einem hohen Eisengeländer gekrönt ist, schließt sie gegen die Außenwelt ab. Die Zahl der Maschinen setzt eine Beschäftigung von 18000 Mann

Digitized by Google

voraus, die Tag und Nacht in drei Schichten von je acht Stunden Dauer arbeiten. Die Direktion des Werkes hat weitere große Landstriche erworben, die noch mit Hunderten von Arbeiterhäusern bebaut werden sollen. — „Das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein“ —: die amerikanische Neutralität. So viel Menschenleben gibt's gar nicht, wie diese Gemütsathleten für ihren „Absatz“ brauchen könnten.

*

Unser Lob der englischen Freiheit

Es war, wie Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.“ bemerkt, Wasser auf die Mühlen der paar hundert englischen Familien, die oligarchisch dieses Land regieren und dem Volke eine äußerliche Freiheit vortäuschen. Eine Freiheit, die im Grunde nur dazu dient, das Volk darüber hinwegzutäuschen, wie geringe Rechte es in Wirklichkeit hat. Das so gerühmte englische Parlament ist das Kind eines Wahlrechts, bei dem Dienstboten und Junggesellen, die bei den Eltern leben und keine eigene Wohnung haben, ohne weiteres ausgeschlossen sind, und das auszuüben für Leute mit mehrfachem Wohnungswechsel so gut wie unmöglich ist. In allen Büchern (auch in amerikanischen) über englisches Staatsrecht spielt jener Klagebrief eine große Rolle, den vor einigen Jahren ein Lehrer an die „Times“ schrieb, in dem er schilderte, wie er bei den allgemeinen Wahlen niemals habe mitstimmen dürfen, obwohl er einen Universitätsgrad innehatte, vierzig Jahre alt und verheiratet war, auch in guten Verhältnissen lebte. Aber der Mann war wegen seines Berufes gezwungen, seine Wohnung häufig zu wechseln. Und daher war er niemals wahlberechtigt gewesen. Im Gegensatz zu diesen Wahlrechtslosen stehen die Leute, die doppelt zu wählen berechtigt sind, weil sie an zwei Orten einen Wohnsitz haben. Also ein Pluralwahlrecht in aller Form! Nimmt man hinzu, daß die Eintragungen in die Wahllisten kostspielig und in Schottland die Wohnbestimmungen ganz besonders hart sind, so ergibt sich ein recht interessanter Gegensatz zwischen dem englischen und dem deutschen Reichstagswahlrecht. Aber mit unserer Hilfe wurde den Engländern ihr Wahlrecht als freiheitlich und der Zustand des deutschen Volkes als unmündig und tief unter dem englischen stehend dargestellt.

*

Wasser auf die Mühlen unserer Feinde!

Es muß nun deutsch geredet werden. In dem Briefe eines Deutschen in Petersburg finden sich folgende Sätze, die denen, die es noch immer „nicht lassen können“, förmlich eingebleut werden müßten:

„Mit Angst und Sorge lesen wir in den Zeitungen, daß es Euch in Deutschland zu lange zu dauern scheint. Wenn man in Deutschland wüßte, wie hier alle Äußerungen der Sehnsucht nach Frieden als Schwäche ausgelegt und besonders die Sozialdemokraten fort und fort zitiert werden! So etwas ist Wasser auf die Mühle der Russen.“

Der Brief ist in der „Frankf. Ztg.“ abgedruckt, also in einem Blatte, dem man — bei aller Anerkennung seiner vaterländischen Haltung — wohl kaum „kriegshetzerische“ Gelüste nachsagen wird. — Ja, „wenn man in Deutschland wüßte“! Endlich müssen sie's aber wissen, und wenn sie's noch nicht wissen, dann sollten ihnen die an der Front diese Wissenschaft mit aller nur möglichen Fernwirkung beibringen. Denn sie sind's ja zuallernächst, die mit ihrem Blute für dieses nachgerade nicht mehr zu verantwortende kriegverlängernde Treiben opfern müssen! Damit sich die kulturtapferen Parteiheimkrieger in ihren erhabenen „Prinzipien“ sonnen können. Wenn's die an der Front nicht schnell genug schaffen, — vielleicht nimmt der Feind vor den schneidigen Prinzipienkavalleristen Reißaus. Gr.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Schickſal

Ludwig Fahrenkrog

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Erstes Märzheft 1916 Heft 11

Friedensbewegung

Von Hans von Wolzogen

Friedensbewegung während des Krieges?! — Daß in einem furchtbaren Kriege der Friede ersehnt wird, ist natürlich und begreiflich. Wer diese Sehnsucht leugnet, will nur den Gegner täuschen. Aber inmitten aller unvermindert flammenden Feindseligkeiten von allen Seiten gegen unser ganzes völkisches Dasein sich das Träumen von einem allgemeinen und ewigen Völkerfrieden bis zu werbender „Bewegung" angelegen sein zu lassen: das berührt doch mindestens seltsam. Ja, es hat für den noch so friedliebenden Deutschen — und wer wäre es denn nicht! — etwas Widernatürliches, gewiß etwas Unzeitiges, durchaus etwas Törichtes. Dabei mag man gerechterweise das Grundgefühl in solchen Bestrebungen als edel anerkennen, sei es als das ganz allgemeine Gefühl vom Werte des Friedens, sei es als ein nur etwas unklares Empfinden von dem Sinne des Krieges selber als Friedenbringer. Jedenfalls hat man es mit einem über den Wirklichkeiten des Lebens schwebenden Traume zu tun, dessen Erfüllung in dem Fabelreiche der reinen Zukunft liegt. Reine Zukunft soll bedeuten: ohne Wurzeln in der lebendigen Gegenwart — also wissenschaftlich ausgedrückt: außerhalb der Kausalität, damit zeitlos. —

Aber läßt sich die Zukunft nicht vorbereiten? Lassen fehlende Wurzeln sich nicht schaffen, einpflanzen, aus Samen ziehen? Oder sind sie nicht etwa schon vorhanden, man muß sie nur zu finden suchen? Ist nicht solche Vorbereitung der

Digitized by Google

Zukunft unsere Pflicht? Ist dies nicht am Ende der Sinn jedes Idealismus? Das sind ernste Fragen, gar nicht ernst genug zu nehmende Gedanken. Mit ihnen darf man nicht spielen, auch aus edelsten Gefühlen, in reinsten Träumen nicht. Man muß dafür vor allem ganz ehrlich sein, auch gegen sich selbst. Man darf sich nicht für zu gut halten, um sich mit festem Fuß und klarem Blick auf den Grund der gegenwärtigen Tatsachen zu stellen und den Forderungen der Zeit ins Gesicht zu sehen. Nur von hier aus läßt sich für die Zukunft wirken. Ein Ideal, das verwirklicht werden soll, muß auf Wirklichkeiten ruhen. Eine solche uns nächste und ganz gewisse Wirklichkeit ist unser Volk, unser Volkstum. Wir haben an die Möglichkeiten unserer eigenen Zukunft zu denken, wenn wir auch der Zukunft der Menschheit nützen wollen. Jede Friedensbewegung muß bei uns selbst beginnen. —

Wie sollten wir es denn auch wohl anfangen, den Faden dort anzuknüpfen, wo man mit größter Schärfe ihn zerschnitten erhalten wissen will? Zu jedem Frieden im Außendasein gehören doch mindestens zwei. Was helfen dem einen alle Friedenswünsche, wenn der andere nur Krieg bis zur Vernichtung verlangt! Müssen wir bei unseren idealen Bestrebungen von den gegenwärtig vorhandenen Kräften und Mitteln ausgehen, wo wären solche, wenn es gelten soll, die Völker friedlich zu verbinden? Im Ausland? Auch dort vielleicht bei einzelnen. Aber wie könnten wir ihnen beikommen, die doch derart vom allgemeinen Wahn mitumsponnen sind, daß sie uns bei all ihrer eigenen Friedensliebe nur als die bösen Friedensstörer kennen wollen? Wie könnten wir uns ernstlich von ihnen Hilfe versprechen, die es nicht einmal fertigbringen — wenn sie es überhaupt möchten! —, in ihrem Volke ein mindestens anständiges Gebaren uns gegenüber zu fordern? Man muß doch zum wenigsten vom andern einigermaßen verstanden werden, wenn man sich mit ihm verständigen will. Aber daran eben mangelt es bei unseren Gegnern völlig. Sie verstehen uns nicht. Gestehen wir zu, daß wir es selber an der rechten Weise haben fehlen lassen, das Verständnis unserer Art zu fördern. Wir haben gemeint, den Fremden näher zu kommen, vertrauter zu werden, indem wir es ihnen in ihrer eigenen Art gleich zu tun versuchten. Es konnte ihnen nicht angenehm sein, unzulängliche Nachahmungen, ja, Karikaturen ihrer selbst kennen zu lernen, die sie dabei für Deutsche halten sollten. (Vielfach waren es wirklich nicht einmal echte Deutsche, nur deutsche Staatsbürger, die schon das Deutsche nur nachgeahmt hatten.) Indem wir uns so möglichst französisch oder englisch gaben, verloren wir die Möglichkeit, als deutsch verstanden zu werden. Wir müssen dies vermeiden, indem wir nun im Gegenteil ganz bei uns selber deutsch sind. Dann gewinnen wir doch zunächst einmal die Möglichkeit, den Fremden ein eigenes Gesicht zu zeigen. Anstatt ihnen nachzulaufen, ziehen wir sie dann vielleicht noch zu uns heran. Nur daß in gegenwärtiger Zeit dies beides völlig ausgeschlossen ist. Wir sind durch den Krieg vom Fehler des Nachlaufens befreit und haben Raum gewonnen, uns dergestalt frei und eigenartig zu entwickeln, daß die andern sich nicht allzuleicht und nur unter der Vorbedingung, es sehr ernst und ehrlich damit zu nehmen, von unserer Eigenart würden heranziehen lassen. Wenn dann einmal eine friedliche Verständigung der Geister zustande kommt, wird sie jedenfalls keine bloße Phrase sein, sondern auf wirklich lebendig vorhandenem

Digitized by Google

Grunde beruhen. Sie wird vor allen Dingen eine Verständigung der Deutschen und mit den Deutschen sein, nicht mit Schein- und Zerrbildern des Deutschtums. Die Friedensbewegung wird es dann gelernt haben, daß sie gar nicht „international" sein kann, ohne zuvor „national" gewesen zu sein, d. h. ohne die innere Einigung deutschen Wesens zu deutscher Kultur durchgeführt zu haben. Deutscher Friede bedeutet Deutschsein. — Also gilt es auch in dieser Beziehung wiederum, vor allem für uns selbst zu sorgen, die im eigenen Volksboden ruhenden Kulturkräfte, eigentlichen Friedensmächte, wie sie sind, zu erkennen, zu verstehen, zu pflegen, zu entwickeln, zu gestalten, kurz: uns ein eigenes Gesicht zu geben. Nicht andere lehren wollen, was sie von uns wissen sollen, sondern sie, wenn sie wollen, lernen lassen, was wir sind, ohne uns viel nach ihnen umzusehen, dies müssen wir uns zur Lebensregel machen. Wir haben noch genug an und für uns selber zu tun, können wahrlich eine gute Weile lang einmal unsere eigene Kultur, nicht nur im Munde führen, sondern wichtig genug nehmen, um ihr erst einmal eine sichtbare Gestalt im gesamten Volkstum und Volksleben zu geben. Dazu bedürfen wir der andern, von denen wir bisher gar zu viel bezogen, durchaus nicht mehr; wüßten auch nicht, was sie uns heute noch Besonderes, Förderliches geben könnten! Was dürften wir wohl einem Maeterlink, einem Kipling, einem — d'Annunzio verdanken?! Lächerlich, es auch nur zu denken! Selbst der sympathischernste Romain Rolland — was gefällt uns an ihm, als daß er uns einige Züge des Verständnisses oder der Neigung für unsere Art zeigte, die er aber nun, wie alle andern, gegenüber unserem „feindlichen Einbruch" in sein gallisches Kulturland verleugnet. Die Kultur, die uns ein anziehendes, geistvolles Gesicht von jenseits des Rheines zeigte, hat ihren Kopf längst unter der Guillotine jener Freiheitsgöttin verloren, der jetzt die tapfern Krieger unserer Feinde mit ihrem Blute zu dienen wähnen, während es der britische Mercurius ist, der sie in diesen Kulturkampf als rechter Psychopompos acherontischen Gestaden zu hetzt! — Von diesen Kulturen ohne Kopf und Herz haben wir nichts zu gewinnen. Mit ihnen gibt es keinen Frieden. Aber wir mit uns — ja, da ist ein großes Friedenswerk zu schaffen! Und es kommt dabei nicht etwa nur die mehr an der politischen Oberfläche liegende Unfriedfertigkeit unserer vielfältigen Parteiungen in Betracht, welche auf dem gemeinsamen Boden ihres Deutschtums sich „Urfehde" schwören sollten. Vielmehr gibt es einen anderen, tiefer dringenden Frieden zu schließen, woran viel zu wenig gedacht wird: den Frieden des Volkes mit seinen eigenen Idealen, verkörpert in den Persönlichkeiten seiner großen Meister. Denn was ist schließlich das Deutsche, welches unserer Kultur den eigentümlichen Stempel zu geben hat? Wer lehrt es uns, wenn nicht eben unsere Meister, seine vorbildlichen Vertreter? Und wie wenig haben wir doch von ihnen noch gelernt? Ist es doch möglich gewesen, zu behaupten, daß die Größten unseres Volkes, wie es schon ihr Leben selbst bezeugte, im geraden Gegensatz zu dem Wesen, Verlangen und Gebaren ihrer lieben Deutschen gestanden haben und im Grunde noch immer stehen. Man durfte fragen: Was ist denn nun deutsch — das Volk dieses Namens oder jene unverstandenen, angefeindeten, dann mißverstandenen und zur Jubelpuppe entstellten Großen aus seinem Stamme? Wie „frieden" wir dies beides?

Digitized by Google

Das, was uns das Natürlichste sein sollte, ist nicht so einfach! Ja, wenn es nur gälte, auf Einen Meister zu schwören! Aber das gibt's gerade bei uns Deutschen nicht. Auch unsere Meisterschaft tritt in der Form der Vielfältigkeit auf, die selbst erst wieder ihre Einigung verlangt. Man denke nur an die vier großen Propheten des Deutschtums: Luther — Goethe — Bismarck — Wagner. Zweifellos lehren sie alle uns, was deutsch sei. Aber wie weit sind wir Deutsche nun auch etwa lutherisch — goethisch — bismarckisch — wagnerisch? Wir sind in jedem Falle die dahinter Zurückgebliebenen, also: die hinter dem Ideal des Deutschtums Zurückgebliebenen; wogegen jene die über die Maße der deutschen Wirklichkeit, des zeitlich lebenden Volkes Hinausgeschrittenen waren. Damit löst sich das Rätsel der Unfriedlichkeit zwischen Volk und Meister. Das, was die Großen bei aller Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten innerlich eint, das ist gewiß auch der Kern des deutschen Volkswesens, eben das, was wir deutsch nennen. Aber die Entfaltung dieses Kernes zur Blume deutscher Kultur ist weit unterschieden, die Maße der Annäherung an das Ideal, die volle Blüte, bestimmen die Bedeutung der gegensätzlichen Begriffe: „Publikum" und „Genie". Das Publikum ist das eigentliche breite Philistertum, jene Masse der „Zurückgebliebenen", welche ihren „Frieden" ungestört haben will. Um ihren Frieden mit sich selbst zu bewahren, macht sie ihren Großen den Krieg. Anstatt dessen ist es die Forderung unserer Kultur, daß ihnen dieser Eigenfriede tüchtig gestört und gebrochen werde, und es wäre eines der größten Verdienste des Völkerkrieges, wenn er dazu entscheidend beitrüge, daß unser Volk, herausgetrieben aus dem Frieden der Zurückgebliebenen, dem Frieden mit seinen Großen, seinen Meistern und Führern, sich immer bewußter, immer eifriger zubewegte. Dies ist die wahre Friedensbewegung, die uns obliegt. Und wie es bei unseren Gegnern am Verständnisse für uns fehlte, und deshalb der rechte Friede unmöglich ist: so muß im Gegenteile bei uns das Verständnis für das, was in unsern Meistern das gemeinsam kernhaft Deutsche ist, sich immer mehr klären, vervollständigen, vertiefen, festigen, einwurzeln, damit wir mit unserem Kulturideal zum vollen Frieden kommen. Allerdings, das müssen wir uns eingestehen, ist es eine Aufgabe nur für unsere besten und feinsten Geister zu lösen, eben dasjenige nur erst recht zu erkennen und zu bestimmen, was jenes gemeinsam Deutsche im Wesensgrunde der so verschiedenen großen Persönlichkeiten sei. Ja, es ist überhaupt den wenigsten gegeben, diesen Persönlichkeiten mit verständnisvollem Blick auf den Grund ihres Wesens zu schauen. Aber was wäre die Sache unserer berufenen Kulturbildner, wenn sie nicht darin sich zu bewähren vermöchten? Was sie in den Persönlichkeiten als Wesenheit erkannt haben, wird alsdann zur eigentlichen Bildungsmacht, welche dem Geiste des Volkes im allgemeinen erziehend, lehrend, gestaltend mitzuteilen wäre, um es zum Kulturvolk deutscher Wesensart zu bilden. —

Man hat schon vor langen Zeiten geglaubt, dem deutschen Wesen die besondere Eigenschaft des Erhabenen zusprechen zu dürfen. Nun, das Erhabene ist sicherlich all jenen vier Propheten in hohem Maße eigen; das Erhabene ist aber auch in diesem Kriege bei unserem Volke in Waffen gar deutlich und verehrungswürdig hervorgetreten. Da wir nun einmal durch einen ebenso gütigen wie bluti-

Digitized by Google

gen Dämon der Geschichte so herrlich hoch erhoben worden sind, sollten wir uns nicht im Erhabenen einigen können? Im Erhabenen über alles Niedrige und Widrige, alles Kleinliche und Scheinliche, alles Zwistige und Mistige des gemeinen Tages. In Ernst und Würde, in Kraft und Entschlossenheit, in Stolz und Reinheit, in Wahrhaftigkeit und Bekenntnistreue: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ In scharfer Scheidung von allem, „was euch nicht angehört“, und in liebevoller Verehrung für alles, was „unser“ ist: „So laßt uns sagen und so es behaupten!“ Wären das nicht erhabene Eigenschaften? Sollten wir nicht darin allesamt so gut deutsch sein können, wie unsere Meister? Wären wir nicht schon gut deutsch, wenn wir uns von solchen Erhabenheiten selber erheben lassen, wenn wir mit wohlbelehrtem Bewußtsein eine Erhebung zu solchem Ideale stetig erstreben? Unsere große ethische Friedensbewegung! — Wenn wir alsdann den andern als eine Macht von wahrhaft innerlicher Erhabenheit auch äußerlich stark und einig entgegenträten: wir würden ihnen wohl ein strenges, herbes, stolzes Gesicht zeigen, aber sie würden davor Achtung empfinden, sie würden wissen, was sie sehen, und würden am Ende bei sich denken: „Sollte es nicht gut sein, sich mit diesem mächtig-ernsten Kulturvolke friedlich zu verständigen?“ Wir haben lange Zeit auf diesen Friedenswillen der andern zu warten: nutzen wir die Zeit für unsere eigenen, ewigen Dinge!

Stundenschlag in Pont à Mousson

Von Hans Schmidt

Weißer Mondschein im stillen Wald.
Horch! Glocken beim Feinde! Der Stundenschlag hallt
Aus der Stadt tief unten im Tale.
Schwingt auf und über zwei Gräben breit;
Zwei Völker wachen, sich wehrend im Streit.
Stumm schauen wie Totenmale
Zerschossene Bäume zum Tale.

Weißer Mondschein liegt über dem Land —
Das Leuchten einer erhobenen Hand.
Stundenschlag schreitet im flüsternden Wind
Und ruft und ruft: Du Menschenkind,
Ihr droben im Walde, ihr unten im Grunde,
Einmal, einmal schlägt eure Stunde!
Euer Erdenleid, euer Schwerterstreit —
Wie liegt das alles dann klein und weit!
Lauschet, lauscht auf die Ewigkeit!

Digitized by Google

Mutter

Skizze von Olga Pöhlmann

Manche im Dorfe sprachen es aus, was andere nur zu denken wagten: Seit der Lautenhof-Franz gefallen, war die Bäuerin nicht mehr „richtig". Doch es gab auch welche, die sich dem widersetzten. „Richtig" sei die Bäuerin schon noch, es sei bloß der Haß, der aus der fröhlichen, schaffigen Frau eine solch düstere, finstere Erscheinung gemacht. Freilich — man könne es ja begreifen: Der schöne, lebensfrohe Bub, der Franz — ihr Einziger, ihr Stolz — schon Student! Er, in dem sie ihre Lebenshoffnungen verwirklicht gesehen, die aus einem Lehrerhaus stammend, den Lauterhofbauern nur auf Drängen ihrer Eltern geheiratet hatte.

Dem Sohne standen alle Wege offen, die ihren eigenen hochfliegenden Wünschen verschlossen gewesen. Und nun: Tot. Getroffen von französischen Kugeln. Sein Grab irgendwo in Feindesland. —

Da erwachte aus dem leidenschaftlichen Schmerz der Haß und fraß an ihr, fraß und zehrte und nahm ihr Rast und Ruhe — — —

Das ganze Dorf war gespannt, wie sich Margaret den fremden Arbeitern gegenüber verhalten würde, Gefangenen, die den ländlichen Bezirken zur Hilfe bei den Erntearbeiten vom Militär gestellt wurden. Und der Lautenhofbauer hatte auch wirklich einen schweren Kampf zu bestehen gehabt, bis Margaret einwilligte, auf dem Lautenhof Franzosen aufzunehmen. Erst als sie nach fieberhafter Arbeit von früh bis spät, als der Großknecht wegen Überlastung kündigte und die Großmagd mit Ziehen drohte, einsah, daß die Arbeit ohne fremde Hilfe nicht geschafft werden würde, gab sie nach, in bitterem, verbissenem Trotz. Aber es ging nicht anders. Sie sah die Felder, die nach Ernte verlangten, sie sah weite, weite Strecken wogenden Getreides, das Hände, Hände brauchte — —

Und mit einem finsteren Blick wandte sie sich an ihren Mann: „Es ist mir recht. Laß sie kommen, die Welschen."

* * *

Einige Tage darauf trafen die Franzosen ein, in ihrem Aussehen und Auftreten ganz verschieden. Der eine war ein älterer Mann, der sich um nichts und niemand kümmerte und unverdrossen seine Arbeit tat, und dessen stumpfer Blick bloß beim Anblick einer Zigarette aufleuchtete. Der zweite, Auguste, ließ seine munteren Augen überall herumschweifen. Er wurde bald der Spaßmacher des ganzen Hofes, sang und lachte und trieb hundert Narrenspossen, dabei mit ungemeiner Schnelligkeit Deutsch lernend. Der dritte, Armand Claude, zählte mehrere Jahre weniger als seine Kameraden. Sein fast noch kindliches Gesicht schmückte noch kein Bart. Große, graue Augen schienen mit ihrem traurigen Ausdruck von innerem Leiden zu erzählen. Er beteiligte sich beinahe nie an der Unterhaltung seiner Kameraden.

Auf diesen fiel Margarets besonderes haßerfülltes Interesse. Er war im Alter ihrem Sohne gleich — und beim ersten Blick entdeckte sie eine gewisse Ähnlich-

Digitized by Google

keit mit diesem in der Art, wie er ging, und der freien, stolzen Weise, wie er den Kopf nach hinten warf.

Als ob der Fremde fühle, daß ihm die lauernden Augen der Frau fortwährend folgten, so schien auch er Margaret stets zu beobachten. In seinem gebrochenen Deutsch, denn er stammte aus der Elsässer Gegend, fragte er den Großknecht eines Tages:

„Monsieur serr gutt. Aber Madame serr traurik. Warum?"

Mit vieler Mühe explizierte ihm der andere, daß der Sohn des Hauses im Kampf gegen Frankreich gefallen sei.

Armand sah still vor sich nieder.

„O — mir das serr leid — für Madame", sagte er leise. „Meine Mutter serr froh, ich lebe hier. Ich traurik bin für Madame."

Er war der einzige, der häufig Briefe empfing. Dann sah Margaret sein blasses Gesicht vor Freude rot werden. Sie verstand ein wenig Französisch, und das Wort „mère", das stets in dem Wortschwall, mit dem er die Briefe seinen Kameraden zeigte, vorkam, kannte sie wohl. Er hatte noch eine Mutter — und sie schrieb ihm — konnte ihm noch schreiben, während sie — sie —!

Immer tiefer fraß sich der Haß gegen den fremden Jüngling in ihre einsame Seele. Trotz der Anwesenheit der Franzosen ging Margaret jeden Tag mit aufs Feld. Es sah sich schön an, wenn sie arbeitete. Ihre kräftige, elastische Figur war voll Anmut.

In dem starken Gerechtigkeitssinn, der ihr im allgemeinen innewohnte, hielt Margaret streng darauf, daß die fremden Arbeiter in nichts und nirgends verkürzt wurden. Sie selbst teilte das Essen aus und gab jedem reichlich. Nur daß sie für ihr deutsches Gesinde dabei häufig ein freundliches Wort, eine Frage, einen kleinen Scherz hatte — für die Fremden nie. Auch der muntere Auguste verstummte in ihrer Gegenwart, wiewohl seine sprechenden Augen unverhohlene Bewunderung für die schöne, blonde Frau ausdrückten, zu deren schwarzer Trauerkleidung das weiße Kopftuch seltsam stand.

Eines Tages, als sich alle im Schatten einer großen Weide gelagert hatten, fehlte Armand.

„Wo ist Armand?" fragte Margaret.

Keines wußte es.

Als sie das Essen ausgeteilt hatte, machte sie sich selbst auf die Suche. Hinter einem Busche am Wasser saß der junge Mensch. Er hatte das Gesicht in den Händen vergraben und weinte bitterlich.

Margaret stand vor diesem großen, elementaren Schmerzensausbruch anfangs fassungslos.

Dann fragte sie mit ihrer kühlen Stimme:

„Was haben Sie, Armand?"

Er fuhr in die Höhe. Seine verweinten Augen blickten sie hilflos an:

„Oh, Madame — ma mère est malade", sagte er, in seine Heimatsprache verfallend.

Margaret erriet mehr, als sie verstand.

Digitized by Google

„Krank —?“ fragte sie.

Sein glanzloser Blick leuchtete ob ihres Verstehens auf.

„Oui, Madame, krank, serr, serr krank — und — ich — hier —“ Seine Stimme brach in Schluchzen.

Etwas Wunderliches stieg in Margaret auf — etwas Warmes, Quellendes — was sie trieb, die Hand auf das schwarze Haar des weinenden Jungen zu legen.

Da wandte er den Kopf — mit der Bewegung ihres Sohnes — —. Ihre Hand zuckte zurück. Nein! Tausendmal nein! Mochte er doch weinen — der da! Was war sein Schmerz gegen den ihren?!

„Sie wird schon wieder gesund werden“, sagte sie kühl. „Kommen Sie zum Mittagessen, Armand!“

Er erhob sich gehorsam und folgte ihr. —

Am Tage darauf passierte das Unglück. — Armand war von einem gefüllten Wagen gestürzt. Blutüberströmt brachte man ihn heim — —

Der Lautenhofbauer fuhr selbst sofort mit der kleinen Kalesche nach dem nächsten Ort, um den Arzt zu holen.

Die Großmagd schrie zeternd nach Margaret. Margarets Herz tat einen lauten Schlag, als sie die Botschaft hörte. Sollte das Schicksal wirklich einen Ausgleich für sie bereit haben — sollte unter ihrem Dach ein Feind sterben, der Sohn einer Mutter, wie ihr Sohn hatte sterben müssen drüben im fernen Frankreich? Sollte —?

Mit einer harten Bewegung raffte sie sich empor und folgte dem Mädchen.

Auf dem Bett des Großknechts lag der tödlich Verwundete. Blut färbte die Lippen des weichen Kindermundes, Blut das über der Brust offen stehende Hemd, schon geronnen und dunkelrot aussehend. Über der Stirn glänzte kalter Schweiß. Die geballten Hände zuckten unruhig. Er war ohne Besinnung. Seine Kameraden standen mit ernsten Gesichtern am Fußende des Bettes — — Die Mägde schluchzten laut.

In Margaret stieg es heiß empor — eine wilde, rote Woge — ein triumphierendes Aufjauchzen: Auge um Auge — Zahn um Zahn! Ohne ihr Zutun verschaffte ihr das Schicksal Genugtuung. Nun starb dieser da — und drüben in Frankreich würde eine Mutter weinen, wie sie weinte. Blutige Tränen! Blutige Tränen!

„Laßt ihn ruhig liegen. Nicht bewegen. Der Bauer ist schon fort nach dem Arzte“, sagte Margret ruhig. Mit festen, starken Schritten ging sie wieder hinunter nach dem Herrenhaus.

Das kleine Gänsemädchen blieb bei Armand, die anderen mußten zurück an die Arbeit. Es drohte Regen für die Nacht. Mitleidig streichelte sie die blassen Hände des Sterbenden. So allein, so verlassen unter Fremden! Armer Kerl!

Und sie zog einen Schemel vors Bett und begann eifrig an ihrem Liebesgabenstrumpf zu stricken.

„Wenn Armand wieder gesund wird, bekommt er das Paar“, dachte sie dabei. „Seine Socken sind schon ganz kaput.“

Margaret schritt durch den Tag wie im Traum — — —

Dort drüben lag einer und starb — — —

Digitized by Google

Der Welsche, der Feind!

Das auflodernde Triumphgefühl war verflogen. Ein quälender, dumpfer Druck blieb zurück.

Dort drüben lag einer und starb!

Unter ihrem Dach — — und sie — sie kümmerte sich nicht darum, sie ließ ihn einfach sterben — — — hilflos — einsam —. Würde er das gewollt haben, er, der Frohe, Gütige, um dessentwillen sie so hart, so unbarmherzig war? — Unruhig schritt sie durch alle Räume. Sie sah den Arzt kommen — sah ihn mit ihrem Mann in der Knechtswohnung verschwinden — sah ihn wieder heraustreten —

„Wohl noch diese Nacht — eine Ader in der Lunge geplatzt — unbeweglich liegen — Eis —" tönte es zu ihr herüber. Der Bauer gab besonnen und ruhig alle Anordnungen und begleitete den Arzt hinaus. Nach ihr rief man nicht. Man wußte ja, an diesem Krankenbette war kein Raum für sie — — —

Mochte er doch sterben — was ging es sie an? — Der Bauer war ins Dorf gegangen. Margaret nahm ihre unruhige Wanderung wieder auf. Unwirsch wies sie die Kinder zur Ruhe, die im Wohnzimmer spielten und lachten. — Schließlich schlich sie sich hinauf in das Zimmer ihres Sohnes.

Hier, hier an ihrem geheimen Altar mußte ihr die Ruhe wieder kommen, die Kraft, die Kraft des Hasses — —

Sie sank vor dem Schreibtisch auf einen Stuhl. Das geliebte Bild hielt sie zwischen den Händen — — — Aber die fröhlichen Augen schienen sie vorwurfsvoll anzublicken:

„Mutter, du, du Gütige, Hilfreiche — du?" schienen sie zu sagen.

Da stellte sie das Bild mit einer beinahe heftigen Bewegung auf seinen Platz.

„Ich will nachsehen — nach dem Fremden —", stöhnte sie auf. „Es ist ja wohl meine Pflicht. Er liegt doch unter meinem Dach!"

Vor dem ärmlichen Bett saß immer noch das kleine Gänsemädchen, schlafend. Sie hatte Armands Hand in der ihren, und ihr blühendes Kindergesicht lag neben dem todblassen Gesicht des Jünglings. Margaret weckte sie leise.

„Gehe in die Küche und lasse dir Abendbrot geben, Annemarie", sagte sie freundlich. „Ich bleibe selbst bei Armand."

Die Kleine schlich sich mit einem zärtlichen Blick auf den Bewußtlosen hinaus. Margaret setzte sich auf den Schemel und blickte in das gelblichblasse Gesicht.

Und das Gesicht begann zu sprechen und zu fragen und zu bitten mit einem tiefen Leidenszug, der darüber lag — und sachte, sachte an die Rinde zu greifen, die sich um das Herz der Frau gelegt hatte.

Da gab es einen Sprung in dieser Rinde — — Aber das blasse Gesicht fuhr fort, zu werben und zu flehen. Es war Margaret, als griffen weiche Finger nach der Rinde — als löse sich ein Stück und noch ein Stück — als quelle es aus tiefsten Tiefen in ihrer Brust empor, warm und befreiend, harte Bande lockernd — immer mehr — immer mehr — — —

Fast scheu nahm sie eine der bleichen Hände. „Armer Junge," murmelte sie, „armer Junge!"

Digitized by Google

Der Kranke bewegte sich, als habe ihr leises Wort die fliehenden Lebensgeister zurückgerufen. Ein leichter Schimmer flog über die starren Züge. Die bläulichen Lippen formten Laute.

Weit beugte sich Margaret herab.

„Ma mère," flüsterte Armand, „ma mère!"

Seine Augen öffneten sich groß. Anfangs blicklos hafteten sie nach und nach mit wachsendem Erkennen und Erstaunen an dem über ihn gebeugten Gesicht der Frau.

In Margaret aber stieg die warme rote Flut bis zum Rande — stieg und stieg, schwemmte hinweg und riß fort — — und plötzlich brach aus dem Schutt ihrer Seele sieghaft das hervor, was das schönste Besitztum des Weibes ist: die mütterliche Liebe — — —

„Sei ruhig, mein Kind", sagte sie. „Sprich nicht. Ich bin bei dir, und du sollst wieder gesund werden."

„Madame", murmelte der Kranke glückselig. Er hatte die Worte kaum verstanden. Doch er verstand den Ton der Liebe.

Der Großbauer trat ein. Erstaunt blieb er stehen.

„Du hier —?" fragte er.

„Ja, ich", entgegnete Margaret ruhig.

„Wenn er diese Nacht übersteht, kann er vielleicht gerettet werden. Doch ein neuer Blutsturz bringt ihm den Tod, sagt der Doktor", sprach er bedächtig. „Und der kann jede Minute kommen."

„Schicke das Gesinde zu Bett!" sagte die Frau fest. „Ich selbst werde bei Armand wachen."

Und eine lange, bange, einsame Nacht begann. Margaret saß auf dem Stuhl am Bett und rang und kämpfte mit sich und ihrem Herzen — die ganze Nacht. Der Kranke glühte jetzt. Sie hatte ihn vorsichtig gesäubert, ein reines Kissen untergelegt. Von Zeit zu Zeit schob sie ein Stückchen Eis zwischen die bläulichen Lippen.

Armand lag ganz still. Doch seine Augen, die er manchmal weit öffnete, ließen erkennen, daß er bei Bewußtsein war.

Groß und zärtlich hingen sie an Margaret. Und plötzlich murmelte er ein Wort:

„Mutterr —"

Da löste sich das letzte Band um Margarets Seele. Es quoll heiß in ihr auf — und zum erstenmal seit ihres Sohnes Tod stürzten Tränen aus ihren Augen — erlösende, befreiende, beglückende Tränen — — —

„Ja, ich will jetzt deine Mutter sein, du armes Kind", flüsterte sie. „Bis — bis du wieder zurückkehren kannst zu deiner eigenen."

Und wieder verstand er den Ton mütterlicher Liebe, und ein glückliches Lächeln flog über das Knabengesicht.

Der Blutsturz wiederholte sich nicht. Am nächsten Morgen kam der Arzt. Er war zufrieden.

„Es wird eine langwierige Sache werden", sagte er. „Vor allem: Mindestens vierzehn Tage vollständige Ruhe. Jede Bewegung kann ihm den Tod bringen. Dann haben wir ihn vielleicht so weit, daß man ihn in das Lazarett schaffen lassen kann."

Digitized by Google

„Darf er nicht hinübertransportiert werden?“ fragte Margaret schnell. „Er liegt hier schlecht und unruhig. Drüben — drüben habe ich — — ein Zimmer frei.“

„Wird sich mit der nötigen Vorsicht machen lassen“, entgegnete der Arzt. „Der junge Mensch hat wahrscheinlich noch längere Zeit an der Sache zu leiden. Seine ganze Konstitution ist erbärmlich zart. Dazu der starke Blutverlust — —“

„Es soll ihm an nichts fehlen“, sagte die Frau fest.

* * *

Margaret stand im Zimmer ihres Sohnes. Sie hielt sein Bild in den Händen. „Hier soll Armand genesen. In diesem Zimmer. Bist du nun zufrieden, mein Junge?“ Und ihr war, als lächle das Bild ihr zu. — —

Armand lag im Bett ihres Sohnes. Langsam, langsam wurde es besser mit ihm. Bleich und eingefallen sah er aus, doch seine jetzt fast übergroßen, grauen Augen leuchteten.

Eines Tages erhielt er einen Brief seiner Mutter. Strahlend reichte er Margaret einen Bogen.

„Pour Madame — für Sie“, sagte er eifrig.

Margaret hielt das Schreiben ratlos in der Hand. „Ich kann das nicht lesen“, lächelte sie ein wenig verlegen.

„Mein Mutterr danken will — an Madame —“, sprach der Kranke bittend. „Monsieur le pasteur — er französisch kann —“

Monsieur le pasteur — der Pfarrer!

Am Nachmittag ging Margaret mit dem Briefe in das Pfarrhaus hinüber. Es waren nur wenige Worte, die der Geistliche aus dem überschwenglichen französischen Briefstil in das nüchterne Deutsch übersetzte. Aber auch durch diese dem deutschen Ohr wie Phrase erscheinenden Worte schimmerte es hindurch, warm und herzinnig: Über Kampf und Tod, Haß und Wunden streckte die französische Mutter der deutschen die Hand entgegen — nach ihrer Rechten tastend, welche den Tod vom Lager ihres Kindes gescheucht.

„Madame — mein Sohn Armand schreibt mir, daß Sie wie ein Engel an ihm handeln. Empfangen Sie dafür den heißen Dank einer armen französischen Mutter, deren einziges Kind er ist. Gott segne Sie tausendmal.

Es küßt Ihnen die Hände Ihre Sie anbetende

Marie Claude.“

Mein Herzensjung —

Von Kurt Arnold Findeisen, z. Z. Freiwilliger Krankenpfleger im Felde

Mein Herzensjung, ich sah noch nicht
Dein liebes kleines Angesicht;
Noch immer steh' ich winterkahl
Und kinderlos in diesem Tal.

Und dennoch ist mein Himmel bunt:
Vorgestern wogst du dreizehn Pfund!
Und dennoch ist mein Herz besternt:
Lachen hast du schon gelernt!

Digitized by Google

Nationales Verantwortlichkeitsgefühl

Eine Verteidigung der deutschen Frauen

Von Lena Voß

Im zweiten Oktoberheft des Türmers tritt Hans Murbach mit schweren Anschuldigungen auf gegen die deutsche Frau. Er sagt: „Die Würdelosigkeit, der sich immer wieder die Frauenspersonen gegenüber unsern Feinden schuldig machen, beruht nicht auf der sittlichen Minderwertigkeit einzelner Personen, sondern auf der Unfähigkeit zu staatlichem, völkischem Denken, für die das ganze Geschlecht verantwortlich ist. Weitaus die meisten Frauen stehen nicht in jenem seelischen Verhältnis zu unseren Feinden, wie es die Zeit erheischt. Nur persönlich sittliche Elemente, vielleicht nur der äußere Anstand schützt die weitaus größte Zahl unserer Frauen vor Entgleisungen in dieser Hinsicht."

Viele deutsche Frauen werden gleich mir mit innerer Empörung diese Worte gelesen haben und gewartet, daß sich die berufene Feder findet, die die Würde der deutschen Frau verteidigt. Aber alles schweigt, ja mehr als das: eine Frau gibt im ersten Dezemberheft dem Verurteiler ihres Geschlechtes auch noch im großen und ganzen recht, ohne daran zu denken, daß dies ein Schlag ins Gesicht ist für ihre Mitschwestern, die in treuer Kriegsarbeit die Pflichten erfüllen, die nicht nur die Natur, sondern auch die staatliche Entwicklung uns Frauen zugewiesen hat.

Was die deutsche Frauenarbeit in diesem Kriege geleistet hat auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet, das steht einzig da, das wird von keinem anderen Volke, dessen Frauen angeblich mehr nationales Verantwortlichkeitsgefühl haben, auch nur annähernd geleistet.

Wir brauchen die verschiedenen Gebiete nicht aufzuzählen, in denen die Frauen mit stiller Selbstverständlichkeit an den Platz der eingezogenen Männer getreten sind und ihre Arbeit gut weitergeführt haben, die doch nicht nur zu ihrem und ihrer Kinder Unterhalt beiträgt, sondern auch zum Wohle des Ganzen. Wir brauchen nicht alle Werke der Liebe und Barmherzigkeit anzuführen, wo Taten reden, können Worte schweigen. Aber eins soll doch erwähnt werden: die großartige Organisation des Nationalen Frauendienstes, die ein schlagender Beweis dafür ist, daß wir deutschen Frauen wohl staatliches und völkisches Denken besitzen. Wir tragen in Demut und in Stolz die Bürde, aber auch die Würde der echten Frau und sind es wohl wert, daß unsere Männer uns Haus und Herd beschützen. Der Sang: „Deutsche Frauen, deutsche Treue" ist Gott sei Dank noch kein leerer Wahn, auch wenn es manche Unwürdige unter uns gibt, denen mit Recht Mangel an Nationalstolz und Mangel an sittlichem Halt vorgeworfen wird.

Aber treffen denn diese Vorwürfe die Frauen allein, sind die Männer ganz schuldlos? Haben sie nie Liebedienerei mit dem Auslande betrieben, haben sie nie den Charme der Französin, die vornehme Gepflegtheit der Engländerin, den

Digitized by Google

Esprit der Polin bewundert und der fleißigen deutschen Hausfrau Mangel an Eleganz vorgeworfen? Ich glaube, das Wort: „Mehr Nationalstolz und Verantwortlichkeitsgefühl!“ paßt für Männer und Frauen gleich, es paßt für viele Reichsdeutsche, und ein gesteigertes Volksbewußtsein bleibt uns hoffentlich als dauerndes Erbe dieser großen Zeit.

Und die Modetorheit deutscher Frauen, die Trude Barth uns vorwirft? Schielten nicht die Männer nach England, wenn sie ihren Schlips banden, ebenso wie die Frauen, wenn sie ihren Hut aufsetzten, nach Frankreich?

Und was die Erotik anbelangt: Finden die lockenden, geschminkten Modedämchen nicht immer noch ihre Abnehmer? Und gibt es nicht Männer genug, die sich nicht scheuen, die begehrliche Hand auszustrecken nach den allein gebliebenen Frauen, deren Gatten Leben und Blut doch nicht nur für die Frauen einsetzen, sondern ebenso für die im Lande gebliebenen Männer? Warum wirft Trude Barth nur den Frauen vor, daß sie „anbändeln“, warum wirft sie uns vor, daß die lauernden Nachtvögel um die Kasernen streichen? Ach, sie streichen nicht umsonst, sie werden von vielen Feldgrauen mit Freuden begrüßt. Was hat dieses Problem überhaupt mit Nationalstolz zu tun? Das gehört doch in ein ganz anderes Gebiet.

Ein Volk setzt sich nie aus sittlich gleichwertigen Gliedern zusammen, wo helles Licht, ist tiefer Schatten. Beurteilen wir die deutschen Männer jetzt nach den Nahrungsmittelwucherern und nach den unreellen Liebesgabenfabrikanten, oder beurteilen wir sie nach den todesmutigen Kämpfern draußen und nach den ernsten Arbeitern drinnen? Was dem einen Geschlecht recht ist, ist dem anderen billig — so können auch wir deutschen Frauen verlangen, daß unsere Gesamtheit beurteilt wird nicht nach den moralisch minderwertigen unter uns, sondern nach denen, die ihre weibliche Pflicht erfüllen gegen Volk und Staat, und die weiterarbeiten an der geistigen Erziehung und sittlichen Hebung ihrer Schwestern. Wir haben nicht versagt in diesem Kriege, wir haben gezeigt, daß wir dem grausamen Muß der Zeit gewachsen sind, daß unser Opfer nicht nur in Tränen, sondern in nützlicher Arbeit besteht, und darum sind wir berechtigt zu fordern, daß unsere Gesamtheit nach unseren Gesamtleistungen beurteilt wird.

Abschied · Von Paul Ernesti

Dein Antlitz war so schmal,
Als mit dem Zug du hieltest Schritt,
Der langsam aus der Halle glitt.
Dein Antlitz war so fahl.

Ich war dir nie so nah,
Als da von dir der kühle Zug
Mich in die graue Ferne trug,
Und ich dein Tüchlein flattern sah.

Dein Antlitz war so schmal;
In meine Augen stieg es naß.
Und über deiner tiefen Qual
Ich meines eigenen Wehs vergaß.

Digitized by Google

Eine ungehaltene Schützengrabenpredigt · Von Leonhard Schrickel

Freut euch! Ihr kommt zu Ehren, Schützengräbler! Aller Augen sind auf euch gerichtet, aller Gedanken beschäftigen sich mit euch. Ich bin quer durch Deutschland gefahren, einen kurzen Urlaub verbringend, und hab' manchen der Daheimgebliebenen reden hören und handeln sehn.

Ihr wißt, daß sie leiden. In den Zeitungen klagen sie, in den Zeitungen barmen sie; in manchem Briefe stöhnen sie euch die Ohren voll, die Vielgeplagten. Sie wissen ihre Schmerzen euch in den Schützengraben zu schwärzen, denn sie müssen euch doch klarmachen, wie furchtbar sie heimgesucht werden, die Ärmsten. Wie das Theater teurer wird und die gute Butter knapp, so daß sie den Schinken aufs trockene Brot packen, das Beefsteak in Gänsefett und Schmalz knusprig braten müssen und oft genug die Schlagsahne zur Schokolade nicht haben, du großer Gott! Wie es Mühe macht, nach dem Konzert ein Auto zu erwischen, und wie sie oft geradezu auf den Dämmerschoppen verzichten müssen, weil das Bier fünf Pfennig teurer geworden; wie sie sich mit der Brotkarte schleppen müssen, soll die unentbehrliche Semmel pünktlich auf dem Frühstückstisch stehn, und wie sie sich durch hundert ähnliche geradezu furchtbare Unbequemlichkeiten zu kämpfen haben, ehe sie sich in Pantoffeln und Schlafrock aufs Kanapee setzen und bei mager leuchtender Petroleumlampe am Ofen das Tageblatt lesen können, sich über den lieben Nachbar zu ärgern, der da wieder einen Extraprofit eingeheimst hat oder eine profitable Neuheit empfiehlt.

Wie habt ihr es da doch gut, ihr Schützengrabenmänner, für die man daheim strickt und flickt und entbehrt, sinnt und sorgt; die ihr bloß an eure Gulaschkanone heranzutreten braucht, um aus dem vollen schöpfen zu können. Ja, ihr seid beneidenswert, wahrhaftig, und wißt eigentlich gar nicht, wie gut ihr's habt, weil ihr trotz aller zum Himmel schreienden Druckerschwärze und tränenverwässerten Tinte nicht ahnt, wie ungeheuer schwer die Daheimgebliebenen ihre Tage fristen.

Ich sage euch, sie hocken wie die ausgehungerten Spinnen in dem Netz der Stunden und — lauern auf jeden von euch, der als Urlauber „schon wieder mal" seinen Posten verläßt, die kostbare Zeit mit Nichtstun und Maulaufsperren totzuschlagen, anstatt draußen zu stehn und seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu tun, damit dieser unbequeme Krieg endlich einmal ein Ende nehme; sie lauern, um über euch herzufallen, so ihr euch in ihren Netzen fangt, und euch den — Brustbeutel leerzusaugen. Alles ist auf euch zugeschnitten: Operette, Posse, Kino, Mode, Kneipe und was weiß ich. Alles macht sein Geschäft mit euch, schlägt Kapital aus euch und euern Kämpfen; alles münzt bares Geld aus den Heldentaten an der Front.

Und ihr seid nicht nur die Statisten, die Motive, die Kulissen ihrer Komödien, nicht nur die Objekte mit Brustbeuteln, die man mit dem Köder lockt wie die Kin-

Digitized by Google

der — und wahrlich, ihr seid ihnen gegenüber arglos geworden wie die Kinder! —, nein, ihr seid für sie auch die Mittelsleute, die Zwischenträger, die Kuppler. O, sie wissen euch trefflich zu verbrauchen und weidlich zu mißbrauchen, die Geschäftstüchtigen, die findigen Köpfe, die „Intelligenzen". Mit euch und eurem Heldenmut, eurer Treue, eurer Kraft, Ausdauer, Liebe, Todesverachtung, mit eurem Leid, Entbehren, Entsagen, Sterben ködern sie auch eure Weiber und Kinder und Mütter, wacker an deren wenn auch noch so schmalen Geldbeutelchen saugend.

Ganz zu schweigen von den Possentheatern mit ihrem Tiefstand sondergleichen, ganz zu schweigen von den „Kunsttempeln", wo platte Geilheit und hysterischer Wahnwitz, wo aufgeblasne Hohlheit und überfirnißte Fäulnis das Deutschtum schmähen, das sich nach außen hin gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen weiß, was für Schund liegt nicht jetzt aufgehäuft in den sogenannten Familienblättern und so mancher Tageszeitung. Weiber, die ihr Lebtag noch kein Pulver gerochen; die nicht im mindesten eine Schlacht von heute von der Prügelei der „Ritterzeiten" oder den romantisch beleuchteten Massenangriffen von Anno 13 zu unterscheiden wissen; die hinter ihren Blumentöpfen sitzen, den schnurrenden Kater im Schoß, und sich im wohldurchwärmten Zimmer vaterländische Begeisterung und Heldenmut aus den Poren schwitzen, sie füllen die Spalten mit Kriegsromanen und Kriegsgeschichten, mit furchtbar heroischen Erzählungen und überwältigend edelmütigen Soldatentaten. Sie reiten die Wirklichkeit schlankweg über den Haufen und kommandieren die Weltgeschichte mit einer wundervoll lässigen Geste. Sie überschwemmen die Gehirne der Daheimgebliebenen im Dienste ihrer Arbeitgeber, schlauer, fixer Jungens, mit den Heldenstücklein und Liebesnöten, Sehnsüchten und Schmerzen der Feldgrauen — und es kümmert sie angesichts des flotten Geschäftsganges wenig, daß sie jene Kämpfer und Dulder vergewaltigen, daß sie das Leben der Geschilderten verzerren und verhöhnen; daß sie Fratzen und Kohlstrünke schaffen, Affen und von Modergeruch erfüllte Puppenbälge, die sie in majorem patriae gloriam in den feldgrauen Rock knöpfen.

Jene und sich selber mit. Denn die Mode will „feldgrau". Und der Geschäftlmacher will die Mode. Da ist dann nichts dagegen zu tun. Es gibt zwar Ehrenkleider, die man einer Hure zu tragen verwehren wird; aber „feldgrau" ist vogelfrei. Und da die Mode in erster Linie von Huren gemacht und durchgesetzt wird, so wird diese Sorte Weiber auch diesmal in „Feldgrau" an der Spitze marschieren.

Ja, ihr kommt immer mehr zu Ehren, Schützengräbler; werdet mit jedem Tage mehr tonangebend. Nur klug sein und diese Entwicklung nicht stören. Nicht tölpisch und plump dreinfahren, ihr ungeleckten Bären, ihr verwilderten. Man ist so empfindlich. Denn man verweibischt gar tapfer. Tut also ruhig eure Pflicht und laßt sie daheim ihre Geschäfte betreiben. Und wenn sie klagen und zetern, dann stimmt wacker in das Geheul dieser Klageweiber beiderlei Geschlechts ein und helft ihnen aus Leibeskräften. Zeit genug habt ihr ja, und schließlich ist's eure verdammte Schuldigkeit, für Ordnung im Haus und für die Zufriedenheit und Bequemlichkeit der Daheimgebliebenen zu sorgen. Wozu sonst seid ihr da?

Digitized by Google

Seht, da wird den Damen das Rauchen verboten. Ist das nicht unerhört? Ist das nicht skandalös? Da wird einem ehrenwerten Bürger die Abendkneipe um zwölf Uhr nachts vor der Nase zugeschlossen. — Infam! — Da wird einer achtbaren Bordellmutter das Geschäft lahmgelegt, weil sie in diesen schweren Zeiten einem Kavalier allzu gefällig war. Ist das nicht empörend? Da wird einem ehrlichen Manne, dessen Beruf es ist, seine Nebenmenschen aus Gründen sittlicher Entrüstung und politischer Moral öffentlich zu begeifern, das Maul verboten. Muß man dagegen nicht mit allen Mitteln protestieren? Da soll die Hundesteuer erhöht, die Börsenprofite sollen herabgesetzt werden usw. usw. usw.

Ach, ich fürchte, unser Grenzschutz, unsre Wacht in Ost und West und Süd ist nicht unbedingt ein Segen. Aus dem Samen, den die Armeen täglich in die Erde betten, wächst daheim nicht lauter gute Frucht. Manchmal ist mir, als müßten wir aus Liebe zu Volk und Reich alle unsre Kanonen einmal kehrtmachen lassen, um das heilige Land der Heimat für zwanzig und dreißig Stunden unter Trommelfeuer zu nehmen.

Sie kennen den Krieg noch nicht ... Nein, schrei' ich, sie kennen den Krieg nicht!! Und wenn wir heim kommen, werden wir uns nicht mehr verstehen — —

Seht, als ich nach sechzehnmonatigem Heeresdienst zum erstenmal heimfahren konnte und mich der Eilzug nach langer, langer, schier endloser Fahrt über die Grenze brachte, stand ich am Wagenfenster mit hochklopfendem Herzen, den aufquellenden Jubel nur mühsam bändigend, und umschloß mit einer unbändig emporbrechenden, suchenden Liebe jeden Baum, jedes Haus, jedes Dörfchen, kurz alles, was heimatlich war, deutsch hieß. Und als ich zurückfuhr, fraß mir, weiß es Gott! ein heimlicher Haß am Herzen, der wie Feuer brannte und mir das Blut vergiftete. Als ich heimkam, damals war ich seliger Kinderfreude voll, bereit, mich in alle Arme zu werfen und in demütiger Dankbarkeit anzubeten alles, was Heimat war — und nun ich zurückgekehrt bin in die Fremde auf meinen Posten, wühlt mir im Innersten ein grausam nagender Schmerz — —

Aber tue ich ihnen nicht unrecht? Sind sie denn nicht heimgesucht von qualvoller Not, die Ärmsten? Steht's nicht alle Tage und alle Tage spaltenlang in ihren Zeitungen, daß die Butter knapp ist und das Petroleum teuer? Daß ihre Kinos den Betrieb einstellen müssen infolge der Zensur und Steuer? Daß sie am Ende gar zu Fuß aus dem Konzert heimgehen und am frühzeitig geschlossenen Nachtkaffee unerquickt vorüberwandern müssen? Daß sie arbeiten müssen und ihr Profit geschmälert ist? Daß sie — großer, guter Gott! — Nein, zürnt ihnen nicht, sondern schenkt ihnen euer Mitleid, denn sie sind wahrhaftig arm, und reich seid nur ihr, die ihr euer Leben dahinwerft jede Stunde, jede Minute für nichts als — die große Zukunft eures Volkes und Vaterlandes, ihr feldgrauen Helden und herrlichen, selbstgeadelten Kameraden!

Digitized by Google

Erschossener Kriegsfreiwilliger

Otto Soltau

Digitized by Google

Digitized by Google

Des deutschen Michels Tod

(Michael Obentraut)

Ballade von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Bei Seelze liegen die Felder brach
Und kennen nicht Sense noch Sichel,
Bei Seelze liegt im brachen Feld
Todwund der deutsche Michel.

Bei Seelze war lang keine Furche gedüngt
Anders als wie mit Blute,
Und wenn da Gottes Frucht nicht läg,
Kein andre darin ruhte.

Die Frucht des Gottes, der Schlachten liebt,
Und Männer in Schild und Schienen, —
Heute säte er breit seine Menschensaat,
Und den deutschen Michel mit ihnen.

Er lag gelehnt in den wilden Porst
Und sah geruhig zum Himmel,
Und sah auf der Straße hannoverwärts
Des Heerzugs wildes Getümmel,

Ihm war, als wäre die Welt ein Bild,
Wie ein Mädchen es stickt ins Linnen,
Und Wolken und Bäume und Heere darin,
Und auch er gemalt darinnen.

Ihm war, als ginge ihn nichts mehr an,
Daß so treu und heiß er gefochten,
Jetzt war er selber ein Faden nur,
In den ewigen Teppich geflochten.

Sein wildes Leben hörte er an,
Als ob es ihm einer erzählte,
Im Thüringer Dörfchen der Mutter Lied
Ihn immer und immer quälte:

Wenn se jung sin, treten se uf de Scherze,
Wenn se alt sin, treten se ufs Herze,
Und se folgen dir in keenen Falle, —
Und 'en Kalbfell folgen se doch alle! —

Da kam übers Feld ein greiser Obrist,
Der sah den Sterbenden liegen,
Und die mit ihm ritten, stellten das Pferd
Und sahen ihn an und schwiegen.

Da sagte der eine: „Es war ein Spiel, —
Der tat nichts Gutes erlosen!"
Sagte der Michel: „Auf solchem Feld,
Da pflückt man solche Rosen!"

Sie ritten fort, auf Hannover zu,
Und er ging ans Sterben indessen,
Ein Vaterunser er beten wollt,
Doch hatt er die Worte vergessen,

Er wußte nur noch den Fahneneid
Und sprach ihn langsam, bedächtig,
Und der alte Gott, der die Schlachten will,
War in dem Sterbenden mächtig,

Und nahm den blutigen Fahneneid
Auf in die segnenden Hände, —
Der deutsche Michel streckte sich —
Das war ein seliges Ende!

Digitized by Google

Kriegswucher

Von Kurd von Strantz

Alle Welt ist von der bedauerlichen Tatsache überzeugt und kennt die Beweise dafür, daß gewissenlose Deutsche die Knappheit der Lebensmittel ausnutzen, um die Preise in wucherischer Weise zu steigern und die Knappheit zu einer vorübergehenden unmittelbaren Not und einem empfindlichen Mangel auszunutzen. Sie halten, kurz gesagt, die Vorräte zurück, die vorhanden sind, oder einigen sich mit Händlern des Auslandes, um den bedürftigen Verbrauchern ungemessene Preise vorzuschreiben. Die Einzelheiten dieser Vorgänge gehören selbstverständlich nicht vor die Öffentlichkeit. Es muß jedoch verlangt werden, daß die zuständigen Behörden dank ihrer militärischen Allgewalt nunmehr fest eingreifen. Es ist leider nicht zu leugnen, daß die Einheitlichkeit bisher völlig gefehlt hat. Das Vorgehen einzelner militärischer Kommandobehörden war um so rühmlicher und ist daher in der Öffentlichkeit auch stets anerkannt worden. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die militärischen Kommandobehörden lediglich Ausführungswerkzeuge der Reichsregierung sind, der leider der Oberbürgermeister von Berlin, der selbst Staatssekretär gewesen ist, eine bedauerliche Untätigkeit vorwerfen muß.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß maßgebende amtliche Persönlichkeiten bei uns Bedenken tragen, gegen ein gewisses Händlertum vorzugehen. Ein gewisser Großhandel regiert tatsächlich im Reiche, obwohl jetzt der selbstlose, unparteiische General die Gewalt äußerlich führt. Die Schwäche, die man gewissen leitenden Kreisen vor dem Kriege gegenüber dem weltbürgerlichen Großkapital vorgeworfen hat, zu dem im übrigen schließlich kleine Agenten gehören, setzt sich jetzt in besonderer Stärke fort, obwohl die Reichsgewalt nunmehr rücksichtslose Eingriffe ohne jedes Bedenken rechtfertigen kann und zugleich der allgemeinen Zustimmung sicher ist. Alle Welt weiß, daß die großen Kriegsgesellschaften trotz ihrer harmlosen Verzinsung von 4 % ungeheuer teuer wirtschaften, und daß man gewisse Bevölkerungsteile bei ihnen mit hohen Gehältern beschäftigt, die man sonst häufig im wucherischen Zwischenhandel findet. Dies war ein Mißgriff. Der deutsche Beamte ist volkswirtschaftlich genug gebildet, um die einfache Güterverteilung herbeizuführen, wenn der sonstige Geschäftsgewinn ausgeschaltet wird. Denn lediglich die Unkosten sollen nunmehr gedeckt werden.

Diese klaren volkswirtschaftlichen Gedanken hat sich anscheinend die Reichsregierung noch nicht ganz zu eigen gemacht. Denn sie läßt unter amtlichem Schutz und amtlicher Leitung einen großen wucherischen Handel blühen, der die schlimmste Mißstimmung im Volke erregt. Das Ausland erfährt natürlich in übertreibender und entstellter Weise hiervon und macht sich von unseren Zuständen ein wesentlich schlimmeres Bild, als die Mißstimmung in Wirklichkeit ist. Wir dürfen aber den Verbraucher, darunter die armen Kriegerfrauen, dem Wucher gewinnsüchtiger und gemeiner Spekulanten nicht aussetzen. Selbst die Heeresleitung leidet doch unter diesem Zwischenhandel, weil anscheinend ihre Beamten und Offiziere noch

Digitized by Google

nicht die geheimen Kanäle erkannt haben, und aus der Friedenszeit gewohnt sind mit Händlern zu arbeiten. Ist dies schon früher mit Recht im Reichstag getadelt worden, so darf es während des Krieges nicht stattfinden. Anfänglich war zur Auffüllung der Bestände vielleicht auch die Mitwirkung solcher üblen händlerischen Kreise notwendig, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Selbstverständlich hat die Reichsregierung den besten Willen, aber nicht immer das entsprechende Geschick, was gar kein Vorwurf ist, da sie auch mit Beamten als Menschen arbeiten muß, die Schwächen haben. Die lange Dauer des Krieges gestattet aber die endliche Abstellung dieser allerseits erkannten Mängel. Die Reichsregierung ist selbstverständlich genau darüber unterrichtet, so daß sie eines besonderen Winkes nicht bedarf. Nur die Einzelfälle müssen ihr gemeldet werden. Man darf hoffen, daß sie für jede Mitteilung dankbar ist, die keinen denunziatorischen Charakter trägt.

Es ist aber nicht richtig, daß unsere Zeitungen immerhin allerhand Unerfreulichkeiten dieser Art bei unseren Gegnern bringen, die eigenen Mißstände jedoch verschweigen. Die öffentliche Erörterung ist dringend notwendig und wird von Elementen, die früher nicht sehr monarchisch gesinnt waren, jetzt sehr gepflegt. Es ist aber sehr gefährlich, wenn man diesen radikalen Kreisen den Tadel überläßt, der diesmal durchaus berechtigt ist. Nur darf die Sozialdemokratie der allgemeinen bürgerlichen Gesellschaft keinen Vorwurf machen, da die bürgerliche Gesellschaft mit dem gewinnsüchtigen Händlertum, das sich vom „ehrbaren Kaufmann“ sehr unterscheidet, nicht in einen Topf geworfen werden darf. Daß dessen Weizen aber blüht, kann nicht mehr geleugnet werden. Der Reichstag beschäftigt sich erfreulicherweise, oder man kann auch hierbei sagen unerfreulicherweise, mit vollem Eifer mit diesen Mißständen. Bisher ist aber noch keine Besserung eingetreten, weil leider die zuständigen Stellen die erforderliche Tatkraft gegenüber dem gewinnsüchtigen Händlertum noch immer vermissen lassen. Der Umstand, daß augenblicklich in Berlin Perlen und Edelsteine einen unerhörten Preis haben und kaum käuflich sind, wie nie zuvor, und daß bei allen Kunstversteigerungen höherer Gewinn als im Frieden erzielt wird, beweist, daß ungeheure unlautere Kriegsgewinne gemacht werden müssen, die man absichtlich in solchen der Steuer schwer zugänglichen Vermögenswerten anlegt, deren Erwerb im Kriege übrigens geradezu eine Schande bedeutet. Wir müssen dieses Gebaren in aller Öffentlichkeit und schärfstens brandmarken. Die Reichsregierung und besonders die Heeresleitung wird uns dankbar sein, wenn wir diese unerfreulichen Begleiterscheinungen des Krieges aufdecken, die leider bei der menschlichen Natur mit einem solchen verbunden sind. Im Ausland steht es natürlich keineswegs besser, sondern mutmaßlich schlechter. Denn Unterschleife und Bestechungen sind bei uns sicherlich wesentlich seltener, als bei unseren Gegnern.

Digitized by Google

Englands Trümpfe in Amerika

Woher die unverhüllte Feindseligkeit (von „Neutralität“ wollen wir doch längst nicht mehr reden!) der Vereinigten Staaten gegen uns? Woher die Sucht zur Verkleinerung und Hintansetzung der Deutschen, ihrer Werke, ihres Schaffens? Ein hervorragender Deutschamerikaner hat diese Frage vor einiger Zeit in der „Umschau“ (Frankfurt a. M.) untersucht, und das Ergebnis hat inzwischen an „aktuellen“ Reizen nur noch gewonnen. Die folgende Darlegung spricht für sich selbst:

Seit der den Engländern so unbequemen rapiden Entwicklung Deutschlands, seit jene anfingen, im Deutschen einen Konkurrenten zu fürchten, seit England aufhörte, von der deutschen Seemacht — der Kriegs- und Handelsflotte — als einem „jolly good joke“ zu reden, hat England für den jetzigen Krieg, in dem es Deutschland für immer zu vernichten gedachte, auch hier vorbereitend in seiner lichtscheuen Weise gewühlt und darauf hingearbeitet, sich der Sympathie des amerikanischen Volkes auf die Dauer zu versichern. England hat, sich des Wertes solcher Hilfsmittel wohl bewußt, es verstanden, hier systematisch den Geschmack für das Nichtdeutsche großzuziehen und für das Deutsche zu hintertreiben. Hauptsächlich durch die Hilfe der drei mächtigsten Mittel: Gold, käufliche Presse und Wallstreet und durch seine Agenten, vom Kanzelredner, Diplomaten und Universitätsprofessor bis herab zum Bücherkolporteur, unter allen Klassen des Volkes agitierend. Hätte noch vor einem Jahre ein Feuilletonist oder gar eine Autorität in der Politik diese Wahrheit aufgedeckt, so würde man mitleidig oder boshaft seinen Namen mit dem einer Irrenanstalt in Beziehung gebracht haben, obgleich die Maulwurfsarbeit Englands sich auch damals schon klar genug spüren ließ; nur schienen keine Augen zu existieren, um das zu sehen. Oder wurden sie verschleiert? — Jetzt ist alles so selbstverständlich, jetzt, nachdem England seine wahre Verbrecherseele so zynisch und offen der Welt gezeigt. Von den großen Tageszeitungen war es die „New-York Sun“ im besonderen, welche sich bei jeder Gelegenheit darin gefiel, alles Deutsche zu verkleinern, zu verhöhnen, à la hepp-hepp zu hetzen. Jedoch auch „Herald“ und „World“ zeigten von jeher Appetit, den „Warlord“, Militarismus, deutsches Wissen, deutsche Erzeugnisse, kurz alles Deutsche mit oder ohne böswilligen Kommentar zu verspeisen. Einige jener großen Blätter scheinen erst seit dem Kriege den Sinn für Wahrheit, Ehrlichkeit und Moral als Existenzbedingungen eines Weltblattes gänzlich verloren und dafür den Wert des englischen Pfundes und der Schecks Wallstreets erst recht erkannt zu haben.

Ob auch die handgreiflichsten Lügen später, dem Zwange gehorchend, an versteckter Stelle berichtigt werden müssen, so zieren desto dümmere, brutalere Münchhausiaden, unter schreienden, handbreiten Überschriften und rohere und gehässigere Bilder die nächsten Morgen-

Digitized by Google

ausgaben und die zahlreichen nachfolgenden „Extras“. — Solches Zeug nun liest das Volk. Da der Amerikaner zu chauvinistisch veranlagt ist, fremde Sprachen, auch wenn sich ihm Gelegenheit dazu böte, verstehen zu lernen, so stehen ihm nur einseitig gefärbte „alliierte“, d. h. englische Nachrichten zu Gebote, zumal es ihm seine Zeit nicht erlaubt, bessere Auskunftsquellen zu suchen. Höchstens hält er sich noch Zeitschriften, welche jedoch auch, mit seltener Ausnahme, alle deutschfeindlich gehalten sind. Da nun die Tagesblätter aller Farben auf die Sensationssucht — in bekannt amerikanischer Art — ihrer Leser spekulieren, so treibt die eine Zeitung immer schönere Blüten wie die andere. Das meiste davon ist seicht und unverdaulich, jedoch als Gewürz erzeugt es neuen Reiz für den Haß gegen das „ungerechte, gierige, barbarische Deutschland“. Hat nun der Mann aus dem Volke sich jeden Wochentag an diesen Nachrichten ergötzt und einsehen gelernt, wie bodenlos schlecht der Deutsche eigentlich ist, und wie schnell und unabwendbar er Helas dunklen Gründen zueilt, so bringen ihm die quantitativ riesigen Sonntagsblätter die Luxusausgabe sozusagen für die ganze Familie. — Die modernen amerikanischen Münchhausen der Feder überwindbeuteln den seligen Freiherrn klafterweit im Erdichten kolossaler deutscher Niederlagen, von Verlusten ganzer k. u. k. oder türkischer Armeekorps. Sie fertigen Photographien deutscher Barbarei und Zerstörungslust, schamlose Karikaturen deutscher Feldherren und Fürsten, vor allem des deutschen Kaisers, und ähnliche Dinge bis zum Übelwerden; sie füllen die tischtuchgroßen Seiten mit neuesten Siegen, die über den Weg von Petrograd, London, Rom, Paris, Genf und anderer Lügenmanufakturzentralen gemeldet werden, und beschließen das Blatt durch ein Wandelbilderrührstück einer von den barbarischen Deutschen herzlos hinmassakrierten französischen Krankenschwester. — Sind nun Vater und Mutter wohl gesättigt, sich fragend, warum ein gerechter Himmel nicht solch ein germanisches Sodom und Gomorra radikal von der Erde ausschwefle, so geht es zur Kirche, von deren Kanzel ein moderner Interpreteur Londons, statt über Gottes Wort zu reden, über den Sündenpfuhl Deutschlands loszieht. In donnernden Tiraden wettert er gegen die mutwillige Zerstörung der Kirchen, Kathedralen, Hospitäler, gegen das Zerschießen der Wohnungen von Witwen und Waisen usw. Am Abend geht unsere Familie ins Theater, in dem ein ausgesprochen antideutsches Schauerstück verbrochen wird, nebst den unumgänglichen deutschen Greuel-Filmproduktionen. — Am Morgen in der Schule grüßen die Kinder die Flagge. Dann wird in der Geschichtsstunde außer amerikanischen Begebenheiten vorwiegend über England gelehrt, in dessen Geschichte beileibe nicht die unausdenklichen Grausamkeiten erwähnt werden, die sich die entmenschten Briten so oft gegen die Amerikaner haben zuschulden kommen lassen. Beispielsweise verschweigt man das Blutgeld, welches sie während der Befreiungskriege dem Indianerhäuptling Tecumseh zahlten für die Skalpe von Amerikanern: Männern, Frauen, Kindern (acht Pfund für jeden), und so viele andere Versündigungen Albions gegen die Vorväter der Kinder, welchen hier in jeder Lektion der Segen ihrer Stammverwandtschaft mit den „cousins across the sea“ eingepaukt wird. Vielleicht werden kurze Daten über Napoleon oder Friedrich den Großen berührt. Dabei sind die Mehrzahl der Lehrerinnen englandfreundlich gesinnt, und falls dieses nicht der Fall sein sollte, werden sie schon ihrer Stellung wegen im allgemeinen im englischen Fahrwasser mitschwimmen müssen. Die Schulbibliotheken sind voll englischer Reisebeschreibungen, Biographien englischer Größen usw., fast unter Ausschluß alles Deutschen. In den Hochschulen werden die älteren Kinder von ihren Professoren belehrt, daß Deutschland das ausgerechnet roheste Volk von Imbezillen beherberge, und daß es hohe Zeit für Amerika sei, in den Konflikt einzugreifen, um der Welt die Kultur zu retten. — Allerdings gibt es rühmliche Ausnahmen, welche jedoch die — wenigstens in Neuengland und überhaupt im Osten geltende — Regel bestätigen. Die Bilder an den Wänden der Volkswohnungen zeigen britische Motive, Nachbildungen britischer Künstler, die Novellen behandeln britisches Leben, man spürt in allen Verhältnissen, in allen Lagen des täglichen und außergewöhnlichen, häuslichen und öffentlichen Lebens den Einfluß Englands. Das ameri-

Digitized by Google

kanische Volk geistig abhängig zu erhalten und dessen individuelle Entwicklung vor allem zu hindern, ist Englands Streben. Dabei hat England eine Forderung von 20 Milliarden Mark in Gold in diesem Lande — als Triebkraft — rollen, während Wallstreet aus hier nicht zu erörternden Eigeninteressen durchaus auf den Sieg der Alliierten mittels seiner ungeheuren Geldmacht hinarbeitet.

Wie verhält sich nun der Deutschamerikaner gegenüber diesen Verhältnissen? Erst seit 1870/71 fühlt sich der Deutsche hier als Abkömmling eines starken Rassenbaumes, wie auch erst seit der Gründung des deutschen Kaiserreichs der Amerikaner in ihm den „German" sieht, während er sich vorher mit der Bezeichnung „Dutchman", so einer Art „nom d'inférieur" abfinden mußte. Vor jener Zeit wurde der Deutsche als „Exuntertan" eines jener vielen heterogenen Staatswesen Deutschlands hinsichtlich seines Rassenwertes mit den Einwanderern aus anderen Ländern über einen Kamm der Abschätzung geschoren — mit Holländern, Skandinaviern, überhaupt germanischen Stammesverwandten. — Seiner Volkstugenden willen, seiner Bedeutung als Pionier, später seiner Taten auf den amerikanischen Schlachtfeldern wegen wurden jedoch seine Dienste bevorzugt. Die überwiegende Mehrzahl der deutschen Ankömmlinge waren starke, arbeitslustige, meist junge Leute, also solche Kräfte, welche nötig sind, die schlummernden Werte eines Urlandes zu wecken und zum Pulsieren zu bringen; mit einigen gewichtigen Ausnahmen waren es Menschen, welche es besser verstanden, ihre Muskelkraft zu gebrauchen, als auf den Amerikaner durch Geistesgaben Eindruck zu machen. So kam es denn auch, daß diese früheren Einwanderer sich unbemerkt mit den anderen Rassenelementen hier bald verschmolzen, ohne besonderen, spezifisch deutschen Eindruck zu hinterlassen, und daß man jetzt Amerikaner mit verangli sierten, aber unleugbar deutschen Namen antrifft, welche sich ihrer deutschen Herkunft nicht bewußt sind oder nicht sein wollen. Einige wenige, ausgerüstet mit besserer Bildung oder autodidaktisch sich emporschwingend, gelangten zu Reichtum und Ehren, doch gehören diese schon nicht mehr zum eigentlichen Volke. Ihre Gesinnungen wurden oft von äußeren oder selbstischen Einflüssen beeinträchtigt; während wenige gewichtige, hellstrahlende Ausnahmen vorhanden sind: Männer, welche ihr Deutschtum unter allen Anfechtungen heilig hielten, welche als tapfere Kämpen immer für die deutsche Sache eintraten und für dieselbe, gestützt auf ihre Bildung, ihren Einfluß oder ihr Vermögen, jederzeit begeistert das deutsche Banner hochhielten. — Zwar brachte der Deutsche durchweg bessere Elementarkenntnisse mit herüber als der Engländer, Holländer oder Schotte, dagegen hatten letztere den bedeutenden Vorzug der Landessprache vor ihm voraus. Es gab damals noch keine freien Schulen für den der Landessprache Unkundigen zur Erlernung derselben, und so hatte er, sofern er keine Freunde hier besaß, welche ihm darüber hinweghalfen, im Anfang schwere Jahre durchzumachen. Wie eben damals der Deutsche Amerika als eine Art Wunderland anzusehen pflegte, welches seinen Bürgern alle Hoffnungen und Erwartungen zu erfüllen vermochte, trachtete er so schnell wie möglich, alles Deutsche, ob gut oder minder gut, baldigst von sich zu werfen, wobei er gewöhnlich, oft unwissentlich, die kläglichste Rolle zu spielen gezwungen war. Solche Zwitterpatrioten sind in einzelnen Exemplaren auch heute noch bei dräuendem Wetter hier zu finden; jedoch kann durch solchen Verlust die deutsche Sache nur gewinnen.

Nach und nach indessen besserte sich die Lage der Einwanderer. Viele der früher hier Angesiedelten hatten gespart und betrieben nun Geschäfte in den Städten des Ostens. Hier in Neuyork, Brooklyn und Philadelphia lagen damals die meisten Material-, Back- und Fleischwarenläden und viele Gewerbe, dann fast drei Viertel der Wirtschaften und alle Brauereien in den Händen Deutscher, welche mittels der von ihnen gegründeten deutschen Hilfsgesellschaften den „Grünen" in Rat und Tat beistanden, bis letztere so weit waren, auf eigenen Füßen stehen zu können. Damals, nach dem Siege Deutschlands über Frankreich — nebenbei bemerkt, während jenes Krieges war auch die Sympathie hier vorwiegend französisch —, arbeiteten viele Deutsche zusammen mit den Iren, Engländern und Schotten an den Bau- und

Digitized by Google

Erdarbeiten. Tommy und Paddy gingen nun gern in des Deutschen Wirtschaft, tranken abends lustig mit den feuchtfröhlichen Teutonen, um desto heftiger am Morgen darauf in der Katerstimmung auch ihn als Urheber ihres Brummschädels und — da sie nicht zu trinken verstehen — verschiedener Blessuren und leerer Beutel zu schimpfen. — Auf ihrer Seite, also auf der Seite der Schimpfer, klafften die Mucker und Abstinenzler, Fanatiker, die der ausländischen Wirtschaften wegen das ganze Deutschtum als Säufer, Völler und Volksvergifter verdammten. Der Deutsche schloß sich bald nach seiner Landung einem jener vielen Vereine und Logen an welche dank der deutschen Geselligkeit, dem deutschen Liede, der Liebe zum alten Vaterlande, dem deutschen Wissen und dem deutschen Bierdurst überall schnell hervorblühen, wo immer Deutsche sich siedeln. Unbestreitbar sind und waren solche Vereinigungen ein Segen für das Deutschtum, wenn auch das Übermaß hier wie bei allem Guten vom Übel ist. Da nun die Mucker und Prohibitionisten der Deutschen Ansicht über das Halten des Sonntags kannten, d. i. außer dem Dienst des Herrn auch den anständigen Vergnügungen ihren Teil zu gönnen, so wurden von ihnen die berüchtigten blue laws (Neuengland-Gesetze), welche eigentlich nie existierten und welche in intoleranter Weise jedes harmlose Fest sowie jeden Ausschank am Sonntage unterdrückten, rechtskräftig gemacht, um den bigotten englischen Sabbat den Deutschen aufzudrängen. In solcher Kriecherei vor England wird hier die persönliche Freiheit, mit welcher der Amerikaner sich so vordrängend brüstet, gehandhabt! Ich sehe, wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen, nach dem Frieden eine gewaltige Auswanderung besser situierter Deutscher zurück nach Deutschland voraus, da ihm die deutsche „Untertänigkeit“ bedeutend mehr persönliches Bewegungsrecht bietet als die gepriesene „liberty“ Amerikas. Das einige, vereinte Ringen der Brüder draußen hat die schlummernde Sehnsucht nach dem Vaterlande wachgerufen und das Erwachen des Bewußtseins der Zugehörigkeit zur alten Heimat in vielen Herzen der über See Geborenen jetzt entfacht. — Der Politik blieb der Deutsche lange fern, teils aus Verkennen ihrer Wichtigkeit, teils aus Phlegma und größtenteils aus Abscheu vor dem nicht sehr reinlichen Wege, welchen diese beschritt. Aber auch dieses wurde seit dem Zusammenschweißen der Ländchen drüben zu dem Respekt gebietenden deutschen Kaiserreiche allmählich anders. Der Deutsche begann sich als solcher bewußt zu werden, begann sich zu fühlen. Ein bedeutender Teil der Großindustrie, des Großhandels gelangte in die Hände Deutscher. Viele ihrer Rassengenossen erwarben sich Namen in denselben, sowie in der Kunst und Wissenschaft, Anerkennung durch ihren Wert erzwingend. Kurz, der fortschrittliche Deutsche überflügelte hier wie draußen den konservativen Engländer. Dadurch wurde die Eifersucht und der Haß John Bulls zu lichteren Flammen entfacht. England schickte seine Kreaturen in die gesetzgebenden Körperschaften, in den Senat, ins Repräsentantenhaus, ließ von Kanzeln und Kathedern predigen, um gegen das Wachsen Michels zu agitieren. Nur eins verstand der Deutsche nicht: die subtile Kunst, sich durchs Schlüsselloch in das Staatsboudoir zu schlängeln, sondern er ging auf seinem geraden, jedoch oft wenig diplomatischen Wege an die giftigen Auswüchse heran, für welche die republikanisch-demokratischen Regierungsverfassungen von jeher ein kultivierbares und erträgliches Feld abgegeben haben. Diese so gegen alles Herkommen verstoßende Offenheit erwarb ihm viele Feinde unter den Gewerbspolitikern. — Noch erkannte der Deutsche nicht die ganze Gefahr in den Zeichen der Zeit, sonst würde er durch festeres Zusammenhalten bei den Wahlen — wie es z. B. die Iren besser verstanden — den Quertreibereien Englands erfolgreicher und energischer haben entgegenarbeiten können. Dazu kommt, daß der Deutsche nicht alle Namen auf dem Wahlzettel schlankweg gutheißen wird, weil ihm einer oder auch mehrere gefallen.

So hatten, nach Ansicht der Amerikaner und erst recht der Angloamerikaner, die Deutschen, deren Frauen zwar gute Köchinnen und Haushilfen, deren Männer gute Farmer, Arbeiter und Gewerbetreibende waren, aber nach landläufigem Begriffe doch nur der foreign sphere, der Unterklasse angehörten, die Unverfrorenheit, in der Gesetzgebung des Landes mitreden zu

Digitized by Google

wollen. „Upstarts!“ Die Hegemonie des erwachenden, systematischen Deutschtums konnten sie schwer ertragen.

Auch wir Deutsche haben hier zu kämpfen. Vor allem heißt es, den Amerikanern das Fluchwürdige der Ausfuhr von Kriegsmaterial an die Alliierten vor Augen zu führen, ihnen ihren guten Namen als Freunde des Friedens zu erhalten zu suchen, welcher durch den ehrlosen Schacher einer Fabrikantenclique Gefahr läuft, durch den parteilosen Griffel der Weltgeschichte besudelt zu werden.

Obwohl der Deutschamerikaner öfters etwas von oben herab vom alten Vaterlande betrachtet wird, so kann ich versichern, daß eine spontane, immerwährende, herzerfreuende Einigkeit hier das ganze Deutschtum zusammengeschweißt hat. Täglich wird für den großen Sieg auch hier hart gearbeitet, wozu uns der Herr auch zur rechten Zeit die rechten Herolde beschert hat, welche als Senatoren, Volksrepräsentanten, Professoren, Redakteure, Redner und Männer der Feder — in allen Lebenslagen ohne Umschweife ehrlich diesem Lande die große Ungerechtigkeit seiner Haltung vorstellen. Wie mancher „Alte“ hier ist sich erst bewußt, wie deutsch er ist. Die Liebe zum alten Vaterlande, „sie ist das Fluidum, der Bund, aus Mutterbrust gesogen, das überlebend Raum und Stund' mit uns hinausgezogen“. — Das Ubi bene ibi patria klingt für manchen hier nicht volltönig. Viele hier würden ohne Besinnen ihr halbes Herzblut geben, wäre es ihnen vergönnt, die andere Hälfte auf dem Altare des alten Vaterlandes opfern zu dürfen. Der Haß jedoch, der einzige Haß der Deutschen (er liegt ja sonst dem Charakter des „German“ so fern), der wahre Haß ist gegen das verräterische Albion. Das ganze Deutschtum würde bitterlich enttäuscht sein, sollte Deutschland mit dem britischen Raubtier Frieden schließen, bevor es derartig gezüchtigt wäre, daß es für lange Zeit an seinen Wunden zu lecken hätte.

Volkstümliche Umgestaltungen in der Rechtspflege

Die Idee, Teile unseres Volkes für ihr vaterländisches Verhalten besonders zu belohnen, ist schimpflich. Nur wessen Gedanken sich, wie der Hauslauch auf strohigen Dächern, ausschließlich aus umgrenzten Parteizwecken, Agitationen, Selbstwichtigkeiten nähren, der bringt auch fertig, diese Teile der Deutschen als eine Art Privattruppen zu betrachten, die heimatlos in der Luft schweben und für deren Herleihe an ein sie nichts angehendes Deutschland die Herren politischen Condottieren sich *ihren* Lohn ausbedingen dürfen. Denn sie verlangen ihn für sich: neue Mittel, die Kluft noch weiter aufzureißen, den unversöhnlichen Bürgerkrieg mit seinem Verhetzungsgetöse und all seinen inneren Unwahrheiten auszudehnen zu bisher noch nicht erlebten Maßen und Allgegenwärtigkeiten. Die Wahrheit ist, daß das begreiflicherweise sozialdemokratisch wählende Volk — und mit ihm nicht der kleinste Teil seiner gewählten Vertreter — die Augusttage 1914 als eine langentwöhnte Befreiung des schöneren Gefühls erlebten, gleich einem, der im wehend frischen Morgen aus einem jener quälend gefesselten Träume erwacht, die mit einer wunderschönen Fata Morgana der Sehnsucht beginnen und in deren Unauffindbarkeit sich dann endlos, aufreibend, verläppern. Dies im großen Augenblick gewordene elementare Sichwiederfinden der Deutschen gilt es festzuhalten, auszubauen und sich darin mit den wirklich wohlmeinenden Volksmännern und Parteimännern zu vereinen. Man denke das doch nicht so überschwer; das sieghaft Einende liegt da, wo an volksfreundlich segensreichen Schöpfungen *sachlich* gearbeitet wird. Und es endet allerdings, wo teils die Fütterung steriler Prinzipien gesucht wird, die dem tätigen, tüchtigen Volke gar

Digitized by Google

nichts Echtes nützen, wo teils aber auch auf den nicht minder sterilen Kleppern der „Bedenken", der Ängstlichkeit vor gewissen Fremdwörtern, wie „sozial" oder „sozialistisch", mit schwächlichen Herzen und gichtischen Gliedern geritten wird. Der Schrecken vor diesem Wort ist der vor einer stehengebliebenen alten manchesterlichen Vogelscheuche. Es ist nichts sozialistischer, als die durch ein Jahrhundert bewährte Verteidigung des Vaterlands durch die Gemeinschaft seiner Männer. Und das „Volk" sind nicht die Arbeiter oder die Sozialdemokraten, wie manche Gehirne antworten, die wohl noch nie eine deutsche Geschichte gelesen. Wenn man von Belohnung des Volkes spricht, so hat das einen vernünftigen Kern: es besagt das, mit etwas mehr Entschluß und klarem Mut, etwas weniger Schwerfälligkeit und Kargheit dasjenige zu tun, was am merklichsten in seinen Folgen dem einigenden, froher atmenden Gefühl des gesamten Volkstums dienen wird. Der wirtschaftliche Individualismus und seine Assoziierung, durch die er sich am erfolgreichsten antisozial macht, haben in diesem Kriege, sobald in den unentbehrlichsten Lebensmitteln und Allgemeinbedürfnissen das Angebot gegen die Nachfrage hinschwand, Blüten getrieben, die über sein Maß von Gemeinsinn und Sittlichkeit nun auch den Blindesten belehrten. Denn diese Rücksichtslosigkeit des spekulierenden Gewinnmachertums entstand doch nicht erst als Kriegserscheinung. Sie erfuhr lediglich prozentuale Grabsteigerungen, die von ihr selber gemäß den Konjunkturen ausgerechnet wurden. Bundesrat und was da sonst zuständig und sachverständig ist, haben vor allem Volke zu tief in diese Abgründe der Gier und der menschlichen Schäbigkeit hineingesehen, als daß sie noch wieder dies Bild vergessen könnten oder es mit akademischen Theorien verleugnen.

Aber das schließt nicht aus, daß der Staat des künftigen Friedens das Maß von Zugeständnissen und Wohltaten, wozu er bereit sein will, lieber aus anderen Fächern des Beschwichtigungsschrankes nehmen wird. Weil sich ihm das bequemer nahelegt, aufregenden Streit erspart, weil die Forderung sich durch solche Stimmen, die seine nähere, parlamentarische Beklemmung sind, an ihn richtet. Der Mensch im Minister war schon oftmals bereit, den Kranz, den ihm die Erinnerung der künftigen Geschichte widmen würde, wegzutauschen für den Applaus einer momentanen Freigebigkeit, auch wenn sie ihm wenig gefällt und vom Herzen kommt. Sieht man in die Geschichte, so ließ sich der Staat schon vergleichen mit dem im Grunde unwilligen Knauser, an den die Stunde kommt, etwas Größeres zu schenken, weil er einsieht, daß er nicht wohl drum herumkommt, der sich demnach halb scheltend, halb auch schon über sich selbst gerührt in einen Laden mit zurückgesetzten Spielwaren verfügt, um dort, fremd und unkundig der Seelen, die er erfreuen will, den am meisten angepriesenen Ladenhüter auszusuchen. „Hier die neuesten Wahlrechte! Mit ausgezeichneter Rummelvorrichtung! Glänzende Erfolge in Frankreich und Nordamerika, höchst lebendig und täuschend, von allen Autoritäten empfohlen!" Usw. So ging es 1813/1815, bis zu dem vielberufenen § 13 der Bundesakte mit seiner Verheißung zeitgemäßer Verfassungen. Es sollte etwas geschehen, dies war versprochen. Sich nun im lebendigen Volke umzutun, im Wesen des deutschen Geistes und der deutschen Geschichte, dazu reichte es dieser ärmlichen, so bald schon wieder nur noch mechanisch vorwärtsgestoßenen Gedankendürre nicht. Nicht das deutsche Volk von 1813 hat sich den Import der französischen Schablone gewünscht, sondern von oben her hat man die Tore für ihren Einzug aufgemacht, weil man für Besseres, Deutscheres zu träge, zu unfroh, zu seicht und wenig feinhörig war. Hätte die hohe Bureaukratie auf dem Kongreß zu einer ehrlichen, offenen Vertagung den Mut gefunden — wie sie es in den Hauptstaaten dann ja faktisch doch tat und bei dem Entschluß zu dem § 13 bewenden ließ, der eine feig geborene Lüge ward — so hätte Deutschland das Glück gehabt, daß durch die Kant, Schiller, Stein, Arndt die Entwicklung der Begriffe von Männlichkeit, Freiheit, Staatsbürgertum, volklicher Selbstregierung weiterbestimmt worden wäre, während so diese schönste, tiefgründigste Vorarbeit dafür vernichtet und wohl für immer verloren blieb. Und zusammen damit die geistige Verbindung mit den gesunden älteren Formen der deutschen und germanischen Geschichte,

Digitized by Google

für die seit Möser schon ein neues Verstehen erwacht war. Der leidenschaftliche Kampf der Württemberger für das „alte Recht" gegen die geschenkte französische Verfassung ist nicht das querköpfige Kuriosum, wofür es solche halten, die eben nur erheblich oberflächlicher als die besten der schwäbischen Köpfe denken.

Nun unterscheidet sich immerhin die gegenwärtige Lage gegen die von 1813/15 dadurch, daß nicht mehr, wie damals, das Denken über Staat und Volk — das wirkliche Denken — sich auf einen engsten Kreis von Freieren begrenzt. Die Materien sind aus den philosophischen Stadien herausgelangt, die Gefahr des Schablonismus, Doktrinarismus, des leeren Geistesformalismus ist allgemeiner begriffen; realpolitische Erfahrungen sind vorhanden und stehen bei einer größeren Anzahl von Gebildeten in Geltung, wirken zur Klarheit darüber, durch was wir uns gesund und im Wohlbefinden erhalten. Geistige Führer und deren Vermittler sind vorhanden, die die zu lösenden Probleme nicht immer nur aus Theorien, sondern aus dem Positiven, dem Gemeinsinnigen, Tüchtigen, Redlichen im deutschen Wesen beantworten und so von unserer unveräußerlichen Volksart und Geschichte ausgehend, zur freieren und schöneren Zukunft hinausdeuten, worin von selber das sozial Versöhnende, einigend Erhaltende, die natürliche, ausgleichende Entwicklung liegt. Diese Probleme aber verteilen sich auf den ganzen Zusammenhang des bewegten Lebens, auf politische, soziale, gesellschaftliche Formen, Volkswirtschaft, Rechtspflege, allgemeine Bildung und Erziehung.

Einer so verstandenen Gemeinnützigkeit, die sich um keinerlei Parteikram kümmert, dient die Schrift Rudolf Bovensiepens, den die Leser des Türmers auch als dessen Mitarbeiter kennen, „Zur Erneuerung der deutschen Zivilrechtspflege" (München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1915, 57 S., ℳ 1.50). Das Wort „Erneuerung" ist vollwichtig. Es handelt sich um keine jener Erörterungen von Juristen untereinander, in deren dornigem, begriffsspitzigen Stilgeflecht der Laie mit einem Seufzer der Zwecklosigkeit — der persönlichen, vielleicht auch der allgemeinen — früher oder später stecken bleibt. Zu den wohlgehüteten Privilegien der Juristen gehört, daß sie nur selben den Verstand haben, über das Recht, das weniger mit uns lebt, als daß wir mit ihm lebeu müssen, das Wort zu nehmem. Um so froher begrüßen wir es jeweils, wenn unter ihnen selber die helleren Sachverständigen sich erheben, die nicht den Sinn und das Auge dafür verloren haben, wo in den Grundsätzen, „in Gesetz und Rechten" Vererbung Krankheit wird, Vernunft zu Unsinn, Wohltat Plage. Es wird uns oft wundersam zumute bei diesen klaren, stets ruhigen, sachlichen, auf Statistik und alle Wissenschaftlichkeit zuverlässig begründeten Darlegungen und Forderungen des Kieler Juristen, die die seelische Unruhe, die Auflehnung und Entrüstung, ohne die kein Reformator wird, allein nur in der Frische des Tons, des wissenschaftlich gebändigten Willens verraten. Erinnerungen an den Gutsinn des alten Germanenrechtes wachen in uns auf, wie ihn u. a. Gierke in einer kleineren Schrift gezeigt, an das Gemüthafte, Unbeengte darin, das noch zugunsten des Schwachen, des armen Kerls, des durch Not, nicht durch sein Herz zum Sünder Gewordenen, des von der Unbarmherzigkeit Verfolgten eine hilfreiche Feinheit verfügte, — in Formen, die dabei doch die Hoheit der Forderung zu wahren und oft durch einen Anflug von menschenkundigem Humor die befriedigte Zustimmung eines durchaus nicht auf sein Recht schimpfenden, sondern auf dessen strenge Achtung mit selbsttätiger Gemeinbürgschaft haltenden Volkes herzustellen wußten. Fern von jeder sich im Kreise drehenden Juristerei kommen hier die Vernunft und hohe Gesinnung des Gemeinnützigen, Gerechten, Gesunden zu Wort, im freimenschlich unumbauten Überblick und mit kundiger, praktischer Durchdenkung. Ihre Darlegungen, die dem Laien keine Minderverständlichkeiten bieten, liest man mit dem allein schon ästhetischen Vergnügen, das aus jedem wohlgefügten, vom freien Augenmaß, noch über den Richtigkeiten des Maßstabs und der Libelle, geleiteten Aufbau entsteht. Es wird einmal der verstorbene Reichsgerichtsrat O. Baehr erwähnt — an diesen lebensvollen, selbstdenkenden feinen Juristen fühlt man sich durch diesen kritisch klaren Sinn erinnert und nicht, weil sich damit nur etwas

Digitized by Google

bestätigt, wenn man bei einem trefflicheren geflügelten Wort auf seinen unvergessenen Namen stößt.

Die neuere deutsche „Kultur" hat die Ernsthaften zu umfassenden Rechenschaften gezwungen, weshalb sie so unharmonisch, zerfahren, wenig beglückend sei. So ziemlich auf der ganzen Linie, Kunst und Literatur mit eingeschlossen, insofern sie stets ein Symptom sind, ist man zu dem Geständnis gekommen, daß fast unmittelbar mit dem Krieg von 1870/71 und der Gründung des Deutschen Reiches eine Periode angebrochen sei, auf die wir nicht in allem gleichmäßig stolz sein dürfen, aus der wir uns vielfältig erst wieder herauszuarbeiten hatten und noch haben. Aus diesen Erkenntnissen sind dann wieder auch mancherlei Denkfehler erblüht, wer daran schuld sei, Bismarck, die Norddeutschen, „Berlin", der Militarismus, der Hof usw. Sie lag aber doch am meisten darin, daß sich noch etwas bisher Harrendes zu erfüllen, in der Weite des Reiches auszuleben strebte, wozu gerade die liberalen Süddeutschen ihr Kontingent stellten und vereint mit ihnen norddeutsche Zeitführer, die nichts weniger als Junker und Militaristen waren. Es war die Zeit, wo der Idealismus, den die schönen Alten, die akademischen Spätepigonen in die junge Zeit mitbrachten, die freigelegte Herrschaft übernahm und sich umsetzte in Abstraktionen, durch die er vermeinte — zur Wirklichkeit zu werden. Daß das Reich nicht von der doktrinären Idee, als ein Deutschland un et indivisible mit entsprechenden, dem Reichsparlament verantwortlichen Reichsministern aufgebaut wurde, hatten die wirklichere Wirklichkeit der Dinge seit 1848 und der heroische Erfahrungsmeister, der ihr großer Schüler war, verhindert; an diesem Bau, den die Geschichte aus sich selbst erschuf, hat seitheriges Weiter- und Besserdenken nichts zu revidieren gefunden, seine wachsende Festigung vollzieht sich ohne die Enttäuschung und Unruhe von Reformatoren. Auf vielen Gebieten aber entnahm der freudige Werkgeist, je siegesbeglückter die neue „nationale" Zeit sich fühlte, um so gewisser die Materialien seiner Schöpfungen den ideenguten aber anschauungsarmen Gelehrtheiten und Theorien. So ungefähr, wie die Burschenschaft das Reich gegründet, hatten nun auch alle diese Theorien Recht bekommen, — nachdem sie in ihrer langen Wartezeit übrigens auch schon allerlei verborgene Mitgängerpläne in sich aufgenommen, für die der Idealismus so etwa dasselbe ist, wie der Nährboden des Gelatins für die Bazillen. Der Vorgang, obwohl er sich auf den nebenpolitischen Grundstücken vollzog, ähnelt frappant der Errichtung des modernen Staats durch die konstituierende Nationalversammlung von 1789 bis 1791. Man sprach sehr viel von Englands jahrhundertealt bewährten Einrichtungen, und was man erschuf, war doch so ungeschichtlich und der Fülle des Lebendigen gegenüber so luftleer wie möglich, ein rechter französischer Gedankenformalismus.

Eine Reihe von Katzenjammern und Wiederumschwenkungen, Gründerperiode, wirtschaftliches Manchestertum, Kulturkampf, bezeichnen diese Zeit der Verwirklichung allzu abstrakter und daher auch überheblicher Programme. Auf den feineren Lebensgebieten kam es zu keinen Katastrophen und großen Erregungen; dafür waren die Enttäuschungen nachhaltiger in ihrer Verdunkelung und Trübung der Freude an der neuen Zeit, an der Geistigkeit des Nationalen. Hierin, wenn auch nicht allein, wurzelt es, daß so viele alte begeisterte Streiter für das Reich mehr und mehr kühl wurden, daß die vaterländische Freudigkeit Jüngerer diese in den Anschein der Urteilsfähigkeit und minderen Bildung, in den Verdacht des Byzantinismus und anderer Verächtlichkeiten brachte, daß die allmähliche Bewurzelung und Triebbildung der neuen Kulturkeime etwas geflissentlich Unnationales und unfreundlich Antideutsches verspüren ließ, bis ihre Gärtner ganz allmählich, mit einigen verschämten Vorbehalten, auch wieder als gute Deutsche — und als die schließlich besten, weil persönlichsten, rückgratfestesten — zum Vorschein kamen.

Manche, denen jenes alles wohl bewußt ist, wird doch noch überraschen, wie sehr diese zeitbedingte Kritik auch zutrifft für die Zivilprozeßordnung, die unmittelbar nach 1870 in den nachfolgenden Jahren ausgearbeitet und durchberaten wurde. Auch sie, so unbezweifelbar sie

Digitized by Google

als Ganzes Fortschritt war, hat ihren reichen Anteil am allzu Abstrakten, Gedachten. Man könnte etwas spöttisch die Parallele mit den politischen Schöpfungen von 1791 für sie noch besonders drastisch wiederholen: gedacht war alles in heiliger Reinheit für das Volk, und alle die heiligen Wasser liefen dann tatsächlich über die Mühlen der Advokaten.

Das steht natürlich nicht in der Schrift des Kieler Juristen, die einem ehrenwerten, lebenskräftigen Anwaltstande nicht nur seine Stellung als wichtiges und unentbehrliches Glied im Rechtswesen und in der Volkswirtschaft zuerkennt, sondern in ihm auch wertvolle Gegengewichte gegen den Bureaukratismus sieht. Nur aus ihren objektiven Absichten wird diese Propagandaschrift für eine vernünftigere, gleich sehr vom Standpunkt der Erfahrung wie von dem der Gesinnung zweckmäßigere Zivilprozeßreform zu einer Kampfschrift gegen die Advokatenzüchtung durch die geltende Gesetzgebung, da wo sie zum Unfug, zu einer unnötigen Kostenaufhalsung und zu einer privilegierten Tyrannei führt, welche letztere nicht nur auf den Rechtsuchenden — oder den auf dem Rechtsweg Gesuchten —, sondern auch auf den Richtern, teilweise bis zur Unwürdigkeit, lastet. Viel Odium gegen die ganze praktische Rechtspflege wurzelt schon hier, das sich dann aber, wie es so geht, jeweils gegen die Gerichte als solche und wiederum letzten Endes gegen das graue Ungeheuer Staat ergießt.

Die Schrift will gelesen sein, nicht in einen Auszug gebracht, der ihr die Kraft zerbricht. Um so mehr, als sie die wissenschaftlichen Bezugnahmen auf die einschlägige Literatur einschließt, die Folgerungen aus den Ergebnissen anderer und die kurzen Auseinandersetzungen mit ihnen. Sie will, anknüpfend an die neueren Keime nebengerichtlichen und sondergerichtlichen Verfahrens, einen organischen Umbau, der sozusagen den monumentalen Hartsteinpalast der Justitia in ein gelösteres System verwandelt, wo neben den Hauptgebäuden sich die angegliederten ebenerdigen Baracken — um ins Ärztliche zu kommen — befinden und den Außenkreis die grünen Gärten umgeben, wo sich die ungeschriebenen Rechtsgefühle wieder im freieren Atem beleben. Ein System, das die Zahl der Vorgänge im Operationssaal beschränkt, die Rechtzeitigkeit der Behandlung, das Vorbeugen, die richtige Beratung, das Walten verlässig gebildeter Heilgehilfen und Krankenschwestern ausgedehnt zur Hilfe nimmt, dem Patienten zahllose Umstände, Ängste, Wartereien, Unannehmlichkeiten, Verbote und Mehrkosten spart, und das alles doch unter dem steten Überblick und der Erreichbarkeit der Ärzte und Geheimen Medizinalräte hält. Abänderungen und Anpassungen in der Rechtspolitik des Staates, die, was sonst das Unbehagen der weitesten Volkskreise ist, die Rechtspflege, wieder wie zur Zeit der Volksrechte und Weistümer zu einem mit-selbstverwalteten Hort und Gut des Volkes erheben, das Recht wieder dem Bewußtsein nach zu einem Ausfluß des eigenen Wollens der rechtssinnigen Gesamtheit machen. Und nicht so ganz ausschließlich nur dem Bewußtsein, sondern ein wenig auch wieder der Rechtsschöpfung nach.

Die Eigenmächtigkeit jenes Spitalvergleichs kann die tapfere Schrift des fachmännischen Bahnbrechers nicht diskreditieren. Sie ist zu juristisch exakt, um auf dem Gleichnis zu hinken, zu gefühlsfein, sich mit ihrer heilenden Menschenfreundlichkeit wichtig zu tun. Aber in dieser, in der Vereinigung dieses Ziels mit dem Ernst und der Eignung der Berufenen, liegt der Vergleich. Den niederen Geschossen des wirtschaftlichen Rechtslebens, die die Wohnung der Massenfälle sind, gelten diese lüftenden Forderungen; es handelt sich um die Sorge, Not, die Verschuldung, aber auch die Tragik der kleineren Existenzen, die ganze Leidigkeit der Zahlungsschwierigkeiten, Mahnungen, Vollstreckungen, Konkurse und was dahin gehört. Da liegt schon viel Linderung, Hilfe in einer vereinfachten Anpackung der Dinge, wobei keineswegs nur immer der Schuldner, sondern auch der minder gerissene Gläubiger den Beistand wider verdachte Paragraphen, diese Schlupfwinkel der Ungerechtigkeit, finden soll. Der Hoheit des Staates wird durch diesen freiheitlicheren Ausbau nichts genommen, wenn er auch nicht im bisherigen Maße höchstselber im Talar über jede Bagatelle hin dem oft schon genug Gequälten sein starres Meduſenschild entgegenstrecken soll. Weniger richten, mehr raten, helfen, schlichten! Von

Digitized by Google

allen den großen Worten seit 1789 ist eines der hohlsten und verlogensten die „Brüderlichkeit“ geblieben. Die Jahrhunderte vor dem Materialismus haben vielleicht mehr anderweitige Roheit gesehen, worüber sich streiten läßt, doch keinen solchen Widerstreit des öffentlichen guten Willens mit der kalten Wirklichkeit. Die grelle Überzeugungskraft der Kriegsnot hat auch auf dem Gebiet der volkswirtschaftlichen Rechtspflege eine Anzahl von Maßregeln der Fürsorge, Erleichterung, Beschützung ins Leben gerufen, in einem Stadium, wo sie von ihren Gelehrten erst erörtert, empfohlen, bestritten wurden. Bovensiepens Worte, daß für diese sozialpolitischen Verbesserungen die Friedensglocken nicht wieder zum Grabgeläut werden dürfen, müssen auch in allgemeineren Anwendungen Geltung erlangen. Wenn der Staat sich auf den Boden der liberalen oder gerechten Gemeinschaftlichkeit stellt, so muß er das auch erfüllen, sonst wird er zum Protektorat eines ungeheuerlichen Mißbrauchs. Man hat nicht den alten Kastenstaat zerbrochen, um auf dessen Trümmergelände einen neuen zu errichten, der nur maskierter, heuchlerischer und in seiner Anonymität so viel schonungsloser und gemeiner ist. Seit dem 19. Jahrhundert kann der Staatsgedanke nur noch mit dem nationalen Volksgedanken verbunden und mit ihm eins sein. Zunächst als erklärter Wille, als geltende und erzieherische Lehre, worin die Gutsinnigen, Redlichen ihre Richtschnur finden, aber hiermit auch nicht auf die Dauer die Genarrten und Dummen werden wollen. Versagt dieser Wille, hemmen ihn Beschränktheit, Trägheit, verkappte oder unverkappte einflußreiche List und Geldmacht, löst sich aufs neue die im 19. Jahrhundert geschlossene Verbindung von Staat und Volk, anstatt ihre ehrlichen Früchte zu zeigen, so wird doch der Volksgedanke das stärkere bleiben. Der Staat der straffen Gerechtigkeit und Fürsorge, der Bemeisterung der Kasten- und Beamtenübel, der Austreibung des Schlendrians und seiner schlimmen Brüder ist unter einem Hohenzollern, Friedrich Wilhelm I., schon kein so unmögliches Kunststück gewesen. Die Zeiten und Umstände waren von unseren sehr verschieden, im einen war es viel leichter, im andern wieder erschwerter, der Zielweg aber ist nur einer. Heute stehen wir in Zeiten, da ringsum an Beispiel und Gegenbeispiel die Völker es neu erkennen, was dem Gemeinwohl als Schutz, als Führung die Monarchie bedeutet. Ihr neuer Weltentag bricht an; er wird, denn das ist Soll und Muß, auch die unsre, ihre sachlichen Diener und Freiwilligen, auf dem Posten finden, um die Pflichten zu erkennen, die die Eintracht und gesunde Rechtlichkeit im nationalen Hause den gutsinnig und klug zu findenden Staatsentschlüssen stellt. Prof. Dr. Ed. Heyck

Wie es in Rußland aussieht

Schauerliche und wunderliche, immer aber echt russische Einblicke eröffnet ein in der „Frankf. Ztg.“ abgedruckter Brief eines Deutschen in Petersburg. „Leute, die von Gehältern und Pensionen leben müssen, haben es schwer. Arme Bevölkerung dagegen gibt es nicht mehr. Bezeichnend dafür ist, daß man im Vergleich zu früher fast gar keine Bettler sieht. Die niedere Bevölkerung, besonders die Arbeiter, schwimmen im Geld, jeder und jede, auch die Unwissendsten und Untauglichsten bekommen glänzend bezahlte Anstellungen in den Fabriken, die für Militärzwecke arbeiten. Es fehlt ja an Arbeitshänden, darum steigen die Löhne ins Fabelhafte. Von Zeit zu Zeit wird uns gedroht, der Tramverkehr, die Elektrizität, das Gas müßten wegen Mangels an Kohlen eingestellt werden. Dann werden im letzten Augenblick wieder Kohlen oder Petroleum für kurze Zeit beschafft, d. h. einfach anderswo ‚requiriert‘, oft bei Privatfabriken. So wursteln wir immer weiter.

Leute, die Einblick in Kreise haben, die der Landesverteidigung und dem Militär nahestehen, sagen, es werde toller denn je gestohlen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten.

Digitized by Google

Keinen gebe es da, der nicht trotz seines Patriotismus seine Taschen fülle. Die Militärs sagen ganz offen: ‚Wir wünschen keinen Frieden, wir verdienen so glänzend, daß man das Risiko einer Kugel wohl ertragen kann.‘ Natürlich lassen sich die Offiziere mit Vorliebe nach Petersburg oder in andere große Städte abkommandieren und leben dort herrlich und in Freuden, während im Felde der Reservefähnrich (Vizefeldwebel d. R.) alle Obliegenheiten zu erfüllen hat. Es ist ein offenkundiger Skandal. Dabei haben diese Menschen immer noch die Frechheit, zu versichern, es gehe Rußland glänzend in jeder Beziehung. Wenn die Deutschen hin und wieder etwas erreichen, so geschehe das nicht infolge ihrer Überlegenheit, sondern nur durch Verrat, Spionage und Bestechung.

Das Oberkommando versteht es, die Offiziere wie das Publikum völlig im Dunkeln zu erhalten. Hat doch ein bessergesinnter Reserveoffizier, der selbst in Litauen stand, erst kürzlich uns erzählt, er habe den ganzen Sommer unter dem schweren Druck der Sorge vor einem völligen Untergang Deutschlands gelebt. Und das nach Mackensens Siegeszug! Karten hat eben kein Offizier, und die Terrainverluste, die nicht zu verheimlichen sind, werden strategisch als ganz belanglos hingestellt, zumal da es Deutschland an Soldaten fehle, das deutsche Volk hungere und ernste Revolten mache, die Soldaten desertierten und von den Offizieren mit dem Revolver ins Feuer getrieben würden und in Frankreich und Belgien die Verbündeten siegten.

Das Militär schämt sich auch nicht, die scheußlichsten Lügengeschichten über deutsche Grausamkeiten zu verbreiten. Kürzlich bekamen alle Hospitäler Broschüren, die im Auftrag der Obermilitärverwaltung verfaßt waren, als vorgeschriebene Lektüre für die Verwundeten. Da wurden die alten Geschichten erzählt, wie die deutschen Offziere den Gefangenen Ohren und Nase zentimeterweise mit der Schere abschneiden, wie sie sie an den Beinen aufhängen und auf jede Weise martern, um sie zum Verrat zu zwingen, ja, daß sie sogar Gefangene töten und das Fleisch essen!! Andererseits brüsten sich russische Offiziere damit, daß sie deutsche oder österreichische Gefangene einfach erstechen oder erschießen, ja, sie behaupten, von der Geistlichkeit dazu angehalten zu werden. Als die ersten ausgetauschten Invaliden aus Deutschland hier ankamen, war alle Welt entsetzt über ihren verwahrlosten Zustand: in Lumpen, mit schlechten Verbänden u. dgl. Die Leute erzählten die scheußlichsten Dinge von den Martern, denen sie in Deutschland ausgesetzt gewesen seien. Erst einige Wochen später sickerte die Wahrheit durch. Da sagten dieselben Leute: ‚Man hat uns, als wir die finnländische Grenze erreichten, alles abgenommen und nur Lumpen gelassen, auch die guten Krücken und künstlichen Glieder entfernt und uns gedroht, wenn wir etwas sagten, würden wir erschossen. Dort hatten wir es viel besser als hier, wo wir nicht einmal behandelt werden.‘ Ein ziemlich großer Prozentsatz von denen, die aus Deutschland als Invalide zurückgeschickt werden, wird, wie man erzählt, von den hiesigen russischen Ärzten für tauglich erklärt. Tuberkulose, schwere Herzfehler, Nierenleiden, ja sogar Hinken befreien nicht mehr vom Militärdienst.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie schwer uns hier das Leben ist, von allen gehaßt, beschimpft, verfolgt! Da heißt es zusammenhalten und sich gegenseitig stärken in Zuversicht und Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Am schlimmsten sind natürlich unsere Volksgenossen in den baltischen Provinzen dran. Dort vergeht kein Tag und keine Nacht, ohne daß mehrere Familien obdachlos werden. In wenigen Stunden, oft sogar Minuten, müssen sie Haus und Hof verlassen und nach Sibirien wandern. Niemand wird verschont, weder Kranke noch Kinder, noch alte gebrechliche Leute über 80 Jahre. Man verfährt jetzt anders als in Polen und Kurland, wo die Juden alle auf einmal ausgetrieben wurden, was natürlich unliebsames Aufsehen in der Welt machte. Die Deutschen werden jetzt aus Livland kreisweise verschickt, das fällt weniger auf. Das Schrecklichste ist, wenn sie in den Gefängnissen mit gemeinen Verbrechern zusammengetan werden. Als

Digitized by Google

kürzlich der livländische Landesdeputierte bei Rusky war und ihn fragte, was gegen die Leute vorläge, daß sie ohne Angabe der Gründe verschickt würden, hat der General geantwortet: ‚Nichts liegt vor, sonst wären sie längst vor dem Kriegsgericht. Es paßt mir nur nicht, so viel Deutsche im Rücken der Armee zu haben.' Am besten haben es die, welche nach Sibirien kommen, besonders wenn sie Mittel haben und in eine Stadt kommen. Auf den Dörfern ist es entsetzlich. Die Regierung hat das Prinzip, Verschickte nie lange an einem Ort zu lassen; sobald sie sich einigermaßen eingelebt haben, werden sie weiter geschickt. Sie sollen sich keine Freunde machen. Sobald Riga fällt, soll die ganze deutsche Bevölkerung Livlands und Estlands evakuiert werden. Die Polizei hatte schon im Sommer diesbezügliche Befehle. Für uns alle ist es nur noch die Frage, wohin man ‚später' zieht, wenn man am Leben geblieben ist und nicht alles verloren hat. Denn daß es, sobald die Revolution hier ausbricht, uns zuerst ans Eigentum und wahrscheinlich auch ans Leben gehen wird, ist sicher. Gegen uns wird von allen gehetzt, einerlei welcher Partei man angehört. Der ‚innere Deutsche' ist der Krebsschaden und muß mit allen Mitteln vertilgt werden! Es wäre auch schon längst hier nach dem Vorbilde Moskaus zum Pogrom gekommen, wenn die Regierung nicht fürchtete, daß es ebenso wie in Moskau gehen, sie nicht Herr der entfesselten Masse bleiben und dadurch den Verbündeten, Neutralen und der Regierung selbst pekuniären Schaden zugefügt werden oder gar noch Schlimmeres daraus entstehen könnte. Augenblicklich meint man hier, eine Revolution käme der Regierung sehr gelegen, sie arbeite sogar unter dem Druck der Rechten und der Nationalisten auf dieses Ziel hin, um sagen zu können: ‚wir müssen Frieden schließen!' Da dies die Linke sehr gut weiß, ist die Parole ausgegeben worden: ‚Abwarten, jetzt noch keine Revolution, sondern erst, wenn es uns paßt!'"

Ist dieses Rußland nicht in der Tat das Land der „unbegrenzten Unmöglichkeiten", das „Land ohne Maßstäbe" —?

Die wirtschaftliche und soziale Lage unseres Beamtenstandes

Fürwahr, das gesamte deutsche Beamtentum hat im Weltkriege seine Feuerprobe glänzend bestanden, und es steht zu hoffen, daß die vor dem 1. August 1914 nicht gar zu selten noch anzutreffende Meinung, daß der Beamte doch im Grunde genommen nur eine unnütze, von den steuerzahlenden produktiv schaffenden Bürgern unterhaltene unproduktive Drohne sei, ganz schwinden wird. Nicht nur rein ziffernmäßig bildet unser berufsmäßiges Beamtentum im Reich, den Einzelstaaten und den Gemeinden ein sehr wichtiges Element unserer ganzen deutschen Volkswirtschaft und unseres Volkskörpers, auch politisch und sozialpolitisch können wir die Wirkungen und den Einfluß unseres Beamtentums auf die Gestalt und den Geist unseres Staates und unserer bürgerlichen Gesellschaft nicht hoch genug veranschlagen.

Von der allergrößten Bedeutung ist das Vorhandensein einer mit ihren Angehörigen nicht nur Hunderttausende, sondern mehrere Millionen umfassenden Bevölkerungsschicht, die zufolge ihrer gesicherten ökonomischen Stellung, ihres Gehalts und ihrer Pension den wirtschaftlichen und sozialen Klassen und Machtkämpfen entzogen sind und über dem Streit der Wirtschaftsparteien stehen. So sind sie in der Lage, ja es ist ihre ganze Lebensaufgabe, dem Ausgleich der Klassengegensätze und der Verwirklichung des allgemeinen Bestens zu dienen. „Das Wesen des Staates und des Amtes" — so sagt mit Recht der berühmte Staatsrechtslehrer

Digitized by Google

Ernst Meyer — ist die Wahrnehmung des Gesamtwohls gegenüber den Sonderinteressen der besitzenden Klassen." Im Kampfe mit ihnen ist unser heutiges — zweifellos stark sozialisiertes — Deutsches Reich und unser preußischer Staat entstanden. Ohne Stein und Hardenberg keine antifeudale Agrargesetzgebung und Bauernbefreiung am Anfang des 19. Jahrhunderts, und ohne Bismarck und seine vom Geist des Staats- und Kathedersozialismus beseelten Mitarbeiter keine deutsche Sozialgesetzgebung am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Aus den verschiedensten Schichten des Volkes setzt sich unser Beamtentum zusammen, deshalb und weil alle seine Mitglieder restlos der einen Idee, dem Wohl des Staatsganzen, zu dienen haben, wirkt es sozialpolitisch eminent versöhnend. Diesem Beamtentum haben wir es vorwiegend zu verdanken, daß wir keine Bourgeois- und kapitalistische Klassenherrschaft, wie in den parlamentarisch regierten Weststaaten: England, Frankreich, Belgien und Italien, besitzen. Nie haben bei uns in Deutschland und in den Einzelstaaten diese Schichten unsere Ministerien beherrscht. „Fast alle unsere Minister und Parteiführer sind durch die Schule des Beamtentums ... hindurchgegangen und bringen so nicht die Instinkte des Geldmachers, des eitlen Karrieremachers in ihre hohen Stellungen mit." (v. Schmoller in seinem hervorragenden Aufsatz: Herkunft und Wesen der deutschen Institutionen, S. 215, im bedeutsamen Sammelwerke „Deutschland und der Weltkrieg".) Als Militär- und Beamtenstaaten sind unsere deutschen Territorialstaaten entstanden und sind es zum guten Teile auch heute noch, und das ist gut so!

Unser gesamtes deutsches Volk besitzt demnach ein erhebliches Interesse daran, daß unser Beamtentum in seiner wirtschaftlichen und sozialen Stellung erhalten bleibe, daß seine wirtschaftliche und kulturelle Leistungsfähigkeit nicht dauernd herabsinke. Es besteht aber nicht nur die Gefahr dieses Herabsinkens unseres Beamtentums auf der sozialen Stufenleiter, sie ist bereits seit mindestens zwei Jahrzehnten, für die unvermögenden Beamten wenigstens, Tatsache geworden.

Die Entwicklung unseres Vaterlandes aus einem Agrarstaat zu einem Manufakturhandelsstaate hat eine gewaltige Zunahme und Steigerung des deutschen Volkswohlstandes mit sich gebracht, unser Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Dr. Helfferich, berechnet in seiner trefflichen Schrift „Deutschlands Volkswohlstand von 1888 bis 1913" unser Volksvermögen auf nicht weniger als 300 Milliarden. Die alte Selbstgenügsamkeit, die früher herrschende „Idee der Nahrung", wonach jeder im Volke, auch der Erwerbtreibende, nur nach dem für seinen behaglichen Unterhalt Erforderlichen strebte, ist fast restlos verschwunden und hat dem Geist einer unersättlichen Erwerbsgier Platz gemacht. Aber nicht allen Volksschichten ist diese geistige Umwandelung gleichmäßig zugute gekommen, gestiegen in ihrer Lebenshaltung und in ihrem Einfluß sind die Kaufleute und Industriellen, sowie der aufsteigende vierte Stand der Lohnarbeiter, gesunken die Gelehrten und die ganze Beamtenschaft einschließlich der Offiziere. Die gewaltige, sattsam bekannte Steigerung der Lebensmittelpreise und der Wohnungen in den letzten Jahrzehnten hat die Aufbesserung der Gehälter der Beamten nicht nur wettgemacht, sondern weit hinter sich gelassen. Alle einschlägigen Veröffentlichungen hierüber — wir erwähnen hier nur: Engels zwar schon 1876 erschienene aber auch heute noch ungemein lesenswerte Arbeit über den „Preis der Arbeit im preußischen Staatsdienst", Richard Ehrenbergs Mitteilungen aus einem Beamtenhaushalt 1876—1906 (erschienen in seinem Thünenarchiv 1909), die vom Kaiserlichen Statistischen Amte in einem Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt veröffentlichten „Zwei Wirtschaftsrechnungen von Familien höherer Beamten" und Henriette Fürths 1907 herausgekommenes Buch „Ein mittelbürgerliches Budget" — führen ausnahmslos zu dem einen betrüblichen Ergebnis: Das Einkommen aller preußischen vermögenslosen Beamten — bei den Beamten des Reichs und der Einzelstaaten ist es nicht anders bestellt — kann ihnen auch nicht entfernt ein bescheidenes, sorgenfreies Leben gewähren, es zwingt geradezu seine Verwalter und Verbraucher zu allen möglichen Kunstgriffen und zu tausendfältigen Entsagungen, um nur eben überhaupt noch durchzukommen. Dazu treten noch an den höheren

Digitized by Google

Beamten — namentlich den Verwaltungsbeamten, wie Regierungspräsidenten und Landrat — eine Fülle von repräsentativen und Wohltätigkeitsansprüchen aller Art heran. Die starke Steigerung des Einkommens anderer Volksschichten, namentlich im Handel und in der Industrie, hat die Aufbesserungen der Gehälter unserer Beamten und Offiziere derartig überflügelt, daß diese heute nicht mehr in der Lage sind, aus ihren Diensteinkommen die Kosten einer Lebenshaltung zu bestreiten, die auch nur einigermaßen dem Gesamtniveau der Schichten entspricht, denen die Beamten und Offiziere gesellschaftlich angehören. Ein Sinken auf der sozialen Stufenleiter ist dann, falls kein Vermögen vorhanden ist, unvermeidlich. Dieses Herabdrücken des sozialen Niveaus ist für alle Beamtenkategorien nachweisbar. Das gewaltige Heer der Unterbeamten beginnt im Durchschnitt mit einem Jahreseinkommen von 800 bis 900 ℳ, um nach langen Dienstjahren mit rund 1500 ℳ zu schließen. Vergleichen wir damit den Lohn unserer gewerblichen geschulten und gelernten Arbeiter; er ist ganz erheblich höher, ein geschickter Monteur, Schlosser und Maurer verdient am Tage leicht seine 8 und 9 ℳ. Jetzt zur Kriegszeit werden in den Kriegsindustrien sogar Löhne von 12 ℳ, ja darüber hinaus bezahlt. So beziehen diese Arbeiterschichten Löhne, die die Tagesgelder unserer Gerichts- und Regierungsassessoren weit übersteigen und ungefähr den Anfangsgehältern unserer preußischen Landrichter gleichstehen. Das Einkommen der Inhaber offener Ladengeschäfte in größeren Städten und anderer Zugehöriger unseres gewerblichen und kaufmännischen Mittelstandes übertrifft das Durchschnittsgehalt unserer mittleren Beamten mit etwa 3000 ℳ bei weitem. Noch krasser sind die Gegensätze zwischen dem Einkommen der führenden Schichten unseres Wirtschaftslebens und den Gehältern unserer hohen und höchsten Reichs- und Staatsbeamten. So hatte 1855 ein preußischer Staatsminister nur 537 Zensiten im ganzen Staate mit einem höheren Einkommen über sich. 1913 aber 21497; die preußischen Regierungspräsidenten überflügelten 1855 4700 Zensiten, 1913 dagegen 63000 mit einem höheren Einkommen wie 11000 bzw. 13000 ℳ. So sind diese höchsten Staatsbeamten, legt man allein den Maßstab des Einkommens an, heute weit unter die Schicht der „oberen Zehntausend" in die breite Masse des Volkes hinabgesunken!

Die Folgen dieser Entwicklung sind bedenklich genug: „Verhältnisse", Geldheiraten oder wenigstens Heraufrückung des Alters der Eheschließung, künstliche Beschränkung der Kinderzahl, Fernbleiben oder Ausscheiden der hervorragend begabten Elemente aus dem Staats-, Reichs- und Gemeindedienste, ihr Abfließen in den Handel und die Großindustrie, die ihren leitenden Beamten wahrhaft fürstliche Gehälter auszuzahlen pflegen, die die der preußischen Staatsminister um das 5—6fache übertreffen, endlich Überleitung des Nachwuchses in andere Berufe, die wirtschaftlich günstigere Aussichten darbieten als die Staatslaufbahn. Auf diese Weise werden die staatlichen Berufe, namentlich aber die Laufbahn der höheren Beamten, ein Privileg der wohlhabenden und begüterten Volksschichten, fast nur der Plutokratie sind sie noch zugänglich, dem Ärmeren aber — und mag er noch so hervorragend begabt sein — bleiben sie hermetisch verschlossen. Soll Staat und Gesellschaft nicht den schwersten Schaden leiden, so darf es nicht bei uns dahin kommen, daß, wie in den Verfallszeiten des alten Roms, die höheren Verwaltungsstellen ausschließlich den grundbesitzenden Senatorenfamilien und die Richterstellen dem handeltreibenden Geldadel, den Equites, den Rittern, zugänglich sind. Gerade unser Richterstand ergänzte und verjüngte sich bisher — in einem u. E. erfreulichen Gegensatz zum preußischen höheren Verwaltungsbeamten, dem bisher wenigstens eine gewisse kastenmäßige Erstarrung und mandarinenmäßige Abschließung auch hinsichtlich seines Nachwuchses nicht abzusprechen war — aus allen aufwärtsstrebenden Volksschichten. Vermögen — wenigstens nicht erhebliches — war nicht die Voraussetzung für den Eintritt in die Laufbahn. Bestehen die Entwicklungstendenzen der letzten Jahre fort, so ist die Gefahr einer Plutokratisierung des Standes leider nicht von der Hand zu weisen, ja sogar naheliegend.

Umfassende statistische Ermittelungen über alle diese soeben ganz kurz nur umrissenen üblen Entwickelungstendenzen über alle Beamtenkategorien, wie sie dringend wünschenswert

Digitized by Google

wären, fehlen bisher leider noch. Nur über einzelne Teilgebiete und Teilfragen besitzen wir zuverlässige Erhebungen. Von ganz besonderem Interesse ist nun die im Sommer 1913 von dem Düsseldorfer Regierungspräsidenten Dr. Kruse über die persönlichen Verhältnisse aller bei der Königlichen Regierung in Düsseldorf und den ihr unterstellten Staats- und Kommunalbehörden beschäftigten höheren Beamten durchgeführte amtliche Erhebung, die durch den dortigen Beigeordneten Dr. Most eine treffliche Bearbeitung gefunden hat (vgl. Most: „Zur Wirtschafts- und Sozialstatistik der höheren Beamten in Preußen" in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, Band XXXIX, S. 181 f.). Sie umfaßte mit 268 unmittelbaren Staats- und 231 Kommunalbeamten die höhere Beamtenschaft des Regierungsbezirkes Düsseldorf, mit Ausnahme des Richtertums, fast lückenlos und bietet eine wahre Fülle der interessantesten aber auch der schmerzlichsten Belege für die oben geschilderten Entwickelungstendenzen. Vorausgeschickt sei unserer kurzen Betrachtung der Ergebnisse die einleitende Bemerkung, daß zufolge ihrer durchweg weit höheren Gehälter die Lage der Kommunalbeamten in jeder Hinsicht günstiger ist, als die der unmittelbaren Staatsbeamten. Hinsichtlich der Besoldung, einschließlich des Wohnungsgeldzuschusses und aller Einnahmen aus Nebenämtern, ergibt sich, daß am stärksten die Gruppen mit Diensteinkommen bis zu 7000 ℳ besetzt sind, bei den Staatsbeamten sind es 53 %, bei den Kommunalbeamten 56 %. Nicht weniger als 19 % aller Staatsbeamten beziehen 4000 ℳ und weniger an Diensteinkommen, bei den Kommunalbeamten dagegen nur 11 %. Über 10000 ℳ erhielten von diesen 42, gleich 18 %, von jenen, den Staatsbeamten, dagegen nur 27, gleich 10 %.

Von den insgesamt in Betracht kommenden 499 Beamten waren 393 verheiratet, also mehr als ein volles Fünftel, 106, ledig. Von den 29 Regierungsräten der Düsseldorfer Regierung sind sogar nicht weniger als 9, d. h. fast ein Drittel, Junggesellen von über 40 Jahren, also wohl hoffnungslose Ehefeinde. Das Eheschließungsalter der Staatsbeamten steht bedenklich über dem allgemeinen Durchschnitt der männlichen Bevölkerung von rund 30 Jahren überhaupt, günstiger steht es mit ihm bei den höheren Gemeindebeamten, da diese in weit jüngeren Jahren als die staatlichen höheren Beamten in auskömmlichere Lebensstellungen einzurücken pflegen.

Von den 393 verheirateten Beamten hatten nun keine Kinder nicht weniger als 93 (!!), also fast ein Viertel, 1—2 Kinder: 155, 3—4 Kinder: 103, 5—6: 35, 7 und mehr Kinder nur 7. Nimmt man im Interesse einer gesunden Fortpflanzung unseres Volkes eine Normalkinderzahl von nur drei in jeder Ehe an, so sind diese Zahlen wahrhaft erschütternd zu nennen. Nur 144 Ehen von den 393 genügen dieser sehr bescheidenen Forderung der Hervorbringung von drei Kindern. Das Zahlenmaterial wirkt um so niederdrückender, wenn man die Kinderzahlen aus den Ehen der Väter und Großväter dieser 393 zum Vergleiche heranzieht. Der ganze tiefe und wahrhaft erschreckende Niedergang unseres deutschen Volkes macht sich hier wie ein greller Blitz bemerkbar. Keine einzige der väterlichen und großväterlichen Ehen war kinderlos. Von den Vätern besaßen 60: 1—2 Kinder, 3—4 Kinder: 115, 5—6 Kinder: 100, 7—9 Kinder: 77 (die heutige Generation: 6), 10 und mehr Kinder: 41 (!!). Bei den Großvätern sind die Kinderzahlen: 1—2: 71, 3—4: 113, 5—6: 127, 7—9: 57, 10 und mehr: 25.

Eine weitere Tabelle weist den Abgang der Söhne der Verheirateten unter den 499 Beamten aus dem Beruf des Vaters deutlich auf. Den Angaben über den Beruf der Kinder werden dann die über die Berufe der Väter und Großväter der heutigen 499 höheren Beamten gegenübergestellt. Diese Angaben bedeuten einen höchst interessanten Beitrag zur Beantwortung der Frage, aus welchen Schichten sich unsere heutigen höheren Staatsverwaltungs- und Kommunalbeamten ergänzen. Die Raumknappheit verbietet hier leider eine genauere Wiedergabe des höchst bedeutsamen Materials, nur einige besonders wichtige Ziffern seien angegeben. Von den 268 Staatsbeamten gehören nicht weniger als 63, also fast ein Viertel, in dritter Generation dem Staatsdienste an, 42 von ihnen dem höheren Beamtentum. „Besonders bemerkenswert ist dabei der Aufstieg aus Lehrersfamilien." In vier Fällen waren

Digitized by Google

Vater wie Großvater des heutigen höheren Staatsbeamten Mittelschul- oder Volksschullehrer. Rund ein weiteres Viertel, nämlich weitere 67, gehörten dem höheren Beamtentum in der zweiten Generation an. Die Väter von 127 unmittelbaren Staatsbeamten gehörten bürgerlichen Berufen an. Als ganz besonders bemerkenswerter Einzelfall sei endlich noch hervorgehoben, daß einer der unmittelbaren höheren Staatsbeamten sowohl Vater wie Großvater im Arbeiterstande, und einer noch den Großvater im Arbeiterstande hat. Bei den höheren Gemeindebeamten tritt die Zahl der geschlossenen „Berufsgenerationen" stark zurück. Ganz naturgemäß, denn ein besonders in sich geschlossenes Gemeindebeamtentum gibt es erst seit etwa 3—4 Jahrzehnten.

Das Gesamtergebnis ist recht unerfreulich. Die Enquete umfaßt zwar nur einen kleinen Beamtenkreis eines einzelnen preußischen Regierungsbezirks, aber wir fürchten ernstlich auf Grund der uns bekannten Verhältnisse des preußischen Beamtentums, daß anderwärts in ihm die Dinge nicht viel anders liegen werden. Nicht nur um die Sache der beteiligten Schichten, die immerhin einen recht beträchtlichen Prozentsatz des deutschen Volkes einnehmen, handelt es sich, die Grundlagen unseres ganzen Staatswesens und Staatslebens werden bei einem weiteren Sinken des Beamtentums auf der sozialen Stufenleiter in Mitleidenschaft gezogen. „Es stehen hohe Werte auf dem Spiele, wenn ihre materielle Lage es den gebildeten Ständen, insbesondere den höheren Beamten, nicht mehr erlaubt, den idealen Anforderungen ihres Standes Genüge zu tun." („Rheinisch-Westfälische Zeitung" vom 24. 1. 1913.)

Die Mittel zur Abhilfe hier zu untersuchen, würde einen zweiten Aufsatz erfordern. Nur das eine sei gesagt, daß die heutige Besoldungspolitik des Reichs, der Einzelstaaten und der Kommunen, wie dies namentlich der Zweibrückener Erste Staatsanwalt Zelter in seiner Abhandlung: „Die Entwicklung der Lebenshaltungskosten in ihrer Einwirkung auf Gehalt" in Schmollers Jahrbüchern, XXXIX, S. 295 f. überzeugend nachgewiesen hat, mit ihrer sprunghaften Ausgleichung ganz verfehlt ist. Schwere Zuckungen für den ganzen Staatskörper, erbitterte und mitunter recht häßliche Kämpfe zwischen den einzelnen Beamtenverbänden machen sich bei fast jeder periodischen Gehaltserhöhung bemerkbar. Ein System der Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit an das Steigen der anderen Volksschichten wäre vorzuziehen. Der fortschreitenden Teuerung entsprechend müßte das jeweilige Gehalt des Beamten um einen festen und gleichmäßigen Satz von rund 1,01 % jährlich steigen. Dann wäre das Gehalt stetig und nicht sprunghaft wechselnd. Die schweren Nachteile einer jeden periodischen Gehaltsaufbesserung würden gänzlich vermieden. Dem Sinken des Geldwerts würde so in gewisser Weise vorgebeugt!

Dr. jur. und phil. Bovensiepen

Ein deutscher Nothelfer unserer Zeit

Weiß Gott, wir können ihn brauchen. Gewaltig ist die Not, die von außen auf uns eindringt, nicht geringer jene, die sich uns innerlich auftut, wenn wir der Aufgaben denken, die uns bevorstehen, und der vielen oft heimlichen Feinde, die die geistigen und sittlichen Kräfte zur Erfüllung dieser Aufgaben schädigen. Da gilt es, die guten Geister zur Hilfe heranzuholen, die als getreue Eckeharte das deutsche Volk auf den oft wunderlichen und seltsam verworrenen Entwicklungspfaden seiner Geschichte geleitet haben.

Wollte man in einem Testamente das Beste aussprechen, was unsere tüchtigsten Männer jetzt zur Einsetzung ihrer ganzen Kraft und ihres Lebens antreibt, so könnte es wohl mit folgenden Sätzen geschehen: „Bis zum letzten Atemzuge werden meine Wünsche dem Glücke des Staates gelten. Möchte er stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Stärke regiert werden! Möchte er durch die Milde der Gesetze der glücklichste, in seinen Finanzen der bestverwaltete

Digitized by Google

und durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Waffenruhm trachtet, der am tapfersten verteidigte sein! Möchte er blühen bis ans Ende der Zeiten!"

Diese Sätze entstammen dem Testament Friedrichs des Großen an den Staat, den er so geschaffen hat, daß er den Kern abzugeben vermochte für das staatliche Kristallgebilde, das heute in Härte und Glanz der ganzen Welt Trotz zu bieten vermag. Die herrliche Persönlichkeit des Königs leuchtet aus jenen Sätzen in klarer Deutlichkeit hervor. So ganz deutsch sein heißt, etwas um der Sache willen tun. Zu seiner Zeit war dieses Wort als Losung noch nicht gefunden, und daß es einem Fürsten als Leitsatz seines Handelns gegolten hätte, schien dem Zeitalter des Absolutismus mit seinem „L'état c'est moi" undenkbar. Auch Friedrich II. hat sich als Denker und Dichter nur allmählich zu dieser Auffassung hindurchgerungen, die er dann in seinem „Antimachiavell" in erhabener Weise dargelegt hat. Als Tatmensch war er schon früh auch in diesem Sinne kerndeutsch.

Nun ist uns lange Zeit nicht gegenwärtig genug gewesen, daß „unter allen Deutschen, die uns unvergängliche Bücher hinterlassen haben, König Friedrich einzig der ist, der die Kräfte des Charakters, die Taten zeugen, mit gleicher Sicherheit darzustellen wußte neben den Kräften des Geistes, die Gedanken bewegen, und den Mächten der Seele, die Stimmungen, die Gedichte schaffen." Darum sind auch „keines Deutschen Werke wie die des großen Königs wert und angetan, Bücher zu sein einer Zeit, die in Taten und Gedanken männlich durch und durch ist, auf Pflichtgefühl und Heldentum alles, auf Eigenliebe und Weichmütigkeit nichts gestellt hat".

Es kommt noch ein anderer Grund dazu, den Schriftsteller Friedrich II. so zeitgemäß zu machen. In einem seiner Briefe, in denen er sich nicht den strengen Zwang überlegen objektiver Darstellung auferlegen muß, wie in seinen zeitgeschichtlichen Darstellungen, findet sich folgende Stelle: „Mir geht es wie einem Reisenden, der unter eine Horde verbrecherischer Missetäter geraten ist, die ihn ermorden wollen, um sich in seine Habe zu teilen. Seit der Liga von Cambrai kenne ich keine Verschwörung, die diesem schmachvollen Triumvirat gegen mich gleichkäme. Es ist scheußlich und schlägt aller Menschlichkeit, allen anständigen Sitten ins Gesicht. Hat die Welt je erlebt, daß sich drei große Fürsten zur Vernichtung eines vierten zusammentun, der ihnen nichts getan hat? Ich habe weder mit Frankreich noch mit Rußland oder gar mit Schweden [heute England] Mißhelligkeiten gehabt. Würden sich im bürgerlichen Leben drei Leute verabreden, ihren lieben Nächsten auszurauben, so hätten sie von Rechts wegen unfehlbar Rad und Galgen verwirkt. Und nun geben gar gekrönte Häupter, in deren Namen ihre Staaten solche Gesetze befolgen lassen, ihren Untertanen ein derartiges empörendes Beispiel! Sie, die zu Gesetzgebern auf der Welt berufen sind, werden durch ihr Vorbild zu Lehrern des Verbrechens! Oh über diese Zeiten, diese Sitten! Man könnte wahrlich ebensogut unter Tigern, Leoparden und Luchsen hausen, wenn man in einem Jahrhundert, das für gesittet gilt, unter solchem Raub- und Mordgesindel leben soll, unter solch hinterlistigen Menschen, die unsere Welt beherrschen."

Das ist doch wie aus der unmittelbaren Gegenwart heraus gesprochen. Und in der Tat zeigt der Vergleich unserer Zeitereignisse in dem Kriegszeitalter Friedrichs des Großen jene merkwürdige Weltentwicklungslinie der Spirale, die immer wieder, wenn auch in weiteren Kreisen, zu gleichen Punkten unter ähnlichen Verhältnissen zurückführt. Nun hat außer Bismarck kein anderer deutscher Schriftsteller so ganz aus stärkstem Zeiterleben, weil Zeitgestalten heraus die wichtigsten Probleme der Politik und ihrer Fortsetzung mit den Waffen der Kriegsarbeit behandelt, wie Friedrich der Große.

Diese Erkenntnis wäre sicher längst Gemeingut aller literarisch Gebildeten geworden, wenn nicht Friedrich sich fast ausschließlich der französischen Sprache bedient hätte. Aber wenn jemals der Ausdruck „sprachgewandt" mit der Betonung auf dem zweiten Worte anzuwenden gewesen ist, so bei den Werken Friedrichs. Er hat sicher das Französische in ungewöhnlichem Maße beherrscht, aber doch immer beherrscht, bewußt beherrscht, als ein erobertes Gebiet, nicht

Digitized by Google

als angeborenes Stammland. Es ist doch nicht seine Muttersprache geworden. Und was so den Schriftsteller Friedrich in der Geschichte des französischen Schrifttums herabmindert, erleichtert den Rückgewinn des Denkers für sein eigenes Volk. Man möchte sagen, Friedrich der Große mußte seine deutschen Gedanken erst ins Französische übersetzen, um sie niederzuschreiben. Indem nun ihre sprachliche Form rückübersetzt wurde, haben sie das ihnen wirklich zukommende Sprachgewandte gefunden.

Es ist darum mit besonderer Freude zu begrüßen, daß uns das zweite Jahr des Krieges gleich zwei neue Ausgaben der Werke Friedrichs gebracht hat, die durch ihren Preis allgemein zugänglich sind und dank ihrer Ausstattung die weiteste Verbreitung verdienen. Die eine dieser Ausgaben ist im Verlag von Wilhelm Borngräber, Berlin, erschienen: „Werke Friedrichs des Großen." Für die Gegenwart herausgegeben und übertragen von Albert Ritter (8 M). Mit Ausschluß der Gedichte, auch etwa der Schriften über die deutsche Literatur, enthält diese Ausgabe alles Wichtige aus Friedrichs Gesamtwerk. Der Nachdruck ist gelegt auf die zeitgeschichtlichen Werke. Aber auch der Antimachiavell, das politische Testament von 1752, das Wichtigste aus den Generalprinzipien des Krieges und eine Reihe von Briefen finden sich hier. 6 Bildnisse Menzels sind beigegeben. Der Preis von 8 M ist sehr gering.

Von anderer Art ist die Veröffentlichung des Verlages Reimar Hobbing, Berlin, dem wir die große, wunderschöne zwölfbändige Gesamtausgabe der Werke Friedrichs verdanken. „Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen" (2 Bände, 10 M). In buchtechnischer Hinsicht ist zu diesem Preise wohl kaum noch Gleichwertiges geboten worden, und die Leistung war sicher nur möglich, weil der Verlag die Mittel seiner großen Ausgabe hier verwerten konnte. Denn diese stattlichen Prachtbände enthalten neben 10 Porträttafeln fast anderthalbhundert der Illustrationen, die Adolf Menzel seinerzeit zur sogenannten Fürstenausgabe der Werke geschaffen hatte. Die genialste illustrative Leistung der deutschen Kunst wird also in dieser Ausgabe endlich einmal volkstümlich gemacht.

Für die ausgezeichnete Auswahl des Textes bürgt der Herausgeber Gustav Berthold Volz, der auch die große Gesamtausgabe geleitet hat. Es ist hier eines der schönsten Geschenkbücher entstanden, die in dieser Preislage überhaupt zu denken sind. Darum ist es auch mit besonderer Freude zu begrüßen, daß vom Herausgeber alles vermieden worden ist, was etwa bei der reiferen Jugend in sittlicher oder religiöser Hinsicht Anstoß erregen könnte. St.

Kretzschmars Konzertführer

Unter den wenigen musikwissenschaftlichen Büchern, die es zu echter Volkstümlichkeit gebracht haben, nimmt Kretzschmars „Führer durch den Konzertsaal" auch dadurch eine Sonderstellung ein, daß er seine große Verbreitung in allen musikliebenden Kreisen keinem Zugeständnis an den Dilettantismus, sondern lediglich der Fähigkeit verdankt, die schwierigsten fachwissenschaftlichen Fragen in einer Form zu behandeln, die dem allgemein Gebildeten genug Teilnahme abgewinnt, um ihm auch die Bewältigung des rein Fachlichen erstrebenswert zu machen. Unterstützt wird das freilich durch die außerordentlich praktische Verwendbarkeit dieses Werkes, in dem man für fast alle Erscheinungen des Konzertsaales eine gediegene Analyse findet. Das wäre ja nun freilich nicht immer eine besondere Empfehlung, wenn nicht der Verfasser ständig bestrebt wäre, über den Einzelfall hinaufzukommen ins Allgemeine und die Erklärung des einzelnen Werkes zum Verständnis des Gesamtschaffens seines Schöpfers und darüber hinaus der Gattung selber auszunutzen. So werden diese Konzertführer gleichzeitig historische Handbücher der betreffenden Kunstgattungen, und das ausgebreitete Allgemeinwissen des Verfassers sorgt dafür, daß trotz des

Digitized by Google

notwendigen Verweilens bei eng umgrenzten Einzelfragen der Horizont der Betrachtung weit bleibt.

In jahrelanger, mühseliger Arbeit hat der nun auch schon den Siebzig zusteuernde Verfasser dieses Werk in neuer Auflage herausgebracht, die vielfach einer vollständigen Neubearbeitung gleichkommt. Das gilt in besonderem Maße von der soeben erschienenen 3. Auflage des zweiten Bandes der zweiten Abteilung: „Oratorien und weltliche Chorwerke“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel; geh. 15 ℳ, geb. 18 ℳ). Es mag mit der eigentümlich begrenzten zeitlichen Wirkung der Musik zusammenhängen, daß auch für ihre geschichtliche Entwicklung wichtige Ereignisse auffallend leicht in Vergessenheit geraten sind. Jedenfalls hat die in den letzten dreißig Jahren (zu einem guten Teil auf Antrieb Kretzschmars) immer reicher entwickelte und mit allen Mitteln historisch-philologischer Kritik betriebene Sonderforschung gerade in der Musikgeschichte kaum ein kleines Gebiet bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts so belassen, wie es noch dem führenden Musikhistoriker des vorangehenden Menschenalters, Ambros, erschienen war.

Ich zweifle nun nicht, daß bei dieser Neubewertung manches gewaltsam verschoben worden ist, indem neuaufgedeckte Einzelheiten ein zu großes Gewicht erhalten haben. Andererseits läuft gerade die Musikgeschichte Gefahr, zu sehr eine Stil- und Formengeschichte zu werden, bei der — viele Erfahrungen in der Geschichte der bildenden Kunst beweisen es — ein nachträglicher Beurteiler allzuleicht den Standpunkt verwechselt und als treibende Kraft ansieht, was in Wirklichkeit nur Begleiterscheinung war. Aber ein Verdienst bleibt dieser eifrigen Spezialforschung in jedem Fall: die ungeheure Mehrung des zur Beurteilung vorgelegten musikalischen Materials. Es ist gerade auf diesem Gebiete ein schier unbegreiflicher Reichtum vorhanden.

Kretzschmars hier zur Sprache stehendes Buch ist schon in der Neueinteilung der Neuauflage ein Beweis für dieses Anwachsen des Stoffes; aus den vier Abteilungen der früheren Auflage sind deren sechs geworden. Die erste behandelt das Oratorium und die weltliche Kantate in der italienischen Schule und bei den Deutschen bis zum 18. Jahrhundert. Der zweite Abschnitt ist Händel gewidmet, der dritte schildert die Entwicklung des Oratoriums von Händel bis Mendelssohn, der vierte beleuchtet die große entwicklungsgeschichtliche Bedeutung Franz Liszts für das geistliche Oratorium, der fünfte gilt dem weltlichen Oratorium. Der Schlußabschnitt, der wohl der früheren Auflage am ähnlichsten ist, behandelt die weltlichen Kantaten. Balladen, Schauspiel-, Musik- und Chorodeen. In diesen neueren Abschnitten behandelt Kretzschmar auch die neuesten Werke unserer Zeitgenossen.

Das erste Buch zeigt unter feinsinniger Verwendung der Sonderarbeiten Arnold Scherings und Guido Pasquettis, daß die Ursprungsgeschichte des Oratoriums und seine erste Entwicklung jetzt als aufgeklärt anzusehen ist. Das entscheidende Verdienst des eigenartigen Philippo Neri läßt sich jetzt klar umschreiben. Mir ist es eine besondere Genugtuung, daß die Überzeugungen, die ich aus allgemein kulturgeschichtlichen Erwägungen gewonnen und in meiner Musikgeschichte schon vor Jahren entwickelt habe, nun auch rein musikgeschichtlich bestätigt werden. Das Oratorium, dessen Name ganz äußerlich von seiner ersten Aufführungsstätte — den Beträumen einer frommen Genossenschaft — herstammt, verdankt seine Entstehung der Betätigung des religiösen Volksgefühls gegen die rein kirchliche Ordnung der Liturgie. Es ist ursprünglich innerhalb der katholischen Kirche ein Seitenstück zu Luthers Kirchenlied und sicher mehr, als sich heute schon nachweisen läßt, in der ganz klar bewußten Absicht entstanden, diesem Werbemittel des Protestantismus eine Gegenkraft entgegenzustellen. So war das schon 1200 Jahre früher gegen die Gesänge der Arianer geschehen, so ging das bis in unsere unmittelbare Gegenwart. Die Kirchen gebärden sich immer als die Satten: „Ich lieg' und besitze; laßt mich schlafen!“ Darum erstarren sie in Formen, die ihre ursprünglich hohe Schönheit der religiösen Inbrunst zu verdanken hatten, von der sie geschaffen worden. Die Schön-

Digitized by Google

heit dieser Formen bleibt, aber der nicht dafür besonders Gebildete kann diese Schönheit nicht mehr empfinden, weil ihm der Gehalt fehlt. Das stets lebendige religiöse Empfinden schafft sich also immer einen außerkirchlichen, einen außerliturgischen Kunstausdruck. Zunächst wird er gewöhnlich von der Kirche bekämpft, dann von einigen kirchentreuen und zugleich tief religiösen Naturen auf Umwegen eingeschmuggelt (etwa in besonderen Andachten, die mit dem Hauptgottesdienst nichts zu tun haben), schließlich wird er dann auch von der beherrschenden Stelle anerkannt, meistens erst dann, wenn seine volle Lebendigkeit bereits vorbei ist.

Die evangelische Kirche würde es da viel leichter haben, den künstlerischen Ausdruck des jeweiligen religiösen Volksempfindens für sich auszunutzen, aber die Tatsachen zeigen, daß sie darin fast noch schwerfälliger ist, als die katholische Kirche. So kommt es dann, daß die Kirche immer weniger jene hohe Aufgabe erfüllt, zu der sie nach des alten Riehl schönem Worte berufen ist: „die Kunstschule des einfachen Mannes" zu sein. Am allerwenigsten ist sie das heute in der Musik, wo sie es am leichtesten sein könnte. Das ist eines der traurigsten Kapitel unserer Kunstpolitik, das in diesem Zusammenhange nicht ausführlicher behandelt werden kann. Da es viele Leute gibt, die immer nur aus dem Vergangenen zu lernen vermögen, so wäre das Studium der Geschichte des Oratoriums auch den geistlichen Behörden recht nützlich. Sie könnten daraus lernen, daß der von ihnen so viel bekämpfte „Zeitgeist" niemals an sich schlechter ist, sogar nicht einmal im kirchlichen Sinne, daß es nur darauf ankommt, ihm auch die „gute" Umwelt zur Betätigung zu erschließen. Denn in der Hinsicht enthält Taines Milieutheorie sehr viel Wahrheit. Ist sie doch im Grunde nichts anderes, als was der deutsche Dichter als „Gelegenheit" bezeichnete und immer eine ausschlaggebende Macht für alles künstlerische Schaffen gewesen ist. K. St.

Die entgötterte Welt

(Berliner Theater-Rundschau)

Das Wahrwort kann der größte Feind der Wahrheit werden. Das vollzieht sich, wenn ein solches Wort, das einst wahr gewesen, über seinen zeitlichen oder räumlichen Bezirk hinaus schwillt; wenn eine Erkenntnis, deren Wahrhaftigkeit von bestimmten Voraussetzungen abhing, sich anmaßt, unbedingtes Dogma für überall und immerdar zu sein. Wären unsere Wahrheiten unabhängig von Zeit und Raum, so gäbe es überhaupt keine menschliche Entwicklung. Denn gleich einer Postenkette würden die alten und allgemeinen, die anerkannten Wahrheiten das freigeborne menschliche Denken umzingeln und bewachen und die keimenden jungen Wahrheiten nicht aufkommen lassen.

Also spricht Ibsens Doktor Stockmann, der „Volksfeind": „Was sind denn das für Wahrheiten, um die die Mehrheit sich zu scharen pflegt? Das sind die Wahrheiten, die so hoch in die Jahre gekommen sind, daß sie auf dem Wege sind, altersschwach zu werden. Aber wenn eine Wahrheit so alt geworden ist, so ist sie auch auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden . . . Die Wahrheiten sind durchaus nicht so zählebige Methusalems, wie die Leute sich einreden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt — sagen wir — in der Regel siebzehn bis achtzehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger. Aber solche bejahrte Wahrheiten sind immer schauerlich spindeldürr. Und trotzdem macht sich erst dann die Mehrheit mit ihnen bekannt und empfiehlt sie der Gesellschaft als gesunde geistige Nahrung."

Die großen Schöpfer, Reformatoren, Revolutionäre der Menschheitsgeschichte haben sich an den versteinten Wahrheiten blutig gerissen. Bismarck meinte sie, wenn er der doktrinären Professorenpolitik fluchte. Goethe sprach von seinem „verlorenen Ich", von der Wandlung seines Wissens- und Glaubensinhalts im Wandel der Jahrzehnte. „Nur wer sich wandelt,

Digitized by Google

ist mit mir verwandt", sagt Nietzsches Zarathustra. Wer nicht bei lebendigem Leibe zur Mumie geworden, der entsinnt sich, wieviele Wahrheiten er mühsam erobern mußte, um sie später zu überwinden. Sehen wir nicht diesen Vorgang gerade heute an einem ganzen Zeitgeschlecht? Wohin sind sie verweht, die Ideale der Völkerverbrüderung, die Glaubenssätze des ewigen Friedens, die sittlichen Forderungen, die gegen Krieg und Kriegsrüstung erhoben wurden?

Neben den Wahrworten, die nicht rechtzeitig zu sterben wußten, stehen die anderen, die den rechten Ort verfehlen: die Schlagworte. Schlagworte sind Übertreibungen und Verallgemeinerungen. Die meisten Wahrheiten sind wahr nur für genau umschriebene Fälle, manche nur für einen einzelnen Fall. Wenn wir die Schicksale, die Handlungen, die Charaktere, über die wir mit einem bequemen Schlagwort urteilten, stets genauer kennen lernen würden, oft müßten wir erschrecken über die Ungerechtigkeit unseres leichtfertigen Pauschalierens, zu dem uns die flüchtige Wahrnehmung äußerlicher Ähnlichkeiten verführt hat.

* * *

Rechte Tummelplätze der überlebten Wahrheiten und der Schlagworte sind die Kunstgebiete. Nicht wo Begriffe, doch wo eigene Anschauungen und Überzeugungen fehlen, dort stellt ein Schlagwort zur rechten Zeit sich ein! Auf den Kampfplätzen der Kunst tut sich besonders die Kavallerie der Grundsatz-Reiter hervor. Das sind die Kämpen, die vor jedem Kunstwerk ihre vorgefaßte Meinung, ihren programmatischen Standpunkt beziehen. Sie haben nur einen Leisten, und über den schlagen sie alles, als wär's Leder! Sie verstehen, ein System zu bereiten und jede Erscheinung auf ihr System einzustellen. Doch, umbefangen zu genießen, ein künstlerisches Erlebnis mitzuleben, das verstehen sie nicht. Manche von dieser Sorte sind wirklich und ehrlich engherzig, ihre angeborene Einseitigkeit ist ihr Programm. Andere berechnen schlau, daß sie nur in beschränktester Beschränkung sich selbst zur Geltung bringen können, wollen der Cäsar im Dorfe sein.

* * *

Zu den Doktrinären gehören auch die Eiferer, die über das Theater der Gegenwart gnadenlos den Stab brechen. Es hat seine Gebresten, seine Eiterbeulen, und hie und da will's scheinen, als sinke es zur Affenschande herab. Indessen — nur dem Fernstehenden entgehen völlig die Taten, die es leistet, die Mühen, die es an festlichen Tagen in Werte umsetzt. Das Recht zur Unzufriedenheit hat jeder, der dem Theater einen höheren Willen entgegenbringt. Ohne Unzufriedenheit gäbe es überhaupt keinen Aufschwung. Von diesem Rechte, mit dem bestehenden Zustand unzufrieden zu sein, machten denn auch die großen Dramatiker und die zielbewußten Kritiker zu allen Zeiten Gebrauch. Allein — da stutz' ich schon: Wenn zu allen Zeiten die führenden Geister mit dem Theater ihrer Gegenwart haderten, dann mag es doch auch mit dem unseren nicht gerade schlechter stehen! Dann leben doch nicht gerade wir in einer entgötterten Welt! Doch wie hielten es die Meister, die sich ernst und nutzbringend mit dem Theater beschäftigten? Sie schleuderten keine Bannbullen, griffen vielmehr selbst mit rührigen Kräften zu. Sie ersannen nicht unausführbare Theorien, rechneten vielmehr mit dem Allzumenschlichen alles Menschlichen und waren glücklich, dem irdischen Theater göttliche Augenblicke zu schenken. So hielt es der Weimarer Theaterdirektor Goethe, so — mehr oder weniger — auch Immermann, Tieck, Hebbel, Ibsen.

Wer unser Theater eine Ausgeburt der Niedertracht schilt, der käme vielleicht doch in Verlegenheit, führte man ihn in die eine oder andere Berliner Vorstellung. Wenn er nicht ganz „unentwegt" und unbelehrbar wäre, könnte er mancher Stunde seinen Dank, manchem ergiebigen Gelingen seine Achtung nicht versagen.

An dieser Stelle wurden solche ernste Feste wiederholt gewürdigt. Heute wäre noch einer besonderen Errungenschaft aus jüngerer Frist zu gedenken: der Aufführung des „Ur-Götz" im Theater der Königgrätzer Straße. Das war mehr als ein literarhistorisches Experiment! Zum erstenmal gelang es, den ganzen prachtvollen, wilden Kerl auf der Bühne lebendig zu

Digitized by Google

machen, unangekränkelt von Goethes eigenen praktischen Bühnenrücksichten und zunehmender Abgeklärtheit, die in den späteren „Götz"-Fassungen eine Abwendung von der kraftgenialen Jugend war. Wie konnte jetzt gelingen, was so vielen theatralischen Versuchen mißraten war? Wesentlich halfen die Fortschritte der Bühnenmechanik. Die zahlreichen Verwandlungen, die ehedem den Geduldsfaden des Zuschauers unerträglich in die Länge zogen, konnten im Fluge bewältigt werden. Doch das Hauptverdienst gebührt dem szenischen Eindichter (ich vermeide hier das Wort „Dramaturg" nicht bloß der Sprachreinigung wegen!), gebührt dem dichtenden Schauspieler Friedrich Kayßler. Als ein Künstler, nicht als doktrinärer Goethe-Philolog trat er an die Aufgabe heran. Mochte dem Professor vor solcher Respektlosigkeit schaudern, der Künstler, der den Götz auch darzustellen versteht, scheute sich nicht, die Nähte an allen vier Goetheschen „Götz"-Bearbeitungen aufzutrennen und gegen den Willen des Goethe von 1771, 1773, 1787 und 1804 einen „Götz" von 1915 herzustellen. Es war der in allen wesentlichen Zügen gerettete „Ur-Götz" von 1771, dem aber eine feine künstlerische Hand (nicht etwa die grobe Pfote eines Theaterpraktikus!) manches Edelreis, in den anderen Baumschulen gewachsen, aufpfropfte. Der neue Organismus zeigte keinen Riß, keine Narbe; und nie hatte das „Götz"-Schauspiel so einheitlich und lebendig gewirkt.

Ein großes Wollen gab sich auch in dem Unternehmen des Lessingtheaters kund, Ibsens dramatischen Koloß, die Welthistorie „Kaiser und Galiläer" für die Bühne zu gewinnen, und zwar die beiden Dramen („Teile") für einen einzigen Theaterabend! Da das Wollen scheiterte, besteht heute keine Notwendigkeit, der Aufgabe kritisch näher zu treten. Der Hauptirrtum lag bei dem Bearbeiter, der fast nur das Tatsächliche der geschichtlichen Vorgänge, ziemlich losgelöst von der Philosophie der Dichtung, der Szene überantwortete. Was dieser Verseichtung noch widerstand, wurde (zum Teil) von der Darstellung verdorben. Denn man hatte den problematischen Julian, den heroischen Grübler, einem liebenswürdigen Racker anvertraut, dem vielgeliebten Harry Walden, dem Herzenbrecher . . .

* * *

Das Schlagwort spukt nicht bloß im Zuschauerraum. Auch auf der Bühne! Wenn man unsere Dramatiker einmal genauer auf ihre persönlichen Überzeugungen hin prüfte, wieviele wohl, glaubt ihr, würden als Menschen mit eigener Welt- und Lebensanschauung bestehen? Und — ohne ein unmittelbares Verhältnis zu den Erscheinungen des Lebens, was bleibt vom Dichter übrig? Höchstens ein bißchen Kombinationsgabe, ein bißchen Geschicklichkeit. Am deutlichsten wird der große Mangel am Komödienschreiber, der der eigentliche Kritiker des Lebens ist. Bescheidet er sich, wie wohl zumeist geschieht, mit typischen Schablonen, statt daß er einmal-einzige Menschen, Individuen, Persönlichkeiten hervorbringt, so steht er kaum auf einer höheren Stufe, als unten auf dem Parkettsitz ein geistig unfreier Rezensent, der sich mit alten ästhetischen Schlagworten behilft. Allerdings: das Typische ist das Band, das den einzelnen mit der Menschheit verbindet. Der Dichter, der das Typische nicht erkennt, wird nie die menschliche Gesellschaft oder eine ihrer Gruppen treffen und bewegen. Phantasiegestalten, von allem Typischen losgelöst, bedeuten uns nichts, denn sie bewohnen nicht mit uns diese Erde. Klein und niedrig aber ist ein dichterisches Welt- oder sagen wir: Gesellschaftsbild, das uns nichts von einer eigenartigen Persönlichkeit erschließt, hervorgewachsen aus dem Menschlich-Typischen. Die glänzendsten Typen Molières (Tartüffe, Dandin, Harpagon) sind zugleich Charaktergestalten — und Ibsens sonderlichste Charaktere (Borkman, Ella Rentheim, Mutter Alving, Hedda Gabler) sind durch Allgemein-Gültiges mit der Menschheit verbunden.

* * *

Gegen Hermann Sudermanns neue Komödie „Die gutgeschnittene Ecke" (Uraufführung im Lessingtheater) habe ich keinen größeren Einwand zu erheben, als daß

Digitized by Google

sie Persönlichkeit vermissen läßt. Die Persönlichkeit ist nicht etwa ein „Räsonneur", ein Katechismus auf zwei Beinen. Nein, das darf sie, das kann sie gar nicht sein! Denn Thesenverschleißer leben sich nicht aus, verschleißen bloß Thesen. Im Kunstwerk gilt die lebendige Natur, nicht die Lehrmeinung. Alte, von Sudermann vorsichtig angewandte dramatische Lehrmethode ist's, daß sich das Laster erbricht, wenn sich die Tugend zu Tisch setzt. Auch in der „Gutgeschnittenen Ecke" gibt's einen Mann, der — wenn auch nicht geradezu in der Handlung des Stücks, so doch im Gefühl des Zuschauers Sieger bleibt; er hat eine weiße Weste, zum Unterschied von den anderen. Doch so bescheiden, daß sie mit ein bißchen personifizierter Moral schon erfüllt wäre, ist die Hauptforderung nach Persönlichkeit nicht.

Wie kann der Komödienschreiber Persönlichkeit in sein Stück bringen? Nicht anders, als indem er selbst eine starke Persönlichkeit ist. Dann hat er ein natürliches Recht, an sich die Dinge der Welt zu messen, dann kann er, wenn er seine Welt gestaltet, nicht anders als wahrhaft sein, dann zwingt er uns das große Vertrauen auf, auch wenn wir gegen ihn ankämpfen. Ob ein solcher die Menschen mit gutem oder mit bösem Blick sieht, ob er den Himmel oder die Hölle malt, entgöttert ist seine Welt nie; denn göttlich ist das Ungemeine, durchdringend das Allgemeine.

Sudermanns Komödie kennt nur Typen. Zum Teil neue Gesellschafts-, zum Teil neu-bekleidete alte Theatertypen. Einzelne dieser „Figuren" — besonders der typische Berliner Bodenspekulant und der gerissene Junge von der anderen Fakultät, der Kunstsalonbesitzer und große Schieber — sind glänzend konterfeit, ihren Urbildern in jeder Geste abgeguckt, in jedem Wort des schnoddrigen Jargons abgehorcht. Wie kommt's, daß selbst diese Wirklichkeiten keine Wahrheit sind? Weil in dem ganzen Stück kein Schlag des Herzens die Worte verkündet: „Hier steh' ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders!" Nicht an der Erbärmlichkeit der Schubiaks, mit denen Sudermann seine Komödie füllt, liegt es; auch aus ihnen ließe sich eine göttliche Komödie machen. Doch der wäre ein anderer Daseinszweck eingeboren als: ein boshaftes Mütchen zu kühlen und Lachreiz zu erregen.

Die große Leidenschaft macht den großen Satiriker. Viele satirische Begabungen hat Sudermann. In seinen Zerrbildern wird manche Torheit unserer Gegenwart der Nachwelt erhalten bleiben. Der Mitwelt gibt sein Spott keinen heiligen Ernst. Denn den kennt er selbst nicht, so sentimental er sich jeweils auch gebärdet.

Die keinesfalls tragische Tragikomödie: „Die gutgeschnittene Ecke" ist das Mittelstück einer Trilogie, die Sudermann vor Monaten unter dem Gesamt-Titel „Die entgötterte Welt" im Cottaschen Verlag drucken ließ. Die beiden anderen Stücke heißen: „Die Freundin" — und: „Das höhere Leben" und illustrieren noch krasser als die jetzt aufgeführte Komödie den gar zu plump herausgepolterten Satz: „Wir leben in einer Zeit, die es mit der persönlichen und gesellschaftlichen Moral sehr wenig genau nimmt; wir sind geradezu Zyniker auf diesem Gebiete." Die Tendenz steckt in dem Untertitel des Buches: „Szenische Bilder aus kranker Zeit" und in einem ziemlich unschön versifizierten Vorwort, das das deutsche Zeitalter vor dem Kriege zum Inbegriff der Ruchlosigkeit stempelt und Nietzsche, dessen Geistes keinen Hauch verspürend, zum Stifter einer Religion schnöder Ichsucht ernennt. Nachdem Sudermann im Widmungsgedicht das deutsche Volk, wie es bis zum 2. August 1914 gewesen, als einen Haufen von Hassern und Prassern, von herzlosen Egoisten, die über Leichen schreiten, seine Dichter und Künstler als Narren und Streber, die Mädchen als Dirnen, die Ehefrauen als Ehebrecherinnen beschimpft hat, fragt er: Was wir heute sind? Wir sind Geweihte! Jedem ward sein Ritterschlag und:

„Brüder sind wir, wir sind Schwestern,
Eins im Geiste, eins im Fleisch,
Tändelnd, buhlend wohl noch gestern,
Heut in Aug' und Herzen keusch."

Digitized by Google

Ja, es ist uns, die wir an ungeheuren Massengräbern stehen, die tröstlichste Gewißheit, daß das furchtbare Weltgeschehen müde und kranke Zeitgedanken verdrängt und starke neue Zeitgedanken emporgehoben hat. Aus welcher Tiefe emporgehoben? Doch wohl nur aus unserem eigenen Wesen. Dieses — nach Sudermann — bis zum Kriegsausbruch so beschimpfenswerte Wesen muß also doch wohl die Werte, die es jetzt erweist, in sich getragen haben. Denn wir brauchen nicht einmal Schopenhauer und Goethe, um zu wissen, daß kein Mensch sich von Grund aus verändern, keiner sich selbst entfliehen kann. Warum mißachtet Sudermann diese Selbstverständlichkeit? Um einen Rechtstitel zu haben für die übertriebenen Sumpfzustände, die er in den drei Dramen abgeschildert haben will. Im gegenwärtigen Augenblick schien es ihm ratsam, sie als „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ zu verkaufen. Doch eins muß erwidert werden: Hätte sich noch so viel in den Kriegsmonaten verändert, Hermann Sudermann hat sich nicht verändert. Mit einer Zärtlichkeit, die keinen Zweifel aufkommen läßt, mit der größten Erfahrenheit und einem ansteckenden Behagen plätschert er in den Lüsten, Frechheiten und Perversitäten der Entarteten. Er scharrt mit Eifer zu einem dicken Haufen zusammen, was er auf weiten Lebensreisen an Misthäufchen entdeckte, und sein glänzender Witz bezeugt Dankbarkeit. Was denn wäre auch Hermann Sudermann, wenn die Welt, die sein Prolog verdonnert, ganz ausstürbe? Ein gewesener Zeitgenosse . . .

Ach, käme uns der Aristophanes! Er sollte heiß gegrüßt sein. Moralischer Krücken würde er sich nicht bedienen. Aber aufrichtig würde er sein. Aus unseren niedrigsten Niederungen stiege sein Göttliches empor!

Hermann Kienzl

Gustav Falke

(Gestorben am 8. Februar 1916)

Den Gustav Falke mußte man lieben. Das kann man nicht von vielen unserer neueren Dichter sagen. Ist es doch beinahe dahin gekommen, daß die Bezeichnung eines Künstlers als „liebenswürdig“ einen Unterton von Geringschätzung hat. Unsere literarische Kritik war eben in den letzten Jahren zu „jungenhaft“ geworden. Nun gehört es ja zu den Eigenschaften eines guten Mostes, daß er ungebärdig ist, und da ist's begreiflich, daß den Stürmern der Liebenswürdige zu sehr abseits steht, zu wenig als Kampfgenosse brauchbar erscheint. Von dieser Seite aus lassen wir uns die Geringschätzung des Liebenswürdigen gern gefallen, denn in der Tat, das Große wird nur von der Kraft, oft sogar nur von der Gewalttätigkeit geschaffen.

Aber war's nicht so, daß gerade in unserer Kunst die Liebenswürdigkeit von denen verächtlich abgetan wurde, die gewiß nicht kraftvoll waren? Dem ganzen Ästhetentum war das Liebenswürdige gleich Philisterhaftem. Wie konnte einem Menschen von „differenziertem“ Geschmack, von „kultiviertem“ Empfinden, von gesteigerter „Sensibilität“ gefallen, was der Allgemeinheit gefiel? Nein, diese Jugend, die sich in einem beträchtlichen Teil der Presse das Gebiet der Kritik angeeignet hatte, trug nichts von schäumendem Most in sich; sie glich eher jenen gesucht und vielfach gequält gemischten „Drinks“, die in den Bars mit gepflegter Müdigkeit geschlürft werden.

Nun hat der Krieg unser ganzes Leben ins Männliche verschoben, nicht nur für das geistige und seelische Empfinden, sondern auch hinsichtlich der Anschauung der Leistungsfähigkeit und der Bedeutung für die Welt. Auch die Kunst und unser Erleben von und mit ihr muß von der Tatsache beeinflußt werden, daß die bedeutsamsten geistigen Leistungen dieser Kampfzeit, die stärksten Aufwendungen an Energie von gereiften Männern ausgehen. Und es wird

Digitized by Google

in Zukunft nicht mehr angehen, daß, wie es gelegentlich vor dem Kriege ganz offen geschrieben wurde, man bereits die Fünfunddreißigjährigen zum alten Eisen wirft. Das bedeutet aber nicht nur eine Anerkennung des Starken und Tatkräftigen, sondern auch — und gerade das hat mich auf diesen Gedankengang gebracht — des Reifen und Liebenswürdigen.

Der Liebe würdig.

Es gibt einen Dichter, auf den diese Bezeichnung in ungewöhnlichem Maße paßt und der dank ihr gerade bei den Männern beliebt war, die im tätigen Leben standen oder Berufen oblagen, die eine scharfe Geistigkeit voraussetzen: Horaz. Er gehört der Weltliteratur an, trotzdem seine dichterische Kraft nur gering war. Worin liegt der Wert dieser Liebenswürdigkeit eines Dichtermannes? Darin, daß einer fest im Leben steht; dieses Leben nimmt, wie es in den engen Grenzen eines gewöhnlichen Durchschnittsdaseins ist; daß er sich bestrebt, ein guter Bürger zu sein, getreu den Gesetzen des Bürgertums, ein nützliches Glied der Gesellschaft, und daß es ihm trotzdem gelingt, ein Dichter zu bleiben.

Auch dieser Poet kam bei der Teilung der Erde zu spät. Aber er grollt darum nicht mit Zeus und noch weniger sucht er nun eine Erlösung von der ihm nichts bietenden Erde dadurch, daß er bei Zeus im Himmel lebt. Nein, diese Art Poeten haben von der Mutter her einen Schuß Klugheit mit ins Blut bekommen: sie fügen sich ins Leben, schaffen sich ein bescheidenes Plätzlein und nutzen dann die Göttergabe ihrer Phantasie, um in ihren bescheidenen Winkel ein Stücklein jenes Himmels herunterzuholen, den Zeus sich vorbehalten hat. Sie sind findig bei diesem Geschäft, und wenn's gar nicht anders gehen will, so helfen ihnen köstliche Traumstunden dazu, ärmliche Tage zu überdauern.

Philistertum?

Ja, wenn die innerste Sehnsucht nicht wäre und nicht im Urgrunde des ganzen Empfindens ein heimliches Lachen, weil man dem bösen Schicksal ein Schnippchen geschlagen hat. Das ganze Leben wird da zu einem gelungenen Jungenstreich, über den man noch im Schlaf auflacht. Und Jugend ist doch Poesie. Wir haben in der deutschen Dichtung den wundersamsten Meister dieser poetischen Lebenskunst in Eduard Mörike, der es sogar verstand, in die engen Wände eines armen Pfarrhauses das hehre Land Orplid hineinzubannen: „... Uralte Wasser steigen verjüngt um deine Hüften, Kind! Vor deiner Gottheit beugen sich Könige, die deine Wärter sind."

Es ist etwas gefährlich, so die Erinnerung an den herrlichen Mörike aufzurufen, und doch, ich glaube, Gustav Falke verträgt sie. Ich will ja auch nicht zu einem immer unfruchtbaren Vergleich oder gar zu einem Abmessen auffordern, sondern nur die Richtung weisen, in der diese Werte unserer Kunst wachsen.

„In meinen Versen weint und lacht,
Was mir das Leben reich gemacht."

Ja, eben darin liegt diese Kunst, daß sie ein an sich eher karges Leben zu einem reichen machte. Am 11. Januar 1853 in Lübeck, der „Stadt mit den goldenen Türmen", geboren, erlöste er sich aus dem Buchhändlerberuf, indem er — Klavierlehrer wurde. O weh, ein hartes Brot, nie ganz sicher und ohne Sorgen und niemals reich bemessen. Viel Ärger, manche Demütigung, Bildungshochmut und Protzengeist, selten die Freude an echtem Talent —, es gehört viel dazu, nicht zu verbittern. Denn wer in diesem Berufe die kargen Früchte des Lebensunterhalts pflückt, hat meist ganz andere Blütenträume gesponnen.

Falke hat sich diese Träume niemals stören lassen, und wenn ihm keine goldenen Früchte reiften, Blumen wuchsen ihm in Fülle, leuchtende Blumen. Da ihm die Musik Erwerbsquelle und dadurch wohl getrübt wurde, holte er sich ihre Schwester Poesie ins Haus. Buchstäblich zu verstehen. Als er 1890 in der Münchener „Gesellschaft" eine Erzählung „Die Mergelgrube" von Detlev von Liliencron gelesen hatte, ging der arme Klavierlehrer in die nächste Buchhandlung und kaufte sich, was an Büchern von diesem damals noch unbekannten Dichter er-

Digitized by Google

schienen war. „Das war wie eine Offenbarung für mich.“ Ein paar Wochen später erhält Falke einen Brief aus München, in dem ihm eben dieser Liliencron seine Freude über zwei in der „Deutschen Dichtung“ erschienene Gedichte ausspricht. Das ist nicht wunderlich, denn als Liliencron das „Strandidyll“ und den „Gang durchs Fischerdörfchen“ (Ges. Dicht. II, 111) las, mag's ihn recht „heimatlich“ angeweht haben:

Wenige Hütten, gedeckt
mit überragenden Schindeln,
manche versteckt,
wie 's Kind in den Windeln,
hinter Apfebaumgezweig
und gegen den Steig
von hohen Dornen eingeheckt.

Vorm Haus
kraus
zwischen Kraut und Nesseln
Nelken und Georginen;
hinter den Fenstern und Gardinen
Geranien, Goldlack und wieder Nelken
in Scherbenfesseln
bestimmt zu welken.
Fischergerät, Netze und Schnüre
vor jeder Türe;
hin und wieder ein frommer Spruch
und überall Fischgeruch ...“

Man sieht, Liliencron war dem zehn Jahre Jüngeren, der jetzt als fast Vierzigjähriger sein erstes Gedichtbuch „Mynheer der Tod“ herausbrachte, nicht nur Freund, sondern auch „Führer und Lehrer“ geworden. Aber man hört doch auch den eigenen Ton heraus, und der dies schrieb, hatte klare Augen im Kopf und wußte das Gesehene sinnfällig in Worten zu gestalten. Er verstand auch zu schauen. An Böcklinsche Bilder gemahnen Stücke, wie „Die Regeninsel“, „Der Berg“, „Mysterium“ oder auch das erzählende Gedicht „Die Insel“, ein wahres „Gefilde der Seligen“.

Falke wird mit Recht von der Literaturgeschichte in nahem Zusammenhang mit Liliencron genannt, auch insofern, als er gleich diesem seinen Eichendorff und Mörike gut kannte. Aber da Falke eine durchaus wahrhaftige Poetennatur war, verführte ihn die Freundschaft nur zu vereinzelten „Adjutantenritten“ gegen deutsches Philistertum, und auch das „Poggfred“ des Dichterbarons brauchte er sich nicht zu träumen, da er sich bald eine gut bürgerliche Häuslichkeit gegründet hatte. In einem Versbriefe an Liliencron heißt es (Ges. Dichtgn. I, 26):

„Und du Böser wolltest einst mich sorglich warnen,
keinem Weib zu fest ins schlaue Garn zu gehen,
denn die leidigen Ehefesseln brächten wenig
Freude einem teutschen Dichter. Nun, am Ende
bin ich gar kein Dichter, denn fürs erste schmeckt mir
noch die Ehe wie ein Honigkuchen, drauf mit
weißen Mandeln eingelegt ein schönes Herz ist.“

Das Glück der Ehe ist ihm treu geblieben, weil er es nicht wie eine selbstverständliche Gabe hinnahm, sondern es mit aller Liebe hegte und mit seiner Poetenkraft verschönte, sich selbst,

Digitized by Google

aber auch uns zum Gewinn. Denn Falke ist einer der innigsten Dichter des Eheglücks geworden, doppelt wertvoll in einer Zeit, der die Ehe eigentlich nur dann „literarisch verwertungsfähig" erschien, insofern sie problematisch war oder gebrochen wurde. Falke hat seinem Eheweibe aus des Herzens Tiefe gesungen:

„. . . Jetzt fragst auch du nicht: Liebst du mich?
Du fragst nur schlicht: Hast du mich lieb?
Und lächelst, daß nach Lust und Bluft
die reife Frucht am Stengel blieb.

Ich hab' dich lieb. Das klingt so süß
und klingt so reif. Ein Sommerlaut,
wenn rings der Blick im Vollbesitz
auf segenschöne Felder schaut.

Gib deine Hand, und keinen Kuß,
mein Weib. Nur Blick in Blick. So. Gib.
Und hier das Sommersegenswort,
das reife Wort: Ich hab' dich lieb." (G. D. I, 6.)

Eine solche Liebe ist in so festem Grunde verankert, daß sie auch einen Sturm verträgt. Falke hat in seinem Lebensroman „Die Stadt mit den goldenen Türmen" offenherzig die späte Leidenschaft bekannt, die ihn gefährdete, und der wir manches männlich schöne Gedicht verdanken (z. B. die Gruppe „Eine Liebe" im ersten Bande der Ges. Dichtgn.). Aber

„Er riß sich los und kehrt nun heim
und drängt sein Herz an deines hin.
Trotz Rausch und Traum, du fühlst, es blieb
das alte Herz und hat dich lieb."

Frauenmilde, ihre Güte und Klugheit:

Ich ging in der Irre, du riefst mich nicht,
ließt heller nur brennen der Liebe Licht.

Du warteteft ruhig und warst gewiß:
mein Stern bleibt stehn in der Finsternis.

Verworrene Wege, wo lief es hinaus?
Du lächelst und hast mich wieder zu Haus.

Hätte ihn die Gattenliebe nicht heimgeführt, der Vater hätte gewiß nach Hause gefunden. In steigendem Maße ist Falke mit den Jahren ein Dichter der Kinder geworden:

Eine Musik lieb' ich mehr
als die schönste der größten Meister.
Täglich klingt sie um mich her,
klingt täglich lauter und dreister.

Da schweigt sie wohl erschrocken still,
doch dauert die Pause nicht lange,
und wenn ich der Ruhe mich freuen will,
ist sie wieder im besten Gange.

Ich liebe sie sehr, und doch, es gibt
Stunden, da muß ich sie schelten,
dann ist für die, die das Herz so liebt,
ein Donnerwetter nicht selten.

Zuletzt geb' ich mich doch darein
Und lache: Laß klingen, laß klingen!
Und hör' durch des Hauses Sonnenschein
vier Kinderfüße springen. (Ges. Dicht. I, 46.)

Wer so von den Kindern erfüllt ist, findet als Dichter auch den Ton für sie. Falke gehört zu den wenigen, die niemals läppisch, niemals kindisch werden, aber den Kindern sich in Ohr und Herz zu singen verstehen. So hat er u. a. auch zu Speckters Tierbildern ganz köstliche Reime gedichtet. Aber auch auf seine größeren Dichtungen hat der Gedanke an zuhörende Kinder entschieden eingewirkt. Vor allem in die Balladen kommt dadurch manchmal ein heimliches Lachen und Singen, das an die besten Stunden von August Kopisch gemahnt (z. B. Die Riesen, Kaiser Karl und der Spielmann u. a. vor allem im dritten Band der Ges. Dicht.). Sonst war seine Art für die Ballade nicht straff genug. Strophen, wie die zwei ersten von „Thies und Ose", gelingen nur vereinzelt (II, 105):

Digitized by Google

„In Wenningstedt bei Karten und Korn
erschlug einst ein Bauer in jähem Zorn
seinen Gast. Thies Thießen war stark
und der Hansen ein Stänker um jeden Quark.

Nun lag er bleich und im Blut auf dem Stroh.
Aber wo war Thies Thießen? Wo?
Sie suchten ihn und fanden ihn nicht,
und der Galgen machte ein langes Gesicht."

Dagegen verhilft ihm seine musikalische Natur gelegentlich zu einem Stück, wie der „Schnitterin" (II, 104), die zwischen den schönsten Volksliedballaden bestehen würde.

Doch wäre es verkehrt, Falke nur nach seinen mehr heitern Gaben zu beurteilen. Der Titel, den er seinem zweiten Gedichtbuche gab: „Tanz und Andacht", besteht zu Recht. Die Andacht gilt dem Großen und Schönen der Erde, sie ist Sehnsucht in die Weite, in die Höhe:

„Unruhig steht die Sehnsucht auf,
ihr ist so schwül, sie atmet tief,
und hundert Wünsche stehen auf,
die sie am müden Tag verschlief.

Sie rührt der Mutter an den Saum,
der Mutter Nacht, die achtet's kaum
und denkt, es wär' der Wind, der strich.
Die Wimper hebt sie wie aus tiefem Traum
und lächelt irr und wunderlich." (II, 51.)

Falke hat ihn sehr oft vernommen,

„den Schritt der Stunde, wenn du schlaflos liegst
und die Gedanken sich wie Schwalben jagen".

Ein sehr reiches Traumleben, oft natürlich als wacher Traum, bereichert ihm die engen Lebenskreise und erhält ihm jenes Ungenügen an sich selbst, an der eigenen Leistung, das vor dem Philistertum der Selbstzufriedenheit bewahrt. Aus dieser Erkenntnis heraus erblüht das „Gebet":

„Herr, laß mich hungern dann und wann,
Sattsein macht stumpf und träge,
und schick' mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
und häng' den Kranz, den vollen Kranz
mir höher in die Sterne." (IV, 53.)

Freilich den andern unversiegbaren Jungborn hat er auch immer gefunden, die Natur. Er wurzelt ganz in seiner nordischen Heimat und liebt über alles die weite Heide, die dem vom großstädtischen Lärm Gehetzten die Stille gibt:

„Es ist ein stiller Pfad
entlang an Klee und Korn,
wo Furchen grub das schwere Rad;
Geißblatt wuchert am Rand, und Dorn.

Rings Farben, juliwarm,
und reifer Roggenduft!
Ein tanzender Mückenschwarm
und Schwalben in zitternder Luft.

Und um die glühe Mittagszeit
ein Bett im Heckenkraut,
und weit
kein Menschenlaut." (II, 40.)

Digitized by Google

Hatte ich nicht recht zu sagen, Falke sei einer zum Liebhaben?! Wie unrecht, in hochmütiger Literatenart diesem Dichter Lebenswert abzusprechen. Falke hat sich selber einmal dagegen gewehrt, und das Gedicht mag hier noch stehen, weil es über das persönliche Bekenntnis hinaus geradezu programmatische Geltung hat:

Ihr wollt mein Singen schelten
dem Leben fremd. O sagt,
was soll für Leben gelten,
wenn meins euch nicht behagt?

Wenn ich von Liebe singe,
die alle Herzen stimmt,
euch meinen Becher bringe,
drin eine Rose schwimmt,

wenn ich mein Weib umfange
und preise solchen Bund,
nach meinen Kindern lange
und küsse sie auf den Mund,

und streu' auf meine stillen
Grabhügel Blumen hin,
und nehme des Lebens Willen
in Seele auf und Sinn,

und kehre heim, zu loben
den Tag und seinen Schein,
und pflücke die Sterne oben
in meinen Kranz hinein,

und trage meine Sorgen
in einen bangen Traum
und schüttle sie am Morgen
von mir wie einen Flaum,

und gehe auf die Gasse
ins Marktgewühl hinaus
und bringe, soviel ich fasse,
verdientes Brot nach Haus,

und reiche, von Scham geschlagen,
dem Bettler durch die Tür,
ohne ihn auszufragen,
von meinem Brot herfür,

und schelte ehrlich das Schlechte,
ohne Tadelsucht,
und preise das Starke und Rechte
und nehme mich selbst in Zucht:

Ist das nicht alles Leben,
wohl eines Mannes wert,
der still im Nehmen und Geben
den, der ihm gab, verehrt? (I, 80.)

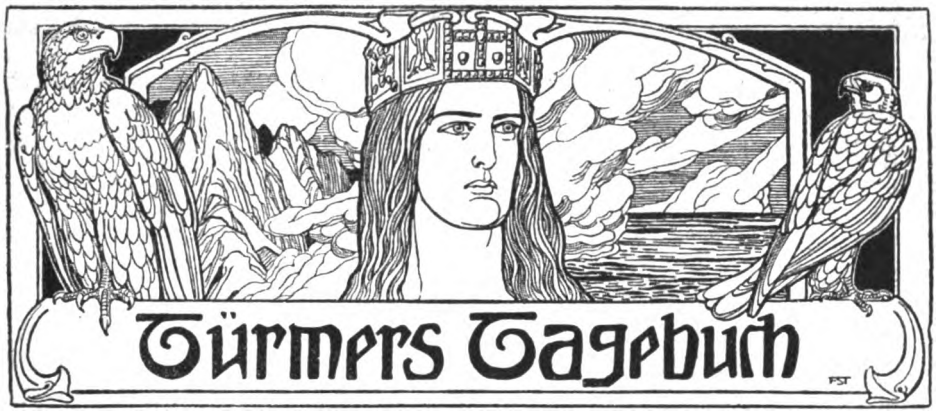
Gustav Falke hat vor einigen Jahren aus seinen zahlreichen Gedichtbüchern eine Ausgabe in fünf Bänden „Gesammelte Dichtungen" (Hamburg, Alfred Janssen; 15 M) zusammengestellt, die ehrenvoll im deutschen Hausbücherschrank stehen können. Der letzte Band enthält Erzählungen in leichtflüssigen Versen, anmutige Gaben. Daneben hat der Dichter auch einige Prosabücher geschaffen, unter denen „Die Stadt mit den goldenen Türmen" als eine dichterisch verklärte Selbstbiographie und der Roman „Der Mann im Nebel" als eine eigenartige, psychologisch fesselnde Darstellung des unfruchtbaren Ästhetentums besondere Beachtung verdienen.

Seine nachhaltige Bedeutung liegt in der Lyrik. Viele seiner Gedichte sind vertont. Der Komponist, der in besonderer Weise den Ton für ihn getroffen hat, Fritz Jürgens, ist vor kurzem auf dem Schlachtfeld gefallen; allzu jung, lange bevor sein Können gereift war. Falke war glücklicher; ihm ist so viel geworden, daß er selbst gesagt hat: „Was will ich mehr":

Noch halt' mit beiden Händen ich
des Lebens schöne Schale fest,
noch trink' und kann nicht enden ich
und denk' nicht an den letzten Rest.
„Doch einmal wird die Schale leer,
die letzte Neige schlürfest du."
So trank ich doch, was will ich mehr,
dem Tod ein volles Leben zu.

Karl Storck

Digitized by Google



Der Krieg

Es scheinen noch immer Herzen unter uns zu schlagen, die meinen, man brauche dem Gegner nur gut zureden, und er werde schon klein beigeben. Man brauche ihm nur auf halbem Wege entgegenzukommen, und der andere werde das gleiche tun. Und dabei würden diese selben so großzügigen und vertrauensvollen Seelen jeden für unzurechnungsfähig erklären, der *ihnen* bei einem *bürgerlichen* Handel das gleiche Verfahren zumuten wollte. Es geht aber im politischen Geschäft noch viel „händlerischer" zu, als im bürgerlichen, und es ist wohl in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen, daß eine kriegführende Partei durch freiwillig ihr angebotene Zugeständnisse und Verzichte sich ihrerseits zu dem gleichen Entgegenkommen veranlaßt gesehen hätte.

Diese doch nicht weltenferne Erwägung hindert aber die Großherzigen nicht, jeden Gedanken an eine mögliche Gebietserweiterung des Deutschen Reiches grundsätzlich und mit flammender Entrüstung von sich zu weisen und, soweit es an ihnen liegt, den vielleicht schon ermattenden Feind mit der tröstlichen Zuversicht aufzustacheln, daß er es ruhig darauf ankommen lassen könne, denn schlimmstenfalls — außer den im Kriege aufgewandten Opfern — habe er ja weitere nicht zu befürchten. Es hindert sie auch nicht, wo immer nur neue Forderungen von „neutraler" Seite angemeldet werden, denkbar weitestes Entgegenkommen zu befürworten und jedes von der Gegenpartei nur verlangte Opfer der Möglichkeit eines Abbruchs der Verhandlungen vorzuziehen.

Auch in unserer Streitsache mit den Vereinigten Staaten (oder besser: mit Präsident Wilson?) hat es bis zuletzt an Stimmen nicht gefehlt, die — wenn auch in mehr oder weniger verschämter Form — auf unsere Regierung und öffentliche Meinung im Sinne eines weiteren und weiteren, also unerschöpflichen Nachgebens einzuwirken suchten! Bis endlich unsere Regierung selbst die Erklärung abgab, daß nun diejenige Grenze unseres Entgegenkommens erreicht sei, über die hinauszugehen die Ehre und Würde des deutschen Volkes verbiete. Da endlich entdeckten die unentwegten Rückzugsstrategen ihren Männerstolz vor Präsidententhronen, fanden sie Töne finsterer Entschlossenheit.

Digitized by Google

Und wie waren die von der „neutralen“ Regierung zu Washington uns freundlichst unterbreiteten „Vorschläge“? So, daß die „Tägliche Rundschau“ ohne Übertreibung von ihnen sagen konnte, daß sie „um kein Jota anders zu lauten brauchten, wenn sie nicht aus dem Washingtoner Weißen Hause, sondern aus der Londoner Downingstreet kämen, wenn sie nicht von Herrn Lansing, sondern von Herrn Grey geformt und unterschrieben wären. So sorgfältig war darin jede Unannehmlichkeit und Unbequemlichkeit für die Engländer vermieden, so ausschließlich richtete sich jede darin vorgeschlagene Beschränkung gegen die Lebensmöglichkeit unserer U-Bootkriegführung“. War es doch ein keiner Voreingenommenheit für Deutschland verdächtiges anglo-amerikanisches Blatt, die Neuyorker „Evening Post“, die den Präsidenten geradezu beschuldigte, daß seine ganze Neutralitätspolitik — das Wort im weitesten Sinne und in allen Verzweigungen ihrer Auswirkung verstanden — eine Komödie sei. Eine Komödie, deren Tendenz sich gegen Deutschland richte, und deren Doppelspiel im Gelingen davon abhängig sei, daß man es in London richtig durchschaue und in der richtigen Weise sekundiere. „Die ‚neutralen‘ Vorschläge des Herrn Lansing“, schrieb die „Kreuzzeitung“, „stellen sich gewollt und bewußt schützend vor Englands Vorherrschaft zur See und vor dessen humane Absicht, das deutsche Volk auszuhungern. Sie sind ein neuer sprechender Beweis für die Richtigkeit der Ansicht Professor von Stengels, daß Deutschland gar kein Interesse an Verhandlungen über völkerrechtliche Festlegungen der Freiheit der Meere hat, da diese von England im Bunde mit Amerika nur zu Versuchen benutzt werden, Deutschland die Waffe des Tauchbootes zu entwinden.

Bei den Vorschlägen Lansings muß zunächst einmal vorausgeschickt werden, daß für Deutschland überhaupt nicht mehr die Möglichkeit besteht, irgendeine Erklärung, die England über die Handhabung des Völkerrechtes in diesem Kriege geben würde, ernst zu nehmen. Es gibt keinen Menschen in Deutschland, der nach den Erfahrungen der letzten anderthalb Jahre bei England in irgendeiner Form eine bona fides hinsichtlich der Art der Kriegführung gegen Deutschland vorauszusehen in der Lage wäre. Ja es hieße Deutschland geradezu erniedrigen und ihm selbstmörderische Neigungen zutrauen, wollte man ihm zumuten, daß es nach dem von England gebilligten Morde des ‚Baralong‘, nach dem Flaggenbetrug, nach dem systematischen Vorgehen seiner bewaffneten Handelsschiffe, nach seinem Aushungerungskriege irgendeiner von England in diesem Kriege abzugebenden Erklärung eine praktische Bedeutung für die Handhabung der deutschen Waffen beilegen solle. Als Wegelagerer und Pirat hat England nach unserer Kehle gegriffen, um uns zu erwürgen, und uns gleichzeitig mit Hohn, Lüge und Verleumdung überschüttet. Man soll uns weder für so töricht, noch für so schwach im Kampfe um unser Leben und um die Erhaltung unserer mit dem Hunger bedrohten Frauen und Kinder halten, daß wir uns durch die Worte aus Englands Munde beeinflussen lassen könnten. ...

Der Überfall des Dampfers ‚Melanie‘ auf ein deutsches Unterseeboot ist eine neue Mahnung für uns, nicht unsere Unterseeboote und das Leben ihrer

Digitized by Google

braven Besatzungen aufs Spiel zu setzen, weil wir bei unseren Gegnern einen Anstand der Kriegführung voraussetzen, dessen sie nicht fähig sind, eine neue Mahnung, uns bei ihnen vielmehr auf jede Hinterhältigkeit und Brutalität gefaßt zu machen. Es wird nicht ausbleiben können, daß diese neue Erfahrung auf die Form unseres Unterseebootkrieges nachhaltige Wirkungen ausübt. Einmal war die ‚Melanie' bewaffnet. Das ist jetzt, wie auch die Erfahrungen der Prisenmannschaft der ‚Appam' beweisen, bei den feindlichen Handelsschiffen die Regel. Und diese Bewaffnung hat nicht nur Verteidigungszwecke. Die französischen Handelsschiffe haben sogar den ausdrücklichen Befehl, auch wenn sie nicht angegriffen werden, auf jedes feindliche Unterseeboot das Feuer zu eröffnen, oder es zu rammen. Können die deutschen Unterseeboote sich unter diesen Umständen darauf einlassen, mit den feindlichen Handelsschiffen in lange Verhandlungen zu treten? Ist es nicht vielmehr nahezu Selbstmord, wenn sie das tun und sich infolge Gewährung einer Frist zur Rettung der Mannschaft durch die Boote längere Zeit in ihrer Nähe aufhalten? Zum zweiten aber führte der Dampfer ‚Melanie', während er den Angriff auf das deutsche Unterseeboot unternahm, die holländische Flagge, wie seinerzeit die ‚Baralong' die amerikanische. Der Mißbrauch neutraler Flaggen durch England und seine Verbündeten ist also ebenfalls zu einer für unsere Unterseeboote höchst gefährlichen Gewohnheit geworden. Und auch daraus werden diese im Interesse ihrer Sicherheit die Lehre zu ziehen haben. Bringt das Härten für die Neutralen mit sich, so sind wir auch dafür nicht verantwortlich. Sie haben einen völkerrechtlichen Anspruch gegen England, daß ihre Flagge nicht mißbraucht wird. Sind sie nicht gewillt oder nicht imstande, diesen Anspruch durchzusetzen, so können unmöglich wir die Folgen, die sich daraus ergeben, auf uns nehmen.

Durch den Fall der ‚Melanie' wird die Forderung Amerikas, daß wir unser Vorgehen gegen die ‚Lusitania' als völkerrechtswidrig grundsätzlich preisgeben sollen, in ein besonders scharfes Licht gerückt. Es ist nicht erforderlich, die Bedeutung dieser Entscheidung für unsere ganze weitere Seekriegführung nochmals näher darzulegen, sie liegt auf flacher Hand. Aber gerade angesichts dieser Bedeutung, die ja dem Washingtoner Kabinett nicht verborgen bleiben kann, drängt sich die Frage nach den Gründen der amerikanischen Politik auf. Und in einem Berliner Artikel der ‚Kölnischen Volkszeitung' findet sie eine Beantwortung, die bemerkenswert ist. Dort wird unter Berufung auf die hiesigen maßgebenden Stellen gesagt, daß die Deutschfeindlichkeit der Wilsonschen Politik in der Überzeugung wurzle, daß Deutschland doch unterliegen werde. ... Das Blatt wirft die Frage auf, wie es möglich sein könne, daß Wilson trotz aller unserer Erfolge eine so falsche Vorstellung von der Kräfteverteilung zwischen uns und unseren Gegnern habe. In der militärischen Lage sei keine Erklärung dafür zu finden. Das Blatt neigt der Ansicht zu, daß wir jene falsche Vorstellung durch unser fortwährendes Entgegenkommen, durch unsere ununterbrochene Nachgiebigkeit selber begünstigt haben. Dieser Gedanke wird nicht ohne weiteres als unrichtig von der Hand zu weisen sein. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß unsere Zurückhaltung in der

Digitized by Google

Bezeichnung unserer Kriegsziele, die so scharf von dem Verhalten unserer Gegner absticht, mit Notwendigkeit den Eindruck des Schwächebewußtseins hervorrufen muß. Wenn die Welt in Abständen von ein paar Wochen oder weniger immer wieder von den Wortführern unserer Gegner hört, wie nahe sie dem Siege, Deutschland der Zerschmetterung nahe sei, daß man nicht eher Frieden machen werde, als bis Belgien, Serbien und Montenegro befreit, Frankreich seine ‚geraubten' Provinzen wiedererhalten habe usw., während bei uns ganz schüchtern nur von Faustpfändern geredet wird, so ist es ja gar nicht anders möglich, als daß das suggestiv in aller Welt den Eindruck hervorruft, der schließliche Sieg des Vierverbandes stehe außer Zweifel, Deutschland werde froh sein, wenn es mit dem blauen Auge davonkomme. Die Sache hat aber noch eine andere, innerpolitische Seite, auf die der Abgeordnete Bacmeister in der ‚Unabhängigen Nationalkorrespondenz' hinweist und deren Bedeutsamkeit nicht verkannt werden sollte. Er hebt hervor, daß das Bewußtsein, in diesem Kriege Haus und Herd zu verteidigen, das unserem Volke anfangs eine so wunderbare Geschlossenheit und einen so hohen Schwung gab, mehr und mehr verblaßt ist, seit unsere Heere weit in Feindesland stehen. Die Gefahr ist den einzelnen Nichtkämpfern zu fern gerückt. Es fehlt dem Volke ein großes Ziel. ‚Wie soll das deutsche Volk das Wesen dieser (trotz Theodor Wolff!) so großen Zeit erfassen, wenn es immer nur von Krieg und Krieges Leid erfährt, aber nie sich klar darüber werden darf, daß dieser Krieg seine Geschichte machtvoll gestaltet und die Grundlagen legen muß für aller Zukunft Arbeit, für das irdische Gedeihen seiner Enkel und Enkelkinder?' Daran ist leider nur allzuviel Wahres. Ist es nicht beschämend, wie unser Volk zu Hause sich mehr und mehr verliert und geradezu erstickt in den Querelen des Tages in einer Zeit, durch die, wie kaum jemals eine andere, der heiße Atem der Weltgeschichte weht? Unsere Staatsleiter dürfen über der gewiß schweren und verantwortungsvollen Arbeit, die die Geschäfte des Tages mit sich bringen, die Imponderabilien nicht vergessen, sie dürfen nicht vergessen, daß in dem Kampfe gegen die Überlegenheit unserer Gegner die seelischen Kräfte unseres Volkes unser stärkster Bundesgenosse sind. ..."

Aus der gleichen Anschauung und Erkenntnis heraus urteilt die „Tägliche Rundschau": „Die Widersinnigkeit der heute noch zu Recht bestehenden Gebundenheit der öffentlichen Meinung ist nie schärfer hervorgetreten, als in diesem Augenblick, da die wichtigsten politischen Entscheidungen dieses Krieges fallen, ohne daß das deutsche Volk mehr als Zuschauer sein kann, zum größten Teil sogar unvorbereiteter, ununterrichteter Zuschauer. Alle Einsicht, Handlungsmöglichkeit, Verantwortlichkeit liegt bei einem einzigen Manne. Die Presse kann an den lebenentscheidenden Fragen nur herumtasten, sie umschreiben, andeuten, ohne aussprechen zu können, was ist, was notwendig wäre. Der deutsche Botschafter Graf Bernstorff hat dem Staatssekretär Lansing die letzte Mitteilung Deutschlands über den ‚Lusitania'-Fall überreicht. Wir möchten nach

Digitized by Google

der Fassung dieser Nachricht annehmen, daß diese letzte Mitteilung die Unmöglichkeit feststellt, daß Deutschland seinen Unterseebootkrieg als ‚illegal' anerkennt, wie es von amerikanischer Seite gefordert worden ist. Wir stehen in einem Kampfe um Sein und Nichtsein, in einem Kampfe gegen furchtbare Übermacht und gegenüber einem Gegner, der skrupellos jedes Mittel zu unserer Niederwerfung und Vernichtung anwendet. Wir müssen uns die Freiheit bewahren, gegen diesen Gegner jene Kriegführung und jene Kampfmittel zur Durchführung zu bringen, die er am meisten fürchtet, die ihn am schärfsten treffen und die ihn am ehesten dem Willen zum Frieden geneigt machen. Wir stehen auch, wie dutzendmal nachgewiesen und auch von amerikanischer Seite anerkannt wurde, mit unserem Unterseebootkriege völkerrechtlich und sittlich auf festem Rechtsboden und haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, uns nicht die Hände binden zu lassen, sondern unsere technische Überlegenheit so auszunutzen, daß der Feind durch Schaden zum Frieden willfährig gemacht wird. ‚Die möglichst schnelle Herbeiführung des Sieges' ist, wie das ‚Berl. Tagebl.' dieser Tage richtig bemerkte, das Ziel, das allein gelten kann. Wenn man aber dieses Ziel erkannt hat, muß man auch die Mittel, die zu diesem Siege hinführen, wollen, und darf nicht auf eine plötzliche Sinnesänderung unserer Gegner rechnen, auf die kommende ‚Einsicht' oder auf Kriegsereignisse, die ihn schmerzen, aber nicht in seinem Lebensnerv treffen. England ist ein zäher Gegner, der in erster Linie wirtschaftlich niedergerungen werden muß. Seine Kriegsnöte sind groß und könnten durch einen rücksichtslosen Unterseebootkrieg zur Unerträglichkeit gesteigert werden. Dann wäre für England der Augenblick zum Einlenken, zum Frieden gekommen, und mit England für die ganze Welt; denn dieser Krieg wird nur noch durch England aufrechterhalten. Amerika hat uns seinerzeit gehindert, unsern Handelskrieg gegen England in wirksamer Weise fortzusetzen; wenn es uns jetzt die Unterseebootwaffe ganz entwinden möchte, so ist das ein Dienst für England, aber zugleich eine Hemmung, den Krieg in absehbarer Zeit zu beenden. Amerika wäre der Nährvater eines Dauerkrieges, wie durch seine Munitionslieferungen, so durch seine Stellungnahme in der Tauchbootfrage, die einem mit irgendwelcher Neutralität gar nicht mehr zu vereinenden Schutze für England gleichkommt. ...

Sollte es zum Abbruch der Beziehungen kommen, so würde das kein Mensch in Deutschland leicht nehmen. Wir haben weder das Verlangen, ohne Not einen neuen Feind auf uns zu nehmen, noch das Bedürfnis, mit einem Lande, das mit uns so vielfach verbunden ist und mit dem wir in ungestörten guten Beziehungen leben möchten, in Feindschaft zu geraten. Wenn ein hiesiges Blatt behauptete, daß es Kreise in Deutschland gebe, die einen Bruch mit Amerika auf die leichte Schulter nehmen, so ist das ein Rückfall in die alte schlechte Gewohnheit, Anwürfe der Feinde den eigenen Landsleuten unterzuschieben. Eine Meinungsverschiedenheit bestand bei uns lediglich über die Behandlung Amerikas, ob die weitestgehende Nachgiebigkeit oder eine zeitige feste Stellungnahme Amerika eher zur Einsicht bringen könnte. Wir sind nach unserer Kenntnis des amerikanischen Volkscharakters der Meinung gewesen, daß der Amerikaner einem entschlossenen Nein ein größeres Verständnis entgegenbringt, als

Digitized by Google

einem Zurückweichen, für das er bald keine Grenzen mehr kennt; aber wir können wohl verstehen, daß die verantwortliche Regierung es für ihre Pflicht halten mußte, jedes Mittel zu versuchen und jedes Opfer zu bringen, um Amerika von Feindseligkeiten abzuhalten. Die Grenze aber ist gegeben, wenn unser Kriegsziel, ‚die möglichst schnelle Herbeiführung des Sieges', durch Forderungen Amerikas beirrt oder unmöglich gemacht wird.

Zu welchem Entschlusse Amerika kommen wird, ist noch ungewiß. Wir wissen nicht, ob eine Gebundenheit gegenüber England vorliegt; wir wollen nicht untersuchen, wie weit Wahlrücksichten bei der Entscheidung des Präsidenten Wilson mitspielen. Mitwirken aber muß für unsere Seite die schwere Verantwortung, die Wilson gegenüber seinem eigenen Lande übernehmen würde, die schwere Lage, in die er die ‚Bindestrich'-Amerikaner bringen würde, die schweren Wirrungen, die sein Entschluß für den inneren Frieden der Vereinigten Staaten hervorrufen müßte. Mitwirken muß ferner die einem Kriege durchaus abgeneigte Haltung eines großen Teiles des Landes und des Kongresses. Mitwirken wird ferner die Rücksicht auf unsere Feinde, die Japaner, die aber auch die Feinde Amerikas sind und sich in den letzten Tagen in der Südsee merkwürdig regen. Vielleicht auch, daß Herr Wilson seine Wahlkampagne glorreicher noch als mit dem Abbruche der Beziehungen zu Deutschland mit Friedensverhandlungen einzuleiten gedenkt, für die seine letzten Botschaften nur als die letzten Druckmittel gedacht wären. Wir würden solchen Bemühungen von dieser Seite allerdings mit schärfstem Mißtrauen entgegensehen, halten sie aber für durchaus möglich. ..."

Man darf, wie Georg Bernhard in der „Vossischen Zeitung" mit Recht betont, nie außer acht lassen, daß in Amerika, mehr noch als wo anders, die Volksseele von ganz unkontrollierbaren Mächten in Schwingungen versetzt wird, und daß daher der politische Agitator, der jeweils Präsident ist — noch dazu kurz vor Ablauf seines Wahlabschnittes — von diesen unkontrollierbaren Mächten mit gelenkt wird. „Diese Mächte sind augenblicklich sicher nicht für Deutschland. Deshalb hängt auch nicht, wie man bei uns noch vielfach zu meinen scheint, die Entscheidung über das, was zwischen uns und den Vereinigten Staaten nun werden soll, von dem größeren oder geringeren Grad der Mäßigung unserer verantwortlichen Stellen ab. Wir sind stets bereit gewesen, wenigstens die korrekten Beziehungen, in die Amerika sich seit Beginn des Weltkrieges zu uns gesetzt hat, aufrecht zu erhalten. Auch unsere jetzigen Weisungen an den Grafen Bernstorff ermächtigen ihn wieder, bis an die Grenze dessen zu gehen, was ein Staat, der auf seine Würde hält, überhaupt zugestehen kann. ...

Es gibt niemanden bei uns, der die Folgen eines Abbruchs der Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten irgendwie leicht nimmt. Nur ist es eben nötig, sich darüber klar zu sein, daß man nicht dauernd Entscheidungen aus dem Wege gehen kann, wenn die andere Partei auf alle Fälle eine Entscheidung herbeiführen will. Dann darf man die aufgezwungene Entscheidung nicht nur immer unter dem Gesichtswinkel betrachten, ob dadurch Schwie-

Digitized by Google

rigkeiten entstehen. Eine Politik ohne Schwierigkeiten gibt es nicht. Aber andererseits gibt es auch kein Risiko, das nicht Chancen in sich birgt. Und es scheint uns, als ob man die Chancen, die im Risiko einer an sich unerfreulichen Lösung der deutsch-amerikanischen Spannung liegen, bei uns vielfach mit Bewußtsein übersieht. Jeder Krieg, der so weit vorgerückt ist, wie der augenblickliche, stellt ein eigenartiges Gemisch von politischen und militärischen Problemen dar, die sich vielfach durchkreuzen oder sich feindlich gegenüberstehen. Was die Politik verwickelter macht, kann die militärische Situation vereinfachen und umgekehrt. Es wird bei der jetzigen Lage der Dinge aber in erster Linie — ja vielleicht allein — darauf ankommen, darüber zu entscheiden, ob der politische oder der militärische Erfolg von größerer Bedeutung und daher mehr zu wünschen ist. ...

Wir haben uns die größte Mühe gegeben, den amerikanischen Interessen in der ‚Lusitania'-Angelegenheit so weit wie nur irgend möglich entgegenzukommen. Viele unter uns sind der Ansicht gewesen, daß dieses Entgegenkommen bereits weiter ging, als notwendig war. Wenn alle unsere Nachgiebigkeit bisher nicht die Beilegung des Falles ermöglichte, so kann das nur daran liegen, daß die Amerikaner über die Entschädigung im Einzelfalle hinaus die Grundsätze anerkannt zu sehen wünschen, die sie in ihrer Note aufgestellt haben. Sie versteifen sich darauf, von uns die Erklärung zu bekommen, daß unsere Entschädigung keine freiwillige Leistung, sondern, wie der Jurist sagen würde, die Erfüllung einer Deliktsobligation ist. Wir haben uns bereit erklärt, die Frage, ob die Torpedierung der ‚Lusitania' völkerrechtswidrig erfolgt sei oder nicht, dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten. Amerika aber verlangt, daß wir auf der Stelle zugeben sollen, schuldhaft gehandelt zu haben. Die Abgabe einer solchen Erklärung würde uns jeder Rechtsgrundlage für unseren Unterseebootkrieg berauben. Wir würden dadurch zugestehen, daß die Regeln des Seekriegsrechts, die zu einer Zeit aufgestellt wurden, als man an Unterseeboote noch nicht dachte, wörtlich ausgelegt werden müssen, nicht aber unter Berücksichtigung der neuen Seewaffe — sinngemäß erweitert — anzuwenden sind.

Wir können uns nicht denken, daß die neuen Weisungen, die Graf Bernstorff von Berlin erhalten hat, ihn ermächtigen, all unsere bisherigen Anschauungen in der Frage preiszugeben. Ist das aber nicht geschehen, so muß man sich darauf gefaßt machen, daß eine Einigung überhaupt nicht zu erzielen ist, und daß die ernstesten Folgen immerhin nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegen. ..."

Mit aller Entschiedenheit muß an der Forderung festgehalten werden, die Graf Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung" hervorhebt: daß es sich für uns Deutsche weder im einen noch im anderen Sinne um irgendwelche Wortklauberei, ja überhaupt um das Formale hier handeln darf. „Wir wissen nicht den Wortlaut des amerikanischen Verlangens an Deutschland und kennen ebensowenig die deutsche Antwort und ebensowenig den Leitfaden der Verhandlungen, welche sich an die Übergabe der deutschen Antwort angeschlossen haben. Auf alle Fälle scheint es, daß die deutsche Antwort höchstens grundsätzlich, nicht aber

Digitized by Google

in Beziehung auf Tat- und Einzelfragen ein Definitivum bedeutet. Das geht schon daraus hervor, daß sofort seit Übergabe der deutschen Note bis zum heutigen Tage von Verhandlungen die Rede ist. Sollte es z. B. wahr sein, daß Amerika die früher ausgesprochene Auffassung, ‚die Vernichtung der „Lusitania" sei ungesetzlich gewesen', habe fallen lassen, so braucht dies keine wesentliche Bedeutung zu haben. Uns kann es nicht auf Wort und Wendung, sondern lediglich auf die Sache ankommen. Die Sache bedeutet aber, daß weder grundsätzlich noch für die Praxis durch die Verhandlungen oder Abmachungen mit Amerika das Unterseeboot in seiner Bedeutung für den Handelskrieg beeinträchtigt werde, politisch ebensowenig wie militärisch. Würde der Unterseehandelskrieg freilich durch Forderungen bzw. Zugeständnisse praktisch unwirksam gemacht, so wäre Geneigtheit (amerikanischerseits) für seine prinzipielle Anerkennung wohl sehr wahrscheinlich. Ein ausgestopfter Löwe nimmt sich bekanntlich — wenn er gut ausgestopft ist — imponierend aus und behält Gesicht, wie die Chinesen sagen. Die praktische Seite steht für Deutschland weit und unbedingt im Vordergrunde. Und es ist selbstverständlich, daß auch nicht indirekt durch irgendwelche politische oder wirtschaftliche Übertragungen die deutsch-amerikanischen Verhandlungen zu einer Behinderung oder Einschränkung eines in wirksamer Weise und mittelst militärisch zweckmäßiger Methoden geführten Unterseehandelskriegs Veranlassung geben dürften. Diese Frage und dieser Gegenstand muß im Sinne des Begriffes maßgebend sein, nicht die Frage, in welcher Weise und auf welche Form eine Einigung oder Nichteinigung mit den Vereinigten Staaten zustandekommen könnte. Wenn das ‚Berliner Tageblatt' schreibt: Die Hoffnung scheint nicht unberechtigt, daß die so gewonnene Zeit einer Entspannung und einer friedlichen Lösung des vorliegenden Streitfalles zugute kommen wird —, so vermissen wir die Ergänzung, unter welchen Voraussetzungen der Ausdruck ‚Hoffnung' anwendbar ist. Und wenn die ‚Frankfurter Zeitung' so spricht, als ob die Entscheidung beim Präsidenten Wilson läge, so ist eine solche Auffassung der Sache uns zwar nicht unerwartet, aber darum nicht minder unverständlich. ...

Es kommt natürlich auch nicht nur darauf an, daß man eine Waffe nicht aus der Hand legt, sondern daß man sie braucht, soweit sie und die eigene Kraft es gestatten. Der dritte mögliche Fall: daß man die Waffe zwar nicht aus der Hand legt, sie aber, ohne sie zu gebrauchen, in der Hand behält, würde die Frage auch nur scheinbar lösen, oder aber anstatt des prinzipiellen einen tatsächlichen Verzicht bedeuten. Der Unterstaatssekretär Zimmermann hat gesagt: Die Interessen Deutschlands und Amerikas ständen nicht miteinander im Widerspruche. Dieser Ansicht sind wir auch, verkennen dabei aber nicht — gewiß ebensowenig wie der Unterstaatssekretär —, daß Interessen nicht nur objektive, sondern auch subjektive Größen sind: ‚alicuius interest', sagt der Lateiner. Hier kann man also nicht objektiv feststellen, wie der andere Teil subjektiv sein Interesse oder die Frage eines Widerspruches zwischen den amerikanischen und den deutschen Interessen auffaßt. ...

‚Mit Ach und Krach', meint der ‚Lokal-Anzeiger', ‚haben sich unsere Beziehungen zur Union bisher noch aufrechterhalten lassen, und es würde so schließlich

Digitized by Google

auch noch weiter gehen können, wenn Herr Wilson in diesem Zustande der Zweideutigkeit durchaus verharren will.' Ob der bisherige Zustand als ein solcher der Zweideutigkeit bezeichnet werden kann, erscheint uns zweifelhaft; wir haben ihn jedenfalls immer als ziemlich eindeutig betrachtet. Und ob es dann ‚schließlich so auch noch weitergehen könnte', das heißt im deutschen Interesse, ist eine Frage, deren Beantwortung wir uns vorläufig versagen müssen.

Der ‚Lokal-Anz.' schließt mit den Worten: ‚Unsere Regierung hat in ihrer letzten Mitteilung noch an der Anschauung festgehalten, daß eine endgültige Verständigung sich auf Grund ihrer neuen Instruktionen erhoffen lasse; das Schlimmste braucht danach also noch nicht als unvermeidlich zu gelten. Aber, wie es auch kommen mag, wir können uns wohl sagen, daß Deutschland nichts unversucht gelassen hat, um den Frieden mit Amerika zu erhalten. Sollte es im Hohen Rate zu Washington trotzdem anders beschlossen sein, dann träfe weder das deutsche Volk, noch seine Regierung für diese unselige Wendung der Dinge die geringste Schuld.' — Daß die deutsche Regierung gewünscht hat und wünscht, den Frieden mit Amerika zu erhalten, weiß wohl jeder Mensch; daß der ‚Berliner Lokal-Anzeiger' aber Worte anwenden zu sollen glaubt, wie: ‚das Schlimmste' ... ‚unvermeidlich' usw. und von einer ‚unseligen Wendung' spricht, sich überhaupt eines lediglich wehmütig klagenden Tones bedient, muß bedauert werden und entspricht unseres Erachtens nicht den Aufgaben der Presse in solcher Zeit. Soweit wir unterrichtet sind, entspricht dieser Ton durchaus nicht der Grundstimmung des deutschen Volkes, dürfte außerdem nicht gerade den Eindruck im Auslande machen, welchen das Interesse der Sache und des Augenblicks verlangen, eben auch, weil er dem Auslande ein unrichtiges Bild von der Stimmung im Deutschen Reiche gibt und das hohe siegesgewisse Selbstvertrauen, das Gefühl unserer Stärke und unseres Rechtes nicht zeigt, welches die Deutschen beseelt, ob nun das eintrifft, was der ‚Berliner Lokal-Anzeiger' als ‚unselige Wendung' bezeichnet oder nicht. Unserer Auffassung nach können nur solche Wendungen als unselig bezeichnet werden, welche die deutsche Kampfkraft beeinträchtigen oder ihre Ausübung einschränken. ...

Auch der ‚Berliner Lokal-Anzeiger' konnte nicht umhin, die Dinge beim Namen zu nennen: ‚Der „Lusitania"-Fall solle anscheinend dazu dienen, dem Deutschen Reiche ‚die Unterseebootwaffe aus der Hand zu winden'. — Das ist in der Tat der Kernpunkt des ganzen, nur anscheinend komplizierten Knotens von Fragen. Das führt von selbst auf die weitere Frage: was der U-Bootskrieg dem Deutschen Reiche wert ist oder wert sein kann, in erster Linie jetzt während des Krieges. Auf diese Frage näher einzugehen, ist augenblicklich nicht möglich, wir möchten aber einen Punkt nicht unbehandelt lassen, welcher von der ‚Frankfurter Zeitung' und dem ‚Berliner Tageblatt'— gleichzeitig — besonders betont wurde. Diese Betonung ging aus von der unnötigen, höchstens irreführenden Feststellung: ein Konflikt mit den Vereinigten Staaten sei nicht ganz leicht zu nehmen. Als Beleg für diese Behauptung führen die beiden Blätter und noch andere mehr ganz besonders die geldliche Unterstützung an, welche Amerika dann unseren Feinden zuteil lassen würde, außerdem eine weitere

Digitized by Google

Vermehrung der Lieferungen an Kriegsbedarf. Selbst wenn man annehmen will, worüber sich im übrigen streiten läßt, daß Amerika unseren Feinden eine erhöhte — geleistet worden ist eine solche schon seit lange — Geldunterstützung zuteil werden ließe, so bliebe die Frage, ob unsere Gegner, insbesondere Großbritannien, einen tatsächlichen großen Nutzen aus solcher Bereitwilligkeit ziehen könnten. Es läge in der Macht Deutschlands, die überseeischen Zufuhren Großbritanniens abzuschneiden, bzw. derart zu beeinträchtigen, daß die edlen Briten die Ware, welche sie umsonst oder auf Kredit von den Vereinigten Staaten sich schicken ließen, nicht erhielten, sei es, daß sie auf den Grund des Meeres versenkt würde, sei es, daß aus Mangel an Frachtraum der Ozeanverkehr sich sowieso in abnehmendem Maße entwickeln würde. Beides würde in Wechselwirkung arbeiten. Die großbritannische Bevölkerung könnte sich von amerikanischem Kredit, von baren gutgeschriebenen Subsidien usw. weder nähren noch kleiden, noch ihre Industrie in Bewegung halten, noch Krieg führen; denn sie ist auf tatsächliche überseeische Wareneinfuhr angewiesen. Kabeldepeschen machen sie nicht satt. Die ungeheuren Munitionslieferungen, von denen die genannten Blätter sprechen, würden nicht, oder zum größten Teil nicht, die britischen Inseln oder die französische Küste erreichen, während sie es unter den jetzigen Verhältnissen tun. Damit fällt das Argument von der Bedeutung ungeheurer amerikanischer Geldunterstützung und von vermehrten Kriegsmateriallieferungen so gut wie ganz in sich zusammen. Daß aber die deutsche Kriegführung die Transporte über den Atlantischen Ozean herübergelangen lassen und nicht von den ihr zur Verfügung stehenden Verhinderungsmitteln Gebrauch machen würde, das dürften auch die genannten Blätter wohl nicht glauben. Die Frachtraumfrage würde selbst dann militärisch steigend günstiger für uns und katastrophal für England werden, wenn man den Fall annähme, daß die in amerikanischen Häfen liegenden deutschen Dampfer für den Ozeanverkehr eingestellt würden; eine Maßnahme übrigens, welche dem amerikanischen Konkurrenzinteresse England gegenüber nicht entspräche.

Für die Beurteilung dieser Frage erscheint die Rede des großbritannischen Ministers Runciman als von ganz besonderem Werte. Der Minister hat den Mangel an Schiffen bzw. an Frachtraum wörtlich als die schlimmste Not bezeichnet, welche England während des Krieges erfahren habe. Die Schwierigkeiten würden nicht abnehmen, sondern wachsen.

Seit Jahr und Tag, und zwar ziemlich genau — denn jetzt vor einem Jahre wurde die deutsche Proklamation der britischen Gewässer zum Kriegsgebiete veröffentlicht und der Beginn des Unterseehandelskrieges zum 18. Februar 1915 angekündigt — ist hier der Standpunkt vertreten worden, daß eine Kriegführung, welche die britische Handelsflotte verkleinere, auf die Dauer ihres Erfolges sicher sei, wenn sie unbeirrt und nachdrücklich fortgesetzt würde. Die bekannten Vorgänge des vorigen Sommers und Herbstes nach der Versenkung der ‚Lusitania' haben dann eine noch währende Unterbrechung jener Kriegführung geschaffen, welch letztere von Monat zu Monat wirksamer war und der britischen Handelsflotte eine Einbuße an Frachtraum von über 2 Millionen Tonnen

Digitized by Google

kostete. Dazu kommen als weitere Momente der Frachtraumverringerung das Festliegen englischer Handelsschiffe in der Ostsee und im Schwarzen Meere und schließlich eine Tonnage von ungefähr 5 Millionen, die der britischen Handelsflotte durch die Bedürfnisse der Kriegsflotte entzogen sind. Runciman sagt hierzu: die Admiralität verlange noch mehr Handelsschiffe für militärische Zwecke, aber es sei unmöglich, den Schiffahrtslinien weitere Schiffe zu entziehen, denn dadurch würde die Versorgung des Landes und die Ernährung der Bevölkerung unmöglich gemacht. Herr Runciman hat damit vollkommen recht, wir können seine Ausführungen in diesem Punkte restlos bestätigen. Das ist auch kein Wunder, denn nach zuverlässigen Schätzungen belaufen sich die Verluste der englischen Handelsflotte zusammen — also durch Verluste, die ihnen die deutsche Kriegführung, vor allem der deutsche Unterseekrieg, beigebracht hat, ferner durch die Bedürfnisse der britischen Kriegsflotte zu Hilfsdampfern, schließlich durch festgelegte Tonnage — auf ungefähr 40 Prozent des früheren Gesamtbestandes. Dazu kommen, wie Runciman sagt, die wachsenden ‚Forderungen unserer Verbündeten'. Auch diese Schwierigkeiten müssen mit zwingender Notwendigkeit steigen. Die Bedürfnisse der teuren Bundesgenossen werden immer größer, die Mittel, ihnen auch nur halbwegs gerecht zu werden, immer kleiner. Dazu kommt der heilige britische Egoismus. Die britischen Werften, wie Runciman sagt, sind an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit: sie können selbst durch angestrengteste Arbeit nur die normalen Abgänge ausfüllen. Abgesehen von der sonst wachsenden Schwierigkeit der Ernährung und Versorgung infolge der Verringerung des Frachtraumes ist die enorme Steigerung der Frachtraten zu beachten. Sie beläuft sich auf das Zehnfache, ja auf das Zwanzigfache der früheren Höhe. Ein anderes Moment macht die so geschaffene Lage noch prekärer: die Schließung des Suezkanales. Alle, und zwar die sehr zahlreichen englischen Dampfer, welche früher den Suezkanal passierten, sind für diese Route gebaut und eingerichtet. Sie können nur ein gewisses Maß von Kohlen an Bord nehmen, entsprechend den Entfernungen der Kohlenhäfen auf dieser Route. Um nun nach Schließung des Kanales den Weg ums Kap zu nehmen, dürften in den allermeisten Fällen ihre Mittel nicht ausreichen, also auch hier eine vielfach unübersteigliche Schwierigkeit und dann schwere Einbuße für den Verkehr und die Versorgung.

Man kann sich alles in allem bei nüchterner Überlegung dem Eindrucke nicht entziehen, daß Sir E. Grey und sein Unterstaatssekretär Cecil, ferner Herr Runciman und andere Minister recht haben, wenn sie die größte Besorgnis hegen, Deutschland könne eine Kriegführung anwenden, welche die Tonnage der britischen Handelsflotte stark und schnell erheblich verminderte. Die britischen Minister wissen, und, wie Mr. Lansings Vorschläge zeigen, weiß man es auch in den Vereinigten Staaten, daß Großbritannien eine solche Verminderung seiner Tonnage nicht ertragen können werde."

Kräftig nachhelfen dieser „Verminderung" — das darf das deutsche Volk wohl zuversichtlich erwarten — wird der von der deutschen Regierung angekündigte Befehl, bewaffnete Kauffahrteischiffe künftig nicht mehr als Handels-

Digitized by Google

schiffe, sondern als Kriegsschiffe zu behandeln. Der entscheidende „Abschnitt IV" der diese Maßnahmen begründenden, mit „8. Februar 1916" gezeichneten Denkschrift lautet:

„1. Unter den vorstehend dargelegten Umständen haben feindliche Kauffahrteischiffe, die mit Geschützen bewaffnet sind, kein Recht mehr darauf, als friedliche Handelsschiffe angesehen zu werden. Die deutschen Seestreitkräfte werden daher nach einer kurzen, den Interessen der Neutralen Rechnung tragenden Frist den Befehl erhalten, solche Schiffe als Kriegführende zu behandeln.

2. Die Deutsche Regierung gibt den neutralen Mächten von dieser Sachlage Kenntnis, damit sie ihre Angehörigen warnen können, weiterhin ihre Person oder ihr Vermögen bewaffneten Kauffahrteischiffen der mit dem Deutschen Reiche im Kriege befindlichen Mächte anzuvertrauen."

Erdrückend ist das in den Anlagen beigebrachte und im ersten Teile der Denkschrift zusammengefaßte Beweismaterial. Es zeigt, daß alle feindlichen Handelsschiffe — auch die unter neutraler Flagge fahrenden — bewaffnet sind, daß sie ihre Bewaffnung auch zum Angriff, und zwar zum unprovozierten Angriff benutzt haben! Und das nicht etwa in eigenmächtiger Überschreitung ihrer Befugnisse, sondern auf ausdrückliche Weisung der Admiralität!

„Als vor drei Jahren", erinnert Graf Reventlow, „der damalige Erste Lord der Admiralität, Mr. Churchill, die Bewaffnung von Handelsschiffen ankündigte und damit rechtfertigte, daß sie nötig sei, um sich im Kriege gegen deutsche Hilfskreuzer zu verteidigen, haben wir gleich den Standpunkt vertreten, daß diese Maßnahme Franktireurkrieg auf See bedeute. Schon unter den damals als möglich erscheinenden Verhältnissen eines künftigen Krieges war zu ermessen, daß eine Kontrolle, daß das ‚armierte Handelsschiff' seine Kanonen zur Verteidigung, nicht aber zum Angriffe abfeuerte, sich ausschlösse. Die Kanone ist eine Angriffswaffe an sich, und die Instruktionen, welche bereits damals schon Churchill gab, ließen deutlich erkennen, daß jedes armierte englische Handelsschiff sich tatsächlich in einen Franktireurkreuzer verwandelt hatte mit der Bestimmung, aus seiner Maske als Handelsschiff nach der militärischen wie nach der kommerziellen Seite hin Vorteil zu ziehen. Es ist wesentlich, gerade dieses festzuhalten: daß das armierte Handelsschiff entstanden ist, ehe der Unterseehandelskrieg bekannt war, es mithin eine englische Lüge bedeutet, wenn jenseits der Nordsee gesagt wird, es handle sich mit der Bewaffnung von Kauffahrteischiffen um eine Maßnahme, welche durch den Unterseebootshandelskrieg hervorgerufen worden sei. Wir haben uns, offen gestanden, einem gewissen Erstaunen darüber nicht entziehen können, daß die deutsche Regierung gerade angesichts dieser Lage der Dinge nicht früher die Behandlung der armierten feindlichen Handelsschiffe als Kriegsschiffe angeordnet hat, denn ein ‚bewaffnetes Handelsschiff' ist eben kein Handelsschiff mehr, und die ‚Verteidigung' konnte man von Anfang an nicht ernst nehmen. Immerhin machen die Anlagen der Denkschrift und die Zusammenstellung einer Anzahl Fälle von Dampfer-

Digitized by Google

angriffen auf deutsche Unterseeboote einen überwältigenden Eindruck. Ihm werden sich insbesondere auch die neutralen seefahrenden Mächte schwerlich entziehen können. Hervorgehoben sei u. a., daß die Dampfer bisweilen bereits feuerten, wenn das Unterseeboot sie zum Zeigen der Flagge aufforderte, also denkbar loyal und friedlich die Nationalität des Schiffes feststellen wollte, oder aber einen Warnungsschuß abgab. Der Warnungsschuß ist nun wahrlich keine Neuheit, sondern ein uraltes, anerkanntes Mittel des Handelskrieges, um den Dampfer aufmerksam zu machen, um was es sich handelt. Dazu kommen die Befehle der Admiralität, auf jedes Unterseeboot zu schießen, sobald es in sicherer Schußweite ist, auch ohne daß ein Angriff oder die Absicht eines solchen vorliegt. Kurzum, das Unterseeboot wird für vogelfrei erklärt und für den Handelsdampfer von der großbritannischen Admiralität das Recht in Anspruch genommen, für sich alle Privilegien des Handelsschiffes zu verlangen und sich dabei als Kriegsschiff zu gebärden. Diese Vereinigung ist nicht nur eine völkerrechtliche, sondern im Kriege auch eine militärisch praktische Ungeheuerlichkeit. Aus ihr zieht nun die deutsche Regierung endlich die natürlichen Folgerungen, und es ist eine unverdiente Nachsicht, wenn der Abschnitt IV der Denkschrift sagt: die bewaffneten Handelsschiffe hätten kein Recht mehr darauf, als friedliche Kauffahrteischiffe angesehen zu werden. Solche Kauffahrteischiffe haben niemals das Recht darauf gehabt, und es bedeutet ebenfalls eine sehr milde Auffassung, wenn die deutsche Regierung trotz der Völkerrechtswidrigkeit kriegerischer Betätigung eines feindlichen Kauffahrteischiffes dessen Besatzung nicht als Piraten, sondern als Kriegführende behandelt."

Zur guten Stunde nagelt die „Kreuzzeitung" fest, was nach diesen niederschmetternden tatsächlichen Feststellungen — „Erklärungen" zu bedeuten hätten, die etwa die englische Regierung (!) in Verfolg der angeblichen Lansingschen Vorschläge über die Nichtbewaffnung ihrer Handelsschiffe oder über die Verwendung der bewaffneten nur zu Verteidigungszwecken abgegeben haben würde. „Die Note vom 25. August 1914 versichert feierlich, daß die Bewaffnung nur zu Verteidigungszwecken erfolgen solle, und steht so in einem, selbst für England auffallend geringen Einklang mit dem Geheimbefehl, auf alle Tauchboote das Feuer zu eröffnen, der ‚unter keinen Umständen in Feindeshand fallen soll'. Dazu kommt der Befehl, daß die als Geschützbedienung eingeschifften Mannschaften der Kriegsmarine in neutralen Häfen keine Uniform tragen sollen, und die Empfehlung, daß in neutralen Häfen, insbesondere in denen von Spanien (!), die Bewaffnung so weit als möglich verborgen werde. Unsere stets vertretene Auffassung, daß alle Erklärungen und Zusagen der englischen Regierung über die Art ihrer Kriegführung ohne jede Bedeutung sind, weil die bona fides vollkommen fehlt, hat damit erneut ihre Bestätigung erfahren.

An diese Beweisstücke knüpft unsere Regierung in Nr. IV 1 u. 2 den Schluß, daß feindliche bewaffnete Kauffahrteischiffe kein Recht mehr haben, als friedliche Handelsschiffe angesehen zu werden; ferner kündigt sie an, daß unsere Seestreitkräfte den Befehl erhalten werden, ‚solche' Schiffe als Kriegführende zu behan-

Digitized by Google

deln, und daß den neutralen Mächten hiervon Kenntnis gegeben werden wird, damit sie ihre Angehörigen warnen können, ihre Person oder ihr Vermögen weiterhin bewaffneten Kauffahrteischiffen der uns feindlichen Mächte anzuvertrauen. Die Diplomatensprache geht manchmal ihre eigenen Wege. Dem einfacheren Verstande würde es noch mehr entsprochen haben, wenn ausdrücklich gesagt worden wäre, daß nunmehr nach den Tatsachen, die zu I bis III mitgeteilt sind, alle feindlichen Handelsschiffe als bewaffnet angesehen werden müssen, als Kriegführende zu behandeln sind und von der Mitteilung an die Neutralen betroffen werden. Natürlich kann nichts anderes gemeint sein. Eine Prüfung, ob ein feindliches Schiff ausnahmsweise entgegen den ergangenen Anweisungen unbewaffnet ist, kann im Einzelfalle von unseren Seestreitkräften, besonders den Tauchbooten, gar nicht vorgenommen werden.

In dieser Auslegung bedeutet die Ankündigung einen erfreulichen Fortschritt. Der ‚Lusitania'- und der ‚Arabic'-Fall, bei denen so leicht vergessen wurde, daß es sich nicht um neutrale, sondern um feindliche Schiffe handelte, sind dadurch vollkommen gedeckt. Mit der Möglichkeit, die bewaffneten, d. h. alle, feindlichen Handelsschiffe dadurch vor dem Torpedieren zu schützen, daß einzelne amerikanische Passagiere darauf gesetzt werden, wird endgültig aufgeräumt. Auch die österreichisch-ungarische Regierung hat diesen Standpunkt, der in ihrer letzten Note eingenommen war, erfreulicherweise gleichzeitig verlassen. Aus der österreichischen Note erfahren wir ferner, daß die Frist zugunsten der Neutralen auf den 29. Februar festgesetzt ist. Das muß man billigen, damit die mit Neutralen besetzten schwimmenden Schiffe noch unter den alten Bedingungen den Hafen erreichen können. Unsere Seestreitkräfte aber haben und verdienen das feste Vertrauen, daß der ihnen zugegangene Befehl seine Früchte tragen wird.

Die Denkschrift und die darin angekündigte Maßnahme erschöpfen freilich nicht vollständig die in Frage kommenden Gesichtspunkte. Sie bedeuten, so ausgelegt, wie es eben geschehen ist, einen erfreulichen Fortschritt, aber doch nur einen Schritt auf dem Wege. Die Denkschrift beschäftigt sich nicht mit der Gewohnheit der feindlichen Handelsschiffe, die neutrale Flagge zu mißbrauchen. Und doch ist bekannt, daß die stolze britische Flagge von den beherrschten Wogen so gut wie verschwunden ist, daß die Erfolge des Kampfes und die des Mordes von den englischen Schiffen zumeist unter neutraler Flagge erzielt worden sind, und daß die englische Regierung die betrügerische Verwendung nicht nur feindlicher Farben — das mag als Kriegslist gelten —, sondern der neutralen Flagge als den Gesetzen ihres Landes entsprechend bezeichnet hat. Auch die Anlagen der Denkschrift enthalten hierzu interessante Belege. Die Handelsschiffe sollen ‚vor Eröffnung des Feuers die britische Flagge setzen', und es wird für ‚wesentlich' erklärt, daß ‚das Feuer nicht unter neutraler Flagge eröffnet wird'. Das zeigt, daß bis zum ersten Schuß die neutrale Flagge als erlaubt, ja als Regel gedacht ist. Die ‚Melanie' freilich hat noch unter niederländischer Flagge geschossen. So wird denn auch nur solchen bewaffneten Handelsschiffen, ‚die nach neutralen Häfen fahren', befohlen, daß sie ‚nicht mit neutralen Farben bemalt sein oder eine neutrale Flagge setzen sollen'. Amerika und die anderen Neutralen dulden diesen be-

Digitized by Google

trügerischen Mißbrauch ihrer Farben. Gleichviel, ob sie ihn nicht beseitigen können oder wollen, die Folgen und die Verantwortung müssen sie tragen. Wenn wir alle feindlichen Handelsschiffe, weil sie bewaffnet sind, als Kriegführende behandeln wollen, können wir vor der mißbräuchlich geführten neutralen Flagge nicht haltmachen. Noch gilt die Warnung zu Recht, die wir schon vor einem Jahre ausgesprochen haben, daß auch neutrale Schiffe, die sich in das Kriegsgebiet begeben, das auf eigene Gefahr tun.

Unseres Erachtens gewinnt der neue Schritt der deutschen Regierung erst in diesem Zusammenhange seine volle Bedeutung. Dem Kriege auf dem Gebiete des Seehandels hat England Anfang und Richtung gegeben. Deshalb gilt auch für ihn das Gesetz des Krieges, ohne Rückhalt alle Mittel einzusetzen, die zum Erfolge führen. Jetzt gilt es, dem englischen Handel durch weitere Verluste im Frachtraum tödliche Stöße zu versetzen. Das deutsche Volk blickt mit Stolz und Vertrauen auf unsere herrlichen Seestreitkräfte, die in dem Rahmen der erlassenen Befehle stets die größten Leistungen aufweisen, die denkbar sind. Es wird voll Zuversicht und voll Entschlossenheit, alle Folgen zu tragen, hinter der Regierung stehen, wenn sie dem Heldenmut und der erprobten Tüchtigkeit unserer Streitkräfte freie Bahn gibt."

Das alles freilich nur unter dem wiederholt betonten Vorbehalt: „bei dieser Auslegung". „Vielleicht", meint Graf Reventlow, „wird man an die Lansingschen Vorschläge über den U-Boot-Krieg und bewaffnete Kauffahrteischiffe denken und die offenbaren amerikanischen Versuche, durch Tauschgeschäft den deutschen Unterseehandelskrieg zur tauben Nuß zu machen. Weder die Vereinigten Staaten noch irgendeine andere Macht können jetzt oder später dem Deutschen Reiche einen auch nur annähernd gleichwertigen Ersatz für die Unterseebootswaffe im Handelskriege geben. Der Kern des ganzen Fragenkomplexes liegt darin: wichtiger selbst als die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten muß dem Deutschen Reiche und Volke die uneingeschränkte Verwendung der Unterseewaffe im Handelskrieg gegen Großbritannien sein, denn für die Entscheidung des Daseinskrieges und für später bleibt diese Waffe bei uneingeschränkter Verwendung wichtiger selbst als die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten. Auf der anderen Seite wäre es eine schwere Täuschung, vor der zu warnen ist, zu glauben, daß durch die praktische Verwirklichung der deutschen Denkschrift vom 8. Februar die Unterseebootswaffe ihre volle Wirksamkeit im Handelskriege entfalten solle oder könne. Davon sind wir noch weit entfernt."

Inzwischen ist vom offiziösen Wolffschen Telegraphenbureau eine „Auslegung" der „Frankfurter Zeitung" übernommen worden, die in den Sätzen gipfelt: „Wenn es Lansing mit seinen Bemühungen Ernst ist, wenn er seine Vorbedingung in London durchsetzen kann, daß die Entente sich verpflichtet (!), ihre Kauffahrteischiffe zu entwaffnen, dann bewegen sich die Wünsche und Absichten der Deutschen und Amerikaner durchaus in derselben erfreulichen Linie. Die amerikanische Regierung wird nun ihren Worten Taten folgen lassen müssen. In welchem Rahmen wir unseren U-Boot-Krieg in Zukunft weiter-

Digitized by Google

führen werden, wird davon abhängen, welche diplomatischen Erfolge Herr Lansing bei unseren Gegnern in der Bewaffnungsfrage aufzuweisen haben wird."

„Kaum" – wieder Graf Reventlow – „ist ein bestimmtes Wort ausgesprochen worden, so wird es schleunigst auf Schrauben gestellt und mit Hypothesen umgeben, wie Dornröschen. Ob derartige Vorschläge — selbst wenn sie vom Wolffschen Telegraphenbureau den Stempel staatsmännischer Weisheit erhalten haben — geeignet sind, die Achtung des Auslandes vor deutschen Denkschriften in Kriegszeiten zu erhöhen, erscheint uns mehr als zweifelhaft. Eine ‚Verpflichtung' der Ententemächte, ihre Kauffahrteischiffe zu entwaffnen, würde uns nicht die mindeste Garantie bieten, und es würde das Deutsche Reich dem verdienten Gelächter der Welt preisgegeben, wenn Deutschland nach dem Rate der ‚Frankfurter Zeitung' die Art, wie es seinen U-Boots-Krieg führen wird, und die Grundsätze seiner Seekriegführung überhaupt auf diplomatische Erfolge Herrn Lansings in London stellen würde. Die Sache und der Augenblick sind zu ernst für solche papierene Mätzchen, und wir halten es für eine bedenkliche Sache, nach außen ebenso wie im Hinblick auf die Stimmung der deutschen Bevölkerung, wenn ein Blatt von dem Einflusse, wie man ihn vielfach der ‚Frankfurter Zeitung' beimißt, sich beeilt, der Denkschrift der deutschen Regierung sofort nach deren Veröffentlichung den Entwertungsstempel aufzudrücken."

Die „Frankfurter Zeitung" und — manche andere wollen nun aber einmal nicht an der Rechtlichkeit, Aufrichtigkeit, Treue und Bravheit der englischen Regierung zweifeln. Wenn also die englische Regierung sich „verpflichtet" —: „Hony soit qui mal y pense"!

Digitized by Google

Adolf Wagner

Als Freunde, Verehrer, Kollegen und Schüler am 5. März 1906 dem siebzigjährigen Adolf Wagner zum Angebinde ein Bild überreichten, das sein Schwiegersohn von ihm gemalt hatte, entwarf der nur um drei Jahre jüngere Schmoller, als Sprecher der Glückwünschenden, folgende Schilderung des Lebensjubilars:

„Meine verehrten Anwesenden, werfen Sie einen Blick auf dieses Gemälde. Wie spricht aus ihm, aus diesen Zügen, aus dieser Haltung, aus dieser Art, den Stock anzufassen, Ihr starker Wille, Ihre große Energie: ich möchte sagen, man sieht hier ein leidenschaftliches Temperament, Ihre große, unter Umständen rücksichtslose Energie und doch auch wieder die Weichheit Ihres Gemütslebens; ein stahlharter, logischer, konsequenter, abstrakt formulierender Verstand verknüpft sich bei Ihnen mit den zartesten, empfindlichsten Regungen des Herzens, mit religiöser Tiefe, mit loderndem Pathos. Sensitiv und reizbar, oft mißtrauisch und unbequem, sind Sie der beste Freund Ihrer Freunde, der leidenschaftlichste Patriot. Sie sind stets ein Kämpfer gewesen, eine Streitnatur, und doch waren Sie stets der neidloseste Anerkenner fremder Verdienste. Sie sind eine durch und durch kritische Natur, und wurden doch der pathetische Prophet größter nationaler und sozialer Ideale. Und das alles bedingt sich gegenseitig, entspricht dem Wesen eines nach innen, aufs Zentrum der Dinge gerichteten starken und zugleich feinfühligen Geistes."

Nie ist das intimste, das sozusagen heimlichste Wesen des ausgezeichneten Mannes so erschöpfend, so feinfühlig und so verstehend zugleich aufgezeigt worden, wie hier von dem Partner in mancher wissenschaftlichen Fehde. So hat vor uns, die wir in Kolleg und Seminar, beim Kommers und mitunter auch in politischen Versammlungen zu seinen Füßen saßen, Adolf Wagner immer gestanden: als der leidenschaftliche Patriot, der Ganzpreuße und glühende Bewunderer der durch Bismarck gefundenen Lösung der deutschen Frage. Der aber dabei zeitlebens doch ein Stück Großdeutscher blieb und der Stammesbrüder nicht vergaß, denen die tiefe Tragik deutscher Geschichte verwehrt hatte, teilzunehmen am neuen Reich. Der Jahr für Jahr nach Graz zog, um Eidam und Tochter zu besuchen und gleichzeitig sein Herz, dies bis ins hohe Greisenalter enthusiastische Herz, den Sorgen Deutsch-Österreichs zu öffnen. Dem das Auge feucht wurde, wenn er des Schicksals und Endes der Universität Dorpat gedachte, die er in dankbarer Erinnerung an drei in frohem Schaffen, Lehren und Genießen dort droben an der äußersten Grenzscheide deutschen Wesens verbrachte Jungmannesjahre wohl die „deutscheste aller Universitäten" zu nennen pflegte. Und der niemals fehlte, wo es um die großen, nationalen Dinge ging, um die Wehrhaftmachung unseres Volkes zu Wasser und zu Lande, um einen Appell an den Opfersinn der auf des Lebens Sonnenseite Wandelnden, um einen Ausgleich der Härten, die unsere moderne wirtschaftliche Entwicklung und eine anfangs noch auf den Pfaden der Physiokraten und Manchesterleute einhergehende Gesetzgebung mit heraufführten, um ein Brückenbauen zwischen denen auf der Höhe und in der Tiefe.

Digitized by Google

Nun ist, wenige Wochen vor dem zweiundachtzigsten Geburtstag, Adolf Wagner von seinem Berliner Lehramt zurückgetreten. Ein Abschiednehmen war's, wie man's noch nie erlebte. Der Hörsaal selbst in dieser studentenarmen Zeit überfüllt, die Herzen bewegt, die Stimmung unendlich weich. „Wir lieben ihn", rief Franz Oppenheimer dem Scheidenden nach. Was haben wir an ihm geliebt? Den Mann, der nach den Attentaten der liberalen britischen Ökonomie und mehr noch ihrer französischen und deutschen Ausleger die Wissenschaft von der Volkswirtschaft „rehabilitiert" hatte? Vielleicht, wennschon nicht gerade wahrscheinlich. Den Professor (auch im Sinne von Bekenner), der in einer an die Antike gemahnenden Staatsverherrlichung den Staat uns als die moralische Solidarität der zur Nation zusammengefaßten Individuen und Klassen begreifen lehrte? Möglich, obschon man auch mit dergleichen mehr Respekt sich als Liebe gewinnt. Geliebt haben wir doch wohl alle etwas anderes an Adolf Wagner. Ungefähr das, was vor zwölf Jahren Gustav Schmoller an ihm rühmte. Sein jugendliches Feuer, sein goldenes Herz, die lautere Kindhaftigkeit seines ganzen Wesens. Und es ist das Tragische an diesem Abschied, daß gerade das sich nicht übertragen, nicht aufbewahren und vererben läßt. Wir, die wir so oder so die Schüler des seltenen Mannes waren, haben den Segen dieses Wesens verspürt. Aber eines Tages werden wir ihn mit uns ins Grab nehmen ... R. B.

*

Nächtliche Berichterstattung

Die „Tägliche Rundschau" vom 11. Februar begrüßt die bekannte Erklärung des Reichskanzlers (einem amerikanischen Zeitungsmanne gegenüber), daß auch die deutsche Geduld dort ihre Grenze habe, wo an die Ehre und Würde der Nation getastet werde, und daß er die demütigenden Zumutungen des Herrn Lansing zurückweisen müsse —: „Das waren Worte und Feststellungen, die wir den Amerikanern durchaus aus der ersten Hand gönnen."

Etwas anderes sei aber bei der Sache, was verdrieße, verstimme und wiederum reichlich schade: „Die Art und Weise, wie man bei der ganzen Angleegenheit wieder von Amts wegen die deutsche Öffentlichkeit, die deutsche Nation und ihr Recht, ihr natürliches Bedürfnis nach dem wichtigsten Wissen um den Stand von Angelegenheiten behandelt oder vielmehr nicht behandelt hat, bei denen es doch letzten Endes um die Ehre, um Kopf und Kragen eben dieser deutschen Nation geht, und die doch gegebenenfalls von dieser deutschen Nation mit ihrem Gut und Blut ausgefochten werden müßten.

Die Unterredung des Reichskanzlers mit dem amerikanischen Zeitungsmann, über welche die breitere deutsche Öffentlichkeit heute das erste Wort erfährt, hat bereits vor genau acht Tagen stattgefunden... Nun endlich war die ‚Köln. Ztg.' in der Lage, ein Genaueres über die Sache zu bringen. Warum um's Himmels willen hat man nicht wenigstens jetzt nach so langem Besinnen und nach völlig unverständlichen Schwankungen in der Behandlungsweise der Sache der deutschen Nation eine amtlich oder halbamtlich beglaubigte Lesart dessen gegeben, was ihr Reichskanzler in dieser an ihre Ehre und an ihr Leben gehenden Angelegenheit den Amerikanern zu verstehen und zu bedenken gegeben hat? Statt dessen hat man eine so ungeheuer wichtige Kundgebung des höchsten Reichsbeamten den Zufälligkeiten privater nächtlicher Berichterstattung und allen ihren Mißverständnismöglichkeiten überlassen, einer Berichterstattung, die zurzeit durch die ungesunden Verhältnisse an Händen und Füßen gelähmt ist. So wurde es möglich und war es nicht zu vermeiden, daß die Nation von einer so überaus wichtigen Kundgebung des Kanzlers, bei der ihr jede Silbe, jeder Buchstabe, jede geringste Abweichung in der Lesart von der höchsten Bedeutung und Wichtigkeit sein mußte, portionsweise Kenntnis erhielt und erhält, ohne doch zum Schluß eine Gewähr dafür zu haben, daß das, was sie nun weiß oder zu wissen glaubt, auch wirklich voll-

Digitized by Google

ständig und durchaus richtig ist. Tatsache jedenfalls ist es, daß in dieser Nacht Meldungen über die Kanzlerunterredung die Zensur passiert haben und mit Genehmigung dieser sonst und auch in dieser Sache vorher so angsthaft erwiesenen Zensur den deutschen Lesern vorgesetzt wurden und vorgesetzt werden mußten, obgleich sie höchst unvollständig und in wichtigen Punkten durchaus mißverständlich, ja irreführend waren und sind. Das ist eine so bedauerliche Hilflosigkeit in der Behandlung solcher Dinge, daß die Öffentlichkeit und die Organe der Öffentlichkeit ein Recht und eine Pflicht haben, sich darüber zu beklagen.

Eine Rede des Reichskanzlers in solcher Zeit und über eine solche Sache ist eine Angelegenheit, auf deren genaue Kenntnis wir ein Recht haben. Jede Silbe einer solchen Rede ist so wertvoll, daß die Forderung nach genauer, in jedem Punkte unanfechtbarer, vollständiger und historisch gültiger Lesart ein selbstverständliches Recht der Nation ist. Bedauerlich, daß man dafür an Stellen, die es angeht, ein so mangelhaft entwickeltes Empfinden hat."

Und warum muß immer in der Nacht berichterstattet werden? „In der Nacht, wenn die Liebe erwacht"?

*

Zeitgemäß

Die „B. Z. am Mittag" brachte in ihrer Nummer vom 24. Dezember folgende Anzeige: „Dame mit 6000 ℳ zur Gründung eines Sanatoriums für Hunde sucht Vollrath & Komp., Berlin, Oranienburgerstr. 60."

Es braucht schon ganz besonders fein organisierte Naturen, um nach fünfviertel Jahren Krieg zur Befriedigung seiner Herzensbedürfnisse auf den Hund zu kommen. o.

*

Worauf es ankommt

Zu den Erklärungen des Reichskanzlers dem amerikanischen Pressevertreter von Wiegand gegenüber bemerkt die „Deutsche Tageszeitung":

„Der Reichskanzler geht nicht auf die praktischen Seiten der Frage ein, sondern beschränkt sich auf die Feststellung, daß das Verlangen der amerikanischen Regierung — es ist inhaltlich immer noch nicht veröffentlicht worden — eine Demütigung des Deutschen Reiches anstrebe, ‚eine Erniedrigung Deutschlands', trotzdem der Reichskanzler auch heute noch willens sei, alles innerhalb der Grenzen der Vernunft und Billigkeit und der Grundsätze des Rechtes und der Ehre zu gewähren. — Wir haben uns, soweit es die Zensur gestattete, stets skeptisch genug in bezug auf die Politik und Absichten der Vereinigten Staaten ausgesprochen. Daß deren Regierung aber auf eine Erniedrigung und Demütigung Deutschlands hinarbeite, und zwar mit allen Mitteln diplomatischen Druckes, — diese Bestätigung unserer Ansicht aus dem Munde des deutschen Reichskanzlers ist uns doch etwas überraschend, wennschon in gewissem Sinne erfreulich. Angesichts einer solchen Zielrichtung der amerikanischen Politik darf man gewiß annehmen, daß der Reichskanzler die von ihm genannten Grenzen der Vernunft und Billigkeit für weitere Zugeständnisse entsprechend eng ziehe und ebenso den Raum der Grundsätze des Rechtes und der Ehre.

Nach dem Berichte des ‚Lokal-Anzeigers' über die Unterredung des Reichskanzlers hat dieser erklärt, die Lansingsche Note sei so abgefaßt, daß ihm ‚kein anderer Ausweg bleibe, als sie zu verwerfen'. Der Kanzler hat dazu auch erklärt: ‚keine deutsche Regierung könne eine solche Erniedrigung des Volkes hinnehmen und überdauern', mit anderen Worten: wenn der Reichskanzler die Lansingsche Note annähme, so würde er nicht mehr Reichskanzler bleiben können ...

Der amerikanische Berichterstatter, Herr von Wiegand, bespricht in seinen Kommentaren die deutsche Stimmung und meint: die Stellung des deutschen Reichskanzlers zur Lansingschen Note finde einstimmigen Beifall. Das ist richtig, aber nicht erschöpfend, denn die Lansingsche Note ist im Grunde nur eine Begleiterscheinung. Wenn Wiegand

Digitized by Google

ferner meint: in einigen deutschen Kreisen sei der Ton heftiger, in den anderen versöhnlicher, weil man die Verantwortung für einen Bruch mit Amerika klar ermesse, — so sieht er auch insofern den Kern der Frage nicht. Es kommt hier in Deutschland auf die Begriffe von Versöhnlichkeit und Nichtversöhnlichkeit gar nicht an und nicht nur auf den Widerstand gegen Demütigung, sondern es kommt vor allem an auf das immanente Recht der deutschen Nation, sich derjenigen Waffen zu bedienen, deren es in seinem Daseinskampfe gegen die sie vernichten wollenden Feinde bedarf. Waffen, von denen das deutsche Volk weiß, daß sie, wenn frei, kraftvoll und ohne Rücksicht gebraucht, einen sehr wesentlichen Teil zur Erringung der Entscheidung des Krieges und auch zur Verkürzung des Krieges in sich tragen. Daß die Vereinigten Staaten, ganz abgesehen von ihrer sonstigen Politik und Haltung, dem Deutschen Reiche in den Arm fallen und es am zweckmäßigen Gebrauche dieser Waffe im Daseinskampfe hindern, das kann und darf das deutsche Volk sich desto weniger gefallen lassen, je länger der Krieg dauert. Also von Versöhnlichkeit oder Unversöhnlichkeit den Vereinigten Staaten gegenüber ist nicht die Rede."

*

Auf dem nächsten Wege

Die bekannte Meldung über eine Unterredung des Unterstaatssekretärs Zimmermann mit einem amerikanischen Pressevertreter wird von der „Tägl. Rundschau" wie folgt eingeleitet:

„Im Berliner Auswärtigen Amt hat man nachgerade ein Bedürfnis gefühlt, sich über die Lage der Dinge zwischen uns und Amerika auszusprechen. Das ist denn geschehen — der alte Brauch wird nicht gebrochen — in einer Unterredung mit einem amerikanischen Pressevertreter. Auch wir werden über den Inhalt dieser Unterredung in der Berliner Wilhelmstraße unterrichtet auf dem nächsten Wege über Neuyork durch folgende, dem ‚Wolffschen Bureau' von dort uns freundlichst erlaubte und ermöglichte Rückmeldung ..." Folgt die Meldung.

*

Kriegsgewinne

Die Adler & Oppenheimer Lederfabrik A.G. verteilt für das letzte Geschäftsjahr auf ein Aktienkapital von 12000000 ℳ 20 % Dividende = 2400000 ℳ, überweist der Sonderrücklage für Kriegsgewinnsteuer 3000000 ℳ und trägt auf neue Rechnung „nur" 254246 ℳ vor, so daß sie, von anderen Rückstellungen und den sicher bedeutenden „stillen Reserven" abgesehen, 5654246 ℳ oder 47 % ihres Aktienkapitals verdient hat. „Die Verwaltung glaubt jedoch, auch im nächsten Jahre ein befriedigendes Ergebnis vorlegen zu können, sofern keine unvorhergesehenen Ereignisse eintreten."

Die Rositzer Zucker-Raffinerie beschließt, 10 % Dividende zu verteilen, scheidet aus dem Gewinn 650000 ℳ als Sonderrücklage für Kriegsgewinnsteuer aus, führt 113000 ℳ dem Pensionsfonds zu und trägt etwa 400000 ℳ auf neue Rechnung vor.

Hochinteressant sind auch die Zahlen der König-Friedrich-August-Mühlenwerke A. G. Diese Gesellschaft verteilt für das letzte Geschäftsjahr 15 % Dividende gegen 0 % im Vorjahre, bei einem Reingewinn von 391600 ℳ gegen nur 1590 ℳ im Vorjahre. Die Abschreibungen wurden von 47200 ℳ (i. V.) auf 116600 ℳ erhöht. Die Bilanz enthält bei einem Aktienkapital von 1,2 Millionen ein Bankguthaben von etwas über 1 Mill. Mark (!). Akzepte (im Vorjahr 198600 ℳ) erscheinen nicht mehr in der Bilanz; es hätte also, wie man bei dem großen Bankguthaben sofort sieht, eine bedeutend höhere Dividende verteilt werden können. Selig verkündet die Verwaltung den glücklichen Aktionären, „das Ergebnis des Geschäftsjahres sei zu einem nicht geringen Teile darauf zurückzuführen, daß die Gesellschaft von jeher bestrebt gewesen sei, die Mühlenanlagen auf dem technisch höchsten Stande zu halten". Soll das eine Erklärung, eine — Entschuldigung für die hohen

Digitized by Google

Gewinne sein? — Woher kommen denn die berauschenden Ziffern des Vorjahres: 0 % Dividende, 1590 ℳ Reingewinn, 62100 ℳ für Zinserfordernis, 198600 ℳ Akzepte — und Inanspruchnahme eines Kredits?

Exempla docent. — Hohe Lebensmittelpreise, enorme Kriegskosten, glänzende Dividenden ergeben ein famoses Stimmungsbild. Die riesigen Rückstellungen für Kriegsgewinnsteuer beweisen, wieviel aus dieser Steuer herauszuholen ist, und die riesigen Gewinne zeigen, wie gerecht, wie unbedingt nötig sie ist.

Man geniere sich nur nicht und fasse die fest an, die schwer verdienten, als Hunderttausende darbten und Not litten. W. P.

*

Friedenssehnsucht und Kriegsfreudigkeit

Mit verstehender Einfühlung in das deutsche Volksempfinden bemerkt Wilhelm von Massow in einem längeren Aufsatze des „Panther“ (Leipzig, Pantherverlag):

„Wenn die Stimmung äußerlich nicht mehr die Hochspannung und die aufwallende Begeisterung der Augusttage von 1914 zeigt, so hat das natürliche Gründe, die zu nahe liegen, als daß sie besonders erörtert werden müßten; das ist menschlich und selbstverständlich. Aber dafür haben wir jetzt ein gewaltiges Gegengewicht gegen Einflüsse gewonnen, die sonst vielleicht herabziehend und herabdrückend wirken könnten: das sind die ungeheuren Opfer, die bereits gebracht worden sind. Nur die schwerste Niederlage unserer Waffen — wie wir sie doch gewiß nicht zu befürchten haben — könnte uns zwingen, des für die deutsche Sache schon vergossenen Blutes uneingedenk zu sein. Hier ist ein gewaltiges Schuldbuch aufgetan, dessen mit Blut geschriebene Posten einzulösen uns eine heilige Pflicht ist, von der uns nur unser eigener Untergang entbinden würde. Wir Deutschen haben uns vor dem Kriege unserer Friedensliebe nie geschämt, und so brauchen wir uns auch während des Krieges unserer Friedenssehnsucht nicht zu schämen. Sie beruht darauf, daß wir den Krieg überhaupt nicht gewollt haben, aber eben deshalb gibt sie uns das reine Gewissen, das uns ermöglicht, eine dem scheinbar widersprechende kriegerische Stimmung damit zu verbinden. Das scheinen unsere Gegner auch heute noch nicht zu verstehen und werden es vielleicht zu ihrem Schaden nie verstehen, denn es mag wohl etwas dem deutschen Geiste Eigentümliches sein, diese Vereinigung von Friedenssehnsucht und Kriegsfreudigkeit. Sie hat nichts Lärmendes und Überhebendes, sie faßt im Gegenteil den Ernst und die Furchtbarkeit des Krieges in ihrer ganzen Tiefe, aber sie ist unzerstörbare Zuversicht und fester Glaube an die Zukunft des Vaterlandes.“

*

Höhere Strafen gegen die Verfütterer von Brotgetreide

Mit Recht ist die öffentliche Meinung empört über die viel zu geringen Geldstrafen, die manche Gerichte (zum Glück sind es nach meinen eigenen richterlichen Erfahrungen nur wenige) bei Zuwiderhandlungen gegen die Verordnungen des Bundesrats zur Sicherung unserer Volksernährung verhängen. Da ist es freudig zu begrüßen, daß zur Abhilfe gegen diesen beklagenswerten Übelstand der preußische Justizminister in seiner Allgemeinen Verfügung vom 28. Jan. 1916 betreffend Zuwiderhandlungen gegen Vorschriften über die Sicherstellung der Volksernährung die Staatsanwaltschaften darauf hinweist, daß nach Beobachtungen aus neuerer Zeit das verbotene Verfüttern von Brotgetreide in bedenklichem Umfange zugenommen habe und nicht in allen Fällen auf ausreichende Strafe erkannt worden sei. Die Knappheit und Teuerung aller Futtermittel habe den Anreiz zum Verfüttern von Brotgetreide in hohem Grade verstärkt. Diesem Anreiz gegenüber könnten Geldstrafen nur dann als ausreichende Abschreckungsmittel dienen, wenn sie erheblich höher seien, als der Verurteilte an Ausgaben für Futtermittel gespart habe. Demgemäß würden die Beamten der Staatsanwaltschaft in allen Fällen, in denen nicht mit Rücksicht auf die Schwere der Tat oder die Persönlichkeit des Täters ohne weiteres eine Freiheitsstrafe geboten

Digitized by Google

sei, vor Stellung ihrer Anträge auf Geldstrafen darauf zu achten haben, welche Vorteile der Täter durch sein strafbares Tun erzielt oder erstrebt habe. Dabei werde auch zu erwägen sein, ob die erwiesene Zuwiderhandlung den Schluß rechtfertige, daß sie nur ein einzelnes Glied in einer Kette fortlaufender gleichartiger Vergehen sei. Die Beamten der Staatsanwaltschaft, so schließt der sehr beachtenswerte Erlaß, „müssen sich stets vor Augen halten, daß die Versorgung der Bevölkerung mit Brot nur dann sichergestellt ist, wenn die zu diesem Zweck erlassenen Vorschriften überall genau beachtet werden, und daß deshalb jeder, der gegen diese Vorschriften verstößt, eine schwere Schuld gegen die wichtigsten vaterländischen Interessen auf sich ladet". Landrichter Dr. jur. et phil. B.

*

Rule, Britannia

Ein Dezemberartikel der Zeitschrift „Nation" wendet sich gegen die Rekrutierungsgesetze in England. Je mehr Soldaten wir gewinnen, sagt sie, desto mehr von ihnen werden wir zu transportieren haben, und wir brauchen doch die Schiffsräume für die Waren, die wir unseren Verbündeten verkaufen. Unsere zunehmenden Bedürfnisse an Munition erschweren es, daß Rußland Munition bekommt, den Krieg zu führen. Unsere Ausgaben für das eigene Heer behindern uns, die energische Erneuerung der Offensive Frankreichs und Rußlands im Frühjahr zu finanzieren. Wenn die Ausdehnung unseres Heeres die Stabilität unserer Finanzkraft und die Stärke unserer Verbündeten bedroht, so wird es nötig, sie auf das geeignete Maß zurückzuführen.

Da lebt doch noch der geschichtliche englische Geist, der die großen Kriege durch seine Koalitionen führte und in den großen, beutereichen Friedensschlüssen voll kühlen Hohns mit Feind und Freunden fertig wurde. Mich dünkt, unsere politischen Zeitungsartikler hätten weniger Ursache, als sie meinen, die Darlegungen der „Nation" als bemerkenswert aussichtsvoll zu unseren Gunsten anzuführen.

* Ed. H.

Mit Ausnahme —

Als eine Vergeltungsmaßregel für die letzten Zeppelinangriffe auf Paris verlangt der französische Abgeordnete Galli die Ausweisung aller noch in Frankreich weilenden Deutschen, Österreicher und Ungarn. Die Tschechen sollen von dieser Maßregel nicht getroffen werden.

*

Gegen den Baumwollwucher

Im Türmer (Heft 8, S. 570 ff.) ist gezeigt worden, wie durch ganz unverständliche Maßnahmen der Regierung es möglich war, daß die Zuckerfabriken nach Ausbruch des Kriegs in einer Weise zum Nachteil der Allgemeinheit unterstützt wurden, daß sie noch nie dagewesene Gewinne einheimsen konnten.

Was in der Zuckerindustrie leider geschah, scheint sich in der Baumwollindustrie wiederholen zu wollen. Als Italien im vergangenen Mai in den Krieg eingriff, wurde der fast noch einzige Weg für den Bezug von Rohbaumwolle für uns gesperrt, so daß sich die Regierung Mitte August genötigt sah, die Beschlagnahmeverfügung für Baumwolle und Baumwollgarne zu erlassen. Wohl kamen später Schweizer Garne nach Deutschland, aber nach Erlaß des schweizerischen Ausfuhrverbots im Oktober v. J. versiegte auch diese Bezugsquelle, und Deutschland war ausschließlich auf die im Lande befindlichen Vorräte angewiesen. Als natürliche Folge trat eine sehr starke und fortgesetzte Preissteigerung ein, wodurch die glücklichen Besitzer von Rohbaumwolle ganz ungemessene Gewinne einstreichen konnten und weiter einstreichen können, indem sie für ihre Gespinste überaus hohe, zu den seinerzeitigen Einstandskosten der Rohbaumwolle in gar keinem Verhältnis stehende Preise erzielen.

Leider ist durch den Mangel an Rohstoff die Textilindustrie aufs empfindlichste geschädigt, aber es fragt sich doch, ob es billig und im Interesse der Allgemeinheit ist, daß diejenigen Spinnereien, welche noch Vorräte haben, solche zu Wucherpreisen absetzen dürfen. Wäre hier nicht auch die Einführung von

Digitized by Google

Höchstpreisen angebracht? Schon im August hätte man hierzu schreiten sollen, aber auch jetzt hätte eine solche Maßnahme immer noch ihr Gutes. Eine Höchstpreisbestimmung wäre nicht zum wenigsten auch im Interesse des derzeit größten Verbrauchers: der Heeresverwaltung. Zwar wird von der Regierung durch Abgabe von Kriegsbaumwolle auf die Preisbildung mäßigend eingewirkt, doch genügt dies nicht, um die Preistreibereien zu unterbinden.

Man spricht so viel von der Besteuerung der Kriegsgewinne, aber viel besser und einfacher wäre es in gewissen Fällen, für die Staatskasse zu sorgen, indem man die Ausgaben aufs Mindestmaß reduzierte und nicht auf der einen Seite durch Zahlung hoher Preise für Regierungslieferungen den Beutel der Lieferanten füllte, um nachher diese Gewinne auf dem Steuerwege wieder zu erfassen zu suchen. Letzteres gelingt ja doch immer nur in beschränktem Maße. y.

*

Eine Feststellung

In der „Deutschen Tageszeitung" stellt Graf Reventlow fest, „daß eine Kritik der Regierung ... durch die Zensur verboten — also ausgeschlossen ist". Und: „daß gerade auf diesem Gebiete — militärisch, außenpolitisch, innenpolitisch — die Zensurvorschriften ein unübersteigliches Hindernis bilden".

*

Dumm und frech

In der Dummheit liegt eine Zuversicht, „über die man manchmal rasend werden könnte." An dieses Wort F. H. Jacobis muß man angesichts zahlreicher Ausländereien denken, die bei uns, wie's scheint, unausrottbar sind. Kaum ist der gewaltige Leipziger Hauptbahnhof dem Verkehr übergeben, als auch in seiner unmittelbaren Nähe ein großer Gasthof eröffnet wird. Der Bahnhof ist ein Denkmal deutschen Gewerbefleißes und deutscher Verkehrskunst. Der Gasthof wird natürlich in seinem Namen darauf Bezug nehmen. Es ist ja in dieser deutschen Zeit nicht allzuschwer. Denkst du, lieber Leser! Aber die Herren Besitzer dieses Gasthofs in Leipzig? Sie nennen ihren Gasthof: Hotel Astoria. Also Mister Astor zu Ehren. Warum? Nun wahrscheinlich, weil er in „echt amerikanischen" Eisenbahnspekulationen ein Sündengeld gemacht hat, und weil wir Deutsche gerade jetzt den Amerikanern so zu Dank verpflichtet sind, daß wir ihnen Denkmäler errichten müssen.

Über Dummheit wundere ich mich längst nicht mehr; aber welches Maß von Zuversicht müssen derartige Leute in die Langmut des deutschen Volkes setzen, wenn sie ihm immer wieder solches zu bieten wagen?! Aber ist es nicht vielleicht das Traurigste an der ganzen Sache, daß sie sich in ihrer Rechnung mit dieser Schafsgeduld nicht täuschen?! St.

*

Deutsche?

Die in deutscher Sprache geschriebene sozialdemokratische „Leipziger Volkszeitung" rechnet es dem sozialdemokratischen Abgeordneten Noske als schweres Verschulden an, daß er in einer in Göppingen gehaltenen Rede sich nicht energisch gegen eine Kriegskostenentschädigung Deutschlands beim Friedensschluß erklärt hat.

Abgeordneter Noske antwortet darauf: „Die zarteste Rücksichtnahme auf die Empfindungen der gegen Deutschland Krieg führenden Völker wird, das ist bezeichnend, gerade von den Leuten zur Schau getragen, die Englands wahnwitzige Bestrebungen, Deutschlands wirtschaftlichen Ruin herbeizuführen, möglichst ignorieren und die nach immer neuen Entschuldigungsgründen für die Franzosen suchen, von denen andauernd zum Eroberungskrieg gegen unser Land gehetzt wird. Daß die Forderung der Erstattung von Kriegskosten den sozialistischen Grundsätzen nicht widerspricht ..., haben die sechs preußischen Landtagsabgeordneten, die zur Minderheit in der Partei gehören, mit aller Schärfe zum Ausdruck gebracht. In ihrer Erklärung setzen sie sich für eine Entschädigung von Kriegskosten ein. Allerdings soll Deutschland nichts erhalten, sondern

Digitized by Google

zahlen, nämlich an Belgien allen infolge des Kriegs entstandenen Schaden. Dem deutschen Volke aber wird angesonnen, zu den großen Lasten seines Verteidigungskrieges auch noch draufzuzahlen ..."

Man begreift nur nicht, was die Leute jener liebknechtischen Gesinnung verhindert haben mag, nach ihren so heiß geliebten geistigen Vaterländern, Rußland, England, Frankreich, auszuwandern und sich dort einbürgern zu lassen. Während des Krieges läßt sich das freilich nicht gut machen, und sie müssen sich daher an einer kräftigen Propaganda für die Kriegsziele jener Länder genügen lassen.

* Gr.

Das Wichtigste

In der russischen Provinz hat man jetzt keine Zeit für den Krieg, weil man von einer ganz wichtigen Beschäftigung vollkommen in Anspruch genommen ist. Über die Stimmung im russischen Mittelstande in der Provinz befragt, äußerte nach den „Birshewija Wjedomosti" vom 4. Februar der frühere Dumapräsident Chomjakow bei seinem letzten Aufenthalt in Petersburg: „Von der früheren Begeisterung ist keine Spur mehr. Alle sind nur mit Stehlen beschäftigt, und das muß man ihnen lassen, sie stehlen in genialer Weise, genial bis zur Virtuosität!"

Kein Wunder: Übung macht den Meister, und eine solche Gelegenheit kommt so leicht nicht wieder. Da heißt's denn, sich feste dranhalten und nicht ablenken lassen. Gr.

*

Handeln und Verhandeln

Zeit gewonnen, alles gewonnen, denkt der Engländer und lenkt für ihn den Amerikaner, indem er den Deutschen in endlose „Verhandlungen" über „Prinzipienfragen" verwickelt. Mittlerweile macht, wie die „Daily Mail" meldet, der praktische Engländer ungeheure Getreideeinkäufe in Australien, in Kanada und in Südamerika, um sich gegen einen Ausfall an der Einfuhr zu versichern, der durch „unvorhergesehene Ereignisse zur See" eintreten könnte. Ein Unterseehandelskrieg in den nördlichen Gewässern könnte leicht solche „Ereignisse" herbeiführen, und deshalb nützt der Engländer als fürsorglicher Hausvater die köstliche Zeit der „Verhandlungen", um sich mit allen Vorräten nach Möglichkeit einzudecken. Da nun köstliche Zeiten gar nicht lange genug dauern können, so kann auch der Amerikaner die Verhandlungen mit den Deutschen nicht lange und gründlich genug fortsetzen. So wie es immer gewesen ist und wie es wohl in den Sternen geschrieben stehen muß: der Deutsche verhandelt, und der Engländer handelt. Gr.

*

Geist

Herr Briand hat den Journalisten in Rom „Fortsetzung des Kampfes ohne Gnade" versprochen, um — „die freie Entwicklung des menschlichen Geistes zu sichern".

Herrn Briands Geist hat sich, wie man sieht, sehr frei entwickelt, und Herr Briand ist der erkorene und berufene Vertreter Frankreichs. Herr Briand irrt, wenn er meint, einen „Kampf ohne Gnade" gegen uns führen zu müssen, um diese Entwicklung des französischen Geistes zu „sichern". Wir haben keinerlei Grund, sie zu stören. Gr.

*

Zum Ungeschmack der neueren Familienanzeigen

In einem Berliner nationalen Blatt vom 7. Januar beginnt eine Geburtsanzeige:

„Es wagte den Schritt ins eiserne Leben unser jüngstes Töchterchen Ingeborg."

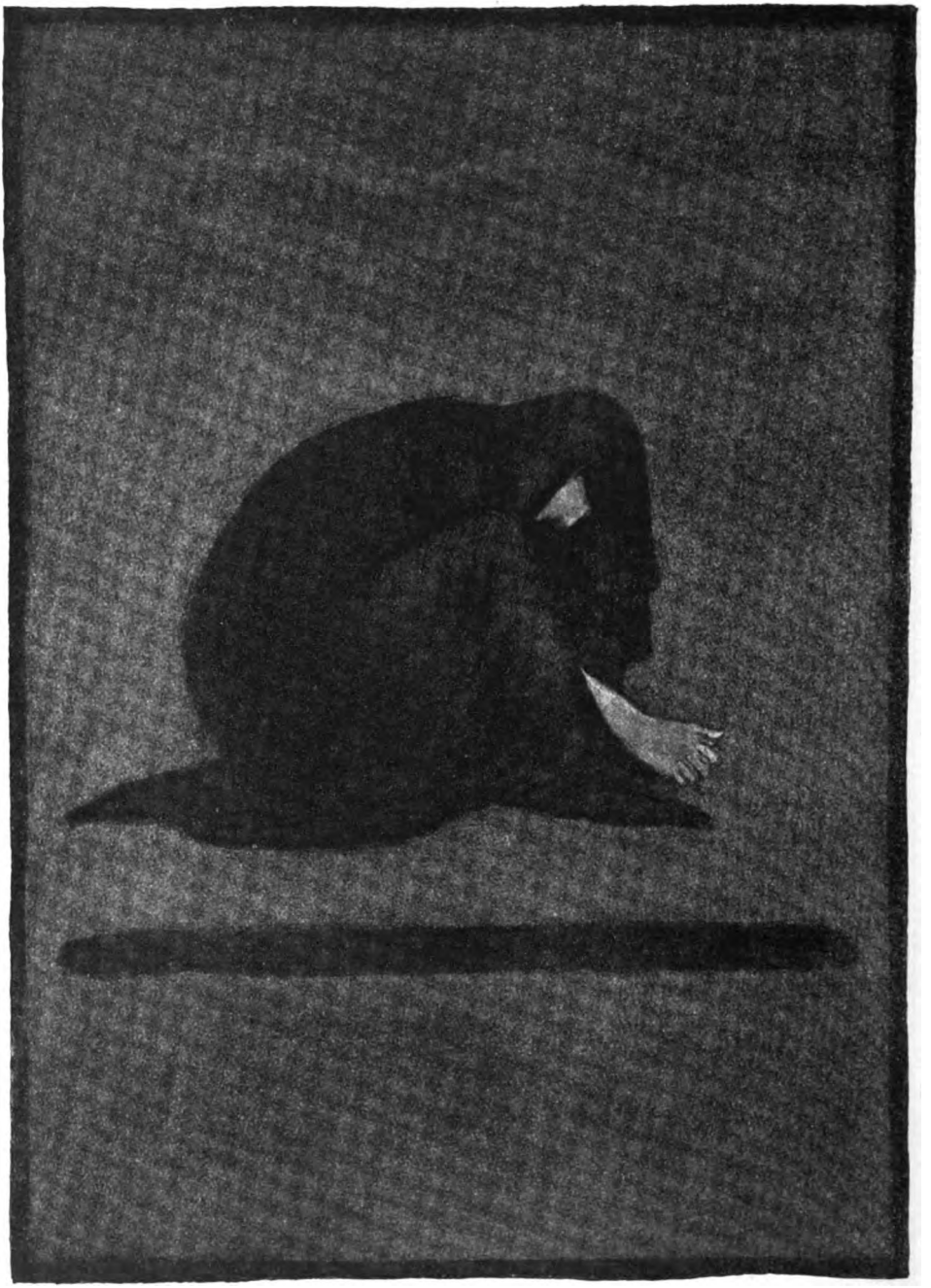
Hätte der glückliche Vater, ein Geistlicher, nicht durch die eiserne Zeit auf den Schwulst von gedankenlosem Unsinn ein wenig aufmerksam werden dürfen, den er in diesen Worten zusammenhäuft?

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google



Trauer — Alexander (Sascha) Schneider

Mit Genehmigung des Verlags Breitkopf & Härtel in Leipzig aus „Kriegergestalten und Todesgewalten"

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Zweites Aprilheft

Freiheit dem Iran!

Von Dr. Frhrn. v. L[illegible]

Als Mohammed Ali 1908 den Medschlis [illegible] verbände auseinandergesprengt hatte, rie[illegible] Herrscher unter russischem Schatten als [illegible] ments sein." Ein ähnlicher Ausspruch wäre [illegible] selbstsüchtigen Despoten, wie es Abd ül Hamid war, und[illegible] doch war der Bankerott paralysierenden Empfindens auf den [illegible] nur ein Spiegel der Zerrüttung nationalen Bewußtseins in [illegible] des Volkes. Der kluge, vielgereiste Zirahian Bei klagt in den [illegible] Odysseen durch Westasien: „... An Persien sind weder die Fürsten [illegible] toren freundlich gesinnt, noch halten die Untertanen es für nötig, [illegible] der Obrigkeit zu gehorchen. Niemals kommt [illegible] Wohl oder die Erhaltung der Ehre der Herrs[illegible] Gedeihens des Landes." Tatsächlich waren in [illegible] Gruppe politischer, patriotischer Männer zielbe[illegible] wesens vorbereiteten, d. h. allen die Triebräder [illegible] schaftliche und soziale Verrodungen. Die Kern[illegible] der Nation, sah dem Ruin entgegen, die städti[illegible] Getreideschwänze der brotwucherischen, mit [illegible] verbündeten Basargroßherren aufs äußerst[illegible] [illegible]

Digitized by Google

Trauer — Alexander (Sascha) Schneider

Mit Genehmigung des Verlags Breitkopf & Härtel in Leipzig aus „Kriegergestalten und Todesgewalten"

Beilage zum Turmer

Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Zweites Märzheft 1916 Heft 12

Freiheit dem Iran!

Von Dr. Frhrn. v. Mackay

Als Mohammed Ali 1908 den Medschlis mit Hilfe zarischer Kosakenverbände auseinandergesprengt hatte, rief er aus: „Lieber will ich Herrscher unter russischem Schatten als Diener eines persischen Parlaments sein.“ Ein ähnlicher Ausspruch wäre selbst im Munde eines selbstsüchtigen Despoten, wie es Abd ül Hamid war, undenkbar gewesen. Und doch war der Bankerott patriotischen Empfindens auf den Höhen der Dynastie nur ein Spiegel der Zerrüttung nationalen Bewußtseins in den Niederungen des Volkes. Der kluge, vielgereiste Ibrahim Bei klagt in den Berichten über seine Odysseen durch Westasien: „... In Persien sind weder die Fürsten ihren Untertanen freundlich gesinnt, noch halten die Untergebenen es für nötig, den Befehlen der Obrigkeit zu gehorchen. Niemals kommt ihnen der Gedanke an das allgemeine Wohl oder die Erhaltung der Ehre der Heimat, der Würde der Regierung, des Gedeihens des Landes.“ Tatsächlich waren im Gegensatz zur Türkei, wo eine Gruppe politischer, patriotischer Männer zielbewußt die Umbildung des Staatswesens vorbereiteten, in Persien die Triebkräfte des Umsturzes lediglich wirtschaftliche und soziale Verwicklungen. Die Kaufleute, der geistig regsamste Teil der Nation, sah dem Ruin entgegen, die städtische Bevölkerung war durch die Getreideschwänze der brotwucherischen, mit den bestechlichen Provinzsatrapen verbündeten Basargroßherren aufs äußerste gereizt, die niedere Geistlichkeit nicht

Digitized by Google

minder verbittert, weil die „großen Mollahs“ alle Pfründen für sich behielten und ihre Brüder niederer Weihen vom Betteln und Sporteln aus Schreiberdiensten und gerichtlichen Hilfsleistungen ein kümmerliches Dasein fristen ließen. Das Bauerntum, der Stahlquell von Nähr- und Wehrkraft des Landes, war erst recht zerrüttet. In dem Maß, wie die gesetzliche Macht der Krone gesunken war, hatte die Willkürgewalt des Feudalismus der Großgrundbesitzer sich mehr und mehr gesteigert: sie ritten mit bewaffnetem Gefolge durchs Land, erpreßten von dem Bauern Zehnten und alles, was er im Schweiß des Angesichts sich erarbeitet hatte, so daß ihm nur noch seine Lawascha, sein ärmliches ungesäuertes Brot übrigblieb, und gaben von der Blutsteuer nur so viel an die Chane, die Vertreter des Schachs, ab, als es dem Zweck dienlich schien, das Ränkespiel der höfischen Kabalen nach ihren Wünschen zu lenken. Dementsprechend sah es um die nationalistische Freiheitspropaganda aus. Die Hauptrolle spielte der „Schuluk“, das Krachmachen, wie der Berliner sagen würde, Straßenkrawalle und bürgerliche Revolutiönchen, die von ehrgeizigen Strebern und aus der Fremde hergelaufenen Gernegroßen ins Werk gesetzt wurden, um sich bei dem leicht zu begeisternden Perser in Ansehen zu setzen, und der „Best“, eine Art passiven Generalstreiks in orientalischer Abschattierung, dessen Wesen darin besteht, daß die Basarkrämer ihre Buden, die Mollahs die Schulen, die Handwerker und Taglöhner ihre Arbeit verlassen, das alles nach den Medresen oder auch nach den Gesandtschaften strömt, um aufrührerische Predigten von Priestern und redegewaltigen Laien anzuhören und — nach solchem Ohrenschmaus wieder friedlich zu der alten Beschäftigung zurückzukehren. Daneben schoß das Unkraut der „Endschumen“, der Geheimklubs, auf, denen aber jede einheitliche Organisation gleich dem jungtürkischen Komitee fehlte, während die Freischärlerkorps, die Mudschaheddin und Fidai überwiegend nicht aus Persern, sondern aus Armeniern, Grusen und andern Volkssplittern des „Anarchistenquartiers“ im Bakugebiet sich zusammensetzten. Alle die wirren Flutungen vom politischen Chaos dieses persischen Freiheitskampfes trieben so notwendig lediglich wahre Wasserstürze auf die Mühle der beiden Mächte, die 1907 durch den mittelasiatischen Vertrag den Iran in zwei Einflußgebiete geteilt hatten und nun ihre Taktik auf das Ziel einstellten, das Staatswesen durch systematische Knochenaufweichung zur wehrlosen Beute ihrer Länderverschacherungspolitik zu machen.

Es erscheint geboten, sich diese hervorstechenden Charakterzüge vom Antlitz des persischen Problems vor Augen zu halten, will man einen festen Standgrund zur Beurteilung seiner heutigen überraschenden Entwicklungslinien gewinnen. Durch die Machenschaften der Ententediplomatie schien die staatliche Selbständigkeit des uralten Achämenidenreiches bereits begraben zu sein. Heute schöpft es plötzlich, wie durch Wunderkraft, Atem, rafft sich mannhaft, gleich dem „kranken Mann“ am Goldenen Horn, auf und wird sich immer deutlicher bewußt, wie Wohl und Wehe seiner nationalen Bestrebungen und Zukunftshoffnungen unlöslich verflochten wurde mit dem Schicksal der Türkei, des Vierbunds und dessen Vorkämpfer, Deutschlands. Das ist die erfreuliche Schlußfolgerung, die sich aus der Prüfung aller neuen Nachrichten über den Wellenschlag der persischen Krise und über die Entwicklung der Kämpfe im nord- und südwestlichen Iran ergibt. Ein

Digitized by Google

Weltkriegsproblem wird damit in hellere Beleuchtung gerückt, dessen Entwicklung im allgemeinen viel zu wenig Beachtung geschenkt worden ist. Das Reich des Schach ist die große Länderbrücke, welche die Fühlung zwischen der Türkei und Indien herstellt: darin begründet sich das Schwergewicht aller sich auf dieser Nebenbühne des gewaltigen Völkerringens abspielenden Ereignisse in strategischer wie politischer Beziehung wie den im Orient so wichtigen Strömungen des geistlichen Lebens nach. Die außerordentlichen militärischen Anstrengungen, mittels deren England vom Persischen Golf aus nördlich gegen den Irak und östlich gegen das Hochland des Iran vorzudringen sucht, lassen sich, abgesehen vom Streben nach der Beschlagnahme der reichen Ölfelder von Disful im alten Susagebiet, nur aus der Zwecksetzung verstehen, daß durch Handreichung mit dem vom Kaukasusgebiet her vordringenden zarischen Truppen der Türkei jede Pforte nach dem Quellgebiet des Indus, dem Herzen und gefährlichsten Aufruhrzentrum des „Kaiserreichs Hind", gesperrt und statt dessen eine zuverlässige britische Überlandsverbindung zwischen Kairo und Delhi gesichert werden soll, während Rußland in dem 1907 begründeten Katz-und-Maus-Spiel zwischen London und Petersburg seine Gedanken darauf hinrichtet, den Durchbruch nach der Meeresfreiheit, der ihm an den Dardanellen so gut wie endgültig versperrt ist, von seiner nordpersischen Interessensphäre aus gegen den Indischen Ozean zu bewerkstelligen. Alle diese Pläne stehen heute vor demselben Schiffbruch wie so viele andere großartige Spekulationen der von der Ententegenossenschaft betriebenen Orientpolitik.

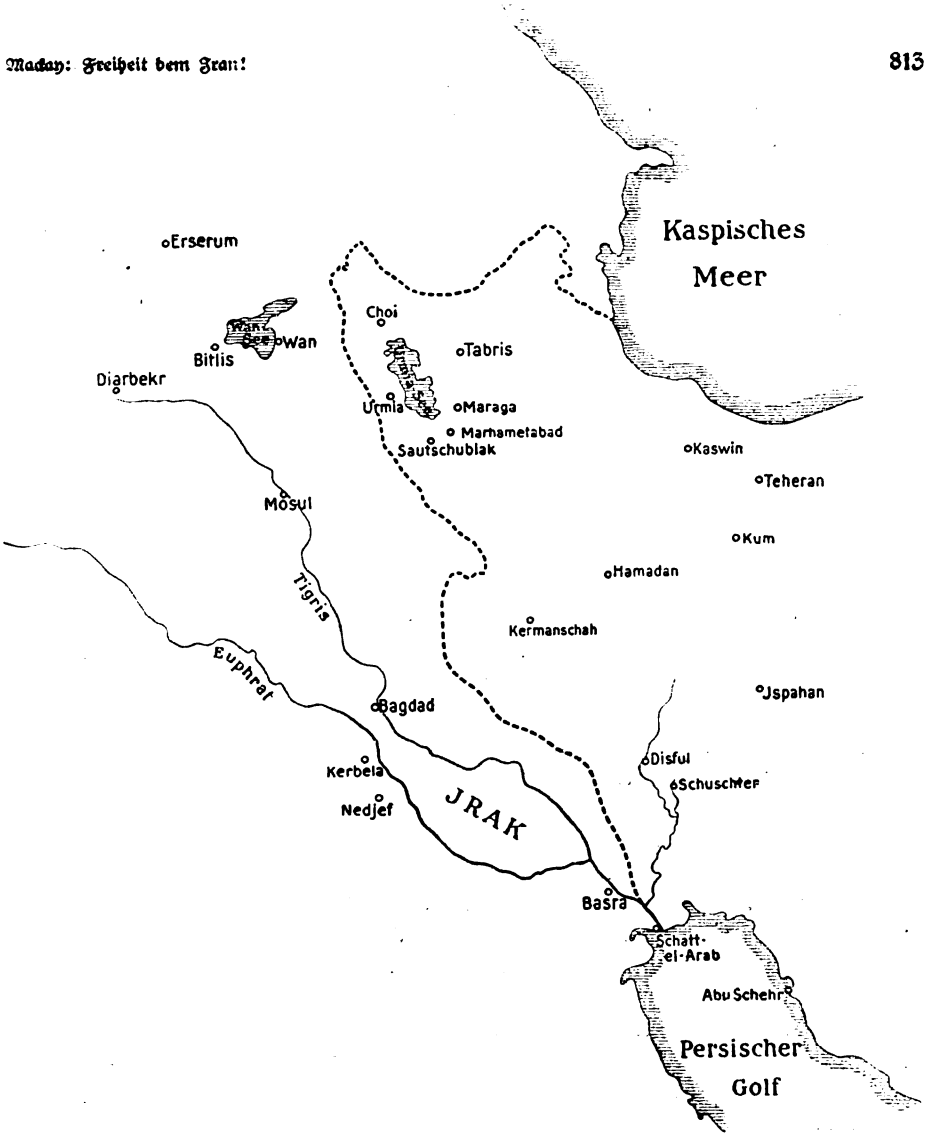
Als in Konstantinopel der Heilige Krieg angekündigt wurde, meinte der Scheich ül Islam selbst, die Idee des dschihad akbar werde sich nur langsam und allmählich im Geist der moslemischen Welt festsetzen und ausbreiten; habe sie aber einmal die Gemüter erfaßt, dann werde ihre Wirkung eine überwältigende sein und langsam aber sicher werde sie gleich einer schleichenden Krankheit den Körper des britischen Reiches durchdringen. Nichts kann ein so beredtes Zeugnis von der Richtigkeit dieser Prophezeiung sein als die mähliche Zuspitzung des Kriegsfiebers im Reich des Schachs. Die religiöse Untermauerung des Staatswesens, die, wie bei allen orientalischen Nationen, so auch hier in allen politischen Krisenbildungen als ein ausschlaggebender Faktor erscheint, bildet bekanntlich die schiitische Kirche, und deren Grundlagen sind wieder die fünf Usul ed din (Religionssäulen), unter denen an vierter Stelle die Lehre steht, daß die Gemeinde stets einen Imam haben muß, daß aber der Zwölfte in der Reihe der geistlichen Oberhäupter, der Machdi Sacheb Seman (Beherrscher der Zeit) nicht gestorben sei, sondern sich irgendwo bis zur glanzvollen Auferstehung am Tage der Aufrichtung des Tausendjährigen islamitischen Reiches in weltbeherrschender Herrlichkeit verborgen halte. Unterdessen gelten als seine Stellvertreter die Müdschtehide oder Chudsched ül Islam (Beweise des Islam), die aus der geistlichen Schule in Samarra hervorgehen, und deren Oberhaupt in Nedschef seinen Sitz hat. Die Schiiten erkennen demgemäß das Kalifat des Sultans in Konstantinopel nicht an, sind vielmehr gewohnt, im Fall der Erklärung eines Heiligen Krieges die Heeresführung und die Verantwortung für das Unternehmen dem jeweiligen persischen Schach zu überlassen. Unter dem Eindruck des vom Scheich ül Islam erlassenen Aufrufes und des Hochdrucks

Digitized by Google

allgemeiner Begeisterung, den die Ankündigung in der ganzen islamitischen Welt erweckte, haben sich indessen diese Gegensätze zwischen der persisch-schiitischen und der osmanisch-sunnitischen Gruppe alsbald verwischt und umgebogen. Es darf nicht vergessen werden, daß die Müdschtehide als orthodoxe Siegelbewahrer des echten Schiitismus im Grunde noch heute das gegenwärtig regierende Fürstenhaus als eine Usurpatorendynastie, die weder von Mohammed noch vom Geschlecht Alis abstammt, nicht anerkennen, und daß namentlich der frühere Schach Mohammed Ali durch seine Russenfreundlichkeit und seine Ränke gegen die Verfassung es mit dieser im niederen Volk allmächtigen Geistlichkeit völlig verdorben hat, wie es sehr deutlich darin zum Ausdruck kam, daß der „schiitische Papst" Hadschi Mirsa Hüssein kurz vor seinem Tode den Bannstrahl gegen den Herrscher in Teheran schleuderte, weil dieser sich geweigert hatte, den Medschlis wieder einzuberufen. Während also der junge und schwache Schach Achmed Risa, den Drohungen der russischen Kosakenbrigade gehorchend, beim Kriegsbeginn eine lahme Neutralitätserklärung erließ, waren auf die Ankündigung des Dschihad hin alle in Persien maßgeblichen Parteien, der Klerus, die Nationalisten und die kriegerischen Stämme des westiranischen Gebirgslandes, die niemals oder nur zeitweise gezwungen die Regierung in Teheran anerkannt haben, bereit, Schulter an Schulter mit den einrückenden türkischen Verbänden gegen Russen wie Engländer den Fehdehandschuh aufzunehmen. Das Kampfbild, das sich auf dieser Grundlage entwickelte, zeigte zunächst sehr zwitterhafte Charakterzüge. In Täbris, dem alten Sitz des Waliagd-Thronfolgers, ist Rußland bekanntlich seit Jahren unumschränkter Herr. In Teheran vermochte es den greisen und einflußreichen Ain ed Dauleh, der sich Hoffnungen auf das kadscharische Thronerbe machen soll, durch den rollenden Rubel auf seine Seite zu bringen. Der frühere Minister erklärte sich bereit, nach zarischen Wünschen das Parlament zu schließen, die nationalistische Presse zu unterdrücken, gegen die „Fidais" mit schärfsten Ausnahmemaßregeln vorzugehen; zugleich spielte er mit dem berüchtigten Despoten und Isfahaner Provinzialgewaltigen Sill es Sultaneh unter einer Decke, der seinerseits um die südpersische Herrscherwürde sich bewirbt. Zwar waren schon im November 1914 türkische Truppen auf doppelter Linie, von Sautschbulak nach Kaswin und von Bagdad über Kermanschah nach Hamadan vorgedrungen und standen so, von der Bevölkerung mit offenen Armen empfangen, nur noch wenige Kilometer von Teheran entfernt, mußten sich aber alsbald vor starken, russischerseits von Enseli aus eingesetzten Kosakenverbänden zurückziehen. Unterdessen arbeitete die englische Politik im Iran mit gleichen Mitteln wie Arabien gegenüber. Den Südpersern wurde das Blaue vom Himmel herunter über die Begründung eines schiitischen Reiches versprochen, in dem unter dem Schutz Albions, des freiheitlichen Allerwelts-Völkerbeglückers, die alte Sassaniden-Reichsherrlichkeit wieder aufblühen sollte. Da zugleich die Briten ihre bekannten Erfolge in Irak beim Vorstoß gegen Bagdad erzielten, so schien die vollständige Zermürbung Persiens zwischen den britischen und russischen Mühlsteinen näher denn je zu sein.

Da aber wechselte plötzlich das Szenenspiel eben unter den Einflüssen der Dschihadankündigung, die jetzt erst mit voller Kraft sich bemerkbar machten. Die

Digitized by Google



während des Winters unbeweglich in ihren Gebirgsfesten sitzenden Stämme der Luren, Kaschkais, Jomuden, Bachtiaren strömten zu den Tälern hinab und stellten sich den Türken und den persischen Nationalisten zur Verfügung. Als der einstige russische Generalissimus abgedankt und nach dem Kaukasus geschickt war, suchte er dem gesunkenen Stern seines Waffenruhms durch Vorstöße gegen Teheran neuen Glanz zu geben und erreichte tatsächlich so viel, daß der Schach neuerdings gänzlich eingeschüchtert wurde und die Gesandtschaften der Mittelmächte sich nach Kum ins Exil begeben mußten. Die „heilige Stadt der Nachtigallen" wurde das politische Zentrum Persiens und hat dafür tatsächlich unverkennbar eine natürliche Eignung insofern, als sie am Schnittpunkt der Verkehrsstraßen liegt, die von Tehe-

Digitized by Google

ran nach Abuschähr und dem Persischen Golf und von Aserbeidschan nach der Mekranküste und Indien führen, als hier alle wichtigsten Telegraphenlinien sich kreuzen und es gleichsam der Vorort all jener kampflustigen Stämme des westiranischen Hochlandes ist. So begann die Stadt im heutigen Freiheitskampf der Perser — mutatis mutandis — eine ähnliche Rolle zu spielen wie Saloniki bei den Vorbereitungen der jungtürkischen Revolution. Die von den schwedischen Reorganisatoren herangebildete Gendarmerie, die bereits so erfolgreich die mittelpersischen Provinzen von der Landplage des Räuberunwesens gesäubert hat, nahm hier ihr Hauptquartier, verstärkte sich auf 8000 Mann, bildete weitere Formationen aus Irregulären und schuf so Persien das Werkzeug, das es bei allen seinen bisherigen Anläufen zur Abschüttelung des britisch-russischen Joches entbehrt hatte, und das doch allein ihm zu Erfolg verhelfen kann: eine wenn auch kleine, so doch modern ausgerüstete und geschulte, einheitlich organisierte und einem Willen gehorchende Heeresmacht. Wirksamkeit und Schlagkraft dieser Waffe wurde denn auch Persiens Feinden sehr bald fühlbar, die ihrerseits alles durch ihre herausfordernde Politik dazu taten, um Wasser auf die Mühle der nationalistischen und moslimischen Gärung zu treiben. Vorab England, das, während es durch seine der islamischen Weltanschauung durchaus ungemäßen Anbiederungsversuche den Schiitismus zu gewinnen suchte, dessen heilige Anbetungsstätten durch den Vorstoß gegen Bagdad bedrohte. Mehr noch Rußland, das in den kaspischen Küstenprovinzen, gleich als ob sie schon sein Besitz wären, Steuern statt nur von seinen Kolonisten von der ganzen Bevölkerung forderte und die auf dem Volk lastende Verschwendung des Hofes in jeder Weise unterstützte, das mit dem rollenden Rubel käufliche, von den eigenen Untertanen glühend gehaßte Fürsten bestach und als Schildhalter seiner Macht in hohe Beamtenstellen einsetzte, das seine Hand über den berüchtigten Erpresser Samad Chan und den noch schlimmeren Emporkömmling Schudscha ed Dauleh hielt, der in Täbris nach Art orientalisch-mittelalterlicher Sklavenkönige wütete und die nationalistischen Führer dutzendweise in grausamsten Martern zu Tode quälte, das schließlich durch rücksichtsloses Beschießen von Moscheen und durch Hinrichtung von Müdschtehiden wie die Scheichs Feisullah und Segkat ül Islam die religiösen Leidenschaften zur Siedehitze gegen sich entfachte. Ganz Persien glich so einem Meilerfeuer, dessen Kern desto mehr heiße Glut ansammelt, je mehr verfallene Asche sich auf seine Decke häuft, und nun drehte sich das Kriegsrad in gegenläufiger Richtung plötzlich um. Mitte November wurden die zarischen Verbände bei Kaswin aufs Haupt geschlagen, im Januar konnten die Türken wieder in Kermanschah einziehen, in dessen Umgebung sich heute die Kämpfe um Hamadan (Ekbatana) und das südliche Urmiagebiet (Sautschbulak, Marhametabad, Maraga) drehen. Noch schlimmer erging es England. Seine Konsuln mußten im eigenen Einflußgebiet allenthalben flüchten, Abuschähr, von wo aus der Marsch nach Schiras angetreten werden sollte, räumte es „freiwillig“, im unteren Zweistromland triumphierte der Halbmond, der Sipahsalar Bahram Khan war kühn genug, die Jngleſi in ihren Verschanzungenn an der Belutschistanergrenze anzugreifen, von wo er mit reicher Beute beladen heimkehrte. Wie sehr Persiens Zuversicht auf Grund dieser Triumphe sich gehoben hat, kann nichts

Digitized by Google

schärfer beweisen als die Tatsache, daß Teheran allen Ernstes von Petersburg die Nachprüfung des Vertrages von Turkmanschai (1828) über seine Handelsschiffahrtsrechte auf dem Kaspischen Meer verlangt hat.

Gewiß hat Persien die Schwächen jahrhundertelangen und in der letzten Zeit krisenhaft gesteigerten Verfalls noch nicht überwunden. Dennoch zeigt auch der Blick nach dem Iran deutlich, wie es dem Vierverband in Südwestasien nicht anders geht als auf dem Balkan: er erntet Sturm, wo er Wind gesät hat, seine Vorschußsiege verwandeln sich in Niederlagen, drohend erhebt sich auch im Iran der Islam, kraftvoll, fest im Vertrauen auf die Führerschaft des Kalifen und Padischah in Konstantinopel. Englands Politik ironisiert sich selbst. Mit vollen Backen hat John Bull in das Horn der Hetze gegen den deutschen Militarismus geblasen und sich als Wächter und Schutzherr der Völkerfreiheit deklamatorisch angepriesen. Statt dessen geht das Unkraut von Knechtschaft auf, wo er mit seinen Füßen hintritt, winkt Befreiung von alten oder neuen Fesseln den Nationen allein im Schirm der Mittelmächte und ihrer Verbündeten. Mehr noch! Als vom Goldenen Horn her der Aufruf der fünf Fetwas zum Heiligen Krieg erklang, weissagten die politischen Orakel an der Themse, der Kampf werde lediglich in einer Hetze fanatischen Pöbels ausmünden, ein Urteilsspruch, der auch von einem großen Teil der neutralen Presse und sogar von einem ersten Orientforscher wie Snouck Hurgronje nachgebetet wurde. In Wirklichkeit hat der Dschihad nicht eine Falte vom Antlitz der früheren Kreuzzüge gezeigt. Not und politische Vernunft weit mehr als die allislamische Theorie haben die widerstrebenden nationalistischen und kirchlichen Parteien des sogenannten islamischen Staats zusammengepreßt und die Keime eines höheren vaterländischen Gemeinbürgschaftsbewußtseins aufsprießen lassen. Entgegen allen Behauptungen von seiner Unreformierbarkeit hat der Islam gerade in der Feuerprobe des Kriegs Zeugnisse seiner Lebenskraft, seiner Entwicklungsfähigkeit und vom Goldblick seiner Moral in verworfenem Gestein abgelegt: wieder einmal schaut er uns mit jenem eigentümlichen rätselhaften Antlitz an, dessen Wesen vielleicht von Goethe am besten gedeutet wurde, wenn er meinte, der Koran widere stets von neuem an, um zugleich anzuziehen, in Erstaunen zu setzen und am Ende Verehrung einzuflößen. Wie die Bibel des Propheten, so gleicht die Religion, die er stiftete, einem gewaltigen Strom, der, auf unübersehbaren Ebenen dahinziehend, in tausenderlei Altwassern, Gabelungen und Abspaltungen zwischen Werdern, Bänken, Buhnen und Nehrungen versumpfen, zergehen zu sollen scheint, dennoch aber mit naturgegebener Anziehungskraft alle Hauptteile in gemeinsamem Bett wieder zu sammeln vermag, und dessen verdeckte Unterflut eine reiche Menge edler Mineralien in aufgelöster Form und von starker Nähr- und Gestaltungskraft mit sich führt. Das sind die ethischen Innenkräfte, die Persiens Wiedergeburt vorwärtstreiben, das ist der Samen, der, in die Furchen des kriegerischen Ackerfeldes gestreut, glücklicher Fruchtwerdung entgegenreift.

Kars, an dessen starren Festungswällen einst alle Angriffsleidenschaft und alles Kampfesheldentum der türkischen Heere zuschanden wurde, bildet heute nur ein einzelnes Glied in der geschlossenen Kette von Befestigungen, Truppensammel-

Digitized by Google

plätzen, Kriegsarsenalen, deren Hauptbollwerk Jelisawetpol, Alexandropol und Achalchzich sind. Der türkische Stoß von Lasistan aus gegen Rußland kann daher allein kaum Durchschlagskraft besitzen, ebenso wie die Eroberung Erzerums durch die Russen keinen durchschlagenden Erfolg bedeutet, weil bei jedem weiteren Vordringen der zarischen Truppen westwärts die Kampfesbedingungen für sie selbst ungünstiger, für die osmanischen Verbände günstiger werden, und weil nach wie vor den pontischen und mesopotamischen Kampfschauplatz der namentlich im Winter so gut wie unübersteigbare armenische Taurus trennt. Taktisch ist offenbar die beste Angriffslinie die Aserbeidschangrenze, von wo aus die natürlichen, durch die Flußläufe gegebenen südlichen Einbruchstellen und Marschstraßen in das Kaukasusgebiet unter Umgehung und Flankierung des russischen Festungsgürtels zu gewinnen sind. Und dieser geographischen Gunst der Verhältnisse gleichen sich die Möglichkeiten, jene religionspolitischen Einflüsse nutzbar zu machen, harmonisch an. Denn vom Karadagh aus zieht die mohammedanische Einflußzone gewaltigen Erzgängen gleich quer durch Kaukasien in zwei langgestreckten Zügen, deren einer, der nordwestliche, bis nach Mingrelien reicht, während der andere in Dagestan ausmündet, dessen Erhebung unter dem Freiheitshelden Schamyl einst den Russen so unendlich viel Blut kostete. So ist offenbar die Länder- und Reichsgrenzenbrücke zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer im Blick auf die russisch-asiatischen Machtfragen von ähnlichem Schwergewicht, wie der Sueskanal und Ägypten für die britische Weltherrschaft. Gelingt es der Türkei, hier vom Süden her sich den Stellungsgewinn zu sichern, dann wäre all den Gefahren, die sich aus dem vielberedeten Druck des zarischen Kolosses gegen das Zweistromland und den Persischen Meerbusen ergeben, endgültig die Spitze abgebogen, dann müßte den osmanischen Truppen in einem denkbar schwierigen gebirgigen Kampfgebiet mit tausend von der Natur gestellten Fallen, wo jede Armee in Bewegung und Verproviantierung auf das Wohlwollen der Eingeborenen angewiesen ist, deren Unterstützung als ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorteil zufallen. Dann aber wird zugleich endgültig der Bagdadbahn-Handelshochstraße der Weg bis zum Herzen Persiens und damit die verkehrswirtschaftliche Durchdringung und Entwicklung des Iran, die Aufschließung seiner reichen Ölfelder, seiner nicht minder gewaltigen Lager an Eisen- und Kupfererzen, der Wiederaufbau seiner Landwirtschaft und das neue Aufblühen seiner einst weltberühmten Kulturen kostbarer Handelsgewächse gesichert sein ... In Stunden glücklichen Schaffensdrangs hat einmal Goethe ausgerufen:

Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler
Als was mit unwahrscheinlichem Erfolge
Der Mutigste begann?

So, mit unwahrscheinlichen Gewinnaussichten, unter härtesten Widerständen und Verwicklungen, ist einst die deutsche Orientpolitik in Gang gebracht worden, und unter gleich schwierigen Voraussetzungen hat das Volk des Iran seinen Freiheitskampf begonnen. Heute aber schlägt beiden in glücklichem Zusammenwirken ungleichartiger und doch auf ein Ziel hingerichteter Kräfte die Stunde der Verwirk-

Digitized by Google

lichung hochgeſteckter Ziele. Wie das eingekreiſte Deutſchland, dem die Zerſchmetterung unter dem Maſſendruck ſeiner Feinde vorausgeſagt wurde, ſo darf Perſien, das tief gedemütigt, von den gierigen Händen Englands und Rußlands zerriſſen werden ſollte, ſeinen Gegnern das Heldenwort aus der Dichtung des Djami entgegenrufen: Der Schatten iſt nicht der Mann; ſieh nach der Sonne!

Unſer Weg · Von Hans Bauer

Wir ſchreiten durch die Finſterniſſe.
Rings Nacht. Kein Strahl. Kein Sternenlicht.
Kein Funkeln, das durch Wolken bricht.
Wo geht es hin? Wir wiſſen's nicht.
Und doch geht's nicht ins Ungewiſſe.

Wir ſchritten dieſen Weg noch nie.
Er iſt vom Grauen eingedämmt.
Er iſt ſo ſteil und iſt ſo fremd.
Er iſt wie rings von Blut umſchwemmt.
Wir ſehen nicht. Wann wird es früh?

Es peitſcht ein Wind. Es ſenſt der Tod.
Es iſt ein Weg, wie keiner noch.
Wir tragen all an einem Joch.
Wir ſehen nichts. Und ſehen doch:
Ganz ferne färbt ſich's morgenrot.

Und wir marſchieren. Millionen
In einem Schritt. Mit Trommelſpiel.
Durch jedes Herz zuckt ein Gefühl:
Es geht zu irgend einem Ziel.
Wir kennen's nicht. Doch wird's uns lohnen.

Wir ſchreiten einen Berg hinauf.
Und wenn die letzte Strecke fällt,
Iſt über uns nur Himmelszelt,
Doch unter uns die ganze Welt.
Dann geht wohl grad die Sonne auf.

Digitized by Google

Das Kriegskind

Von Hans von Kahlenberg

Es war die alte Geschichte. Mit nachsichtiger, leiser Mißbilligung hörte die alte Dame zu. — Sie hatten sich sehr lieb, aber die Mittel zur Gründung eines eigenen Hausstands waren vorläufig nicht vorhanden. Nun, dann wartete man ab, man sparte und verdiente fleißig in der Zwischenzeit! Er mußte auf seinem Vertrauensposten in der Bank rasch steigen; daß er diesen Posten in so jungen Jahren schon erhalten hatte, war ja der beste Beweis seiner Tüchtigkeit. Auch sie verdiente, mit Sprachstunden mit hübschen Kunsthandarbeiten und gelegentlicher Schriftstellerei, — und sie würde Fortschritte machen, höherer Verdienst, gesichertere Arbeit stand in Aussicht. Ein Jahr oder zwei wartete man eben — — beide waren sie ja jung, voll Vertrauen in die Zukunft, schaffenslustig!

Aber keinerlei Kapital? Ohne jeden wirtschaftlichen Rückhalt an Vermögen? Hin und her wiegte die alte Dame den feinen, zierlich und sorgfältig frisierten weißen Kopf. Dergleichen nannte man Leichtsinn, meine Liebe! Eigentlich wohl sogar Grundsatzlosigkeit! — — In ihrem Hause, im Hause der Frau Geheimen Justizrat Messer, klangen derlei Ansichten und Aussichten fast wie Hochverrat. — Und er war doch Kaufmann, war Bankbeamter gewesen?

Freilich Offizierssohn! Und sie, Ilse Denhardt, geborene Heim, ihre zukünftige Gesellschafterin, war eine Pfarrerstochter. — Es hörte sich wie ein Roman an, der landesübliche Roman! Die Greisin hörte weiter zu, — zwischen ihren täglich erneuten frischen Treibhausblumen im Januar, zwischen den echten Teniers und Corots ihres kunstsinnigen seligen Gemahls, zwischen ihren Seidenstickereien und Perserteppichen; der angenehm durch unsichtbare Heizung erwärmte Raum ließ durch keinerlei Ritze Zugluft ein, man hörte das Geräusch der vornehmen Villenstraße nur abgedämpft, durch Stores und Seidenvorhänge hindurch, — in dieser Straße wohnten nur Leute, die auf Gummireifen fuhren, wohlanständige, lautlose und höchst zahlungsfähige Leute, — meist seit Generationen zahlungsfähige; die Geheimrätin legte Wert auf den Nebenumstand.

Dann kam der Krieg, erzählte Ilse Denhardt. Die junge Frau in Schwarz stockte, — es war schwer, dies alles in eben dieser Umgebung zu erzählen, vor der prachtvollen Louis-Quinze-Standuhr in Gold, vor dem Donatelloköpfchen und dem Stilleben der unschätzbaren Dosen und Vasen in den Glaskästen! Neben dem Hyazinthen- und Maiblumenkorb, rechts von der Gebieterin, lagen die neuesten Zeitschriften, die wertvollsten, jüngst erschienenen Bücher in Vorzugseinbänden, — die Geheimrätin war eine intellektuelle Frau aus geistig regsamem Hause, sie las viel und mit Geschmack, in vier Sprachen. Ihre Sprachkenntnisse hatten Ilse Denhardt für die ausgeschriebene Stellung empfohlen.

Der Krieg kam, — Paul Denhardts Einberufung, der er freudigen und gehobenen Herzens folgte. Er zweifelte nicht an dem glücklichen und raschen Siege, — gerade er, der in Überseestellungen deutsche Tüchtigkeit und Gründlichkeit erprobt

Digitized by Google

hatte! Deutschland mußte siegen — gegen eine Welt von Feinden siegen — rasch und gründlich siegen! Nein, sie fürchteten sich noch immer nicht, sie waren jung und sie hatten sich lieb!

„Es war ein Unglück, daß Sie elternlos, beide elternlos waren."

Vielleicht war es ein Unglück gewesen. Gerade weil sie beide elternlos waren, gab es für ihn bloß sie, seine Ilse, auf der Welt, — die Braut hatte bloß ihn. Einer, der in den Krieg zieht für das Vaterland, will wissen, — nein, fühlen möchte er, wofür er ficht! Das Vaterland, das weite, ganze, vielseitige möchte er in einem Sinnbild, einer Verkörperung halten. So einer, so ein Ausziehender, der jung, kräftig, und weil er kräftig ist, zärtlich ist, denkt dann: Die deutsche Frau, — seine Frau! Sein Mütterlein oder seine Frau!

Eine Zeitlang reichten die Ersparnisse schon, es gab die Kriegsunterstützung, der baldige reiche und glorreiche Sieg stand in Aussicht.

Doch aber konnte es auch anders kommen? Und daran hätten sie, diese zwei verständigen und selbständigen Menschen, doch auch denken müssen? Eine Heirat unternimmt man nicht wie einen Vergnügungsausflug von heut' auf morgen. Sie trägt Verpflichtungen in sich, Zukunftssorgen.

Die schönen Augen der jungen Witwe, pathetische Augen, zurückgesunken und gebräunt unter den Lidern, hoben sich zu dem alten, runzeligen, elfenbeinfarbenen Gesicht. Sie hatten nicht gedacht, sie hatten sich lieb, er ging in den Krieg — in den Tod vielleicht. Seinen Namen, seine Liebe, den vollen Eindruck und den ganzen Umfang seiner Liebe wollte er ihr, dem geliebten Mädchen, fühlbar, unvergeßlich und unverlierbar hinterlassen. Sie drückte es gewundener, diskreter aus, die blutlosen, schmalen Lippen vor ihr preßten sich ein wenig. Bloß Gefühle waren das, keine Gründe! Und von Gefühlen sprach man wohl nicht, bei Emilie Julie Messer nicht — schon lange nicht mehr, wenn man je davon gesprochen hatte! Der selige Geheime Justizrat damals war ihren Eltern eine sehr passende, annehmbare Partie erschienen, zwei Vermögen, genügende Zukunftsbürgschaften trafen aufeinander, die Braut war wohlerzogen und weit über den Durchschnitt gebildet, — er ein Verstandesmensch von ausgesprochen künstlerischem Feingefühl und bestem Geschmack.

Über dem Durchschnitt, in Geschmack und Schönheit, war Emilie Messers ganzes Leben verlaufen.

Der Roman ihrer Gesellschafterin-Anwärterin nahm den Fortgang, den er nehmen mußte, wie alle Romane weitergingen. Paul Denhardt, der junge Ehemann, fiel in den ersten Kriegswochen bei Saint-Quentin. Ein Kamerad hatte seiner jungen Frau die mit seinem Blut durchtränkte Photographie, die er auf der Brust getragen hatte, geschickt, — das Bild mit dem Rosenstrauß im leichten, weißen Sommerkleid, das ihr Brautkleid gewesen war. Natürlich erwähnte sie den Umstand vor der alten Frau nicht. Im April wurde das Kind, ihre kleine Paula, geboren. Das Kind war zart und schwächlich, es hatte viel Ausgaben verursacht, die junge, verwitwete Mutter brauchte eine Erholungszeit in ländlich gesunder Umgebung. Dort, in einem kleinen Waldstädtchen der Mark, war sie mit sich, mit ihrer Vernunft und mit freundlichen, vernünftigen Menschen zu Rate gegangen.

Digitized by Google

Die Gärtnersfrau erklärte, die kleine Paula zu ihrem eigenen vierjährigen gern behalten zu wollen, natürlich war eine kleine Pension für das Kind zu zahlen. Frau Denhardt konnte ihre sprachlichen und gesellschaftlichen Talente ohne diese Bürde besser verwerten. Sie mußte sich eine Stellung in einem reichen Hause mit gutem Gehalt suchen, — im reichen Hause der Geheimrätin brauchte man eine solche Angestellte, Privatsekretärin und Gesellschaftsdame der Herrin, — hier war Ilse Denhardt. Das war ihre Geschichte, eine sehr gewöhnliche und höchst alltägliche Geschichte in diesen Tagen! Die Geheimrätin gab ein verhältnismäßig hohes Gehalt von zwölfhundert Mark für die sehr angenehme, leichte Stellung.

Ja, Ilse in ihren Kenntnissen und in ihrer Erscheinung konvenierte. Die Reise nach Finkenwalde alle Monate einmal, für den Sonntagnachmittag, wurde zugestanden, — etwas zögernd, schien es der jungen Frau. Hatte die Geheimrätin größere Gesellschaft an jenem Sonntag oder war sie leidend, mußte natürlich ihr Anspruch vorgehen. — Entschieden war ja solch kleinem, zartem Geschöpf die Landluft zuträglicher; eine Mutter, die selbst ein Kind hatte, verstand sich auf die Behandlung von Kindern, — im übrigen standen wir alle dem Schicksal unterworfen, es verlangte Opfer und Vergewaltigungen in diesen traurigen Zeiten.

Vielleicht waren Tränen in Ilse Denhardts Augen oder in ihrer Stimme gewesen, — sie drängte sie entschlossen zurück. Der Gegenstand, ihr kleines Kind, konnte die Geheimrätin kaum interessieren. Ihres war ein kinderloses Haus mit literarischen Tees, mit Diners unter Berühmtheiten und Gewichtigkeiten, mit Bridgepartien und Protektion öffentlicher Angelegenheiten, der schönen Künste, der Frauenbewegung und der Wohltätigkeit.

Die Geheimrätin war sogar in hohem Maße Wohltäterin und Fördererin. Ilse Denhardts Hauptbeschäftigung bildete die Beantwortung der zahlreichen Gesuche, Ordnung der eingehenden Druckschriften und Geschäftsberichte der Vereine, deren zahlendes Ehrenmitglied ihre Herrin war. Sie beteiligte sich mit einem bedeutenden Betrag an einem Studentinnenheim, sie unterstützte Wochenhilfe und Säuglingsfürsorge, Waisenhäuser und Spitäler in Notlage griffen auf Frau Messer als nie versagende Deckung zurück. Öfter hörte die Gesellschafterin die alte Dame mit Fachleuten erörtern, ob nach ihrem Tode ein größeres Kapital bedürftigen Studierenden oder einem Pflegeheim für alte und mittellose Bürger zugewendet werden sollte. Als Verstandesmensch zog die Geheimrätin mit ihren siebenundsechzig Jahren den Fall ihres Todes kühl mit in Betracht, — wenigstens versuchte sie sich zu dieser Kühle zu erheben! Frau Emilie Messer lebte in Wahrheit gern und mit allen Fasern. Weil sie in allen Dingen mäßig und vernünftig war, stand ihr nach menschlicher Voraussicht ein hohes und gesundes Alter bevor.

Ihre Stellung war wirklich leicht und angenehm, Ilse glaubte sogar, daß die Geheimrätin ihre Fähigkeiten und ihr Urteil schätzte. Und die alte Frau war in Sachen des Geschmacks und der Bildung eine kompetente Richterin. Wie so ganz Verstand sie ist! dachte ihre junge Untergebene während der Lektüre des Ur-Meisters am Montagvormittag. So genau kannte ihre Zuhörerin den Wilhelm Meister in allen Abschweifungen und Einzelheiten, daß die Vorlesende sich zusammennehmen mußte, um bestehen und antworten zu können.

Digitized by Google

„Zu Ihrem besseren Verständnis wäre vielleicht nützlich, Sie läsen für sich selbst noch einmal den Roman in der heutigen Fassung!“ meinte die Greisin strickend; natürlich strickte sie Soldatenstrümpfe. Der Goethekultus war in Frau Messers Elternhause seit einem Jahrhundert heimisch gewesen, — sie war stolz, daß ihre Urgroßmutter zu den ersten überzeugungstreuen Jüngerinnen des Meisters in Berlin gehört hatte.

Sie sprach von dieser geistig bedeutenden literarischen Ahnin, — — die ganze Zeit hörte Ilse Denhardt ein schwaches, weinendes Stimmchen, die kleine Paula in Finkenwalde gestern war ein wenig erkältet gewesen und hustete. Ganz leicht; bei Kindern treten geringfügige Störungen so häufig auf. Ilse hätte für ihr Kind eigentlich ein besonderes Zimmer, getrennt vom gemeinsamen Wohn- und Kochraum, gewünscht. Das konnte wohl ein Pflegling für bescheidnes Entgelt nicht beanspruchen? Auch der kleine Hermann schlief und spielte ja im gleichen Raum, man sparte im Winter selbstverständlich an Heizung.

Um elf Uhr nahm ihre Herrin ein Gemisch aus zerschlagenem Ei, Südwein und Milch. Sie aß sehr mäßig und mit Auswahl, bedachtsam Löffel für Löffel einführend. — Nach ihren Erlebnissen in Finkenwalde hatte sie ihre Gesellschafterin nicht gefragt. Ilse hielt sogar dies vornehme Schweigen für beabsichtigt, — die Geheimrätin mißbilligte das Kind, es erschien ihr ein unglücklicher Umstand, eine Verirrung.

Die Mutter gewöhnte sich so, über ihr Innigstes und Teuerstes zu schweigen. Sie wurde von Frau Messer zuweilen über ihren verstorbenen Mann befragt, selbst Pauls Photographie in Felduniform hatte sie sich zeigen lassen. Er war den Heldentod auf dem Ehrenfeld gefallen; die alte Weltbürgerin und Kosmopolitin war klug genug, einzusehen, daß er damit für Deutschland Nützliches und Großes geleistet hatte. Sie gab in hochherzigster Weise für das Rote Kreuz und die Kriegsbeschädigtenfürsorge. Ilsens gefällige Feder stockte fast, als sie die Summen niederschrieb. Ein Kapital! — Mit hundertundfünfzig Mark im Monat hätte sie sich eigentlich getraut, mit Paula zu wirtschaften. Sie hätte ihr Kind den ganzen Tag bei sich gehabt, vielleicht fand sich dann nach und nach ein Nebenverdienst — —

Jetzt sprach die alte Frau über Dante im Vergleich zu Goethe. Sie kannte und liebte Italien; in ihrer Jugend, als sie noch mitspielte, liebte und kannte jeder Italien. „Wir werden umzulernen haben. Auch in unseren Zuneigungen“, sagte sie.

Wenn nun die kleine Paula in der stickigen Stube doch kränker wurde? Wenn Bräune hinzutrat — Diphtherie —? Ilse wußte, daß ihre übernommenen Pflichten ihr solche Befürchtungen gar nicht gestatteten. Sie sprach von Dante und von Carducci.

Ihr Weihnachtsgeschenk der doch erst kürzlich eingetretenen Hausgenossin war großmütig reichlich ausgefallen. Die Mutter sehnte sich danach, daß die andere Frau gesagt hätte: Bereiten Sie Ihrem Kindchen eine Freude damit! Wie haben Sie denn Ihr Kleinchen heute am heiligen Abend bedacht?

Heiliger Abend! Es war eine große Bescherung vieler dankbarer und beredt dankender Menschen. Ilse hatte wochenlang mit den Einkäufen und Vorbereitungen zu tun gehabt, ihre Herrin verstand einzuteilen und auszuwählen. Jede Gabe

Digitized by Google

war mit Bedacht, der Persönlichkeit entsprechend, dargereicht. Klug! Klug! Nur klug! — — Ihr freier Tag der Gesellschafterin war der zweite Feiertag, und sie nahm den frühesten Morgenzug an ihrem Tag, sie flog, ohne Frühstück flog sie davon! Ein Tag — ein ganzer Tag — fast sieben volle Stunden!

Das Kindchen war wieder gesund, war lieb und rosig. Und sie waren ganz töricht glücklich zusammen, die Mutter und ihr Kleines! Als Geschenk las sie ihm seines Vaters letzten Brief vor, den Antwortbrief auf die ihm mitgeteilte selige Hoffnung. „Ich danke Dir, — nun bin ich Dir doppelt dankbar. Ich habe zwei jetzt, um für sie auszuhalten und zu siegen. Meine süße, sonnige Gegenwart und meine rosa schlummernde Zukunft. Ihr zwei daheim — meine — meine zwei!“ Den Brief sollte sein Töchterchen später in eine Kapsel gefaltet auf der Brust tragen. Für die Kapsel aus purem Golde wollte sie sparen und zurücklegen.

Die Gärtnersfrau bewunderte ihren schönen Pelz, das gutgeschnittene modische Schneiderkleid. Es wäre unmöglich gewesen, im Hause Messer nicht gut und gediegen gekleidet einherzugehen. Und Ilse Denhardt hatte zeit ihres Lebens hübsche Kleider getragen, — Paul war stolz auf ihre Schlankheit, auf ihr schönes, aschblondes Haar, auf ihren Geschmack gewesen.

„Eine Frau, die sich unordentlich oder auffällig kleidet, beweist Mangel an Erziehung“, sagte die Geheimrätin. „Ich würde der Unordnung oder dem Ungeschmack niemals Vertrauen schenken, auch für die scheinbar abgelegensten Dinge nicht.“

Ilse besaß das Vertrauen ihrer Herrin, sie erhöhte sogar ganz plötzlich zum ersten Februar ihr Gehalt. Die junge Frau errötete vor Vergnügen, weil sie an Paula dachte. „Weil ich mit Ihren Leistungen außerordentlich zufrieden bin“, sagte ihre Herrin. Kein Wort von dem Kind, von seinem Befinden oder von seiner Zukunft.

Natürlich, diese reiche Frau hatte selbst nie ein Kind gehabt! Eine Leere war da in ihr, die sie wohl künstlich und mühsam mit geistigen Interessen und Errungenschaften ausgefüllt hatte. Als alte Frau jetzt trieb die Geheimrätin noch Sprachstudien, ließ sie sich kunstgeschichtliche und archäologische Vorträge halten.

Es war ein Verein für Bevölkerungspolitik gegründet worden, die Hauptsorge der Nation nach dem Kriege mußte die Hebung der Geburten, eine Verminderung der Säuglingssterblichkeit sein. Berühmte Gelehrte und staatliche Würdenträger standen an der Spitze dieses Vereins. Er rief den Willen zum Kinde auf, Deutschlands Mütter mußten Kinder, viele starke und schöne Kinder gebären.

Die Geheimrätin billigte den ihr zugesandten Aufruf mit ihrem klugen Kopfnicken. „Das ist eine ausgezeichnete Sache. Zeichnen Sie für mich, liebe Ilse ...“ Sie bemerkte nicht, daß die Hand der jungen Witwe zitterte, als sie die vierstellige Ziffer niederschrieb. Es war seltsam: alle diese reichen und klugen Damen — die Geheimrätin hatte nur begüterte und hochgebildete Bekanntinnen — gaben freimütig für allgemeine gute Zwecke, — sie präsidierten so vielen Vereinen und Wohltätigkeitsstiftungen oder veranstalteten Basare und Gartenfeste für ihre Vorzugsschützlinge — —.

Digitized by Google

Zum Beispiel gab es im Hause der Geheimrätin sicher acht unbenutzte große Räume. Man atmete darin die beste Luft ein, der Lärm drang nicht hin, sie waren hell, sauber und durchwärmt. Sogar neben dem hübschen Zimmer der Gesellschafterin lag eine solche leerstehende Stube mit weißem Bett und mit Mullgardinen. Eine jetzt natürlich verschlossene Tür führte aus Ilsens Zimmer hinein.

Im Spätwinter erkrankte die Kleine in Finkenwalde abermals. Ernsthafter schien es diesmal, eine schwere Grippe. Ilse konnte ihre unruhige Angst nicht ganz verbergen. „Sie scheinen mir etwas zerstreut? Sie machten einen Fehler in der Aussprache", tadelte ihre Herrin ihren französischen Vortrag.

Einmal schickte ihr die Geheimrätin den Arzt hinauf. Ihre Gesellschafterin sah blaß aus und wurde sehr mager. Sollte sie Somatose oder Lecithin nehmen? Eine Kur mit Sahne und Südwein wäre vielleicht am Platze?

Ich schlafe wenig, weil ich Sorgen habe, und ich sehne mich nach meinem Kinde, hätte die Patientin wahrheitsgetreu antworten müssen. Der behäbige, patente Hausarzt prüfte ihren Puls und ihre Zunge. Ohne Zweifel ja war die junge Frau blutarm. Blutarm waren in diesen entarteten Zeiten fast alle jungen Frauen und Mädchen.

Oft war nur Sehnsucht im Herzen der jungen Frau, manchmal an kräftigeren Tagen aber auch überkam sie der Zorn: Warum fragt sie mich nicht? Warum sieht sie nicht? Und *will* sie nicht begreifen? Trotzdem war die Frau klug, wohltätig und nicht klein denkend. Ihre Angestellte wurde nicht nur als Mensch, sondern auch als Persönlichkeit geachtet. „Ich möchte mich nicht wieder von Ihnen trennen", lobte die mit Anerkennung Karge. „Ihre Art und Ihre Kenntnisse sagen mir sehr zu."

Aber Ilse hielt ihr wohlgeordnetes, verwöhntes und beschütztes Leben schließlich nicht mehr aus. Sie bat um Urlaub, ganz dreist, über Pfingsten — um acht Tage Urlaub.

„Acht Tage würden mir um die Festzeit, wo ich Hausbesuch erwarte, schlecht passen. Ich gewähre Ihnen drei — für die ersten Maitage schon. Ich bin dann allein und behelfe mich schon mit Annette und Suse."

Drei Tage. Ihre drei Tage! Seit sechs Wochen lebte Ilse Denhardt von diesen drei Tagen! Neben der Gärtnerswohnung lag der gräfliche Park, die Familie bewohnte das Schloß selten, und der Park stand von jeher dem Publikum frei. Sie würde Kleinchen dort hineinfahren, Anfang Mai schien die Sonne schon, es gab laue, lange Tage mit Blumen, mit Vogeltrillern und Wohlgerüchen. Solche drei Tage mußten ihre sein!

Auch das geheimrätliche Haus besaß einen Vorgarten, Rhododendron- und Azaleengruppen wurden dort geschmackvoll ausgestellt, der Gärtner zog bunte Hyazinthenbeete. Zuweilen saß die alte Dame dort unter einem rot und weiß gestreiften Sonnendach. Die Zeit zum Draußensitzen war noch nicht gekommen, dafür unternahm sie täglich Spazierfahrten mit ihrer Gesellschafterin. Die Geheimrätin fuhr noch altmodisch mit Pferden, — die Vorstellungen ihrer vereinigten Verwandten hatten sie endlich bewogen, sich ein Automobil zuzulegen. Mit dem Kriegsanfang wurde ihr Auto requiriert, sie mußte sich mit einer Miets-

Digitized by Google

maschine begnügen. Seit ihr eigener vertrauter Chauffeur fehlte, wurden ihre Fahrten unregelmäßiger und abenteuerlicher. Sie gelangte manchmal zu Zielen, die sie gar nicht erreichen wollte, und oft ließ sie sich absichtlich mit dem Zufall fahren.

Eine Unruhe oder Neugier führte sie. Die Kriegszeit schuf diese Unrast, auch bei alten, müde und ruhig gewordenen Menschen; eine Gemeinsamkeit, die sie nie gekannt oder anerkannt hatte, schien sie plötzlich mit der Straße, mit diesen weiten, flachen Ebenen, in die die Stadt ihre Arme wie Adern und Nervennetze hinaussandte, zu verbinden. Sie sah die Vorübergehenden, die sie sonst nie beachtet hätte — es verstieß gegen die gute Erziehung, eine Menge oder Unbekannte zu beachten! —, sie waren nicht fremd, alte, gebückte Männer, junge Knaben und diese vielen, zu vielen, in nie gewahrter Fülle und Allgegenwärtigkeit hastenden Frauen — —

Waren sie alle Kriegerfrauen? Sie halfen sich allein durch, sie führten den Straßenbahnwagen, sie gaben Billette aus, sie kontrollierten den Gasmesser oder leisteten Postdienst.

Lauter Frauen! Alles Frauen!

„Wo sind wir, Menke?" fragte sie den Fahrer.

„Das ist Marienfeld, Frau Geheimrätin! Links hinüber Nordende und da drüben mit dem Schloß Finkenwalde."

„Finkenwalde" — sie wußte auf einmal, daß sie den Namen gehört hatte; sie hatte den Ort nie besucht.

„Der Park ist sehr schön jetzt im Frühjahr und dem Publikum immer geöffnet."

Die Geheimrätin war keine ausgesprochene Naturfreundin, — selbstverständlich kannte sie alle schönen Gegenden der Welt, ihre patentierten Preisschönheiten sozusagen: Monte Carlo, Baden-Baden, Sorrent, Palermo — heimische Natur bot wenig, sie besaß keine Farbe und Linie, — vor allem keine Linien! Trotz Leistikow und Liebermann hatte sich die Geheimrätin gewöhnt, Berlin als einen Ort, wo man denkt und Geld verdient, zu betrachten, — nicht als eine Stadt zum Ausruhen oder zum Genuß.

Sie stimmte höflich bei, wenn wieder einmal ausgesprochen wurde, daß auch die Mark ihre Schönheiten besäße, weil Widerspruch unhöflich gewesen wäre; heute konnte man ihn sogar unpatriotisch finden. Ganz im Grunde ihres maßvollen und gerechten Wesens mißbilligte die Geheimrätin alle Ausschließlichkeit und Übertreibung. — Auch ihre Gesellschafterin schien ihr zuweilen in ihren Gefühlen übertrieben; man mußte da abdämpfend ausgleichen.

Der Motor hielt vor dem Parktor, und der Führer sah sich einladend um. Er liebte Pausen und Beschaulichkeit, gegenüber lag ein kleiner Bierausschank mit dem Scheubaer Wappen. Scheuba hieß die gräfliche Familie, der der Park gehörte.

Für ihre Jahre schritt die alte Dame noch kräftig genug aus, sie wollte sich auf die Mittelallee aus alten Buchen im Frühlingslaub beschränken und vielleicht irgendwo auf einer Bank rasten. Denn hier merkte man in der Tat von der Großstadtnähe nichts mehr. Blumenwiesen, Kastanienblüte und tausendfältiges, helles,

Digitized by Google

Gefechtsfeld bei Reims

Aus Vollbehr „Kriegsbilder-Tagebuch". Verlag von F. Bruckmann A.-G. in München

Ernst Vollbehr

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

hohes Vogelgezwitscher. Diese kleinen Gäste des Laubs wußten, daß sie hier selten gestört oder belästigt wurden. Gerade deshalb konzertierten sie so freimütig und freigebig, als ob sie einen Konzertsaal voll Zuhörer hätten. Sie waren übermütig und guter Dinge in voller Liebes- und Fruchtbarkeitstätigkeit.

Auf der Bank unter dem lichten Buchenschirm, nach der Sonnenwiese zu, saß die Geheimrätin — — Dann sah sie in der Sonnenwiese etwas Reizendes: eine junge Frau, schlank und schwarz, mailich trotz des Trauerkleids, und ihr Kindchen. Das Kindchen war halbnackt, im Hemdchen, und die junge Frau, seine Mutter, hob und hielt es in der Sonne. Es krähte laut, strampelte mit den Beinchen und griff mit den Fäustchen in ihr loses Blondhaar, in aschblondes volles Haar — in Ilse Denhardts Haar!

Die beiden dachten nicht an die alte Frau unter der maigrünen Buche, die saß und lauschte.

Hatte sie nie zuvor, in beinahe siebzig Jahren nicht, gesehen, daß die Blumen Gesichter hatten, unschuldige, helle, freundliche Engleingesichter, die sie alle gegen den Himmel erhoben, auch die kleinsten und die unscheinbarsten? Vom Himmel floß Gold auf die Erde, — die alte Frau sah es deutlich. Das Gold war die Liebe Gottes. Die Erde antwortete mit feuchtem, stetem Atem der Fruchtbarkeit. Alles blühte aufwärts, trug Frucht der Sonne und der Liebe entgegen, die Buchen und die Fliederzweige, die Kastanienkerzen und die Rotdornhecke.

Wie — wie sangen doch die Vöglein? Lieb! Lieb! Lieb! Alles ist Liebe! Liebe nur ist Sinn! Lebenssinn! Liebe ist Frühling!

Ein Tauen begann in dem alten, versteinten und vereisten Herzen, wie sie nie erfahren hatte, an dessen Naturgewalt sie nie geglaubt hätte. War es die laue, zarte, die müde Greisinnenträne in ihrem Auge gewesen, die auftaute? Oder brach der warme Quell von viel tiefer, von innen heraus, floß im Auge nur über und schwemmte, rüttelte, zerbrach? Eiswall auf Eiswall, das Gletschereis eines langen, kunstmäßig gerechten und selbstsüchtigen Lebens, — das härteste Eis, was es gibt, das der Selbstgenügsamkeit, mußte die junge, noch schwache, mußte die neugeborene Wärme zerschmelzen. Sie schmolz und schuf und grub sich Wege — freie, weite Bahn.

Wie lange sie so saß und zuhörte, dem Wehen und Sichlösen in ihrem Inneren lauschte, sich wärmen und ausfegen und aufheben ließ, wußte die Geheimrätin Messer nie. Ihr schien es eine lange, sehr lange Zeit, denn ein ganzes Lebensgebäude, eine Weltweisheit zerbrach in ihr — vielleicht ein Kunstwerk? Gestern noch würde die kluge Greisin sicher gemeint haben, daß ein Kunstwerk zerbrach.

„Es ist der Frühling — die Landluft", wollte sie sich einmal zurechtweisen, aber so jubelnd setzte der Finkenschlag ein, verschwenderisch segnend im Windhauch streute der Fliederstrauch duftigen Regen.

Gegen ihr junges, schlagendes Herz drückte die Mutter im schwarzen Kleid das Kindchen. „Mein! Mein! Doch mein! Trotz allem! Mein Schatz! Mein Bestes! Mein Geschenk! Meine Gnade! — Du — seins! Seins!"

Und ihre Küsse regneten auf das kleine, runde Blumengesicht. Nur Küsse — nicht einmal Tränen. Nein, heut' am Maientag keine Tränen!

Digitized by Google

„Frau Geheimrat! — Gnädige Frau!“ stammelte Ilse Denhardt betroffen. Sie dachte, daß ihr dritter Tag doch noch nicht abgelaufen sei — heut' abend um sieben Uhr ging der Zug. Vielleicht brauchte man sie in der Bendlerstraße, — vielleicht traf Besuch ein?

Sie wollte die Kleine in ihren Wagen zurücklegen und strich über ihr zerzaustes Haar. Die alte Frau hatte die Hand auf die Schulter der jungen, ihrer bezahlten Angestellten, gelegt. „Kleiden Sie sie rasch an! Und warm! — Ich warte noch eine halbe Stunde hier im Park. Die wird, um die kleinen Habseligkeiten einzupacken, genügen. Menke gönnt sich gern Zeit. Klein-Paula schläft bei uns heut' nacht. Und alle Nächte von jetzt ab. Ilse, — unser Kriegskind! — Wenn's Ihnen bei der alten Frau nicht zu kalt und zu eintönig ist? Es war kalt und eintönig bei uns. Nun wird's warm und froh werden!“ — Ein wenig ungeschickt, wie der kleinen Menschlein Ungewohnte, reichte sie dem Rosenblütchen den welken, blassen Finger. „Ich bin sehr unmütterlich, sehr unweise gewesen. Jetzt werde ich noch eine gute Großmutter.“

Wieder Frühling! · Von Fritz Alfred Zimmer

(1916)

Aus jedem Busch lacht mich der Frühling an.
Das hat mir heut' so wohlgetan,
Daß schon der Schnee zerschmolzen auf den Straßen
Und in dem Dorn die Finken wieder saßen.

Und schimmernd liegt auf jedem Haus und Hain
Ein Stückchen warmer Märzensonnenschein,
Der alle Sinne mir umschmeichelt, mich umholdet,
Und still die alte Heimat neu vergoldet.

Die Heimat! — Dank dir, starker Heereshort,
Der sie beschirmt, in West, Ost, Süd und Nord!
Ach, könntest du, wenn Frühweltwunder blauen,
In frischer Jungnatur dein Deutschland schauen!

Aus jedem Kriegergrab und Heldenbaum
Blüht märchensam ein bunter Frühlingstraum,
Drin Nachtigallen schon von Tagen singen,
Die unserm Volk den Lenz des Friedens bringen.

Digitized by Google

Können wir die Engländer im eigenen Lande fassen? · Von M. G. Menghius

England dünkte sich bis zu dem jetzigen Weltkriege auf seiner Insel unangreifbar. Und gar mancher deutsche Landsmann glaubt ebenfalls immer noch, daß wir zwar jede andere Macht niederringen könnten, nur England — den Walfisch — nicht! „Weil wir es nicht erreichen, nicht fassen können." Daher versuchten sie und versuchen es immer noch, uns einzureden: Da wir England nicht direkt fassen können, müssen wir nach Stellen suchen, wo dies indirekt möglich ist; also Stellen, zu denen wir unsere Heere auf dem Landwege in Marsch setzen können, oder wo wir in (England) unterworfenen Ländern Aufstände erregen können, z. B. etwa in Indien, Irland, Ägypten und Südafrika. Am ehesten hat sich mittlerweile die letztere Hoffnung (hinter der kundige Leute übrigens von Anfang an ein kräftiges Fragezeichen setzten) als trügerisch erwiesen. Es kam in keinem englischen (übrigens auch in keinem russischen) Besitztume bisher zu einer ernst zu nehmenden Erhebung. Auch die in Südafrika mißglückte. Und ob es in einem weiteren Stadium des Krieges noch dazu kommen wird, ist zwar nicht unmöglich, aber doch immerhin sehr zweifelhaft. Wir können und dürfen uns eben nur auf uns selbst verlassen und sonst auf niemanden. Nur dadurch können wir uns vor bösen Enttäuschungen bewahren.

Größeren Wert haben schon die Aussichten und Hoffnungen, die sich auf einen zu Lande bewerkstelligten Angriff auf englische Besitzungen gründen. Hier ist besonders der Suezkanal und Ägypten als eine „Achillesferse" Englands anzusehen, und ein Angriff darauf mit anschließender Eroberung des Nillandes würde allerdings England an einer „vitalen" Stelle treffen. Hoffen wir, daß es zu einem solchen Angriffe und zu einer solchen Eroberung kommt: wenn wir auch England damit noch nicht töten, so zwingen wir es doch schon in die Knie. Ganz abgesehen von dem gewaltigen Eindruck, den der Verlust Ägyptens auf die Neutralen, auf unsere Feinde selbst und vor allem auf den gesamten Islam machen würde. Der Heilige Krieg, der bisher immer noch nur als rußige Flamme schwelt, würde dann mit einem Schlage zu heller Lohe emporlodern. Ganz Nordafrika bis tief in den Sudan und nach Nigerien hinein würde dann bedroht sein und vermutlich dem Vierverbande verloren gehen. Persien und Arabien würden aufatmen und ein afghanisches Heer an Indiens Nordwestgrenze erscheinen. Dann wird es vermutlich auch in Indien zum Aufstande kommen. Dieser Angriff auf den Suezkanal und Ägypten ist daher ein Programmpunkt von größter Wichtigkeit. Ob es aber wirklich dazu kommt, ist eine andere Sache. Das wird die Zukunft lehren.

Wir sagten: eine Eroberung Ägyptens würde England noch nicht töten, aber es in die Knie zwingen: folglich müssen wir uns, neben oder ohne sie, nach direkten Angriffsmöglichkeiten auf England umsehen. Sind solche vorhanden oder haben jene recht, die sagen, England ist so lange unangreifbar, als es seine

Digitized by Google

große Flotte besitzt? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht. Zurzeit sind wir jedenfalls nicht in der Lage, eine Truppenlandung in England auszuführen, wenigstens keine, die die unbedingte Gewißheit eines Erfolges in sich birgt. Etwas anderes wäre es vielleicht, wenn wir Calais besäßen. Dann ließe sich schon eher hierüber reden. Die Straße von Calais könnten wir in ihrer ganzen Breite mit unserem schweren Geschütz bestreichen. Von den Häfen Calais und Dünkirchen aus können wir sie auch mit U-Booten und Torpedobooten bevölkern. Endlich läßt sie sich von dort aus mit Minen sperren und verseuchen. So viel ist allerdings leider zurzeit sicher: Calais und Dünkirchen sind noch in festem englischem Besitze und zweifellos mit allen Mitteln der modernen Festungstechnik geschützt, ja, soweit das überhaupt möglich ist, uneinnehmbar gemacht. Wir werden daher auf alle Fälle gut tun, diese Frage zurückzustellen, bis wir die genannten Häfen haben.

Aber können wir nicht trotzdem an England herankommen?

Zweifellos! Einmal durch unsere U-Boote, wenn wir uns entschließen, sie in englischer, d. h. durchaus rücksichtsloser Weise zu gebrauchen. Der Abbau der englischen Handelsflotte ließe sich dann so verstärken, daß die Schiffsversicherungen unerschwinglich, die Frachtenspesen gleichfalls überhoch und damit die Lebensmittelversorgung und die Rohmaterialienzufuhr Englands böse ins Schwanken kommt. England muß dann wohl mit seiner bisher versteckt gehaltenen großen Flotte herauskommen, also alles auf eine Karte setzen. Bei diesem Kartenspiele ist die große Zahl zwar auf seiten Englands, die innere Tüchtigkeit aber schwerlich, und daher haben wir die Überzeugung, daß sich auf dem Wasser das gleiche Schauspiel aufrollen wird, wie seinerzeit zu Lande in Rußland. Ganz abgesehen davon, daß sich vermutlich unsere Marine einige kleine „Überraschungen" für diese Seeschlacht aufgespart haben dürfte.

Eine zweite Waffe gegen die englischen Zufuhr- und Handelsstraßen hat sich in der jüngsten Zeit bemerkbar gemacht. In unseren „Möwen", d. h. sehr schnellen, gut bewaffneten und hinreichend geschützten Kaperschiffen, vielleicht mit Schnellladevorrichtung für Kohlen. Können wir sie in genügend großer Zahl in die Ozeane senden — es kommt nur auf die Zahl an, das Brechen der englischen „Blockade" verstehen unsere Blaujacken —, so sind die vereinigten Flotten des Vierverbandes nicht imstande, sie vom Meere zu vertreiben; und zwar um so weniger, als die Engländer nicht ihre heimischen Küsten entblößen dürfen, die Franzosen, Italiener usw. aber die fehlenden englischen Schiffe, zumal für die Jagd auf Schiffe schnellsten Typs, nicht ersetzen können. Zumal jetzt auch das Mittelmeer mit U-Booten stark belegt ist. Ein von Möwen und U-Booten unter Unterstützung von Torpedobooten geführter Seekrieg größten Stils dürfte den Engländern gewachsen sein und deren Zahlenüberlegenheit die Spitze bieten können — immer im Hinblick auf die Unabkömmlichkeit eines großen Teils der Vierverbandsflotten infolge der großen Angriffsfreudigkeit der deutschen und der österreichischen Flotte. Schade ist nur, daß die türkische Flotte nicht stärker ist.

Als dritte England auf das schwerste bedrohende Angriffswaffe kommt dann unsere Luftflotte in Betracht. Gegen unsere Zeppeline sind die Engländer fast

Digitized by Google

wehrlos. Ein „englischer“, also ein rücksichtsloser Gebrauch unserer Luftgeschwader kann Englands Lebensnerv treffen, auch wenn wir sie zurzeit noch nicht zu Truppenlandungen benützen können. Zumal seit dem letzten großen Geschwaderangriff auf die englischen Industriegebiete in den Midlands der erfreuliche Beweis geliefert wurde, daß unsere Luftschiffe auch eine wirksame Waffe gegen englische Kriegsschiffe darstellen. Hier ergeben sich noch ungeahnte Entwickelungs- und Angriffsmöglichkeiten für unsere Luftflotte.

Wir haben also mindestens drei vorzügliche direkte Angriffsinstrumente gegen England: U- und Torpedoboote, Möwen und Luftgeschwader. Wir wollen diese nicht überschätzen, wir wollen sie aber noch weniger unterschätzen. Voraussetzung ist nur, wie wir nochmals scharf hervorheben müssen, daß wir sie vierverbändlerisch, englisch, d. h. rücksichtslos verwenden. England hat in der Kriegsbarbarei, in wirklicher Kriegsbarbarei einen derartigen Vorsprung vor uns, daß wir, selbst nach einer für deutsche Begriffe „rücksichtslosen“ Kriegführung, immer noch England gegenüber stümperhafte „reine Waisenknaben“ verbleiben. Gegen die Engländer nützen eben nur englische Kriegsmethoden, und deshalb müssen wir sie anwenden, mögen die Herren auch noch so sehr schreien und ihre Verleumdungsorgel ableiern.

Reitersang · Von Helene Brauer

Die Nebel über dem Pfad
Wie kühle Hände gleiten —
Heut' können wir lachen und reiten —
Wie lange noch, Kamerad?

Ob's auch wie Sensenstrich
Uns hinweht über den Köpfen,
Du Maid mit den blonden Zöpfen,
Lachen sollst du wie ich!

Bleibt unsre Spur nicht lang,
Wo wir vorübertraben —
Heute, ja heute haben
Unsere Lieder noch Klang!

Nur einen kurzen Tag
Währt Freuen, Singen und Reiten,
Doch wenn wir den Sieg erstreiten,
Da falle, was fallen mag!

Was für ein Kreuz wird mein,
Von Eisen oder von Holze?
O Heimat, du herrliche, stolze,
Soll jedes mir heilig sein!

Digitized by Google

Ein Heller und ein Batzen

Von Prof. Dr. Eduard Heyck

Es wird über den „Mißstand“ Klage geführt, daß trotz nunmehr 45jähriger amtlicher Geltung des Münz-, Maß- und Gewichtssystems das Publikum sich an dieses nicht gewöhnen will. Auf Rechnungen, in Marktberichten, in Zeitungen, sogar in gesetzlichen Vorschriften und Bekanntmachungen — klagt diese Mitteilung, deren Stil auf eine Behörde oder derlei zu deuten scheint — trifft man noch immer auf „Zentner“ und „Pfund“, auf Fuß, Zoll und Morgen. „Das Grundübel liegt bei der Geschäftswelt“ („Frankfurter Zeitung“, 8. Dezember 1915).

Nein, das Grundübel, wenn man gleich von diesem sprechen will, ist die Gesetzgeberei, die mit dem Norddeutschen Bund begann und durch die siebziger Jahre dauerte, dieser Hurrapatriotismus der akademischen Theorien, die aus lauter nationalem Liberalismus teils wenig vaterländische und wenig volksfreundliche Einrichtungen schufen, die früher und später alle in gründliche Abänderung genommen werden mußten, teils, wo sie Nützliches schufen, es doch nicht volkstümlich zu machen wußten. Die Nichteinbürgerung der Maß- und Gewichtbenennungen ist die Folge ihrer trostlosen inneren Dürftigkeit, des Mangels an Plastik, an Vorstellung und auch an Geschichtlichkeit, der an ihnen haftet. Die Gesetzgeber jener Zeiten hatten keine Ahnung, wie vieles sie dem Volke, seiner Empfindung, seinem unbewußten Heimatsinn wegnahmen, wie sie es innerlich beraubten, indem sie ihm Gutes geben wollten. Nicht tadeln, sondern von Herzen uns freuen wollen wir, daß dem Publikum und auch der Geschäftswelt, wenigstens der kleineren, noch immer die 500 gr und das kg so widerstehn. Die Münzen und die Maße mögen sachlich recht sein, aber die Versessenheit auf eine gestaltlose, leer-mathematische Zählung und auf die griechisch-lateinischen Benennungen auch noch obendrein, das hätte vermieden werden müssen. Die Engländer haben sich solche internationalen Liebedienereien nicht einfallen lassen, so wenig wie die Russen, und sind nicht zu Schaden dabei gekommen. Das Volk ist deutscher als so oftmals seine Regierenden und seine Volksbeglücker zusammengenommen. Drum dauert diese Auflehnung weiter und hält sich an Ausdrücke, bei denen sich auch etwas denken läßt, gleichgültig, ob das schließlich auch nur alte eingedeutschte Fremdwörter sind, oder ob sie noch aus der Bildlichkeit der alten Germanen unmittelbar herstammen. Die Liste der „zu Unrecht“ gebrauchten Ausdrücke ist viel größer als dort angegeben wurde. Nicht bloß Zentner, Pfund, Fuß, Zoll und Morgen sind noch in Gebrauch, sondern auch Meile, Stunde, Rute, Klafter, Faden, Joch, Juchart, Tagwerk, Lot, Groschen, Sechser und Batzen. (In der Schweiz ist ein Batzen gleich 10 Rappen — oder 10 Centimes, wie zwar nicht die Ostschweizer, aber recht unnötig unsere Deutschen sagen!) Höchst bezeichnend sind der mecklenburgische Vierschilling für 25 ₰, der Berliner „Sechser“ für 5 ₰. Sie zeigen, daß die öde Zahlenbenennung in gar keine Vorstellung bringt, denn sonst könnte sich das „Falsche“ nicht so hartnäckig behaupten. Kundige werden wahrscheinlich die eben

Digitized by Google

gemachte Aufzählung noch zu vermehren imstande sein. Weiter ist sehr bezeichnend, daß sogar tastende Neubildungen die leeren Zahlenausdrücke umgehen wollen, wie „Nickel“ und wie der „blaue Lappen“, so unangenehm freilich dieser Ausdruck ist.

Wir stehen in einer Zeit des Heimatschutzes, der Rückkehr zur deutschen Sprache, der absichtsvollen Betonung einer „deutschen“ Schrift. Aus allen drei Gründen sollte man dem 1871 eingeführten metrischen und dezimalen System, statt drakonisch zu fordern, daß nun endlich nach kg und dz „notiert“ werde, vielmehr die alten und bildlichen Benennungen wieder beilegen, die dem Volk, die uns allen, die wir kein Holbachscher homme-machine sind und sein wollen, nicht gegen das feine und richtige Gefühl gehn. Dieser Übergang würde sich so leicht vollziehen, wie der der Hausfrauen zum neuen Pfund, das auch nicht überall vorher schon gleich 500 gr war. Dann kämen wir zur Ordnung, die jetzt noch nach 45 Jahren vermißt wird, und kämen zu ihr ohne eine innere Trauer und einen instinktiven Widerwillen.

Leidverklärung · Von Anna von Weltzien

Ihr Liebstes fiel — das Herz durchbohrt, das warme —
Sein Kinderherz, das Seligkeiten schuf!
Sie aber weiß: er fiel in Gottes Arme.
Aus Todweh löst sich leiser Lebensruf

Und wirbt und mahnt: nur keine Zeit verklagen.
Erstarken muß, was er an dir geliebt!
Nach grauem Heut sieht ihre Sehnsucht tagen
Ein goldenes Einst, das ihn ihr wiedergibt.

Ob nie auf seinem Grab ein Blütenseelchen
Von Heimatduft umsponnen sorglos sprießt,
Nicht Heimatluft ist, was im Vogelkehlchen
Zu Klang wird und an seinem Kreuz zerfließt:

Ihr Schmerz bleibt stumm. Und um den süßen Namen,
Der ihren Schritt zu klaren Höhen lenkt,
Um all ihr Leid fügt sie als schlichten Rahmen
Den Kranz von Freuden, die sie andern schenkt.

Digitized by Google

Militärische Jugenderziehung

Vom Führer des Rekrutendepots eines württembergischen Infanterieregiments wird dem „Türmer“ geschrieben:

Im zweiten Oktoberheft 1915 veröffentlichten Sie zu dieser Frage einen Brief an die „Frankf. Ztg.“ von einem Regimentskommandeur, welcher sich zu dem gegenwärtig auf der Tagesordnung stehenden Gedanken einer Pflichtjugendwehr abweisend verhält. Nach dem alten Spruch: „Man soll sie billig hören alle beede!“ sei auch einem Anhänger dieser Idee das Wort gegönnt. Ich halte das zur Klarstellung für um so nötiger, als jener Briefschreiber von der Voraussetzung ausging, es werde die militärische Reglementierung für die Jugendlichen schon vom 14. Lebensjahr ab angestrebt. Bei den Anhängern einer Pflichtjugendwehr haben sich aber die Anschauungen dahin verdichtet, daß *erst für die Altersklassen des 17., 18. und 19. Lebensjahres* eine militärische Vorbereitung für den Heeresdienst obligatorisch eingeführt werden soll. Dieser Standpunkt ist dargelegt und begründet in einer anregenden Schrift des im Frieden als Führer der Jungdeutschlandbewegung hervorgetretenen württembergischen Oberstleutnants von Hoff. („Jugendwehr und Zukunftsheer.“ Ein Rückblick und Ausblick von Oberstleutnant von Hoff. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg. Preis 60 Pf.) Auf Grund seiner Feldzugserfahrungen bezeichnet er die körperliche und sittliche Ertüchtigung der Jugend zum Heeresdienst für jetzt und künftig als noch dringlicher wie bisher. An Hand der allgemeinen Erfahrungen mit der Jugendwehr erklärt er aber das von ihm im Frieden hochgehaltene Prinzip der Freiwilligkeit als *nicht mehr ausreichend*, sondern er hält die Einführung einer *gesetzlichen Verpflichtung der genannten Altersklassen* für unerläßlich.

Ich denke, daß in der Beschränkung auf diese Altersklassen die Jugendwehrpflicht einer ernsten Erwägung wert sein dürfte — handelt es sich doch nicht etwa um „vierzehnjährige Lausbuben“, wie der Herr Regimentskommandeur annimmt, und gewiß auch nicht um Übertragung militärischer Formen auf Gebiete, wo sie verfehlt sind, wie andere sagen. Es handelt sich vielmehr darum, den Jahresklassen, welche sowieso *gesetzlich der Wehrpflicht unterliegen*, die Grundlage einer militärischen Schulung zu geben. Ursache genug hierzu liegt schon in der Verpflichtung unserer jungen Männer, laut Reichsgesetz vom 11. Februar 1888 vom vollendeten 17. Lebensjahr ab *im Kriegsfalle an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen*, wozu sie in Fällen außerordentlichen Bedarfs zur Ergänzung des Heeres und der Marine herangezogen werden können. Bekanntlich ist hievon jetzt im Kriege schon Gebrauch gemacht worden, insofern als im Herbst letzten Jahres die Neunzehnjährigen eingezogen wurden, während die Aushebung der nächstjüngeren Altersklasse noch eine Frage der Zeit ist.

Digitized by Google

Wie willkommen wäre es uns Rekrutenbildnern, wenn alle diese Leute schon eine systematische militärische Vorschule genossen hätten! Wie könnte da je nach der Dringlichkeit des Nachschubs die Rekrutenausbildung teils rascher vollendet, teils gründlicher vorgenommen werden! Manches ist ja erreicht durch die freiwillige militärische Vorbereitung, wie sie im Kriege in Gestalt der Jugendwehr, im Frieden mittels der Jugendvereinigungen und der Turnerschaft, zuletzt unter Vorantritt von „Jungdeutschland", von vielen treuen Männern bewerkstelligt wurde. Allein mit der Freiwilligkeit kann nur der kleinere Teil der wehrpflichtigen Jugendlichen erfaßt werden, und es können bei ihr die jungen Leute mehr oder weniger doch nur „mit Samthandschuhen angefaßt" werden, was für eine Heeresvorschulung nicht als das Richtige zu bezeichnen ist, ohne daß man dabei gleich die Notwendigkeit eines strengen Drills zu statuieren hätte. Wie gut übrigens die Wirkung schon der freiwilligen militärischen Jugenderziehung eingeschätzt wird, das zeigt unter vielen Zeugnissen eine Denkschrift der bayerischen Regierung, in der es heißt: „Die Verwaltungsbehörden sind durch eigene Erfahrung von der Notwendigkeit militärischer Jugenderziehung durchdrungen. Diese hat zunächst militärisch gute Erfolge erzielt, und sie hat über ihren nächsten Zweck hinaus einen günstigen Einfluß auf die jungen Leute ausgeübt, sie aus verschiedenen Ständen zusammengeführt, sich gegenseitig kennen und verstehen gelehrt, und nicht bloß kräftiger und gewandter, sondern auch entschlossener, freudiger zur Arbeit und zum Gehorchen gemacht und zu Ordnung, Achtung und Selbstzucht erzogen."

Wenn wir solch schwerwiegende Zeugnisse haben, so ist logischerweise der Schluß zu ziehen, daß die Wohltat einer militärischen Vorbildung unserer gesamten männlichen Jugend in den Übergangsjahren vor dem Militärdienst zuteil werden sollte. Und nicht nur das Interesse des Volks an seiner Jugend verlangt es, sondern auch die Staatsnotwendigkeit. Der beste Beleg dafür ist die Erfahrung aus den ersten Kriegsmonaten. Da haben sich 1½ Millionen Kriegsfreiwillige von 17—19 Jahren gestellt; da mußte die Ersatzreserve ausgebildet werden und später der ungediente Landsturm; da hatten unsere Rekrutendepots, deren normale Stärke etwa die einer kriegsstarken Kompagnie ist, manchmal die Zahl eines kriegsstarken Bataillons. Was wird das ein Vorteil für uns sein von geradezu strategischen Folgen in einem künftigen Krieg, wenn alle Angehörigen der genannten Kategorien im Augenblick der Mobilmachung eine systematische militärische Vorschule durchlaufen haben werden! Wer sich diese so klare und so ernste Sachlage vor Augen führt, der muß davon abkommen, an Soldatenspielerei zu denken oder eine militärische Durchseuchung des Jugendsinns zu befürchten, wenn die Pflichtjugendwehr eingeführt würde. Ich bin nach meinen Erfahrungen in Jugendpflege und Rekrutenausbildung der begründeten Ansicht, daß bei der Pflichtjugendwehr die Schulung der Körper- und Geisteskräfte, die Willenserziehung, die Anregung zur Hingabe selbstischer Interessen zugunsten des Gemeinwohls einen frischen, gesunden Jugendgeist hervorzurufen imstande sein wird. Daraus wird uns ein Zuwachs an Wehrkraft erblühen, der naturgemäß auch einen Zuwachs an Volksglück bedeutet.

In der von Hoffschen Schrift wird gezeigt, in welcher Weise wir Anhänger der Pflichtjugendwehr uns die gefürchtete „fachmilitärische Abrichtung" denken, und zwar so einleuchtend, daß auch der betreffende Herr Regimentskommandeur diese Darlegung nicht ohne Beifall lassen wird. Mit seiner hohen Auffassung von militärischer Disziplin befinden wir uns in Übereinstimmung. Gerade deshalb aber sind wir der Meinung, daß das jugendliche Rohmaterial zubereitet werden soll, daß sein Intellekt frei gemacht werden soll zur Anbahnung jener straffen, aber verständigen Disziplin, wie wir sie zumal bei der Infanteriewaffe verlangen müssen und wie sie den habhaften Untergrund bildet für alle Einzelarbeit in der späteren Rekrutenausbildung. Eine staatliche Pflichtjugendwehr wird in diesem Sinne noch zweckmäßiger arbeiten können als die freiwillige Jugendwehr und die Jugendvereine. Nur beiläufig will ich übrigens erwähnen, daß mit Bezug auf die letzteren der bayerische Haupt-

Digitized by Google

mann Giehrl in einem vor zwei Jahren erschienenen Aufsatz gesagt hat: „Ein gewisser militärischer Einschlag ist unserer Jugend nicht nur nützlich, sondern geradezu Bedürfnis."

Oberstleutnant von Hoff geht in seinen Ausführungen sodann auf einen der schwierigsten Punkte ein: die Frage des Zeitaufwands für die Übungen der Jugendwehr. Vermutlich werden manche gewerblichen Kreise nicht sehr gut dazu sehen, wenn „die Übungen keinenfalls in die Freizeiten der Woche gelegt werden sollen". Es wäre demnach damit zu rechnen, daß jeder 17—19jährige junge Mann immerhin vielleicht 30 Halbtage im Jahr von seinen Wochentagen aufzuwenden hätte. Daß das insbesondere für Industrie, Handel und Handwerk eine einschneidende Maßregel ist, liegt auf der Hand. Allein, wir haben jetzt hoffentlich gelernt, auch im Frieden alle die Opfer zu bringen, die zur Erhöhung der militärischen Schlagfertigkeit unseres Volkes dienlich sind. Von dem höheren Gesichtspunkt der Unterordnung des einzelnen unter den Gesamtzweck aus werden die Erwerbsstände sich mit der Einführung der Heeresvorschule abzufinden wissen, um so mehr, als die günstige Einwirkung derselben auf die hygienische und ethische Verfassung des Volkes jedem einzelnen wieder zugute kommt. Einen besonderen Wert würde ich nach meiner Erfahrung darauf legen, daß alljährlich zuvörderst eine ganze Woche zu einer zusammenhängenden Übung mit stufenmäßigem Lehrplan bestimmt werde, wogegen von den gedachten 30 Übungshalbtagen die Hälfte in Wegfall käme. Nicht nur gibt das im ganzen weniger Störung in den Betrieb der Gewerbe, der Landwirtschaft (die ihre Übungswoche im Winter hätte) und der höheren Schulen (Ferienwoche), sondern es ist eine solche Übungswoche auch militärisch wertvoller, als immer nur periodische Halbtage allein, sofern Führer und Jungmannschaft ganz anders zusammenwachsen und sich einem stetigen, eindrucksvolleren Lehr- und Lernbetrieb hingeben können. Ich sage mir: als Rekrutenoffizier muß ich meine Truppe in der Hand haben, wenn ich etwas mit ihr erreichen will. So sollte auch die Führerschaft einer staatlichen Jugendwehr die Möglichkeit haben, mit ihrer Mannschaft vertraut zu werden, um Gemeinschaftsgefühl, Vertrauen und den rechten Ernst als Grundlage für das Zusammenarbeiten zu erzielen.

Ich erinnere an ein Wort Schillers, der ein guter Jugendkenner ist, wenn er sagt:

„Um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertrau'n. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz . . ."

Und darauf will ich hinaus: ein Gesetz müssen wir erbitten von Bundesrat und Reichstag zur dauernden Einführung einer Pflichtjugendwehr als Vorschule für das Heer!

P. S., Hauptmann der Reserve

Franzosendienst auf deutschen Schulen

Wie unsere Diplomatie, unser Theater, unsere Kunst, schreibt Friedrich Seiler im „Tag", so hat auch unser höheres Schulwesen in den letzten zwanzig Jahren vor dem Kriege eine enge Annäherung an Frankreich und die Franzosen gesucht. Deutsche Lehramtskandidaten sind nach Frankreich geschickt worden, um der französischen Jugend das Deutschsprechen beizubringen, während umgekehrt junge Franzosen als Lehrer französischer Konversation zu uns kamen.

Dabei hat sich die charakteristische Erscheinung herausgestellt, daß die deutschen Lehrer an den französischen Schulen vielfach als minderwertig, lästig, ja unter Umständen der Spionage verdächtig mit Geringschätzung und Kälte behandelt wurden, während

Digitized by Google

wir die zu uns gesandten französischen Kandidaten als etwas Besonderes und Seltenes mit weitgehenden Aufmerksamkeiten umgaben und uns glücklich schätzten, mit ihnen Französisch parlieren zu dürfen. Auch Stipendien zu Studienreisen und Studienaufenthalten in Frankreich und England sind reichlich vergeben worden, und mancher junge deutsche Kandidat und Lehrer ist in Paris oder London zu einem halben Franzosen oder Engländer geworden. Eine widerwärtige und betrübende Erscheinung, wenn so ein deutscher Stipendiat nach ganz- oder halbjährigem Aufenthalt in der Lichtstadt zurückkam mit dem modernsten Boulevardargot, französisch gestutztem Bart, pariserisch geschnittenen Kleidern und mit ausgesprochener Vorliebe für alles Französische und herablassender Beurteilung des Heimischen. Ja, wir sind soweit gegangen, deutsche Kinder im Austausch mit französischen oder englischen ins Ausland zu geben, damit sie dort möglichst früh heimischer Art entfremdet und an französisches oder englisches Wesen gewöhnt würden. Durch diesen groben Unfug sollte die Bekanntschaft der Völker miteinander, ihre Liebe zueinander und ihre Eintracht untereinander gefördert werden. Mit welchem Erfolg das geschehen ist, das hat der Pöbel beider Völker, und leider nicht nur Pöbel — an unseren wehrlosen Landsleuten bewiesen, die beim Ausbruch des Krieges das Glück hatten, inmitten dieser beiden hochzivilisierten Nationen zu verweilen.

Auch im Unterricht trat die Gefahr einer Überschätzung des Fremden, einer Hintansetzung des Heimischen zutage. Wer sich lange und angestrengt mit einer Sache beschäftigt, der gewinnt sie naturgemäß lieb und sucht diese Liebe auch anderen, zunächst also seinen Schülern, einzupflanzen . . . Die Vorliebe der neusprachlichen Lehrer für die Völker, deren Sprache sie zu lehren haben, hat sie nun natürlich auch bei der Abfassung der Lehrbücher und der Auswahl des Lesestoffes begleitet. In beiden finden wir Dinge, über die wir eigentlich erstaunen müssen, die nur aus der allzu weitgehenden deutschen „Objektivität" und der allzu großen Gerechtigkeit möglich sind, vor der schon Klopstock seine deutschen Zeitgenossen warnte: „Sei nicht allzu gerecht, sie wissen nicht, wie schön dein Fehler ist."

Zu den auf unseren höheren Schulen mit am weitesten verbreiteten Lehrbüchern des Französischen gehören die (übrigens mit Geschick angelegten und verdienstvollen) Schulbücher von Dubislav und Boek. In diesen wird an verschiedenen Stellen das Bedauern ausgesprochen (Schulgrammatik 70. 82. Elementarb. 116. 120), daß wir Deutschen den wahren Charakter der Franzosen (le véritable caractère français) zu wenig kennen. Es werden ihnen mannigfache Tugenden zugeschrieben, Mäßigkeit im Essen und Trinken, Sparsamkeit, Gefühl für das Maß, Sinn für Ordnung, Regelmäßigkeit und Häuslichkeit (Schulgr. 75, Übungsbuch 13. 80. 81). Haben wir denn irgendwelche Veranlassung, den Charakter unserer Todfeinde, die uns mit einem wahrhaft glühenden Hasse verfolgen und an uns in ihren Büchern, Zeitungen und Reden kein gutes Haar lassen, zu erheben und unserer deutsch fühlenden Jugend gewissermaßen als Vorbild hinstellen? Richtig ist, daß wir den wahren Charakter der Franzosen bis zum Ausbruch des Krieges zu wenig gekannt haben. Erst seitdem haben wir den Hochmut, die Selbstverblendung, die bis zur Gemeinheit und Roheit hinuntersteigende Gehässigkeit, den Mangel an Wahrheitsliebe, die Empfänglichkeit für hohles Phrasentum usw. als eingewurzelte Charaktereigenschaften dieses Volkes richtig einschätzen lernen.

An einer anderen Stelle (Übungsbuch 25) wird an den Franzosen auch noch Geselligkeit (sociabilité) gerühmt und eine helle und geschmeidige Intelligenz (intelligence claire et souple), und zwar als „unterscheidende Züge, die den Franzosen erkennen lassen", die also andere Völker nicht oder nicht in dem Maße besitzen. Nun, die Geselligkeit kann doch ohne Freundlichkeit gegen Gäste nicht bestehen, und welche Freundlichkeit und Gastlichkeit haben sie an unsern Landsleuten bewiesen, die oft schon jahrelang als Gäste in Frankreich gelebt hatten? Welche an den armen Verwundeten, die wehrlos in ihre Hände fielen? War es ferner das Zeichen einer schmiegsamen und anpassungsfähigen Intelligenz, daß sie drei-

Digitized by Google

undvierzig Jahre lang an nichts gedacht haben als an die Revanche? War es das Zeichen eines hellen Verstandes, daß sie um dieser willen sich und ihr Land zuerst an den Russen ketteten und dann noch an den Engländer, die sie dann beide in den unheilvollen Krieg hineingeschleift haben? Oder daß sie Deutschlands kriegerische, wirtschaftliche und geistige Kraft so maßlos unterschätzten, wie sie es getan haben? Oder daß ihre Politiker und Journalisten ihnen einreden können, was sie nur wollen, und daß sie jeder einschmeichelnden Phrase, jedem hochtönenden Schlagwort erliegen?

Mit der uns Deutschen anerzogenen „Objektivität", die ja so oft gegen uns selbst ungerecht wird, versetzt das Übungsbuch (S. 81) unsere Schüler in die Seelenzustände der Feinde: „Es ist natürlich, daß die Franzosen uns Elsaß-Lothringen wiedernehmen wollen." Vom deutschen Standpunkt aus ist das eben nicht natürlich; nach unserem Urteil wäre es vielmehr natürlich, wenn sie in der Wiederzurücknahme des uns Genommenen die Gerechtigkeit der Geschichte sähen und sich damit beschieden, und diese Anschauung, nicht die französische, soll doch wohl auch unsere Jugend hegen.

Im poetischen Teile des Elementarbuchs stehen ganz ungescheut französische Kriegs- und Soldatenlieder: France, veut-tu mon sang? Il est à toi, ma France usw. (S. 132) und: Avançons vite et visons juste (auf wen?), La France est là, qui nous attend. Gegen das Lernen des Liedes S. 146, das sogar mit Noten versehen und zum Singen bestimmt ist: La France est belle, Ses destins sont bénis! Vivons pour elle, Vivons unis, haben sich kürzlich die Schüler einer westfälischen Lehranstalt mit Recht aufgelehnt.

Sehr beliebt als Schullektüre sind ferner französische Schilderungen und Erzählungen aus dem Kriege 1870. Diese stellen natürlich, selbst wenn sie unparteiisch sein wollen, die Geschehnisse immer vom Standpunkt des Feindes aus dar. In La mère Sauvage von Maupassant wird den Schülern ein roher Soldatenmord vorgesetzt. Eine Bäuerin verbrennt vier bei ihr einquartierte deutsche Soldaten, die ihr in jeder Beziehung dienstwillig und gefällig gewesen sind, lebendig auf dem Heuboden, und der Dichter nennt diese Brutalität un héroisme atroce. In andern solchen Kriegsgeschichten, wie z. B. in Boissonas' Une famille pendant la guerre 1870 erscheinen unsere Soldaten durchweg als wüste Plünderer und Mörder. Sie zerbrechen, was sie nicht mitnehmen können (S. 8. 57), sie führen den Krieg mit mittelalterlicher Grausamkeit (S. 11), erschießen Gefangene, die sich durch Käppi und ordnungsmäßige Papiere als reguläre Soldaten ausweisen (S. 103), feuern Granaten in die Lazarette, kurz, sie sind nicht besser als die Wölfe (S. 79). Sie trauen den Französinnen zu, daß sie den einquartierten Soldaten Gift in das Getränk schütten, weil sie selbst zu solchen Verbrechen fähig sind. „Dank dem Himmel, wir verstehen nicht zu hassen, wie sie!" (S. 80). Eine solche Lektüre muß unsere Schüler verletzen und erbittern.

Statt dieses in unsere Zeit doch so gar nicht passenden Lesestoffs möchte ich nun einen andern, für unsere Zeit hervorragend geeigneten empfehlen. Es gilt, den jetzigen Krieg zum Gegenstand nicht bloß der deutschen, sondern auch der französischen Schullektüre zu machen. Mit Recht sagt darüber der Ministerialerlaß vom 18. Mai: „Es ist ohne Zweifel Pflicht des neusprachlichen Unterrichts, auch seinerseits dazu beizutragen, die Schüler in vaterländischem Sinne zum Verständnis der gegenwärtigen großen Ereignisse heranzuziehen." Derselbe Erlaß warnt aber zugleich nachdrücklich davor, „die verlogenen Preßerzeugnisse unserer Gegner über Ursprung und Verlauf des Krieges und die maßlosen Verunglimpfungen unseres Heeres, unseres Volkes und unseres Herrscherhauses zum Gegenstand der Lektüre in deutschen Schulen zu machen." Mein Vorschlag ist daher kurz gesagt der, daß aus den Kriegszeitungen, die auf Veranlassung und unter Aufsicht unserer Militärverwaltung für die französische und belgische Zivilbevölkerung der okkupierten Gebiete hergestellt werden, ein französisches Kriegslesebuch für unsere höheren Schulen zusammengestellt werde. Ich nenne z. B. Le Bruxellois und La Gazette des Ardennes, journal des pays occupés, paraissant deux fois par la semaine.

Digitized by Google

In dieser Gazette stand z. B. in der Nummer vom 1. August ein ganz vorzüglicher Artikel, der wie wenige geeignet ist, deutsche Knaben über Wesen und Ziel des großen Kriegs aufzuklären. Es ist betitelt: „Après un an de guerre. — Réponse aux aviateurs Français.“ Die französischen Flieger — so heißt es da — werfen seit Wochen Manifeste in unsere Schützengräben mit der Aufforderung an unsere Soldaten, die Waffen niederzulegen, weil jeder weitere Widerstand seit dem Eintritt Italiens in den Vierverband vergeblich sei. Demgegenüber setzt nun der Artikel die wahre Kriegslage auseinander, die durch Italiens Übertritt nicht geändert wird. „Besser eine offene Feindschaft, als eine falsche Freundschaft! Die Verräterei dieses Landes wird keine andere Folge haben, als uns in unserem festen Willen zu befestigen, daß wir siegen wollen, selbst gegen eine Welt von Feinden — de toutes couleurs! Wir wollen nicht dem Schicksal Portugals, Spaniens, Hollands und — Frankreichs verfallen, die alle einmal dasselbe Verbrechen begangen haben, nämlich die Handelsgier des Landes zu genieren, das eure Vorfahren mit so klarer Voraussicht ‚das perfide Albion‘ genannt haben. Ihr, die intelligenten Franzosen, wollt nicht als Betrogene (dupes) behandelt werden. Ihr seid es doppelt. Erstens seid ihr von den Engländern betrogen (vous êtes les dupes des Anglais). Die haben sich hinter die an sich geringzählige Clique der Revanchards gesteckt, durch diese immer wieder die Lüge verbreitet, daß Deutschland demnächst über Frankreich herfallen würde, bis ihr, durch solche Vorspiegelungen verleitet, euch zu den äußersten Rüstungen, ja bis zur dreijährigen Dienstzeit verstanden habt. Zweitens seid ihr von den Russen betrogen, denen ihr Milliarden auf Milliarden leiht zur Wiederherstellung ihrer durch den japanischen Krieg geschwächten Armee. Denn die Engländer lieben in ihren politischen Unternehmungen weder ihre Haut noch ihr Geld zu riskieren. Als alles bereit schien, gab Serbien, der Knecht Rußlands, das Signal zur Inszenesetzung des Werks, wobei die Revanchards unausgesetzt schrien: ‚Man greift uns an, uns, die wir doch immer den Frieden gewollt haben.‘ Ein einziger Mann in Frankreich kannte die ganze Wahrheit und hätte Frankreich vielleicht vor dem Unglück bewahren können, Jaurès — er wurde ermordet.“

Ich wüßte kaum ein Schriftstück, das geeigneter wäre, unsere Schüler über die Lage der Dinge nach der politischen, militärischen und vor allem sittlichen Seite hin aufzuklären als diesen Artikel. Er ist allerdings von einem Deutschen (Oberlehrer Engelhardt in Düsseldorf) geschrieben, aber in tadellosem Französisch und — was mehr sagen will — in einem echt französischen Stil. Es ist der Wein deutscher Gesinnung in der klaren Kristallschale des französischen Wortes. Leider kann er unseren Schülern zurzeit nur durch Vorlesen bekanntgemacht werden. Er ist wiedergegeben im „Deutschen Philologenblatt“ vom 1. Oktober 1915. Dieser und ähnliche Artikel, auch Kriegsschilderungen aller Art müßten von sachkundiger Hand aus den französisch geschriebenen Kriegszeitungen der okkupierten Länder zusammengestellt, werden zu einem französischen Schullesebuch. Im „Bruxellois“ stand zum z. B. noch ein sehr klarer und belehrender Artikel über Delcassés Rücktritt. Eine solche Lektüre würde für unsere Jugend förderlicher sein als die einseitig französisch gefärbten Erzählungen französischer Autoren aus dem siebziger Kriege.

Die Kleinmütigen

Die nachstehenden Betrachtungen stammen aus der im eroberten Lodz erscheinenden „Deutschen Post“ (Deutsche Staatsdruckerei in Polen). Die heilsame Wahrheit, die sie ins Licht rücken, geht aber nicht nur die Deutschen in Lodz an. Sie stellt sich so dar:

Wir befinden uns in gehobenster Stimmung auf dem Heimwege von der Kaiser-Geburtstagfeier. Ein Freund begegnet uns, anscheinend ganz zufällig — die späte Nachtstunde

Digitized by Google

gibt allerdings zu denken. Mit erzwungener Nachlässigkeit in der Stimme fragt er, wie die Feier verlaufen, ob die Zahl der Teilnehmer groß gewesen sei und dergleichen mehr. Wir unterlassen nicht, zu bemerken, daß wir auch ihn in Anbetracht seiner deutschen Gesinnung zu sehen erwartet hätten. Da geht seine Stimme in ein Flüstern über. Er sei ja allerdings gut deutsch, aber man wisse doch noch nicht, wie alles kommen werde; auch heute sei man noch von Spionen umgeben, und wenn dann die Russen ..., was hoffentlich nicht eintreffen werde, aber ... Und noch leiser fügt er hinzu, daß laut den neuesten, nicht ganz unglaubwürdigen Nachrichten Czernowitz von den Russen genommen sei. — Alle unsere Einwendungen fruchten nicht; selbst unsere Spötteleien prallen an dem Verängstigten ab.

Ein anderer Fall. Der provisorische Vorstand des Deutschen Lyzealvereins zu Lodz bemüht sich, Mitglieder zu werben. Eine der Damen, die dabei schon traurige Erfahrungen gesammelt hat, versucht ihr Heil noch bei einigen reichsdeutschen Freundinnen. Wie erstaunt sie, als auch diese ihr rundweg abschlagen. Auch hier heißt es wieder, daß man ja noch nicht wisse, wie alles kommen werde, daß die Liste der Mitglieder höchstwahrscheinlich auch in Petersburg zur Veröffentlichung gelangen werde, daß ... und so weiter.

Derartige betrübende Erfahrungen hat man täglich zu machen; das Traurigste an der Sache ist, daß es sich zumeist um Leute handelt, die im Grunde ihres Herzens gut deutsch gesinnt sind. Es fragt sich nun, ob dieser Kleinmut entschuldbar sei oder Verachtung verdiene, ob ferner es nicht doch möglich wäre, ihn durch eine zuversichtlichere Stimmung zu verdrängen und auszurotten.

Als einzige Entschuldigung könnte gelten, daß die Deutschen aller Gegenden des russischen Reiches durch russische Bedrückung, ganz besonders während des Krieges, so unendlich viel zu erleiden hatten, daß jeden Deutschen bei dem Gedanken an eine mögliche Rückkehr der Russen, sei's auch erst nach Friedensschluß, heilloser Schrecken erfaßt. Gewiß, es erginge uns allen in diesem Falle schlecht; die Ereignisse jedoch haben gezeigt, daß es nicht denjenigen am schlechtesten ergangen ist, die offen und treu zu ihrem Volkstum sich bekannt, sondern gerade denjenigen, die ihr Volkstum verleugneten und bestrebt waren, sich bei den Russen anzuwettern. Nach Dutzenden könnte man Beispiele hierzu geben.

Haben wir denn aber überhaupt Grund, mit einer Rückkehr der Russen zu rechnen? Nein, und abermals nein! Jedermann, der mit offenen Sinnen die Ereignisse verfolgt, der sich den bisherigen Lehren des Krieges nicht gänzlich verschließt, muß einsehen, daß die Verlängerung der Kriegsdauer für Rußland nur weitere Nachteile bringen kann, daß an eine Rückeroberung des Verlorenen für das in allen Fugen krachende Reich nicht mehr zu denken ist. Selbst die stärksten Anstrengungen in jüngster Zeit in Südostgalizien haben den Russen nur ungeheure Verluste, aber keinen Erfolg gebracht. So ist für sie nichts zu erwarten.

Zu entschuldigen ist die Kleinmütigkeit demnach nicht. Verdient sie aber Verachtung? Nun, Kleinmut verdient an und für sich stets Tadel! Und hier? Bei uns? Für uns Deutsche in Lodz heißt es seit Anbeginn des Krieges: Wir stehen und fallen mit dem Deutschtum! Wird Deutschland niedergerungen, dann würden uns die Wurzeln genommen, aus denen wir immer wieder Kraft für unser Volkstum zogen, dann sind wir machtlos und einsam preisgegeben. Darum dürften wir nicht einen Augenblick kleinmütig sein, wir müßten Keime der Hoffnung pflegen und nähren, Zweifel bekämpfen. Darum war es und ist es unsere heiligste Pflicht, jeden Nerv anzuspannen, unsere Kräfte in steter Bereitschaft zu halten, um jederzeit gewärtig rückhaltlos einzutreten für unser Volkstum. Verachtung jedem, der, alles dessen bewußt, sein eigen erbärmlich Schicksal über das seines Volkes stellt! Doch fehlt wohl den meisten der Weitblick. Sie gleichen dem Tiere der Fabel, das, nachdem es sich an Eicheln sattgefressen hatte, die Wurzeln der Eiche zu zerstören anfing, weil es nicht nach oben schauen und entdecken konnte, daß es diesem Baume die nährende Frucht zu verdanken habe. Alles, was wir sind, verdanken wir unserem Volkstum, dem deutschen Volke, und mit ihm stehen und fallen wir!

Digitized by Google

Und ist dieser Kleinmut auszurotten? Man sollte meinen, daß kein nachdenklicher Mensch ihn in sich aufkommen lassen dürfte. Die Selbstsucht überwiegt aber leider noch immer bei vielen und drängt edlere Gefühle zurück. Wohl gelingt es oft, durch Ermahnung zu rückhaltloser Treue dem Volkstum gegenüber und durch Anführung von Vernunftsgründen manchen dieser Kleinmütigen aus seinen trüben Gedanken und Ahnungen herauszureißen. Da treten jedoch jene Gewissenlosen an ihn heran, die durch eigene oder fremde Lügenfabrikate ihn wieder einzuschüchtern suchen. Und als höchsten Trumpf spielen sie die Staatstreue aus, die Deutschbewußten, ihrem Volkstum Treuen dabei als Verräter bezeichnend. Das alles, besonders aber der Hinweis auf die Pflicht zur Staatstreue macht den kaum Gewonnenen wieder wankelmütig.

Staatstreue! Wohl kann man mit Fug und Recht jeden Verräter an Österreichs Sache, welcher Nationalität er auch sei, mit voller Verachtung strafen, denn dieser Staat hat es keinem seiner Bürger unmöglich oder nur schwer gemacht, neben der Staatstreue auch seinem Volkstum die Treue zu wahren. — Ein Schuft ist jeder Bürger Deutschlands, ganz gleich welcher Nationalität, der zum Verräter an der Sache Deutschlands wird, denn der deutsche Staat hat für jedes seiner Landeskinder immerdar in gleicher Treue gesorgt. Deutschland und Österreich führen den Kampf nicht gegen die Russen, die Franzosen, die Engländer usw., sondern lediglich gegen Rußland, Frankreich, England usw. Anders in Rußland! Schon immer ganz, besonders in den letzten Jahrzehnten, behandelte man in Rußland die Untertanen nichtrussischer Nationalität, die „Fremdstämmigen", als Bürger niederer Ordnung. Bei Ausbruch des Krieges verkündete man jedoch offen, daß Rußland den Vernichtungskampf nicht gegen Deutschland, sondern gegen das gesamte Deutschtum, gegen alles Deutsche führen wolle. Und den Worten folgte nur zu bald die Tat. Nicht nur die deutsche Zivilbevölkerung wurde von den Russen verfolgt und drangsaliert, nein, selbst vor den Deutschen, die mit den Waffen in der Hand für Rußland kämpften, machte der blinde Haß nicht halt. Rußland selbst zerriß das alte, von den Deutschen in Rußland stets treu gehaltene Band, Rußland selbst schuf diesen Widerstreit zwischen Treue zum Staat und Treue zum Volkstum. Treu kann nur der sein, der sich selber treu ist. Sich selbst treu sein heißt aber, seinem Volke unverbrüchliche Treue halten. Darum, ihr Deutschen, schart euch um das Banner eures Volkstums, ringt mit vereinten Kräften um dessen Erhaltung. Mit dem Schicksal eures Volkes ist euer eignes aufs engste verknüpft!

Die Schädlichkeit des elektrischen Lichtes

Eine Warnung vor den starken elektrischen Effektlampen, die er als eine der größten Gefahren der Menschheit bezeichnet, erhebt nach der „Kreuzztg." ein amerikanischer Arzt. Er wirft dem grellen elektrischen Licht nicht nur vor, daß es die Sehkraft schwäche, sondern er behauptet geradezu, daß es auf die Dauer den Gesamtorganismus des Menschen untergrabe. Der Arzt gibt deshalb seinen Landsleuten den dringenden Rat, auf den Straßen und in den Straßenbahnen, sobald das elektrische Licht eingeschaltet wird, gefärbte Brillen zu tragen. „Unsere Augen", so führt der Arzt aus, „sind von der Natur bestmöglich geschützt. Aber wie man den Magen durch ein Allzuviel an Essen und Trinken zugrunde richten kann, so werden auch die Sehnerven durch die starke Reizung der elektrischen Lichteffekte schwer in Mitleidenschaft gezogen. Wie schädlich grelles Licht für die Augen ist, geht ja zur Genüge daraus hervor, daß die Natur bemüht ist, Tiere und Menschen gegen diese verderbliche Wirkung zu schützen. Wenn eine Katze beispielsweise die Augen zur Lampe aufschlägt, ziehen sich ihre Pupillen zu einem schmalen Spalt zusammen, während sich gleichzeitig

Digitized by Google

die Regenbogenhaut erweitert. In gleicher Weise, wenn auch langsamer, arbeitet der Mechanismus des Menschenauges, wenn dieser plötzlich ins Helle sieht. Trotzdem setzt der Mensch seine Augen Tag für Tag dem Lichte der grellen elektrischen Lampen aus. Unter diesen Umständen ist es wahrlich kein Wunder, wenn die feinen Verteidigungsmechanismen sowohl des Auges wie des Gehirns allmählich abgenutzt werden und schließlich vollständig verkümmern. Man sehe sich nur einmal die Menschen an, die einem in einem von vielen Lampen hell erleuchteten Straßenbahnwagen gegenübersitzen. Am besten wählt man für die Beobachtung einen Augenblick, wenn die Betreffenden die Augen zu den an der Decke der Wagen angebrachten Ankündigungen erheben. Man kann dann leicht sehen, wie sich die Pupillen scharf zusammenziehen und die Regenbogenhaut sich auseinanderzieht. Oder man mache den Versuch an sich und erhebe das Auge von der Zeitung gegen das Licht der Lampe. Wendet man sich dann wieder der Zeitung zu, so erscheint einem alles wie im Nebel verschwimmend, und dieser Zustand dauert so lange, bis die Augen den Schmerz überwunden und sich den Verhältnissen wieder angepaßt haben. Man muß sich nur vergegenwärtigen, wie fein und empfindlich der Apparat ist, der bei dieser Gelegenheit blitzschnell in Bewegung tritt, um zu verstehen, wie schädlich die mißbräuchliche Benutzung dieses Apparates wirken muß.“ Der amerikanische Arzt begnügt sich aber nicht mit dieser Warnung, sondern beschreibt ausführlich eine Reihe ernster Erkrankungen, die von ihm behandelt wurden und die auf die Wirkung des Lichts von Starkstromlampen zurückzuführen waren. Unter diesen Krankheiten befanden sich nicht nur mehr oder weniger schwere Sehstörungen und hartnäckige Fälle nervösen Kopfschmerzes, sondern auch akute Verdauungsstörungen, für die der Arzt ebenfalls das elektrische Licht verantwortlich machen zu dürfen glaubt. Er fordert zum Schluß energisch auf, die grellweißen Glühlampen gegen gelbe zu vertauschen oder aber sich durch gefärbte Brillen gegen die gefährliche Lichtquelle zu schützen.

Bardengesang

Schillers Wort: „Es soll der Sänger mit dem König gehen“ ist auch in den letzten Jahrzehnten oft genug nachgesprochen worden, als die Literatur gar keinen Zug von Königtum an sich hatte. Man hat dabei dem Vers einen sozialen Sinn untergeschoben, sei es in etwas verwegenem Bohemien-Hochmut, sei es — und das war häufiger — als Mahnung an die Macht- und Reichtumbesitzenden. Und doch ist wohl gerade in unserer Zeit alles Mäzenatentum zweischneidig.

Der Dichter hat aber das Wort anders verstanden gewollt. Wüßte man's nicht aus seiner ganzen Art heraus, so sagte es der Zusammenhang in der Zwierede des Königs Karl mit der Jungfrau von Orleans, in der der Vers steht. Und bekommen die Worte: „Sie machen uns den dürren Zepter blühen, sie flechten den unsterblich grünen Zweig des Lebens in die unfruchtbare Krone“ im Munde des leichtsinnigen Königs auch einen Stich ins flach Genießerische, so bleibt doch als ernstestes Schlußwort, daß „König und Sänger auf der Menschheit Höhen wohnen“. So bedeutet Schillers Wort mehr eine Mahnung an die Sänger, als an die Könige.

Schiller selbst war zu dieser Mahnung berechtigt, denn sein eigenes Dichten und Leben ist ihre Erfüllung. Und ich glaube, daß es gerade daran liegt, wenn das deutsche Volk zuerst an Schiller denkt, wenn es von „Dichtertum“ spricht. Denn mögen es andere Völker weit besser verstanden haben, die gesamte Kunst und damit auch die Dichtung zu einer Verschönerung der Lebenserscheinungen zu benutzen, uns Deutschen hat auch eine vielfach entgegengesetzte Literaturentwicklung nicht den Glauben zu ertöten vermocht, daß dieser Kunst höchste

Digitized by Google

King Eduard der „Sämann“

John Bull hütet seine heiligsten Güter

Aus einem Tagebuch 1914 von A. Hengeler
Einfarbiger verkleinerter Abdruck mit Genehmigung des Verlags C. Schnell in München

Digitized by Google

Digitized by Google

Aufgabe in der Lebensvertiefung liege. Es fehlt bei uns viel an künstlerischer Lebenskultur, wenn ich auch der festen Überzeugung bin, daß in Deutschland ein größerer Teil des Volkes an ihr teilnimmt, als in anderen Ländern. Jedoch an der Ausbildung oder, was ja wohl entscheidender ist, an natürlicher Anlage des Geschmacks stehen wir sicher hinter anderen Völkern zurück. Aber alle übertreffen wir an innerstem Kunstbedürfnis. Viele Geschmacksentgleisungen hängen sogar mit diesem Kunstbedürfnis zusammen. Sobald uns etwas tief erregt, im Innersten bewegt, verlangen wir, daß die Kunst uns gerade dieses starke, heftige Erleben vermittle, und geben uns dann allzu leicht mit Schöpfungen zufrieden, die nur äußerlich den Zusammenhang mit diesem großen Erleben zeigen. Wir sehen ja gerade in diesem Kriege tausendfältig in bildender Kunst und Poesie dieses Verlangen, alle Geschehnisse, Stimmungen und Gefühle in Kunst umzusetzen, mit Kunst zu durchdringen. Wäre dieses Kunstverlangen nicht so groß, die kunstgewerbliche Schundware, die schnellfertige Literatur, aber auch alle genagelten Denkmale hätten es nicht so leicht gehabt, gegen jede gesunde Kritik sich durchzusetzen.

Drum soll der Sänger mit dem König gehen. Den Ausdruck soll er finden des stärksten Erlebens, des größten Geschehens. Kein Volk hat ursprünglich darum auch ein so starkes Gefühl für die moralische Höhenstellung des Sängers gehabt, wie das deutsche. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben", steht bei Schiller bereits als Mahnung an die Künstler, das ganze altgermanische Recht sieht darin eine Tatsache. Die Kunstgeschichte kennt keinen rührenderen sozialen Zug, als diesen besonderen Rechtsschutz, dessen sich der Sänger im altgermanischen Rechte erfreut. Damals lag in der Tat der Menschheit Würde in des Sängers Hand. Das Größte, was der einzelne vollbracht, was ein Volk getan, war vergessen, wenn nicht der Sänger es im Liede bewahrte. So war er nicht nur Ruhmeskünder, sondern dadurch auch Erzieher zur Größe, Aneiferer zum menschlich Schönen und Guten. Es ist sehr bezeichnend, daß es romanische Einflüsse waren, die den Sängerstand und damit doch natürlich auch seine Kunst herunterzerrten. Von den Römern her kam das Spaßmachervolk zu den Germanen; durch diese Gesellschaft wurde auch der Dichter auf eine Stufe herabgedrängt, wo er daran denken mußte, das Publikum zu unterhalten, um es an sich zu fesseln. Damit hat der Sänger sein Königtum eingebüßt und wird Diener und Sklave der Masse und ihrer niederen Instinkte.

Titel und Inhalt eines jüngst erschienenen Buches haben diese Erwägungen veranlaßt, die nur scheinbar abseits liegen, vielmehr von jedem auf das Bedürfen unserer Tage und das vielfache Versagen ihrer Sänger weitergesponnen werden mögen. Das Buch heißt „Der Barde. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart", herausgegeben von Walther Eggert Windegg (München, C. H. Beck; geb. 6 ℳ). Der Untertitel kennzeichnet den Inhalt sprachlich nicht scharf. Was der Verfasser anstrebte, war, die Geschichte des deutschen Volkes von ihren Anfängen bis zur Gegenwart durch den Mund der deutschen Dichter zu erzählen, wobei es ihm gleichgültig war, wann diese Gedichte entstanden sind. Entschieden ein guter Gedanke. Das Volk hat uns in Mythos, Sage, Legende, Lied und Anekdote gezeigt, wie es geschichtliche Tatsachen sich zurechtbiegt, bis sie die Idee der Geschichte verkörpern. Denn diese Idee des Geschehens wird vom Volke instinktmäßig gefühlt, das haben wir auch jetzt erleben können. Wenn das Volk so viel hinzuerfindet an Personen und Geschehnissen, so hat das seinen tiefsten Grund darin, daß die stillen Mächte der Entwicklung, die ganze Umwelt der Geschehnisse, die sozialen Unterströmungen zumal, nicht in einem einzelnen Menschen oder einer einzelnen Tatsache sich ausprägen, das Volk aber diese sinnfälligen Erscheinungsformen braucht. Und wie selten ist eine Zeit so glücklich, für ein großes Geschehen die entsprechend großen Männer zu besitzen. Auch da weiß sich die Sage zu helfen. Der Dichter ist für alle diese Dinge der geborene Fürsprech des Volksempfindens, kann auf diese Weise auch zum Gestalter der Volksauffassung werden. Auch hier wird die Dich-

Digitized by Google

tung oft eine tiefere Wahrheit künden können, als das ans Tatsächliche gebundene Geschichtsbuch. Das, was man so den Geist der Zeiten nennt, wird eher von der hellseherischen Phantasie erschaut, als von einem tausend Einzelheiten aneinanderreihenden Verstand zerlegt. Man wird also in der Tat ein solches Buch sogar im Geschichtsunterricht zuhilfe nehmen können.

Aus allen angeführten Gründen ergibt sich auch, daß für die Auswahl der Gedichte nur der künstlerische Standpunkt gewählt werden darf. Denn im Künstlerischen liegt hier gleichzeitig die Kraft des Volkstümlichen im höheren Sinne.

Der Herausgeber dieses Buches verfügt über ausgiebige Literaturkenntnisse, und was er gewählt hat, bezeugt auch gerade dort, wo er nicht zum Allbekannten greift, guten Geschmack. Natürlich wird jeder kritische Leser manches vermissen. Aber es ist wichtiger, daß ihm das Aufgenommene an sich nicht widerstrebt. Das ist hier fast nie der Fall. Freilich Heines „Zwei Grenadiere" haben in der deutschen Geschichte wirklich nichts zu suchen, und die Nibelungen durch ein Gedicht von Agnes Miegel vertreten zu lassen, wo wir das Nibelungenlied haben, wäre auch dann verkehrt, wenn nicht in dem neuen Gedicht das Urmännliche, das dem Untergang der Nibelungen trotz der Tätigkeit Kriemhilds die Größe gibt, ins Weibische verbogen würde. Auch Detlev v. Liliencrons „Im Tal von Roncesvalles" verkleinert durch die lyrische Nutzanwendung der Schlußverse das gewaltige Schicksal Rolands. Sehr schön sind die Stücke, die Eggert Windegg aus der lateinischen Literatur des deutschen Mittelalters in den mustergültigen Übertragungen Paul v. Winterfelds übernommen hat. Dagegen begreife ich nicht das Fehlen unseres „Ludwigsliedes", dieses glänzenden Stückes geschichtlicher Dichtung, das obendrein auch geschichtlich und als Kulturschilderung höchsten Wert hat. Desgleichen hätte das geschichtliche Volkslied in weit größerem Umfange herangezogen werden müssen. Es sind da ein Dutzend und mehr Stücke, die zum Besten unserer ganzen Dichtung gehören.

Indes, wichtiger scheint mir ein anderer Wunsch, den ich für eine künftige Auflage aussprechen möchte. Ich denke mir dieses Buch doch auch in Händen von Lesern, die mit den geschichtlichen Tatsachen nicht so vollkommen vertraut sind, daß sie nun selbst aus Eigenem jedes dieser Gedichte sich richtig einstellen könnten. Andererseits soll dieses Buch doch auch wieder zur Beschäftigung mit der Geschichte selbst anregen und kann das in glücklicher Weise tun. Aber dann müßte der Herausgeber in kurzen Überblicken vor den einzelnen Abschnitten des Buches einen geschichtlichen Umriß geben, der dann gewissermaßen als Wechselrahmen dienen könnte, in den die verschiedenen Gedichte eingestellt werden. Und auch ein Anhang könnte in Anmerkungen zu dem Gesamtinhalt der Gedichte, ihrer historischen Wahrheit u. dgl. auch aus Chroniken eine Fülle von belehrendem und unterhaltendem Stoff heranbringen, durch den das Ganze erst recht so wirken könnte, wie es dem Herausgeber wohl vorschwebte. Dann erst auch würde sich zeigen, wie wahr Schillers dem Buche vorangestelltes Wort ist:

„Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Wert.
Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang ... K. St.

Digitized by Google

Der armenische Kniff

Der Fall Erzerums veranlaßt die „Kreuzzeitung“, die armenische Frage unter die Lupe zu nehmen, zumal sich ja in letzter Zeit die englischen und amerikanischen Blätter so sehr liebevoll mit ihr beschäftigt haben.

Wie die Dinge wirklich liegen, mag ein Rückblick auf die Geschichte der letzten Jahrzehnte dartun. Die englisch-amerikanischen Klagen über „Armenier-Massakers“ sind bekanntlich alten Datums. Früher bildeten die fünf türkischen Wilajets, welche hauptsächlich von Armeniern bewohnt wurden, die Tür, durch welche sich aller antitürkische Einfluß schlängelte. Und die Antwort auf diese, teils durch englische Pfunde, teils den russischen Rubel ins Werk gesetzten Unruhen bildeten die Niedermetzelungen der aufrührerischen Armenier: das Trapezunter Blutbad, die blutigen Zusammenstöße in Wan und schließlich die furchtbaren Augustereignisse dee Jahres 1896, da in den Gassen von Konstantinopel Tausende von Armeniern erschlagen wurden und Engländer wie Amerikaner förmlich zu einem Kreuzzug gegen den Sultan aufriefen. Und doch ist die Geduld, mit welcher die Türken lange Zeit hindurch die armenischen Intrigen über sich ergehen ließen, förmlich bewundernswürdig, denn die Armenier hatten, so gering im Verhältnis auch ihre numerische Stärke ist, eine stete Gefahr für das Türkische Reich gebildet. Sie sind die natürlichen Verbündeten jedes Feindes des Hauses Osman gewesen und haben es in die schwersten Konflikte mit dem Auslande verwickelt. Wenn trotzdem die armenischen Intriganten immer wieder beredte Anwälte in der europäischen Diplomatie fanden, die sich der armen Unterdrückten annahmen, so schaute durch den äußerst schäbigen Mantel der Humanität die Blöße des Egoismus doch nur allzu deutlich hervor. Es wurde nur immer ein und derselbe politische Kniff angewandt: der Türkei Verlegenheiten zu bereiten; tat's Rußland nicht, tat's England — und umgekehrt.

Bis diese humanen Anwandlungen Rußland selbst unbequem wurden! Bis die armenischen Intrigen auf das russische Gebiet hinüberspielten — oder, richtiger gesagt, von England, dem jetzigen „dear friend“ des großen dummen „Iwan“, hinübergespielt wurden. Da unternahm Rußland einen Gewaltstreich gegen das gesamte Armeniertum, indem es sämtliche in Rußland befindlichen armenischen Kirchengüter konfiszierte. Das war das Ende der großarmenischen Propaganda, die von Kirchengütern lebte und erhalten wurde. Was bis dahin Armenien gewesen, das wurde vorläufig nun zuerst Mazedonien: das Tor, durch welches alle gegen die Türkei gerichteten Bewegungen schritten. Mit der Zusammenkunft zwischen Eduard VII. und Nikolaus II. in Reval fing es an, denn es wurde beschlossen, die mazedonische Frage auf die Tagesordnung zu setzen.

Als die Jungtürken das erkannten, versuchten sie, eine Verständigung mit den Armeniern herbeizuführen. Auch diese sollten an der türkischen Brust eine Stelle finden, wie alle anderen Stämme und Völkerschaften des Reiches Osmans. Aber die Armenier haben sich diesem Liebeswerben gegenüber ablehnend verhalten. Schon bei den ersten türkischen Wahlen trat diese Ablehnung hervor. Die Vertreter des armenischen Revolutionskomitees, welche, wie alle anderen Reformer, nach der unblutigen Revolution und der Errichtung des Parlaments in die Heimat zurückgekehrt waren, gaben zu verstehen, daß sie sich eine gelegentliche Unterstützung von den Jungtürken gerne gefallen lassen, sich aber dadurch nicht von ihren revolutionären Sonderbestrebungen abziehen lassen würden. Der Versuch einer Einigung war damit gescheitert, und es vergingen nur wenige Jahre, bis man wieder von Armenierunruhen und armenischen Greueln hörte. So ist es geblieben bis heute, und natürlich strengen jetzt, wo die Türkei im Kriege ist, die Armenier und ihre auswärtigen Freunde ihre Kräfte doppelt an, um dem Reiche des Padischah zu schaden. Das ist der „Zweck der Übung“, aber auch diesmal kann der schäbige Mantel tränenreichen Mitgefühls die Blöße des Egoismus nicht decken.

Digitized by Google

Kriegsbilder-Ausstellung

Die Königliche Akademie der Künste in Berlin hat auf Anregung und mit Unterstützung des stellvertretenden Generalstabes der Armee eine fast 700 Nummern umfassende Ausstellung zusammengebracht, die „soweit dies heute schon möglich ist, einen Überblick über das geben soll, was unsere deutschen Künstler in der Darstellung des Weltkrieges bisher geleistet haben" (Vorwort des Katalogs). Wenn der stellvertretende Generalstab von Beginn des Krieges an nach allen Kriegsschauplätzen „Kriegsmaler" entsendet hat, so ist das doch wohl so zu verstehen, daß Künstlern, die darum nachgesucht haben, die Stätten des Kampfes darzustellen, die Erlaubnis dazu erteilt worden ist. Einzelne unserer Zeitschriften wollten ja auch jetzt im Zeitalter der Photographie nicht auf den subjektiv schildernden Künstler verzichten, obwohl man sich eigentlich von vornherein sagen konnte, daß bei der heutigen Art der Kriegführung ein „schlachtenbummelnder" Maler in der Regel für alle wirklichen Ereignisse reichlich spät und weit hintendrein kommen müsse. An manchen Stellen der Front herrscht denn auch — viele Zuschriften an unsere Redaktion bestätigen die allgemeine Wahrnehmung — gegen die Kriegsmaler eine fast noch gereiztere Stimmung, als gegen die schreibenden Berichterstatter. Soweit ausgesprochene Kampfdarstellungen in Betracht kommen, ist diese Stimmung begreiflich. Zwar hat sich der eine und andere Maler mutig vorgewagt; Ernst Vollbehr z. B. erzählt nicht nur in seinem „Kriegstagebuch", wie er in der vordersten Linie gemalt hat, auf einem der in der Akademie ausgestellten Bilder ist es vom kommandierenden Offizier auch ausdrücklich bestätigt, daß es im Geschützfeuer des Kampfes geschaffen worden ist. Aber gerade dann ist der Ausschnitt des zu Sehenden und künstlerisch zu Erfassenden nur klein. Wirklich verurteilenswert sind eigentlich doch nur jene Darstellungen, die gar nicht aus dem Geist der jetzigen Kampfesweise heraus geschaffen sind, sondern vermutlich weit vom Schuß nach hergebrachtem Schema von „Stubenmalern" geschaffen wurden. Gerade das sind die blutigsten und grausamsten Bilder, und natürlich auch die unwahrhaftigsten. Ich habe übrigens auch Photographien dieser Art gesehen, die offenbar künstlich hergestellt waren.

Im übrigen aber bekundet sich in dieser schroffen Verurteilung der Kriegsmaler durch Kriegsteilnehmer nicht nur ein falsche Auffassung von den Aufgaben und Zielen, die die Kunst hier überhaupt finden kann, sondern auch ein Verkennen dessen, was hier wirklich wahr ist. Sobald nämlich Kunst in Betracht kommt, ist die „Dichtung" fast immer wahrer, als die „Wahrheit", letztere verstanden als das einzelne objektiv festzustellende Geschehnis. Und so wird denn gerade im Dienste der Wahrheit der Kriegsmaler immer wahrer sein, als die Photographie, und zwar um so mehr, je mehr er frei schaffender Künstler ist. Denn was überhaupt vermittelt werden kann, und zwar sowohl uns, die wir nicht am Kampfe teilgenommen haben, wie auch den Kämpfern selbst, das ist das innere Erleben des Geschehens. Nur soweit das Seelische lebendig wird, hat diese ganze Tätigkeit einen Sinn; aber auch nur insoweit dieses Seelische lebendig ist, kann irgendeine Schilderung des Geschehens im Kriege nachgefühlt, nacherlebt und mitempfunden werden. Jeglicher Wetteifer mit den Erscheinungen der äußeren Wirklichkeit muß Karikatur bleiben, schon weil das Wesentliche von diesem ganzen Kriegserleben in der Unterordnung alles einzelnen in ein ungeheuer weites Ganzes beruht, das gerade deshalb so gewaltig seelisch empfunden werden kann, weil es sinnlich, ja sogar verstandesmäßig nicht mehr zu erfassen ist. Denn alle, auch die genauesten Zahlenangaben bleiben tot, sind selbst für den Fachmann nur Mittel zur Vorstellung, die ihrerseits aber Gebilde der Phantasie und einer starken Empfindungsfähigkeit bleiben muß.

Schon aus diesen Erwägungen heraus erklärt sich die oben angeführte Einschränkung im Vorworte zum Katalog: „soweit dies heute schon möglich ist". Und es wäre eine weitere Bemerkung am Platze gewesen, daß die Natur des künstlerischen Schaffens bis jetzt im all-

Digitized by Google

gemeinen nur die Vorarbeiten für Kunstwerke zulasse, wenigstens soweit solche Kunstwerke aus dem Anblick der Wirklichkeit heraus gewonnen werden sollen. Je ungestümer vom Kriegsmaler diese Wirklichkeit miterlebt wird, je stärker er mitten drin ist, um so mehr wird das, was er jetzt mit rascher Hand als Gesehenes verzeichnet, im Grunde nur Material sein können. Freilich, der Wege zum Kunstwerk sind unzählige, und auch für den bildenden Künstler wird der Fall eintreten, daß eine Skizze mit wenigen flüchtigen Strichen, die nur das Gesehene notieren wollte, ein stärkeres seelisches Erlebnis bleiben wird, als ein später mit allen Mitteln der Kunst geschaffenes Gemälde. In solchen Fällen hat die Gewalt des sinnlichen Eindruckes den betreffenden Künstler über seine natürlichen Schranken hinausgehoben.

Im allgemeinen wäre vielleicht gerade diese Ausstellung von Kriegsbildern geeignet, auch dem ungeschulten Laien einen Einblick in das Innere künstlerischer Schaffensart zu vermitteln und den vielgebrauchten Ausdrücken Impressionismus, Expressionismus, Eindrucks- und Ausdruckskunst, Wirklichkeitsdarstellung, Stilisierung, Symbolik usw. das Schlagworthafte und Phrasenmäßige zu benehmen. Man würde hier erkennen, daß alle Technik nur ein Mittel ist, und daß auch eine sogenannte Stilisierung und Symbolisierung durchaus im Bereich dieser äußeren Kunstmittel stecken bleiben kann. Es kommt ausschließlich auf die seelische Veranlagung der einzelnen künstlerischen Persönlichkeit an. Wem die Kraft zur Erhöhung ins Typische, zur Vereinfachung ins Wesentliche innewohnt, der gibt diese selbst dann, wenn er die Wirklichkeit genau abschildern will, weil sein sinnliches Sehen bereits durch seine künstlerische Natur beeinflußt ist. In solchen „Wirklichkeitsstudien" steckt dann bereits das große symbolische Kunstwerk, während daneben ein formal ganz in dieser Richtung angesetztes Werk rein äußerlich bleiben kann.

Weitaus der größte Teil der Bilder, die in dieser „Kriegsbilder-Ausstellung" vereinigt sind, haben im Grunde mit dem Krieg gar nichts zu tun, selbst dann nicht, wenn sie Szenen vom Schlachtfelde getreu zu vermitteln streben. Es fehlt ihnen eben das Erleben des Krieges. Solche Künstler, deren innerem Wesen diese ganze Welt fern liegt, geben nicht nur rein künstlerisch genommen das Beste in jenen Bildern, die keinen Kriegsinhalt haben, sondern sie vermitteln auch gerade in diesen ungezwungen, natürlich gewachsenen Bildern einem Nichtbeteiligten, der die Zeit stark miterlebt, eher die „Gelegenheit" für das Miterleben, als in ihren stofflich kriegerischen Darstellungen. Es sind z. B. rein landschaftliche Stücke da, vom Künstler ganz und nur als Landschaft empfunden, die so treu sind, daß es dem Beschauer vor ihnen leicht wird, sie sich als Schauplatz der Kämpfe vorzustellen und gewissermaßen mit den Ereignissen zu bevölkern.

So liegt in dieser ganzen Einrichtung des berufsmäßigen Kriegsmalers von vornherein etwas Zwiespältiges, eine Absichtlichkeit, die im Grunde immer unkünstlerisch ist und selbst bei Persönlichkeiten, denen die Aufgabe an sich liegt, leicht hemmend wirken kann.

Fassen wir den Maler als Menschen, dem Zeichnung und Farbe die natürlichsten Mitteilungsmittel für all das sind, was ihn stärker packt, so erscheinen uns als die beiden „natürlichsten" Formen der Kriegsmalerei die epische und die lyrische Skizze. Beides eint sich zum „Kriegstagebuch" des Malers. Als Epiker verzeichnet er treu sein stoffliches Sehen, als Lyriker versucht er die Stimmungen seines Herzens, die Erschütterungen seiner Seele in Form zu bringen. Beim dichterisch veranlagten Menschen werden beide Seiten der Tätigkeit auf wenig Widerstand stoßen. Daher kommt es, daß an der Front noch mehr gedichtet wird, als sonst in deutschen Landen, und daß Hunderte jetzt Gedichte schaffen, die sonst niemals daran gedacht hätten. Aber die Lyrik bedarf ja keineswegs der Form des Verses, und in Tagebüchern, Briefen und sonstigen Mitteilungen, selbst wenn sie eigentlich nur Tatsachen berichten wollen, schleicht sich das lyrische Empfinden an hundert Stellen ein.

Viel schwieriger ist dieser Prozeß beim Maler, wenigstens ist es für den nachherigen Beschauer viel schwieriger, die waltenden Kräfte auseinanderzuhalten. Denn da der Maler uns

Digitized by Google

sein lyrisches Empfinden doch auch in den sinnlichen Erscheinungsformen der Natur mitteilen muß, diese aber immer der Gewinn einer sachlichen Beobachtung sind, zeigt sich die lyrische Stimmung mehr in der Wahl des Motivs. Auch ist es mit den Mitteln der Malerei und Zeichnung viel schwieriger, das Ich des Künstlers zu uns sprechen zu lassen, als im Worte. So ist es leicht begreiflich, daß gerade was uns von Kriegsteilnehmern gezeigt wird, die also ihre Kunst nur in den Pausen zwischen dem tätigen Kriegserleben ausüben können, durchweg den Charakter der epischen Skizze, des Festhaltens eines Gesehenen trägt. Darunter ist sehr Lebendiges, z. B. Walter Miehes „Skizzen aus dem russischen Feldzuge", die ganz Tagebuchcharakter tragen. In ruhigeren Stunden ausgearbeitet und dabei dann in einzelnen Blättern, vor allem der „Erinnerung an Terstilleferm" und „Ordonnanzen" glücklich ins Bildhafte gesteigert, sind die Arbeiten von Franz Eichhorst. Aber es ist sehr bezeichnend, daß unter den Arbeiten der Kriegsteilnehmer die Bildnisse besonders zahlreich sind. Es ist ja so natürlich, daß man den Kameraden zeichnet. Ist man dann im Zivil „Professor", wie Arnold Busch, so kommt man leicht dazu, daß einem auch die Vorgesetzten eine Stunde stillhalten. Busch zeigt anderthalb Dutzend lebendig erfaßte Zeichnungen der meistgenannten Generäle. Fritz Burger-Mühlfelds Bildnis des Oberstleutnants von und zu der Tann erscheint mir als eines der charaktervollsten Bildnisse der ganzen Ausstellung, weil es etwas ungemein Soldatisches in der scharf betonten Einigung von Farbe und Zeichnung hat. — An dieser Stelle sei kurz auf die große Zahl von Feldherrenbildnissen hingewiesen, die natürlich künstlerisch mit dem Kriege nichts zu tun haben. Leider ist auch so ihr künstlerischer Wert nicht groß. Vor allem die äußerlich sehr anspruchsvollen Hindenburg-Bildnisse von Hugo Vogel und Walter Petersen sind weder als Malerei noch als Menschendarstellung bedeutend. Viel frischer sind die Arbeiten von Fritz Reusing und fesselnd die Bildnisse Fritz Erlers, vor allem das in eine packende Form gebrachte des Kronprinzen.

Stark empfunden und in einzelnen Blättern ganz lyrisches Erleben sind Ferdinand Spiegels von der Nationalgalerie erworbene Arbeiten, unter denen das zerschossene Gehölz bei Ranaruska mir den tiefsten Eindruck gemacht hat. Wie hier im Hintergrunde berittene und herrenlose Pferde schattenhaft durch den von Geschossen zerrissenen Wald jagen, ist vom äußeren Gesicht zur inneren Prägung gesteigert. Übrigens zeigt sich auch bei den Kriegsteilnehmern selbst, was ja eigentlich ganz selbstverständlich ist, daß die technische Malweise eben nur Technik ist, und daß natürlich alle jene im Unrechte sind, die von diesem Kriege irgendeine Einwirkung auf die äußere Erscheinung unserer Kunst erwarten. Erich Büttner sucht bei Cézanne und van Gogh die Mittel, um den „Frühling in Willuden" oder „Armierungsarbeiten" zum Bilde zu gestalten. Es ist ja auch gar nicht einzusehen, weshalb nicht auch auf diesem Wege das Ziel erreicht werden könnte, wenn der Weg nur aus künstlerischen, d. h. inneren Gründen eingeschlagen wird, und nicht der äußeren Mode wegen. Von seiner inneren Kraft freilich hat mich dieser Künstler nicht zu überzeugen vermocht. Dagegen hat sich Kurt Ziegra sein Malergemüt ganz rein bewahrt. Obwohl er Kriegsteilnehmer ist, hat er seine Bilder ganz als Landschafter geschaffen, sehr fein empfundene duftige Studien.

Diesen Eindruck, daß das eigentliche Erlebnis des Krieges ohne jeden Einfluß auf ihr Schaffen geblieben ist, hat man nun auch bei sehr vielen der offiziell entsandten Kriegsmaler. Darin zeigt sich doch, daß bei der Wahl dieser Künstler ihr Gesamtschaffen recht wenig berücksichtigt worden ist, es sei denn, daß einem mehr an einer Schilderung der Stätten, nach denen unser Heer gekommen ist, auch der Städteansichten und Bauwerke gelegen war. Mit dem innerlichen, also künstlerischen Kriegsempfinden hat es aber nichts zu tun, ob das dargestellte Bauwerk zerstört ist oder nicht. Man hat ja auch in Friedenszeit Ruinen gemalt. Soweit diese Bilder nur als Festhaltung des Tatsächlichen in Betracht kommen, und das gilt für die größte Zahl, hätte die photographische Kamera denselben Dienst geleistet. Einige freilich, z. B. Oskar Graf in einer Radierung „Klosterhof von Messines", haben die Schönheit der Zerstörung als

Digitized by Google

phantastische Form gefühlt; hier aber versagt die Photographie, die nichts betonen und nichts weglassen kann.

Die größte Zahl der von den Kriegsschauplätzen eingesandten Zeichnungen und Gemälde hängt nun nicht weiter mit dem Krieg zusammen, als daß die dargestellten Motive eben von den Kriegsschauplätzen stammen. Und da begreife ich sehr gut, daß die Kriegsteilnehmer selber von diesen Bildern bitter enttäuscht sind; denn von dem, was sie als den Krieg empfanden, ist in allen diesen Skizzen nichts, auch dann nicht, wenn sie Leichen Gefallener darstellen. Selbst reichlich hingemaltes Blut bewirkt nicht das Kriegerische, das von den wirklich stark Empfindenden zumeist durch ganz andere Mittel erreicht wird. Es ist auffällig, daß auch so sachliche Zeichner wie Otto Heichert nicht über dieses Berichterstattertum hinauskommen, ebensowenig Fritz Rhein. Von beiden zeigt die Ausstellung lange Reihen ihrer Studien. Was Ernst Oppler und Ludwig Putz geschickt haben, hätte ebensogut zu Hause entstehen können. Selbst ein scheinbar für die Aufgabe sehr gut vorbereiteter Künstler, wie Hugo Ungewitter, bringt aus dem ihm so vertrauten Gebiete des Ostens nichts mit, was nicht schon in seinen Friedenszeichnungen enthalten wäre. Richard Müllers scharf gesehene Zeichnungen aus Belgien gehören in die gleiche Reihe. Hugo L. Braune läßt uns da und dort in einer Skizze wenigstens die lebendige Aufregung des mit dem günstigen Augenblicke ringenden Schnellzeichners miterleben. Recht bezeichnend für alle diese Bilder ist, wenn Zeno Diemer, der übrigens eine sehr feine Ansicht von Brüssel zeigt, eines seiner Bilder als „Stilleben an der Straße bei Péronne" bezeichnet. Das „Kriegerische" besteht hier darin, daß ein umgestürztes Auto im Chausseegraben liegt, während die Landschaft ringsum ein Bild der Ruhe ist. Auch die oben erwähnte Ansicht von Brüssel ist dadurch „Kriegsbild", daß wir am Justizpalast den Posten sehen.

Ich glaube, man versteht, was ich meine, wenn ich dieser ganzen Malerei vom Standpunkt der Kriegskunst aus nur den Wert einer mehr persönlichen Erinnerung zugestehen kann. Tagebuchnotizen. Es ist mir nun doppelt bezeichnend, wie lebendig Ernst Vollbehrs Bilder in seinem Kriegsbilder-Tagebuch auf mich gewirkt haben, in dem er erzählt, wie er zu den Bildern gekommen ist, sein ganzes Erleben dabei schildert und so durch die Verbindung von Wort und Bild ein fesselndes Stück Leben, wie es eben nur diese Kriegszeit ermöglicht, vor uns erstehen läßt. Da und dort vermag das auch ein Bild aus rein stofflichen Gründen. So hat Poppe Volkerts einen Gottesdienst in der Höhle von Vassens gemalt, ein Bild, das man als Denkwürdigkeit dieses Krieges bezeichnen kann, die noch in hundert Jahren ein Zeugnis ablegen wird für die seltsam romantischen Szenerien, die seine Teilnehmer erlebt haben. Etwa in der gleichen Richtung liegt das Einfangen packender Episoden. Da wäre mancherlei zu nennen, z. B. Fabians „Batterie von Reg. 71 im Gefecht", Felbers-Dachau „Fort Camp des Romains", Albert Gartmanns „Vorwärts im Osten" u. a. m. Aber es war mir doch bezeichnend, mehrere Male Kriegsteilnehmer vor einem Bilde Walter Georgis, „Munitionskolonne im Feuer", stehen und ihre zustimmende Freude aussprechen zu sehen. Das Bild hat auch schon einen Käufer gefunden. Ein Soldat kommt mit zwei mächtigen Pferden den ansteigenden Acker herauf. Die Bewegung und der Gesamteindruck des Bildes ist trotz einiger im Hintergrund platzender Granaten kaum anders, als wenn im Frieden ein Fuhrmann seine Tiere aneifern muß, um einen Anstieg zu nehmen. Was mag hier so „echt" wirken? Es zeigt sich da eine lehrreiche Übertragung des seelischen Empfindens. Mensch und Tier spannen alle Kräfte an, vorwärts zu kommen; sie kennen nur ein Ziel, irgendein Nebengedanke hat in dieser Minute in ihnen keinen Platz. Das ist Erlebnis dieses Krieges.

Die Ausbeute für Kriegskunst aber liegt doch anderwärts. Aller Gewinn hängt natürlich auch hier nur von der Persönlichkeit des Künstlers ab. In einigen Bildern von Alfred Sohn-Rethel, vor allem in dem Blatte „Einrücken der Reserve", gibt die Farbe etwas von dem eigentümlichen Gefühl, das dieses Hinziehen der langen grauen Menschenzüge durch die

Digitized by Google

bunte Welt erweckt: bewegte Masse. Von Wilhelm Schreuer ist ein Bild da, „Schleichpatrouille in Flandern", auf dem die anschleichenden Krieger völlig mit der Erde verwachsen, man möchte beinah sagen, Stimmungswerte der ganz stillen Landschaft werden. Aber es liegt etwas Unheimliches in diesen kriechenden Menschen, das um so stärker wirkt, weil die Landschaft darum so friedlich, zart und duftig ist. So hat mir dieses Bild einen viel stärkeren Kriegseindruck gemacht, als die ungemein lebhafte, auch schon durch die Reproduktion verbreitete „Erstürmung der englischen Stellungen bei Zonnebeke". Sehr stark sind einige Skizzen von Robert Sterl. In der „Ablösung" das stille Bewegen großer geschlossener Massen; „Meldereiter in Juvincourt", die unheimliche Einsamkeit des einzelnen Menschen, der in aufs höchste gesteigerter Lebendigkeit an den Totenstätten grausiger Zerstörung entlangreitet. „Gefangene in Vouziers" vermittelt ergreifend das erniedrigende Schicksal der Gefangenschaft. Im engen Raum sind da eine Masse Franzosen zusammengepfercht. Wie eine Schafherde denken sie gar nicht daran, sich gegen die zwei Hüter draußen vor der Türe aufzulehnen; gierig schlürfen die Ausgehungerten den ihnen gereichten Trank. Man spürt, wie in diesen Menschen, die noch vor kurzem ein Höchstmaß von Lebendigkeit entwickelt haben, jetzt nur noch das rein Tierische des leiblichen Geborgenseins Kraft hat.

In solchen Skizzen fühlt man die Kraft eines monumentalen Empfindens, und man fühlt sich umwittert vom Schicksal, das über alles Persönliche hinauswächst zur typischen Bedeutung. Ob es nun zur künstlerischen Lösung dieser Aufgabe wirklich der Stilisierung bedarf? Jedenfalls muß im Beschauer des Bildes das Gefühl erstehen können, daß der Künstler als Gestalter seines Erlebens auftritt, daß er über den Eindruck, den die Natur vermittelte, hinausgewachsen ist und uns nun einen Ausdruck seiner selbst gibt. Denn ein Stück von ihm ist der Natur- oder Lebenseindruck geworden, wenn er über das sinnliche Erfassen hinaus zum seelischen Erlebnis gelangt ist. Von untergeordneter Bedeutung bleibt es dagegen, ob der Künstler in der Form naturalistisch oder stilisiert ist. Denn was Dürer gesagt hat, daß alle Kunst in der Natur stecke, bleibt auch in diesem Sinne wahr, daß es keinerlei seelisches Erleben gibt, für das sich nicht irgendwie und irgendwo in der Natur das sinnliche Ausdrucksmittel findet. Man muß nur eben suchen, bis man es hat, und dann nach Dürers Ausdruck die Kraft besitzen, es „aus der Natur herauszureißen". Wer wird andererseits angesichts vieler Kunstwerke dem Künstler das Recht bestreiten wollen, die Erscheinungen der Natur nur als vermittelndes Bindeglied, als Andeutungsmittel zu verwenden? Freilich wird es dann unerläßlich sein, daß der Beschauer von der Notwendigkeit dieser Vergewaltigung der Natur überzeugt wird. Diese Notwendigkeit kann vielerlei Gründe haben, darunter auch solche der äußerlichen Art, z. B. des Materials, in dem das Kunstwerk gearbeitet ist. Doch das würde uns hier zu weit abführen.

Jedenfalls kann kein überzeugendes Kunstwerk entstehen, wenn man, wie Karl Saltzmann in seinem Bilde „Tsingtau den 7. November 1914" ein Geschehnis, das uns ganz seelische Vorstellung geworden ist, dadurch zu gestalten sucht, daß man den realen Vorgang schildert. Jene wunderbare Einlösung des knappen Kommandowortes: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten" ist unmöglich künstlerisch zu vermitteln, wenn man die Erstürmung eines Forts zeigt. Haben denn solche Künstler niemals etwa Rethels Zeichnungen zum Nibelungenlied gesehen? Wie gewaltig wirken diese kleinen Buchillustrationen im Vergleich zu solchen großen Bildern!

Auf der anderen Seite steht ein Fritz Erler, der jedes Geschehen zum typischen Symbol des gesamten Kriegsgeschehens erhöhen möchte. Es ist sehr viel Schönes in diesen Bildern, die dort am größten sind, wo sie das einfachste Schicksal erfassen: „Patrouille" und „Auf verlorenem Posten". Aber durch Erlers ganzes Schaffen zieht sich der Widerspruch, daß er große Formate einer dekorativen Malerei darbietet, während seine Kunst im innersten Wesen kleine Buchillustration ist. Alle die Bilder, die er hier zeigt, würden, schwarz-weiß in eine schlichte

Digitized by Google

Chronik des Krieges gedruckt, unvergänglichen Eindruck machen. Mein eigenes Empfinden ist mir von anderen bestätigt worden, daß in der Erinnerung Erlers Bilder jedem zu dieser zusammengedrängten Zeichnung geworden sind, während der Künstler scheinbar immer eine große Wandfläche vor sich sieht, die er füllen möchte. Es kommt dadurch etwas Leeres hinein.

Hans Kohlscheins großes Bild „Ausmarsch der kriegsgefangenen Besatzung von Maubeuge vor dem General von Zwehl" steht zwischen den beiden Künstlern und ist eine der stärksten Leistungen, die uns gezeigt werden. Eine wahrhaft würdige Darstellung eines großen Augenblickes, in vielen Einzelheiten porträthaft genau und doch in der Gesamtanlage so als Ganzes gefühlt, daß dagegen jede Einzelheit verschwindet: hier beherrschend die Sieger, unerbittliche Vollzieher einer hohen Schicksalsaufgabe, dort die Masse der Gefangenen, die unabsehbar hinausziehen. Es sind keine Individuen mehr, im Gegensatz zu den Siegern, von denen einzelne scharf hervortreten; jeder der Gefangenen ist Vertreter einer Art, dieses Schicksal zu empfinden: mit rasendem Zorn, verbissenem Ingrimm, hochfahrender Überlegenheit, Stumpfsinn, gebrochener Trauer, und was wir alles in diese sich herauswühlende, endlose Masse hineinsehen oder besser hineinfühlen.

Aber der große Gewinn für unsere Kunst, den die Ausstellung überzeugend dartut, ist Ludwig Oettmann, von dem an 120 größere und kleinere Studien gezeigt werden. Wer diesen gleichzeitig feinen und kräftigen Landschafter, dessen Figurenbilder eigentlich immer mehr als Zugaben oder Abseitigkeiten wirkten, hier wiedersieht, erfährt von einem künstlerischen Wachstum, einer gar nicht zu ahnenden Umwälzung, die allein schon Zeugnis dafür ist, daß dieser Mann das elementare Ereignis dieses Krieges mit einer elementaren Naturkraft erlebt hat. Das muß diesen fünfzigjährigen Künstler in Tiefen aufgewühlt haben, die ihm selber bisher unbekannt waren. Denn auch seine historischen Wandgemälde in Altona lassen nichts von dieser wahrhaft „historischen" Darstellungskraft ahnen, die hier aus jeder Skizze herausspringt. Viele dieser Blätter sind auch Tagebuchblätter im oben gekennzeichneten Sinne. Andere, z. B. manche fröhliche Tafelrunde, sind ganz mit dem Malerauge gesehen und der Freude an der Farbe. Aber in einer langen Reihe von Bildern lebt und zittert die grausige Größe, die Phantastik, das schauerliche und doch durch die Allgemeingeltung in ein Höheres gehobene Elend des Krieges mit einer Gewalt und Eindringlichkeit, der ich nichts an die Seite zu stellen weiß. Wereschtschagins berühmte Bilder wirken dagegen gedacht und absichtlich. Hier wächst aus bebender Unmittelbarkeit des Eindruckes heraus das dauernd Monumentale, und man kann sich kaum vorstellen, daß durch eine nachherige viel sorgsamere Ausarbeitung die Eindruckskraft dieser Blätter gesteigert werden kann. Da sind Züge, lange Züge von Verwundeten, vor denen einem der Atem stillsteht in hilflos wehendem Mitgefühl. Dort sehen wir „Durch Staub auffahrende deutsche Artillerie" gleich einem phantastischen Teufelsspuk. In „Deutsche Artillerie unter Schrapnellfeuer" rast das eine durch den Schuß vom Gespann losgeschlagene Pferd in einer so wahnwitzigen Angst davon, daß es wie die Verkörperung der Panik wirkt. „Deutsche Artillerie fährt durch ein brennendes Dorf" — davon werden die Miterleber noch in ihren greisen Jahren träumen. „Die Bauern und das tote Pferd" — ein Nichts in der Gewalt der Tatsachen, tausendmal gesehen und geschehen, aber ein Schicksal kündend für ein Haus, einen Besitz. „Die Flüchtlinge von Luno-Wola" — eine seltsame Mischung von Groteske und tragischer Großartigkeit. Ein scheinbar kalter Realismus wird zum Symbol („Die Sieger"), wenn stürmende Truppen über einen mit Toten gefüllten Graben hinwegsetzen, ohne in ihrem Vorwärtsdrang auch nur einen Blick für die da unten übrigzuhaben. Und wie die Schlußszene einer nie gedichteten und niemals zu dichtenden Tragödie wirkt das kleine Blatt „Russische Bäuerin, über ein Schlachtfeld gehend". Auf zwei Linien gebracht: die flache Erde, flach eingedeckt durch die zum ewigen Schlaf erstarrten Gefallenen, und hochgereckt, obwohl müde hinschleichend, die Gestalt der Frau, die vielleicht einen suchen möchte, aber sicher nicht mehr sucht, wiel sie fühlt, daß sie ihn in dieser Masse doch nicht finden kann.

Digitized by Google

Hier hat sich das in der Kunstgeschichte vielleicht einzigartige Ereignis vollzogen, daß ein fünfzigjähriger, scheinbar abgeschlossener Künstler durch ein ungeheures Zeitgeschehen aus einem freundlich beruhigenden Talente zu einem gewaltig mitreißenden Genie geworden ist: der Krieg als Kunstschöpfer!

Karl Storck

Militärmusik

Jahre hindurch war ich wohl der einzige, nicht durch Berufsstellung dazu verpflichtete Musikschriftsteller, der die Bedeutung der Militärkapellen für unser Musikleben hoch einschätzte und darum für ihre Beibehaltung, ja Verstärkung eintrat. Im allgemeinen wurde die Frage — auch im Reichstag — fast nur noch vom Standpunkt des wirtschaftlichen Kampfes mit den Zivilmusikern betrachtet und dadurch in einen falschen Sehwinkel gerückt. Ich verkannte die vorhandenen sozialen Schäden nicht, glaubte aber dafür Auswege weisen zu können, auf denen man gleichzeitig zu einer wertvolleren Ausnutzung dieser Kraft für unser künstlerisches Volksleben gelangen konnte (vgl. Türmer 1911, April; 1914, Juni). Jetzt hat der Krieg auch dieser Auffassung den Boden in einem Maße bereitet, das ich sonst nie erwartet hätte. Schon die Art, wie die Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins 1915 meinen Aufsatz „Die Militärkapellen — eine Kulturaufgabe" aufnahm, zeigte den Umschwung. Jetzt bringt die „Frankfurter Zeitung" (16. Febr.) aus der Feder ihres Kritikers Paul Bekker einen Aufsatz, der in der Gesamteinstellung durchaus mit meinen Ausführungen übereinstimmt, außerdem aber für die musikalische Entwicklung so wertvolle Weisungen gibt, daß er hier auszugsweise mitgeteilt sei.

„Über die Existenznotwendigkeit der Militärmusik kann heute nicht mehr gestritten werden. Sie hat sich nicht nur überall da, wo sie bereits vorhanden war, als unentbehrlich erwiesen, sondern das Musikbedürfnis war so stark und unabweisbar, daß sich dort, wo eigene Regimentskapellen fehlten, also bei fast allen erst mit der Mobilmachung aufgestellten Reserve- und Landwehrregimentern, aus dem Schützengraben heraus, angesichts der feindlichen Linie, Kapellen gebildet haben ... Nun ist zwar die Daseinsberechtigung der Militärkapellen im Hinblick auf ihre dienstliche Verwendung auch früher nie bestritten, nur die außerdienstliche Betätigung beanstandet worden. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß eine ausschließlich dienstliche Verwendung der Militärkapellen in Friedenszeiten ihre Leistungsfähigkeit beeinträchtigen würde. Sie bedürfen des Verkehrs mit dem Publikum, bedürfen der Anregungen, die der öffentliche Wettbewerb gibt, und diese Anregungen würden fortfallen, wenn man die Militärkapellen auf ihre dienstlichen Obliegenheiten verweisen und — das wäre die notwendige Folge — ihre Kopfzahl verringern würde. Wir haben beim Ausbruch des Krieges nicht zu viel, sondern zu wenig Militärmusik gehabt, und daß dieses Manko heut in vielen, keineswegs in allen Fällen als beseitigt gelten darf, ist lediglich der Dauer des Krieges zuzuschreiben. Bewiesen aber ist durch die Ereignisse, daß es ein nicht gutzumachender Fehler gewesen wäre, wenn man die öffentliche, gewerbliche Tätigkeit der Militärkapellen vor dem Kriege durch eine einschneidende grundsätzliche Verfügung gehemmt hätte. Ein Fehler wäre es gewesen, nicht nur im Hinblick auf die Möglichkeit eines Krieges, für den ein unschätzbar wertvolles Erquickungsmittel gebrauchsfähig erhalten bleiben mußte, sondern auch in bezug auf die volkserzieherische und bildende Wirkung einer guten Militärmusik in Friedenszeiten.

Gewiß darf der soziale Charakter des Streites nicht übersehen werden ... Aber es geht nicht an, daß aus den Beschwerden über Einzelfälle die grundsätzliche Forderung nach Beseitigung der Militärkapellen aus dem öffentlichen Leben abgeleitet wird. Man muß im Gegenteil darauf verweisen, daß den Militärkapellen auch in Friedenszeiten eine außerordent-

Digitized by Google

lich wichtige Kulturmission auferlegt ist. Namentlich solchen, die an kleineren Orten wirken wo ein leistungsfähiges Zivilorchester nicht genügend Boden findet, denen also die musikalische Versorgung eines ganzen Landbezirkes anvertraut ist. Wollte man in diesen Fällen die außerdienstliche Tätigkeit der Militärkapellen gewaltsam hemmen und beschränken, so würde man damit eine unter Umständen geradezu verhängnisvoll wirkende Unterbindung musikalischer Lebensregungen verschulden. Aber auch in großen Städten bieten sich viele Betätigungsmöglichkeiten, denn die Wünsche und Bedürfnisse des Publikums sind hier mannigfacher abgestuft, der Wunsch nach Unterhaltung lebhafter. Setzt man also die Erfüllung der einen Forderung als selbstverständlich voraus: daß die Art des Wettbewerbs in geschäftlich einwandfreier, die Interessen der Zivilmusiker nicht auf unzulässige Weise schädigender Form erfolgt, so wird man die weitere Tätigkeit der Militärkapellen nicht nur nicht einzuengen, sondern im Gegenteil zu fördern suchen. Eines ist dazu allerdings erforderlich, und gerade dieses eine hat durch den Krieg eine ungeahnte Förderung erfahren: daß nämlich die Militärkapellen sich mehr als bisher des *eigentümlichen Charakters* der Militärmusik bewußt werden, der sie außerhalb der Reihe der Zivilorchester stellt, und den zu pflegen und zu fördern sie in erster Linie bestrebt sein müssen.

Es ist früher oft gesagt worden, das Publikum bevorzuge Militärorchester hauptsächlich der Uniform wegen. Darin liegt zweifellos etwas Zutreffendes, sofern man das Gesagte nicht allzu äußerlich faßt. Wäre es nur die Uniform als solche, die Gleichartigkeit des bunten Rockes, so hätte man diese durch Konkurrenz-Uniformierung erfolgreich bekämpfen können. Es war aber noch etwas anderes, was die Leute fesselte: die straffe musikalische Disziplinierung, die starke, bis zur Drastik ausgeprägte Schärfe der Rhythmisierung, die in der Uniform nur ihren äußerlichen Ausdruck erhielt. Der Rhythmus ist die dem primitiven Empfinden am nächsten stehende musikalische Lebensäußerung. Das Verständnis für das Melodische und Harmonische folgt erheblich später, ganz spät erst das für Phrasierung und Dynamik. Aufgabe der Militärmusik ist es zunächst, das rhythmische Gefühl zu pflegen und zu stärken. Sie setzt damit das Soldatische in das entsprechende musikalische Ausdrucks-element um und findet eben in dem Soldatischen die grundlegenden Muster für die Art ihrer Betätigung. So ist die Militärmusik in erster Linie Marschmusik. Als solche hat sie namentlich von früher her eine große Anzahl ursprünglicher und echter, daher auch künstlerisch wertvoller Ergebnisse aufzuweisen. Die alten Armeemärsche von Beginn des 18. Jahrhunderts über die friderizianische Epoche hinweg bis zu den Märschen der Freiheitskriege sind es, die heut noch dank der urkräftigen Sprache ihrer markigen Rhythmen, ihrer melodischen und harmonischen Schlichtheit eine aufrüttelnde und gewaltig packende Wirkung üben und uns den Geist, die männlich kernige Frische jener Zeiten lebendiger zum Bewußtsein bringen, als die sorgsamste historische Abhandlung dies zu erreichen vermag. Hier ist wirklich ein starkes volkstümliches Empfinden auf die denkbar kürzeste und überzeugendste musikalische Formel gebracht, die dadurch zu einer in ihrer Art klassischen Fixierung des soldatischen Geistes dieser ganzen Zeit erhoben wurde ..."

Durch die Einführung neuer Instrumente (Klarinetten und Flöten) und die Steigerung des Marschtempos von ursprünglich 75 Schritt in der Minute auf 114 ist die musikalische Entwicklung des Militärmarsches ungünstig beeinflußt worden. Mehr noch trug die rein konzertierende Tätigkeit der Militärkapellen in den langen Friedenszeiten dazu bei, sie immer weiter vom ursprünglichen Wesen der Militärmusik abzudrängen. Vielfach mußte das zu einer Zwitterstellung führen, da es ganz ausgeschlossen ist, ein Blasorchester, wie es die Militärkapelle von Hause aus ist, gleichzeitig zu einem guten Streichorchester zu machen. Da die Aufgaben beider auch *innerlich* grundverschieden sind, litten beide Tätigkeiten.

Wenn nun nach dem Kriege die Militärkapellen, wie es auch für die künstlerische Volksbildung dringend zu wünschen ist, wieder ihre frühere Konzerttätigkeit aufnehmen, erhebt sich die Frage, „inwiefern eine Veränderung in der Betätigungsart der Militärkapellen zu er-

Digitized by Google

streben ist, eine Veränderung, die zugleich einen gerechten Ausgleich zwischen den sozialen Forderungen der Zivilmusiker und der aus kulturellen Gründen gutzuheißenden gewerblichen Konzerttätigkeit der Militärkapellen herbeiführen könnte. Die Verbreitung musikalischer Kultur durch Weckung und Stählung hauptsächlich rhythmischer Empfindung und durch die damit verbundene Popularisierung wertvoller Werke wurde als die wesentliche Aufgabe der Militärmusik bezeichnet, als die Eigenheit, die durch Übertragung des militärischen Organisationsgedankens in ein musikalisches Ausdrucksmedium dem Militärorchester seinen eigentümlichen Charakter und selbständigen Wert gibt. Die alte Marschmusik konnte dank besonders günstiger äußerer Bedingungen diese Wirkung in hervorragendem Maße üben und übt sie noch heut. Trotzdem können wir ebensowenig zu ihren Tempo- und Instrumentationsbedingungen zurückkehren, wie zu dem Exerzierreglement der friderizianischen Zeit, wir können auch nicht die Militärmusik auf Märsche einschränken wollen, nachdem sie sich längst ein umfassenderes Darstellungsgebiet erobert hat. Wohl aber können wir darauf achten, daß sie ihrem Charakter und ihrer besonderen Mission getreu bleibt. Um das zu erreichen, wird sie mehr als bisher ihr Augenmerk auf die Pflege der Blasmusik richten müssen. Sie braucht deswegen auf Streichmusik nicht völlig zu verzichten, sie wird es schon deswegen nicht können, weil für manche dienstlichen Obliegenheiten, wie etwa im Kasino, die Streichmusik oft erwünscht ist, obschon auch hier Solo-Ensembles von Bläsern, wie sie bei der Tafelmusik im 18. Jahrhundert üblich waren, Vorzügliches leisten könnten. Abgesehen von diesen praktischen Erwägungen, zu denen manchmal noch besondere lokale Ansprüche treten, wird der Dirigent auch aus erziehlichen Gründen sein Orchester gelegentlich in der Ausübung von Streichmusik schulen wollen. Aber nicht wünschenswert ist eine Wiederkehr des Zustandes wie vor dem Krieg, wo die meisten Dirigenten der großen Militärorchester die Blasmusik nur so weit pflegten, wie es gerade notwendig war, ihren Ehrgeiz aber in die Heranbildung eines möglichst leistungsfähigen Streichorchesters setzten. Mit dieser einseitigen Orientierung vieler Militärkapellmeister hängt auch die zunehmende Verweichlichung im Charakter der modernen Marschmusik zusammen, die sich mit ihrer überladenen Instrumentation, der Bevorzugung quirliger Holzbläser- und möglichst drastischer Schlagzeugeffekte, der Vermeidung einfacher, rhythmisch zwingender Grundgedanken bedenklich der Operette näherte, ja oft mit ihr Hand in Hand ging. Parallel diesem Überwuchern spielerischer Äußerlichkeiten ging eine dem Streichorchester nachgebildete, ins Affektierte sich verlierende Dynamik, die schließlich auch den Marsch zu einem Konzertstück umzuformen strebte.

Alle diese Schäden würden in Fortfall kommen, sobald man sich entschlösse, das Militärorchester wieder in erster Linie als Blasorchester anzusehen. Auch dieses muß selbstverständlich dynamisch reguliert werden, aber eine solche Regulierung ruht auf wesentlich anderen Grundsätzen und ästhetischen Vorbedingungen als die des Streichorchesters. ... Nun wird ein Blasorchester allerdings, wenn es sich konzertierend betätigen will, vielfach auf Übertragung solcher Werke angewiesen sein, die ursprünglich für Streichorchester geschrieben sind. Die Grenzen des für solche Übertragung Zulässigen im einzelnen zu bestimmen, ist naturgemäß schwierig, und manche an sich berechtigte Einwendung mag da laut werden. Aber grundsätzlich darf man dieser Frage nicht mit zimperlicher Ästhetenempfindlichkeit gegenübertreten. Wenn es sich darum handelt, die Kunst unserer Meister ins Volk zu tragen, dieses an die Sprache seiner großen Musiker zu gewöhnen, darf die Vergröberung, die eine Übersetzung für Blasmusik bedeutet, nicht ins Gewicht fallen gegenüber der starken Resonanz, die sie schafft. Andererseits ist die Technik des Blasorchesters sowohl im Hinblick auf die Schwierigkeiten der Stimmung als auch der Tonbildung so außerordentlich anspruchsvoll, daß sich hier einem wirklich gründlichen Streben Aufgaben von kaum erschöpfbarer Mannigfaltigkeit und hohem Reiz bieten.

Unsere Militärkapellen sind dank ihrer Organisation die natürlichen Pflegestellen der Blasmusik. Der Krieg hat sie ihrer vorher etwas vernachlässigten ursprünglichen Aufgabe wieder näher gebracht, und je mehr sie an ihr in Zukunft festhalten, je mehr Aufmerksamkeit sie

Digitized by Google

ſowohl der orcheſtralen als der im Laufe des 19. Jahrhunderts in höchſt bedauerlicher Weiſe mißachteten ſoliſtiſchen Blasmuſik zuwenden, eine deſto ſicherere und geachtetere Stellung werden ſie auch in der Öffentlichkeit einnehmen. Auch der Wettbewerb mit den Zivilmuſikern, die im allgemeinen für Blasmuſik wenig Intereſſe zeigen, wird durch eine ſolche Betonung des Hauptwirkungsgebietes von vornherein auf eine klarere und einfachere Baſis geſtellt. Ihnen ſelbſt aber bleibt und erhöht ſich noch die Aufgabe, Träger und Mittler einer Kunſt zu ſein, die, ohne einem falſchen und unerfüllbaren Ehrgeiz zu frönen, das Muſikbedürfnis des Volkes in einer ſchlichten, weithin verſtändlichen und die elementarſten muſikaliſchen Regungen befriedigenden Form zu ſtillen berufen iſt.“

Man kann nur dringend wünſchen, daß dieſe Anregungen Beachtung finden. Eine Maſſe tot liegender prächtiger älterer Muſik würde ſo neu belebt und auch unſer zeitgenöſſiſches Schaffen fruchtbar angeregt werden. K. St.

Zu unſern Bildern

Die Kunſtbeilagen dieſes Heftes, die nicht aus der an anderer Stelle gewürdigten Kriegsbilder-Ausſtellung der Berliner Akademie gekommen ſind, zeigen verſchiedene Richtungen der Kriegskunſt, und zwar auch ſolche, die in jener großen Ausſtellung gar nicht zur Geltung gekommen. Das gilt insbeſondere von den beiden verkleinerten Wiedergaben nach farbigen Paſtellzeichnungen Adolf Hengelers. Wir ſtehen hier vor einer der eigenartigſten Leiſtungen unſerer Kriegskunſt, die dabei ganz natürlich gewachſen ſind. „Denn was liegt auch für den Zuhauſegebliebenen näher, als ein „Tagebuch“ in dieſer großen Zeit zu führen? Und iſt die dem bildenden Künſtler gemäße Form nicht eben das Bild?

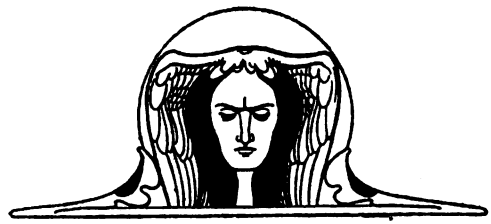
Adolf Hengeler, jedermann bekannt als einer der humorvollſten Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“, nicht genügend geſchätzt als empfindungsreicher Maler volltönender Farbenſinfonien, zeigt ſich hier als glänzender Satiriker. Den innerſten Gefühlen des deutſchen Mannes über die tieferen Urſachen dieſes Kriegs, über Wert und Charakter unſerer Feinde, iſt vielleicht an keiner anderen Stelle ſo ſchlagender Ausdruck verliehen worden, wie in dieſen raſch mit unbedingter Sicherheit hingeworfenen Zeichnungen, von denen unter dem Titel „Aus einem Tagebuch 1914“ nun ſchon ſieben Mappen mit je ſechs Kunſtblättern erſchienen ſind. Unſere Abbildugen veranſchaulichen die Art dieſer Blätter, die in der Originalveröffentlichung des Verlages Karl Schnell in München in ſehr ſorgfältigem Farbendruck in der Bildgröße 26:18 cm vorliegen. Je ſechs Blätter in Mappe koſten 4 ℳ, das einzelne Blatt 80 ₰.

Ein Gegenſtück zu dieſem Tagebuch eines Zuhauſegebliebenen iſt das „Kriegsbilder-Tagebuch“ des Malers Ernſt Vollbehr (München, F. Bruckmann; in Leinenband 12 ℳ). Ich habe auf dieſes Buch ſchon innerhalb der Beſprechung der Akademie-Ausſtellung hingewieſen, weil es mir als die wertvollſte und geeignetſte Art erſcheint, dieſe Gattung von künſtleriſcher Kriegsbeute uns zu vermitteln. Der durch ſeine Afrikareiſen bekannte Künſtler iſt unmittelbar nach Kriegsausbruch als Kriegsmaler auf den weſtlichen Kriegsſchauplatz berufen worden und ſchildert nun im vorliegenden Bande ſeine reichen Erlebniſſe in Wort und Bild. Beides geht völlig ineinander auf; denn es iſt ja ganz ſelbſtverſtändlich, daß, was den Menſchen Vollbehr am ſtärkſten gepackt hat, von ihm am eindringlichſten erzählt wird, und daß der Maler in ihm trachtete, dieſe Eindrücke feſtzuhalten. Man ſpürt in allen dieſen Bildern das Streben nach unbedingter Treue; ſie ſind einfach und geradezu, friſch und geſund, wie uns auch der Erzähler erſcheint, der nichts von ſich hermacht, aber ein ganzer Kerl iſt. Denn viele der Bilder ſind nicht nur unter ſehr ſchwierigen, ſondern auch höchſt gefährlichen Umſtänden entſtanden.

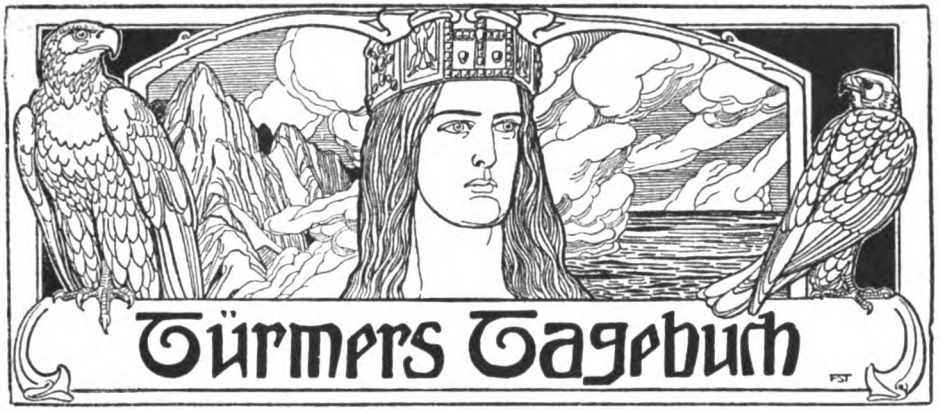
Digitized by Google

Die Ausstattung des Bandes ist vorzüglich. 36 Bilder sind mehrfarbig, ebenso viele einfarbig auf Tafeln wiedergegeben, dazu kommen dann noch 122 Abbildungen im Text nach photographischen Aufnahmen, denen der sichere Malerblick im Ausschnitt der Photographie sehr zugute gekommen ist. So ist das Buch als Ganzes eine der erfreulichsten Erscheinungen der berichterstattenden Kriegsliteratur.

Der denkbar größte Gegensatz zu diesen meistens in höchster Schnelligkeit dem Augenblick abgewonnenen Wiedergaben von Wirklichkeitseindrücken sind die lyrischen Dichtungen, als die wir die 24 Blätter bezeichnen können, die Alexander (Sascha) Schneider unter dem Titel „Kriegergestalten und Todesgewalten" darbietet (Leipzig, Breitkopf und Härtel; geb. 5 ℳ). Schneiders eigenartige Stellung in unserer Kunst. Durch eine reiche Rhytmik der körperlichen Bewegung und Haltung sucht er die äußere allegorische Zutat überflüssig zu machen. Gerade dieser ausgesprochene Stilkünstler vereinfacht zwar die natürliche Erscheinung, vergewaltigt sie aber nicht. Das hohe Streben Alexander Schneiders — sein Name Sascha erinnerte an seinen Geburtsort Petersburg, doch stammt er von deutschen Eltern — hat nur selten eine so glückliche Erfüllung gefunden, wie in den hier vereinigten Blättern, weil selten die Vorbedingungen für das Miterleben seiner Gedanken und Empfindungen bei der Allgemeinheit derartig erfüllt waren, wie für diese Kriegsdichtungen. Denn das Schauerliche wie das Großartige, den hinreißenden Schwung der Begeisterung, das emportragende Gefühl des Heldenglaubens, die Entschlossenheit und auch die Seligkeit des Kampfes, wie auch das entsetzte Ringen — alles das sind Stimmungen, die uns beseelen; durch Schneiders Bilder werden sie wachgerufen, umgekehrt steigern sie dann unsere Empfänglichkeit für diese Kunstwerke.



Digitized by Google



Der Krieg

Es war also wieder einmal nichts. Nicht einmal mit der gemeinsamen „erfreulichen Linie“ war es was, auf der sich nach der „Frankfurter Zeitung“ die Wünsche und Absichten der Deutschen und Amerikaner „bewegen“ sollten, wenn Herr Lansing in London durchsetzen wollte und könnte, daß die Entente sich „verpflichte“, ihre Kauffahrteischiffe zu entwaffnen. Der Männerstreit über die Erfreulichkeit oder Unerfreulichkeit der „Linie“ war also gegenstandslos. Herr Lansing kann sich beherrschen. Es fällt ihm gar nicht ein, in London auch nur zu einer solchen, doch sehr annehmbaren, weil zu nichts verpflichtenden „Verpflichtung“ zu drängen. Auf dem — auch bei uns — nicht mehr ungewöhnlichen Wege einer Aussprache an amerikanische Pressevertreter hat der Staatssekretär der Vereinigten Staaten angedeutet, welche „Linien“ er für den deutschen Unterseehandelskrieg zu ziehen gesonnen ist. „Herr Lansing“, faßt die „Kreuzzeitung“ zusammen, „geht von der Anerkennung des Rechts der Handelsschiffe aus, sich zu Verteidigungszwecken zu bewaffnen, verschließt sich allerdings nicht der Möglichkeit, daß diese Bewaffnung auch zu Angriffszwecken erfolgen könne, und zieht daraus den Schluß, daß die gegenwärtige Berechtigung zur verteidigungsweisen Bewaffnung der Handelsschiffe abänderungsbedürftig sei. In diesem Sinne habe er sich an die Vierverbandsmächte mit Vorschlägen gewandt. Wenn diese nicht angenommen werden, so wird Amerika nicht das geringste tun, um einen Druck im Sinne seiner Vorschläge auszuüben, sondern wird alles beim alten lassen. Weder wird es an den Bestimmungen über den Aufenthalt bewaffneter Handelsschiffe in amerikanischen Häfen etwas ändern, noch wird es Amerikaner von Reisen auf zu Verteidigungszwecken bewaffneten Schiffen zurückhalten. Lansing erklärt also England und seinen Verbündeten von vornherein, daß die Beibehaltung der Bewaffnung der Handelsschiffe für sie keine Folgen haben werde, ermuntert sie damit also geradezu, seinen Vorschlag auf Entwaffnung abzulehnen — ein Zeichen, wie ernst dieser Vorschlag gemeint ist. Lansing setzt sich auch über den in der deutschen Denkschrift geführten Nachweis, daß die englischen Handelsschiffe ihre Bewaffnung durchweg zu An-

Digitized by Google

griffszwecken zu gebrauchen haben, hinweg, indem er mit der Annahme lediglich zu Verteidigungszwecken bewaffneter Schiffe ruhig weiter operiert. So gelangt er denn schließlich zu dem Ergebnis, daß die Torpedierung solcher Schiffe ohne vorherige Warnung als ein Bruch des Völkerrechts und des ‚formellen Versprechens der deutschen Regierung' zu behandeln sei. Diese Wendung ist insofern rätselhaft, als der deutschen Öffentlichkeit bisher von einem formellen Versprechen der deutschen Regierung, das hier in Frage kommen könnte, nichts bekannt geworden ist. Nur dazu will sich die amerikanische Regierung herbeilassen, daß in jedem Falle ‚durch eine gründliche Untersuchung' die Umstände festgestellt werden sollen, ehe sie eine Aktion einleite. Während bisher kein Einspruch gegen die deutsche Denkschrift erhoben wurde, werde man dann die deutschen Mächte zu der Erklärung darüber auffordern, wie sie bewaffnete von unbewaffneten Handelsschiffen zu unterscheiden gedächten. — Das System der ‚Schutzengel' wird also weiter angewendet und ausgebildet werden, und sobald die Ankündigung unserer Denkschrift verwirklicht wird, wird es demgemäß auch zu diplomatischen Auseinandersetzungen mit Amerika kommen.

Es ist wohl wahrscheinlich, führt Otto Hoetzsch in dem selben Blatte weiter aus, daß auch jetzt das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, und daß das Schaukelspiel dieser Verhandlungen noch weitergeht. Denn gerade das ist das Interesse der Vereinigten Staaten und Englands. Die Dinge liegen ja nicht so, daß England sich die größte Mühe gäbe, die Vereinigten Staaten in einen Krieg mit Deutschland hereinzuziehen, wie die ‚Frankf. Ztg.' und Paul Rohrbach eben behaupten, sondern genau das Gegenteil ist richtig. Auch für England ist die jetzige Lage, in der Amerika tatsächlich für die Entente arbeitet und Deutschland durch fortwährend hinausgezogene Verhandlungen tatsächlich an der Freiheit seines U-Boot-Krieges hindert, die angenehmste. Stellen wir uns vor, daß Deutschland den U-Boot-Krieg mit aller Macht begönne, so fiele der bisherige Schutz Englands vor weiterer Verminderung seines Frachtraumes und Verteuerung seiner Zufuhr weg, den ihm Amerika heute tatsächlich verschafft. Und führte dieser Entschluß Deutschland zu einem Abbruch seiner Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, so würden diese dann sowohl das Kriegsmaterial selbst brauchen, das sie bisher der Entente liefern, wie das Geld, das sie bisher der Entente mittelbar oder unmittelbar zur Verfügung stellten. Die ‚New Yorker Staatszeitung' teilt daher den Standpunkt, daß England keineswegs auf eine Verschärfung der Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika hinarbeitet, solange nämlich die jetzige, ihm sehr vorteilhafte Lage anhält und Deutschland sie nicht durch einen entschiedenen Entschluß löst und beendet.

Auf der amerikanischen Seite sind aber die Gründe noch stärker, die für die Union dagegen sprechen, es Deutschland gegenüber auf das Äußerste kommen zu lassen. Da Deutschland die Möglichkeit eines Konfliktes mit den Vereinigten Staaten von Anfang an sehr ernst nahm, hat die amerikanische Politik entschiedener gegen uns auftreten können, als ihr zumute war. Ganz so glänzend und sicher, wie sie sich dem ersten Blick darstellt, ist nämlich die Lage der Vereinigten Staaten heute nicht, und noch weniger für den Fall, daß ihre Be-

Digitized by Google

ziehungen zu uns schwieriger werden sollten. Wie bekannt, ist bereits die Wahlbewegung in Fluß gekommen, aus der am 7. November der neue Präsident hervorgehen soll. Sie läßt eine große Unsicherheit im innerpolitischen Leben der Union erkennen. Es fehlt dem Präsidenten Wilson an dem, was man drüben das ‚Issue' nennt, eine Plattform, von der aus er seine Partei zum Siege führen kann. Ebenso aber fehlt den Republikanern eine solche Plattform und dazu der Mann, den sie statt Wilson wählen sollen und wollen. Niemand in der Union kann daher heute sagen, wohin das Zünglein im November schlagen wird. Das lähmt aber in einem Lande, in dem wie in der Union die politischen Wahlen das ein und alles sind, die politische Entschlußkraft ungemein, während die bisherige Haltung Wilsons zum Weltkriege die so gegebene Unsicherheit noch fördert. Die große Masse des Amerikanertums hegt sicherlich auch heute noch den Wunsch, daß ihr Vaterland den Frieden vermitteln möge. Der starke Rechtssinn, der dem amerikanischen Denken eigen ist, empfindet die Bevorzugung der Entente durch die offizielle Politik und die Kriegsmateriallieferungen doch als ein Unrecht. Und das wirtschaftliche Leben verspürt ja nicht nur die Annehmlichkeiten der Verkäufe an die Entente, sondern leidet auch recht sehr unter den englischen Handelsschikanen. Wir glauben zwar nicht, daß alle diese Empfindungen in einem uns freundlichen Sinne wirken, wohl aber, daß sie sehr stark zügelnd wirken, wenn durch ein entschiedenes Auftreten Deutschlands die offizielle Politik der Union vor die Entscheidung gestellt wird.

Dann aber fällt für sie noch mehr die Unsicherheit ihrer äußeren Lage in das Gewicht. ... Es ist kein Zweifel, daß Japan eine stärkere Fesselung der Vereinigten Staaten im Weltkriege für sich rücksichtslos ausnutzen würde. Mancherlei, was über sein Auftreten in Hawai, ganz besonders in Manila, auch durch die englischen und amerikanischen Zeitungen durchsickert, bestätigt das, noch mehr der Blick auf seine allgemeine Politik, die sich immer stärker von England und von den Vereinigten Staaten abwendet. Sie strebt mit rücksichtsloser Energie danach, den Goldvorrat, den Japan bei der Bank von England stehen hat, die sog. japanische Spezialreserve, nach der Heimat zurückzuziehen. Sie bemüht sich, eine direkte Bezahlung der japanischen Lieferungen mindestens durch Rußland durchzusetzen, und findet darin bei diesem Entgegenkommen. Namentlich der Rat der Alten, der Genro, besteht darauf, daß sich Japan von England finanziell unabhängig mache, und trat deshalb gegen das Kabinett des Grafen Okuma auf, der sich nach Ansicht dieser maßgebendsten Stelle zu sehr im englischen Fahrwasser bewegt. Die ‚Morning Post' (9. Februar) muß in einer Korrespondenz aus Tokio zugeben, daß die Regierung den Ausdruck der anti-englischen Stimmung in der Presse schlechterdings nicht hindern könne. Wilson aber hat es bereits für notwendig gehalten, wegen der Spannung mit Japan einen Sondergesandten, den aus den persischen Wirren bekannten Morgan-Schuster, nach Japan und China abzuschicken. Kurz, Japan arbeitet systematisch darauf hin, sich wirtschaftlich und finanziell von England zu emanzipieren, sich Rußland zu nähern, in dem diese Entwicklung mit größter Spannung verfolgt wird, und so politisch und wirtschaftlich die Hände frei zu haben, sobald ein Kon-

Digitized by Google

flikt mit den Vereinigten Staaten in die Nähe rückt. Gewiß würde ein solcher, selbst wenn er zum bewaffneten Zusammenstoß führte, Amerika schwerlich im Kern seines Lebens treffen, aber die Aussicht darauf lastet wie ein Alp auf den Vereinigten Staaten und beengt die Freiheit der Entschlüsse in Washington.

Wir wollen uns daher das in aller Ruhe klar vor Augen führen, daß sich die Vereinigten Staaten nach und nach in eine Stellung zum Weltkriege haben hineintreiben lassen, die ihre Freiheit im politischen Auftreten sehr stark vermindert. Denken wir uns theoretisch die Möglichkeit eines ernsteren Konfliktes zwischen uns und der Union durch, so gelten die oben für England angeführten Gesichtspunkte auch für sie unmittelbar. Sie würde das Kriegsmaterial, das sie heute der Entente liefert, für sich brauchen, das Menschenmaterial, das sie an sich für die englischen Werbungen freigeben könnte, für die Besatzungen an der Westküste, auf den Schiffen usw., zur Wacht gegen Japan zurückhalten müssen, und könnte ihre finanziellen Mittel der Entente unbegrenzt schon deshalb nicht zur Verfügung stellen, weil die Grundlage dieser bisherigen Verbindung, eben das Geschäft der Lieferungen von Waffen und Munition, dann aufhörte, weil der eigene Kriegszustand starke finanzielle Ansprüche stellen und weil die dann unweigerlich eintretende Spannung mit Japan gleichfalls in dieser Beziehung hemmend einwirken würde. Alles das führen wir hier an, nicht um das Risiko eines Bruches mit den Vereinigten Staaten für uns irgendwie als gering erscheinen zu lassen, sondern als Beleg dafür, daß auch die Vereinigten Staaten ein großes Risiko laufen, wenn sie die Frage des U-Boot-Krieges, in der sie ohne Minderung ihrer wahren Interessen nachgeben könnten, zum Konflikt hinauftreiben. Die jetzige Lage jedenfalls kann auf die Dauer von Deutschland nicht ertragen werden, die, indem die Entscheidung immer weiter hinausgeschoben wird, nur für Amerika die Fortdauer der gegenwärtigen angenehmen Konjunktur, für England die Eindeckung mit Vorräten sicherstellt. Gerade in letzterem Momente liegt ein unmittelbarer Schaden für uns, wenn sich so diese Verhandlungen Woche um Woche weiter hinausziehen: im Februar hat die Verschiffung des Weizens aus Argentinien begonnen, den während des März in weitestem Maße hereinzubringen England das größte Interesse hat und die größten Anstrengungen macht. Gelingt ihm das mit Hilfe des Zeitverlustes, den die Verhandlungen zwischen uns und Amerika herbeiführen, so bedeutet das eine weitere Verlängerung des Krieges, während wir, wenn wir diesen Knoten durchhauen, in der Lage sind, England in tödliche Verlegenheit zu bringen. Darum brauchen wir die Freiheit des U-Boot-Krieges, so wie unsere Lebensinteressen sie fordern, und in der Formel der ‚Frankfurter Zeitung': — Wir wünschen den Frieden mit Amerika und sind bereit, berechtigte Interessen gelten zu lassen, aber solange die englische Blockade auf uns lastet, wird uns keine Rücksicht zwingen, auf unser gutes Recht Verzicht zu leisten — können wir daher, so wie die Standpunkte Deutschlands und Amerikas heute einander gegenüberstehen, nur den Versuch einer Quadratur des Zirkels erblicken, und die hat noch niemand fertiggebracht...

Die beiden Hauptgesichtspunkte, von denen die englische Politik heute geleitet wird, liegen so klar auf der Hand, wie nur möglich. Die englische Staatskunst strebt danach, den Krieg in die Länge zu ziehen; ihr verschlägt es

Digitized by Google

nicht, wenn Monate ohne einen sichtbaren Erfolg der Entente vergehen, ja ein Fehlschlag an den andern sich reiht. Sie wird von der auch heute noch in ihr fest wurzelnden Überzeugung beherrscht, daß England den längeren Atem habe als wir, daß wenigstens (was nicht oft ausgesprochen wird, aber immer mitspricht) in absehbarer Zeit auf einen wirtschaftlichen Zusammenbruch Österreich-Ungarns zu rechnen sei, der dann auch auf die Widerstandskraft Deutschlands lähmend einwirken müsse. Um dieses Ziel: Deutschland in einem lang hingezogenen Erschöpfungskrieg zur Kapitulation zu zwingen, zu erreichen, ist der zweite, heute überall zutage tretende Gesichtspunkt der englischen Politik, mit einem eisernen Druck die Entente zusammenzuhalten, und wenn wir ihre Bemühungen im ganzen übersehen, so müssen wir zugestehen, daß sie, mit zähester Konsequenz fortgesetzt, bisher noch von Erfolg gekrönt sind ...

Durch die englische Presse geht das ganz richtige Gefühl und die wohlbegründete Einsicht, daß Deutschland Entscheidungen erzwingen kann und erzwingen muß. Unsere Gegner glauben es noch nicht, wir aber wissen es, daß wir auch den Erschöpfungskrieg, auf den es die englische politische und militärische Führung des Krieges jetzt angelegt hat, aushalten werden. Aber wir wissen auch, daß es für unsere Zukunft wertvoller und notwendiger ist, den Krieg vorher durch von uns herbeigeführte Entscheidungen zu beenden. Diese sind gewonnen, wenn sich die Entente, sei es in einzelnen Gliedern, sei es in ihrer Gesamtheit, zu der Einsicht versteht, daß sie Deutschland mit seinen Verbündeten nicht zu Boden zwingt. Das wird ihr nur beizubringen sein, indem Deutschland militärische Entscheidungen an den Stellen, die für die Entente am verwundbarsten und todbringendsten sind, herbeiführt. ... Für die Entente ist das Gegebene, das Wägen so lange wie möglich hinzuziehen, für das von allen Seiten umstellte Deutschland aber ist das Wagen eine gebieterische Lebensnotwendigkeit!"

Eben diese Frage des Wägens und Wagens beleuchtet scharf ein Gespräch mit einem höheren Seeoffizier, über das der „Frankfurter Zeitung" berichtet wird: „Es gibt zwei verschiedene Ansichten; die eine wird von der Mehrheit der Staatsmänner vertreten und geht dahin, daß ein völliger Bruch zwischen Deutschland und Amerika sehr bedenklich wäre; nicht wegen der militärischen Macht der Vereinigten Staaten, sondern aus anderen Gründen. Die andere Ansicht wird von der Mehrheit unserer Seeoffiziere vertreten und geht dahin, daß im Gegenteil dann der Krieg viel früher siegreich zu Ende geführt werden könnte — aber nur unter der Voraussetzung, daß man aus dem Bruch auch alle entsprechenden Konsequenzen ziehe. Um dies zu verstehen, will ich Ihnen die beiderseitigen Gründe anführen. Die Staatsmänner sagen: Amerika könnte im Falle eines Bruches 1. unsere dort liegenden Handelsschiffe, deren Wert an eine Milliarde betragen soll, beschlagnahmen, und so würden wir des Kerns unserer Handelsflotte beraubt, während umgekehrt Amerika dadurch in den Besitz einer schönen Handelsflotte käme. Dies wäre füc die erste Zeit nach dem Frieden verhängnisvoll, weil sich dann Amerika des bisherigen deutschen Seehandels bemächtigen könnte. [Sachverständige schätzen den Wert unserer in den Vereinigten Staaten liegenden Handelsschiffe auf weniger als eine halbe Milliarde und stellen diesem Wert den wöchentlichen oder monatlichen Kriegsbedarf gegen-

Digitized by Google

über. D. T.] 2. Könnte die Union den Feinden einige Dutzend Milliarden zur weiteren Kriegführung vorstrecken. 3. Könnte sie doppelt so viele Kriegsbedürfnisse an den Feind liefern als bisher. 4. Würde das Beispiel Amerikas vielleicht auf Rumänien und Griechenland ungünstig einwirken.

Dagegen sagen wir aber folgendes: Sobald wir auf die Union keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchen, können wir den Seekrieg mit derselben Rücksichtslosigkeit führen, wie die Briten bisher tun, und gleich diesen uns unser Seerecht selbst aufstellen. Wir könnten somit ganz Großbritannien und Irland sofort als blockiert erklären und anzeigen, daß jedes Schiff, was immer für eine Flagge, das noch versuchen wollte, in einen englischen Hafen einzulaufen, beim Betreten des Kriegsgebiets als Blockadebrecher betrachtet und vernichtet werden würde, und zwar ohne Warnung, um der bisherigen Heimtücke auszuweichen, besonders weil nach den bisher gemachten Erfahrungen jedes Handelsschiff bewaffnet ist. ... Die natürliche Folge davon wäre, daß in den ersten Wochen Hunderte von Schiffen vernichtet würden, die in englische Häfen einlaufen wollten, und dies würde binnen wenigen Wochen bewirken, daß kein Schiff mehr es wagen würde, das große Risiko eines Blockadebruchs zu wagen. England wäre damit tatsächlich von jeder Zufuhr abgeschnitten, und da berechnet wurde, daß in Friedenszeiten die Lebensmittel nur auf drei Wochen reichen würden, kann man annehmen, daß es jetzt, wo England dank unserem Zögern über Hals und Kopf Vorräte anhäuft, vielleicht in zwei Monaten ausgehungert wäre.

Darauf erwidern die Staatsmänner, daß es gefährlich wäre [was ist im Kriege nicht „gefährlich"? D. T.], derart die allgemeine Entrüstung der Neutralen hervorzurufen, und daß obendrein die ganze Welt über deutsche Barbarei schreien würde, wenn neutrale Handelsschiffe ohne Warnung versenkt und deren Besatzungen vielleicht dem Tode überantwortet würden.

Darauf erwidern wir, daß die Entrüstung der Neutralen in einer Sache, wo es uns an unser Dasein geht, für uns ebensowenig ausschlaggebend sein kann, wie sie es gegenwärtig für die Briten ist, welche ungehindert beständig alle Rechte der Neutralen mit Füßen treten. Und was den Vorwurf der Barbarei betrifft, so ist er ohnehin schon ungerechtfertigt in solchem Maße gegen uns erhoben worden, daß dieses Geschrei nicht noch verstärkt werden kann. Und schließlich ist es eine viel größere Barbarei, Hunderttausende der eigenen Landeskinder durch einen unmäßig verlängerten Krieg zu opfern. Jedenfalls ist es menschlicher, in Zwangslage ein paar tausend Menschenleben zu opfern, als Hunderttausende. Ist dann England jenem Schicksal verfallen, das es zuerst uns bereiten wollte, d. h. steht es vor dem Hungertode, so ist es gezwungen, sich bedingungslos zu unterwerfen, wenn es nicht verhungern will. Mit dem Falle Englands fallen aber auch Rußland und Frankreich ebenso automatisch zusammen wie die Glieder eines Körpers, dessen Herz durchbohrt wurde. Dann bleibt eben Amerika isoliert und muß gleichfalls jede Bedingung annehmen, die wir stellen, denn in den Friedensverträgen mit unseren europäischen Feinden könnten wir ganz wohl u. a. auch die Auslieferung aller Großkampfschiffe und Tauchboote verlangen, wodurch unsere Flotte siebenmal stärker würde als die amerikanische. Und wenn dann Amerika sich notgedrungen gleichfalls unterwerfen muß, versteht

Digitized by Google

es sich von selbst, daß es nicht nur alle beschlagnahmten deutschen Handelsschiffe zurückstellen, sondern auch alle Kriegskosten der Mittelmächte und ihrer Verbündeten zahlen müßte.

Was den zweiten und dritten Punkt der staatsmännischen Bedenken betrifft, so antworten wir, daß die schnelle Beendigung des Krieges den Yankees gar nicht die Zeit lassen wird, Geld und Kriegsbedarf nach Europa zu liefern, besonders weil diese Lieferung das Einlaufen von Schiffen in feindliche Häfen voraussetzt, das ja eben durch den mit der größten Rücksichtslosigkeit betriebenen U-Boot-Krieg verhindert werden würde. Und was endlich Punkt 4 betrifft, so läßt sich vermuten, daß sowohl Rumänien als Griechenland vorsichtshalber erst abwarten würden, wie sich der weitere Verlauf anläßt, und wenn dem Bruche mit Amerika sofort die Tat folgt, d. h. nicht erst wieder mehrere Wochen Frist gegeben werden, so wird der Erfolg auch bei den genannten Staaten schnell seine Wirkung zeigen.

Daraufhin erwidern wieder die Staatsmänner: Wer verbürgt uns, daß es so kommen wird, wie ihr sagt? Ihr habt leicht reden, da ihr nicht verantwortlich seid! Wir aber, die wir die furchtbare Verantwortung tragen, haben das Gefühl, va banque zu spielen, wenn wir so tun, wie ihr ratet. Und dagegen können wir natürlich nichts einwenden, denn wenn wir selbst auch fest überzeugt sind, daß es so kommen würde, wie wir sagen, so können wir doch nicht im vorhinein den Nachweis davon liefern, und wenn jemand das Sprichwort: ‚Vorsicht ist die Mutter der Weisheit' dem Sprichwort: ‚Wer wagt, gewinnt!' vorzieht, so läßt sich dagegen nichts machen.

Da haben Sie nun die beiden Ansichten und ihre Begründung und Sie können sich derjenigen anschließen, die Sie für richtiger halten."

Die „Frankf. Ztg." veröffentlicht diese Unterredung, „ohne ihre eigene Ansicht einzumischen". Man kann sie ohne Zusatz auch dann wiedergeben, wenn man in der Frage anderer Ansicht ist als das Frankfurter Blatt. Es sei denn, was Graf Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung" bemerkt: „Sehr bedauerlich und in sich schief scheint uns besonders diese Gegenüberstellung: ‚Die Seeoffiziere — die Staatsmänner'. Das würde da wirklich eine verzweifelt trübe Sache sein, wo es sich derart verhielte, und ganz besonders das Ergebnis in der ‚Frankfurter Zeitung' durch die Gegenüberstellung der Sprichworte: ‚Vorsicht ist die Mutter der Weisheit' und ‚Wer wagt, gewinnt' ... — Vorsicht bedeutet Vorausicht, und es wäre ein sonderbarer Schluß, wollte man sagen, daß Vorausicht dem Worte ‚Wer wagt, gewinnt' ausschließend gegenüberstände. Wer freilich den Begriff der Vorsicht dahin auffassen wollte, daß sie das Wagen ausschlösse, der würde jenen Standpunkt einnehmen müssen, aber dann keinen Krieg führen dürfen. Das Blatt läßt ‚die Staatsmänner' zum Schlusse sagen: ‚Wir aber, die wir die furchtbare Verantwortung tragen, haben das Gefühl, va banque zu spielen, wenn wir so tun, wie ihr ratet.' Wirkliche Staatsmänner, nicht fingierte, wie der ‚Frankfurter Zeitung', dürften schwerlich so denken, sondern wissen, daß eine solche Art von Vorsicht, welche keine Vorausicht, sondern nur die Abneigung bedeutete, zu wagen, ein Va-banque-Spiel gefährlichster Art wäre. — ‚Ernsteste Überlegung' schließt das ‚Wer wagt' nicht aus.

Digitized by Google

Nachdem nun auch Wilson selbst in seinem Schreiben an den Senator Stone unmißverständlich kundgegeben hat, daß Torpedierungen von Schiffen, auf denen sich Amerikaner befinden, und seien diese Schiffe auch (wie erwiesen ist!) zu Angriffszwecken und mit dem Befehl zum Angriffe gegen uns ausgerüstet, den Vereinigten Staaten „keine Wahl in bezug auf ihre Haltung" lassen werden, sind wir tatsächlich vor ein „Entweder—Oder" gestellt: „Auf jedem denkbaren Passagier- oder Frachtschiffe kann ein wirklicher oder angeblicher Amerikaner sich befinden, und es ist sicher nicht zu bezweifeln, daß auf allen englischen Kauffahrteischiffen ein amerikanischer Schutzengel dieser Art, ob ein wahrer oder ein angeblicher, mit Eifer gesucht und schnell gefunden wird. Man muß sich also darüber klar sein, daß es der Stellungnahme Herrn Wilsons und zweifelsohne der maßgebenden Kreise und Personen in Amerika gegenüber einen sogenannten Mittelweg nicht gibt. Es wird sich darum handeln, den Unterseehandelskrieg zu führen oder nicht zu führen. Schlimmer als ihn nicht zu führen würde aber noch ein Krieg sein, welcher der unterseeischen Kriegführung derartige Einschränkungen auflegte, daß die Unterseeboote sich selbst gefährdeten, und ausschlösse, daß sie auch nur annähernd Ergebnisse zeitigten, welche den Aufwand und das Wagnis rechtfertigen könnten; das wäre ein verderblicher Schein.

Daß ein Unterseehandelskrieg nur dann wirklichen Erfolg haben und nur dann wesentlich zur Entscheidung beitragen kann, wenn er in militärisch zweckmäßiger Weise geführt wird, ergibt sich neben den oft dargelegten Gründen auch aus der portugiesischen Beschlagnahme des deutschen Dampfermaterials. Es scheint, als ob man in einem Teile der ‚nichtöffentlichen Meinung' in Deutschland hieraus entgegengesetzt schließt, mit Besorgnis auf die in nordamerikanischen und südamerikanischen Häfen liegenden deutschen Dampfer hindeutet und flüstert: wenn Deutschland einen kräftigen Unterseehandelskrieg führe, so wären mit eins jene Schiffsbestände aufs höchste gefährdet. Wir schließen anders: Die portugiesische Regierung hat auf Befehl der großbritannischen die 35 deutschen Dampfer beschlagnahmt, damit die Frachtraumnot geringer werde und Großbritannien seine Vorratsnot beseitigen könne. Wer steht dafür, daß über kurz oder lang nicht irgendeine andere neutrale Regierung in ihrem ‚öffentlichen Interesse' das gleiche tue oder versuche? [Italien hat es inzwischen schon getan! D. T.] Stellt man sich aber einen wirksam geführten Unterseehandelskrieg vor und das Vorhandensein absoluter Gewißheit bei allen Neutralen, daß dieser Handelskrieg unbeirrt durchgeführt werde, so werden alle solchen neutralen Mächte wahrlich keinen Wert darauf legen, diese Schiffsbestände in See zu schicken und sie vernichten zu lassen, im Gegenteil. Je nachdrücklicher der Unterseehandelskrieg geführt würde, desto größer wäre mithin die Gewährleistung für jene Schiffsbestände. Im Falle eines endlichen deutschen Erfolges würden sich dann ebensowenig Schwierigkeiten wie sonst, wahrscheinlich weniger, ergeben, um die Bestände wieder zurückzuerhalten. Und wenn schließlich gefragt wird: Ja, aber man könne doch auch im Ausnahmefalle nicht auf die eigenen Schiffe schießen, so sei dem die biblische Frage gegenübergestellt: ‚Ist nicht das Leben mehr denn die Kleidung?'"

Digitized by Google

Wenn es schon nicht ausgeschlossen ist, daß wir durch verständnisvolles Bauen goldener Brücken scheinbare Zugeständnisse erreichen könnten, die aber eben nur in einer anderen, weniger eindeutigen Formung der Worte und künstlerischer Satzgebilde bestehen würden, — was wäre damit gewonnen? Weitere Schonzeit für England, sich mit Vorräten aller Art einzudecken, seinen Schiffsraum zu vergrößern, unsere Kriegführung mit allen den Mitteln zu verderben, die gegen England anzuwenden uns unsere Enthaltsamkeit, die Hoffnung auf Amerikas endlich doch noch zu erweichende „Hartnäckigkeit" verböte. Hoffnungen und Gefühle! — wer in der Politik und im Kriege — in einem solchen Kriege! — darauf seine Sache stellen wollte —: dürfte ein so Verlassener und Vermessener überhaupt noch ein Wager genannt werden? — Wagen und Kriegführen sind untrennbare Begriffe. „Verbürgen", wie es in dem Gespräch der „Frankf. Ztg." heißt, daß das Wagnis auch gelingen werde, „im vorhinein den Nachweis davon liefern", ist doch wohl etwas zu viel verlangt! Wer das verlangte, der dürfte folgerichtig unter keinen Umständen einen Krieg erst beginnen, denn zweifellos läßt sich weder die „Bürgschaft" übernehmen noch der „Nachweis" liefern, daß der Krieg nicht doch vielleicht noch ungünstigere Verhältnisse schafft, als eine friedliche Schlichtung durch restlose Erfüllung aller von der Gegenpartei gestellten Bedingungen. Haben denn unsere Heerführer, die Hindenburg und Mackensen, nicht ganz Ungeheures gewagt? Warum soll das gleiche bei dem Politiker auf der einen, bei dem Militär auf der anderen Seite mit so verschiedenen Maßen gemessen werden, wo doch täglich — auch in den Blättern, die dem Politiker jedes Wagnis verbieten möchten — zu lesen ist, daß der Krieg eine Fortsetzung der Politik, nur mit anderen Mitteln, sei? Ist umgekehrt die Politik nicht ebenso eine Fortsetzung und ein Mittel des Krieges?

Es gibt keinen zurechnungsfähigen Deutschen, der einen Zusammenstoß mit Amerika nicht als eine sehr ernste Sache ansähe, der nicht zu jedem vernünftigen, zweckdienlichen Entgegenkommen bereit wäre, — die Unterstellung des Gegenteils kann nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Aber es gibt sehr, sehr viele, die meinen, alles habe einmal seine Grenzen, anderthalb Jahre seien zum „Wägen" eine reichlich bemessene Frist, und es sei nachgerade Zeit, auch das „Wagen" in seine Rechte treten zu lassen, soll das Wahrwort vom Wägen und Wagen nicht seinen Sinn einbüßen. Wir sind den — Zumutungen Amerikas in einem Maße entgegengekommen, das nun tatsächlich ausgeschöpft ist, wir haben darin alles getan, was wir überhaupt nur vor unserem eigenen Dasein, unserer Ehre und Würde noch verantworten konnten, haben uns vor Gott und Menschen wahrlich keinen Übermut vorzuwerfen, — nun müssen wir, wenn es denn sein muß, das Weitere auf das Vertrauen in unsere eigene Kraft und die Gerechtigkeit Gottes stellen. Denn nicht alles kann der Mensch aus sich, ein übriges muß er schon in die Hände der Vorsehung legen. Unser Vertrauen auf den Sieg unserer gerechten Sache, was nichts anderes ist als Gottvertrauen, hat uns bisher geholfen, — es wird uns auch weiter helfen!

Digitized by Google

Die politische Zensur im preußischen Abgeordnetenhause

Als Berichterstatter über die Ausschußverhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses in Angelegenheiten der Presse gab der freikonservative Abgeordnete Freiherr von Zedlitz in der Sitzung vom 22. Februar d. J. folgende Erklärungen ab:

„Auch die Regierung hat ein dringendes Interesse, den berechtigten Klagen über die Handhabung der Zensur abzuhelfen. Darüber wird sie sich nicht täuschen dürfen: je mehr Beschwerden über die Zensur unerledigt bleiben, um so enger werden die Grenzen ihrer Befugnisse bei einem etwaigen kommenden Reichsgesetz gezogen werden.

Es wurde hervorgehoben, daß der Grund zu den Beschwerden nicht so sehr auf der militärischen, als vielmehr auf der politischen Seite liege. ... Zweifellos handelt die Militärzensur keineswegs überall allein und aus eigener Initiative und ohne entscheidende Mitwirkung anderer Behörden des Reiches. Der Minister des Innern hat gemeint, es handle sich ausschließlich um Gutachten, die von den Militärbehörden erfordert werden, die Entscheidung läge allein bei den Militärbehörden, ob sie den Gutachten folgen oder nicht folgen. Aber es hat der Nachweis erbracht werden können, daß diese Auffassung nicht zutrifft. Eine ganze Reihe von Schriftstücken sind vorgelegt worden, aus denen ersichtlich war, daß das Oberkommando gegen die Veröffentlichung nichts zu erinnern hatte, darunter war mit Blei die Bemerkung: Wenn das Auswärtige Amt einverstanden ist. Das Auswärtige Amt hat in den vorgelegten Fällen jedesmal die Zustimmung versagt. Früher kam es oft vor, daß auf der einen Seite die Veröffentlichung zugelassen, auf der anderen verboten war. Jedenfalls findet eine entscheidende, nicht nur begutachtende Einwirkung von bestimmten Reichsstellen regelmäßig statt, namentlich auch einer ‚Nachrichtenstelle des Reichsmarineamts', von der mir nichts bekannt ist. Im Ausschuß war keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß der Reichskanzler verantwortlich ist, verantwortlich in vollem Umfang für die Einwirkungen, die die ihm unterstellten Behörden auf die Handhabung der militärischen Zensur ausüben, und daß er auch Rede und Antwort an der Stelle zu stehen hat, wo die Verantwortung für die auswärtigen Angelegenheiten liegt, also im Reichstag ...

Im Ausschuß ist darauf hingewiesen worden, daß der Leiter eines großen Berliner Verlagsunternehmens es lebhaft beklagt hat, daß der Reichskanzler nicht aus der deutschen Presse das kräftige Instrument nach innen und außen zu machen gewußt habe, das sie vermöge ihrer Wirkung zu werden die Fähigkeit habe. Man sehe darin die Überspannung des Machtbedürfnisses, das in jedec Betätigung anderer Kräfte unberechtigte Einwirkungen sieht. Manche Erscheinungen lassen diese Auffassung als nicht völlig unberechtigt ansehen. Ich darf nur daran denken, wie die Vereinigungen großer wirtschaftlicher Verbände tunlichst zur Untätigkeit verdammt und an die Seite geschoben werden. Wie man immer über die Behandlung der Presse unter dem Gesichtspunkt der Staatskunst denkt,

Digitized by Google

eins ist sicher: die Behandlung der Presse überhaupt und die Einschätzung der freien Meinungsäußerung in Worten und Schrift durch manche Staatsstellen entspricht nicht dem, was unser Volk verlangen kann. Die Vaterlandsliebe unseres Volkes hat uns in den Stand gesetzt, einen Höchststand sittlicher Kraft zu erreichen, die uns befähigt, einer Welt in Waffen standzuhalten. Einem Volke, dem man mit Recht ein solches Zeugnis ausstellen kann, braucht man nicht mit einem ängstlichen Mißtrauen zu begegnen, das fast an die Zeit von 1848 mit dem beschränkten Untertanenverstande erinnert. Einem solchen Volke sollte man mit Vertrauen begegnen, denn man wird an ihm dann eine starke Stütze für die Kriegführung finden."

Als folgender Redner erklärte der Zentrumsabgeordnete Stull: „In den meisten Fällen erfolgt die Zensur aus politischen, nicht aus militärischen Gründen. Das widerspricht dem Versprechen des Reichskanzlers, nach dem keine politische Zensur stattfinden sollte."

*

Ein „klassisches Aktenstück"

Die „Tägliche Rundschau" nennt die Ausschußverhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses in der Zedlitzschen Übersicht und Erläuterung ein „klassisches Aktenstück zur inneren Geschichte des Krieges, das nicht so leicht in Vergessenheit geraten werde", und fährt dann fort:

„Der Widerspruch der öffentlichen Meinung gegen die Politik der Regierung, die die Nation in einer Zeit der schwerwiegendsten Entscheidungen über ihre Zukunft zu willenloser, stummer, ja fatalistischer Hinnahme der Taten und Unterlassungen ihrer Geschäftsführung zwingen will, bildet das Rückgrat des Berichts. Dieser Protest, erhoben in dem als Hort und williges Werkzeug aller Rückständigkeit verschrienen Dreiklassenparlament, muß gerade aus Zedlitz' Munde doppelt ins Gewicht fallen und wird denn auch mit größter Spannung von dem Hause angehört. Sein Höhepunkt ist die im Hinblick auf die dauernde Erhaltung der bei uns herkömmlichen Machtstellung der Regierung mehr wie angebrachte, besorgte Warnung vor dem Überspannen des Bogens während des Kriegs; ebenso, am Schluß der Rede, vor einem Mißtrauen, das an die dumpfen Zeiten von 1848 erinnere. Was in dem Hinweis des Führers der ehemaligen ‚Botschafterpartei' auf die drohende Nachprüfung der Befugnisse der Regierung durch die Gesetzgebung nach dem Frieden liegt, die Tatsache, daß hier, gerade hier, auf Anerkennung der Verantwortlichkeit des Kanzlers für gewisse Kriegsverfügungen gegenüber dem Reichstage gedrungen wird, zwingt denn doch zu allerlei Nachdenken ... Was sollte der Minister des Innern, dem die Antwort oblag, erwidern? ... Eine Aussprache über die Kriegsziele soll und muß kommen — wenn die Verhältnisse sie gestatten werden! Einstweilen ist noch keine gemeinsame Richtlinie gefunden für das, was wünschenswert erscheint; und die Ansichten über die Gestaltung unserer Zukunft gehen weit auseinander. Die Einwände liegen dem Hörer auf den Lippen. Gerade darüber, ob die ‚Richtlinie' der amtlichen Politik auch die ihre sein wird, ist ja die Nation in Sorge, und gerade wenn die Ansichten über die Gestaltung unserer Zukunft auseinandergehen, möchte sie, daß auch die ihren über diese Ziele gehört werden. Und sie meint, daß weder die Interessen der Kriegführung noch gar ihre eigene Bereitwilligkeit zum Durchhalten hierunter leiden könnten."

*

„Hinter spanischen Wänden"

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 23. Februar d. J. sagte der konservative Abgeordnete von der Osten:

„Woher kommt es denn, daß unsere Feinde heute immer noch glauben und fortwährend versichern, Deutschland in kürzester Frist niederzwingen und zerstückeln zu können? Eine der Quellen

Digitized by Google

dieser Erscheinung ist die Macht des Bildes, die Suggestion, die durch unsere Feinde systematisch gefördert wird. Hat unsere Zensur den Wert der Suggestion und aller ausschlaggebenden moralischen Impulse beachtet? Leider nein. Wir sind wie alle Völker nur zu leicht geneigt, den Schein über das Sein zu stellen; dieser allgemein verbreitete Fehler hängt mit unserer ganzen modernen Bildung, mit den wissenschaftlichen Anschauungen der letzten zwei Jahrhunderte eng zusammen. Das Gefühl für unsere eigene Würde ist uns dabei je länger je mehr verloren gegangen. Bei den Franzosen gilt: A corsaire corsaire et demi, man muß den Stoß mit dem Gegenstoß beantworten; nur im Chor der widerstrebenden Kräfte entwickelt sich die Weltgeschichte. Im Auslande herrscht noch allzusehr der Glaube, daß, weil wir den Stoß nicht mit einem Gegenstoß erwidern, die Höflichkeit und Nachgiebigkeit des deutschen Volkes ohne Grenzen ist, man glaubt dort immer noch an den deutschen Michel, der empfänglich ist für jedes gute Wort, für jeden Bluff. Man könnte ja mit Bismarck sagen: ‚Oor lach ick öwer', aber diese Auffassung des Auslandes ist ein realer Machtfaktor, der nicht herabgesetzt werden darf. Die Zensur sollte auch unser deutsches Volk in seinen Meinungsäußerungen nicht unterschätzen, sie sollte diese Kräfte in unserem Volksleben nützen.

Nichts ist heute wichtiger, als daß neben dem Faktor der militärischen Gewalt die ideellen Faktoren hinzutreten, die in unserem Volke in reichstem Maße vertreten sind. Die Regierung sollte diese Kräfte entfesseln, die auch zum großen Ziele führen. Das Volk will heute nicht mehr hinter spanischen Wänden gehalten werden, es will seinen Teil der Verantwortung mittragen; es ist unerträglich, die Ereignisse über uns hinwegstürmen zu lassen, ohne daß jeder einzelne das Gefühl hat, sein bescheidenes Teil dabei mitzuwirken."

*

„Überspannung des Beamtenbewußtseins"

Im „Tag" führt der Abgeordnete Freiherr von Zedlitz gewisse bedauerliche Erscheinungen unserer Kriegszeit auf eine Überspannung des Beamtenbewußtseins zurück:

„Unlängst hat in einer Sitzung der Sektion Berlin-Brandenburg des Reichsverbandes der deutschen Presse der Leiter eines der größten Berliner Presseunternehmens es beklagt, daß die deutsche Presse in der jetzigen Kriegszeit von der Regierung so ganz falsch behandelt werde. Sie könnte bei ihrer starken vaterländischen Gesinnung dem leitenden Staatsmanne zu einem überaus kräftigen Instrumente zur Wirkung sowohl auf unseren Volksgeist wie nach außen sich entwickeln. Statt dessen sei sie durch die von der Regierung herrührende Handhabung der Zensur kraft- und farblos und daher nach innen wirkungslos geworden. Im Auslande aber habe sie ihr Ansehen ganz verloren, sie werde nicht mehr beachtet, weil man annehme, sie dürfe nur schreiben, was die Regierung wolle. Jener Pressemann glaubte auf Grund langer, sorgfältiger Beobachtung die Ursache für die fehlerhafte Behandlung der Presse vor allem in einer Überspannung des Beamtenbewußtseins an der Stelle erblicken zu sollen, an der schließlich auch die Drähte der Zensur gezogen werden. Man empfinde dort die Führung der Staatsgeschäfte als Monopol des Beamtentums und sehe demzufolge die politische Presse als einen unberechtigten Eindringling in dessen Heiligtum an, den man zwar dulden müsse, aber etwa mit den Gefühlen betrachte, wie die alten Zunftmeister die Bönhasen, und demzufolge so viel wie möglich kaltzustellen suche. Diese Darlegungen rufen ganz von selbst die Erinnerung an die Tatsache wach, daß die Regierung in der Vereinigung der großen wirtschaftlichen Verbände sich gleichfalls ein überaus kräftiges Instrument sowohl für den Friedensschluß, wie für die Führung der inneren Politik nach ihm darbot, daß sie aber ebensowenig davon

Digitized by Google

Gebrauch machte wie von der Presse, sondern jene Vereinigung möglichst an die Wand zu drücken suchte. Wie bei der Behandlung der Presse spielt wohl auch hier wenigstens etwas die Empfindung mit, daß die wirtschaftlichen Verbände mit der Aufstellung von Kriegszielen sich eines Übergriffes in die allein dem Beamtentume vorbehaltenen Staatsgeschäfte schuldig machten. Etwas spricht wohl diese Empfindung auch bei der Ausspannung der öffentlichen Meinung von der Erörterung der Kriegsziele mit. Diese hat eben zu schweigen, bis die allein dazu berufene Beamtenschaft mit der Feststellung der Kriegsziele fertig und nur noch ja und amen zu sagen ist. Schließlich scheint dieses Gefühl auch mit für die sonst nicht ganz verständliche Schärfe verantwortlich zu sein, mit der die Staatshaushaltskommission wegen Veröffentlichung ihres U-Boot-Beschlusses an die Grenze ihrer Zuständigkeit gemahnt worden ist. Solche Überspannung des Beamtenbewußtseins ist ein Rückstand aus vergangenen Tagen, für sie ist in der großen Zeit, die unserem Volke durch den Krieg geworden ist, kein Platz mehr."

*

Presse und Regierung

Zu diesem ergiebigen Thema schreibt Hermann Kätschke in den „Preußischen Jahrbüchern":

„Ich will nur einige Fälle mangelhafter Bedienung der Presse anführen. Die Erschießung der Engländerin Edith Cavell in Belgien hat im Auslande sehr viel Aufsehen erregt. Die englische und französische Presse schlachtete den Fall nach allen Regeln der Kunst gegen Deutschland aus. Was geschah aber von der deutschen Regierung? — Der Unterstaatssekretär Zimmermann gab einem amerikanischen Journalisten eine Unterredung. Das war so ziemlich das einzige, wenigstens das, was in die Augen gefallen ist. Die deutsche Presse erfuhr an Einzelheiten so gut wie nichts. — Weiter. Die englischen Zeitungen brachten jedesmal spaltenlange Berichte über die Wirkung der Zeppelinbomben in England und regten damit die öffentliche Meinung der Neutralen auf. Die deutschen Blätter durften dagegen beinahe nicht melden, wenn französische Bomben auf Freiburg oder Karlsruhe usw. geworfen wurden. — Die vielen Berichte über deutsche Greuel sind ebenfalls nur mangelhaft, und namentlich nicht rechtzeitig, zurückgewiesen worden. Die Flugschriften kamen häufig zu spät, manche genügten auch kaum bescheidenen Ansprüchen.... Sehr viel böses Blut hat z. B. der Bericht der englischen Untersuchungskommission über die angeblichen belgischen Greueltaten deutscher Truppen gemacht, weil hieran scheinbar vorurteilslose Leute teilgenommen haben. An der Spitze der Kommission stand Lord Bryce, langjähriger Botschafter in Washington. Dieser ist durchaus nicht als deutschfeindlich bekannt. In Amerika besitzt er sehr großes Ansehen. Der unter seiner Leitung zusammengestellte Bericht hat deshalb großes Aufsehen erregt. Leider hat die deutsche Regierung nicht sofort Punkt für Punkt zurückgewiesen und amerikanische Journalisten, die eine selbständige Nachprüfung vornehmen wollten, abgelehnt."

*

Unseren Kriegsverlängerern!

In der „Fackel", dem sozialdemokratischen Parteiblatte für die Provinz Brandenburg, gibt der Abgeordnete Scheidemann seiner „festen Überzeugung" Ausdruck, daß die Politik der Minderheit seiner Partei „die verkehrteste ist, die man einschlagen kann, wenn man dem Frieden dienen will", daß jene zwanzig Verweigerer unserer Kriegskredite nur dazu beitragen, den Krieg zu verlängern. Er führt ihnen das in einer Weise vor Augen, wie sie eigentlich nicht schlagender sein kann:

„Durch ein sächsisches Parteiblatt ist kürzlich eine auch mir vorher schon bekannt gewordene Äußerung des Ministers eines der gegen uns kriegführenden Länder erwähnt worden. Dieser Minister soll bereits

Digitized by Google

im September vorigen Jahres gesagt haben: ‚Wenn die deutsche Sozialdemokratie ihre Politik beibehält, müssen wir sehen, so bald wie möglich den Krieg zu beenden.‘ Zwei Monate später, nachdem allerlei Schwindelnachrichten ins Ausland gekommen waren, über ‚furchtbare Hungerrevolten‘, ‚Straßenkämpfe‘, ‚Anwachsen der Opposition innerhalb der sozialdemokratischen Partei‘ usw., soll derselbe Minister erklärt haben: ‚Jetzt hat sich die Situation wesentlich geändert! In Deutschland geht die Einigkeit in die Brüche, und die Hungersnot nimmt zu — nun müssen wir den Krieg nach Möglichkeit in die Länge ziehen! Je länger er dauert, um so schlimmer wird es in Deutschland, um so mehr steigen unsere Aussichten auf den Sieg!‘ Wer die ausländische Presse verfolgt, weiß genau, daß der Glaube an den sicheren Sieg über Deutschland in Frankreich und England gleich stark ist. In beiden Ländern ist man überzeugt, daß es uns in kurzer Zeit nicht nur an der Nahrung für Menschen und Tiere und an Munition, sondern auch an den Menschen zur Fortführung des Krieges fehlen wird.“

Haben wir denn noch nicht genug an unseren Feinden draußen? Müssen wir nach innen auch noch jene feindliche Macht bekriegen, gegen die Götter selbst vergeblich ankämpfen!

*

„Andromache“

Der beachtenswerte Artikel im 1. Februarheft des Türmers über die gesellschaftliche Entwertung der verdienenden Frau erfordert, einmal dieser Entwertung auf den Grund zu gehen. Was ist's, das diesen Frauen Kummer macht? Daß sie förmlich wie „ehrlos“ behandelt werden und aus ihrer Gesellschaftsklasse fallen, sobald sie durch ehrliche Arbeit ihr Brot verdienen, während der berufslose Mann einem Mißtrauen begegnet. Es ist diese — ob wir sie zugeben oder nicht — allgemeine, oft unbewußte sittliche Begriffsverwirrung begründet in der Überschätzung des Besitzes, des Geldes im öffentlichen Leben, während Kenntnisse usw. gesellschaftlich wenig bewertet werden, Witz und Geist nur so weit, als es diese Geldkaste amüsiert oder ihnen angenehme unverantwortliche Erregung verschafft (Modepfarrer oder -Vortragender). Der ernstlich sozial arbeitende Pfarrer ist in diesen Kreisen weit weniger populär.

Praktischer Fall: In den letzten Monaten 1915 haben sich hier zwei junge Mädchen mit Offizieren verlobt; die eine unterstützte mit ihrem Lehrerinnengehalt ihre Eltern, deren Musikalienhandlung brach lag, die andere war akademisch gebildete Bibliothekarin an einem wissenschaftlichen Institut. Beide Bräute mußten ihren Beruf als nicht „standesgemäß“ aufgeben, obwohl die Weiterausübung sicher angezeigt gewesen wäre, nicht nur zum eigenen Unterhalt, sondern auch für den Fall, daß die Verlobten nicht oder als Invaliden heimkehrten. Gleichzeitig heiratete ein Offizier die Tochter eines Konservenfabrikanten, der wenig einwandfreie Konserven machte und dabei schweres Geld verdiente. Dieses ergaunerte Geld war also standesgemäß, das ehrlich verdiente war es nicht. Es ist das ein Schlag ins Gesicht nicht nur ehrlicher Arbeit, sondern jeder gründlichen Ausbildung der weiblichen Jugend, wenn man ihr die Verwertung derselben verwehrt.

Erst wenn einmal dieser Widersinn klipp und klar in der öffentlichen Meinung richtiggestellt ist, kann man weiter an die Frage der Kautionen gehen. Die Töchter der Helden, die draußen ihr Leben ließen fürs Vaterland und folglich keine Konjunkturen ausnützen konnten, diese Töchter werden als Offiziersfrauen nicht in Frage kommen, nur die Töchter derer, die durch den Krieg reich geworden sind. Die Töchter der Hindenburge und Mackensen, deren wir viele in der Armee haben, sollten in erster Linie die Mütter der künftigen Generation werden und nicht ehelos als Gouvernanten und Rote-Kreuz-Schwestern verkümmern. Ein sehr großer Teil der daheim gebliebenen Männer ward eben doch reich durch Ausbeuten der Notlage, was niemand zu bestreiten wagen wird. Der andere Teil, der durch Fleiß und Unternehmungslust reich wurde, dürfte man annehmen, ver-

Digitized by Google

erbt diese schätzenswerten Eigenschaften auf seine Kinder. Daß dies im Leben, in der Praxis durchaus nicht immer zutrifft, ist eine alltägliche, physiologisch begreifliche Erscheinung, denn diese Jugend verfällt häufig dem Genußteufel. Darum weg mit der Kaution! Der Offizier gehört so gezahlt, daß er eine Familie ernähren kann, der kinderlose besteuert zugunsten des kinderreichen. Es ist unwürdig, einen hochgebildeten Mann, wie es der deutsche Offizier ist, von der Gnade des reichen Onkels und der Schwiegereltern abhängig zu sehen. Sogar der Mitverdienst der Frau ist das kleinere Übel gegenüber der Gefahr der Vermählung zwischen Offizierstand und Snob oder Geldpöbel, der unser gutes, rechtschaffenes Gerechtigkeitsgefühl mit Füßen tritt, denn das sagt uns, daß es für Mann oder Mädchen nichts Standesgemäßeres gibt als Erfüllung der Arbeitspflicht. Zum Privatisieren ist der Deutsche, und in Zukunft auch die Deutsche, nicht auf die Welt gekommen. — Die Mißachtung dieses Sittengesetzes hat unter Umständen verhängnisvolle Folgen wegen des Vorbilds durch den Offizier für weite Kreise. Das Angeln nach der reichen Frau ist auch in andern Kreisen nichts Erbauliches, aber es darf nicht noch gesetzlich vorgeschrieben werden. Selbstverständlich sollen hier nicht Personen oder gar ein Stand angegriffen werden, der Einzelne kann nichts für gegebene wirtschaftliche Verhältnisse, sondern nur auf ein System hingewiesen, welches vom bevölkerungspolitischen wie rassenhygienischen Standpunkt aus nicht im Interesse unsres Vaterlandes ist.

Die Männer sollen ihre Ritterlichkeit dadurch bekunden, daß sie der arbeitenden Frau den Vortritt lassen vor der schmarotzenden, oder gelinder gesagt, privatisierenden, und daß die Gesetze danach ausfallen, auch für den Offizierstand.

*

Die bösen Hagestolzen

Ein Herr, den ich nicht nennen möchte — denn nur um die Sache geht es mir, nicht um die Person —, hat kürzlich in einer großen westdeutschen Zeitung, einem Weltblatt, sich für die Junggesellensteuer erwärmt. Das ist sein gutes Recht: denn wir werden über kurz oder lang sehr viele neue Steuern brauchen, und es schadet nichts, wenn jedermann aus dem Volke sich an der Steuersuche beteiligt. Wenn alles sucht, wird man manches finden. Auch über die Junggesellensteuer ließe gewiß sich reden; man hat sogar schon recht lange und sehr viel über sie geredet. Ihr finanzielles Ergebnis wird freilich kaum allzu beträchtlich sein; aber immerhin: wen Ehelosigkeit des Mannes ein sträflicher Luxus dünkt, der soll sie in Gottes Namen besteuern. Und die Einsamgebliebenen, die durch ihr nicht immer heiteres Leben schon manche Last schleppen, werden auch der neuen Bürde sich nicht entziehen. Aber man braucht sie deshalb nicht gleich in Bausch und Bogen zu beschimpfen. Dem frohen Eifer jenes westdeutschen Steuerfinders erscheint der Junggeselle unter dem Bilde des Kuckucks, der seine Eier in fremde Nester legt. Er ist ihm — das Fremdwort wird hier verstattet sein — der geborene Libertin, der von Blume zu Blume flattert, ungezählte Herzen knickt und dann noch immer rechtzeitig den Kopf oder, wenn man besser will, den Ringfinger aus der Schlinge zieht. Also der Familientäuscher, wie er leibt und lebt, dem dafür von Rechts wegen Strafe gebührt.

Ich will nicht bestreiten, daß dieser Typus vorkommt; die Regel ist er kaum. In Wirklichkeit werden die Gründe für die Ehelosigkeit des Mannes so verschieden sein wie die Lebensläufe. Hier und da wird es die bis ins späte Alter reichende Genußsucht sein und selbstische Herzensverhärtung. Weit häufiger — schon wer in seinem eigenen kleinen Kreise sich umtut, wird die Belege in der Hand haben — werden die Fälle sein, da ein schweres Schicksal den einzelnen einsam bleiben ließ. Er fand die Rechte nicht, oder er fand sie zu spät. Er hat zeitlebens für andere zu sorgen gehabt, und wenn die Sorgen eines Tages von ihm genommen werden, schauen ihm aus dem Spiegel ein grauer Kopf und ein faltiges Antlitz entgegen. Oder aber die Arbeit hat sein Dasein erfüllt, bis er schließlich mit Schrecken innewird, daß sie doch nicht den

Digitized by Google

ganzen Menschen auszufüllen vermag. Alle diese Männer sind sich wohl klar darüber, daß in ihrem Leben eine Lücke blieb, daß an der Vollendung ihres Menschentums ihnen etwas fehlt. Und nur mit leiser Wehmut fügen die meisten sich in ihr Geschick in der melancholischen Erkenntnis, daß die Lose nun einmal nicht gleich ausgeteilt werden, und daß es auch Zaungäste des Glücks und des Lebens geben muß. Darf man sie deshalb schelten, ihren Charakter bemängeln und die Lauterkeit ihres Wesens bezweifeln? Ohne Frage (braucht man die Binsenwahrheit erst noch zu wiederholen?) ist die Familie die Urzelle, auf der Gesellschaft und Staat sich aufbauen, und immer wird es Pflicht und Norm sein, daß der zu seinen Jahren gekommene Staatsbürger an diesem Bau mitwirkt. Aber so steht es doch nicht, daß der Verheiratete nun unter allen Umständen der Staatserhalter, der Lediggebliebene der Zerstörer der Gesellschaft ist. Wertlose gibt es wohl hüben und drüben, Sklaven eines ungezügelten Trieblebens leider bisweilen auch unter den Familienhäuptern.

Wir haben jahrhundertelang der alleinstehenden Frau als alten Jungfer gespottet. Von solcher Roheit sind wir allgemach abgekommen. In den letzten dreißig bis vierzig Jahren haben diese Frauen durch ihre Leistungen sich Respekt verschafft und den Nachweis erbracht, wie sehr auch sie dem Gemeinwesen zu dienen und zu nützen vermögen. Soll es das Ergebnis dieses großen, uns angeblich versittlichenden Krieges sein, daß wir zur Abwechselung auf die alleingebliebenen Männer, die „Hagestolzen", mit Steinen zu werfen beginnen? R. B.

*

Die ihre deutsche Herkunft verleugnen

Unter diesem Titel finden wir im Heft 7 des „Roland", des Vereins zur Förderung der Stamm-, Wappen- und Siegelkunde (Gebr. Vogt, Papiermühle, S.-A.) folgende Ausführung:

Der englische Hofbericht meldet: „Die Königin von Spanien hat an die Firma Waring & Gillow, G. m. b. H., ein Telegramm geschickt und ein Exemplar der Bronzegruppe ‚Angriff der Scots Greys bei Mons' von der Gräfin Gleichen bestellt. Der Erlös vom Verkauf dieser Bronzegruppe wird ohne Abzug dem Unterstützungsfonds für die Hinterbliebenen unserer Soldaten zugeführt." Die Königin Viktoria Eugenie von Spanien ist als Tochter des verstorbenen Prinzen Heinrich von Battenberg und der Prinzessin Beatrix von Großbritannien und Irland aus dem Hause Koburg rein deutscher Abstammung. Die Urheberin jener zur Verherrlichung eines angeblichen Sieges schottischer Hochländer über deutsche Truppen bestimmten Bronzegruppe, die Gräfin Feodora von Gleichen, ist die älteste Tochter des 1912 verstorbenen Prinzen Viktor zu Hohenlohe-Langenburg aus dessen morganatischer Ehe mit Laura Seymour, deren Vater englischer Admiral war. Die Grafschaft Gleichen in Thüringen, die zum Teil der Familie Hohenlohe-Langenburg gehört, gab den Namen her, als Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha die unebenbürtige Lebensgefährtin des Prinzen Viktor Hohenlohe, seines Vetters, 1861 zur Gräfin erhob.

Die Londoner Zeitungen schreiben: „Prinzessin Viktoria zu Schleswig-Holstein bittet um Beiträge für den Bau von Erholungsbaracken in den französischen Kriegslagern. Außer barem Geld sind folgende Gegenstände erwünscht: Bücher und Zeitschriften, Feldstühle, Klapptische, Spiele aller Art, Seife, Handtücher, Nähkasten, Zigaretten, Tabak und Pfeifen, Schnürsenkel, Hosenträger, Taschentücher, Noten zu Liedern und Gesängen und warme Unterkleider." — Die Prinzessin Viktoria zu Schleswig-Holstein ist eine Tochter des Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein aus dessen Ehe mit der Prinzessin Helene von Großbritannien und Irland aus dem Hause Koburg. In ihren Adern fließt nur deutsches Blut, und sie trägt den Namen eines kerndeutschen, blühenden Landes.

Der englische Hofbericht meldet: „Generalmajor Sir S. B. von Donop, Generalfeldzeugmeister der Armee, hatte die Ehre, gestern von Seiner Majestät dem König empfangen

Digitized by Google

zu werden.“ Die Familie von Donop gehört zum ältesten Adel Niedersachsens, ihr Stammhaus Donop gehört zum ältesten lippeschen Amte Blomberg. Der Vater des Sir Stanley Brenton von Donop starb 1890 als englischer Vizeadmiral a. D., sein Großvater 1844 als königlich hannöverscher Rittmeister. Der Generalfeldzeugmeister ist ein rechter Vetter der Gemahlin des Generaloberſten von Kluck, nämlich der Frau Fanny von Kluck, geb. von Donop. -o-

*

Bismarck und die Erörterung der Friedensziele

Zu dieser Frage schreibt Erich Marcks in seiner soeben erschienenen Schrift „Vom Erbe Bismarcks“:

„Er (Bismarck) würde eine öffentliche Meinung wünschen und herzustellen helfen, auf die er sich stützen und berufen, die er nach seinem Bedarf anwenden könnte.“ „Das Dogma von deutscher Sattheit käme heute gewiß nicht aus Bismarcks Munde; er würde wissen, daß es heute nur geeignet wäre, uns verächtlich zu machen. Wir leben nicht mehr in der alten Welt. Wir sollen uns ehrlich zu dem bekennen, was wir lebensnotwendig brauchen; es traut uns überdies ja doch niemand etwas anderes zu. Zorn und Wille, die Kräfte des Kampfes, die Kräfte der Männlichkeit, die uns bisher gerettet haben, sind unsere Kräfte der Zukunft. Das ist Bismarck. Das ist sein wahres moralisches Erbe.“

*

Keine Selbsttäuschung!

Gewisse Kreise scheinen auch von diesem Kriege noch recht wenig gelernt zu haben. Sonst würden sie es wohl unterlassen, an Dingen ernstester Art ihren seichten Spott zu üben. Das geschieht sogar jetzt mit der Rede Asquiths, der nicht, wie dahergewitzelt wird, „Winkeladvokat“, sondern Großbritanniens erster Minister ist. Wenn dieser leitende Staatsmann mit Worten verbissenen echten Hasses und bebender Wut uns die unversöhnliche Todfeindschaft Englands bis zur Vernichtung ins Gesicht schleudert, und das unter dem tobenden Beifalle des Hauses, so kann uns das zwar noch lange nicht aus der Fassung bringen, sollte aber noch viel weniger als nicht ernst zu nehmender Fanfarenstoß zur Aufpeitschung einer gedrückten Stimmung abgetan werden.

Gegen solche leichtfertige und überhebliche Selbsttäuschung wendet sich auch Hermann vom Rath im „Tag“, also ein Mann, der selbst im höheren diplomatischen Dienst gestanden hat. „Der englische Staatsmann spricht im Namen seiner Partei, seine Worte stellen ein Programm vor, dessen Nichterfüllung ihm und seiner Gefolgschaft sichere Niederlage einträgt. Trotz des Koalitionsministeriums sind die Liberalen offiziell noch an der Regierung, neben und hinter der Partei spricht daher auch das ganze England aus dem Munde des Premierministers. Die der Regierung nahestehende ‚Daily News‘ bestätigt ausdrücklich: Es gibt keinen Menschen im Lande, der dem Vorhaben, das Preußentum für immer zu zerschmettern, nicht zustimmte. Keine Veranlassung haben wir daher, diese Worte leicht zu nehmen, als Programm eines ganzen Volkes verdienen sie vielmehr unsere ernste Beachtung ...

Im Sinne hat Herr Asquith offenbar die Erfahrung von Generationen, daß England in seinen vielen Feldzügen zwar zahlreiche Schlachten verlor, aber niemals die letzte. So war es in den napoleonischen Kriegen, so war es hundert Jahre später in Südafrika. Auf diesen Stern vertraut Asquith. Erringen die britischen Waffen auf den flandrischen, wie auf den orientalischen Kriegsschauplätzen auch keine militärischen Lorbeeren, so erwächst der schließliche Erfolg doch der Macht des Geldes, der Not der Feinde. Herrn Asquiths Vernichtungswille ist jedenfalls unerbittlich, seine Siegeszuversicht unerschüttert und unerschütterlich. Das ist kein Geschwätz, das ist ernste Tatsache, der wir mit kühler Entschlossenheit, aber auch mit der äußersten Energie des Existenzkampfes entgegenblicken.

Digitized by Google

Alle die Träumer und Phantasten [alle?? D. T.], die sich immer noch in der Hoffnung einer Verständigung mit der westlichen Kultur wiegten, sind aus diesem Halbschlummer geweckt worden durch das Wort eines Mannes, dessen Autorität unbestreitbar ist. Nackt und roh steht die Tatsache vor unseren Augen: England ruht nicht eher, als bis es uns vernichtet hat. Unsere Antwort auf diese brutale Drohung ergibt sich ganz von selber, darüber ist kein Wort weiter zu verlieren. Keinen geeigneteren Zeitpunkt hätte aber Herr Asquith wählen können, um uns Einblick in seines Herzens Schrein zu gestatten, als den gegenwärtigen. Wir danken ihm für die Klarheit, die er geschaffen hat." Gr.

*

Ein Deutschenfresser

Zu den giftigsten Deutschenhetzern in Frankreich gehört ein gewisser Marcel Hutin, Redakteur des „Écho de Paris". In diesem wüst deutschfeindlichen Blatt schrieb er am 17. Februar nach dem „Berliner Tageblatt": „Wir müssen all unsere Schiffe, welcher Art sie sein mögen, bis zu den Zähnen bewaffnen, und der Befehl muß jetzt lauten: ‚Frisch drauf los!' statt: ‚Gebraucht eure Waffen, wenn ihr angegriffen seid!' Das „Berliner Tageblatt" bemerkt dazu, daß Marcel Hutin „auch einmal anders hieß und einen guten deutschen Namen hatte", verabsäumt aber, diesen „guten deutschen Namen" hinzuzufügen. Die „Kreuzzeitung" holt das nach: „Marcel Hutin" ist in Deutschland oder Polen geboren und heißt ursprünglich Markus Hirsch.

*

Potsdams Genius

Im „Lit. Echo" bespricht Anselma Heine einen neuen Roman von Georg Hermann. Das Buch spielt in Potsdam, und so ergibt sich folgende reizende Einleitung:

„Als Werther und Lotte an jenem ersten Ballabend am Fenster stehn, der Regen säuselt nach heftigem Gewitter auf das Land, eine Fülle von Wohlgerüchen steigt mit der warmen Luft zu ihnen auf, da legt das Mädchen seine Hand auf die des Jünglings und sagt nur das eine Wort: ‚Klopstock!'

Wenn ausflügelnde Berliner bei Sonnenuntergang am Schlachtensee umherspazieren, sehen die rotglühenden Kiefernstämme sich im Seerund spiegeln, betrachten das pathetische und seltsam exotische Gelb des Sandes am Ufer, die großen kühnzerrissenen Linien der Havelhügel — dann wenden sie sich zueinander mit dem einen Worte: ‚Leistikow.'

So wird man, meine ich, in Potsdams Straßen, Park, an seinen Grachtläufen, seinen Seen fortan bedeutungsvoll einander anschaun und mit sanftgenießendem Lächeln sich zuflüstern: ‚Georg Hermann' ..."

Ach du meine Güte! Wirklich?! Kommt uns in der Nähe von Sanssouci just kein andrer Name auf die sanftlächelnden Lippen?! Zu süß!! ... Z.

*

Gelehrten-Kaviar

Das „Konsortium für asiatische Geschichte" in Berlin hat für die geographische Erforschung der Provinz Schansi 20000 ℳ zur Verfügung gestellt, vorläufig macht man für sie die Pläne.

Sehr schön, wie alles, was für die Wissenschaft geschieht. Nur nicht ganz dem Augenblick gemäß und ein wenig erzürnend, wenn andere wissenschaftliche Leute sich mühsam in dieser schwierigen Zeit ein paar hundert Mark absparen, um sie bei den Kriegsanleihen dem heimischen Reiche zur Verfügung zu stellen.

Es ist nicht recht und auch nicht gut, daß man mit vielem Rühmen die „Opferfreudigkeit des deutschen Volkes" in Anspruch nimmt und ihr dann so oft wieder sagt: Ja, Bauer, das ist ganz was andres! So ist es mit den ausländischen Austern und dem russischen Kaviar, die schon dichterisch pharisäische Fürsprecher fanden. Vor Monaten hat der Türmer auf den Unfug der Blumeneinfuhr von der Riviera hingewiesen, sowie auch aus Nizza, das französisch ist, also uns vollends von heimlichen diplomatischen Zärtlichkeiten entbindet. Daß solche Mahnungen so langer Zeit und erst weiterer Vermittlungen be-

Digitized by Google

dürfen, bis sie endlich etwas fruchten, gehört mit in das mißliche Kapitel von der entbehrlichen öffentlichen Meinung. Unterdessen ist für das in Wahrheit Entbehrlichste das deutsche Geld flott noch immer weiter in das uns ans Leben trachtende Ausland gegangen.

Ed. H.

*

Was Frankreich und England aus Belgien machen würden

Von Rechts wegen sollte es für uns eine solche Frage weder geben noch gegeben haben. Immerhin kann es gewissen schlafbedürftigen Geistern förderlich sein, die Antwort von „berufener" Seite schwarz auf weiß zu besitzen. Der französische Schriftsteller Camille Manclair gibt sie im „Petit Niçois", und er spricht nur die einmütige Meinung seiner grande nation aus: „Wir werden uns die Lehren des Kampfes zunutze machen, unser Volk in Waffen besser organisieren und uns noch ein weiteres Jahr der Kriegslasten auferlegen, um unermeßliches Kriegsmaterial zu schaffen. Wir würden Belgien in eine gigantische Lagerfestung umwandeln und auf unserer Grenze, vom Meer bis an die Vogesen, ein ständiges Schützengrabensystem mit schwerer Artillerie erstehen lassen."

*

Banausen?!

Auseinandersetzungen über Kunstfragen in unseren Parlamenten vermögen nur ganz ausnahmsweise den Kunstfreund zu befriedigen. Nicht wegen der dabei zutage tretenden Meinungsverschiedenheiten; gerade in Kunstdingen werden und müssen die Meinungen immer auseinandergehen, nicht nur in der Bewertung des einzelnen Kunstwerkes, sondern auch in der Einschätzung der Stellung der Kunst zum ganzen Leben. Was betrüblich wirkt, ist das wenige Wissen, die geringe Sachkenntnis. Es wirkt denn doch betrübend, wenn unter einigen hundert Männern, denen man doch ein höheres Maß von Allgemeinbildung zutrauen muß, und deren Mehrzahl auch akademische Studien hinter sich hat, keiner ist, der in der verhältnismäßig so einfachen Frage „Boccaccio — d'Annunzio" das erlösende Wort findet.

Die selbstsichere Ausgiebigkeit, mit der bei der Zensurdebatte im preußischen Abgeordnetenhause über diese beiden Dichter gesprochen worden ist, steht in bedenklichem Gegensatz zur Klarheit des Urteils. Wenn der Zentrumsabgeordnete Boccaccios „Decamerone" als „den sittlichen Tiefstand der italienischen Literatur" bezeichnete, so muß er das berühmte Buch des weltmännischen Florentiners sehr wenig und die für einen Vergleich in Betracht kommende italienische Literatur gar nicht kennen. Auch abgesehen von der geschichtlichen Tatsache, daß alle Dinge des geschlechtlichen Lebens in verschiedenen Zeitaltern auch von jenen Kreisen, die sich als Wärter der Sittlichkeit fühlten, z. B. den Predigern, mit unverhüllter Offenheit und rückhaltloser Derbheit behandelt wurden, vermag Boccaccios Erzählungsweise für alle Zeiten zu bestehen. Wer die wichtige Stellung des Sexuellen im Leben, damit also auch für die Kunst, nicht leugnet, kann sich nur freuen, wenn der Kampf der Geschlechter, wo er sich auf geheimen Pfaden abspielt und der Kriegslist bedient, auch einmal mit heiterer Überlegenheit behandelt wird.

Es ist bekannt, daß Boccaccio nicht der Erfinder der von ihm behandelten Stoffe ist, daß diese vielmehr zum Gemeingut aller Völker gehören und mit geringen Abwandlungen sich im Anekdotenschatz aller Völker wiederfinden, so daß man vielfach kaum mehr an ein Wandern dieser Geschichtlein glauben mag; sie sind eben so „natürlich", daß sie jedem Boden wie von selbst entsprießen.

Das freilich ändert nichts an der Tatsache, daß auch dieses Werk, wie alles vom Menschen Geschaffene, der Relativität unterliegt. Es hat mich vom sozialdemokratischen Abgeordneten gefreut, daß er die Meinung vertrat, diese Geschichtchen, die selbstverständlich einen sinnlichen Reiz ausüben, eigneten sich nicht als Lektüre für Genesende und Kranke. Er hat damit den Standpunkt erklommen, den seine Gesinnungsgenossen in Hunderten von Prozessen nicht haben gelten lassen, daß auch ein an sich unstreitig wertvolles Kunstwerk fehl

Digitized by Google

am Ort und in falscher Hand erscheinen kann. Man muß auf Mittel denken, wie man diesen Mißbrauch verhindert, zum Wohl der Menschen, zum Wohl auch des Kunstwerkes. Ein solcher Mißbrauch ist es, wenn Boccaccios „Decamerone“ selbst in der Gestalt, in der er von seinem Schöpfer geschaffen wurde, in die Hände von Unmündigen oder durch besondere Umstände — dazu rechne ich Krankheit — Befangenen gespielt wird. Ein solcher Mißbrauch aber ist es erst recht, wenn es sich, wie es bei der in Frage stehenden Verlegeranzeige der Fall war, um Ausgaben handelt, in denen von einem auch künstlerisch gewissenlosen Verleger das Werk des Dichters wesentlicher Eigenschaften, ja auch wesentlicher Bestandteile entkleidet und dadurch ins grob Sinnliche verzerrt wird.

Aber nun d'Annunzio! — Geradezu ein Schulbeispiel war hier den Rednern in die Hand gegeben, um gesunder, frischer Sinnlichkeit eine brünstige Lüsternheit und widerwärtige Vergeiltheit gegenüberzustellen. Kaum bei einem zweiten dank seiner technischen Fähigkeiten noch immer ins Reich der Literatur gehörigen Schriftsteller sind diese Eigenschaften so ausgebildet, wie bei d'Annunzio, in dessen Mund auch der erhabenste Gegenstand ekelhaft beschleimt wird. Und man ist kein Banause, wenn man frei heraus erklärt: von einem solchen Kerl wollen wir nichts wissen. Vielmehr ist es die weitverbreitete Bildungsheuchelei und -feigheit, wenn man zu einem solchen Bekenntnis nicht den Mut findet. Es ist obendrein Unwissenheit oder doch Urteilslosigkeit. Denn d'Annunzios literarische Verdienste liegen auf keinen Fall im Psychologischen, geschweige denn im Dichterischen. In alledem hat er größere Vorbilder nachgeahmt und ist durchaus Literat aus zweiter Hand. Seine literarischen Verdienste liegen ausschließlich in der Sprache. Gerade deshalb aber sind sie auch nur zu bewerten, ja auch nur zu empfinden im Original. Eine Übersetzung kann davon nichts vermitteln, und die Wirkungen, die d'Annunzio bei uns gehabt hat, gehören zu den schädlichsten, denen unsere neuere Erzählungsliteratur ausgesetzt gewesen ist.

Also den Mann können wir auch als Schriftsteller nur mit Gewinn ganz den Italienern überlassen, und es erscheint mir „banausisch“, wenn aus lauter Bildungsangst in einem preußischen Parlament auch nur ein Wort der Verteidigung für „die literarischen Verdienste“ d'Annunzios gefunden wird. Auch in Kunstdingen kann ein aus tiefstem Volkstum heraus gefälltes Verdammungsurteil ein viel größeres Verdienst und ein viel schlagenderes Bildungszeugnis sein, als das Herausstifteln etwaiger Werte. Karl Storck

*

Kauderwelsch

Welche gedankenlosen Fremdwortsünden noch immer begangen werden, zeigt die öffentliche Mitteilung eines Bezirks der Berliner Kriminalpolizei über abhanden gekommene Schmucksachen einer Dame. Es handele sich um alte Erbstücke, und darunter sei ein Ring mit „à jour gefaßtem Brillanten“. Das à jour klingt sehr schrill zu den alten Erbstücken. Unsere unübertreffliche Polizei, die dem öffentlichen Wohlverhalten so sorglich auf den Weg leuchtet, sollte sich ihrerseits auch nicht im Schlaf ertappen lassen, wo die Öffentlichkeit nun selber nach dem Guten strebt. d.

*

Wieder einmal

Damasthandtücher mit dem eingewobenen Bildnis des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, das halbe Dutzend 7,20 ℳ, bietet eine Handweberei im Kreise Sorau durch Anzeigen in deutschgesinnten Blättern aus. Es ist ja nicht so schlimm, wie der früher im Türmer behandelte Waschlappen mit dem Eisernen Kreuz, und natürlich herzlich gut gemeint. Aber die Taktlosigkeit und Gedankenlosigkeit — zwei Hauptübel der deutschen Gegenwart — hilft es doch wieder neu bestärken, wenn man in diesem vornehmen und lieben Gesicht sich aus lauter Verehrung die Hände säubern soll. H.

*

Digitized by Google

Zugeständnis

Der Mailänder „Secolo“ vom 8. Februar wendet sich gegen das Verfahren, daß man, um die nationale Unzufriedenheit zu dämpfen, sich mit dem Gedanken trage, wieder eine Parteigröße mehr, Bissolati, in das Ministerium aufzunehmen. Die Menge der Minister tue es nicht, es seien schon Fehler genug begangen. Nötig sei eine starke Hand, und das Volk selber wünsche sich, von einer solchen regiert zu werden.

Wie war es doch mit den erhabenen Prinzipien der erleuchteten romanischen Nationen? Daß ihre eigenen Mundhelden sie nur für brauchbaren Bombast halten, ist freilich nichts Neues, aber bemerkenswert ist es, wenn die wahrheitsgemäßere Erleuchtung sich sogar in Blättern wie dem „Secolo“ Aufrichtigkeit erzwingt. Ed. H.

*

Die Rückkehr zur Häuslichkeit

In Zürich hat der israelitische Frauenverein eine Volksküche geschaffen, worin täglich etwa 300 Besucher, wer kommt, „Österreicher, Russen, Schweizer und Italiener“, sehr billig ein gutes Essen bekommen. Die „Züricher Post“ berichtet dies und fügt hinzu: „Die Zubereitung der Speisen wie die Bedienung wird abwechselnd von Damen der besten israelitischen Gesellschaft besorgt. Manche Dame, die zu Hause es unter ihrer Würde hält, das Kochen zu besorgen, faßt es als Ehrensache auf, hier zu wirken, und so entwickelt sich diese Volksküche unter dem edlen Wetteifer der Damen zu einer immer vollkommeneren und segensreichen Institution.“

Auf welchen Umwegen doch die heutige Frauenwelt zu ihren natürlichen Berufen strebt!

*

Der Staat mit den vielen Gesetzen

Ein kaufmännischer Reisender, der gegen seine Firma einen strittigen Anspruch hatte, nahm zum Ausgleich eine Abfindung von 90 ℳ an und quittierte darüber mit Bleistift, schon mit dem Hintergedanken, die eigene Unterschrift später als ungültig anzufechten. Der vernünftige Laienverstand des Kaufmannsgerichts wies ihn dann aber mit der vorgebrachten Klage kurzweg ab: seine Unterschrift gelte, gleichviel, mit welchem Material er sie gegeben. Der von dem Kläger selber vor dem Gericht verfochtene Rechtsstandpunkt war der Vorbehalt, den er durch die Wahl des Bleistifts mit bewußter Absichtlichkeit gemacht habe.

So weit die Entscheidung und die rein referierenden Berichte. Von der klügelnden Schubjaksgesinnung, die dem Vorgang zugrunde liegt, ist weiter nicht die Rede. Solche ist aber die schließlich natürliche Folge der unermeßlichen Häufung von Paragraphen und Kommentaren, Entscheidungen und Bestimmungen, womit sich der Rechtsstaat in sich selbst bis in die Tinte und den Tintenstift vertiftelt.

*

Jetzt oder nie!

In letzter Stunde weist Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.“ auf eine Gefahr hin, die nicht ernst genug genommen werden kann. Nachdem England durch erzwungenen Neutralitätsbruch Portugals sich unserer im Hafen von Lissabon liegenden Handelsschiffe zur Abhilfe seiner Schiffsraumnot bemächtigt hat, lassen gewisse Reuterdepeschen darauf schließen, daß England damit umgeht, auch die deutschen Schiffe in den chilenischen und argentinischen Häfen in seine Dienste zu stellen. „Wir stehen mithin vor der Gefahr, daß ein erheblicher Teil unseres Schiffsraumes im neutralen Ausland direkt oder indirekt in den englischen Dienst übergeht. In den Erörterungen bei uns wird immer in der Hauptsache auf Amerika hingewiesen. Aber in den Häfen der Vereinigten Staaten liegen zwar insgesamt ungefähr 600000 Tonnen deutschen Schiffsraumes, aber davon entfällt auf reine Frachtschiffe nur die Menge von rund 260000 Bruttoregistertons, d. h. eher noch etwas weniger, als jetzt in dem kleinen Portugal beschlagnahmt worden ist. Dagegen muß man sich einmal folgendes vor

Digitized by Google

Augen halten: In Argentinien, Brasilien, Chile, Panama, Peru, Uruguay und Mexiko, d. h. denjenigen Staaten, die — zähneknirschend — der jetzt eingefädelten englischen neuen Beschlagnahmepolitik werden nachgeben müssen, liegt deutscher Schiffsraum im Ausmaße von über 500 000 Tonnen vor Anker. Wenn es England eines Tages beliebt, diese Schiffe beschlagnahmen zu lassen, so erfahren wir es gar nicht einmal, weil wir ja vom großen internationalen Nachrichtenapparat abgeschlossen sind. Sollen wir nun diese Schiffe, die dann harmlos als nicht bewaffnete englische Handelsschiffe den Ozean überqueren, ruhig ziehen lassen?

Wir müssen es, wenn wir an dem Phantom festhalten, nur bewaffnete Handelsschiffe zu torpedieren und neutrale Schiffe unter allen Umständen zu schonen. Denn wir werden nur in den seltensten Fällen unterscheiden können, ob es sich um geraubte deutsche Schiffe handelt. England bereitet sich mithin bereits jetzt in aller Seelenruhe darauf vor, den Schiffsraum an bewaffneten Handelsschiffen, den es zu verlieren fürchtet, durch unbewaffnete Handelsschiffe zu ersetzen. Und zwar auf unser Risiko und unsere Kosten. Damit ist aber auch der Kern des U-Boot-Kriegs-Problems aufgezeigt. England treibt den Schiffsraum aus der ganzen Welt zusammen, weil es weiß, daß der Mangel an Schiffsraum an seinen Lebensnerv rührt. Gerade jetzt, wo binnen kurzem die Versorgung Englands mit argentinischem Getreide beginnen soll, ist die Frage besonders ernst. In England weiß das jedermann, in Deutschland scheint man es noch nicht zu wissen. Jetzt oder nie haben wir die Möglichkeit, England den tödlichen Stoß zu versetzen. Es fragt sich nur, ob wir uns dazu entschließen können, anstatt gegen bestimmte Kategorien englischer Handelsschiffe, den Krieg gegen den englischen Seehandel zu führen. Der englische Seehandel ist Englands gesamter Handel über See, gleichgültig, welche Flagge über dem Schiffsraum weht, der Waren von oder nach England trägt. Großbritannien führt bereits seit langem rücksichtslos seinen Krieg gegen den deutschen Seehandel. Es läßt kein Schiff mit Waren für Deutschland unbehelligt nach einem neutralen Hafen, es setzt Spione und Polizisten allen neutralen Ländern als Nebenregierungen ins Land ...

Im Lande herrscht vielfach der Glaube, daß diese Konsequenz bereits durch den Krieg gegen die bewaffneten englischen Handelsschiffe gezogen wird, wie wir in unserer letzten Note an die Neutralen ankündigen. Aber das ist keineswegs der Fall. In dieser Ankündigung handelte es sich lediglich um eine völkerrechtlich zulässige Vergeltungsmaßnahme gegen einen englischen Völkerrechtsbruch. Damit wird aber irgendwie eine Verhinderung der Verproviantierung Englands nicht erreicht. Es muß im Gegenteil schon heute davor gewarnt werden, daran etwa so weittragende Hoffnungen zu knüpfen. Der tödliche Stoß kann der englischen Volksernährung nur dann versetzt werden, wenn wir generell die Bitte an die neutralen Staaten richten, den englischen Küsten gefälligst für eine bestimmte Zeit fernzubleiben, weil wir sonst keine Verantwortung für ihre Schiffsverluste übernehmen könnten.

Der verantwortliche deutsche Staatsmann wird nicht darum herumkommen, diese Frage in ernsteste Erwägung zu ziehen. Er wird sie entscheiden müssen nach seinem Urteil über die politische Gesamtlage und über die politischen Folgen. Seine Entscheidung wird ihm dadurch wesentlich erleichtert werden, daß seine Sachverständigen ihm neuerdings und mit großer Zuversicht nicht nur die Notwendigkeit solcher Schritte nahegelegt, sondern ihm auch die technische Möglichkeit der Durchführung verbürgt haben. In seiner Hand liegt ein wesentlicher Teil der Entscheidung dieses Krieges."

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 1 — 1. Oktoberheft 1915

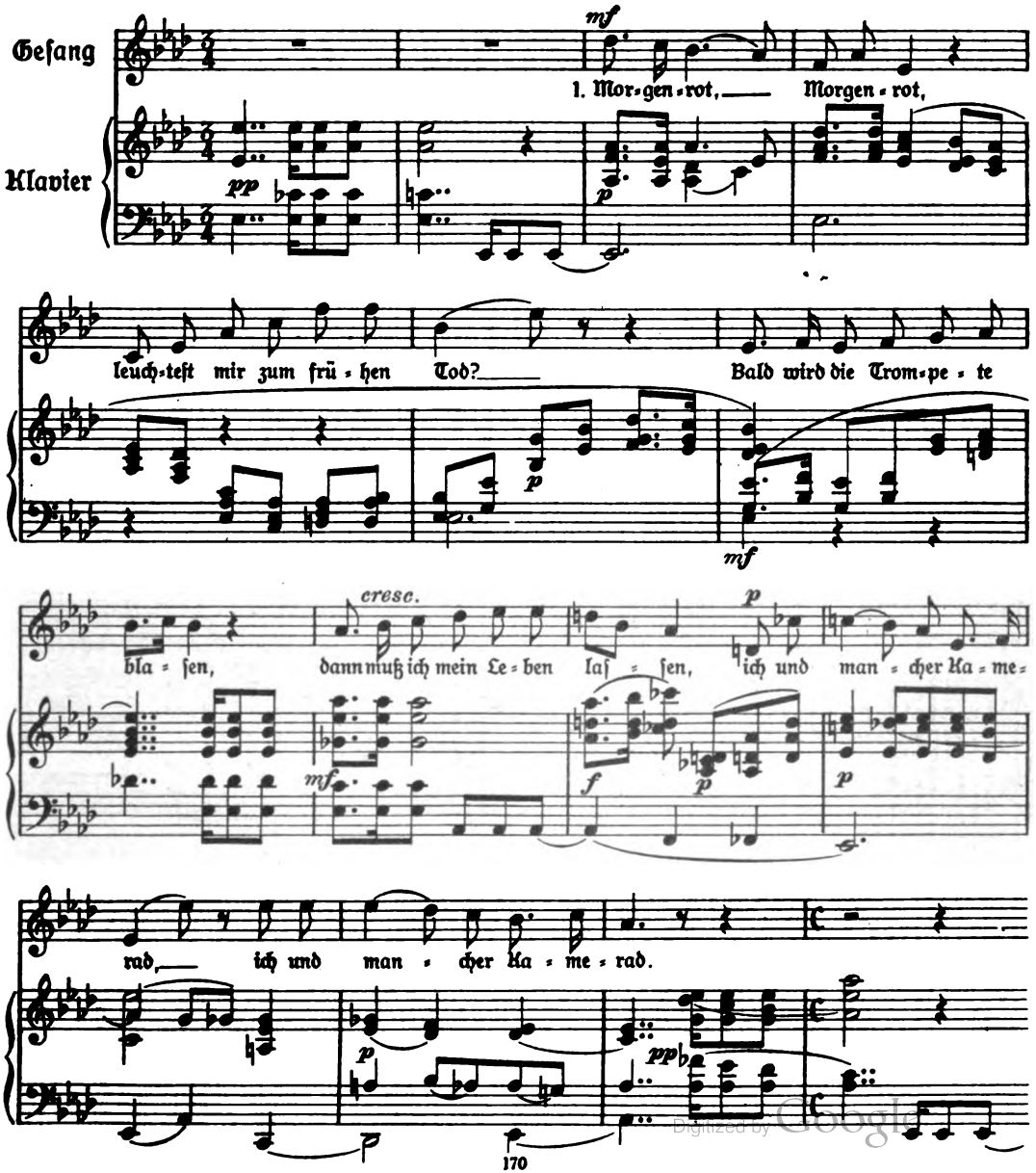
Frau Margarete Parbs gewidmet

Drei alte Soldatenlieder

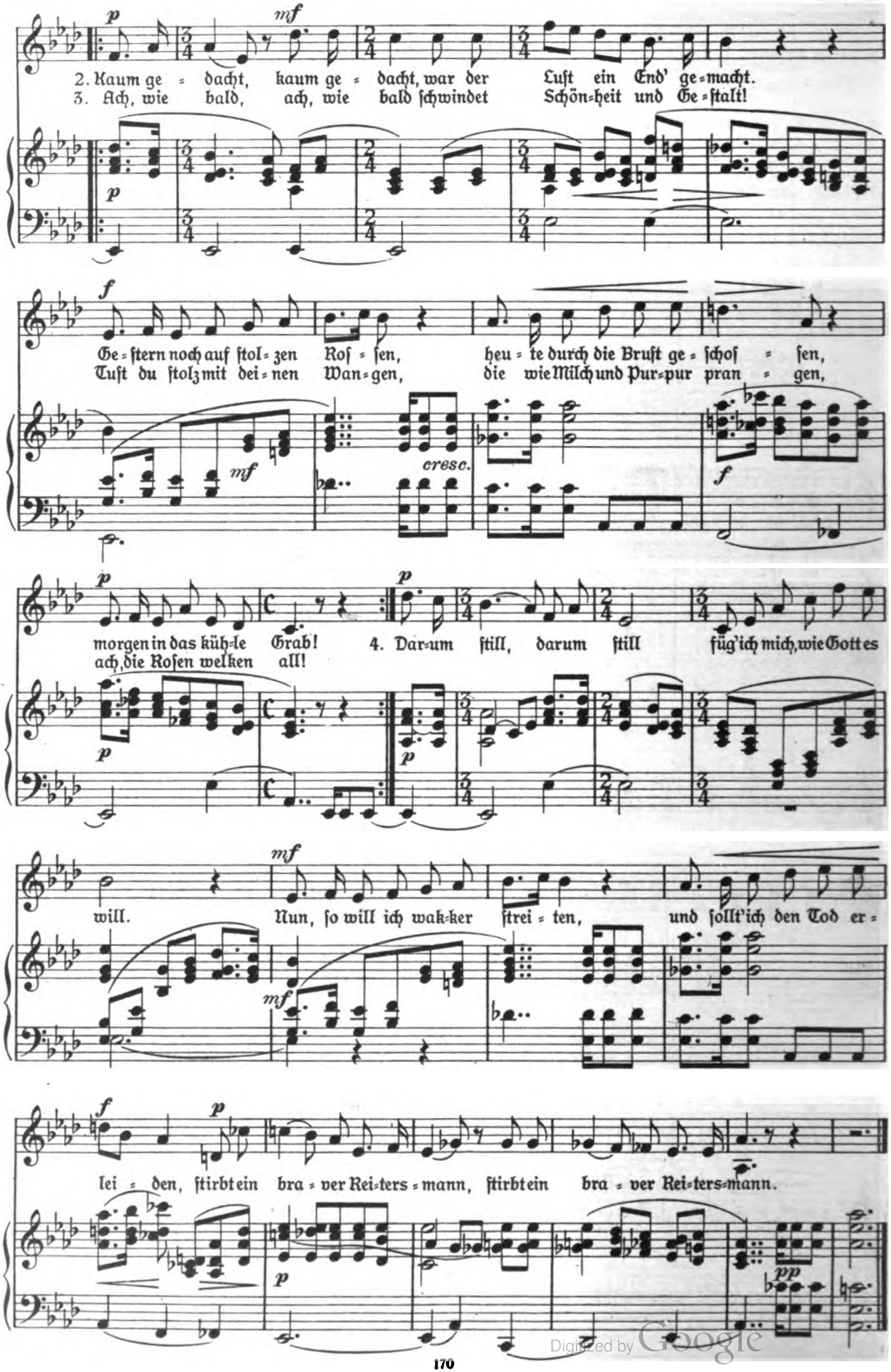
in neuen Weisen
von
Hermann Wetzel

Nachdruck verboten

1
Reiters Morgengesang
Hauff



Digitized by Google

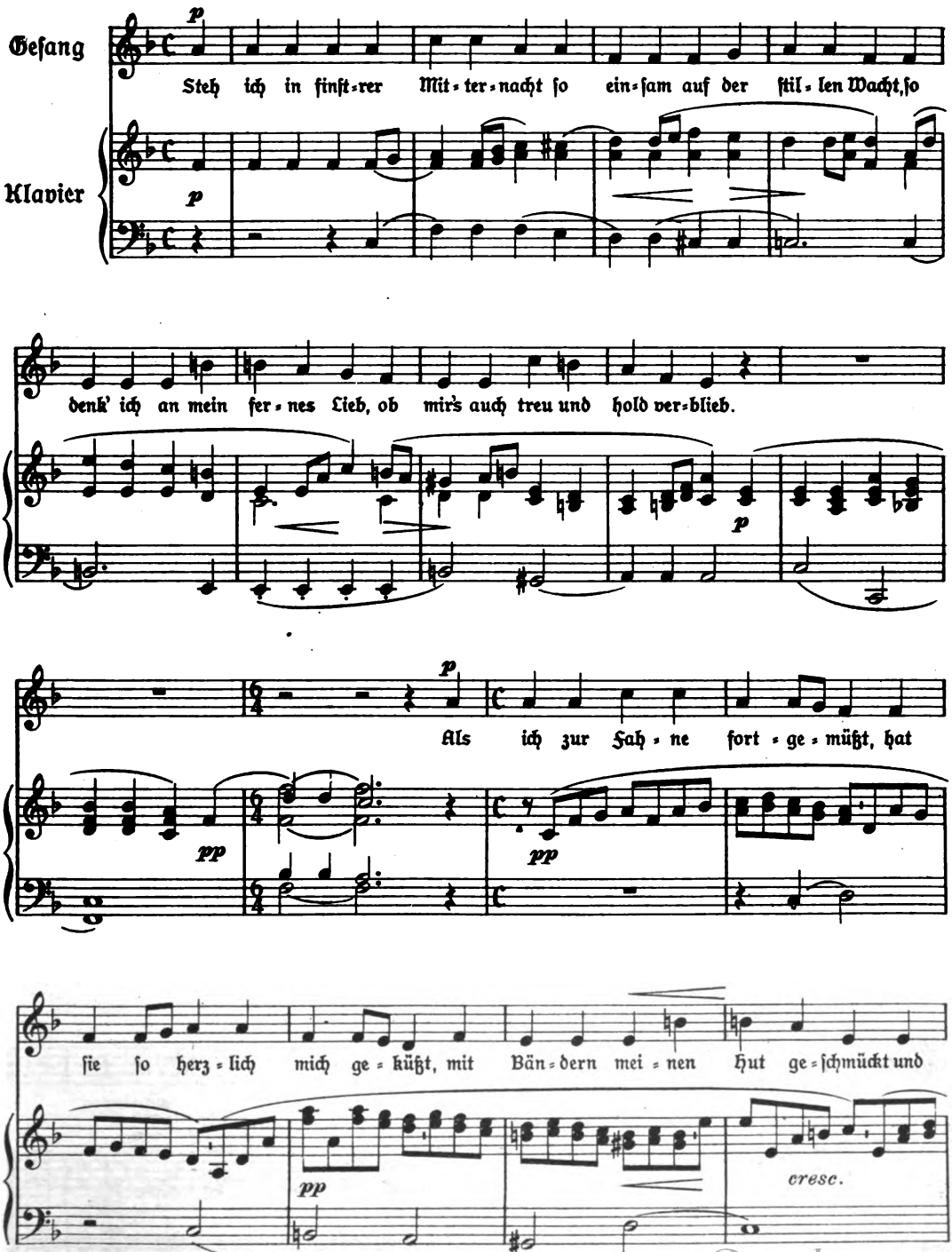


Digitized by Google

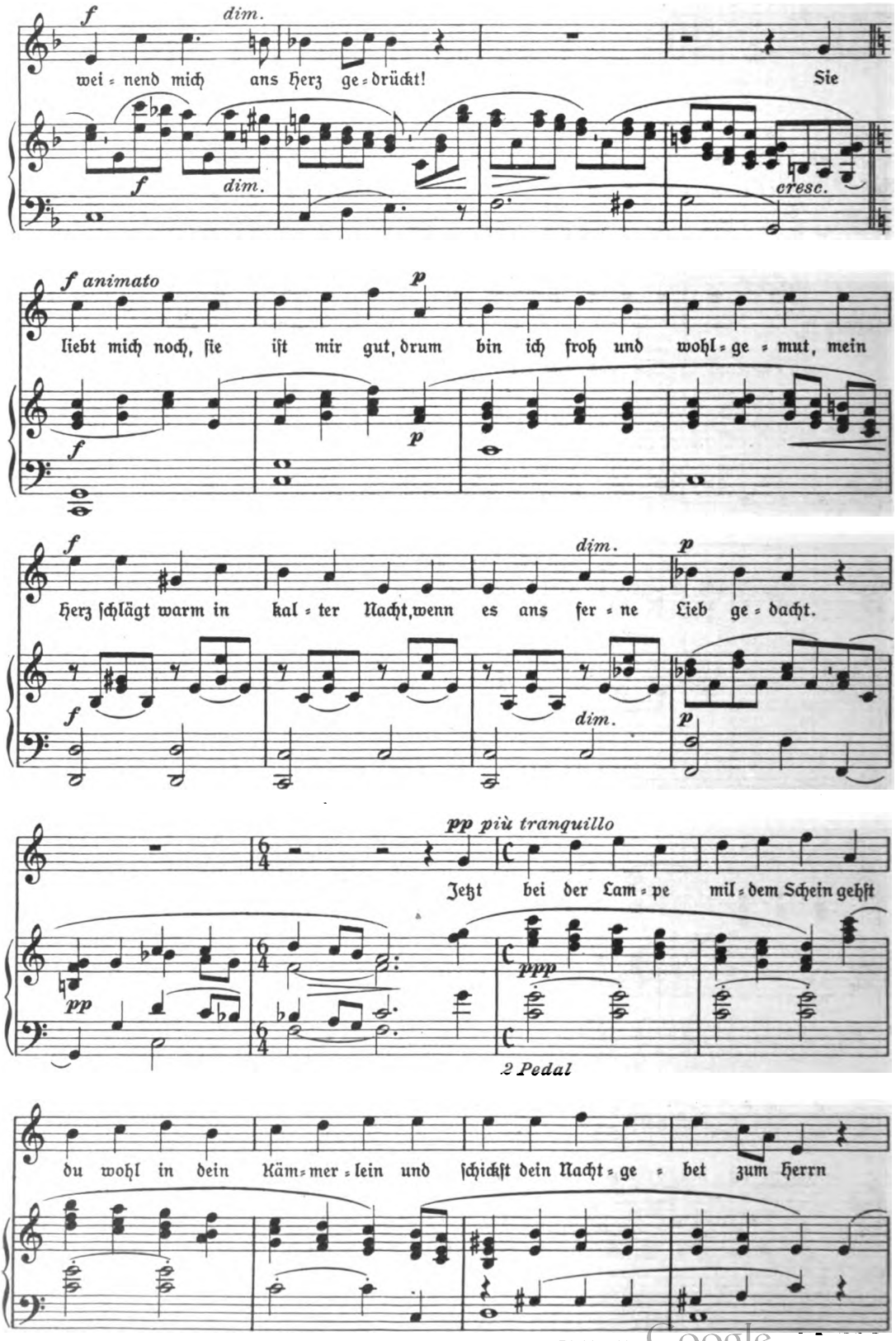
Nachdruck verboten

Soldatenliebe

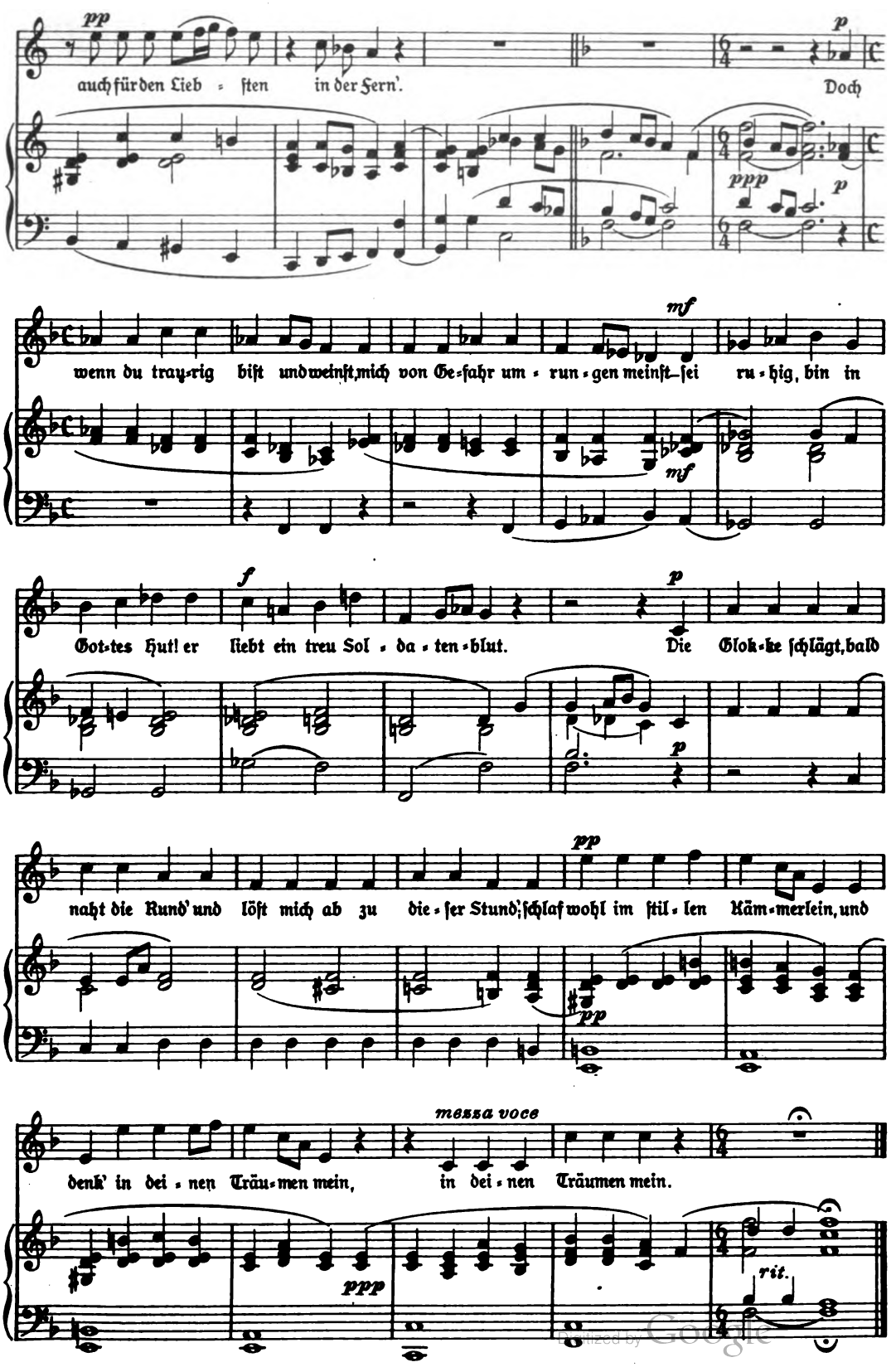
Hauff



Digitized by Google



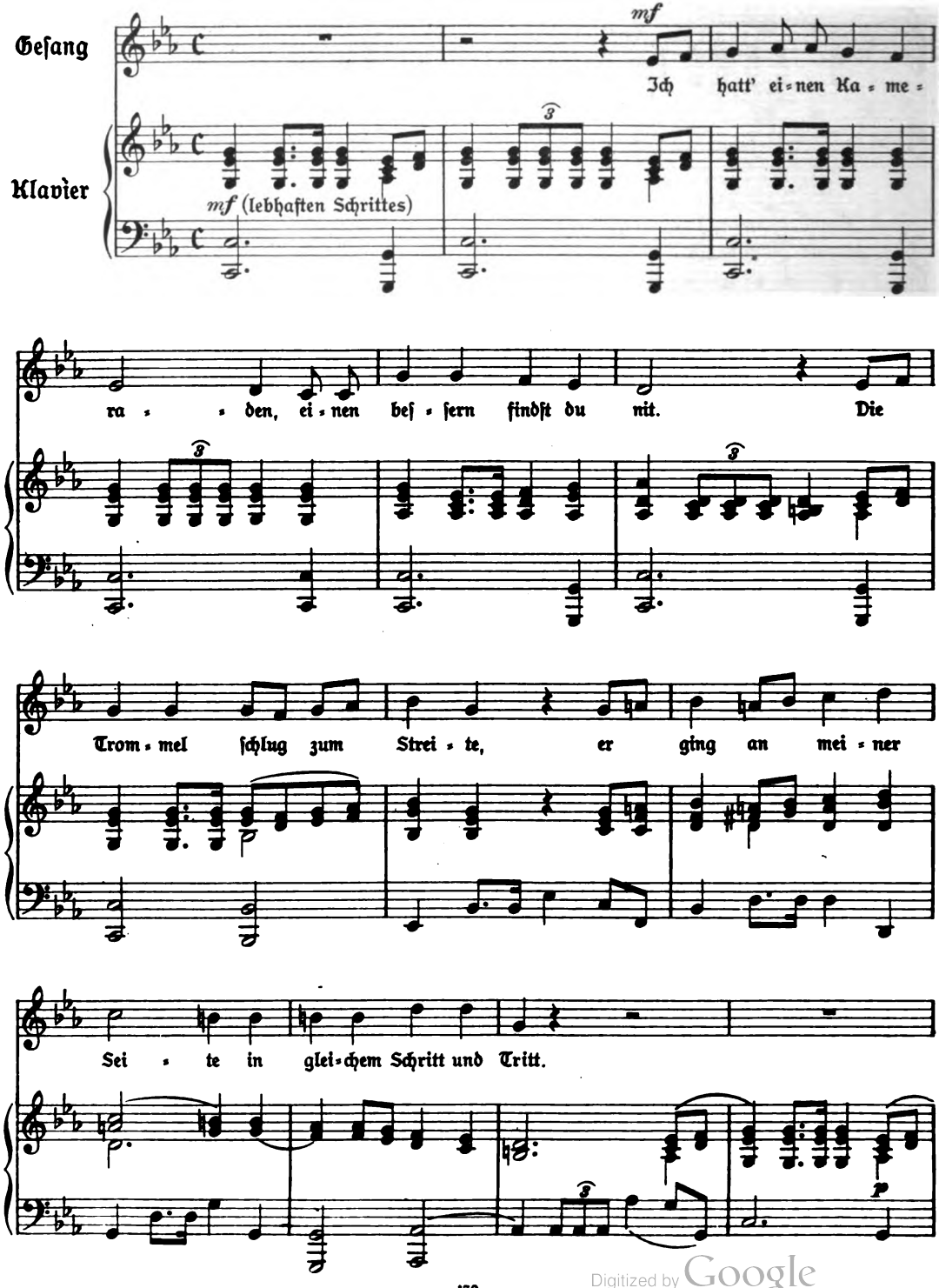
Digitized by Google



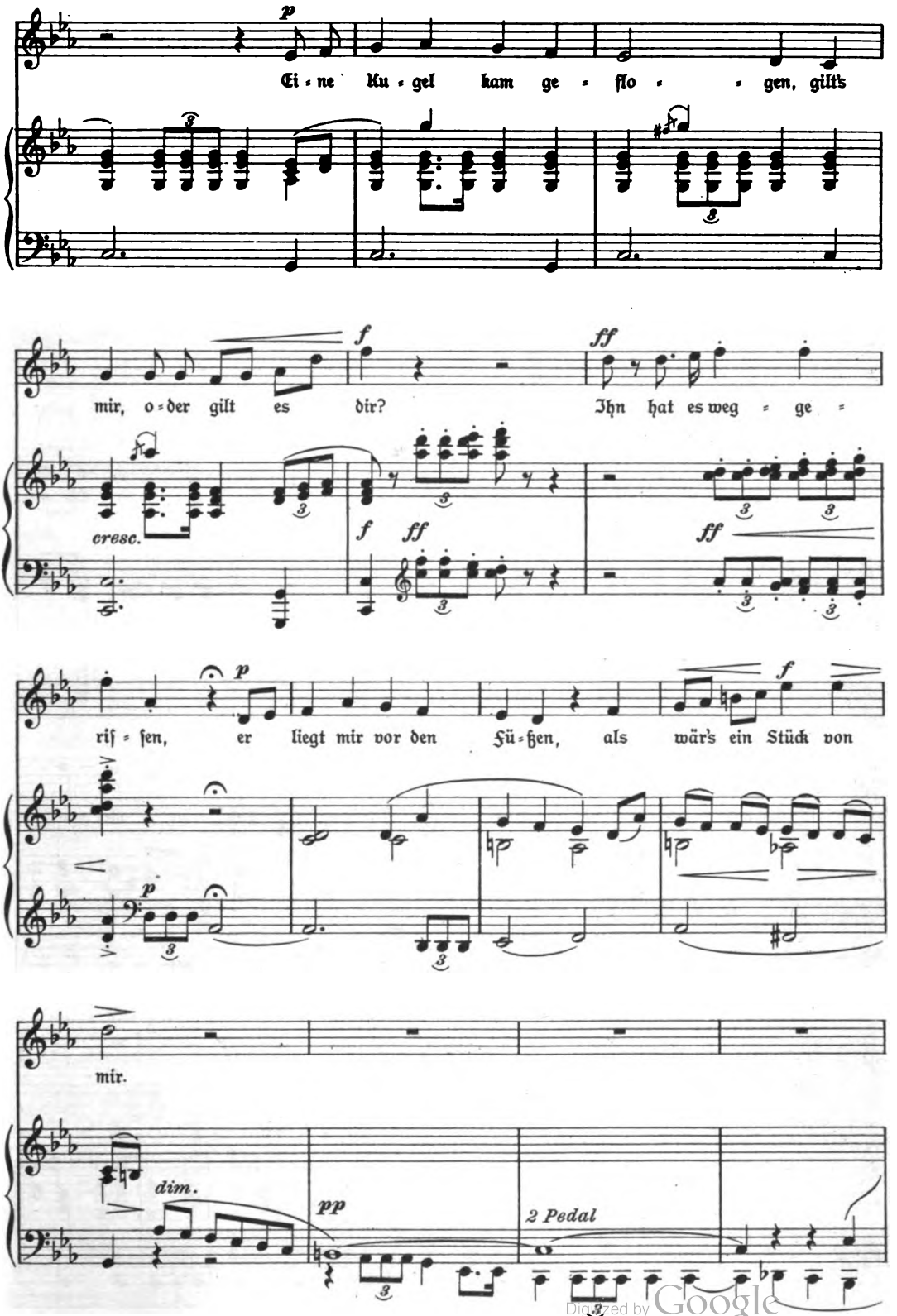
Digitized by Google

Nachdruck verboten

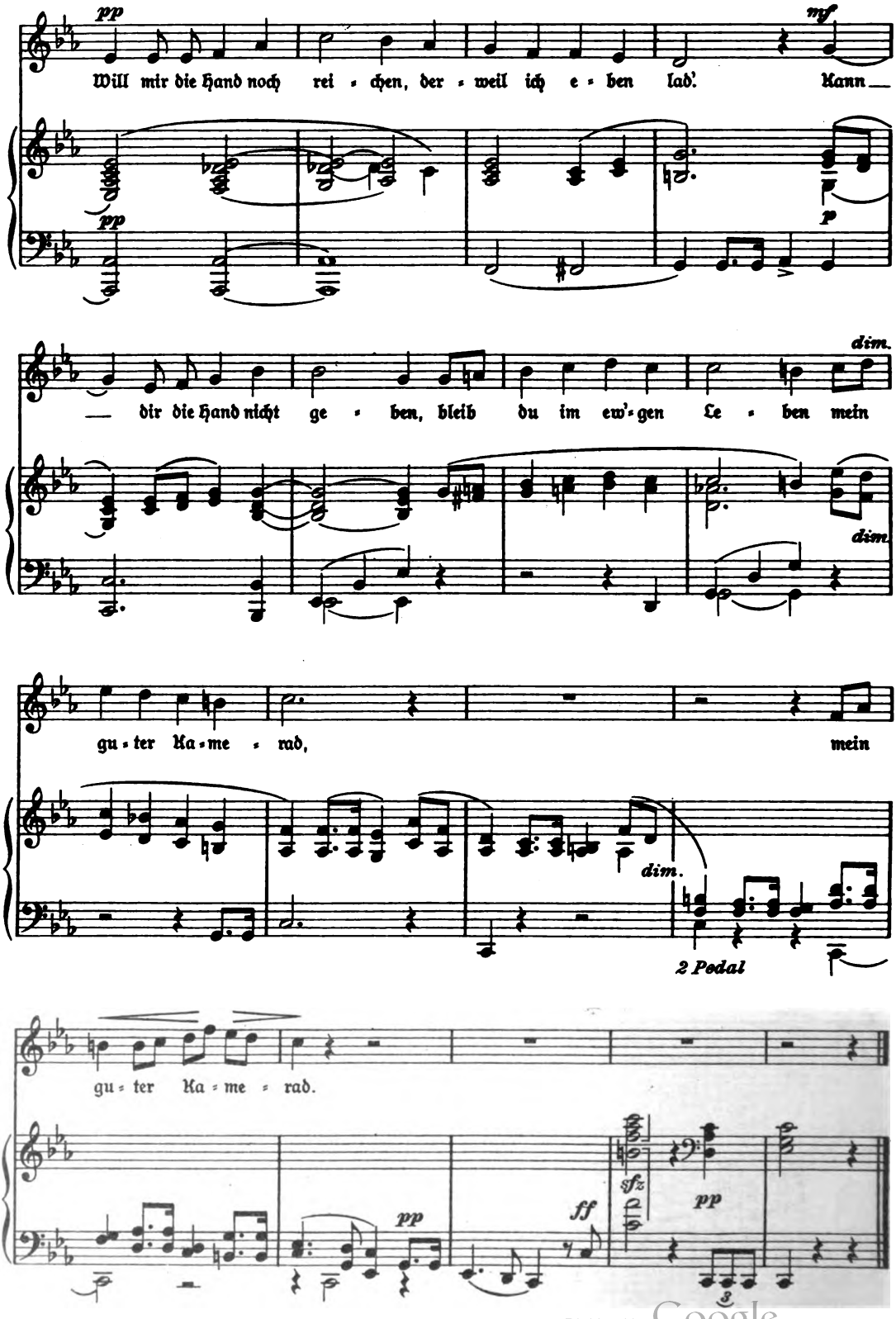
3
Der gute Kamerad
Uhland



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

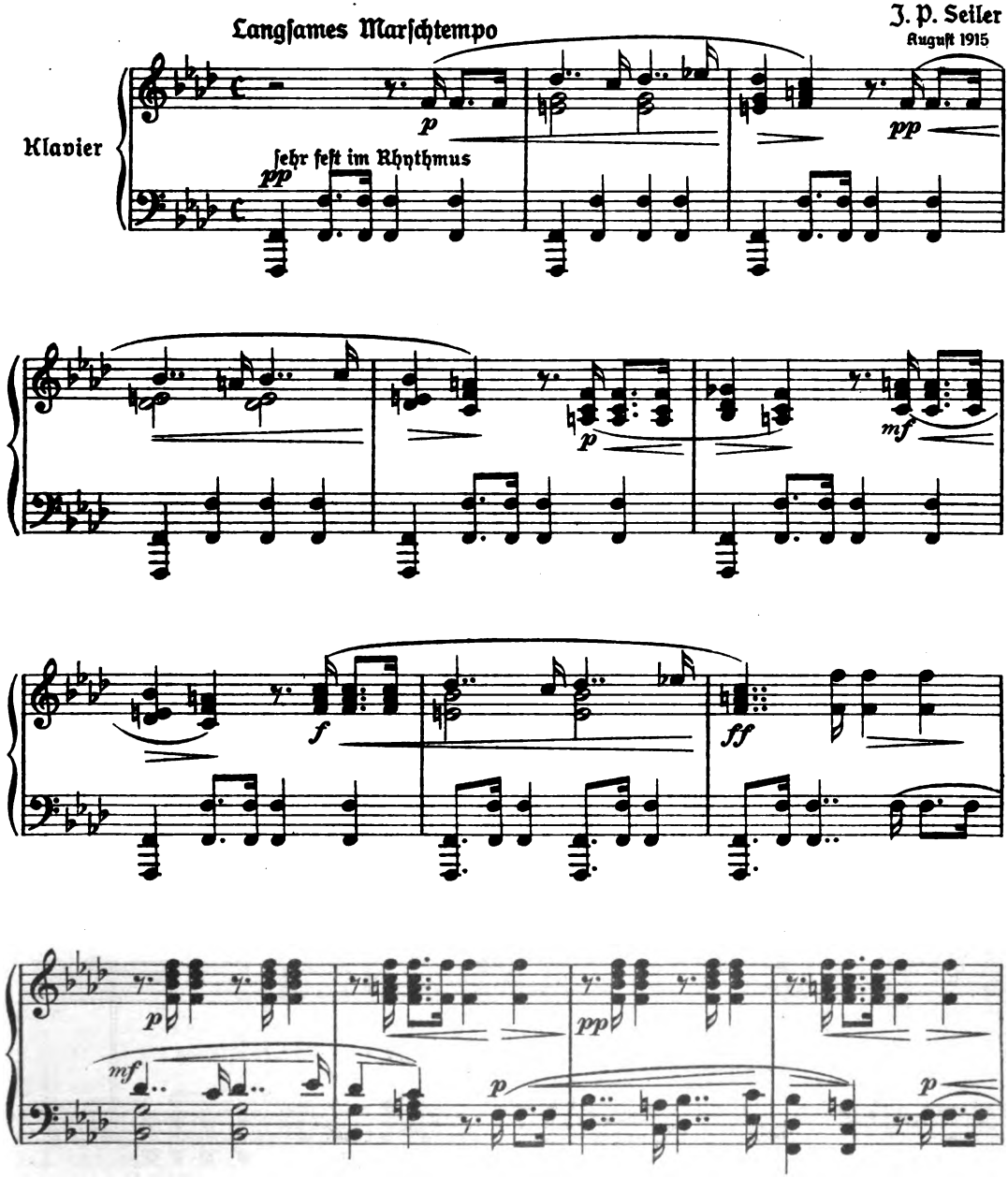
Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 3 — 1. Novemberheft 1915

Nachdruck verboten

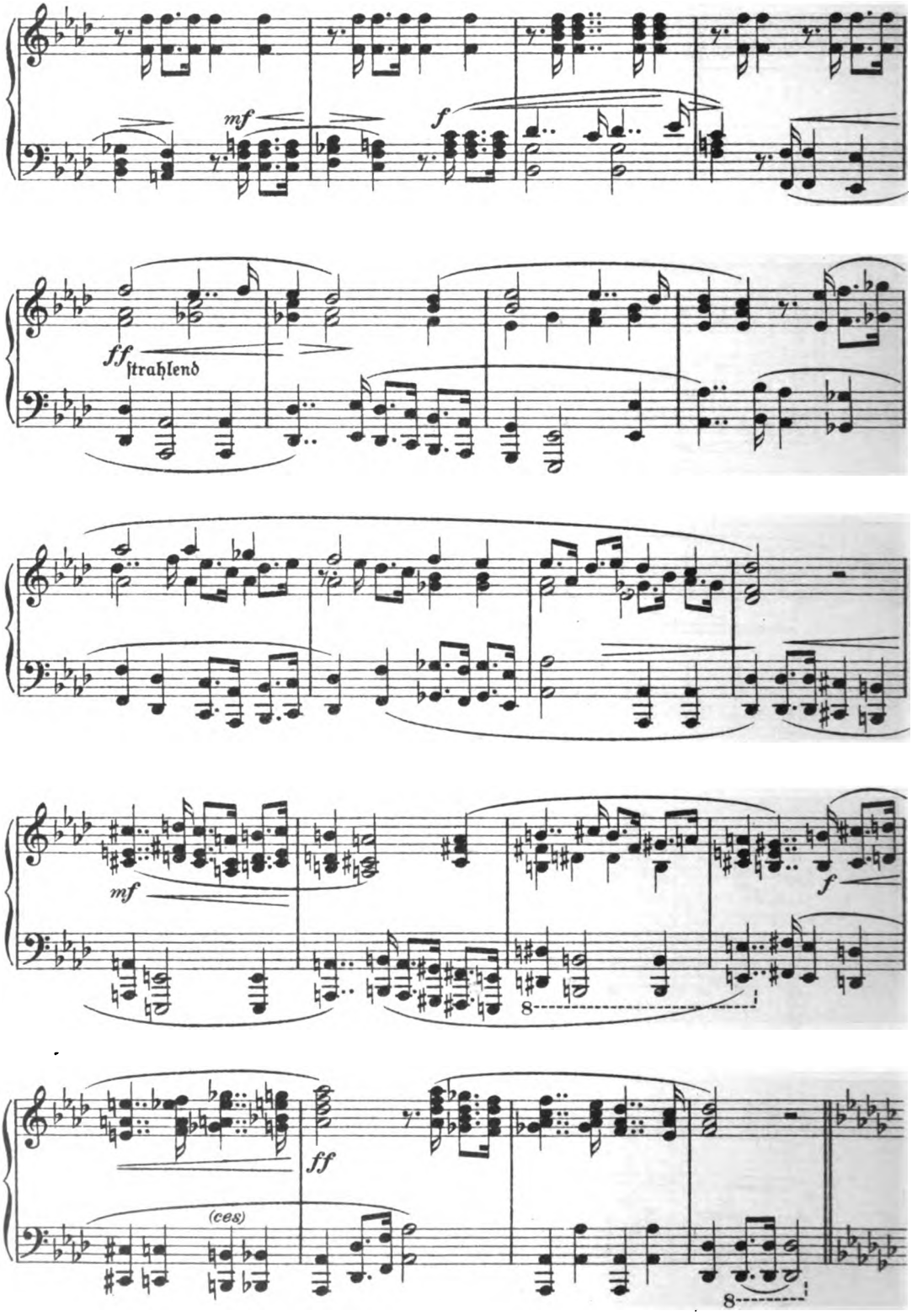
Trauermarsch

Zum Gedächtnis an Hermann Löns

J. P. Seiler
August 1915



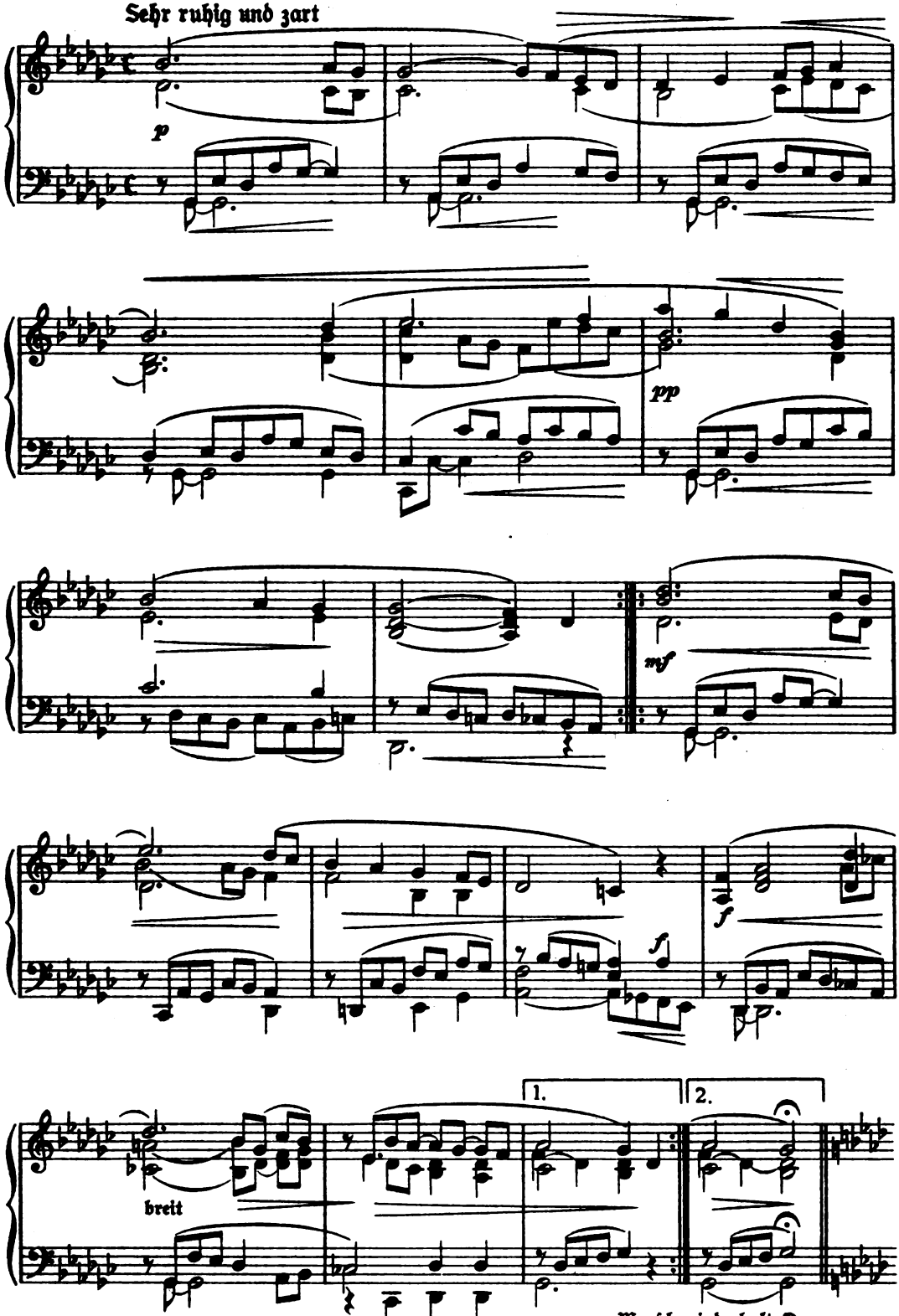
Digitized by Google



Digitized by Google

Trio

Sehr ruhig und zart

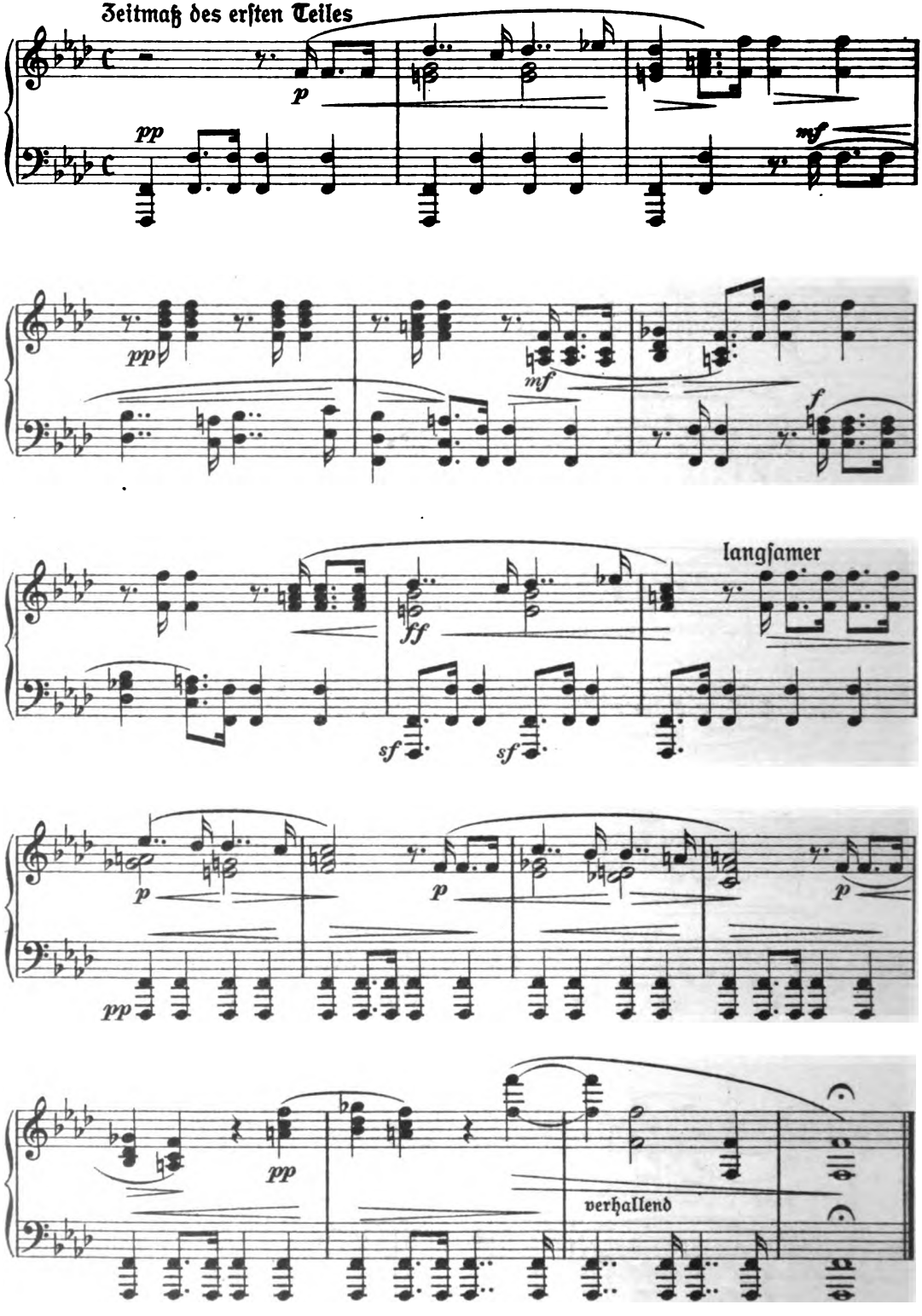


Marsch wiederholt. Dann:

Digitized by Google

Coda

Zeitmaß des ersten Teiles



Digitized by Google

Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 5 — 1. Dezemberheft 1915

Herrn E. Doelling zugeeignet

Kriegsstimmungsbilder *)

von

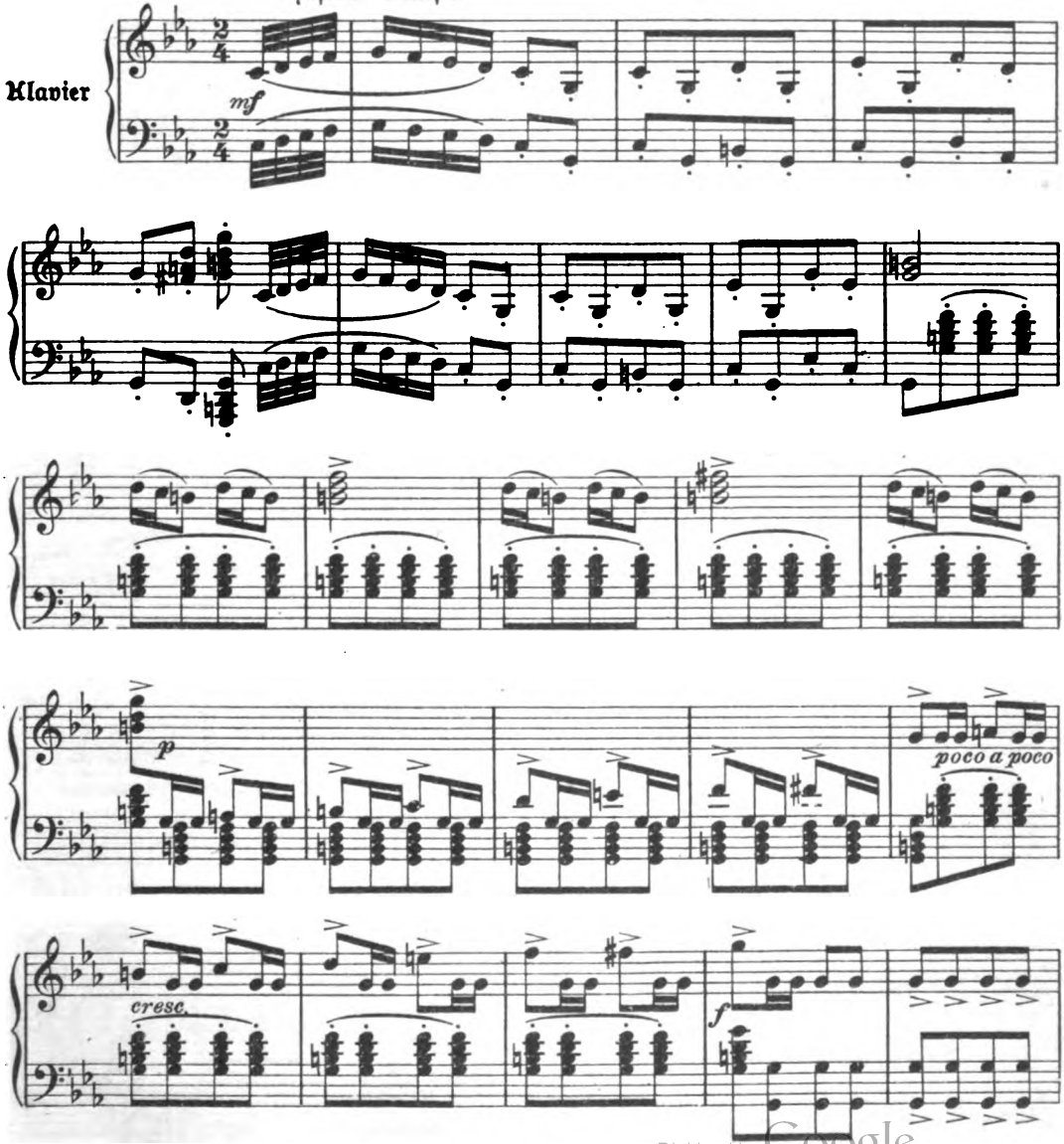
H. M. Heidrich

Nachdruck verboten

1
Scharfer Ritt

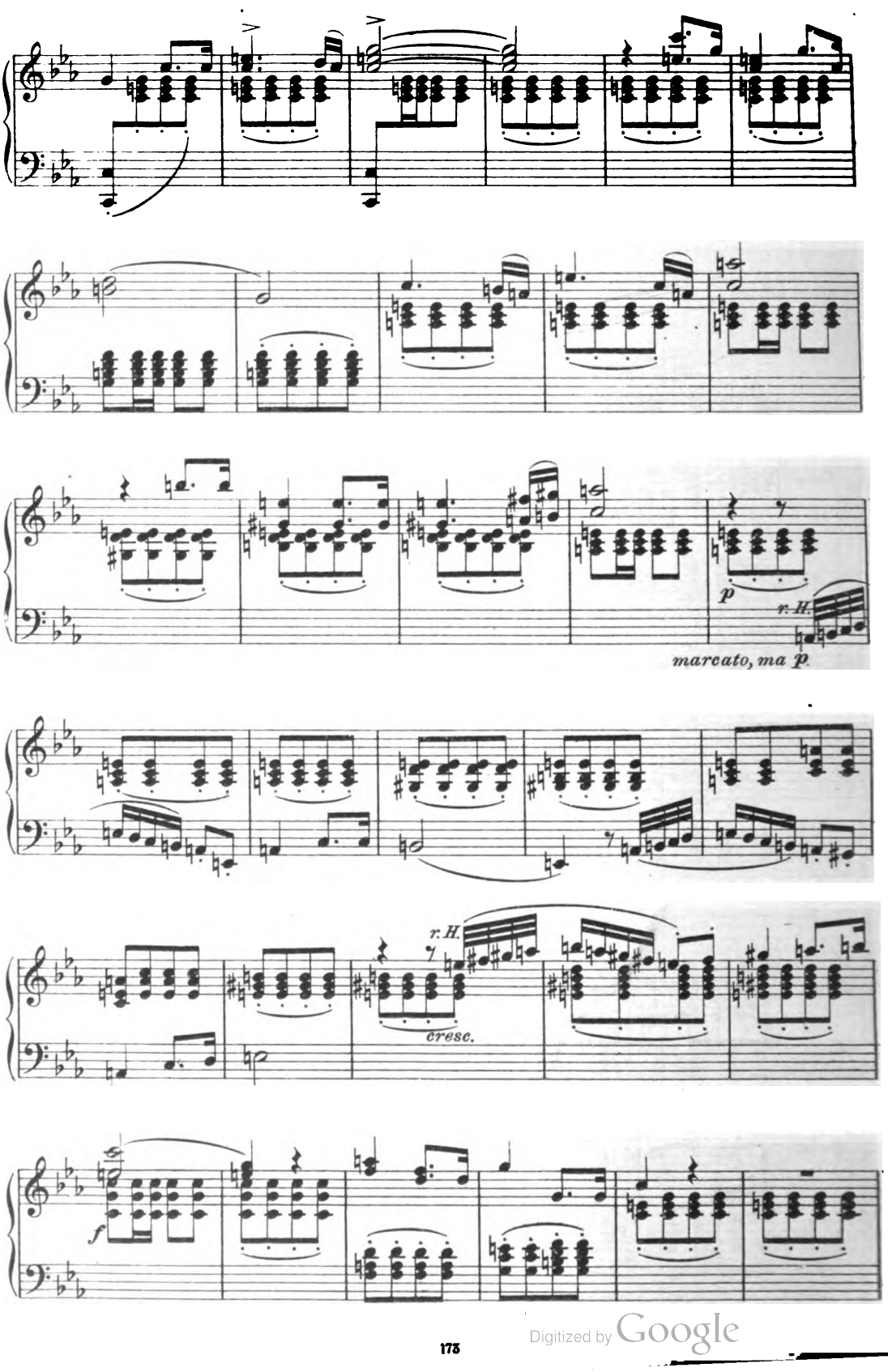
Op. 4 Nr. 1–3

In lebhaftem Tempo

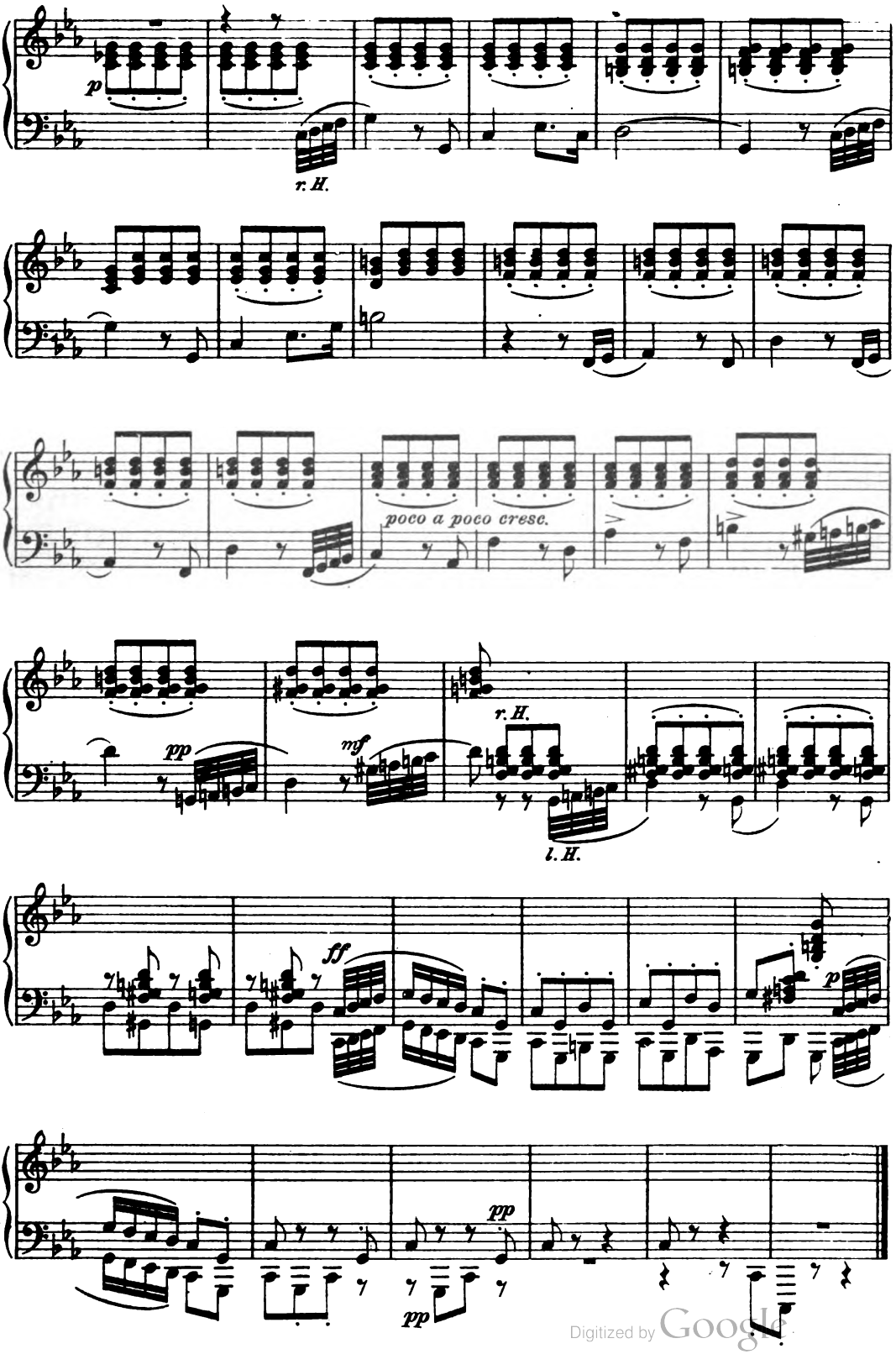


*) Die Stimmungsbilder sind ursprünglich für kleines Orchester gedacht. Auskunft über Partitur und Einzelstimmen bei H. M. Heidrich, Charlottenhuro, Leibnizstr. 22.

Digitized by Google



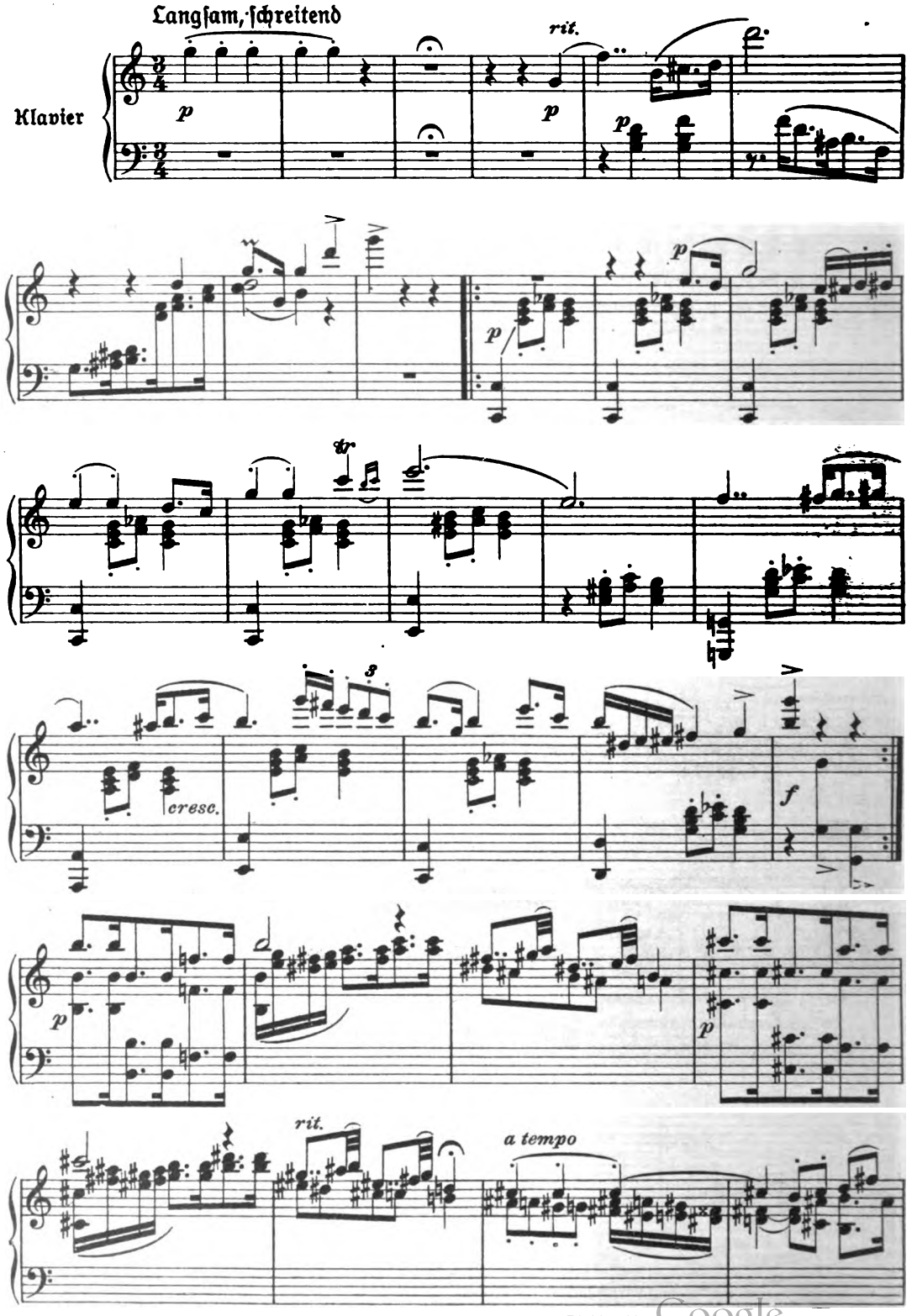
Digitized by Google



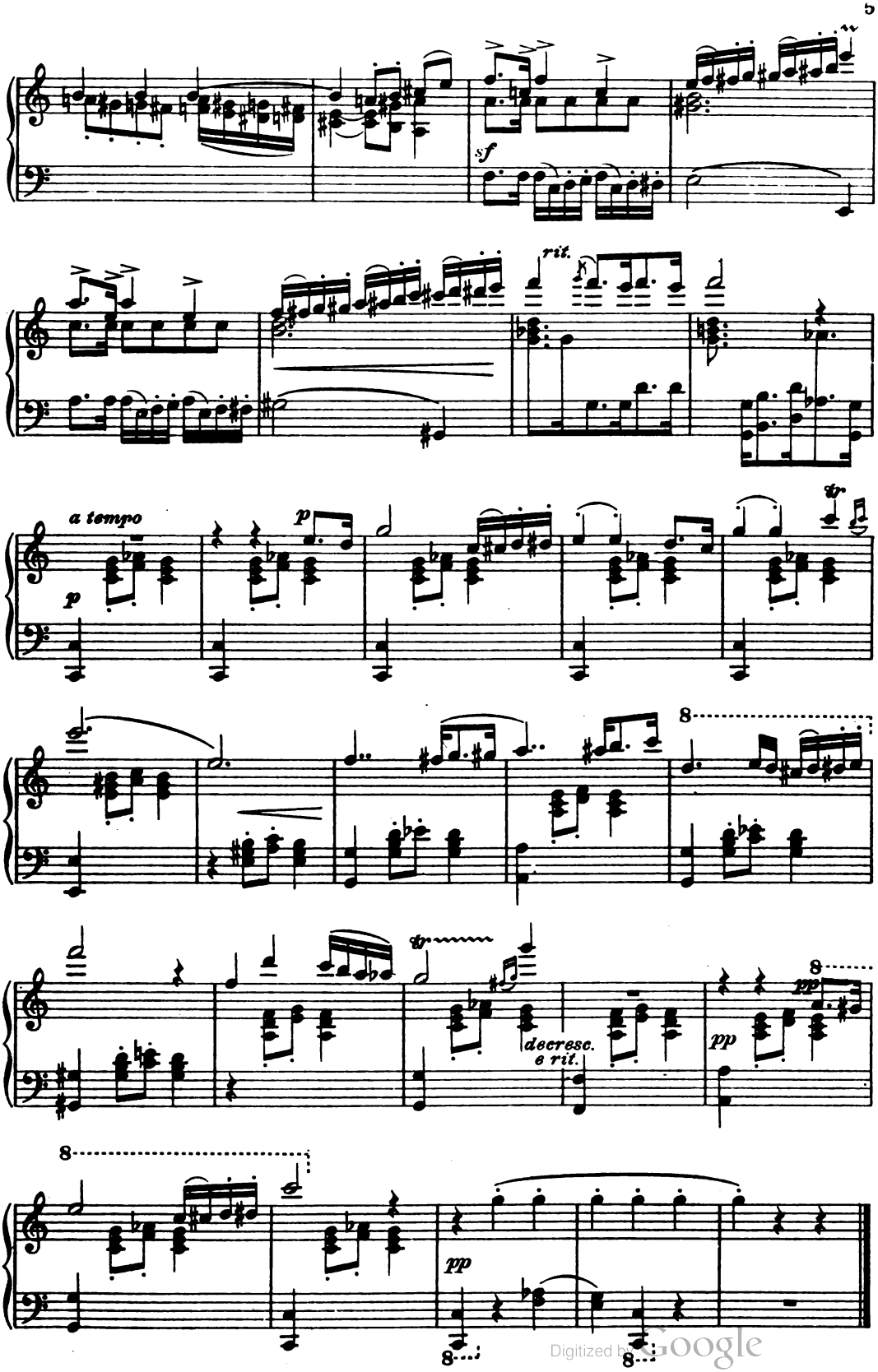
Digitized by Google

Nachdruck verboten

2
In einem alten Schloß



Digitized by Google

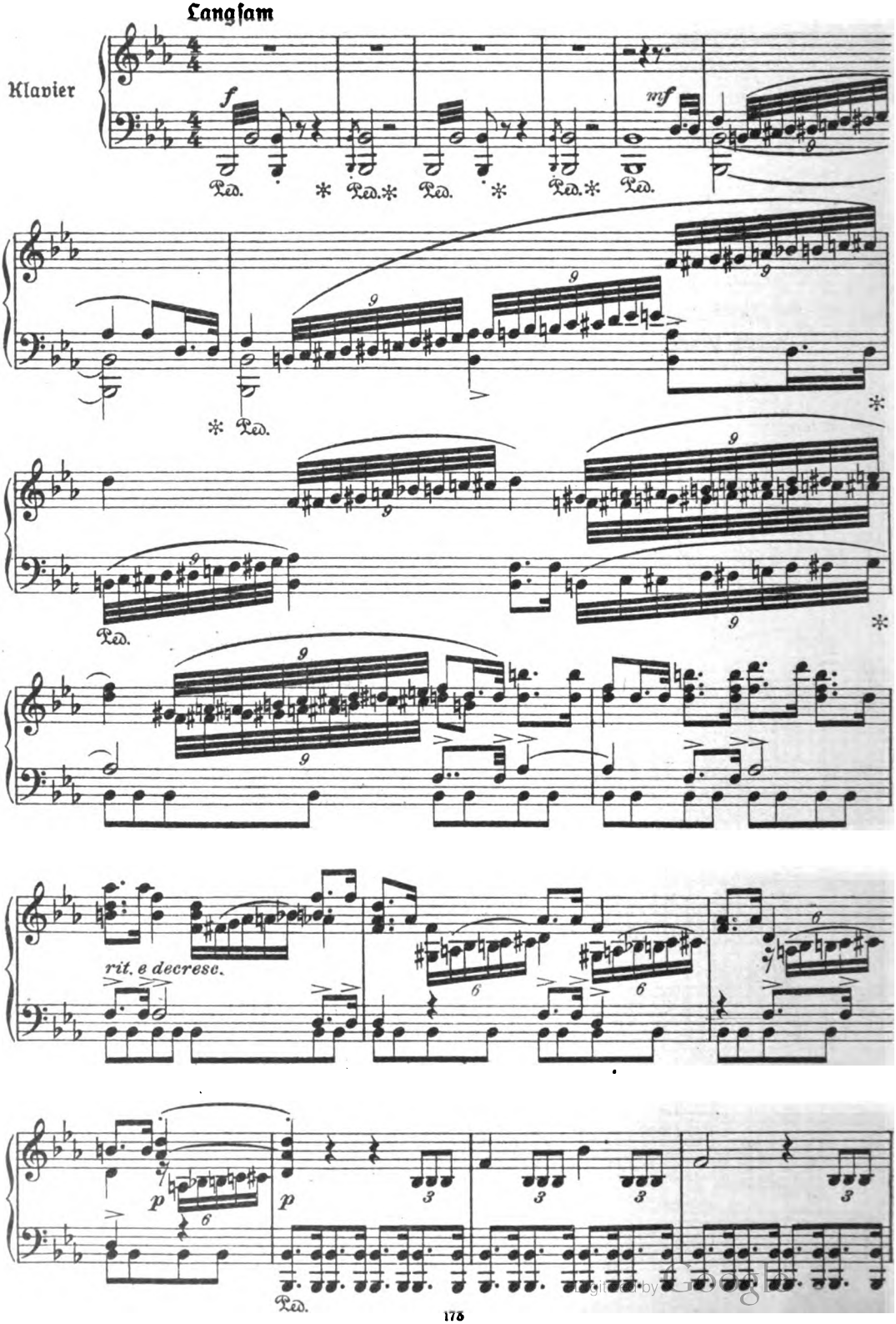


Digitized by Google

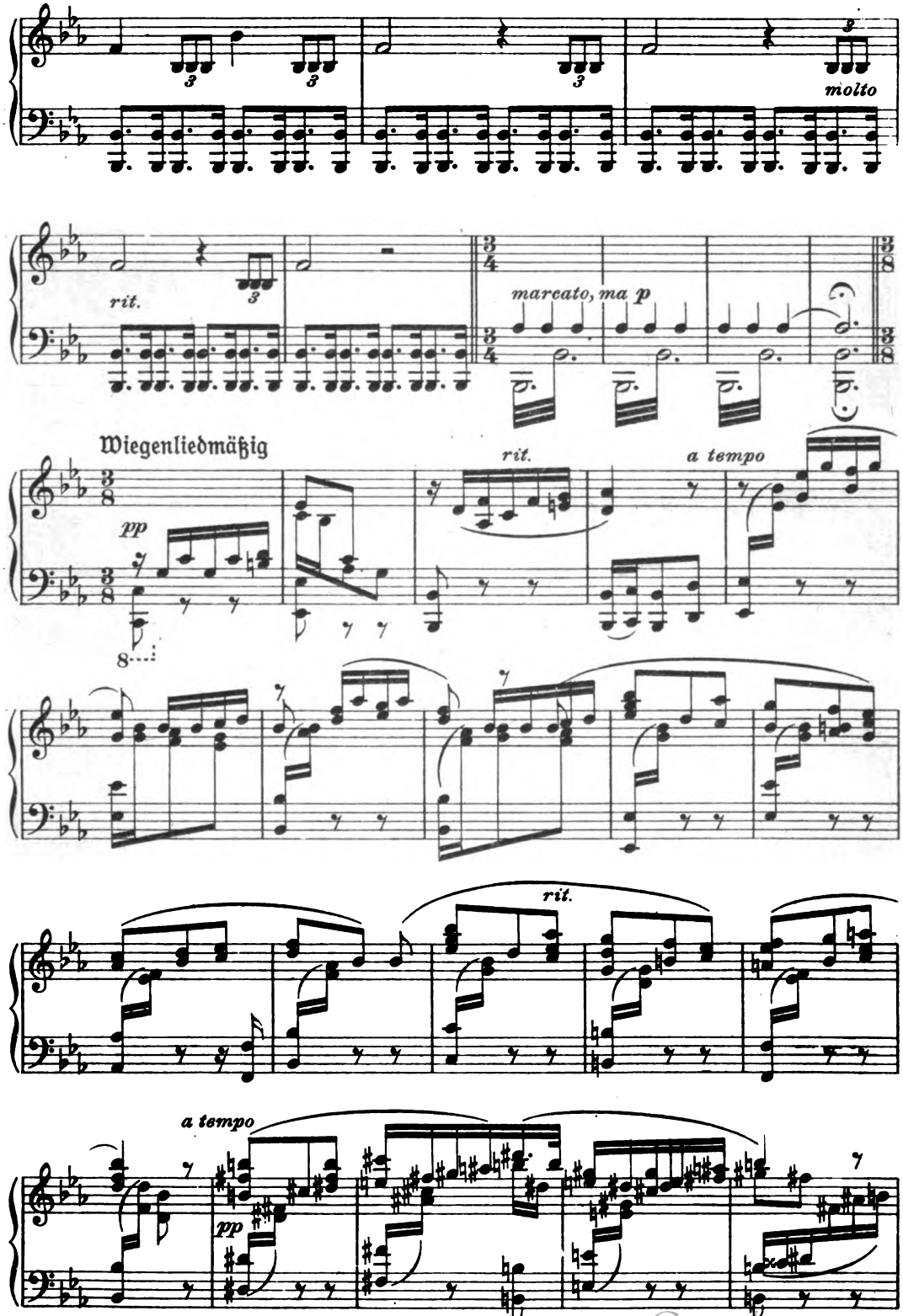
Nachdruck verboten

3
Stille Stunde nach stürmischem Tag

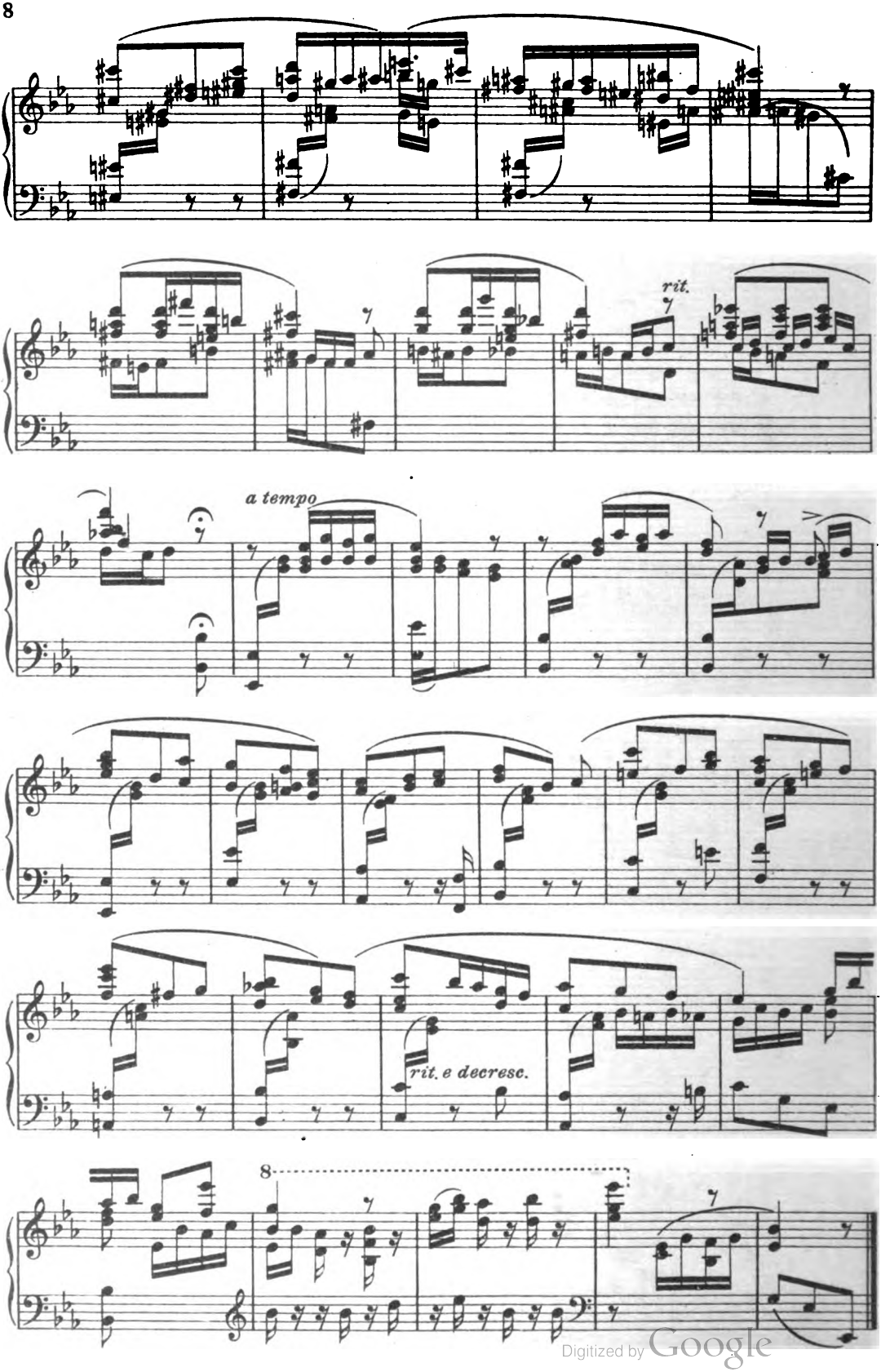
Langsam



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 6 — 2. Dezemberheft 1915

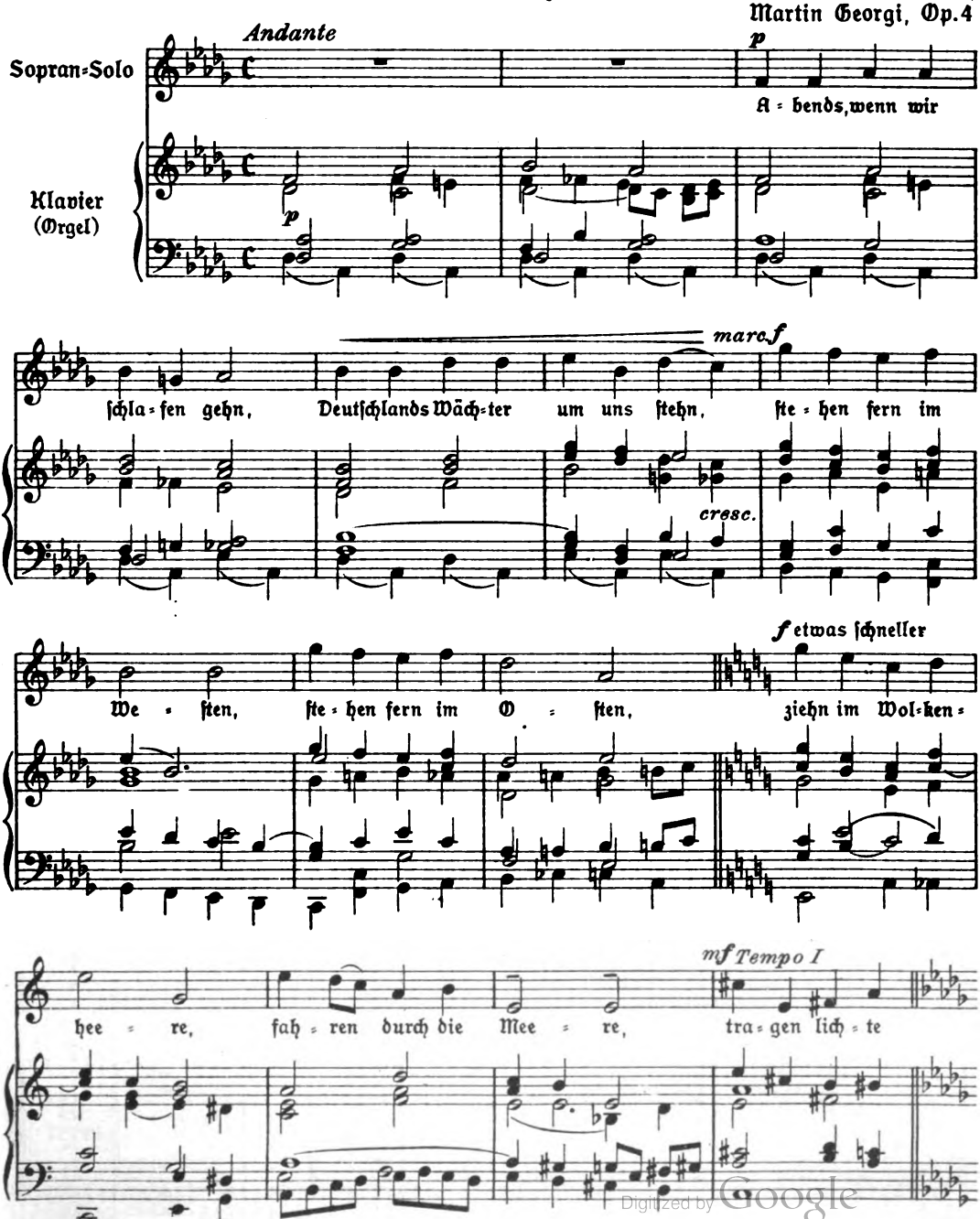
Nachdruck verboten

1

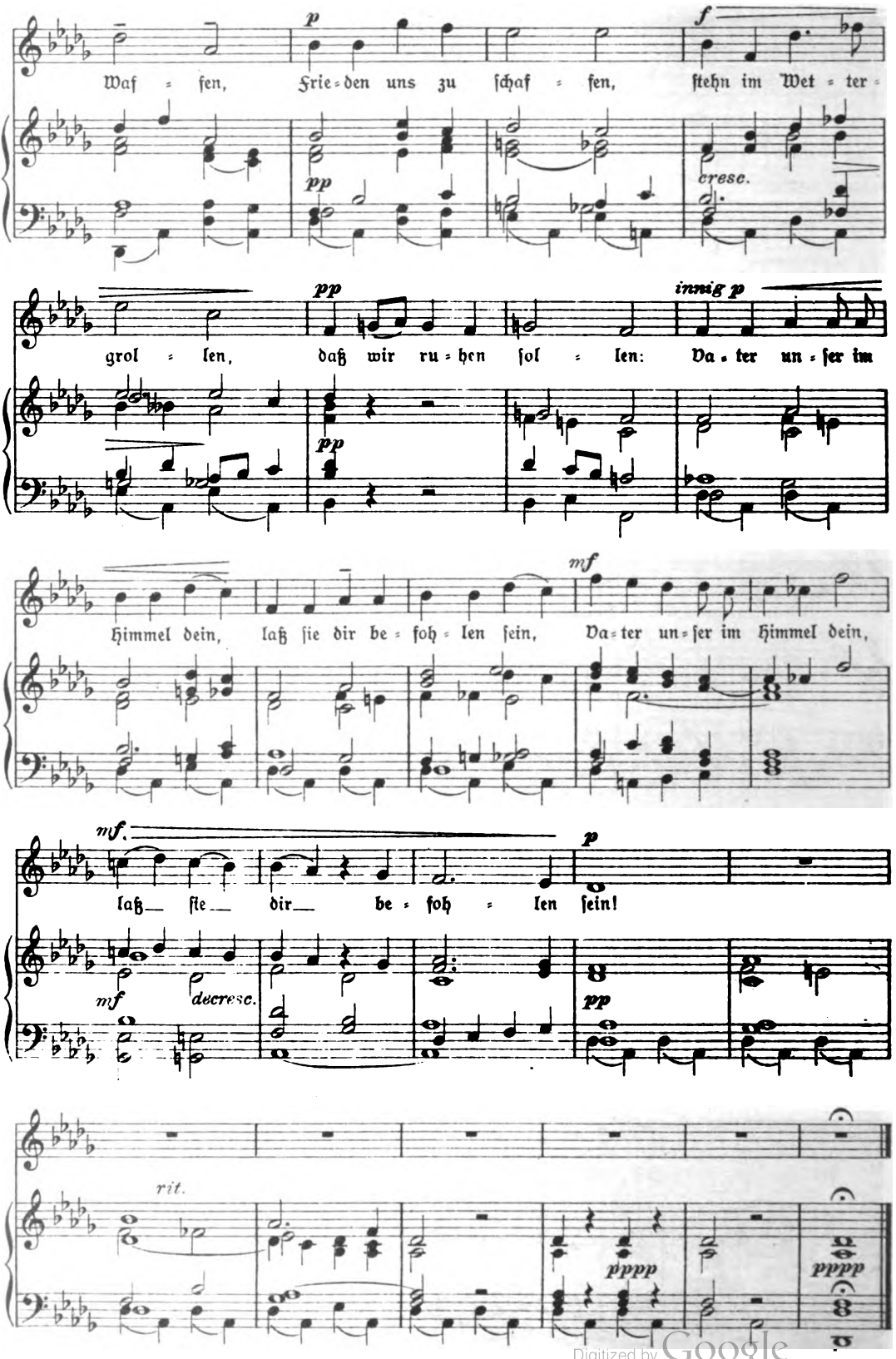
Gebet

Berta Semmig

Martin Georgi, Op. 4



Digitized by Google



Digitized by Google

2

Nachdruck verboten

De profundis

Elisabeth Görres

Aug. Schmitt

Ruhig, ernst

Gesang

Klavier

Sprich lei = = = ser, stö = re mich nicht!

Tief al = le Schmerzen ver = klan=gen in der e = wi=gen Näch=te ruh = = i=gem

Licht. Sprich lei = = ser, schüt = te den

Schaum des blu = = tig schim = mernden Le=bens nicht so grell in mei=nen

E = = wig = keits = = = traum.

Digitized by Google

Frl. Änne Kießig zugeeignet

Nachdruck verboten

3

Schlafen, schlafen, nichts als schlafen!

Friedrich Hebbel

Aug. Schmitt

Lento molto, ma non troppo.

Gesang

Klavier

Schla = fen, schla = fen, nichts als schlafen! Kein Er = wa = chen;

kei = nen Traum! Je = ner We = hen, die mich tra = fen, lei = se = stes Er = in = nern kaum:

cresc.

Daß ich, wenn des Le = bens

cresc.

Fül = le nie = der = klingt in mei = ne Ruh',

nur noch tie = fer mich ver = hül = le, fe = ster zu die Au = gen tu!

più cresc.

Digitized by Google

Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 7 — 1. Januarheft 1916

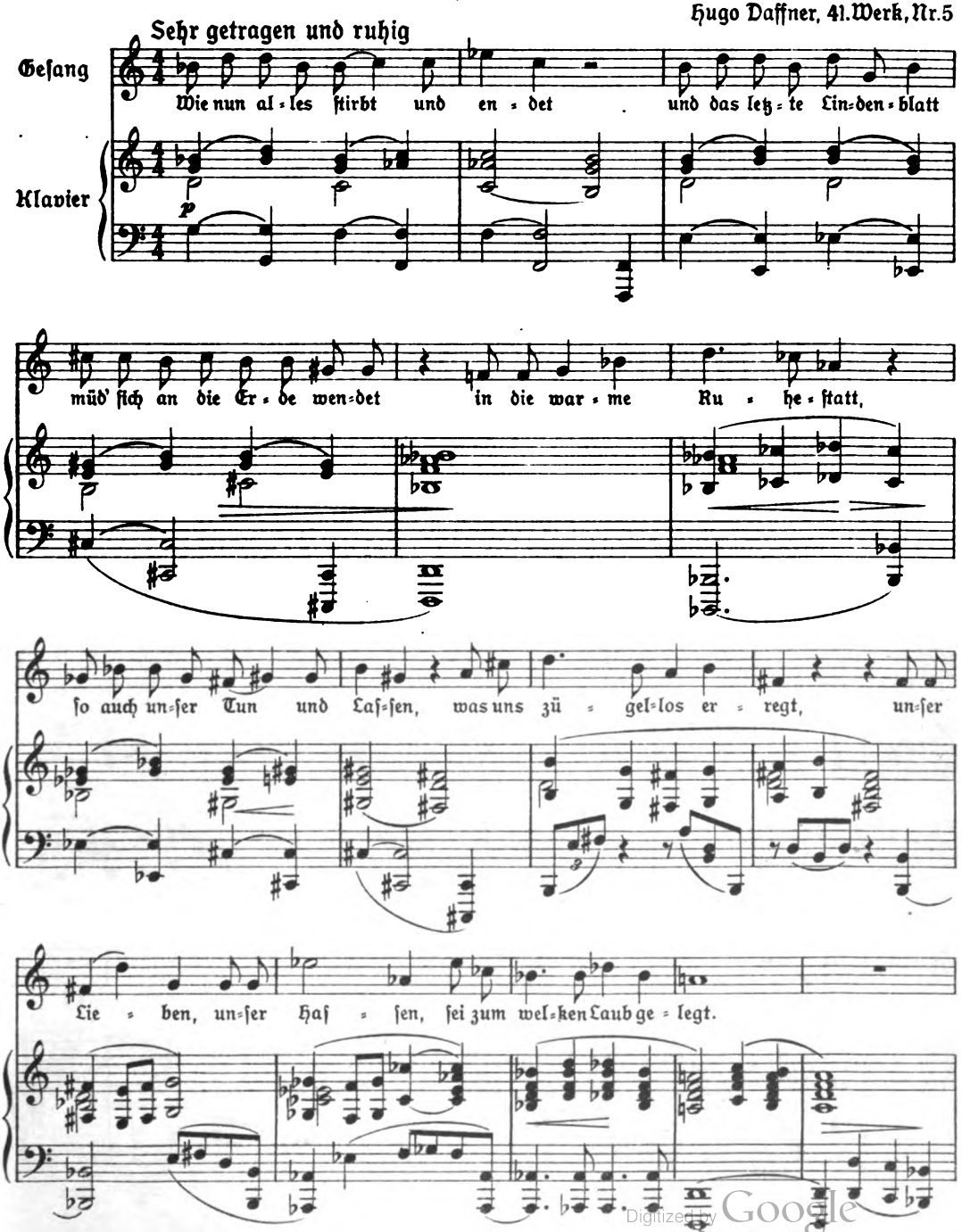
1

Nachdruck verboten

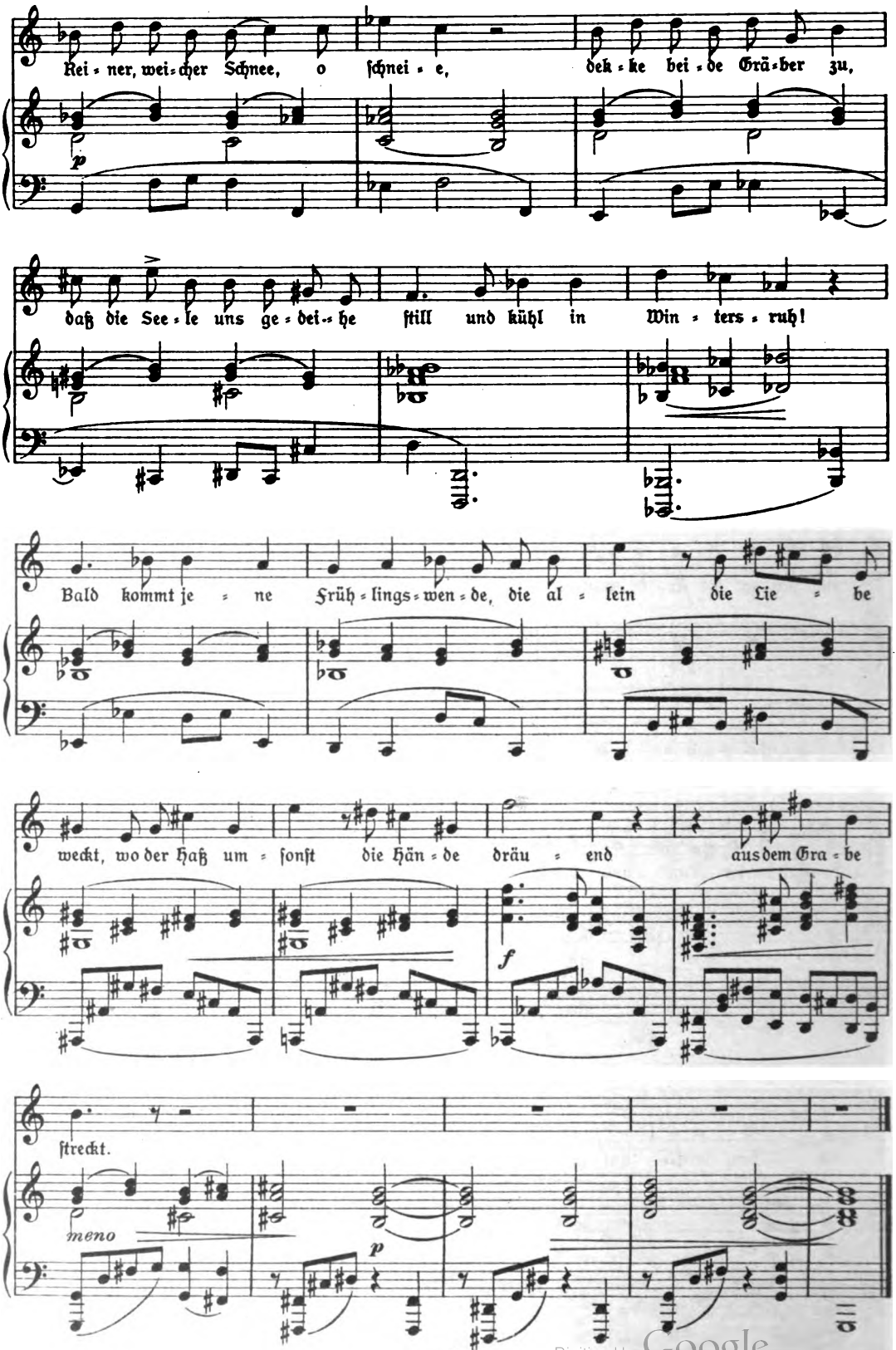
Erster Schnee

Gottfried Keller

Hugo Daffner, 41. Werk, Nr. 5



Digitized by Google



Digitized by Google

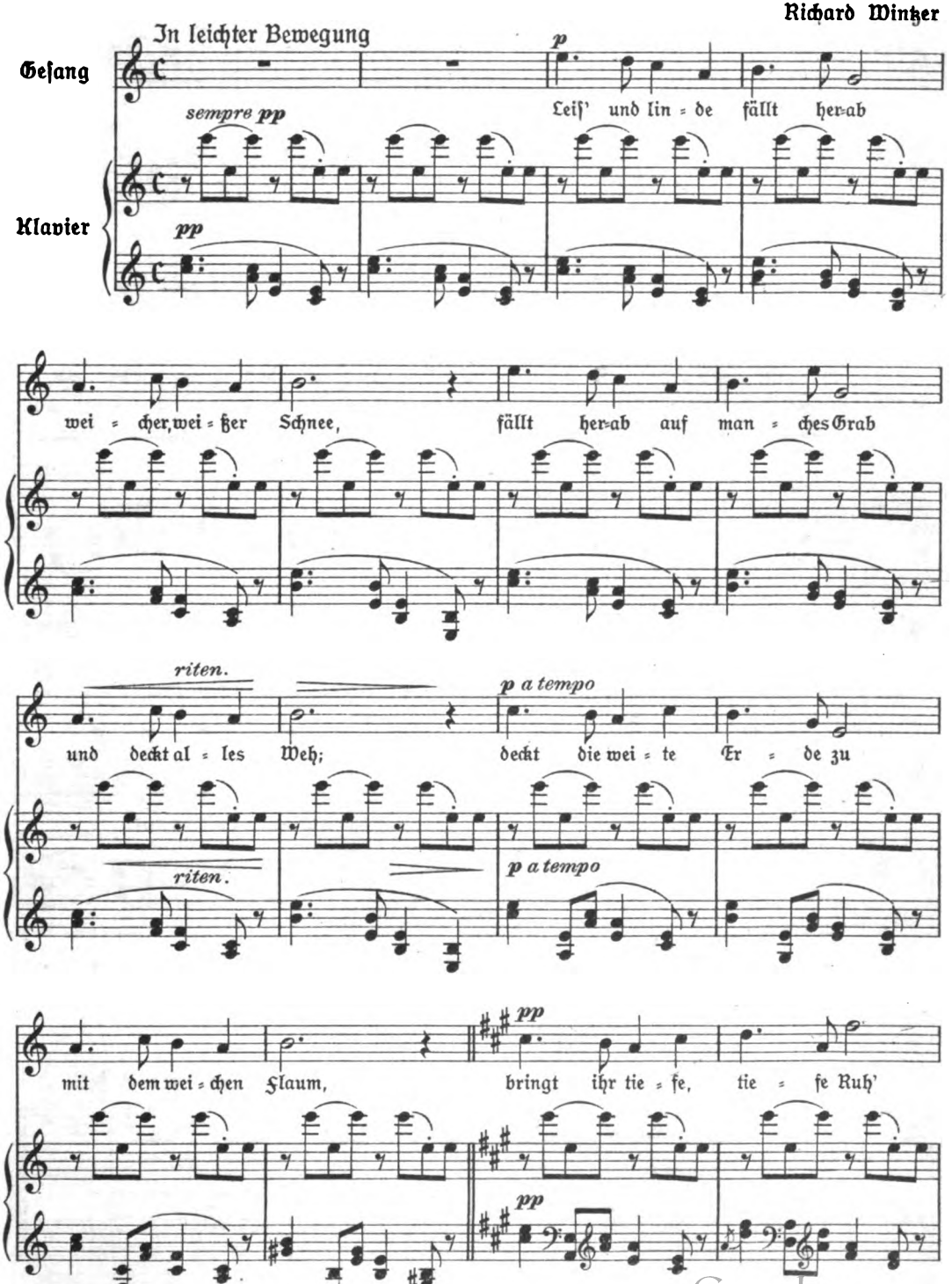
Nachdruck verboten

2

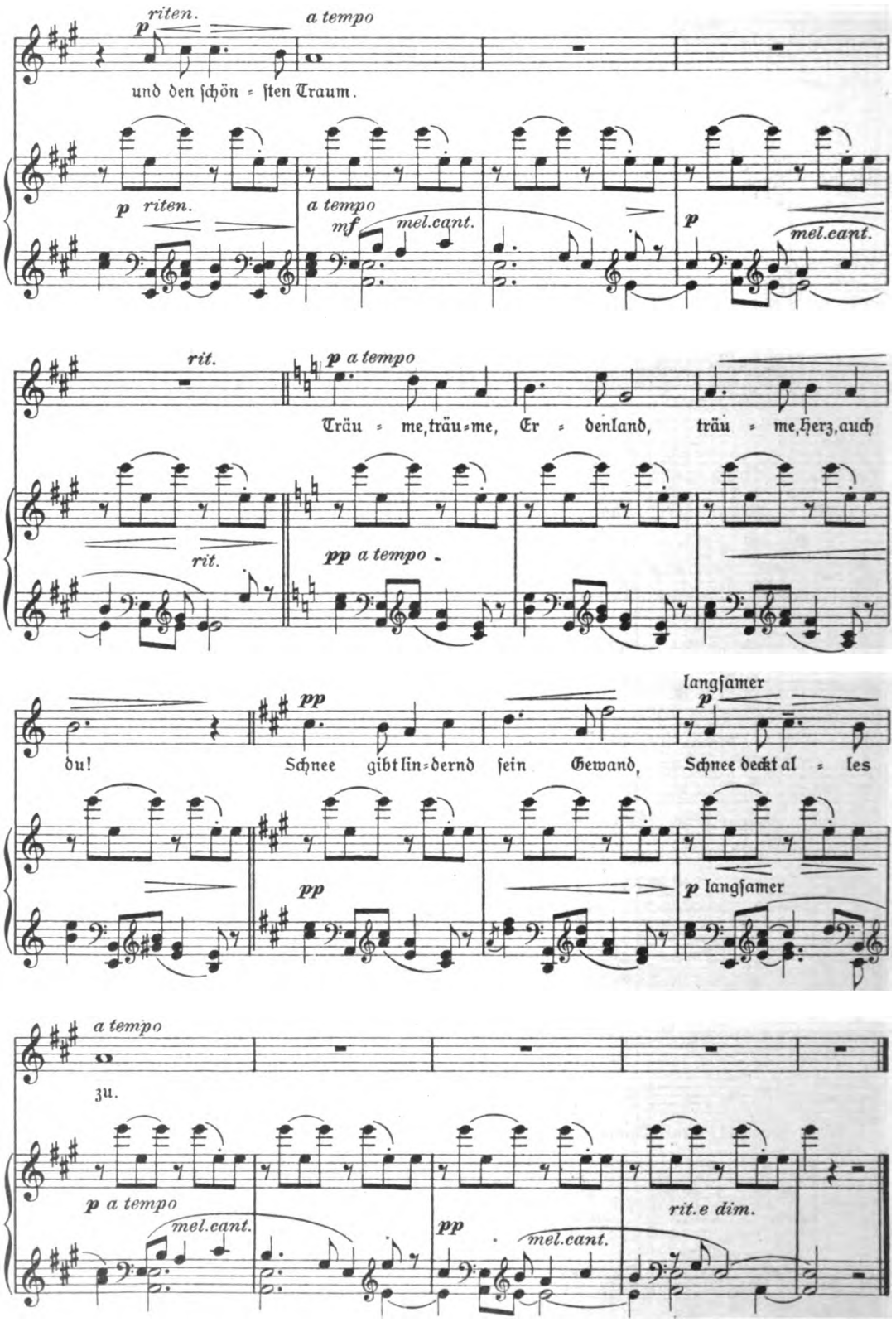
Schnee

Margot Rosen

Richard Winter



Digitized by Google



Digitized by Google

Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 11 — 1. Märzheft 1916

Frau Kammersängerin Erler-Schnaudt verehrungsvoll zugeeignet

Wiegenlied

(Kriegslied)

Nachdruck verboten

Albert Geiger

B. Rothlauf, Op. 37

Ziemlich langsam

Alt

Klavier

p

Sei ru-hig und schla-fe, mein Kind, wenn draußen auch Wet-ter sind. Dein Va-ter steht im Feld, — al-lein bin ich in der Welt!

pp ritard.

pp a tempo

Schla-fe süß, du Kna-be, den ich als Ein-zi-ges ha-be,

a tempo

pp

mf

wir bei-de sind uns gesellt, al-lein ge-sellt!

ausdrucksvoll

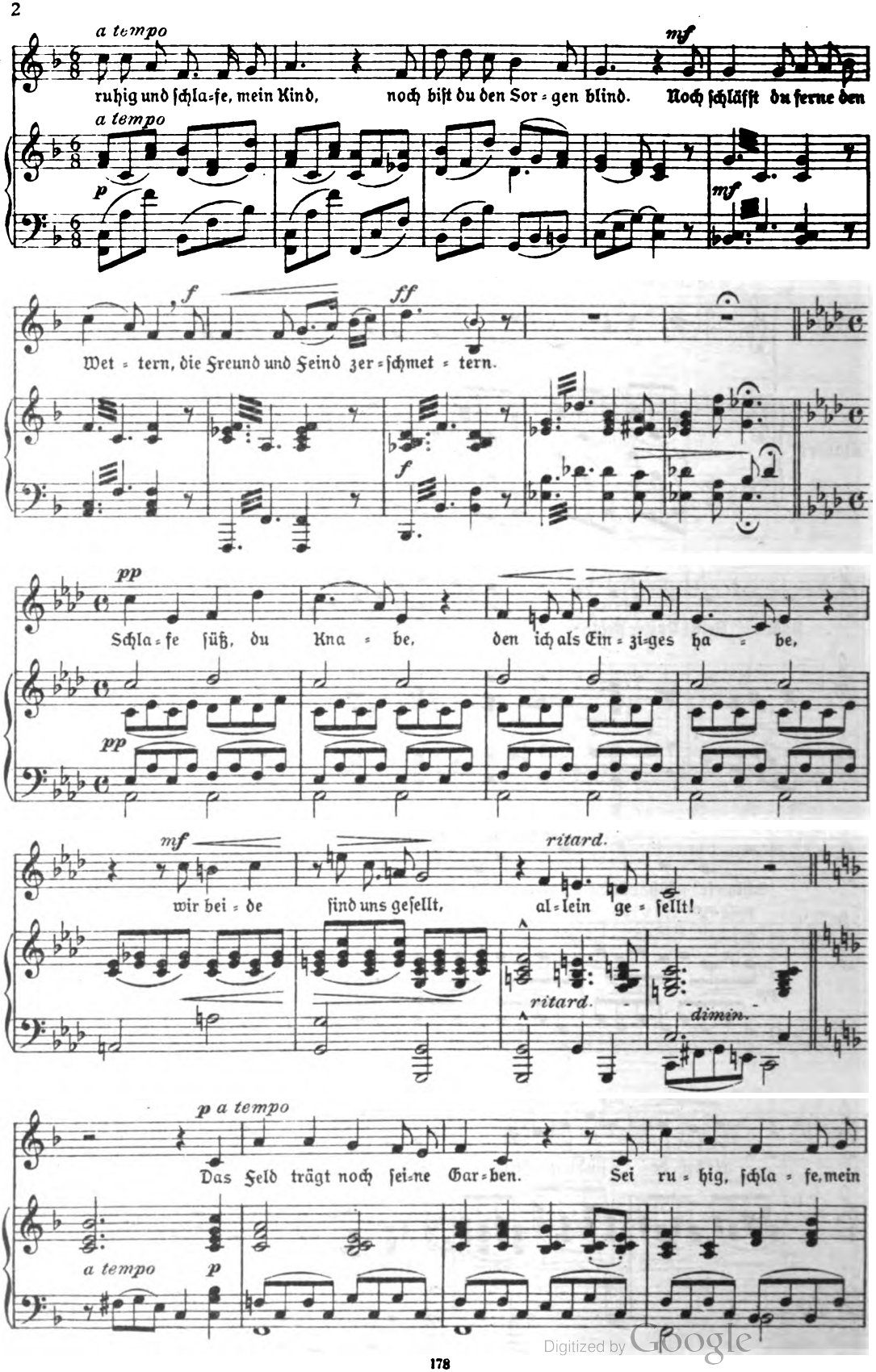
ritard.

p

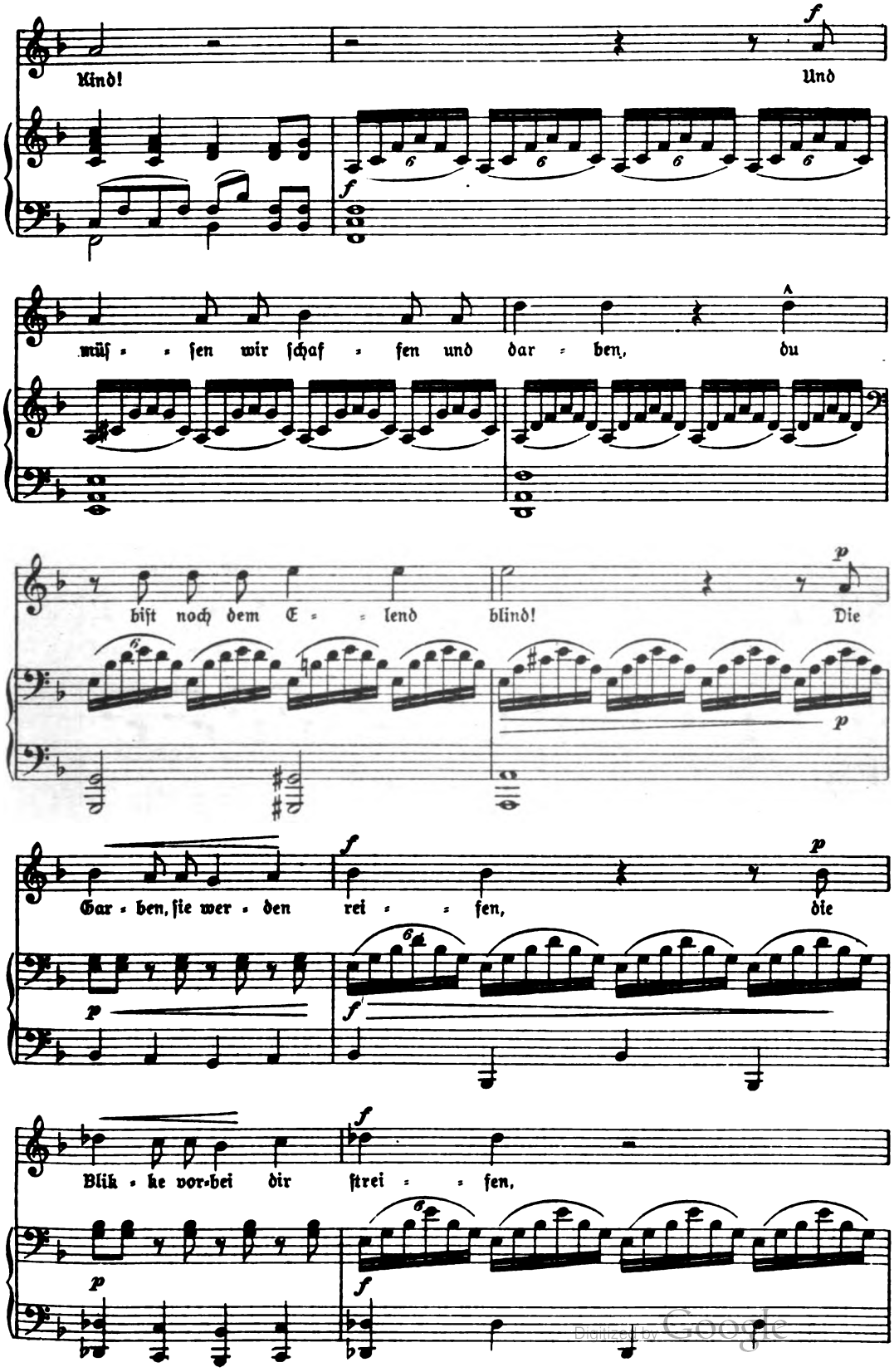
Sei

ritard.

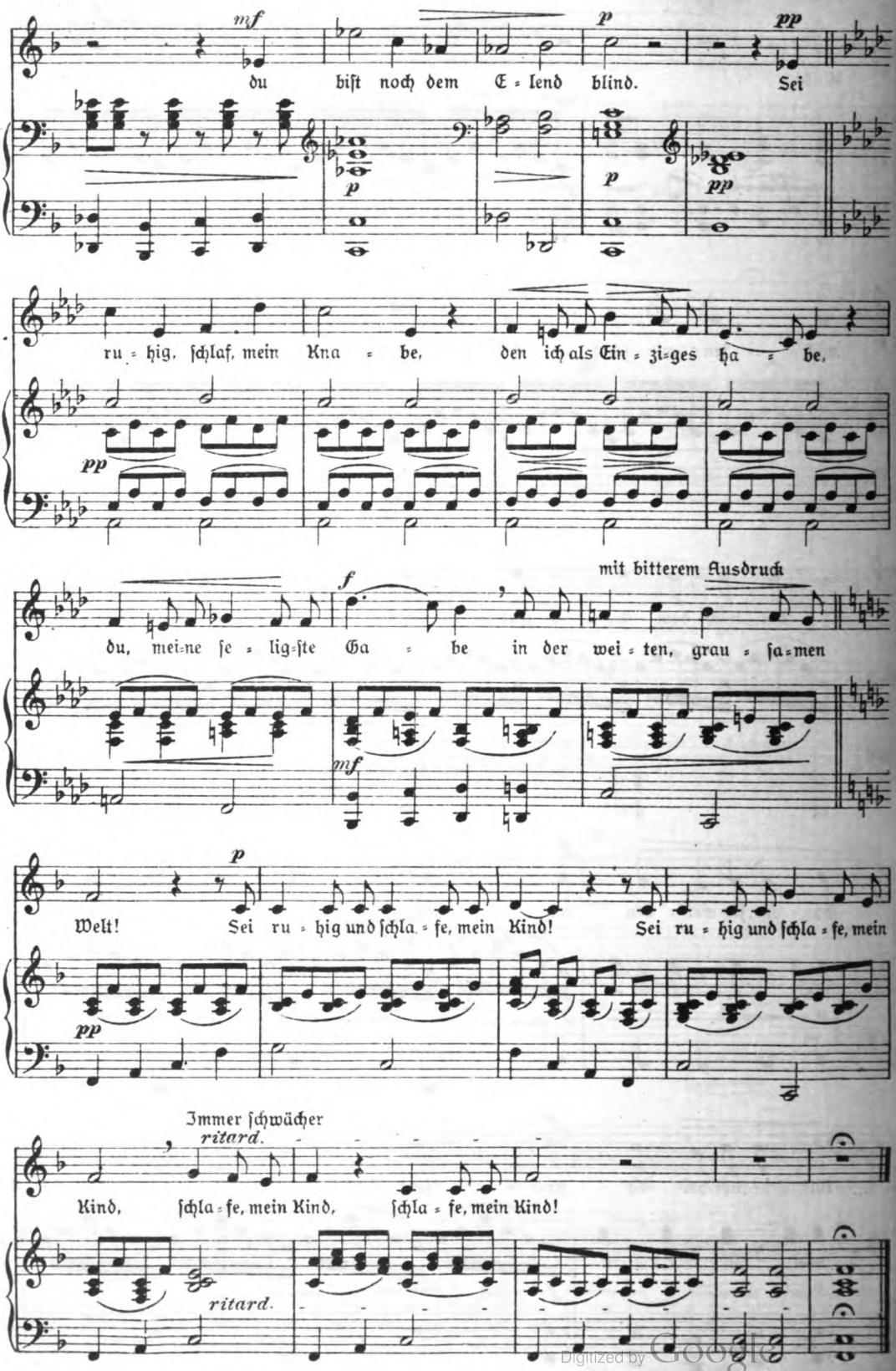
Digitized by Google



Digitized by Google

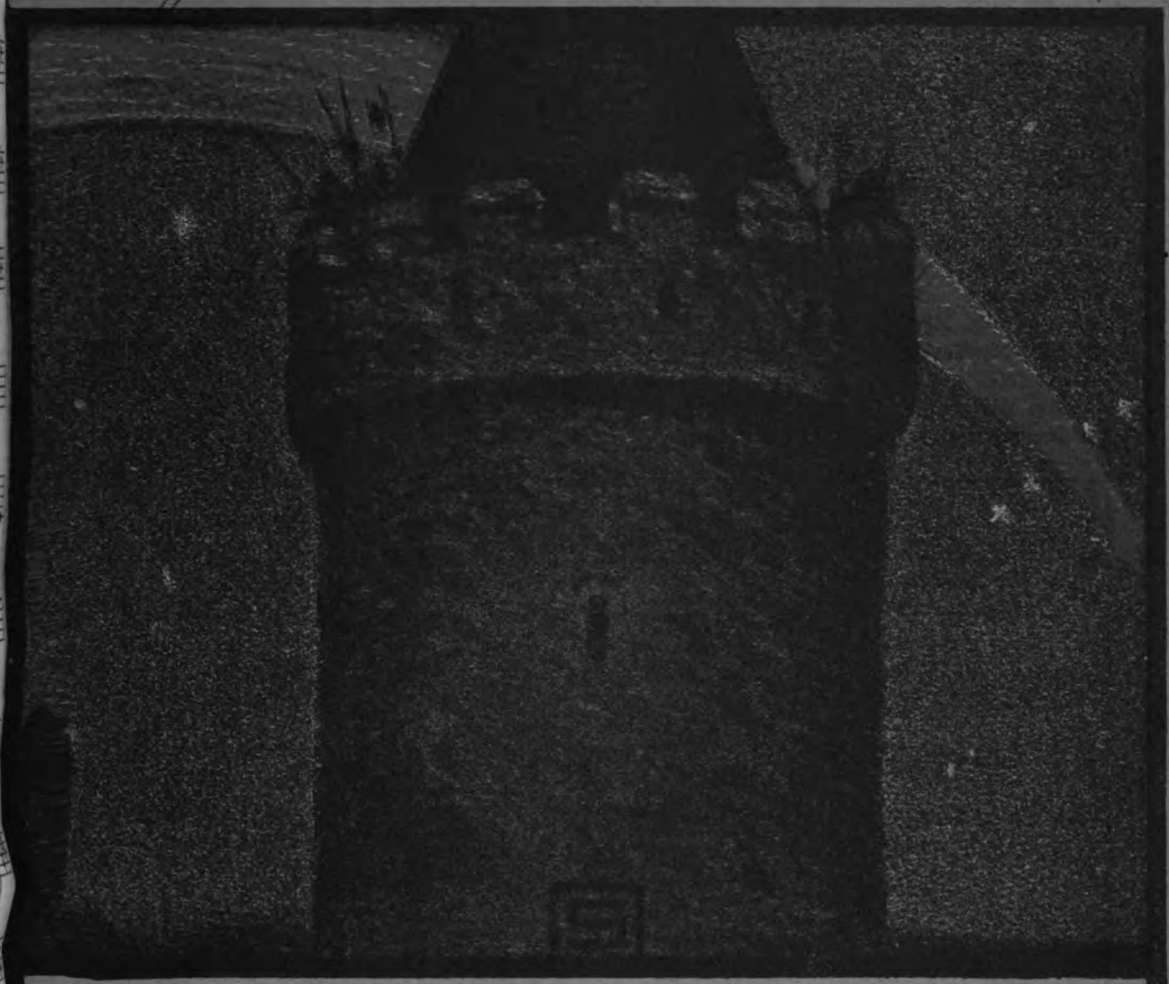


Digitized by Google



Digitized by Google

XVIII. Jahrg. Zweites Märzheft 1916 Heft 12



DER TÜRMER

KRIEGSAUSGABE

MAY 11 1916

HERAUSGEBER: J. E. FREIHERR v. GROTTHUSS

DRUCK UND VERLAG VON GREINER & PFEIFFER, STUTTGART

Digitized by Google

Vierteljährlich (6 Hefte) Mk. 1.50 (ohne Bestellgeld), einzelne Hefte 30 Pfg.

Inhalt des zweiten Märzheftes:

Freiheit dem Iran! . . . . . Von Dr. Frhrn. v. Mackay
Das Kriegskind . . . . . Von Hans von Kahlenberg
Können wir die Engländer im eigenen Lande fassen? . . . . . Von M. C. Menghius
Ein Heller und ein Batzen . . . . . Von Prof. Dr. Eduard Heyck
Militärische Jugenderziehung . . . . . Von Hauptmann P. S.
Franzosendienst auf deutschen Schulen . . . . . Von G.
Die Kleinmütigen . . . . . Von G.
Die Schädlichkeit des elektrischen Lichtes . . . . . Von G.
Bardengesang . . . . . Von K. St.
Der armenische Kniff . . . . . Von G.
Kriegsbilder-Ausstellung . . . . . Von Karl Storck
Militärmusik . . . . . Von K. St.
Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte
Kunstbeilagen von Alex. (Sascha) Schneider — Ernst Vollbehr — A. Hengeler.

Bezugsbedingungen des Türmers: Der Türmer erscheint halbmonatlich, Anfangs und Mitte jeden Monats. Der Bezugspreis beträgt für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mk. 50 Pf., für einzelne Hefte 80 Pf. Bestellungen nehmen entgegen die Buchhandlungen, die Postanstalten und der Verlag des Türmers (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.

Anzeigen-Annahme: Berthold Giesel in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38. Preis für die 45 mm breite Zeile 1 Mk. Beilagen nach Übereinkunft.

Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Rekonvaleszente, durch Verwundung od. Strapazen Heruntergekommene

finden in

Dr. Hommel's Haematogen

So sieht die richtige Packung aus

ein energisches, von Tausenden von Aerzten glänzend begutachtetes Kräftigungsmittel.

Man verlange ausdrücklich das echte Dr. Hommel's Haematogen!

Verkauf in Apotheken u. Drogerien.

Preis per Flasche Mk. 3.—.

Aktiengesellschaft Hommel's Haematogen, Zürich.
Generalvertreter für Deutschland: **Gerth van Wyk & Co., Hanau a. M.**

Digitized by Google

Briefe.

G. K., M. Trotz des richtigen Grundgedankens ist das Gedicht doch leider in dieser Fassung nicht zu verwerten.

Schickt Bücher ins Feld! Nach einer Mitteilung des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel" soll voraussichtlich in der letzten Hälfte des Mai eine neue Reichsbücherwoche abgehalten werden. Die Rücksicht auf die große Zahl der zum Heere einberufenen Mannschaften aller Bildungsgrade, sowie die lange Dauer des Krieges haben bekanntlich die Heeresleitung veranlaßt, dieser Frage durch Gründung von Feldbuchhandlungen näherzutreten. Diese Fürsorge sollte jedoch die Daheimgebliebenen nicht abhalten, auch ihrerseits den Bedürfnissen der Mannschaften Rechnung zu tragen, besonders jener, die, unmittelbar an der Front stehend, den Unbilden des Krieges in erster Linie ausgesetzt sind und nur selten Gelegenheit, oft auch nicht die Mittel haben, von diesen Einrichtungen Gebrauch zu machen. Es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß der Gesamtausschuß zur Verteilung von Lesestoff im Felde und in den Lazaretten in Berlin wiederum eine Sammlung von Büchern zum Zwecke der Versendung ins Feld in die Wege leiten will. Ursprünglich auf die Schulen beschränkt, soll nach dem Vortrage einer Kommission im preußischen Ministerium des Innern diese Schulbücherwoche in eine allgemeine Bücherwoche umgewandelt werden, dergestalt, daß bei den Ortsbuchhandlungen Sammelstellen errichtet werden, wie überhaupt dem Buchhandel ein hervorragender Anteil bei der Ausführung dieser Bücherwoche zugestanden werden soll. Sobald die Genehmigung zur Sammlung von Büchern in Preußen von den zuständigen Stellen erteilt worden ist, wird es Sache der Provinzialausschüsse in den übrigen deutschen Bundesstaaten sein müssen, diese Genehmigung auch für ihre Bezirke zu erwirken und geeignete Vorbereitungen zur Durchführung des Unternehmens zu treffen.

Für vergessene deutsche Krieger, d. h. für solche tapferen Kämpfer an allen Fronten, die keine Angehörigen daheimgelassen haben oder deren Angehörige für ihre Lieben da draußen nichts zu tun vermögen, hat der bekannte „Bund für freiwilligen Vaterlandsdienst" zu Berlin W 9 im abgelaufenen alten Jahre eine sehr ausgedehnte Tätigkeit entfaltet. Über 90000 solcher Vergessenen der deutschen Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande wurden durch die Hilfsbereitschaft deutscher Brüder und Schwestern der Vergessenheit entrissen; man beeilte sich, ihnen an

Für Kur und Erholung

Finkenmühle
Thüringer Waldsanatorium
Post Mellenbach

Sanatorium Am Goldberg.
Bad Blankenburg — Thüringer Wald.
Von Professoren und Ärzten gut empfohlen. Sommer- und Winter-Kuren. Höchstzahl **50** Kurgäste. Prospekt kostenlos. Telephon 44.
Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

Wir geben Interessenten gern jede gewünschte Auskunft und senden auch Prospekte über Kur- und Erholungsorte oder Sanatorien und Kuranstalten.
Die Anzeigen-Verwaltung des Türmer, Berlin W. 35.

Regenerations- und **Schroth-Kuren:**
Aeußerst wirksam!
Bei inneren und äusseren Leiden!
Blutreinigung.
Aufklärungs-Schrift F T frei.
Waldkurheim Jungborn
Sommerstein
bei Saalfeld i. Thür.

Epileptiker junge Männer und Knaben der höh. Stände finden in u. Hause liebev. Aufnahme u. vorz. sachgem. Verpflegung mit nachweisbar bestem Erfolge. Guter Schulunterricht. Gelegenh. z. Erl. der Gärtnerei. Empf. d. ärztl. Autorität. Erste Ref. Frau **Dr. Peters, Niederkrossen b. Orlamünde, Thüringen.**

Emser-Wasser

gegen
Katarrhe Husten Heiserkeit
Verschleimung, Magen-, Darm- und Blasenleiden Influenza Gicht

Wybert TABLETTEN
schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene
Liebesgabe
Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mark 2.— oder Mark 1.—

Digitized by Google

Stelle der fehlenden eigenen Familie eine warmherzige Stätte der dauernden Liebesfürsorge zu bereiten.

Die Zahl der diesem Bund bekanntwerdenden Vergessenen wächst aber täglich um ein erhebliches. Heute sind schon weitere 30000 Adressen unterzubringen! Der Bund erbittet dazu herzlichst die treue Mithilfe von Stadt und Land. Wer bei dieser schönen, vaterländischen Arbeit mithelfen will, wer einem unserer Helden das Gefühl der Vereinsamung nehmen und ihm beweisen will, daß jemand in der Heimat seiner gedenkt, der verlange von dem Bund für freiwilligen Vaterlandsdienst in Berlin W 9 eine Adresse (oder mehrere). Herzlichster Dank wird nicht ausbleiben.

R—g. Dank und Gruß zuvor! — Ein Feldgrauer an der Westfront schreibt an den Türmer: Ein alter Leser sendet Ihnen deutschen Gruß aus welschem Land. Die Lektüre des Türmers ist in der jetzigen Zeit, wo so manches kleinliche Gejammer aus der Heimat ertönt (vgl. Auszüge französischer Zeitungen aus bei deutschen Gefangenen vom Hartmannsweilerkopf vorgefundenen Briefen), immer ein Genuß und ein Ansporn nicht nur zum Durchhalten, sondern auch zum Durchsiegen. In der Anlage sende ich Ihnen eine Nummer der „Kölnischen Zeitung“ mit einem Artikel des Professors B. Fischer, Frankfurt a. M., der vielleicht für Ihre Zeitschrift Interesse bietet, da er jedem wahren Deutschen aus dem Herzen gesprochen sein dürfte. Man sollte wirklich annehmen, daß derartige Abwehrartikel heute eigentlich nicht mehr vonnöten wären, nachdem wir doch, nach den Worten unseres Kanzlers, die „Sentimentalität verlernt“ haben. Ist es denn wirklich zur Beruhigung unseres deutschen Gewissens noch erforderlich, daß beispielsweise unsere Kriegsberichterstatter und sonstige berufene und unberufene Leute immer noch die Beschießung der Reimser Kathedrale vor dem In- und Auslande rechtfertigen müssen? Bei aller Achtung vor dem Bestreben um Erhaltung künstlerischer Werte, auch des feindlichen Auslandes, und vor dem Bedauern um ihre unvermeidliche Beschädigung, sollte uns doch die Verteidigung des Lebens unserer braven Musketiere mehr am Herzen liegen, als die Schonung der Kunstwerte unserer Feinde. Man muß, wenn man immer und immer wieder liest, daß wir doch beileibe nicht die Barbaren sind, als die uns unsere Feinde bezeichnen, unwillkürlich an das französische Sprichwort denken: Qui s'excuse s'accuse. Mögen sie schimpfen, soviel sie wollen, nach dem Rezept: Wer unrecht hat, wird grob; schließlich schulden wir nur unserem eigenen Gewissen Rechenschaft, und die können wir jederzeit leisten. Unser Schild ist blank; und daher: fort mit aller Gefühlsduselei! Fort auch mit den übertriebenen Verbeugungen vor der französischen Kultur! Soweit wir diese hier kennen gelernt haben, bedanken wir uns herzlich dafür. Man ekelt sich förmlich vor dem Schmier und Dreck, wie er auf den französischen Dörfern und in den Wohnungen der Zivilisten herrscht, welch letztere förmlich eine Brutstätte für alle Arten von Ungeziefer sein müssen. Besinnen wir uns etwas mehr auf uns selbst, und jagen wir alles Bedauern über die Tatsache, daß die Franzosen nun einmal die Freundschaft der boches nicht wollen, zum Teufel! Wenn sie uns nicht lieben wollen, so sollen sie uns wenigstens fürchten!

Chr. R., W. Ihre dankenswerte aufklärende Mitteilung unterbreiten wir gern unseren Lesern: „Der Türmer bringt in Nr. 8 an erster Stelle einen Aufsatz: ‚Der Krieg und das christliche Ideal‘ von Friedrich Freese, der durch seine christliche Auffassung und vaterländischen Ton allgemeine Zustimmung verdient. Was er aber über die Mennoniten sagt, entspricht nicht ganz der Richtigkeit. Richtig ist, daß die Gemeinschaft der Täufer ursprünglich das Prinzip der Wehrlosigkeit hatte und den Kriegsdienst völlig verwarf. Schon im Bekenntnis von Schlatten am Randen (24. Februar 1527) heißt es: ‚Das Schwert ist eine göttliche Ordnung außerhalb der Vollkommenheit ... Der Christ solle sich in der Nachfolge Christi des Gebrauchs des Schwertes entschlagen.‘ — Gegenwärtig ist dies Prinzip von den holländischen und dem größten Teil der deutschen Mennoniten gänzlich aufgegeben. Nur in den westpreußischen und einigen badischen und hessischen Gemeinden macht man immer noch von der Kabinettsorder König Wilhelms I. von Preußen Gebrauch, nach welcher die Mennoniten vom Dienst mit der Waffe befreit sind und ihren Militärdienst als Trainfahrer oder Krankenwärter ausüben dürfen. In Baiern und Württemberg leisten die Mennoniten seit 1806 den Kriegs- und Militärdienst wie alle anderen Untertanen. Es gibt in Deutschland etwa 20000 Mennoniten; mehr als 2000 stehen im Krieg, viele starben den Heldentod, nicht wenige erwarben sich das Eiserne Kreuz und andere Auszeichnungen. So nimmt unsere Gemeinschaft hervorragendsten Anteil an dem schrecklichen Weltkrieg im Dienste unseres Vaterlandes.

Anders liegt die Sache mit dem Eid. Hier stehen keine gegenteiligen Pflichten im Wege. Seine Ablehnung widerstreitet nicht dem Lebensinteresse des Staates. An Stelle des Eides könnte nach unserer Auffassung das einfache Gelöbnis mit den gleichen Rechtsfolgen wie beim Meineid oder Falscheid treten. Wir halten uns

Baden-Baden

Beliebtester Frühjahrs-Kurort

Mildes Klima :: Herrlicher Pflanzenwuchs

Glänzende Heilerfolge

der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht.

Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln — Bäder und Kurhaus in vollem Betrieb — Ermässigung im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an Kriegsverwundete und -kranke — Inhalatorium — Konzerte, Theater, Vorträge — Prachtvolle Spaziergänge — Bergbahn auf den Merkur (Höhenluft- und Terrainkuren) — Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurtaxefrei.

Auskunft und Prospekte durch das städtische Verkehrsamt.

Digitized by Google

strikte an das Verbot Jesu. Daß dessen Befolgung möglich ist, dürfte die Geschichte unserer Gemeinschaft lehren."

Deutsche Buchhändler, schreibt ein Feldgrauer an den Türmer, werden Ihnen vielleicht für den Hinweis dankbar sein, daß sich ihnen mit der kürzlich erfolgten Einrichtung des „Postgebietes Oberbefehlshaber Ost" ein neues, reiches Feld bietet. Noch im November klagten mir Buchhändler in Mitau, sie könnten, aus Mangel an Beförderungsgelegenheit, keine neuen Zeitschriften und Bücher erhalten. —

„Ihr" Regiment. „Frankf. Ztg.": Es ist eine schon oft erwähnte Tatsache, daß die Einwohner der von unseren Truppen besetzten französischen Ortschaften trotz aller offiziellen Greuelberichte der feindlichen Presse nicht nur ein durchaus friedliches Zusammenleben mit ihrer Einquartierung führen, sondern allmählich die Wohltaten einer guten, auf Ordnung und Sauberkeit wie auch auf Verständnis für die hilfsbedürftige Lage der zurückgebliebenen Einheimischen gegründeten Verwaltung so schätzen lernen, daß ihnen der durch irgendwelche Umstände bedingte Abschied von „ihrem" Regiment außerordentlich schwer fällt. Es wird da häufig von wahrhaft rührenden Beweisen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit sowohl einzelner Einwohner als auch ihrer eigenen amtlichen Vertreter berichtet. Mir geben nachfolgend in wörtlicher Übertragung die Ansprache des Ortsvorstehers eines Vogesendörfchens wieder, die dieser an den Führer eines seit Jahresfrist dort untergebrachten Bataillons bei dem Abrücken der Truppe richtete:

„Herr Major!

Nicht ohne schmerzliche Gefühle im Herzen erfahren wir die Nachricht von

Unterrichtsanstalten und Pensionate

Wir senden gern jedem Interessenten Prospekte empfehlenswerter Institute zu.

Chemie-Schule für Damen
von Dr. Vogtherr, Berlin SW. 11, Hedemannstr. 13/14. Beginn der Kurse 1./3. u. 1./9. Stellenverm. u Prosp. frei.

Chemie-Schule für Damen
Dr. Paula Blum
Ausbildung für Laboratorien
Vornehmer Lebensberuf
Berlin NW 6 Luisenstr. 64 Prosp. franko

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Vorbereitungsanstalt für das **Einj.-, Prima- u. Abiturienten-Examen** zu **Bückeburg.** Unter Staatsaufs. Glänzend Erfolge. Gut gel. Internat. Näheres Prosp.

Sorgf. Pflege, Erziehung, Unterricht u. Vorbild. z. ein. Lebensber. ind. geistig
Zurückgebliebene
in dem
Schröterschen Institut, gegr. 1873.
Dresden-N., Oppelstraße 44.
Prospekt. Hyg.-Ausst. Dresd. Silb. Med.

Chemieschule für Damen
Dr. Ing. Ulrich, Grimma b. Leipzig. Ausbildung in allen Zweigen der Chemie u. Bakteriologie.

Vorbildung z. Einjähr., Prim., Abit.-Prfg. i. Dr. Harangs Anst., Halle S. 39.

Dr. Asbrands Chemieschule,
Hannover-Linden, Schwalenbergerstraße 5. Ausb. von Damen in Chemie und Bakteriologie. Stellenvermittlung. Prosp. frei.

Moderner Frauenberuf. Erste Leipz. Bakteriologie u. Röntg.-Schule **Leipzig,** Keilstr. Ausf. Prosp. frei.

Technikum Hildburghausen
Programm = frei =
Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zizmann.

vorm. **Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt** Leit. Dr. Schünemann
Berlin W. 57, Zietenstr. 22—23, f. alle Militär- u. Schul-Exam., auch f. Damen. Empfehlungen aus ersten Kreisen, **hervorragende Erfolge.** In 27 Jahren bestanden **4324** Zöglinge, u. a. **2857** Fahnenj. etc. etc. Bereitet auch zu allen Notprüfungen vor, auch invalide oder beurl. Offiziere z. Reifeprüfung.

Wald-Pädagogium Bad Berka i. Thür.
Realschule :: Gymnasium :: Realgymnasium
Erziehungsschule nach Godesberger Art. Lehrer und Hauseltern, Arzt und Erzieher arbeiten Hand in Hand. Gesund. Waldleben in reiner Höhenluft, tücht. Unterr. in klein. Klassen nebst Aufsicht und Hilfe bei den Hausarb. Persönl. Erzieh. in Einzelhäusern. Planv. Pflege v. Spiel u. Sport wirk. zus. zur harmon. Ausbild. d. Jugend, zur Förder. der Zurückgebliebenen, zur Pflege und Erstarkung der Zarten. Dir. **E. Endemann.**

Dresden, Vorbereitungs-Institut Hiss (vorm. Pollatz)
Einj., Fähnr., Prima, Abitur., — auch Damen.
Gegr. 1869. • Marschnerstr. 3. — Pensionat. — Prospekt.

Dresden, Lehr- u. Haush.-Pensionat v. Frau Dr. phil. Giesselmann-Lehmann. Gegr. 1895. Erfolgr. Ausb. in Wiss., Künsten, Sprach. Engl. u. franz. Lehrer i. H. Gute Ausb. in Küche, allen Handarb., gesellsch. Form. Pens. m. Unt. v. 980 M. an.
Kaitzerstr. 15, Villa i. Schweizerv.

Gernrode-Harz Töchterpens. „Mathilde". Eig. Vill. i. 2 M. gr. Gart. i. n. N. d. Wald. gel. Elektr. Licht, Zentralh., komf. Badeeinr. Sorgf. Ausb. i. Wissensch., ges. Form., Haush., Koch., Back., Einm., Beh. d. Wäsche. Deutsch, Lit., Kunstgesch., Mus., Mal., Sanitätsk., Schneid., f. Handarb. Staatl. gepr. Lehr. Engl., Franz. i. H. Gute Verpfl. Ref. Ausf. Prosp. d. d. Vorst. **Frau Mathilde Rothe.**

Dr. H. Krause Höhere Vorbereitungs-Anstalt f. Abitur.-, Prim.-, Einj.-Examen u. alle Klass. höh. Lehranstalt. 26 jähr. glänz. Erfolge. Pens. Besond. **Damenklass.** Bish. best. 245 **Abitr.,** dar. 116 **Dam.** Prosp. fr. d. Dir. **Dr. E. Busse.**
Halle a. S.

Hannover Töchterpensionat Frl. SCHIRMER
Gründliche individuelle Ausbildung in Haushalt und Wissenschaft. Erziehung für Haus u. Leben. In Ref. Näh. Prosp.
Sextrostr. 7. I. Ranges.

Prof. Dr. Schusters Institut **Leipzig,** Sidonienstr. 59 — Gegründet 1882. —
Vorb. f. **Maturitäts-** u. **Prima-Prüfung** (auch für Aeltere und für Damen!).
„ „ **Einj.-Freiw.-Examen** etc. (nicht vers. Obert. u. a. bestand. schon n. 1/2 Jahr).
„ „ **alle Klassen höherer Schulen.** Schnelle Förder. b. Umschul. u. Zurückbl.
Vollst. Klassen VI—I. **Erfolge s. Prospekt!**

Barthsche Privatrealschule mit Internat,
Leipzig, Georgring 5, erteilt Zeugn. für den Einj.-Dienst. Sorgfält. Nachhilfe, gewissenh. Aufsicht. Neues Schulhaus. Prosp. d. Dir. **Dr. L. Rossol.**

Landschulheim Am Solling bei Holzminden für Knaben vom 7. Jahre an. Naturgemäße Erziehung auf dem Lande nach modernen Grundsätzen. Lehrplan der Oberrealsch., Latein u. Griech. fakultativ. Erziehung u. Unterr. in kleinen Gruppen. Gesunde, reichl. Kost. Sport. Spiel. Wanderungen. Handfertigkeit u. Gartenbau. Erstklass. Ref. Näh. Rusk. u. Prosp. d. d. Direktor **A. Kramer.**

Wernigerode. Wissenschaftl. und Haush.-Pensionat von Frau **Schotanus.** Kunstgewerbliche Ausbildung. Musik. Eigenes Haus am Walde. Geprüfte Lehrkräfte im Hause. Näheres Prospekt.

Digitized by Google

dem plötzlichen Abmarsch Ihres Regiments. Der Aufenthalt des Regiments unter uns wird ohne Zweifel immer die traurige Erinnerung an den Krieg wachhalten; aber dies furchtbare Unglück ist den Verhältnissen zuzuschreiben.

Was Sie betrifft, meine Herren Offiziere und Soldaten des Regiments, so müssen wir Ihnen das Zeugnis ausstellen, daß Ihr Verhalten gegen uns wirklich wackerer Soldaten würdig war. Sie haben die Schwachen und Unschuldigen zu schonen gewußt; Ihre Bemühungen haben immer dazu beigetragen, ihre Leiden so viel als möglich zu lindern. Ihre Soldaten haben sich gütig und barmherzig gezeigt gegen alle. Sie haben es besonders verstanden, meine Herren, denen unserer Brüder, die auf dem Felde der Ehre gefallen sind, die letzte Ehre zu erweisen. Diese Empfindungen hochherzigen Zartgefühls ehren Sie sehr und werden uns nie aus dem Gedächtnis entschwinden. Es liegt uns am Herzen, Ihnen heute dafür zu danken, und wir werden es in der Zukunft nicht vergessen. In der Hoffnung, daß der Friede bald soviel Leiden ein Ende machen wird, sage ich Ihnen in meinem und der Bewohner Namen nochmals Lebewohl und Dank."

Diese einfachen, warmen und für einen schlichten Landmann erstaunlich gewandt gesetzten Worte haben nicht nur der Truppe selbst und ihren Führern freudige Genugtuung bereitet — sie dürfen darüber hinaus als eines der Dokumente verzeichnet werden, die gegenüber den vielen Zeugnissen niedriger und herabsetzender Gesinnung aus feindlichem Lager einen durch seine Wahrheit und Ursprünglichkeit unmittelbar überzeugenden Gegenbeweis führen und jene Schmähredner durch den Mund ihrer eigenen Landsleute Lügen strafen.

Zur Vorbildung kriegsbeschädigter Offiziere für den Kommunaldienst findet vom 26. April bis 30. September 1916 in Düsseldorf ein Kursus statt, über den wir folgendes mitteilen:

I. Zweck. Die 1911 gegründete, wie sonstige Hochschulen dem Herrn Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten unmittelbar unterstehende Akademie für kommunale Verwaltung in Düsseldorf, deren Zweck die wissenschaftliche und praktische Vorbildung für den höheren Kommunaldienst ist, richtet für die Zeit vom 26. April bis 30. September 1916 einen besonderen Lehrgang für kriegsbeschädigte Offiziere ein.

II. Teilnehmer. Ein Anrecht auf Zulassung hat jeder deutsche Offizier. Die Gebühr, deren Erlegung zur Teilnahme an allen Vorlesungen, Übungen und sonstigen Veranstaltungen des Lehrganges, sowie an den allgemein bildenden Vorlesungen der Akademie berechtigt, beträgt 100 Mark, dazu kommt ein Krankenkassenbeitrag von 4 Mark und ein Unfallversicherungsbeitrag von 1 Mark. Die Anmeldung kann schriftlich oder persönlich bei dem Sekretariat der Akademie, Düsseldorf, Moorenstraße 5, erfolgen; Anmeldeformulare sind dort zu haben. Die Anmeldung ist möglichst frühzeitig zu bewirken.

III. Lehrplan. Der Lehrgang beginnt am Mittwoch, den 26. April. Es findet an diesem Tage die Eröffnung um 5 Uhr nachmittags statt. Die Vorlesungen beginnen am 27. April und schließen am 30. September. Der Lehrgang zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste dauert vom 27. April bis 3. August, unterbrochen durch Pfingstferien vom 10. bis 19. Juni; der zweite vom 4. bis 30. September. Die zwischen beiden Abschnitten liegenden Sommerferien werden zweckmäßig zur Durcharbeitung der im ersten Abschnitt behandelten Gebiete verwendet.

Lehrgegenstände. Es werden die für den Kommunalbeamten wichtigen rechts- und staatswissenschaftlichen Gebiete in Vorlesungen und Übungen behandelt. Eine große Zahl bekannter Lehrer erteilt den Unterricht. Jede nähere Auskunft beim Sekretariat Düsseldorf, Moorenstraße 5.

Dankbare Liebesgabe!
Kriegsteilnehmer
finden sicher Nervenberuhigung durch
„Ohropax"-
Geräuschschützer
D.R.W.Z. 158909
D.R.G.M. 520908
welche den Gehörgang gegen lästige Geräusche u. Lärm abschließen; besonders anzuwenden während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager, vor allem im Kriege. Schachtel M. 1.—, 7 Sch. M. 6.—. Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und Gummigeschäften. Alleinfabrikant Apoth.
Max Negwer, Berlin 151, Bülowstr. 56.

Lauten, Guitarren, Geigen, Mandolinen
und alle anderen Musik-Instrumente
Edmund Paulus
Markneukirchen No. 152
Katalog No. 152 gratis.

Lauten **Gitarren** **Mandolinen**

Preisliste über Lauten, Gitarren und Mandolinen frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig

Goldene Regel für Hausfrauen!

Konserviert **Eier,** solange sie billig sind, aber nur mit **Garantol,** dem billigsten, weil besten Konservierungsmittel. Ueberall zu haben. Kleinste Packung für ca. 120 Eier zu 25 Pfg. Man achte auf die Schutzmarke GARANTOL und weise Nachahmungen zurück!

In Kriegszeiten soll man sparen!
Sparsame Hausfrauen verwenden nur noch
Rauer's Mischungen
pro Pfund M. 1.30, 1.50
den durch bewährte
Kaffee-Ersatzmittel
verbilligten Bohnenkaffee
Kaffee-Rösterei
Rauer & Co.
Berlin C. 51 T.
Neue Schönhauserstr. 3

Reiner Bienen-Blüten- **Honig** gelbe Ware 10-Pfd.-Dose Mk. 12.50 frei Nachnahme. Fr. Horstmann, Bienenzüchter, Lesum-Burgdamm (Unterweser). Garantie: Zurücknahme!

Harmoniums von 46 bis 2400 Mark. Bes. auch von Jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimmig spielbare. Illustr. Katalog umsonst.
Aloys Maier, Hofl., **Fulda.**

Englisch, Französ., Italien.
gründl., gediegener Selbstunterr. anregend, unterhalt., fesselnd. Proben grat.
Vorl. Neue Fremdsprachliche Anschauungsmethode,
München, Sendlingerstr. 75.

Probehefte des Türmers
werden gern versandt. Für Aufgabe von Adressen, die Aussicht auf Erfolg bieten, ist dankbar der Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer), Stuttgart.

Die Türmer-Leser werden freundlichst gebeten, bei allen durch Anzeigen und Prospektbeilagen im Türmer herbeigeführten Bestellungen und Anfragen sich auf ihre Zeitschrift zu beziehen! ♦ ♦ ♦

Digitized by Google

Jeder wahre Naturfreund

sollte sich der Naturschutzbewegung anschließen und Leser des führenden Organs derselben, der

„Blätter für Naturschutz und Heimatpflege"

deren Bezieher eine freie Vereinigung bilden, werden. Die Zeitschrift, vornehm ausgestattet, mit gediegenem Inhalt erster Autoren, reich illustriert, bezweckt durch Wort und Schrift und insbesondere durch die rasche Tat den Schutz und die Erhaltung seltener Tier- und Pflanzenarten. Durch Verleihung von

Schutzprämien in barem Gelde

wird in weitestem Sinne

praktischer Naturschutz

getrieben. Dabei steht die Zeitschrift auf keinem sentimentalen Standpunkt, denn sie verdammt weder die notwendige Jagd noch die Stubenvogelpflege und ist kein Kulturfeind. Kurz, alle Naturfreunde gehören in ihre Reihen! Preis nur M. 5.— pro Jahr. — Probenummern gegen Porto-Ersatz (Doppelkarte genügt) liefert die Geschäftsstelle der

Blätter für Naturschutz und Heimatpflege

(Walter Benecke),

Berlin S. 61, Lehmannstr. 7.

Inserate finden durch diese Zeitschrift die wirksamste Verbreitung.

Friedrich Wilhelm

Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft

Gegründet 1866 **Berlin W 8** Behrenstr. 58—61

Neue Anträge
wurden eingereicht in

1898: M. 48 000 000

1901: M. 66 000 000

1904: M. 78 000 000

1907: M. 118 000 000

1910: M. 153 000 000

1913: M. 202 000 000

Kriegsversicherung gegen Zuschlagsprämie

Vor Abschluß einer Lebensversicherung versäume man nicht, unsere Drucksachen einzufordern. Vor Uebernahme einer stillen oder offenen Vertretung verlange man unsere Bedingungen

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Karl Storck / Mozart / Sein Leben und Schaffen /

6 Mk. 50 Pf., gebunden in Leinwand 7 Mk. 50 Pf., in Halbfranz 8 Mk. 50 Pf.

„... eine die Zeitverhältnisse, die Musikbildung, den Kulturstand berücksichtigende, geistvolle, durch passende ästhetische Reflexionen durchwebte Schilderung der Kinder-, Lehr-, Wander- und Meisterjahre der lieblichen Persönlichkeit Mozarts ..." **(Musica sacra)**

„... eine suggestive, liebevolle Einführung in die Welt Mozarts ..." **(Signale für die musik. Welt)**

„... ein modern aufgefaßtes Lebens- und Sittenbild von innerlicher, liebevoller Vertiefung in das Wesen des genialsten Meisters ..." **(Musikpäd. Zeitschrift)**

„... eine der wertvollsten Erscheinungen aus der klassisch-musikalischen Literatur." **(Blätter für Haus- und Kirchenmusik)**

„Um ein kostbares Werk ist die Mozartliteratur in Karl Storcks außerordentlichem Buch bereichert ..." **(Deutsche Musikdirektoren-Zeitung)**

„... Und wenn nun das ganze Material gar noch mit so künstlerischem Feinsinn gruppiert ist ..., dann darf man sich dieses neuen Buches erst recht freuen." **(Dr. Max Burkhardt im „Musiksalon")**

„... Das Storcksche Buch ist von warmer Liebe für den herrlichen Meister durchdrungen und wohl imstande, solche Liebe auch im Leser anzufachen." **(Die Musik)**

„... wenn es gar ein so vortreffliches ist, so wünsche ich ihm Freunde, die ihm einen Ehrenplatz in ihrer Hausbücherei einräumen ..." **(Die Harmonie)**

Digitized by Google

Lernt fremde Sprachen!

Die Wichtigkeit dieser Forderung ist noch nie durch einen Umstand so überzeugend zutage getreten, als wie durch den bestehenden Weltkrieg. Diese Tatsache spiegelt sich am besten ab in den vielen Tausenden von Feldpostbriefen, in denen die Notwendigkeit der Kenntnis fremder Sprachen zum Ausdruck gebracht und bezeugt wird, welche Vorteile den sprachkundigen Deutschen in den besetzten Kriegsgebieten geboten werden.

Was für glänzende Aussichten aber erst dem Sprachkundigen für die Zukunft winken, wird sich zeigen, sobald der Frieden geschlossen ist und der wirtschaftliche Wettbewerb der Völker untereinander wieder einsetzt. An jeden Vorwärtsstrebenden ergeht daher der dringende Ruf, fremde Sprachen zu erlernen, um für den friedlichen Kampf um den Vorrang des Welthandels gerüstet zu sein.

Der beste Weg hierzu bietet sich in den weltberühmten Unterrichtsbriefen nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Nach dieser in vielen Jahrzehnten erprobten Methode kann jeder, ohne irgendwelche Vorkenntnisse zu besitzen, leicht und bequem Französisch, Englisch, Italienisch, Russisch, Polnisch, Ungarisch, Rumänisch usw. erlernen. Verlangen Sie noch heute die Einführung Nr. 17 in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache von der

Langenscheidt

schen Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt) in Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer), Stuttgart

Wilhelm Steinhausen
Das Gastmahl

Ev. Luc. 15, V. 2:

Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.

Farbige Künstlersteinzeichnung in der Bildgröße von 69½:38 cm,
Blattgröße 100:73 cm.

Preis 5 M., für Türmer-Leser 3 M. 80 Pf.

einschließlich der Versandkosten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 055973629

Digitized by Google